

Reg 143 dn

# Unsere Zeit.

Deutsche Revue der Gegenwart.

Monatsschrift zum Conversations-Lexikon.

Herausgegeben

von

Rudolf Gottschall.

Neue Folge. Achter Jahrgang.

In halbmonatlichen Heften zu 6 Ngr.

Erstes Heft.

(1. Januar 1872.)



Leipzig:

F. A. Brockhaus.

1872.

## Inhalt.

---

	Seite
<b>Der Krieg Deutschlands gegen Frankreich 1870 und 1871.</b> Von Karl Jund. Vom Beginn des Krieges bis zur Capitulation von Sedan. I. . . . .	1
<b>Alexander Herzen.</b> Von Friedrich Althaus. . . . .	21
<b>Der Schlaftrunk.</b> Eine culturhistorische Studie. . . . .	57

---

### Chronik der Gegenwart:

<b>Nekrologe:</b> Johann Baptist Valzer. — Karl Joseph Litschauer. — Hermann Lehnert. . . . .	68
<b>Politische Revue:</b> Die Parteien in Frankreich, die Bonapartisten und Orleansisten. — Die Herzoge von Anmale und Joinville und die Nationalversammlung. — Präsident Thiers und seine Antecedentien. — Die Botschaft vom 8. December und das Georgsfest in Petersburg. — Die Restitution der Güter der Orleans und die Uebersiedelung der Nationalversammlung nach Paris. — Deutsch-französischer Conflict und der Belagerungszustand in den occupirten Departements. — Die versailer Kriegsgerichte und ihre Urtheile. — Die Herbstsession des Deutschen Reichstages und ihre Beschlüsse. — Die Sitzung des preussischen Landtags. — Die Steuerreformen des Finanzministers Camphausen. — Die Aufbesserung der Beamtengehälter. — Collisionen zwischen Reichsgesetz und Particulargesetzgebung und Anträge in der bairischen und württembergischen Kammer. . . . .	70

---

**Unsere Zeit.**

**Deutsche Revue der Gegenwart.**

---



Reg. 143. An  
**Unsere Zeit.**

**Deutsche Revue der Gegenwart.**

**Monatschrift**

zum

**Conversations-Lexikon.**

~~~~~  
**Neue Folge.**

**Achter Jahrgang. Erste Hälfte.**



**Leipzig:**

**F. A. Brodhaus.**

**1872.**

1628 11 20 12



12. VI. 19

# Der Krieg Deutschlands gegen Frankreich 1870 und 1871.

Von

Karl Junck.

Vom Beginn des Krieges bis zur Capitulation von Sedan.

## I.

1) Einfluß der Eisenbahnen auf die moderne Kriegsführung. Vergleich des französischen mit dem deutschen Eisenbahnetz. Das deutsche Etappenwesen. Die französische Mobilmachung und ihre Mängel. Thiers über die französische Heeresorganisation. Mängel in der französischen Heeresverwaltung.

Sehr richtig sagt ein neuerer Militärschriftsteller, daß die Elemente, aus welchen General von Clausewitz die Kriegstüchtigkeit eines Heeres bestehen läßt, in neuester Zeit um zwei vermehrt worden seien, und zwar erstens um den durch die strategische Anlage des Bahnnetzes bedingten Bewegungsmoment, sowie zweitens um den der Feldtelegraphie als factischen Commandirapparat, wodurch allein die einheitliche Leitung der riesigen Heeresmassen ermöglicht wird, welche in der Jetztzeit die Kriegsschauplätze betreten. Der Verfasser der sehr lehrreichen und zeitgemäßen Schrift „Das österreichisch-ungarische Eisenbahnetz und die Schlagfertigkeit der Armee“\*) gibt über das neuere Hülfsmittel der Kriegsführung, die Eisenbahnen, sehr beherzigenswerthe Andeutungen. Es ist einleuchtend, daß eine rasch durchgeführte Mobilisirung der Truppenkörper der Concentrirung eines activen Heeres an der Grenze vorausgehen muß, wenn dieses in den Stand gesetzt werden soll, rechtzeitig, d. i. vor dem Gegner die Offensive ergreifen zu können. Eine solche Mobilisirung, welche in der Einberufung der Urlauber und Reservemannschaften, der Completirung der Cavalerie, Artillerie und Armeetrains durch anzulaufende Pferde, der Aufstellung von Colonnen-, Proviantmagazinen und Munitionreservetrains, der Verproviantirung von Festungen und der Ansammlung von Verpflegungsartikeln auf der Basis, beziehungsweise in den, der beabsichtigten Operation als Stützpunkt dienenden größten Waffenplätzen u. s. w. besteht, ist aber wieder nur dann schnell durchzuführen möglich, wenn ein dichtverzweigtes Eisenbahnetz im Innern des Reiches der Heeresleitung zur

\*) Wien, Lehmann u. Wenzel, 1871.

Verfügung steht, mittels dessen sich die auf dem ganzen Territorium der Monarchie verbreiteten Armeetheile sammeln und mit möglichst geringem Zeitverlust an den Ort ihrer Bestimmung gebracht werden können.

Da ein in strategischer Beziehung vervollständigtes, dichtes Eisenbahnnetz noch die militärisch wichtige Eigenschaft besitzt, telegraphische Ordres nach allen Richtungen befördern zu können, muß die Mangelhaftigkeit desselben naturgemäß sowol auf die rasche Mobilisirung als die Kriegführung selbst die nachtheiligsten Einflüsse üben und eine Art Lähmung des Haupt-Commandirapparates zur Folge haben, welcher erfahrungsmäßig auf die einheitliche Leitung und prompte Ausführung der Mobilmachung der Wehrkräfte und des eventuellen strategischen Aufmarsches sowol als der exacten Durchführung strategischer und taktischer Manöver auf dem Kriegstheater direct influirt und mindestens einen ebenso großen Antheil am Siege hat als die Tapferkeit der Truppen. Ohne einen wohlorganisirten Feldtelegraphendienst, welcher an die bereits bestehenden Bahn-telegraphenlinien gelegentlich anknüpft, um in entscheidenden Momenten überallhin mit Blitzesschnelle die Befehle des Höchstcommandirenden tragen, und ebenso demselben über alle seinem Gesichtskreise entzogenen Vorfälle berichten zu können, ist heutzutage eine erfolgreiche Kriegführung nicht denkbar, und müssen dann nur Mißverständnisse und endlich Verwirrung an die Stelle der so nöthigen Klarheit und Besonnenheit treten.

Der deutsch-französische Krieg bietet in dieser Hinsicht die eindringlichsten Lehren dar. Die staunenswerthe Ordnung und Regelmäßigkeit bei der Mobilisirung und den operativen Bewegungen der deutschen Armeen ist hauptsächlich in der vollkommenen militärischen Organisation des Eisenbahn- und Telegraphenwesens zu suchen; der Telegraph ist der Vermittler der Geistesthätigkeit des Heerführers mit den untergeordneten Corpschefs, und die Anzahl der strategischen Schienenlinien bildet den Exponenten für den materiellen Kraftmoment der operirenden Armeen. Wenn man von den Siegen Napoleon's I. zu sagen pflegte, daß sie von den Beinen seiner Soldaten gewonnen wurden — analog dem alten *in pedibus robur* — wird man mit Fug und Recht von jenen des neuen Kaisers von Deutschland sagen können, daß sie ihm die gelegentlich des Aufmarsches am Rhein activirten Locomotiven gewonnen haben, welche sein Heer im rapiden Anlaufe den unbereiteten Franzosen entgegenwarfen.

An einer andern Stelle legt die vorerwähnte Schrift sehr richtig dar, daß sich der strategische Sieg, welcher stets den taktischen vorbereitet, wenn die Niederlage des Gegners eine den Feldzug entscheidende werden soll, an die Fahnen derjenigen Armee knüpfen müsse, die früher als die gegnerische ihre Concentrationsbewegungen durchzuführen und ihre schlagfertigen Colonnen zu einer offensiven Action zu bringen in der Lage ist, bevor noch die letztere zur Durchführung ihres Operationsentwurfes zu schreiten vermag, der denn auch, soweit man ihn fassen kann, durchkreuzt sein wird. Das Mittel zur Erreichung dieses strategischen Zieles bietet der Heerführung nur das zur möglichst vollkommenen Entwicklung gebrachte einheimische Eisenbahnnetz.

Wenn Frankreich ungeachtet seines so günstig angelegten Eisenbahnnetzes mit seiner Mobilmachung und der Concentration seiner Streitkräfte längs seiner Grenzen hinter Deutschland zurückblieb, so liegen die Ursachen in all jenen Mängeln seiner Armee selbst, auf die wir früher schon hingedeutet haben. Bei einem Vergleich der Eisenbahnnetze Frankreichs und Deutschlands hinsichtlich der Benutzung für Kriegszwecke stellen sich für Frankreich große Vorzüge heraus. „Das französische Eisenbahnnetz“, sagt Borstadt, „ist, namentlich nach Osten hin, gleichsam nach strategischen Grundsätzen und nach einem einheitlichen Centralisations-system construirt. Strahlenförmig von den Hauptpunkten, insbesondere von Paris ausgehende große Eisenbahnlinien gestatten es, nach allen Punkten der Ostgrenze in gesonderten Linien große Truppenmassen schnell zu befördern; außerdem

erleichtern eine parallel mit der Grenze laufende, durch Festungen gedeckte Gürtelbahn sowie zahlreiche Quervercommunicationenlinien die Verbindung der an der Ostgrenze aufgestellten Armeen untereinander und begünstigen deren schnelle Verschiebung von einem Punkte zum andern erheblich. Das deutsche Eisenbahnnetz zeigt dagegen den Charakter der frühern politischen Zerrissenheit und der particularistischen Bestrebungen. Gleichsam willkürlich, einzig und allein nur auf das nächste Handelsinteresse und den Personenverkehr berechnet, ist das Eisenbahnnetz nach und nach ausgebaut und läuft wirt durcheinander. Das Rentiren der Eisenbahnen ist der entscheidende Factor geblieben, und sind daher einzelne Theile des Landes mit concurrirenden und nach allen Seiten sich kreuzenden Eisenbahnen überfüllt, während andere Landestheile eisenbahnleer sind. An der Westgrenze fehlt die verbindende wichtige Moselbahn Koblenz-Trier noch ganz, die Eifelbahn ist noch nicht vollendet, auf die Trier-Saarbrücker Bahn ist, da sie auf der Strecke Saarburg-Saarbrücken parallel nahe der französischen Grenze hinläuft, beim Truppentransport nicht zu rechnen.

„Vor Beginn des Krieges stimmten daher viele Eisenbahnsachmänner darin überein, daß bei einem zwischen Deutschland und Frankreich ausbrechenden Kriege der Vortheil der Eisenbahnen so entschieden auf französischer Seite sein würde, daß es den deutschen Herrn kaum gelingen dürfte, die Rheinbarriere zu erreichen und zu besetzen, bevor die französische Armee mit voller Macht zum Angriffe gegen dieselbe bereits vorgerückt wäre. Der Erfolg hat aber 1870 gezeigt, daß das mangelhaftere deutsche Eisenbahnnetz die deutschen Armeen nicht verhindert hat, schneller als die Franzosen auf dem linksrheinischen Kriegsschauplatz zu erscheinen und ihre Operationen zu beginnen, als der strategische Aufmarsch der französischen Armee noch nicht vollendet war. Es ist dies ein Triumph deutscher Energie in Ueberwindung von Schwierigkeiten aller Art und der in richtiger Voraussicht in Deutschland für einen Kriegsfall getroffenen gründlichen Vorbereitungen.

„Nichts war in diesen Beziehungen von deutscher Seite verabsäumt worden. Der Massentransport von Truppen, als eine außergewöhnliche Aufgabe für das Eisenbahnpersonal, erfordert einen überaus künstlichen, gewaltigen Ausführungsapparat, der, wenn er im gegebenen Moment schnell und dennoch sicher functioniren soll, in allen Theilen im voraus genau erwogen, regulirt und organisiert sein muß. Wie bei der Mobilmachung, so ist auch hinsichtlich der Eisenbahnbeförderung die collegialische Mitwirkung von Civil- und Militärbehörden, wie sie für Kriegszwecke nur in sogenannten Militärstaaten gefunden werden kann, von hoher Bedeutung. Eine permanente besondere Eisenbahnabtheilung des Großen Generalstabes hat im Frieden die specielle Aufgabe, durch Vermittelung der Civilbehörden in genauester Kenntniß von dem momentanen Stande und der Leistungsfähigkeit der verschiedenen deutschen Eisenbahnen zu bleiben und alle erforderlichen Vorkehrungen zu treffen, um die vorhandenen Eisenbahnen für kriegerische Zwecke auszunutzen. An der Hand der früher, namentlich 1866 gesammelten Erfahrungen war ein bestimmtes System entworfen, nach welchem bei Beginn eines Krieges die Massenbewegung der Truppen auf den Eisenbahnen stattfinden sollte.

„Mit der Mobilmachung der Armee trat die für solchen Fall vorgesehene Executivcommission, aus dem Ministerialdirector des Handelsministeriums, Weißhaupt, und dem Chef der Eisenbahnabtheilung des Generalstabes, Oberstlieutenant von Brandenstein, bestehend, sofort zusammen und entwarf auf Grund der Directiven, welche derselben hinsichtlich der Concentration der Armee an der Westgrenze durch den Chef des Großen Generalstabes, General der Infanterie von Moltke, zugingen, den Truppen-Beförderungsplan im großen Ganzen. Es wurden für Norddeutschland zehn, für Süddeutschland drei Eisenbahnlinien zu den Truppentransporten bestimmt und für eine jede dieser Linien eine besondere Liniencommission ernannt, welche aus einem Generalstabsoffizier und einem

höhern Eisenbahnbeamten bestand, den Eisenbahndirectionen übergeordnet war und die detaillirten Militärfahrpläne auf der betreffenden Linie zu entwerfen und zu überwachen hatte. Außerdem schloß sich das gesammte Etappenwesen, welches seit 1866 wesentlich neu geordnet und verbessert worden war, unmittelbar an diese Militär-Eisenbahnlinien an, da diese auch nach erfolgtem Massentransport den vorrückenden Armeen als Hauptverbindungslinien mit dem Inlande verblieben und auf ihnen Verpflegung, Munition und Ersatzmannschaften nachgeschickt werden sollten. Es mußte zugleich darauf Bedacht genommen werden, daß den Truppen bei dem Transport auf weite Strecken, an bestimmt ausgewählten Punkten mehrstündige Erholung von der angreifenden Eisenbahnfahrt sowie Verpflegung zutheil würde. Für diese Hauptstationsorte wurden besondere Linien-Etappencommandos eingesetzt, die aus je einem Offizier, einem Verpflegungs- und einem Eisenbahnbeamten zusammengesetzt waren und außer der Verpflegung der Truppen auf diesen Ruhe- und Erfrischungstationen für die genaue Innehaltung und Zeitfolge der Züge zu sorgen hatten.

„Nur dadurch, daß der sämmtliche im Kriege für die Truppen-, Verpflegungs- und Munitionstransporte in Anspruch genommene Eisenbahnbetrieb unter eine einheitliche, zweckmäßig gegliederte Verwaltung gestellt wird, ist es möglich, etwas so Großartiges mit überraschender Schnelligkeit und minutiöser Pünktlichkeit zu leisten, wie es bei der Truppenbeförderung im Juli 1870 mit nur einem einzigen größern Unfall (bei Wallhausen infolge falscher Weichenstellung) durchgeführt wurde. Der hierzu erforderliche Betriebsapparat läßt sich im Augenblicke des Bedarfs nicht improvisiren; wie bei der Mobilmachung muß alles vorgeesehen, vorbereitet und gleichsam auf dem Papier organisirt sein. Dies war in Berlin geschehen, und so konnte wenige Tage nach dem Mobilmachungsbefehl der überaus complicirte Fahrplan für die Truppenbeförderung von 13 Armee-corps, in welchem der Abgang, das Eintreffen sowie die Stärke der Eisenbahnzüge Tag für Tag, Stunde für Stunde bis auf die Minute herab mit genauer Bezeichnung der Reihenfolge und Stärke der zu befördernden einzelnen Truppentheile nach Maßgabe der Lage ihrer Garnisonen und ihrer Bestimmung festgestellt war, als unabweichliche Richtschnur ausgegeben werden.

„Die Zeit drängte, denn schon am 23. Juli (dem achten Mobilmachungstage) sollte für Norddeutschland mit dem Eisenbahntransport begonnen werden und derselbe unausgesetzt 14 Tage andauern. Zunächst mußte dafür Sorge getragen werden, daß die Bahnverwaltungen auf den Anfangspunkten der verschiedenen zur Verwendung gelangenden Eisenbahnlinien die erforderliche Anzahl Locomotiven, Waggons und das benötigte Betriebspersonal zusammenziehen konnten, wobei auf einen regelmäßigen Turnus der Zurücksendung der an den Endpunkten angelangten Wagen sowie auf eine Ablösung der Betriebsbeamten\*) besonders Bedacht zu nehmen war. Es wurde daher der Privatverkehr auf den zum Massentransport der Truppen bestimmten Eisenbahnstrecken schon einige Tage vorher eingeschränkt und während der wirklichen Truppenbeförderung gänzlich eingestellt.

„Ein auf 100 Achsen berechneter Eisenbahnzug ist im Stande, 1 Infanteriebataillon oder 1 Batterie oder 1 — 1½ Escadrons fortzuschaffen, sodaß daher ein mobiles

\*) Vorbstadt sagt hier: „Als im Jahre 1859 der große Massentransport österreichischer Truppen nach dem italienischen Kriegsschauplatz begann, war — alles vorgeesehen und auf das trefflichste organisirt, um wahrhaft großartige Leistungen ins Leben treten zu lassen. Nur Eins war übersehen: die Ablösung der Betriebsbeamten aller Art. Die Folge davon war, daß die unausgesetzt Tag und Nacht angestrengten Beamten zuletzt der Ermüdung bergegalt unterlagen, daß Unglücksfälle auf den Eisenbahnen sich häuften und der Eisenbahnbetrieb um mehrere Tage ganz unterbrochen werden mußte.“

Armee-corps 90—100 Züge für seinen Transport bedarf. Bisher rechnete man als höchste Leistung beim Truppentransport, daß täglich bei eingeleisigen Bahnen 8—10, bei zweigleisigen 12—14 Truppenzüge abgelassen werden könnten, die einander in  $1\frac{1}{2}$ —2 Stunden folgten. Die Leistungen der deutschen Eisenbahnen im Juli 1870 übertrafen aber noch dieses Maximum, indem es durch Steigerung aller Betriebs- und Verwaltungskräfte dahin gebracht wurde, daß täglich auf eingeleisigen Bahnen 14, auf zweigleisigen Bahnen 18 Militärzüge abgelassen wurden, diese sich mithin bei letztern schon in dreiviertel Stunden folgen konnten, eine Leistung, die bisher unübertroffen dasteht. Günstig zur Lösung dieser überaus schwierigen, alle Kräfte bis aufs äußerste anspannenden Aufgabe wirkte der Umstand ein, daß die einzelnen Truppentheile schon in Friedenszeiten in der schnellen und geordneten Einwaggonirung auf Eisenbahnen praktisch geübt waren, diese mithin in möglichst kurzer Zeit erfolgen konnte, und daß zur Erleichterung des Ein- und Ausschiffens für die erforderlichen Rampen, Brücken sowie für die innere Einrichtung der Wagen überall Sorge getragen war. Auch in Süddeutschland erwiesen sich die getroffenen Vorkehrungen und Arrangements beim Eisenbahntransport der Truppen zweckmäßig. Derselbe begann, da verhältnißmäßig nur kürzere Strecken zurückzulegen waren, am 27. Juli, dem 12., respective 11. Mobilmachungstage, und währte bis zum 5. und 6. Aug. Am 31. Juli war jedoch die eigentliche Truppenbeförderung beendet.

„Aus Frankreich fehlen über die Details des Eisenbahntransports der Truppen zur Zeit noch genauere Angaben. General Guhot war mit der Leitung der Kriegstransporte betraut. Eine Erschwerung für den Eisenbahnverkehr war es jedenfalls, daß selbst, als die größern Massenbeförderungen auf den östlichen Eisenbahnen begonnen, noch immer einzelne Trupps von Reservern nach allen möglichen Richtungen zu befördern waren, die den Betrieb um so mehr störten, als viele Reservisten, die zu ihren Depots stoßen sollten, nicht in geschlossenen Abtheilungen, sondern einzeln die Eisenbahn benutzten.“

Wir haben uns nunmehr der französischen Mobilmachung selbst zuzuwenden. Niemand wird den Grundsatz bestreiten wollen, daß diejenige Heeresverfassung des Landes die beste sei, welche demselben gestattet, im Kriegsfall in der kürzesten Zeit mit vollzähligen und wohlgeschulten Kriegsbataillonen vom Friedens- auf den Kriegsfuß übergehen zu können. Frankreich hat diese Probe schlecht bestanden, wiewohl es bereits am 14. Juli die Reservisten einberief und, weil man den Krieg haben wollte, alles aufbot, um einen Vorsprung in den Rüstungen zu erlangen. Es war dies denn auch in der That der Fall; allein gerade die Ueberstürzung der Mobilmachungsmaßregeln, der Mangel an genügender Vorbereitung und Ordnung, der in der Ausführung herrschte, erzeugten eine Verwirrung, die sich mit all ihren nachtheiligen Folgen auf die Kriegsführung selbst übertragen mußte und zur Genüge bekundete, wie mangelhaft überhaupt seine Heeresorganisation beschaffen sei.

Daß dem so sei, hierfür liegt ein französisches Actenstück selbst vor, das einen tiefen Einblick in Frankreichs Wehrverhältnisse vor dem Kriege und während desselben gewährt; ein historisches Actenstück, das daneben ebenso viel zwischen als in den Zeilen lesen läßt und das von dem Manne herrührt, der wegen seiner bis zur geschichtlichen Fälschung übertriebenen Schilderung französischer Kriegsthaten nicht freizusprechen ist von der blinden Selbstüberschätzung, mit der Frankreich diesen Krieg aufnahm: wir meinen Thiers selbst. In der Sitzung der Nationalversammlung, in welcher über die Annahme der Friedenspräliminarien entschieden wurde (am 15. März 1871), äußerte sich der Chef der Exekutivgewalt über die Lage Frankreichs. Nachdem derselbe über die absolute Nothwendigkeit gesprochen, weshalb Frankreich den Frieden bedürfe, fährt er fort:

„Ich zweifle nicht an Frankreichs Macht, aber ich zweifle an seiner heutigen Organisation. Seine militärische Organisation ist gebrochen, das ist das Geheimniß seiner Schwäche.

„Warum ist diese Organisation gebrochen worden? Als man die Thorheit begangen hatte, im Monat Juli den Krieg zu erklären, da habe ich vom ersten Tage an gesagt, daß Frankreich nicht vorbereitet sei. Wie konnte man Infanterieregimenter von 13—1400 Mann Effectivstärke in acht Tagen zu 3000 Mann starken Kriegsregimentern machen? Das war unmöglich. Ich habe damals zu den Ministern gesagt: «Stellen Sie mich dem Kriegsminister gegenüber, und ich werde ihm beweisen, daß Sie nicht vorbereitet sind, daß Sie es nicht sein können.»\*)

„Sie wissen, was geschah; um die Vollzähligkeit herzustellen, mußte man statt eines Regiments zwei schicken, d. h. man mußte, um mich so auszudrücken, die Cadres ohne Soldaten schicken, was ohne Beispiel in der Militärorganisation war. Ich habe es allen Mächten wiederholt: Frankreich war dasselbe, was es immer gewesen ist, aber seine Organisation war durch die Unklugheit und Unerfahrenheit der gefallenen Regierung zerstört worden.

„Man führte also den Krieg mit leeren Cadres. Und was geschah? Von 120 Regimentern wurden 116 bei Sedan und Metz zu Gefangenen gemacht. Infolge dessen wurde man gezwungen, den Krieg ohne Cadres, ohne Offiziere fortzusetzen, mit tapfern Soldaten — der Feind selbst hat ihre Tapferkeit mir gegenüber anerkannt —; sie bilden darum noch keine Armeen. . . Ich will nicht etwa Frankreichs Schwäche vor Ihnen vertheidigen: ich sage nur, daß unsere Organisation gebrochen ist, und daß Sie dieselbe nicht in einigen Tagen wiederherstellen können. Ich wiederhole: nicht Frankreich ist gebrochen und ohnmächtig, sondern nur seine Organisation ist durch eine Unklugheit sondergleichen vom Beginne des Krieges an vernichtet.

„Frankreich konnte zu allen Zeiten eine, zwei, drei Armeen aufstellen. Diesmal ist ihm das nicht gelungen, weil man den Krieg nur mit Cadres führte, und weil es nachher keine Cadres mehr in Frankreich gab. So muthig die Bauern, die Bürger auch sein mögen — wenn sie den Krieg nicht verstehen, sind sie keine wirklichen Soldaten. Der Beweis liegt in unsern letzten Niederlagen vor uns. Es waren tapfere und geschickte Männer: der General Faubherbe, der General Chanzy, der General Bourbaki; und trotzdem, welche Resultate haben sie erreicht? Es ist nicht ihre Schuld, ihrem Talent und ihrer Energie lasse ich Gerechtigkeit widerfahren. Nicht weniger wahr ist es aber, daß die Armee des Generals Faubherbe zerstreut und in die festen Plätze geworfen worden ist; daß der General Bourbaki, der das Unglück seiner Armee nicht überleben wollte und der es nur wider seinen Willen überlebt hat, gezwungen wurde, seine besetzte

---

\*) Aus der Commission, welche niedergesetzt worden war, um den Entwurf der Kriegserklärung zu prüfen, berichtet der glaubwürdige „Tours“ folgende Unterredung:

Fr. von Kératry: Marschall, sind wir bereit?

Marschall Leboeuf: Vollständig bereit.

Fr. von Kératry: Geben Sie uns Ihr Ehrenwort darauf? Bedenken Sie, es wäre ein Verbrechen, Frankreich in einen Kampf zu stürzen, ohne alles vorhergesehen, sich vor allem sichergestellt zu haben!

Marschall Leboeuf: Ich gebe Ihnen mein Ehrenwort, daß wir über und über bereit sind. (Allgemeine Befriedigung.)

Fr. von Cassagnac: Noch ein Wort. Was verstehen Sie denn eigentlich unter den beiden Worten, bereit sein?

Marschall Leboeuf (mit Autorität): Ich verstehe darunter, daß, wenn der Krieg ein Jahr dauerte, wir nicht einmal einen einzigen Gamaschknopf zu kaufen bräuchten.

Armee der Schweiz zu überliefern, ohne seine Schuld; und daß sogar General Chanzy sich zurückziehen mußte. . . .“

Thiers suchte damals eben zu beweisen, daß man mit einer unfertigen Armee über-eilt den Krieg begonnen, daß dieselbe mit sammt den Cadres vernichtet worden sei, daß die Heere der Republik noch weit unfertiger dem Feinde entgegengetreten seien, und so-mit Frankreich nichts übrigbleibe, als Frieden zu schließen und sich die erhaltenen furcht-baren Lehren vor Augen zu halten.

Wir haben bereits erwähnt, daß in Frankreich die Einberufung der Reserven am 14. Juli befohlen wurde, thatsächlich aber schon sechs Tage früher begonnen hatte. Die ersten aus Algier herausgezogenen Truppen trafen gegen den 20. Juli in Toulon ein; um aber die östlichen Waffenplätze Frankreichs mit allem für den Krieg Erforderlichen zu versehen, begann schon Mitte Juli die großartigste Thätigkeit der französischen Eisen-bahnen, insbesondere galt es die Waffenplätze ersten Ranges, Metz und Straßburg, zu Stützpunkten für die hochliegenden Kriegsplane der französischen Marschälle zu machen, für die ursprünglich beabsichtigte Offensive gegen Deutschland.

Das Zurückziehen der Reserven bei ihren Truppentheilen erfolgte aber langsam und unter den größten Schwierigkeiten, indem diese letztern oft schon in Bewegung waren, sodaß die Reserven das Land nach jeder Richtung durchzogen und dann häufig in mangeln-der Ausrüstung eintrafen. So kam es, daß die meisten Corps gegen die nördliche und östliche Grenze vorgeführt wurden, bevor die zahlreichen Reserven, ja selbst die Urlauber bei ihnen eintrafen. Nicht minder erschwerend auf eine schnelle und tadellose Mobil-machung wirkten auch noch die folgenden Ursachen ein. In Frankreich befolgt man das Princip, die Garnisonen häufig wechseln zu lassen, wozu schon — ganz abgesehen von politischen Gründen — das Heranziehen und Wechseln der Regimenter bezüglich der großen Besatzungen von Paris und Lyon, ebenso aber der stehenden Lager nöthigt. Eine Folge des hierdurch vielfältig herbeigeführten Garnisonwechsels ist, daß zahlreiche Re-gimenter oft durch weite Strecken von ihren Depots getrennt werden. Da es nun den einzelnen Truppentheilen an bleibenden Ergänzungsbezirken fehlt, diese ihnen vielmehr da zugewiesen werden, wo sie zur Zeit ihren Standort haben, so folgt von selbst, daß ein solcher Truppentheil sich nicht selten aus den entlegensten Provinzen zu completiren hat. Da die in die Reserve eintretenden beurlaubten Leute aber im Regimentsverbande bleiben, so ergeben sich aus derartigen Verhältnissen für den Mobilisirungsfall Hemmnisse, welche nicht größer gedacht werden können. Diese Reserven müssen sich nämlich dann zuerst zu den stehenden, nicht selten vom Regiment und seinen Aushebungsbezirken weit entfernten Depots begeben, um hier vollständig ausgerüstet zu werden, und dann wiederum die Reise zu ihrem Truppentheil antreten, der mittlerweile — wie das 1870 der Fall war — schon in Bewegung sich befindet. Die unausbleiblichen Verzögerungen und das all-gemeine Durcheinander, die durch solche schwerfälligen Einrichtungen gerade in dem ent-scheidendsten Moment eintreten müssen, haben ungemein hinderlich auf die französische Mobilmachung eingewirkt. Die Verwirrung im großen und ganzen wurde aber noch ärger, als die Corps die Weisung erhielten, sich aus den nächsten Aushebungsbezirken zu com-pletiren, ohne auf ihre in Bewegung befindlichen und sie suchenden Reserven Rücksicht zu nehmen. Ein anderer Nachtheil und Zeitverlust für die beschleunigte Kriegsformation der französischen Armee ging aus dem Umstande hervor, daß dieselbe, weil ihr im Frieden eine höhere taktisch-administrative Gliederung fehlt, erst bei der Mobilmachung sich in Brigaden, Divisionen und Corps formirte. Nur die großen Garnisonen von Paris und Lyon, die Garde und die im Lager von Châlons zusammengezogenen Truppen machten hiervon eine Ausnahme, waren aber ihrem Stärkeetat nach ebenfalls auf dem Friedens-stande. Alle die vorerwähnten Neuformationen in größere Armeeglieder wurden selbst-

verständlich überstürzt und mußten um so größere Nachtheile im Gefolge haben, als gleichzeitig damit in den höhern Commandostellen und Stäben zahlreiche Wechsel stattfanden, sodaß viele Generale nicht die Truppen und diese nicht ihre Befehlshaber kannten. Die Consequenzen hiervon übertrugen sich auf den alsbald beginnenden Feldzug, dessen rasch nacheinander folgende Ereignisse das französische Heer in seiner Unfertigkeit über-raschten und aus dieser gar nicht mehr herauskommen ließen.

Anderer Uebelstände, die sich nach Vorbüdt bei der Mobilisirung der französischen Armee sehr fühlbar machten, bestanden in dem Trainwesen. Das Trainmaterial befand sich nicht, wie in Preußen, bei den Truppentheilen unter ihrer Friedensobhut, sondern war auf einzelnen Punkten aufgespeichert und mußte daher erst besonders vertheilt und an die Truppen versandt werden. So waren fast angesichts des Feindes noch einzelne Truppentheile ohne Train, ohne Ambulancen, ohne Krankenwärter, ohne Verwaltungsbeamte, wie dies aus den in den Tuileries und in Saint-Cloud später gefundenen Papieren zur Genüge hervorgeht. Auch alle andern Kriegsvorräthe waren massenhaft auf einzelnen Punkten concentrirt, fehlten aber an den entfernten Punkten des Landes, wo kleine Magazine nicht vorhanden waren, und konnten dann, als die allgemeine Bewegung begann, nicht mehr dahin geschafft werden. So ist denn auch erklärlich, daß französische Truppentheile bei Ausbruch des Krieges im eigenen Lande an allem Mangel litten, daß z. B. die zahlreichen Truppen, die um Metz versammelt waren, weil es ihnen an Brot fehlte, den Zwieback verzehren mußten, der als Reserbebestand dienen sollte. Nicht einmal eine genügende Anzahl von Feldbäckern war diesen Truppen beigegeben. Ebenso fehlte es bei einzelnen Corps an Geld, um die Truppen zu ernähren. Erst am 28. Juli wurden die Lieferungen für die Armee öffentlich ausgeschrieben.

Auch der Mangel an Pferden machte sich in Frankreich im Augenblicke des so sehr erhöhten Bedarfes zum Nachtheil der Mobilisirung ungemein bemerkbar. Frankreich hatte nicht wie Preußen ein entsprechendes Pferdeconscriptionsgesetz, das gestattet, den Bedarf an Zugpferden für den Train und die Artillerie in wenigen Tagen beizustellen. Wohl hatte man früher schon aus Ersparungsrücksichten eine größere Anzahl von Zugpferden bei den Landwirthen eingestellt und diesen gegen die Verpflichtung, diese Pferde im Bedarfsfalle sofort wieder in den Depots abzuliefern, die Nutznießung gestattet. Die Ueberwachung dieser Pferde fand seitens der Remontedepots statt. Wie bei frühern Veranlassungen, so suchte man auch jetzt wieder dem Mangel an geeigneten Pferden dadurch in etwas abzuheifen, daß man einen Theil der Pferde der schweren Cavalerie an die Artillerie abgab, den hieraus aber entstehenden Abgang bei der erstern wieder dadurch zu decken suchte, indem man derselben die Pferde der reitenden Gendarmmerie zuwies. Dessenungeachtet war bei der Mobilisirung noch lange nicht der gesammte Pferdebedarf bei der Armee gedeckt, und unter den vorhandenen befand sich viel unbrauchbares Material.

Am schlimmsten endlich sah es um die Organisation der Mobilgarden aus, welche bekanntlich zu Besatzungstruppen bestimmt waren. Man darf sagen, die Mobilmachung fiel so ziemlich mit der Organisation dieser Truppen zusammen, die jetzt ihre erste Probe bestehen sollten. Selbstverständlich schritt man angesichts des Krieges zuerst zur Formation der Mobilgarde in den dem Kriegsschauplatz zunächstgelegenen nördlichen und östlichen Departements. Einen Tag nach der Uebergabe der französischen Kriegserklärung in Berlin erfolgte der Befehl zur Formation von 143 Bataillonen der Mobilgarde in den vorerwähnten Departements, die nun Hals über Kopf in den stehenden Lagern von Châlons, Satonay u. s. w. zusammengezogen wurden und hier für den Krieg ausgebildet und mit dem Nöthigen ausgerüstet werden sollten. Durch eine so verspätete Einberufung war für diese an und für sich kaum gegliederte und mit Offizieren versehene Truppe eine kostbare, ja geradezu unerseßliche Zeit verloren gegangen, denn die Schlag auf Schlag

sich folgenden Ereignisse ließen ihr keine Zeit mehr sich gründlich für den Krieg zu formiren und auszubilden. Schon am 20. Aug. 1870 war der größere Theil dieser 143 Mobilgardebataillone in vollem Rückzuge auf Paris, während ein anderer Theil sich in die festen Plätze Lothringens und der Champagne warf, oder aber die Etappenstationen zu besetzen hatte. Nach Vorbstadt waren zunächst die vier Altersklassen von 1865—68 einberufen worden, höchst wahrscheinlich, weil die Altersklasse von 1869 noch nicht registriert war; an die nicht mehr ganz felddienstfähigen Offiziere der französischen Armee aber erging die Aufforderung, sich zum Dienste bei der Mobilgarde zu melden. Je vier Bataillone sollten ein Marschregiment bilden und diese Regimenter in Brigaden und Divisionen zusammengestellt werden, da man die Nothwendigkeit erkannte, die Mobilgarde eventuell auch für den Feldkrieg als Reserve bereit zu stellen. Ganz abgesehen von der so überaus mangelhaften Organisation der Mobilgarde bei Ausbruch des Krieges und dem noch geringeren Grade von Cohäsion, der sich bei ihr geltend machte, bedurfte gerade dieser Theil der französischen Wehrkraft um so tüchtigerer und mit dem Kriege vertrauter Offiziere, als die Mannschaften ohne genügende Abrihtung für den Kriegsgebrauch plötzlich zu den Fahnen berufen wurden, und weil die Compagnien und Bataillone, da es an Leuten nicht fehlte, häufig zu einer Stärke anschwellen, welche deren administrative und taktische Führung selbst den erprobtesten Offizieren ungemein erschwert hätte. Nur wenn es möglich gewesen wäre, der Mobilgarde eine genügende Anzahl vorzüglicher Offiziere zutheilen zu können, hätte man darauf rechnen dürfen, dieselbe in den ersten Wochen des Krieges etwas besser auszubilden und nach vielleicht zwei Monaten vollständig aguerriren zu können. Der empfindliche Mangel aber an solchen Offizieren und die blitzschnell sich folgenden Ereignisse machten dieses unmöglich, und so hat Frankreich weder im entscheidenden Beginn dieses Krieges noch in seinem Verlaufe auch entfernt den militärischen Nutzen von dem neugeschaffenen Institut der mobilen Nationalgarden erlangt, den es doch mit demselben ins Auge fassen mußte.

So sehen wir denn gerade in dem so überaus entscheidungsvollen Moment, in welchem die französische Heeresmaschine ihre wichtigste Probe bestehen sollte, dieselbe schwerfällig, unsicher und mangelhaft arbeiten; das französische Centralisationsystem aber, das mehr oder weniger seine Konsequenzen auch auf die Armee übertragen hatte, schuf gerade in dem Augenblicke der Mobilmachung so vielfache Frictionen, lähmte die Selbständigkeit und Verantwortlichkeit der höhern Truppencommandos und Verwaltungsbehörden in so hohem Grade, daß schon hieraus alle die Gebrechen, Versäumnisse und Zeitverluste sich ganz von selbst erklären, welche alsbald im Beginne der Feindseligkeiten die französische Armee um alle die Vortheile der früher begonnenen Rüstungen brachten und so furchtbare Folgen im Verlaufe dieses Krieges äußerten. Frankreich hat, ungeachtet der ungeheuersten patriotischen Anstrengungen, die es im Verlaufe dieses Krieges machte, nie und zu keiner Zeit das vor dem Kriege Versäumte nachzuholen vermocht; sein energischer und rastlos thätiger Gegner, der alle Gebrechen des französischen Heeres genügend erkannt hatte, ließ ihm hierzu weder die Zeit noch die Mittel, eine Wahrnehmung, die erst recht hervortritt in der zweiten Hälfte der Belagerung von Paris, wo ganz Frankreich die größten Anstrengungen machte, im Norden, Westen, Süden und Osten Entsatzheere aufzustellen und für den Krieg zu bilden, um der Hauptstadt des Landes zu Hülfe zu kommen. Nur der rastlosen Energie der deutschen Kriegführung, die selbst einen der mühseligsten Winterfeldzüge nicht scheute, ist es zuzuschreiben, daß Frankreich nach den Tagen von Sedan und Metz sich militärisch nicht wieder aufzuraffen vermochte.

## 2) Ordre de Bataille der französischen Armee.

Die französische Tagespresse hat seinerzeit die eigene Ordre de Bataille in rückhaltloser Weise veröffentlicht, sodaß man auf Seiten des Gegners alle nur wünschenswerthen Anhaltspunkte zur Beurtheilung der feindlichen Stärke und der Formationen gewann. Wer jedoch bei der Mobilmachung und dem strategischen Aufmarsche des französischen Heeres der Stärkeberechnung des letztern die normale Kriegsstärke der Compagnien, Bataillone und Escadrons zu Grunde gelegt hätte, würde weit von der Wirklichkeit abgeirrt sein, denn da die Bataillone wegen des verspäteten und meist sehr vereinzelt Eintreffens der Reservemannschaften statt mit 800 Mann nur mit 6—700 Mann ins Feld rücken konnten, so ergibt sich von selbst, welche bedeutende Reduction hierdurch die normale Kriegsstärke erfahren mußte.

Napoleon III. und seine Regierung hatten von Haus aus auf ein neutrales Verhalten Süddeutschlands gerechnet, und auf diese Annahme hin mochte sich der Gedanke an die französische Offensive gründen. Von dem Augenblicke jedoch, als Süddeutschland solidarisch mit dem Norddeutschen Bunde vorging, sah sich Frankreich auf die Defensive angewiesen und erkannte der militärischen Ueberlegenheit beider gegenüber die dringende Nothwendigkeit, sofort eine Reservearmee zu bilden und aufzustellen. Man beschloß, hierzu die ausgebildeten Depottruppen — bekanntlich per Linienregiment 6 Depotcompagnien — so zu verwenden, daß aus 4 Depotcompagnien ein viertes Bataillon gebildet und durch Reserven verstärkt wurde, während die beiden andern Depotcompagnien als Cadre fortbestanden. Auf diese Art sollten 100 vierte Bataillone gebildet und zu Marschregimentern à 3 Bataillone zusammengestellt werden. Ganz analog verfuhr man mit den Depotcompagnien der Jäger und den Cavaleriedepots. Die Reservearmee sollte aus 3 Reservearmeecorps à 3 Infanterie- und 1 Cavaleriedivision formirt werden und fortlaufende Nummern von 9—11 erhalten. Diese Neuformation im Beginne des Krieges stieß alsbald auf mannichfache Schwierigkeiten, denn die vorerwähnten 3 Reservearmeecorps kommen als solche nicht in der französischen Ordre de Bataille vor, wogegen die aus den Depots gebildeten neuen Feldbataillone zu Marschregimentern formirt, erst im Fortgange des Krieges, namentlich bei der Loirearmee, zur Verwendung kommen.

Wir lassen hier nunmehr die Ordre de Bataille der französischen Armee folgen, denn nur durch die Uebersicht, welche sie bietet, ist es dem Leser möglich, die nachfolgenden Schlachtberichte desto richtiger auffassen und die Ereignisse um so genauer abwägen zu können.

Der Kaiser selbst übernahm den Oberbefehl über die gegen Deutschland aufgestellte „Rheinarmee“, wie sie officiell bezeichnet wurde, und die von Haus aus zur Offensive gegen Deutschland bestimmt war. Zum Chef des Generalstabes wurde Marschall Leboeuf, der seitherige Kriegsminister, ernannt, an dessen Stelle General Dejean provisorisch mit dem Kriegsministerium betraut wurde. Damit trat bei der höchsten Verwaltungsbehörde der Armee ein Wechsel ein, der in dem Moment des ausbrechenden Krieges nur nachtheilige Folgen für die Armee haben mußte; ebenso aber trat der von der Armeeverwaltung abberufene Leboeuf in demselben kritischen Moment als strategischer Rathgeber des Kaisers an die Spitze des Generalstabes, wo er alsbald die ganze ungeheure Verantwortlichkeit dieser Stellung zu übernehmen hatte und doch mehr oder weniger sich als Neuling in derselben fühlen mußte. Oberst Stoffel hat seinerzeit mit allen Gründen der Ueberzeugung darauf hingewiesen, welche nicht genug zu schätzenden Vortheile der Armee ein ständiger Generalstabchef schon im Frieden gewähren müsse; er war damit ebenso wie mit seinem Vorschlage, ständige Armeecorps zu bilden, nicht gehört worden.

## Ordre de Bataille der französischen Rheinarmee (Armées du Rhin).

Oberbefehlshaber: Kaiser Napoleon.

Major-General: Marschall Leboeuf.

Sous-chefs: Die Divisionsgenerale Farras und Lebrun.

Oberbefehlshaber der Artillerie: Divisionsgeneral Sobille.

Oberbefehlshaber des Genies: Divisionsgeneral Coffinières de Nordeck.

Commandant des kaiserlichen Hauptquartiers: General Letellier de Blanchard.

Generaladjutanten: Die Divisionsgenerale de la Moscowa, Castelnau, Reille, Pajol.

1. Armeecorps. Marschall Mac-Mahon. — Chef des Stabes General Colson.

1. Infanteriedivision, Divisionsgeneral Ducrot: 1. Infanteriebrigade, General Moreno, 18. und 96. Infanterieregiment, 13. Jägerbataillon. — 2. Infanteriebrigade, General Fortis de Soultot, 45. und 47. Infanterieregiment, 2 vierpfündige und 1 Mitrailleusenbatterie.
2. Infanteriedivision, Divisionsgeneral Douay: 1. Infanteriebrigade, General Peltier de Montmarie, 50. und 78. Infanterieregiment. — 2. Infanteriebrigade, General Pellet, 1. Zuavenregiment, 1. Regiment algierischer Tirailleurs, 2 vierpfündige und 1 Mitrailleusenbatterie.
3. Infanteriedivision, Divisionsgeneral Raoult: 1. Infanteriebrigade, General P'Herrillier, 36. und 48. Infanterieregiment, 8. Jägerbataillon. — 2. Infanteriebrigade, General Lefevre, 2. Zuavenregiment und 2. Regiment algierischer Tirailleurs, 2 vierpfündige und 1 Mitrailleusenbatterie.
4. Infanteriedivision, Divisionsgeneral Partigue: 1. Infanteriebrigade, General Frauboulet, 56. und 57. Infanterieregiment, 1. Jägerbataillon. — 2. Infanteriebrigade, General Lacretelle, 3. Zuavenregiment, 3. Regiment algierischer Tirailleurs, 2 vierpfündige und 1 Mitrailleusenbatterie.

Cavaleriesdivision, Divisionsgeneral Duhesme: 1. Cavaleriebrigade, General de Septeuil, 8. Husaren- und 11. Chasseurregiment. — 2. Cavaleriebrigade, General de Nansouty, 2. und 6. Ulanenregiment, 10. Dragonerregiment. — 3. Cavaleriebrigade, General Michel, 8. und 9. Kürassierregiment, 2 reitende Batterien.

Bei jeder Infanteriedivision befanden sich ferner: 1 Sappeurcompagnie, Parks und Trains; bei der Cavalleriesdivision 1 Trainescadron.

Reserveartillerie des Corps: 2 vierpfündige, 2 reitende, 2 zwölfpfündige resp. achtpfündige Batterien.

Genie des Corps: 1 Compagnie Sappeurs, 1 Schanzengecolonne, 1 Telegraphencompagnie und 1 Feldbahn-Abtheilung.

2. Armeecorps. Divisionsgeneral Frossard. — Chef des Stabes General Saget.

Dieses Corps befand sich bei Ausbruch des Krieges im Lager von Châlons und befiel daher die nachfolgende Formation bei; es hatte außerdem einen erhöhtern Friedensstand und war mit Trains versehen; auch befiel es seinen Brigade- und Divisionsverband und hatte infolge der Lagerübungen sowol im ganzen als in seinen tactischen Einheiten eine größere Cohäsion erlangt. Wol aus diesem Grunde wurde das Corps Frossard alsbald bis an den Abschnitt der Saar vorgehoben.

1. Infanteriedivision, Divisionsgeneral Berget: 1. Infanteriebrigade, General Letellier-Balayé, 32. und 55. Infanterieregiment, 3. Jägerbataillon. — 2. Infanteriebrigade, General Jollivet, 76. und 77. Infanterieregiment, 2 vierpfündige und 1 Mitrailleusenbatterie.
2. Infanteriedivision, Divisionsgeneral Bataille: 1. Infanteriebrigade, General Pouget, 8. und 28. Infanterieregiment, 12. Jägerbataillon. — 2. Infanteriebrigade, General Fauvart, 66. und 67. Infanterieregiment, 2 vierpfündige und 1 Mitrailleusenbatterie.
3. Infanteriedivision, Divisionsgeneral de Laveaucoupet: 1. Infanteriebrigade, General Doens, 2. und 68. Infanterieregiment, 10. Jägerbataillon. — 2. Infanteriebrigade, General Micheler, 24. und 40. Infanterieregiment, 2 vierpfündige und 1 Mitrailleusenbatterie.

**Cavaleriedivision, Divisionsgeneral Lichtlin:** 1. Cavaleriebrigade, General Balabrégn, 4. und 5. Chasseurregiment. — 2. Cavaleriebrigade, General Bacheler, 7. und 12. Dragonerregiment, 2 reitende Batterien.

Bei jeder Infanteriedivision 1 Sappeurcompagnie, Parks und Trains, bei der Cavaleriedivision 1 Trainescadron.  
Reserveartillerie und Genie wie beim 1. Corps.

### 3. Armeecorps. Marschall Bazaine. — Chef des Stabes General Manèque.

Dieses Corps stand bei Ausbruch des Krieges in Paris und Umgebung und war gleich dem 2. Corps in Brigaden und Divisionen formirt, konnte auch sofort kriegsmäßig ausgerüstet werden aus den reichen Kriegsvorräthen der Hauptstadt.

1. Infanteriedivision, Divisionsgeneral Montandon: 1. Infanteriebrigade, General Aymard, 51. und 62. Infanterieregiment, 18. Jägerbataillon. — 2. Infanteriebrigade, General Clinchant, 81. und 95. Infanterieregiment, 2 vierpfündige und 1 Mitrailleurbatterie.
2. Infanteriedivision, Divisionsgeneral Castagny: 1. Infanteriebrigade, General Cambriels, 19. und 41. Infanterieregiment, 15. Jägerbataillon. — 2. Infanteriebrigade, General Duplessis, 69. und 90. Infanterieregiment, 2 vierpfündige und 1 Mitrailleurbatterie.
3. Infanteriedivision, Divisionsgeneral Metmann: 1. Infanteriebrigade, General de Potier, 7. und 29. Infanterieregiment, 7. Jägerbataillon. — 2. Infanteriebrigade, General Arnanbean, 59. und 71. Infanterieregiment, 2 vierpfündige und 1 Mitrailleurbatterie.
4. Infanteriedivision, Divisionsgeneral Decaen: 1. Infanteriebrigade, General de Bauer, 44. und 60. Infanterieregiment. — 2. Infanteriebrigade, General Sangle de Ferrières, 80. und 85. Infanterieregiment, 2 vierpfündige und 1 Mitrailleurbatterie.

**Cavaleriedivision, Divisionsgeneral de Clairambault:** 1. Cavaleriebrigade, General Bruchard, 2., 3. und 10. Chasseurregiment. — 2. Cavaleriebrigade, General Maubrümches, 2. und 4. Dragonerregiment. — 3. Cavaleriebrigade, General de Minac, 5. und 8. Dragonerregiment, 2 reitende Batterien.

Sappeurs, Parks, Trains wie bei den Divisionen der vorerwähnten Corps. — Reserveartillerie und Genie des Corps wie beim 1. Corps.

### 4. Armeecorps. Divisionsgeneral Ladmiraull. — Chef des Stabes General de Martille.

1. Infanteriedivision, Divisionsgeneral de Cissoy: 1. Infanteriebrigade, General Brayer, 1. und 6. Infanterieregiment, 20. Jägerbataillon. — 2. Infanteriebrigade, General de Golbert, 57. und 73. Infanterieregiment, 2 vierpfündige und 1 Mitrailleurbatterie.
2. Infanteriedivision, Divisionsgeneral Rose: 1. Infanteriebrigade, General Bellecourt, 13. und 43. Infanterieregiment, 5. Jägerbataillon. — 2. Infanteriebrigade, 64. und 98. Infanterieregiment, 2 vierpfündige und 1 Mitrailleurbatterie.
3. Infanteriedivision, Divisionsgeneral Lorencey: 1. Infanteriebrigade, General Pajol, 15. und 33. Infanterieregiment, 2. Jägerbataillon. — 2. Infanteriebrigade, General Berger, 54. und 65. Infanterieregiment, 2 vierpfündige und 1 Mitrailleurbatterie.

**Cavaleriedivision, Divisionsgeneral Legend:** 1. Cavaleriebrigade, General de Montaigne, 2. und 7. Husarenregiment. — 2. Cavaleriebrigade, General de Gondrecourt, 3. und 11. Dragonerregiment, 2 reitende Batterien.

Sappeurs u. s. w. wie bei den Divisionen der vorerwähnten Corps. — Reserveartillerie und Genie des Corps wie beim 1. Corps.

### 5. Armeecorps. Divisionsgeneral de Failly. — Chef des Stabes General Besson.

Dieses Corps wurde aus der Armee von Lyon gebildet. Bezüglich seiner ständigen Abtheilung in Brigaden u. s. w. gilt von diesem Corps, was bei dem 2. hierüber gesagt wurde. Dasselbe wurde mittels der Eisenbahn gegen die Grenze der Rheinpfalz vorgeschoben.

1. Infanteriedivision, Divisionsgeneral Goze: 1. Infanteriebrigade, General Grenier, 11. und 46. Infanterieregiment, 4. Jägerbataillon. — 2. Infanteriebrigade, General Nicolas, 61. und 86. Infanterieregiment, 2 vierpfündige und 1 Mitrailleurbatterie.
2. Infanteriedivision, Divisionsgeneral de l'Abadie: 1. Infanteriebrigade, General Lapanet, 49. und 84. Infanterieregiment, 14. Jägerbataillon. — 2. Infanteriebrigade, General de Mauffon, 88. und 97. Infanterieregiment, 2 vierpfündige und 1 Mitrailleurbatterie.

3. Infanteriedivision, Divisionsgeneral Guyot de Lespars: 1. Infanteriebrigade, General Abatecci, 17. und 27. Infanterieregiment, 19. Jägerbataillon. — 2. Infanteriebrigade, General de Fontanges, 30. und 68. Infanterieregiment, 2 vierpfündige und 1 Mitrailleusenbatterie.

Cavaleriedivision, Divisionsgeneral Brahaut: 1. Cavaleriebrigade, General de Bernis, 5. Husaren- und 12. Chasseurregiment. — 2. Cavaleriebrigade, General de la Mortière, 3. und 5. Lancierregiment, 2 reitende Batterien.

Sappeurs u. s. w. wie bei den Divisionen der vorerwähnten Corps. — Reserveartillerie und Genie des Corps wie beim 1. Corps.

6. Armeecorps. Marschall Canrobert. — Chef des Stabes General Henry.

1. Infanteriedivision, Divisionsgeneral Lizier: 1. Infanteriebrigade, General Péchot, 4. und 10. Infanterieregiment, 9. Jägerbataillon. — 2. Infanteriebrigade, General Le Roy de Dais, 12. und 100. Infanterieregiment, 2 vierpfündige und 1 Mitrailleusenbatterie.

2. Infanteriedivision, Divisionsgeneral Bisson: 1. Infanteriebrigade, General Noel, 9. und 14. Infanterieregiment. — 2. Infanteriebrigade, General Maurice, 20. und 31. Infanterieregiment, 2 vierpfündige und 1 Mitrailleusenbatterie.

3. Infanteriedivision, Divisionsgeneral Lafond de Villiers: 1. Infanteriebrigade, General Bouquet de Saunay, 75. und 91. Infanterieregiment. — 2. Infanteriebrigade, General Edlin, 93. und 94. Infanterieregiment, 2 vierpfündige und 1 Mitrailleusenbatterie.

4. Infanteriedivision, Divisionsgeneral Martimpuy: 1. Infanteriebrigade, General de-Marguenat, 25. und 26. Infanterieregiment. — 2. Infanteriebrigade, General Chanabrielles, 28. und 70. Infanterieregiment, 2 vierpfündige und 1 Mitrailleusenbatterie.

Cavaleriedivision, Divisionsgeneral de Salignac-Fénélon: 1. Cavaleriebrigade, General Eilliard, 2. und 6. Chasseurregiment. — 2. Cavaleriebrigade, General Savareffe, 1. und 7. Lancierregiment. — 3. Cavaleriebrigade, General de Réveille, 5. und 6. Artillerieregiment, 2 reitende Batterien.

Sappeurs u. s. w. wie bei den Divisionen der vorerwähnten Corps. — Reserveartillerie und Genie des Corps wie beim 1. Corps.

7. Armeecorps. Divisionsgeneral Douay I.

1. Infanteriedivision, Divisionsgeneral Conseil-Dumesnil: 1. Infanteriebrigade, General Nicolai, 3. und 21. Infanterieregiment, 17. Jägerbataillon. — 2. Infanteriebrigade, General Maire, 47. und 90. Infanterieregiment, 2 vierpfündige und 1 Mitrailleusenbatterie.

2. Infanteriedivision, Divisionsgeneral Liebert: 1. Infanteriebrigade, General Guiomar, 5. und 37. Infanterieregiment, 6. Jägerbataillon. — 2. Infanteriebrigade, General de la Bastide, 53. und 89. Infanterieregiment, 2 vierpfündige und 1 Mitrailleusenbatterie.

3. Infanteriedivision, Divisionsgeneral Dumont: 1. Infanteriebrigade, General Borda, 52. und 79. Infanterieregiment. — 2. Infanteriebrigade, General Cassiol de Précharfant, 82. und 83. Infanterieregiment, 2 vierpfündige und 1 Mitrailleusenbatterie.

Cavaleriedivision, Divisionsgeneral Ameil: 1. Cavaleriebrigade, General Cambriels, 4. Husaren-, 4. und 8. Lancierregiment. — 2. Cavaleriebrigade, General Joly Decolombier, 6. Husaren- und 6. Dragonerregiment, 2 reitende Batterien.

Sappeurs u. s. w. wie bei den Divisionen der vorerwähnten Corps. — Reserveartillerie und Genie des Corps wie beim 1. Corps.

Gardecorps. Divisionsgeneral Bourbaki.

Dieses Corps, in Paris und nächster Umgebung garnisontrend, war ständig in Brigaden u. s. w. formirt. Seine erste Bestimmung war die, der gegen die Grenze vorgeschobenen Armee als nächste Reserve zu dienen.

1. Garde-Infanteriedivision, Divisionsgeneral Deligny: 1. Garde-Infanteriebrigade, General Brincourt, 1. und 2. Garde-Vollregiment, Gardejäger. — 2. Garde-Infanteriebrigade, General Garnier, 3. und 4. Garde-Vollregiment, 2 vierpfündige und 1 Mitrailleusenbatterie.

2. Garde-Infanteriedivision, Divisionsgeneral Picard: 3. Garde-Infanteriebrigade, General Jeanningros, Gardezuaven, 1. Garde-Grenadierregiment. — 4. Garde-Infanteriebrigade, General Poitevin, 2. und 3. Garde-Grenadierregiment, 2 vierpfündige und 1 Mitrailleur-Batterie.

Garde-Cavalieriedivision, General Desveaux: 1. Garde-Cavaleriebrigade, General Palma de Fretay, Guides und Garde-Chasseurregiment. — 2. Garde-Cavaleriebrigade, General de France, Garde-Lanciers und Garde-Drägerregiment. — 3. Garde-Cavaleriebrigade, General de Preuil, Garde-Kürassier- und Garde-Carabinieregiment, 4 reitende Batterien.

Reserve der Gardeartillerie: 4 achtpfündige, 2 reitende Batterien.

Genie des Gardecorps: 1 Compagnie Gardesappeurs, 1 Schanzengedolonne, 1 Telegraphencompagnie, 1 Felsbahnen-Abtheilung.

Es ist endlich hier noch anzuführen die große Armee-Cavalierereserve, bestehend aus der 1. Division unter General du Barrail: 1., 2., 3. und 4. Regiment Chasseurs d'Afrique; 2. Division unter General de Bommein: 1., 2., 3. und 4. Kürassierregiment; 3. Division unter General de Forton: 1. und 9. Dräger-, 7. und 10. Kürassierregiment. Diese Formation erlitt jedoch schon im Beginn des Krieges Abänderungen, so daß die Cavalierereserve in dem obigen Bestande eigentlich nie zur Vereinigung kam.

Bei der oben angeführten Operationsarmee sind nicht aufgeführt die zur Besetzung von Algerien sowie in Civita-Vecchia und an der spanischen Grenze zurückgelassenen Truppen, im ganzen 10 Linien-Infanterieregimenter, die Fremdentruppen und leichte afrikanische Infanterie; ferner 5 Cavalierieregimenter, 3 Regimenter Spahis und 10 Batterien. Nach Abzug dieser Truppen betrug daher die wirkliche Stärke der französischen Operationsarmee bei Beginn des Krieges circa 240—250000 Mann Infanterie, 32000 Mann Cavalerie und 30000 Mann Artillerie mit 1000 Geschützen.

3) Strategischer Aufmarsch der französischen Rheinarmee. Aufstellung der einzelnen Corps. Napoleon's Kriegsplan. Die französischen Proclamationen.

Ein Blick auf die Karte zeigt, daß die französische Grenze gegen Deutschland im Nordosten einen stumpfen auspringenden Winkel bildet, dessen Spitze bei der Mündung der Lauter in den Rhein liegt. Obgleich indeß im Norden Frankreichs Belgien und Luxemburg, im Osten aber die Schweiz als neutrales Gebiet von den beiden kriegsführenden Mächten nicht betreten werden durften, dehnte sich zwischen beiden genannten Gebieten die Vertheidigungsfront Frankreichs auf verhältnißmäßig noch immer langen Linien aus. Im Norden nämlich von der Mosel, und zwar von dem Punkte an, wo sie den französischen Boden verläßt und die Grenze zwischen Luxemburg und Deutschland bildet, bis zum Einfluß der Lauter in den Rhein; im Osten aber, von dem letzt-erwähnten Punkt rheinaufwärts bis Hüningen und Basel, beträgt die Gesamtausdehnung dieser Linien circa 45 geographische Meilen. Eine Basis aber von der Mosel bei Thionville, rings um die Grenze bis Belfort — auf welcher Linie wir später die französische Rheinarmee aufgestellt finden werden — hat eine so große Ausdehnung und läuft so nahe an der Grenze des feindlichen Gebietes hin, daß sie nur dann einen Sinn hat, wenn die französische Armee in der Lage gewesen wäre, auf dieser Linie in voller Kriegsstärke aufzumarschiren und hinter dieser Operationsarmee eine entsprechende Armeeereserve aufstellen zu können, und zwar dies alles noch ehe der Gegner selbst die Offensive ergreifen konnte.

Sowol Belgien als auch die Schweiz trafen sehr umfassende und achtungsgebietende Maßregeln, um ihre Neutralität zu behaupten, und hielten dieselbe mit ebenso großer Energie und Umsicht als Opfern während des ganzen Krieges aufrecht, wohl wissend, daß die geringste Nichtbeobachtung derselben, namentlich das Betreten ihres neutralen Bodens

durch bewaffnete Truppentheile der einen oder der andern kriegsführenden Macht, sofort ihr Gebiet allen Konsequenzen der Kriegführung preisgegeben hätte.

Wir haben nunmehr den strategischen Aufmarsch der französischen Armee — den einige Corps schon eine volle Woche vor Ueberreichung der französischen Kriegserklärung in Berlin begonnen hatten — und dann die Aufstellung der einzelnen Corps ins Auge zu fassen.

Auf der nördlichen Grenzlinie gegen Deutschland, zwischen Mosel und Rhein formirte sich bei Thionville das 4. Corps unter Befehl des Generals Ladmiraunt, vorwärts Metz, mit der Anlehnung an das rechte Moselufer den äußersten linken Flügel der französischen Operationsarmee bildend.

Das 3. Corps, Marschall Bazaine, in und bei Paris stehend, konnte darum am schnellsten mobil gemacht werden. Dasselbe wurde mittels der Bahn nach Metz dirigirt, dann aber über Metz hinaus bis nahe an die Grenze, Saarlouis gegenüber, vorgeschoben. Dieses nahe an 50000 Mann starke Corps (4 Infanteriedivisionen) bildete den Kern der französischen Stellung längs der preussischen Grenze.

Das 2. Corps, das, wie der Leser weiß, im Lager von Châlons und zwar unter dem Befehle des Generals Frossard stand, wurde von da mittels der Ostbahn über Metz nach Saint-Avold, Forbach und Saarbrücken gegenüber, vorgeschoben. Als das am meisten schlagfertige erhielt es seine Stellung gleichsam als die Spitze der französischen Rheinarmee unmittelbar an der deutschen Grenze und eröffnete hier auch die Feindseligkeiten. Während dieses Corps westwärts mit dem 4. in geeigneter Verbindung stand, war andererseits zwischen ihm und dem 5. Corps die Entfernung zu groß, als daß beide sich gegenseitig rechtzeitig hätten unterstützen können.

Das 5. Corps, de Failly, die Armee von Lyon bildend und deshalb in der Hauptsache ebenfalls in einem höhern Grade kriegsbereit als die andern erst noch in der Zusammensetzung begriffenen Corps, wurde von Lyon aus zum Theil über Besançon und Straßburg, zum Theil über Châlons-sur-Saône und Epinal bis an die Grenze der bairischen Rheinpfalz vorgeschoben, um hier östlich vom Corps Frossard bei Bitsch Stellung zu nehmen. Dieses Corps stand durch die Bahn über Sagenau mit dem Corps Mac-Mahon in Verbindung. Die rasch hereinbrechenden Ereignisse in den ersten Tagen des August hinderten jedoch den General de Failly, dem 1. Corps im Elsaß noch Unterstützungen senden zu können.

Hinter den vorerwähnten Corps wurde das von Paris über Châlons und Nancy per Bahn vorgeschobene Gardecorps unter General Bourbaki als nächste Reserve aufgestellt, und zwar zwischen Nancy und Toul, später sich bei Metz concentrirend. In Metz selbst aber etablirte sich das Große Hauptquartier der französischen Operationsarmee. Kaiser Napoleon mit seinem Stabe begab sich am 28. Juli von Paris nach Metz.

Das 6. Corps, Marschall Canrobert, wurde bei Châlons-sur-Marne zusammengezogen und dann südlich von Toul als Reserve aufgestellt.

Längs der östlichen Grenze Frankreichs im Elsaß formirte sich bei Straßburg das 1. Corps Mac-Mahon und wurde Ende Juli in seinem größern Theile bis in die Höhe von Sulz vorgeschoben. Als äußerste Spitze gegen die bairische Rheinpfalz zu entsendete Mac-Mahon die Division Douay bis in die Gegend von Weißenburg. Die Division Lartigue dagegen, die Cavaleriebrigade Michel sowie die 2. Reserve-Cavaleriedivision unter General de Bonnemain nahmen Stellung bei Straßburg. Nächste Aufgabe Mac-Mahon's war es, den Elsaß zu decken. Seine Verbindungslinie ging über Pfalzburg und Nancy nach der Mosel.

Das 7. Corps endlich, unter dem General Felix Douay, bei Belfort sich zusammensetzend und zur Reserve des 1. Corps bestimmt, gelangte am spätesten zur Vollendung

seiner Formation. Die 1. Division, unter General Conseil-Dumesnil, weil am ersten schlagfertig, wurde bis Kolmar in den südlichen Elsaß vorgeschoben, um hier die Bewachung des Oberrheins zu übernehmen. Nach der Schlacht bei Weißenburg zog Mac-Mahon diese Division als Verstärkung nach Wörth an sich heran. Man hat vielfach und mit Recht die Verzettlung in der Aufstellung der französischen Truppen getadelt, insbesondere die Aufstellung des Corps Douay bei Belfort; aber die letztere erklärt sich dadurch, daß jenes Corps sich aus den im südlichen Frankreich stehenden Truppen zu formiren hatte und am letzten von allen kriegsbereit wurde.

Es ist dies ein abermaliger Beweis, wie unendlich schwerfällig die französische Heeresmaschine bei der Mobilmachung ihre Functionen verrichtete, und dadurch bald alle die Vortheile verlor, welche ihr ein Vorsprung von Haus aus gewährt hatte. Von Beginn an alles überstürzend, ohne Ordnung, Ueberständigkeit und Planmäßigkeit in den Anordnungen der Mobilmachung, kamen die einzelnen Corps wol schnell an die Grenze, entbehrten aber der Stärke, Schlagfertigkeit und administrativen Vorkehrungen, welche der Gegner durch sein systematisches Vorgehen bei dem Uebergange auf den Kriegsfuß sowie durch seine weit überlegene Kriegsverfassung zu erreichen wußte. Wenn somit auch seine Armee-corps um einige Tage später an der französischen Grenze erschienen, so befanden sie sich dagegen auch im umfassendsten Sinne des Wortes auf dem Kriegsfuße und schritten sofort zur nachdrücklichsten Offensive, den Gegner hierbei noch in seiner Unfertigkeit findend und um so leichter bestegend.

Der größte Theil der französischen Streitkräfte stand zwischen der obern Mosel von Metz und Thionville an bis zu den Vogesen, eine Aufstellung, welche für den Offensivgedanken spricht, den Napoleon von Haus aus hegte und dessen Absticht der Vorstoß in der Richtung auf Mainz sein mochte. Mac-Mahon, mit seinem gegen 50000 Mann starken Corps den rechten Flügel der französischen Stellung bildend, hätte im Falle eines solchen Vorstoßes über die Saar und Lauter hinaus wol nur eine beobachtende Rolle zu spielen gehabt, solange man über die Haltung Süddeutschlands noch nicht unbedingt im Klaren war; es erscheint aber auch keineswegs unwahrscheinlich, daß, je nach der Lage, dem Marschall die Aufgabe zugedacht war, den Rhein bei Straßburg zu überschreiten, um durch einen raschen Vorstoß in Süddeutschland dieses an einer alsbaldigen Cooperation mit Norddeutschland zu hindern und im günstigsten Falle zur Neutralität zu zwingen. In diesem Falle hätte Mac-Mahon sich durch Heranziehung des 7. Corps Felix Douay von Belfort verstärken müssen, um so über eine Armee von 85—90000 Mann verfügen zu können; hinter dieser aber wäre dennoch die sofortige Aufstellung einer Reserve bei Straßburg, sei es auf französischem oder eventuell auf deutschem Boden, unerlässlich gewesen.

Zu einem derartigen Offensivstoße im Norden und Osten, wenn er von Erfolg gekrönt sein sollte, gehörten aber vor allem zwei Dinge: erstens mußte er der Kriegserklärung auf dem Fuße nachfolgen können, um sich des Abschnittes zwischen der Mosel und dem Rhein im ersten Anlaufe bemächtigen und mit den Spizen sogar diesen Strom überschreiten zu können; zweitens mußte Frankreich alsbald in der Lage sein, einen derartigen Vorstoß namentlich im Norden in einer bessern Kriegsverfassung unternehmen zu können, als dies in Wirklichkeit der Fall war.

Manche Gründe, insbesondere die so ganz vom Zaune gebrochene Kriegserklärung sprachen dafür, daß Kaiser Napoleon sofort die Offensive ergreifen werde und daß die ersten Schlachten auf deutschem Boden geschlagen werden würden, eine Annahme, die denn auch zur Zeit ziemlich allgemein in Deutschland gehegt wurde und lebhaftes Besorgniß wach rief. Der Leser kennt bereits die Ursachen, welche die französische Kriegführung alsbald im Beginne gelähmt erscheinen ließen und sie auf die Defensive an-

wiesen. Selbst dieser letztern fehlte aber ein Hauptfactor, nämlich die rechtzeitige und nachdrucksvolle Cooperation der Flotte, die bekanntlich keine Landungsstruppen mitführte, somit also auch nicht in der Lage war, den Gegner zu verhindern, seine gesammte Macht an die französische Grenze zu werfen.

Als Beweis, daß Kaiser Napoleon zunächst nur die Offensive der französischen Rheinarmee ins Auge gefaßt habe, führt eine französische Schrift\*) die Thatsache an, daß der französische Generalstab eine Masse von Karten und Specialinstructionen über Deutschland ausgegeben habe, während an Karten von Frankreich der größte Mangel herrschte. Damit stimmt auch überein die Meldung des Generals Frossard (2. Corps) aus Saint-Arbold vom 21. Juli, indem sich derselbe beim Kriegsminister bitter darüber beschwert, daß ihm das Depot enorme Pakete Karten zusende, welche für den Augenblick unnütz seien, während nicht „eine einzige Karte von der Grenze Frankreichs“ vorhanden sei. Wir haben früher schon erwähnt, daß dem größten Theile der Flotte ebenfalls die Seekarten der Nord- und Ostsee fehlten. Es geht aus den Mittheilungen der vorerwähnten französischen Schrift ferner hervor, daß man nicht allein an die Neutralität, sondern auch an die Wahrscheinlichkeit einer Allianz Süddeutschlands geglaubt habe, irreführlt durch die Berichte der französischen Gesandten, die diesmal mit völliger Blindheit geschlagen waren.

Das geistreich geschriebene Werk „Der deutsche Feldzug gegen Frankreich unter dem Könige Wilhelm“ gibt über den französischen Kriegsplan folgende Darlegung: „Um das Selbstbewußtsein der Generale und der Armee nicht vorweg zu schädigen, waren bis zuletzt Directiven für die Offensive vorhanden, die nach Aussage französischer Offiziere darin bestanden haben sollen, auf mehreren Stellen in Preußen einzubringen und sich dann im Lande des Feindes zu concentriren, wie es bei uns 1866 in Böhmen der Fall war. Doch kann solchen Ideen bei Ausbruch des Krieges der Kaiser nicht mehr ernstlich gehuldigt haben, da er so zögerte, wie es im Hinblick auf die Zahl der deutschen Streitkräfte und der Entschlossenheit Deutschlands gegenüber seiner Natur entsprechender war. Die Offenwiden des Kaisers haben daher nur so lange als feste Pläne bestanden, als Napoleon Süddeutschland noch nicht solidarisch mit Preußen verknüpft sah. Später hat er sie nur dem Schichtenfatalismus anheimgestellt. Trotz der Garantieverträge erschien eine tatsächliche Allianz von Nord- und Süddeutschland in mancher Hinsicht kurz vor dem Kriege bei den sich gegenüberstehenden Factoren sowol den fremden Cabineten als einem großen Theile des deutschen Volkes selbst noch als eine offene Frage. Nur unser preussisches Cabinet scheint bereits tiefer geblickt und in dieser Hinsicht mit Zueversicht erfüllt gewesen zu sein. Man traute den Fürsten und den Bruderstämmen; Napoleon aber hoffte, daß Bedenken, Anfragen, Ausflüchte, Doppelzüngigkeit u. dgl. zu Tage treten würden. Dies schon genügte, um einen Schlag gegen Preußen in dieser Zauderzeit zu führen.

„In solcher Voraussetzung hatte der Plan vieles für sich, von Forbach, Wittsch und eventuell Weissenburg nach einer preussischen Rheinfestung concentrisch vorzustoßen. Man hätte dabei nur Saarlouis (und eventuell Landau) zu cerniren gehabt. Im vollen Bewußtsein einer überlegenen Infanterieschusswaffe, mit den Reservoorganisationen der Linie und den disponibeln Mobilgarben der Ostprovinzen numerisch stärker als die nach verschiedenen Richtungen hin sich bedeckende norddeutsche Armee, im Besitz einer bereits feldmäßig organisirten und mobilen Avantgarde (nämlich der Truppen, welche seit Beginn des Sommers in den Lagern gestanden und geübt hatten), konnte man bei den vielen,

\*) „La campagne de 1870 jusqu'au 1<sup>er</sup> Septembre par un officier de l'armée du Rhin“ (Brüssel, Roze).

von lange her stattgefundenen Vorbereitungen die bezeichnete Offensive unter günstigen Voraussetzungen wagen. Ein strategischer Ueberfall mit 100000 Mann hätte immer eine Advance gebracht, wenn man dann nicht der Einbildung gelebt, es wäre mehr als diese dabei zu erreichen. Das Vorgehen bei Saarbrücken hätte sich 14 Tage früher jedenfalls weniger ridicül gestaltet und konnte, wären die französischen Voraussetzungen, Süddeutschland betreffend, richtig gewesen, zu einer Neutralisirung desselben führen.

„Der vorsichtig tastende Geist Napoleon's III. hatte jedoch schwerlich einen strategischen Sturm Lauf im Sinne; wo wäre dann der Vortheil der Chassepots, die ganze neufranzösische Tactik geblieben? Bei einer strategisch energischen Offensive müssen sich dann auch die taktisch energischen Offensiven, d. h. die Bajonetangriffe häufen. Die weiten Distanzen, auf welchen das Chassepot so gewaltig wirkte, ließen sich aber nur dann zur vollen Geltung bringen, wenn die Armee in guten, womöglich sehr beherrschenden Stellungen stand und die Preußen gegen dieselben in Massen anliesen. Die französische Offensive muß daher unter allen Umständen auch darauf berechnet gewesen sein. Nachdem es geglückt, durch strategischen Ueberfall im Lande des Feindes in günstige, leicht zu besetzende taktische Stellungen hineinzukommen, wollte man sich hier festsetzen und so stark als möglich concentriren, um dann die Preußen gegen vielleicht formidable Positionen vergeblich anrennen zu lassen. Erst aus der siegreichen Defensiv würde man zur weiteren Offensive übergegangen sein. In dieser Weise konnte man allerdings — wenn wir eben vergebens gestürmt hätten — bis an das linke Ufer des Rheins sich allmählich heranschleichen. Man hatte dann vor Frankreich und der Welt einen Erfolg, war demnach in der Lage, Frieden zu bieten und einen kleinen Gewinn sicher einzuheimen. Jedemfalls hat Napoleon mehr hieran gedacht, als nach Königsberg einzuziehen, wenn er das seinen Soldaten auch schwerlich offenbart haben wird. Die schlechte, unvollendete Ausrüstung der Flotte spricht zu deutlich dafür, wie Napoleon nur in dem Falle, daß sich Allianzen entwickelt, der Krieg also nach Raum und Zeit größere Ausdehnung genommen, die ernstliche Absicht hegen konnte, die Kräfte seines Landheeres zu theilen und eine solche Landungsarmee zu organisiren, welche mit Erfolg nach einem geglückten Landungsversuche gegen Berlin zu operiren vermocht hätte. . . Der begeisterte und schnelle Pulsschlag, mit dem die süddeutschen Stämme noch vor der eigentlichen Kriegserklärung dem Könige Wilhelm zujauchzten, als er dem Grafen Benedetti den Weg gewiesen, hatte sofort eine politisch-strategische Folge. Auf Grund dieser Stimmung vermochten die wohlgestimmten Könige von Baiern und Württemberg an demselben Tage den Mobilmachungsbefehl an ihre Truppen zu unterzeichnen, an dem 15. Juli, an welchem König Wilhelm das norddeutsche Heer unter die Waffen rief. Dies stimmte bis ohnehin nur mäßige Kühnheit des Kaisers in einer Weise herab, welche das Zaudern, endgültige strategische Entschlüsse zu fassen, geradezu sehr stark sichtbar werden ließ. Andersfalls hätte das französische Heer bei dem wirklichen Vorsprunge, den es in der Mobilmachung hatte, und bei der Schnelligkeit, mit der auch in Frankreich, trotz mancher bei uns nicht vorhandenen Schwierigkeiten, die Einstellung der Reserven von statten geht, durch irgendwelchen strategischen Offensivzug sich bemerkbar machen können, ehe die Defensiv sich klar stellte.

„Der Mangel an Einheit im Rathe der Marschälle, die vorsichtige, jetzt mehr denn je berechnende Weise des Kaisers ließen es aber nunmehr zu gar keiner Initiative kommen, und nur die Defensiv im vollsten Sinne des Wortes war vielleicht schon einen Tag nach der am 19. Juli übermittelten Kriegserklärung eine im Geiste des Kaisers sich klar stellende Thatsache, obwol bei den ausgegebenen strategischen Dispositionen noch die Absicht ausgesprochen wurde, den Kriegsschauplatz baldmöglichst in die preussischen Lande zu übertragen.“

Ueber den eigentlichen Operationsplan des Kaisers dürfte wol erst die officielle Bearbeitung der Geschichte dieses Feldzuges von französischer Seite mehr Licht verbreiten; so viel aber wird man, gestützt auf mehrseitige französische Veröffentlichungen, heute schon sagen dürfen, daß es von Haus aus in dem Plane Napoleon's lag, den deutschen Krieger und der Vereinigung Nord- und Süddeutschlands durch einen raschen Vorstoß zuvorzukommen und mit 250000 Mann den Rhein zu gewinnen und zu überschreiten, während im Rücken der Rheinarmee eine zweite Armee etwa bei Metz sich sammeln sollte. Napoleon scheint aber die wahre Stärke der in erster Linie längs der Grenze stehenden Rheinarmee ebenso wenig gekannt zu haben, wie ihm die zahlreichen Mängel in der Kriegsbereitschaft derselben bekannt waren.

Am 23. Juli richtete Kaiser Napoleon von Paris aus folgende Proclamation an die Franzosen:

„Franzosen! Es gibt im Leben der Völker feierliche Augenblicke. Die Volksehre, gewaltig aufgeregt, wird dann eine unwiderstehliche Kraft, beherrscht alle Interessen und nimmt die Regierung der Geschichte des Vaterlandes allein in die Hand. Eine dieser entscheidenden Stunden ist für Frankreich gekommen. Preußen, dem wir während des Krieges von 1866 und seit demselben uns aufs wohlwollendste bezeugten, hat unserm guten Willen und unserer Langmuth keine Rechnung getragen. Es hat sich auf die Bahn des Angriffs gestürzt, jede Art von Mißtrauen erweckt, überall übertriebene Kränkungen nöthig und aus Europa ein Lager gemacht, in welchem die Ungewißheit und die Furcht vor dem morgenden Tage herrschen. Ein letzter Fall hat die Unbeständigkeit aller internationalen Beziehungen, die ganze Schwere der Lage eben aufweisen müssen. Angesichts der neuen anmaßenden Ansprüche Preußens haben wir unsererseits Einsprache gethan. Diese ist verspottet worden, Vorgänge, welche Verachtung für uns bezeugen, sind gefolgt. Unser Land ist dadurch tief aufgeregt worden, und augenblicklich erschallt das Kriegsgeschrei von einem Ende Frankreichs bis zum andern. Es bleibt uns nichts mehr übrig, als unsere Geschichte dem Lose, welches die Waffen werfen, zu überlassen. Wir bekriegen nicht Deutschland, dessen Unabhängigkeit wir achten. Wir haben die besten Wünsche dafür, daß die Völker, welche das große deutsche Volksthum ausmachen, frei über ihre Geschichte verfügen. Was uns betrifft, so verlangen wir die Aufrichtung eines Standes der Dinge, welcher unsere Sicherheit verbürge und unsere Zukunft sicherstelle. Wir wollen einen dauerhaften Frieden erlangen, begründet auf die wahren Interessen der Völker; wir wollen, daß dieser elende Zustand aufhöre, bei dem alle Nationen ihre Hülfquellen aufwenden, nur um gegeneinander zu den Waffen zu greifen. Die ruhmreiche Fahne, welche wir noch einmal vor unserm Herausforderern entfalten, ist dieselbe, welche die Ideen der Civilisation unserer großen Revolution durch Europa trug. Sie vertritt dieselben Principien, sie wird die gleiche Opferwilligkeit hervorzaubern. Franzosen! Ich begeben mich an die Spitze dieser tapfern Armee, welche Pflichtgefühl und Vaterlandsliebe beseelen. Sie weiß, was sie werth ist, denn sie hat in vier Welttheilen sich den Sieg an ihre Fahnen heften sehen. Ich nehme meinen Sohn mit mir, trotz seiner Jugend. Er weiß, welche Pflichten sein Name ihm auferlegt, und er ist stolz darauf, die Gefahren der Kämpfer für das Vaterland zu theilen. Gott segne unsere Anstrengungen. Ein großes Volk, welches eine gerechte Sache vertheidigt, ist unbestegbar.“

Aus dem Hauptquartier Metz richtete Napoleon am 28. Juli folgende Proclamation an die Armee:

„Soldaten! Ich stelle mich an euere Spitze, um die Ehre und den Boden des Vaterlandes zu vertheidigen. Ihr werdet nunmehr gegen eine der besten Armeen Europas kämpfen. Aber auch andere Armeen, welche ebensd tüchtig waren als sie, konnten euerer Tapferkeit nicht widerstehen. Es wird diesmal ebenso sein. Der Krieg wird lang und

beschwerlich sein, denn sein Schauplatz starrt von Hindernissen und Festungen. Aber nichts übertrifft die zähe Kraft der Soldaten, welche in Afrika, der Arim, in Italien und Mexico kämpften. Noch einmal werdet ihr beweisen, was eine französische Armee vermag, welche beseelt ist von Pflichtgefühl, gehoben durch die Mannszucht, begeistert von der Liebe zum Vaterlande! Welchen Weg immer wir außerhalb unserer Grenzen einschlagen, wir werden dort die ruhmreichen Spuren unserer Väter finden. Wir werden uns ihrer würdig zeigen. Ganz Frankreich begleitet euch mit seinen glühenden Wünschen; die Welt hat die Augen auf euch gerichtet. Von unsern Erfolgen hängt das Schicksal der Freiheit und der Civilisation ab. Soldaten! Thue jeder seine Pflicht, und der Gott der Schlachten wird mit uns sein."

An die Flotte hatte der Kaiser schon am 23. Juli aus Saint-Cloud folgende Proclamation erlassen:

„Obwol ich nicht in eurer Mitte bin, werden meine Gedanken euch über jene Meere folgen, auf denen eure Tapferkeit sich entfalten wird. Die französische Marine hat ruhmvolle Erinnerungen, sie wird sich ihrer Vergangenheit würdig zeigen. Wenn ihr euch fern vom heimatlichen Boden dem Feinde gegenüberfinden werdet, so denkt daran, daß Frankreich mit euch ist, daß sein Herz mit dem eurigen schlägt und daß es auf eure Waffen den Schutz des Himmels herabsleht. Während ihr zur See kämpft, werden eure Brüder im Landheere mit derselben Blut für dieselbe Sache sechten wie ihr. Unterstützt euch wechselseitig in euern Anstrengungen, welche der Erfolg krönen wird. Geht, zeigt mit Stolz unsere Nationalfarben! Wenn der Feind das dreifarbige Banner auf unsern Schiffen wehen sieht, so wird er wissen, daß es in seinen Falten überall die Ehre und den Genius Frankreichs trägt.“

# Alexander Herzen.

Von

Friedrich Althaus.

Man hat bereits mehrfache Versuche gemacht, den Charakter und die Wirksamkeit Alexander Herzen's eingehender zu würdigen, als dies zu seinen Lebzeiten geschehen konnte; aber seine Persönlichkeit und die Rolle, die er in der Geschichte unsers revolutionären Zeitalters gespielt hat, sind merkwürdig genug, um mehr als einen neuen Versuch zu rechtfertigen, besonders wenn die Darstellung bisher nicht berücksichtigte Gesichtspunkte oder Thatsachen zur Geltung bringt. Bei allen Abweichungen in Bezug auf einzelne Umstände war, soviel wir wissen, das entscheidende Gewicht des Urtheils anerkennend für den Menschen und die von ihm gethane Arbeit. Nur ein bemerkenswerther Gegner\*) hat versucht, Herzen die Stelle streitig zu machen, die ihm unserer Ansicht nach unter den Vorkämpfern der europäischen Freiheit unzweifelhaft gebührt. Wir achten die Unabhängigkeit und Ueberzeugungstreue dieses Gegners, können aber nicht umhin, den Ausdruck derselben in diesem Falle als ein bedauerliches Missverständniß, eine beschränkte Auffassung der Thatsachen zu bezeichnen. Eine mehr als zehnjährige persönliche Bekanntschaft mit Alexander Herzen hat dem Schreiber dieser Zeilen wol das Recht eines Urtheils über ihn gegeben. Das Studium seiner öffentlichen Thätigkeit hat ihm jene persönlichen Beobachtungen ergänzt. Ganz kürzlich wurden auch von Herzen's Sohne die bis dahin unbekanntesten letzten Arbeiten seines Vaters veröffentlicht\*\*), Arbeiten, welche gleichsam sein politisches Testament enthalten und bei dem Endurtheil über ihn Berücksichtigung fordern. Wir hoffen unter diesen Umständen, daß es uns gelingen werde, mehr als eine falsche oder einseitige Ansicht zu berichtigen und ein einigermaßen vollständiges, lebenstreues Charakterbild des merkwürdigen Mannes zu entwerfen.

Mit seiner energischen Natur und seiner genialen Begabung würde Herzen überall, wo das Schicksal ihn auch hätte geboren werden lassen, eine hervorragende Rolle gespielt haben. Ueberall würde seine kühne Skepsis thätig gewesen sein, würde sein rascher durchsichtiger Blick die Mängel des Bestehenden entdeckt, über ideale Drang seines warm und edel empfindenden Geistes ihn in die vordersten Reihen der Opposition, an die

\*) Karl Blind in der „Neuen Freien Presse“.

\*\*) In einer neuen französischen Ausgabe des Buches „Vom andern Ufer“ (Genf 1871).

Spitze der Freiheitsbewegung geführt haben. Denn er war ein geborener Zweifler, ein geborener Kämpfer gegen die Autorität, für die frei gewonnene, als höher erkannte Ueberzeugung. Doch ebenso zweifellos ist es, daß die besondern Verhältnisse, unter denen er ins Leben trat, auf sein ganzes Wesen eine charakteristisch bestimmende, dauernde Wirkung ausübten. Kosmopolit und Freigeist wie er war, blieb er doch im Grunde seiner Natur immer ein patriotischer Russe, ein Slave, den auch im Exil die stärksten Bande der Anhänglichkeit an seine Heimat fesselten. Da er im höchsten Grade ausgestattet mit der Aneignungsfähigkeit seiner Rasse war, gelang es ihm, sich in mehr als einem fremden Lande, in der Schweiz, in Italien, in Frankreich, in England eine Heimat zu schaffen, deren jede er in ihren Vorzügen anerkannte und liebte, ohne daß er doch je die tiefgewurzelte Neigung für sein fernes Vaterland verlor. Eigenthümlich war seine Stellung zu Deutschland. Der Sohn eines russischen Vaters und einer deutschen Mutter, hatte er von der Natur ein stark entwickeltes germanisches Element mitempfangen, und während er keinem seiner radicalen Landsleute in dem Widerwillen gegen das Formelwesen der nach deutschem Muster in Rußland eingeführten Bureaukratie nachstand, gab es in ihren Reihen wol keinen andern, der den ideellen Reichthum, die geistige Größe des deutschen Wesens so verständnißvoll erfaßte und so warm anerkannte als er. Besonders in seinen spätern Jahren trugen diese germanischen Sympathien über die Vorliebe für die französische Bildung, die neben der deutschen einen so entscheidenden Einfluß auf die Civilisation des slavischen Ostens ausgeübt hat, mehr und mehr den Sieg davon. Die Schwärmerei für die Französische Revolution, für den französischen Socialismus und dessen Weltbeglückungs Ideen kühlte sich ab an der Erkenntniß der factischen Zustände, an der wachsenden Einsicht in die Geseze des langsamen geschichtlichen Wandens. In Bezug auf Rußland trug er sich während der dunkeln Jahre der Reaction, welche dem Scheitern der revolutionären Bewegung von 1848 folgten, mit Hoffnungs träumen von der großen Rolle, welche in dem Erneuerungsproceße des alten Europa seinem Volke vorbehalten sei. Der Krimkrieg zerstörte diese Träume. Aber die Niederlage der russischen Eroberungspolitik, die Erschütterung des furchtbaren Despotismus Nikolaus' I. brachte ihm zugleich seinen eigenen Beruf, die Mission seines Exils, klar zum Bewußtsein. Er gründete die freie russische Presse in London und widmete seitdem seine ganze Kraft der Förderung des großen Reformwerkes, das mit der Abschaffung der Leibeigenschaft begann. Der Einfluß, welchen Herzen während dieser Epoche in Rußland ausübte, war ebenso ungewöhnlich und außerordentlich wie seine ganze Persönlichkeit. Seit Voltaire's Zeit hatte kein Verbannter, lediglih durch die Macht seines Geistes, eine solche Gewalt über sein Volk gewonnen. Ungleich Voltaire aber opferte Herzen dieser Macht nie die Integrität seiner Ueberzeugung und seines Charakters. Persönliche Rücksichten waren ihm stets der Sache untergeordnet, die er vertrat. Als er fand, daß der neuerwachte russische Patriotismus ihn in Widerspruch setzte mit der Ueberzeugung des modernen Menschen, ließ er ohne Bedenken seine Popularität fahren und opferte alles der Treue gegen seine Erkenntniß, der Bewahrung seiner sittlichen Würde. Dies Opfer war die letzte ihm auferlegte Prüfung. Und wenn der Zwiespalt, in den er dadurch mit seinem Volke gerieth, seine letzten Jahre trübte, so verbreitet die Thatsache, daß er es brachte, zugleich ein helles Licht über sein ganzes Leben. Sie vollendet das Charakterbild eines Mannes, der, auf so excentrischen Bahnen ihn auch das Schicksal führte, immer sich selbst treu blieb und in seltener Weise die Einheit eines freien Lebens und Denkens darstellte.

Alexander Herzen wurde am 25. März 1812 in Moskau geboren. Er war der Sohn des Fürsten Jakowleff, eines reichbegüterten Mitgliedes der höchsten russischen

Aristokratie, und einer aus Württemberg stammenden deutschen Mutter, von der er den Namen erhielt. Sein Vater war, während der zweiten Hälfte der Regierung Katharina's II., unter der Leitung eines französischen Lehrers in den freigeistigen Aufklärungsideen des 18. Jahrhunderts herangewachsen, hatte eine Zeit lang in der Garde gedient, bei dem Regierungsantritt Paul's I. jedoch seinen Abschied genommen und dann zehn Jahre lang (1801—11) das westliche Europa bereist. Kurz vor dem Ausbruche des russisch-französischen Krieges, der seine Rückkehr nach Rußland beschleunigte, hatte ihn in Stuttgart eine tiefere Neigung an ein junges Mädchen bürgerlicher Herkunft gefesselt. Sein aristokratisches Standesgefühl sträubte sich gegen den Abschluß eines Ehebundes; doch er gelobte der Geliebten, sie nie verlassen zu wollen, und auf dieses Versprechen, das treu gehalten wurde, folgte sie ihm nach Rußland. Es war nicht lange nach ihrer Ankunft in Moskau, einige Monate vor dem Erscheinen der Franzosen, als Alexander Herzen geboren wurde. Die junge Familie war in Moskau, als die Stadt in die Hände der Franzosen fiel, und die auf Kostojschin's Geheiß angelegte historische Feuersbrunst zerstörte auch den Jakowleff'schen Palast. Indem Jakowleff mit seinen Angehörigen, in Begleitung einiger Diener, aus dem Feuermeere einen Ausweg suchte, begegnete er dem Marschall Mortier, einem alten Bekannten aus seiner pariser Zeit. Mortier empfahl den Grand-Seigneur russe dem Kaiser Napoleon, der einige Tage darauf Jakowleff zu sich in den Kreml beschied, um ihn mit der Ueberbringung eines Briefes an den Kaiser Alexander zu beauftragen. Jakowleff übernahm die ihm zuge dachte Mission und verließ mit seiner Familie unter französischem Geleit die brennende Stadt. Von den russischen Vorposten als verdächtig verhaftet, wurde er unter militärischer Bedeckung nach Petersburg geschickt, während man die junge Frau und ihre Begleitung nach Jaroslaw ziehen ließ. Nach einer mehrwöchentlichen Haft wurde Jakowleff, mit dem Befehle, die Residenz zu meiden, aus Petersburg entlassen. Den Brief Napoleon's hatte er an Graf Araktschejew, den Generaladjutanten des russischen Kaisers, überliefert; ob jedoch das Schreiben in des letztern Hände gelangte, ist nicht bekannt geworden.

Mit der Erzählung dieses Abenteuers eröffnet Herzen ein seiner anziehendsten Werke, seine Memoiren, die uns auch in dem nachfolgenden biographischen Theil unserer Darstellung als Hauptquelle dienen werden. Es war die merkwürdigste Begebenheit in dem Leben seines Vaters, eine Familientradition, deren historischer Reiz um so frischer bleiben mußte, je einfrüher später das Leben in dem Jakowleff'schen Hause sich gestaltete. Herzen wurde als Knabe nie müde, sich von seiner Wärterin von der Flucht aus Moskau erzählen zu lassen, und seine ersten Jugendjahre heben sich bedeutungsvoll von diesem großen Hintergrunde der brennenden Hauptstadt Atrußlands ab. Bis zum Wiederaufbau Moskaus brachte die Familie auf den väterlichen Gütern zu; dann lebte sie abwechselnd im Winter in der Stadt, im Sommer auf dem Lande. Von dem Charakter und der Lebensweise des Vaters, von den Verhältnissen und Einflüssen, unter denen er selbst aufwuchs, hat Herzen in seinen Memoiren ein meisterhaftes Bild entworfen. Der Vater blieb in allen seinen Anschauungen der skeptische Voltairianer des 18. Jahrhunderts; in seinem Wesen und Leben stellte er mehr und mehr das Bild eines jener westlichen Sonderlinge dar, wie sie aus der Berührung und dem Widerspruche zwischen russischen Zuständen und occidentalischer Bildung hervorgehen. Erfüllt von dem Standesbewußtsein des hochgeborenen Aristokraten, war er zugleich zu unabhängig und zu indolent, um in dem Staatsdienste eine praktische Thätigkeit zu suchen. Seine Interessen blieben beschränkt auf den Kreis der ihm während seiner Reisen bekannt gewordenen westeuropäischen und besonders der französischen Bildung; die russischen Zustände interessirten ihn nur insofern, als sie mit dieser Bildung in Zusammenhang standen. Auch sprach und schrieb er sein ganzes Leben hindurch französisch besser als russisch und nur noth-

gedrungen, im Verkehre mit seinen Untergebenen und Domestiken, bediente er sich der russischen Sprache. Nach ausländischer Weise, ungeführt und unbekümmert, ein luxuriöses Stilleben zu führen, war das Ziel seiner Wünsche. Von seiner Umgebung verlangte und erwartete er nichts als den seinem Range gebührenden Respekt, die Beobachtung guter gesellschaftlicher Formen. Dennoch lag hinter der selbstfüchtigen Abgeschlossenheit, dem kalten, theilnahmlösen Aeußern dieses Sonderlings im Grunde kein gefühlloses Herz. Der scharfe Verstand, mit dem er Menschen und Verhältnisse durchschaute, kam meist in einer trockenen Ironie zum Durchbruche. Er quälte seine Umgebung durch seine Launen, er fühlte und wußte, daß er nicht glücklich war und nicht glücklich mache. Aber nach seiner Art war er bei alledem gerecht, bemüht, die ihm obliegenden Pflichten zu erfüllen. Einen höchst charakteristischen Beweis für diese Gebrochenheit seiner Sinnesweise lieferte sein Verhältniß zu der Mutter seines Sohnes. Die Leidenschaft für sie war halb vergangen; aber an dem ihr gegebenen Versprechen hielt er unerschütterlich fest. Eine Fremde unter Fremden, ausgeschlossen von einer Gesellschaft, deren Sprache und Sitten sie nicht verstand, behauptete sie in Jakowleff's Hause und seinen Verwandten gegenüber doch alle Rechte einer legitimen Gemahlin. Glückselig war sie freilich sowenig als er. In äußerem Glanze, von einer zahlreichen Dienerschaft umgeben, verlebte sie in dem ihr angewiesenen Flügel des Palastes ein einsames, freudloses Dasein. Jakowleff's persönliche gefellige Beziehungen beschränkten sich wesentlich auf den Umgang mit einem gleichgestimmten jüngern Bruder und einigen Freunden seiner Jugend, die, ungleich ihm selbst, im Staatsdienste geblieben und seitdem als Generale, Gouverneure, Staatsräthe u. s. w. zu hohen Würden emporgestiegen waren. Er pflegte diese Fremde wegen ihrer Abhängigkeit vom Staate zu necken, konnte sich aber trotzdem dem Einflusse ihrer Ansichten nie ganz entziehen und bestimmte seinen Sohn schon früh für eine ähnliche Laufbahn.

Unter solchen Verhältnissen wuchs Alexander Herzen heran. Im Verkehre mit seinem Vater lernte er schon als Kind spielend die französische, im Verkehre mit seiner Mutter die deutsche, im Verkehre mit seiner Wärterin und der Dienerschaft die russische Sprache. Der Vater hatte ihn viel um sich; auch bei den Besuchen der väterlichen Freunde war er oft zugegen, und aus den Unterhaltungen, denen er bei diesen Gelegenheiten zuhörte, gewann er die ersten Einblicke in die große russische und außerrussische Welt. Seinen ersten Unterricht erhielt er durch deutsche und französische Gouvernanten; später hatte er deutsche und französische Privatlehrer. Eine lebhaftere Phantasie, eine scharfe Beobachtungsgabe, ein eifriger Thätigkeitstrieb, Selbständigkeit und Energie des Willens traten früh als charakteristische Eigenschaften bei dem Knaben hervor. Bei den eigenthümlichen Verhältnissen des väterlichen Hauses genoß er verhältnißmäßig viel persönliche Freiheit, und bald beutete er dieselbe auf seine Weise aus. Unbefriedigt durch die geistige Nahrung, welche sein Unterricht ihm bot, suchte er in selbständiger Lektüre Ersatz, und schon in seinem 12. Jahre hatte er den größten Theil der väterlichen und mütterlichen Bibliothek verschlungen. In der Bibliothek des Vaters fand er besonders die französische Literatur des 18. Jahrhunderts; die Bibliothek der Mutter machte ihn mit Lafontaine und Rokebue, mit Goethe und Schiller bekannt. Während diese Lektüre seinen Gesichtskreis erweiterte, brachte sie ihm zugleich den Gegensatz zwischen der Gedankenwelt, die in ihm erwachte, und den Verhältnissen, die ihn umgaben, zum Bewußtsein. Er war kaum in das Knabenalter eingetreten, als er bereits entschlossen war, die militärische Laufbahn, welche dem russischen Adel den Weg in den Staatsdienst öffnet und für die sein Vater auch ihn bestimmt hatte, unter keinen Umständen zu wählen. Der äußere Pomp und Glanz des Soldatenthums übte keinerlei Anziehung auf ihn aus; das straffe uniformirte Wesen war ihm instinctiv zuwider. Seine Gedanken bewegten sich in einer andern Richtung. Schmerzlich empfand er schon in jenen Jahren die entwürdigte Lage der

leibigen russischen Bauern, mit der seine Besuche auf den väterlichen Gütern ihn bekannt machten. Es genügte ihm nicht, daß sein Vater die Bauern im ganzen gut behandelte, daß keine Grausamkeiten auf seinen Gütern verübt, keine körperlichen Strafen anbefohlen oder genehmigt wurden. Seiner Meinung nach hätte er die bestehenden Mißbräuche selbstthätig beseitigen, die Lage der Bauern heben, die Uebergriße der Beamten, die er ignorirte, bestrafen, kurz, als Gesetzgeber und Richter bessere Zustände schaffen sollen. Es brachte einen tiefen Eindruck auf sein Gemüth hervor, als ein alter Bauer, gegen den er sich in diesem Sinne aussprach, ihm erwiderte: jetzt habe er Mitleid, weil er ein Knabe sei, später werde er es machen wie alle andern — und er gelobte sich im stillen, daß der Alte nicht recht behalten solle. Ein anderer Umstand kam hinzu, ihn in dieser Denkmungsart zu befestigen. Wenn das einförmige Leben im väterlichen Hause ihn langweilte, ging er zu seiner Unterhaltung oft in die Gesindestuben. Er fragte, hörte, forschte und combinirte, und bald hatte er über seine Geburt und die eigenthümlichen Verhältnisse seiner Aeltern vollständige Auskunft erlangt. Obgleich er in jeder Hinsicht als legitimer Sohn des Hauses behandelt wurde, konnte diese Entdeckung doch einen nachhaltigen Einfluß auf ihn nicht verfehlen. Sie nährte seine kritisch-skeptische Stimmung und erweiterte den Bruch zwischen seinem Denken und den umgebenden Verhältnissen. Auch die Bekanntschaft mit der Religion seines Vaterlandes erregte ihm nicht jene Einheit zwischen Ideal und Wirklichkeit, die er in den gesellschaftlichen Zuständen so schmerzlich vermisse. Der russische Pope, der ihn in seinem 13. Jahre zu seiner ersten Abendmahlsfeier vorbereiten sollte, erschrak über den vollständigen Mangel an positivem Glauben bei dem jungen Sohne des alten Voltairianers. Naturanlage, Erziehung und Lebensumstände vereinigten sich, den Freigeist in ihm auszubilden.

Die erste eigentlich politische Anregung und mit ihr den ersten umfassendern Einblick in die Gesamtzustände Rußlands gewann der junge Herzen bei dem Regierungsantritt des Kaisers Nikolaus, durch den Decembraufstand des Jahres 1825. Dieser Aufstand hatte weite Verzweigungen in ganz Rußland, und das Schicksal seiner fünf Hauptführer, die am Galgen starben, das traurige Los der Hunderte von Theilnehmern oder Verdächtigen, die in die Verbannung nach Sibirien wanderten, der lastende Druck der finstern, erbarmungslosen Reaction, welche folgte, brachten auf die erwachende Seele des Knaben einen unauslöschlichen Eindruck hervor. Sie gaben seinen umherschweifenden Gedanken eine feste Richtung, und je mehr er von dem Geschehenen erfuhr, um so leidenschaftlicher nahm er mit ganzer Seele Partei für die Besiegten gegen die Sieger. „Eine neue Welt“, sagte er, „war in mir aufgegangen, und ich fühlte bald, daß dieselbe fortan den Mittelpunkt meiner geistigen und moralischen Existenz bilden werde; ich fühlte, daß ich niemals auf der Seite der Sieger, der Helden des Kerlers, der Kartätschen und der Galgen stehen werde. Pestel's Hinrichtung machte dem Traumzustande meiner kindlichen Seele für immer ein Ende; fortan war ich im Schlafe und im Wachen mit politischen Gedanken erfüllt.“ Genährt wurden diese Gedanken durch den Verkehr mit seinem damaligen französischen Lehrer, einem alten Jakobiner, der ihm die Geschichte der Französischen Revolution von dem Standpunkte seiner Partei vortrug. Er las insgeheim verbotene politische Gedichte Puschkin's; Plutarch und Schiller wurden seine Lieblingschriftsteller. Um jene Zeit entstand auch der erste schwärmerische Freundschaftsbund mit seinem spätern Parteigenossen und Mitarbeiter Ogarew, ein Bund, der sein ganzes Leben hindurch fortbauerte. Ogarew war mit Herzen verwandt, fast gleichalterig, und obgleich ruhiger in seinem Wesen, von denselben idealen Freiheitssträumen erfüllt wie er. Die Freunde sahen sich viel, lasen und arbeiteten zusammen, machten lange gemeinsame Spaziergänge und schwärmten inmitten des umgebenden Despotismus von einer freien Welt und einer bessern Zukunft. An einem Sommerabende im Jahre 1828, während einer

Wanderung auf den Mönchsberg bei Moskau, an der Stelle, wo der Befreiungstempel zum Andenken an die Kämpfe von 1812 gebaut werden sollte, ergriff es sie, indem sie alle ihre geheimsten Gedanken gegeneinander ausschütteten, wie eine Offenbarung des Berufs, der ihnen zuteil geworden. Sie schwuren einander, treu zusammenzuhalten, die Märtyrer von 1825 zu rächen, wie diese sich dem Kampfe für die Freiheit zu weihen. Die Dramen der Schiller'schen Sturm- und Drangzeit nährten ihren Enthusiasmus. Karl Moor, Fiesco, Marquis Posa wurden nacheinander ihre Helden. Und dieser Idealismus war bei Herzen kein flüchtig verwehender Hauch der Jugend. Er quoll aus dem Grunde seiner Natur, ein Strom des Denkens und des Empfindens, der sich durch alle Wirren und Hemmnisse des Schicksals immer wieder seinen Weg bahnte. Noch fast ein Menschenalter nachher schrieb er an der Stelle seiner Memoiren, wo er von diesen Jugendschwärmereien erzählt: „Die Poesie Schiller's hat in meinen Augen nichts von ihrem Reize verloren. Noch vor kurzem las ich meinem Sohne den «Wallenstein» vor. Wer Schiller nicht mehr zu würdigen versteht, ist zu alt oder ein Pedant, ist versteinert, oder das Wissen hat ihm den Geist verstopft. Was soll man aber von jenen frühreifen altklugen Burschen denken, die mit 17 Jahren seine Fehler kennen?“

Um die Zeit jenes Freundschafts- und Freiheitsbundes auf dem Mönchsberge war Herzen 16 Jahre alt geworden. Der Moment rückte heran, wo er sich für einen Lebensweg entscheiden mußte. Seine Abneigung gegen die militärische Laufbahn hatte inzwischen eher zu- als abgenommen, und seine Opposition gegen die Wünsche des Vaters, der an dem frühern Plane festhielt, war so beharrlich, daß der alte Skeptiker endlich nachgab und beschloß, sein Sohn solle studiren und später womöglich in die diplomatische Carrière eintreten. Die Nachwirkungen des Decembaraufstandes brachten jedoch auch in diesem Entschlusse eine momentane Aenderung hervor. Die allgemeine kaiserliche Ungnade erstreckte sich nämlich auf die Universität Moskau; Lehrer und Studenten wurden eines revolutionären Geistes bezichtigt, und da Fürst Jakowleff trotz seiner Freigeisterei nichts mehr scheute als Collisionen mit den herrschenden Mächten, beschloß er bei sich, sein Sohn solle nicht studiren, sondern ohne weitere Umstände in den Stand der Civilbeamten aufgenommen werden. Durch die Vermittelung des ihm befreundeten Gouverneurs von Moskau wurden die einleitenden Schritte dazu getroffen. Allein noch einmal scheiterte die Ausführung auch dieses Planes an dem Widerstreben des Sohnes. Derselbe erklärte sich gegen die beabsichtigte Umgehung des Universitätscurfus, und der Vater mußte seinen Wünschen willfahren. Nach Vollendung seines 17. Jahres (1829) wurde so der junge Herzen als Student in die moskauer Universität aufgenommen.

Charakteristisch für seine damalige Sinnesweise und bedeutungsvoll für seine spätere Entwicklung war es, daß er unter den nach deutschem Muster in Moskau bestehenden vier Facultäten die mathematisch-physikalische wählte. Diese Wahl hatte einen zweifachen Grund. Einerseits entfernte er sich als Studiosus der Mathematik und Physik am weitesten von jedem Zusammenhange mit der ihm verhassten officiellen Welt Rußlands; andererseits folgte er dem Rathe und gewann den Beifall eines Mannes, der neben Ogarew um diese Zeit den größten persönlichen Einfluß auf ihn ausübte. Es war dies sein Vetter Feodor Jakowleff, ein echt russischer Sonderling, dem Herzen in seinen Memoiren unter dem Namen des „Chemikers“ ein Denkmal gesetzt hat. Im Besitze eines großen Vermögens und eines umfangreichen Palastes, schloß dieser wunderliche Mensch sich einstädlerisch in ein einziges Zimmer ab, in dem er wohnte, schlief, ein Laboratorium hatte und sich lediglich mit chemischen Experimenten beschäftigte. Abgesehen von diesen Experimenten und den Thatsachen der Mathematik und Physik war ihm alles in der Welt eitel Lug und Trug. Sein kalter Scepticismus, seine völlige Glaubenslosigkeit (die übrigens mit einer ungewöhnlich humanen Behandlung seiner Untergebenen

Hand in Hand gingen) standen in schroffem Gegensatze zu den idealen Träumen des jüngern Freundes, und es fehlte in dem Verkehre beider nicht an heftigen Zusammenstößen der widersstrebenden Elemente. Trotzdem übte die seltsame Originalität und Selbständigkeit des Mannes eine starke Anziehungskraft auf die gärende Jünglingsseele aus; denn bei Herzen selbst war neben dem ideellen Aufschwunge die skeptische Richtung des Verstandes stark entwickelt, und die russischen Zustände boten beiden zahlreiche Punkte der Uebereinstimmung. Wenn es dem Chemiker daher nicht gelang, Herzen ganz für seine Anschauungsweise zu gewinnen, so überzeugte er ihn doch von der Bedeutung der naturwissenschaftlichen Studien als der Grundlage alles positiven Wissens und befestigte in ihm den Entschluß, seine Universitätsjahre diesen Studien zu widmen. Das Vorwiegen dieses Bildungselements in seinem Einflusse auf Herzen's Charakter und Weltanschauung ist unverkennbar. Es entwickelte den scharfen Blick des Beobachters, der so geniale Beiträge lieferte zur Physiologie der Gesellschaft; es trieb ihn aber auch, in Verbindung mit seinem philosophischen Radicalismus, in die Extreme eines Denkens, welches den bestehenden Zuständen als Producten der geschichtlichen Entwicklung und den Nothwendigkeiten des langamen geschichtlichen Werdens nicht immer gerecht wird. Seine Persönlichkeit war übrigens zu vielseitig angelegt, zu lebhaft empfänglich, gefellig, thätig, als daß er sich nach der Sonderlingsweise seines Verwandten je in eine fertig abgeschlossene Welt hätte zurückziehen können, und seine spätern Leistungen beweisen, daß er über den mathematisch-physikalischen Studien die historischen keineswegs veräuerte.

Der wissenschaftliche Zustand der unter der Wolke des kaiserlichen Zornes ruhenden russischen Universität war kein glänzender. Die Professoren waren meist entweder alte Herren, in denen der Geist erloschen war, oder Popenöhne, denen die Seminarbildung anklebte. Einige jüngere Professoren wurden von den Studenten mehr wegen des Rufes der Freisinnigkeit geschätzt als wegen ihrer wissenschaftlichen Bedeutung. Dazu kam, daß das ganze Treiben der Universität aufs strengste durch die kaiserliche Polizei überwacht wurde und nach militärischer Weise knapp und straff zugeschnitten war. Lehrbücher, Lehrkursus, Unterrichtsmethode, selbst Kleidung und Lebensweise der Studenten waren an strenge Regeln gebunden; die oberste Leitung der Universität war alten Generalen anvertraut, denen die Erhaltung der Disciplin über alles ging, die von wissenschaftlicher Bildung keinen Begriff hatten. Doch eben dieses Bewußtsein kaiserlichen Mißtrauens und kaiserlicher Ungnade bildete andererseits für die bessern Elemente der studirenden Jugend ein belebendes Ferment, und ein geheimes Band der Opposition und der Kameradschaft umschloß alle strebenden Kräfte, die aus dem Druck der Gegenwart den Weg in die Freiheit suchten. In dies frische gärende Leben stürzte auch Herzen sich mit um so größerer Lust, je mehr er deraartige gesellige Beziehungen bisher vermißt hatte. Der einförmigen Enge des väterlichen Hauses entronnen, fand er sich in einer neuen Welt. Freundschaftliche Zusammenkünfte, heitere schwärmende Gelage wechselten mit den Studien ab. Die Erinnerung der hoffnungreichern Zeiten Kaiser Alexander's lebte in den Kreisen dieser Jugend fort. Man trieb einen Cultus mit den Märtyrern des Decembaraufstandes, zog Parallelen zwischen Rußland und Westeuropa, träumte und hoffte, lernte und kritisirte, und bildete sich, meist im Hinblick auf die Französische Revolution, jung-russische Ideale von der Erneuerung des alten Rußlands. Der Reiz dieses gemeinsamen Lebens, dem auch gelegentlich die Würze von Disciplinarstrafen nicht fehlte, entschädigte wenigstens theilweise für den Mangel an höherer wissenschaftlicher Befriedigung. Es war ein großer Tag für diesen moskauer Studententreib, als, ungefähr ein Jahr nach Herzen's Eintritt in die Universität, die Nachricht von der Julirevolution in Rußland eintraf. „Wol hundertmal“, sagt Herzen, „las ich die beiden Nummern des «Journal des Débats» durch, welche diese Kunde gebracht hatten.“ Als die Revolution sich über

Frankreich hinaus verbreitete, als sie selbst nach Polen hinübersprang, stieg die hoffende Erwartung von dem Anbruche einer bessern Zeit auf den höchsten Gipfel. Aber der Flut revolutionärer Aufwallung folgte bald die Ebbe der Reaction. Man hörte von der blutigen Unterdrückung des polnischen Aufstandes, man sah Scharen polnischer Verbannter durch Moskau nach Sibirien wandern, und man empfand selbst den Rückschlag der polnischen Niederlage in einer noch strengern Ueberwachung seitens der russischen Regierung. Wiederholt verschwanden Studenten auf mysteriöse Weise von der Universität, ohne daß man weder über ihre Schuld noch über ihr Schicksal etwas Weiteres erfahren konnte. Mehrere Freunde Herzen's wurden gefänglich eingezogen, vor ein Kriegsgericht gestellt und, ohne eines Verbrechens überwiesen zu sein, auf den bloßen Verdacht, gefährliche Tendenzen zu hegen, an den Kaukasus und nach Sibirien verbannt. Für Herzen persönlich verfloßen, abgesehen von diesen Erlebnissen, die Universitätsjahre ohne besondere Zwischenfälle. Ueber den Gang seiner Studien geben seine Memoiren nur vereinzelte Andeutungen. So wurde er bei einem officiellen Besuche des Unterrichtsministers Uwarow in seiner Abtheilung ausersesehen, einen improvisirten Vortrag über Krystallisation zu halten, und erntete bei dieser Gelegenheit nicht nur den Beifall der Professoren, sondern Uwarow's selbst, der ihn sich vorstellen ließ und ihm zum Andenken ein Buch versprach, „das er übrigens niemals schickte“. Von sonstigen mit seiner Universitätszeit zusammenhängenden Vorgängen war der Empfang Alexander von Humboldt's in Moskau, bei dessen Rückkehr von seiner sibirischen Reise, der merkwürdigste. Die Universität ehrte den großen Reisenden mit Aufbietung aller ihrer Kräfte, obgleich nicht, ohne der spöttischen Kritik der jungen Generation Blößen zu bieten. Nach Beendigung des üblichen dreijährigen Cursus (1832) bestand Herzen mit Auszeichnung das Licentiatenexamen. Damit erreichte seine Laufbahn an der Universität ihr Ende.

Es erhob sich nun von neuem die Frage nach der Gestaltung seines Verhältnisses zu Staat und Gesellschaft. Sein Vater that, was er konnte, ihn mit beiden auszusöhnen. Doch die Vorgänge der letzten Jahre hatten die Abneigung des jungen Mannes gegen das officiële Rußland nur gesteigert. Er wies jede Zumuthung, in den Staatsdienst einzutreten, zurück; ebenso wenig wollte ihm der gesellige Verkehr mit Beamten, Generalen und Geheimrätthen behagen. Er hielt sich demselben möglichst fern, setzte privatim seine Studien fort und suchte seinen Umgang, wie vorher, besonders in den Kreisen der ihm befreundeten Studenten. Saint-Simonistische Schriften, die ihm um diese Zeit (1832—33) in die Hände fielen, gaben seinen Gedanken eine neue Wendung. Das Problem der socialen Zustände der Gegenwart trat ihm zuerst in seiner unendlichen Bedeutung nahe. Die traurige Lage der leibeigenen russischen Bauern, die ihm schon lange Stoff zum Nachdenken geboten, erschien ihm nun, im Zusammenhange mit den unbefriedigenden Weltzuständen im allgemeinen, in einem neuen Lichte. Seine Ideen über die Umgestaltung, welche der bestehenden Welt noththue, vertieften und erweiterten sich. Was ihn selbst bewegte, fand auch Eingang in den Kreis seiner jungrossischen Freunde. So war der Sommer des Jahres 1834 herangekommen, als Herzen eines Tages, mitten in der Nacht, verhaftet und in das moskauer Polizeigefängniß abgeführt wurde. Dasselbe Schicksal traf Dgarew und mehrere andere Genossen. Die nächste Veranlassung zu dieser Maßregel war ein von einem Studenten gegebenes Festmahl, bei dem, wie es hieß, hochverräterische Lieder gesungen worden seien. Außerdem wollte man Plane zur Gründung einer Saint-Simonistischen Gesellschaft entdeckt haben. Die Untersuchungshaft dauerte vom Juli 1834 bis zum März 1835. Eine aus den höchsten moskauer Würdenträgern bestehende Commission wurde eingesetzt, die Verhafteten zu verhören. Man verfuhr, als handle es sich um das schwürzeste Verbrechen, umging alle gerichtlichen Formen und ließ die Angeklagten die ganze Härte des allerhöchsten Zornes fühlen. Alles,

was ihnen schließlich zur Last gelegt werden konnte, beschränkte sich auf das Abftigen eines Liebes, in dem man eine Beleidigung gegen den Kaiser fand. Herzen persönlich konnte nicht einmal diese Schuld nachgewiesen werden, da er bei dem verpönten Gelage nicht zugegen gewesen. Doch seine Einwände waren umsonst. Man erklärte ihm, er habe den Tod oder doch lebenslängliche Zwangsarbeit in Sibirien verdient, und habe es nur der Barmherzigkeit des Kaisers zu danken, daß diese Strafe in Verbannung nach einer Stadt an der sibirischen Grenze verwandelt worden sei. Dieselbe Strafe traf seine Gefährten.

So begannen denn die Träume von dem Märtyrertum für die Freiheit sich zu erfüllen. Trübe und ungewiß dehnte die Zukunft sich vor dem jungen Verbannten aus, als er am 10. April 1835 in Begleitung eines Gensdarmen die weite Reise nach Perm, das ihm zum Aufenthaltsorte bestimmt worden, antrat. Der moskauer Freundeskreis war nach allen Seiten zersprengt. Jedem der Verurtheilten war ein besonderer Verbannungsort zugewiesen. Das Urtheil lautete auf Verbannung, ohne Termin — und wer konnte sagen, ob es nicht den Rest und Abschluß des ganzen Lebens bedeutete? Die Eindrücke der langen eintönigen Fahrt durch die endlosen russischen Ebenen steigerten diese Stimmung. An allen Orten begegnete der Verbannte andern Opfern des zarischen Despotismus: Polen und Litauern, die, von Kosaken und Gensdarmen begleitet, wie er in die Verbannung zogen; russischen Bauern, die auf höchsten Befehl aus dem Innern Rußlands nach Sibirien geschafft wurden, um neu anzulegende Dörfer zu bebölkern; armen Judenknaben, die, ihrer Heimat entrissen, müde von den Strapazen einer wochenlangen Wanderung, wie eine Viehherde nach Osten getrieben wurden, um in den uralischen Regimentern zu dienen. In Perm angelangt, erfuhr Herzen, daß er nach Wiatka umkehren müsse, da Perm inzwischen einem seiner Mitverbannten zum Verbannungsorte bestimmt worden und der Aufenthalt zweier Gefinnungsgenossen an demselben Orte unerlaubt war. Was den Sinn der ihm zuerkannten Strafe anging, so war derselbe ein doppelter. Sie bedeutete zunächst die Verbannung an einen bestimmten Aufenthaltsort; sodann war eine Disciplinarstrafe beabsichtigt. Der Verbannte sollte sich unter die Befehle des Gouverneurs stellen, d. h. gezwungenermaßen in den Staatsdienst eintreten. Gouverneur von Wiatka war damals Tufajew, ein Musterbild des hohen russischen Provinzialtyrannen jener Tage. Seine Laufbahn hatte er als wandernder Seiltänzer in Sibirien angefangen, war dann, nachdem er bis nach Polen gekommen und von dort als Landstreicher ausgewiesen war, Kanzleischreiber in Tobolsk geworden und hatte in dieser Eigenschaft die Gunst eines Regierungsinspectors erlangt, der ihn mit sich nach Petersburg nahm, wo er als fleißiges, gefügiges, zu allem williges Werkzeug nach zehn Jahren zum Ministerialsecretär und etwas später zum Privatsecretär des allmächtigen Grafen Araktschejew avancirte. Mit Araktschejew war er zur Zeit der europäischen Occupation in Paris gewesen; später war er durch den Einfluß desselben Gönners zuerst zum Vicegouverneur, dann zum Gouverneur von Wiatka emporgestiegen. Zur Zeit von Herzen's Ankunft stand Tufajew auf der Höhe seiner Macht. Schlaw, roh, genußsüchtig, habgierig, benutzte er seine Stellung nach Tyrannenart zur Befriedigung seiner persönlichen Wünsche und sog die ihm untergebene Provinz aufs schmachlichste aus. Es war eine harte Schule der Erfahrung, eine bittere Frucht der moskauer Freiheitschwärmerei, unter der Herrschaft eines solchen Menschen, in der Blüte der Jugend, in einer fremden weltfernen Gegend, das Los der Verbannung zu tragen. Tufajew beorderte Herzen, nachdem er ihn mit einigen rohen Späßen bewillkommnet, zum Dienst in seine Kanzlei. Von 9 bis 2 Uhr morgens und von 5 bis 8 Uhr nachmittags mußte der Verbannte hier in einem schmutzigen, dampfen, mit einigen 20 andern Kanzlei-

beamten angefüllten Zimmer den Dienst lernen. Seine Kollegen waren fast ohne Ausnahme rohe, ungebildete, in der moralischen Fäulniß ihrer Umgebung verformene Menschen, mit denen er nichts gemein hatte, die, wie er selbst sagt, ihre Zeit zwischen der Blünderung des Publikums und wüsten Trinkgelagen theilten. Sogar der Diener, den Herzen von Moskau mitgebracht, vermied nach einiger Zeit das Wirthshaus, wo diese Gesellschaft ihr wüßtes Wesen trieb. Von Tag zu Tag mit solchen Kollegen verkehren, sie als seine Vorgesetzten anerkennen zu müssen, war eine moralische Demüthigung für den heißblütigen Idealisten, die ihn aufs tiefste erschütterte. Er war der Verzweiflung nahe; doch seine Energie hielt ihn aufrecht, und nicht lange nachher wurde seine peinliche Lage durch einen günstigen Zwischenfall verbessert. Ein in Wiatka einlaufender petersburger Ukas rief in den amtlichen Kreisen des Gouvernements die größte Verwirrung hervor. Der Ukas forderte einen detaillirten statistischen Bericht über die Zustände des Gouvernements Wiatka; aber keiner von Tufajew's Beamten fühlte sich der Lösung einer solchen Aufgabe gewachsen. Es war nie vorher etwas Aehnliches vorgekommen, man hatte keinen Begriff von statistischen Untersuchungen, kannte kaum die einschlagenden technischen Ausdrücke — allgemeine Rathlosigkeit herrschte. Unter diesen Umständen erbot sich Herzen, die verlangte Arbeit auszuführen. Er stellte nur die Bedingung, daß man ihm erlaube, zu Hause zu arbeiten, und brachte nur ein theils auf Thatfachen beruhendes, theils durch eine lebhafte Einbildungskraft ergänztes Werk zu Stande, das nicht bloß seine Kollegen zu staunender Bewunderung hinstieß, sondern den höchsten Beifall des Gouverneurs davontrug. Zum Lohn für seine Leistung wurde ihm die tägliche Arbeit in der Kanzlei erlassen. Er athmete freier auf und konnte seitdem mehr nach eigenem Gutdünken leben. Auch eine sympathische Seele, einen geistesverwandten leidenden Mitgenossen der Verbannung entdeckte Herzen in seiner Einsamkeit. Es war der Architekt Alexander Wittberg, ein genialer Künstler, der mit seinem Plane für die Errichtung eines Friedentempels zum Andenken an die Kämpfe von 1812 den Preis errungen hatte, durch die Ränke seiner Neider aber in Ungnade gefallen und „ohne Termin“ nach Wiatka verbannt war. Das tragische Schicksal dieser in ihrem ersten Aufblühen von der mitleidlosen Hand des russischen Despotismus getroffenen edeln Künstlerseele brachte auf Herzen einen unauslöschlichen Eindruck hervor. Die Verbannung ohne Termin endete für Wittberg erst mit seinem Leben. Vergeblich auf seine Befreiung wartend, zu thatlosem Hinräumen verurtheilt, versenkte der gebrochene Künstlergeist sich in mystische Schwärmerien und erlosch unbeachtet in seiner Weltferne, eins der namenlosen Opfer der zarischen Tyrannei. Aber sein Schicksal sollte nicht namenlos bleiben. Es lebte in dem Andenken des Freundes seiner Verbannung fort, der ihm viele Jahre nachher in der Geschichte seines Lebens ein tragisch schönes Denkmal setzte.

Trotz des freundschaftlichen Verkehrs mit Wittberg und trotz des erwähnten günstigen Umschwungs in seiner officiellen Stellung blieb indeß Herzen's Lage noch immer trübe genug. Besonders peinlich war der Umstand, daß Tufajew den jungen Mann, der ihm einen so entschiedenen Dienst erwiesen, zu bevorzugen anfing und Miene machte, nähere gesellige Beziehungen mit ihm anzuknüpfen. Herzen war sich der Gefahr dieser Övnerschaft vollkommen bewußt. Nichts hätte ihn vermögen können, die kalte Zurückhaltung gegen einen Menschen, dessen unwürdigen Charakter er durchschaute, auch nur dem Anschein nach abzulegen. Ein Bruch zwischen ihm und Tufajew war daher früher oder später unvermeidlich, und wer konnte sagen, wie schwer die Rache des Tyrannen ihn dann traf? Allein auch aus dieser peinlichen Lage sollte ein glücklicher Zufall ihn befreien. Die Tage Tufajew's waren gezählt. Der Großfürst-Thronfolger, der jetzige Kaiser Alexander II., unternahm damals (1837) eine Rundreise durch das russische Reich und berührte auf derselben auch Wiatka. Tufajew war nach Kräften bemüht gewesen, die

Stadt aus ihrem schmutzigen verfallenen Zustande für den Empfang des hohen Besuchers herzustellen. Er hatte sich hierbei, seiner Gewohnheit gemäß, viele Gewaltthaten erlaubt, unter andern einen Kaufmann, der eine Beschwerdebefrist überreichen wollte, ins Irrenhaus sperren lassen, und überdies durch den Vorschlag zur Verschiebung eines Kirchensfestes, das dem Volke von Wiatka Veranlassung geboten haben würde, dem Großfürsten seine Klagen vorzulegen, Verdacht erregt. Der Großfürst hatte von diesen Dingen Kunde erhalten. Er empfing den allmächtigen Gouverneur mit Zeichen der Ungnade, ließ den gefangenen Kaufmann freisetzen, hörte die von allen Seiten einlaufenden Beschwerden, und nach einigen Wochen wurde Tuszjew seines Amtes enthoben. Und Tuszjew's Fall, willkommen wie er war, bezeichnete für Herzen nicht die einzige erfreuliche Folge des großfürstlichen Besuchs. Zu Ehren des Großfürsten war eine Ausstellung der landwirthschaftlichen Producte des Gouvernements Wiatka veranstaltet und an Herzen die Anordnung und Leitung derselben übertragen worden. Als nun der Großfürst die Ausstellung besuchte, fiel dem Verbannten die Aufgabe zu, ihm als Führer zu dienen. Der Großfürst, erstaunt, an einem Orte wie Wiatka einem Manne von so viel Geist und Kenntnissen zu begegnen, fragte mit Theilnahme nach seinen Verhältnissen, und noch zu Ende desselben Jahres traf, auf seine Verwendung, ein kaiserlicher Befehl in Wiatka ein, demgemäß Herzen die Erlaubniß erhielt, den Aufenthalt in Wiatka mit dem in Wladimir zu vertauschen. Es war eine frohe Botschaft für ihn, welche die trübsten Jahre seines Exils endete. Wladimir brachte ihn 100 Meilen weiter nach Westen, aus der fernem uralischen Einöde in die Nähe von Moskau zurück. Die Anstalten für die Reise waren bald getroffen. Mitten im härtesten Winter verließ er Wiatka. Den Beginn des neuen Jahres erlebte er in einem kleinen Posthause am Wege, wo er mit seinem treuen Diener und dem Postmeister in aufgethanem Champagner der Zukunft zutrank. Am 2. Jan. 1838 traf er in Wladimir ein.

Herzen's Hoffnung, daß er in Wladimir einer bessern Zeit entgegengehe, hatte ihn nicht getäuscht. Er fand in dem Gouverneur einen Mann von Bildung, der ihn freundlich behandelte und mit Geschäften beauftragte, die ihm nicht allein viele Freiheit ließen, sondern eine gewisse ironische Befriedigung gewährten. Auf Befehl des Ministers des Innern waren seit 1837 in den Hauptstädten der russischen Gouvernements officielle Regierungszeitungen gegründet, und bei dem beinahe völligen Mangel an provinziellen literarischen Kräften konnte es dem Gouverneur von Wladimir nur willkommen sein, eine Persönlichkeit zu entdecken, welche die Befähigung zu dem anscheinend so schwierigen Geschäfte der Herausgabe einer Zeitung in so seltenem Grade besaß wie Herzen. Durch die wunderlichste Laune des Schicksals wurde so der revolutionäre mosklauer Student, der Verbannte von Wiatka, Herausgeber einer officiellen russischen Zeitung. Die Arbeit war an sich unbedeutend; aber sie vermehrte seine Kenntniß des innern Betriebes und der factischen Zustände des russischen Reiches, über welche die in Wiatka verlebten Jahre ihm bereits unbergessliche Aufschlüsse gegeben hatten, und sie befestigte in ihm das Gefühl des Bruches mit einer Welt, gegen deren Gemeinschaft sein innerstes Wesen sich sträubte. Wie sein Los in dieser Welt sich gestalten, wie er ihrem niederdrückenden Einflusse entzinnen sollte, schien so ungewiß als je; doch der schwärmerische Glaube an seine Freiheitsideen war in der Verbannung zu einer männlichen Ueberzeugung gereift, die nichts mehr erschüttern konnte. Uebrigens wurden bald nach seiner Ankunft in Wladimir seine Gedanken noch nach einer andern Richtung lebhaft in Anspruch genommen. Schon lange vor Herzen's Abreise nach Wiatka hatte eine warme Neigung ihn an seine Cousine Natalie, die Schwester des obenerwähnten Chemikers, gefesselt. Am Vorabende des Tages, an dem er Moskau verließ, bei einer letzten ihnen gestatteten Zusammenkunft, hatten beide sich ihre Liebe gestanden und seitdem einen zärtlichen Briefwechsel unterhalten.

Diese Liebe war ihm auch in der Verbannung ein Talisman gewesen. Sie hatte seine Empfindung frisch erhalten, ihn vor dem alltäglichen Schicksale einer Jugend, die sich in den Strom des Genusses versenkt und frühalt daraus empor taucht, bewahrt. Die Nähe Moskaus, das von Wladimir durch eine Tagereise zu erreichen war, erweckte nun den leidenschaftlichen Wunsch eines Wiedersehens nach so langer Trennung. Andere Umstände reiften dieses Verlangen zum Entschlusse. Nataliens Aeltern waren todt. Sie lebte in dem Hause ihrer Tante, der Fürstin Chowanski, einer engherzigen, bigoten alten Dame, die das junge Mädchen mit ihren Grillen quälte, ihre Liebe zu dem demokratischen Vetter, der sie eben damals auf die Spur gekommen, aufs höchste mißbilligte und entschlossen war, derselben ein Ende zu machen, indem sie Natalien die Hand eines fashionablen Bewerbers aufzwang. Nataliens Briefe ließen diese Dinge ahnen; ein heimlicher Besuch Herzen's in Moskau machte ihm die ganze Gefahr ihrer Lage klar. Sein Entschluß war rasch gefaßt. Bald nach seinem ersten Besuche, im Mai 1838, fuhr er in Begleitung eines Freundes zum zweiten mal nach Moskau, entführte die Geliebte, brachte sie nach Wladimir und ließ sich dort, unter Zustimmung des Erzbischofs, den der geniale Ungestüm des jungen Mannes gewann, mit ihr trauen. Der fürstliche Familienkreis entdeckte ihre Flucht erst, als es zu spät war. Ein gewaltiger Aufruhr, ein Sturm sittlicher Entrüstung erhob sich. Man sprach davon, das junge Paar zu verstoßen, zu enterben. Allein das Geschehene war nicht mehr ungeschehen zu machen. Es fehlte nicht an befreundeter Fürsprache; die romantische Leidenschaft, die Kühnheit der Entführung selbst erweckte Theilnahme. Auch die Gemahlin des Gouverneurs von Wladimir bemühte sich um eine Vermittelung. So ließ allmählich der Sturm nach, und nach einiger Zeit folgte Vergebung und Versöhnung.

Schöne Jahre des Glückes begannen nun für die Neuvermählten. Ihre Verbindung war auf wahre und tiefe Neigung gegründet, und ihr kleines Haus, dem auch der Kindersegen nicht fehlte, öffnete ihnen mitten in der fremden Welt eine Heimat der Freude und des Friedens. In dem unruhig bewegten Leben des Freiheitskämpfers lag diese Zeit wie eine grüne stille Oase da, die sich ihm noch lange nachher mit dem wärmsten Sonnenscheine der Erinnerung verklärte. Mit Wehmuth nahm er von Wladimir Abschied, als zu Ende des Jahres 1839 ihm die Erlaubniß erteilt wurde, nach Moskau zurückzukehren. Er fand hier, nach fast fünfjähriger Abwesenheit, manches verändert. Mehrere seiner alten Freunde, unter ihnen Ogarew, waren ebenfalls aus der Verbannung heimgekehrt; doch der Kreis, der sich von neuem sammelte, war nicht mehr derselbe, der 1835 zersprengt wurde. Die Gegensätze, welche damals in einem gemeinsamen jugendlichen Streben schlummerten, waren an der harten Berührung mit der Wirklichkeit zum Durchbruche gekommen. Aus dem gemeinsamen Hass gegen die bestehenden Zustände Rußlands hatten sich zwei Geistesrichtungen und zwei Parteien entwickelt: die Partei der Slavophilen und die Partei der Westlinge, die sowol in ihren Ansichten als in ihren praktischen Zielen weit auseinandergingen. Jene beklagte die seit Peter dem Großen eingeschlagene europäistrende Politik Rußlands als ein nationales Unglück und sah das einzige Heil in der Rückkehr zu dem orthodoxen Atrussenthume. Diese, ohne die Uebelstände der durch Peter begonnenen Revolution zu verkennen, datirte doch von dieser den Ausgangspunkt ihrer Hoffnungen und sah das einzige Heil in dem Anschlusse an die westliche Civilisation. Beide trieben einen Cultus mit dem Institut der russischen Gemeinde; aber während die Slavophilen in der Gemeinde den einzigen unzerstörten und unzerstörbaren Nest des altrussischen Lebens verehrten, erblickten die Westlinge in derselben nur die Basis einer künftigen Lösung der socialen Frage. Auch auf das Gebiet der Religion spielten diese Gegensätze hinüber. Die romantischen Slavophilen suchten und fanden Weisheit in der Versöhnung mit der byzantinischen Orthodoxie; die modernen Westlinge huldigten dem

philosophischen Radicalismus. Ein anderes Gärungselement war mit der Hegel'schen Philosophie in diese Kreise eingebracht. Von mehreren ausgezeichneten Männern, besonders von Pawlow und Stankewitsch, die in Berlin studirt hatten, war die Philosophie Hegel's in Moskau eingebürgert worden, und man betrieb nun das Studium des deutschen Philosophen mit demselben Eifer wie zu Anfang der dreißiger Jahre das Studium der französischen Socialisten. Die Slavophilen bekreuzten sich und versenkten sich in ihren russisch-byzantinischen Mysticismus; die Westlinge waren als solche zugleich Hegelianer. Doch auch innerhalb der Partei der Westlinge fehlte es nicht an Spaltungen. Einige, darunter besonders der geistreiche Kritiker und Essayist Belinski, vertraten die Hegel'sche Rechte; andere, besonders Herzen und Ogarew, machten die vorgeschrittenen Ideen der Hegel'schen Linken geltend. In diesem Kampfe der Meinungen entwickelte sich ein angeregtes geistiges Leben, an dem der heimgekehrte Verbannte von Wiatka und Wladimir mit der ganzen Energie und Entschiedenheit seiner Natur theilnahm. Bei den eigenthümlichen Zuständen Rußlands hatten jedoch diese intellectuellen Partekämpfe noch eine andere Seite. Es war nicht zu verkennen, daß sie den Führern der Bewegung gefährlich werden, daß sie möglicherweise eine neue und schlimmere Verbannung zur Folge haben konnten. In diesem Lichte erschienen sie dem weiserfahrenen, mißtrauischen Auge von Herzen's Vater. So verschied die Natur und die Ideen beider sich entwickelt hatten, so aufrichtig liebte der alte Jakowleff seinen Sohn. Er hatte die Hoffnung, denselben die Staatscarrière einschlagen zu sehen, noch immer nicht aufgegeben, und der Wunsch, ihn aus den gefährlichen moskauer Kreisen zu entfernen, war ein Grund mehr für die Erneuerung des alten Planes. Es war kein geringes Opfer der Pietät, daß Herzen den dringenden Vorstellungen seines Vaters nachgab. Er sollte Moskau mit Petersburg vertauschen, die Stadt, in der sich noch ein für russische Zustände verhältnißmäßig freies Leben führen ließ, mit dem Centralitze der geheimen Polizei, der Kasernen des zarischen Despotismus. Die Seele schnürte sich ihm bei dem Gedanken daran zusammen. Aber er fühlte auch, daß er dem Vater, dem er durch seine Verbannung und seine Ehe Kummer bereitet, ein Opfer schuldig sei, und er entschloß sich, dasselbe zu bringen. Im Juli 1840 sagte er so den moskauer Freunden von neuem Lebewohl und siedelte nach Petersburg über.

Die Wege waren Herzen durch den väterlichen Einfluß auf jede mögliche Weise geebnet; Graf Stroganow, ein alter Freund Jakowleff's, hatte ihm eine Anstellung im Ministerium des Innern und den Hofrathstitel verschafft. Auch an sonstigen Empfehlungen war kein Mangel. Aber die Thätigkeit, in die er eintrat, berührte ihn fremd und kalt; er fühlte sich in der glänzenden Hauptstadt noch heimatloser, der Welt seiner Sympathien noch fremder als selbst in Wiatka. Gleich der Tag seiner Ankunft sollte ihn erfahren lassen, daß eine Atmosphäre des Luges und des Truges ihn umgebe, in der kein Wort und kein Ort vor Verrath sicher sei. Er hatte in seinem Hotel eine Unterredung mit einem Verwandten und wurde von demselben ernstlich zur Rede gestellt, daß er in Gegenwart eines Dieners, der hereinkam, um nach dem Ofen zu sehen, über gefährliche Gegenstände gesprochen habe. Nicht lange nachher begegnete ihm etwas Aehnliches, als er bei einem Freunde seines Vaters speiste und in Gegenwart des Kochs von seiner Verbannung sprach. Herzen beschränkte unter diesen Umständen seinen geselligen Verkehr soviel als möglich und suchte im engsten Familientreise Entschädigung für die Entbehrungen seiner amtlichen Stellung. Trotz aller Vorsicht und Zurückgezogenheit sollte jedoch sein Aufenthalt in der Stadt der Façaden nicht lange dauern. Eines Morgens im December 1840 wurde er vor die geheime Polizei citirt, wo man ihm eröffnete, er werde, da er die kaiserliche Gnade mißbraucht habe, wahrscheinlich nach Wiatka zurückkehren müssen. Auf seine erstaunte Frage, worin sein Vergehen bestehe, erfuhr er, es sei dem

Kaiser berichtet worden, er (Herzen) habe sich in regierungsfeindlicher Weise über den Mord eines Bürgers durch einen Polizeibeamten geäußert. Herzen traute seinen Ohren nicht. Die Sache war allgemein bekannt, wurde überall besprochen, und ein bloßer gesprächswesiger Meinungsausdruck seinerseits sollte durch ein neues Exil an die sibirische Grenze bestraft werden. Die Nachricht traf ihn um so schwerer, als der seit längerer Zeit leidende Gesundheitszustand seiner Frau die größte Schonung erheischte. Durch einflußreiche Vermittelung gelang es ihm, eine Milderung der angedrohten Strafe zu erwirken. Statt nach Wiatka sollte er nach Nowgorod verbannt werden; ja (von so lächerlichen Widersprüchen war dieser zarische Despotismus zerfressen) der Minister ernannte ihn bei dieser Gelegenheit zum Regierungsrathe, einem höhern Posten als demjenigen, den er bisher bekleidet hatte, und auch seine Abreise nach Nowgorod wurde, trotz directer kaiserlicher Befehle, ebenfalls durch einflußreiche Vermittelung, fast ein halbes Jahr lang verzögert.

Durch neue seltsame Erfahrungen über die abnormen Zustände seines Vaterlandes bereichert, kam Herzen im Juni 1841 in Nowgorod an. Von dem Gouverneur unfreundlich und misstrauisch empfangen, in einer unsympathischen Umgebung, Zeuge einer Misregierung, die er nicht ändern konnte, verlebte er hier eine unerquickliche Zeit, welche die Ueberzeugung von der Unmöglichkeit, einem solchen Staate zu dienen, den Entschluß, den Staatsdienst sobald als irgend möglich zu verlassen, in ihm zur Reife brachte. Für die Kenntniß der Verhältnisse, die er später in offenem Kriege bekämpfen sollte, war jedoch auch diese nowgoroder Verbannung von Bedeutung. Sie gab ihm Aufschlüsse besonders über das Elend der bäuerlichen Bevölkerung und die traurige Lage der Sektierer, die ihm tiefere Eindrücke hinterließen als alles, was er bisher darüber gehört oder gesehen; sie vollendete einen neuen Curfus der praktischen Lebenserziehung, die seinen Ueberzeugungen neue unerschütterliche Festigkeit, seiner Opposition eine breite Grundlage verlieh. Fast unglaublich, aber von Herzen als einfache Wahrheit verbürgt, war der Umstand, daß er, als Chef der Abtheilung, welche die unter polizeilicher Aufsicht stehenden Personen überwachte, allvierteljährlich den Bericht der Polizei über sich selbst, als einen polizeilich Beaufsichtigten, attestiren mußte. Er wurde von immer tieferm Widerwillen ergriffen. Gegen den Schluß des ersten Dienstjahres in Nowgorod ließ er sich längere Zeit krank melden. Zu Ende des Jahres (Juli 1842) gelang es ihm durch die Fürsprache mächtiger Verwandten und Freunde, die Erlaubniß zur Rückkehr nach Moskau und gleich darauf auch den nachgesuchten Abschied aus dem Staatsdienste zu erhalten.

Hätte es einfach von seiner Neigung abgehangen, so würde Herzen Rußland schon damals den Rücken gekehrt haben. Doch konnte er es nicht über sich gewinnen, seinen Vater zu verlassen, dessen eintöniges trauriges Leben mit dem früh hereindrehenden Alter immer trauriger und eintöniger geworden war. Er beschloß daher, in Moskau zu bleiben, sich den zunächstliegenden Pflichten zu widmen, übrigens aber soviel als möglich jede Berührung mit einem Staate und einer Gesellschaft zu vermeiden, in deren Umkreis er umsonst nach einer menschenwürdigen Thätigkeit suchte. Zur Hälfte wenigstens wurde dieses Programm ausgeführt. Die Frühlings- und Sommermonate der Jahre, welche seinem Abschiede aus dem Staatsdienste folgten, brachte Herzen meist, in beinahe völliger Zurückgezogenheit, auf dem Lande in der Nähe von Moskau zu. Er lebte dort seiner Familie, den Studien, der Natur, und war glücklich in diesem Kreise, soweit die Erinnerung an das Vergangene, der Blick in eine ungewisse Zukunft ein Glück zuließen. Während des Winters in Moskau war es anders. Dort fand er Ogarew und andere Freunde wieder und wurde von neuem in jene Partiekämpfe der Slawophilen und der Westlinge verwickelt, an denen er schon bei seiner Rückkehr von Wladimir theilgenommen. Die Gegensätze hatten sich inzwischen geschärft; sie waren aus der Gesellschaft in die Journalistik und die Literatur übergetreten, und auch Herzen ergriff die Feder und

schuf sich damit für die erzwungene äußere Unthätigkeit wenigstens theilweisen Ersatz. Schon 1840 in Wladimir hatte er Erinnerungen aus seinem Leben niedergeschrieben, die von Belinski in den „Patriotischen Annalen“ veröffentlicht wurden; in Nowgorod hatte er eine Abhandlung über den „Dilettantismus in der Wissenschaft“ angefangen. Allein der eigentliche Beginn seiner schriftstellerischen Laufbahn datirt erst von dieser seiner zweiten Rückkehr nach Moskau. Durch die Schule der Naturwissenschaft, des französischen Radicalismus und Socialismus, der Hegel'schen Philosophie und vor allem durch harte Lehrgänge der Lebenserfahrung hindurchgegangen, entdeckte er nun, auf der Höhe der Manneskraft angelangt, in sich ein Talent, dessen Uebung ihm um so willkommener sein mußte, als ihm gleich bei seinem ersten Auftreten die entschiedenste Anerkennung zu theil wurde. Die in Belinski's Zeitschrift veröffentlichte Abhandlung über den „Dilettantismus in der Wissenschaft“ erregte allgemeines Aufsehen. Sie war geistreich, witzig, sarkastisch geschrieben und zeigte den Verfasser nicht bloß als originellen unabhängigen Denker, sondern als gewandten Dialektiker und Journalisten. Der seitdem so wohl bekannt gewordene Pseudonym Islander (ein Pseudonym, welches Herzen in seinen russischen Publicationen auch in spätern Jahren nie ganz fallen ließ) tauchte damals zuerst vielverheißend in der russischen Literatur auf. Noch bedeutender waren die während der folgenden Jahre in Krawjewski's „Vaterländischen Memoiren“ veröffentlichten „Briefe über das Studium der Natur“, eine im junghegel'schen Stil gehaltene geistvolle Kritik der frühern naturphilosophischen Systeme, ein offenes Bekenntniß für die freieste Weltanschauung und Weltklärung nach den Resultaten der neuesten Wissenschaft und Philosophie. Solange der Schriftsteller sich auf dem Gebiete der philosophischen Speculation hielt, übte die russische Censur jener Tage eine gewisse Toleranz. Auch in politischer Beziehung hatte, wie Herzen selbst später zugab, die furchtbare Reaction der zwanziger und dreißiger Jahre nachgelassen. Man war, sagt er, der Verfolgungen müde geworden. Sogar ein Plan für die Emancipation der Bauern wurde von oben her in Anregung gebracht und mehr oder weniger öffentlich erörtert. Wahrscheinlich nahm Herzen auch an diesen Discussionen Antheil. Dennoch blieben in allen unmittelbar mit russischer Politik zusammenhängenden Dingen die Grenzen zu eng gesteckt, um eine nur einigermaßen freie Bewegung zu ermöglichen. Er wandte sich daher bald einem andern Gebiete der literarischen Thätigkeit zu, auf dem die Censur ebenfalls zur Nachsicht geneigter war und zu dessen Bebauung ein nicht minder entschiedenes Talent ihn befähigte: dem Felde des Romans. Eine ungewöhnliche Verbindung des künstlerischen Gestaltungstriebes, der Gabe des plastischen Bildners und Erzählers, eines nach Formvollendung strebenden Geschmacks mit philosophisch-revolutionären Tendenzen war und blieb in der That für den Genius Herzen's charakteristisch. Aber sein Zweck war nie der Zweck des bloß künstlerisch-literarischen Schaffens. Er fühlte sich nach dieser Seite recht eigentlich auf dem Standpunkte des Satirikers und Humoristen, dem es bei dem Abbilde des Lebens vor allem auf die praktische Lehre, die moralische Wirkung ankommt. So müssen die während der Jahre 1845 und 1846 entstandenen Romane „Wer ist schuld?“ und „Doctor Krupow“ verstanden werden, die seinen Ruf als Schriftsteller in weiterm Sinne begründeten. Sie bieten an und für sich vortreffliche Bilder russischer Zustände, scharfumrissene, mit wunderbarer Naturtreue und lebensfrische gezeichnete Charakterbilder der Natur, der Gesellschaft, der Menschen von Innerrußland, die in Witz und Humor, in Feinheit der Beobachtung und Schärfe der psychologischen Analyse zu dem Besten gehören, was die russische Novellistik geschaffen hat. Aber hinter dem Lachen des Humoristen erhebt sich überall die tragische Reflexion des Philosophen; was so naturtreu dargestellt wird, ist im Grunde eine grelle Absonderlichkeit; die bloße Schilderung des Bestehenden wird zu einer warnenden Anklage verdorbener, verwahrloster, trostloser Zustände. Herzen verhehlt diesen Zweck so wenig, daß

er nicht selten die künstlerischen Motive des Schriftstellers geflissentlich beiseitekößt, um die Thatsachen als solche in ihrer ganzen Schroffheit wirken zu lassen. Am berühmtesten wurde der „Doctor Krupow“, eine bittere Satire gegen die russische Beamtenwelt, an der ein Publikum, das im allgemeinen den russischen Beamten despotismus mit so indolenter Resignation ertrug, sich mit unendlichem Behagen erbaute. Und ohne Zweifel würde Herzen als Novellist das Bedeutendste geleistet haben, hätte die Ausbildung dieses Talents dem ungestümen Drange seines Geistes genügt. Noch im Exil, in England, nahm er später seine novellistischen Arbeiten vorübergehend wieder auf. Aber der Umweg durch die Novellistik in die Politik konnte ihn nicht auf die Dauer befriedigen. Sein Interesse an den großen Fragen der Gegenwart war zu feurig, zu unmittelbar. Er sehnte sich, ebenso unmittelbar auch seinen Ideen Ausdruck zu geben, und blickte verlangend nach dem fernem europäischen Westen hinüber, wo das Leben und das Wort freier waren als in Rußland, und wo allem Anscheine nach die Dinge einer neuen Revolution entgegenreiften.

Wolffsohn, der bekannte deutsche Uebersetzer russischer Novellen, der Herzen damals in Moskau begegnete, hat ein anziehendes Bild seiner Persönlichkeit entworfen, das als zeitgenössische Charakteristik an diesem Orte eine Stelle verdient. „Ich sah“, sagt Wolffsohn, „Herzen in Moskau 1845. Der hohe ideelle und sittliche Gehalt, der in seinen Schriften liegt, tritt noch ergreifender in seiner Persönlichkeit hervor. Ein Mann, der ihn in verschiedenen Verhältnissen zu beobachten Gelegenheit hatte, sagte mir von ihm: «C'est un homme à toute épreuve.» Aufrichtigkeit und Wahrheit ist der Grundzug seines Charakters. Er hat kein Geheimniß. Wie vor seinen Freunden, so trägt er vor der ganzen Welt das Herz auf den Lippen. Er ist nicht nur ein klarer Geist, er ist eine durchsichtige Seele. Darum ist ihm Heuchelei, in welcher Gestalt auch immer, völlig fremd; darum spricht er alles entschieden, ja bisweilen zu schroff aus. Von feurigem, sanguinischem Temperament, verfällt er nicht selten ins Extrem, nie aber wird er seiner innersten Natur untreu. Alles, was an gleisnerische Empfindsamkeit streift, ist ihm verhasst, aber es kann kein weicherer, empfänglicheres Herz geben als das seine. Wie er mit größter Lebhaftigkeit einen Eindruck erfährt, so bewahrt er ihn treu und dauernd.“ Dies Bild ist nach der Natur gezeichnet. Man erkennt darin, in allen wesentlichen Zügen, den Herzen der spätern Jahre wieder. So ungewiß die Zukunft damals noch vor ihm lag, das Leben hatte seinen Charakter so entwickelt, daß ein Mißverständniß desselben nicht möglich war. Ungebeugt, das Haupt kühn und frei erhoben, war er aus den Kämpfen hervorgegangen, denen so manche seiner begabten Landsleute vorzeitig erlegen waren, und so sollte er nun in die zweite Hauptepoche seines Lebens, die europäische, eintreten, deren Anbruch nahe bevorstand.

Im Frühlinge 1846 starb Herzen's Vater. Er hinterließ seinem Sohne ein bedeutendes Vermögen, und nichts hemmte jetzt die Erfüllung von Herzen's lange genährter Sehnsucht nach dem westlichen Europa, als die Schwierigkeit der Erlangung eines Reisepasses ins Ausland. So bedenklich indeß dieses Hinderniß unter Nikolaus' Regierung für eine politisch verdächtige, unter polizeilicher Aufsicht stehende Persönlichkeit war, es wurde schließlich überwunden. Der Bann der polizeilichen Aufsicht fiel, ein Paß ins Ausland wurde gewährt. Der Winter war inzwischen eingebrochen; aber er versperrte nicht mehr den Weg in die Freiheit. Mit dem kostbaren Document in Händen, litt es Herzen nicht länger in Rußland. Mitten im tiefsten Winter (21. Dec. 1846) brach er mit Mutter, Frau und Kindern nach Westen auf; zehn Tage später (1. Jan. 1847) fuhr er bei Taurroggen über die Grenze. „Der Schlagbaum“, so erzählt er in seinen Memoiren, „hob sich, der jübische Kutscher trieb die Pferde an; aus Rußland wehte der Schnee herüber, den der Wind zwischen die Schweife der Pferde segte. Weinend sah

uns die Wärterin im Sarafan nach; Sonnenenberg“ (sein alter deutscher Lehrer) „winkte mit dem Taschentuche. Adieu, Karl Swanowitsch! Adieu, Tatjana! Dort erhebt sich der erste fremde Grenzpfahl — auch er trägt einen hüßlichen, von Schnee halb unkenntlich gemachten Adler, der die Flügel spreizt; aber Gott sei Dank, dieser Adler hat wenigstens einen Kopf weniger als sein Nachbar!“

So endete die specifisch russische Epoche in Herzen's Leben. Denn sein erster Abschied von Rußland war auch sein letzter. Er hatte die russische Welt aus nächster Nähe kennen gelernt und war sowohl durch diese Schule des Lebens als durch seine Bekanntschaft mit europäischer Bildung und Philosophie in unversöhnlichen Gegensatz zu dem officiellen Bestande eines Staates getreten, der allen seinen Idealen von Grund aus widerstrebte. Seine einzige positive Hoffnung einer bessern Zukunft für Rußland gründete sich auf das Institut der bäuerlichen Gemeinde. In dieser sah er ein allerdings rohes, unentwickeltes, aber doch erkennbares Urbild der socialistischen Zukunftsträume des Westens. Wie Rußland sich aus seinem anscheinend hoffnungslos geknechteten Zustande zur Freiheit emporarbeiten sollte, schien freilich ein dunkles Räthsel. Es war schon eine große Errungenschaft, wenn eine einzige freie Seele sich dem beklemmenden Druke dieses Despotismus entrafte und mit ungebrochener Kraft, auf eigenen selbstgewählten Bahnen, die Flügel schwang. Das war auch für den Augenblick die einzige Empfindung des endlich Freigewordenen, als er die russische Grenze überschritt. Schon in dem winterlich verschneiten Königsberg fühlte er mit Entzücken den Contrast der freieren Bewegung des Volkslebens, die er in Rußland so schmerzlich entbehrt hatte. Aber seine Sehnsucht stand nicht nach Deutschland. So hoch er deutsche Literatur und Philosophie schätzte, so wenig fühlte er sich durch das gesellige und politische Wesen der Deutschen angezogen. Was er davon kannte, beschränkte sich auf das in Rußland heimisch gewordene russificirte deutsche Beamtenthum, das mit seinem militärisch geschulten, bureaukratisch steifen, maschinenmäßig willfährigen Wesen ihm lediglich als ein gefügiges Werkzeug des Despotismus erschien, und dessen wohlbekannte Charakterzüge sein ganzes Urtheil über die innern Zustände Deutschlands und den deutschen Volkscharakter entscheidend beeinflussten. Dieses Urtheil war in seiner Voreingenommenheit ohne Frage ein einseitiges. Es riß Herzen auch später wiederholt zu Aeußerungen fort, deren wegwerfende Geringschätzung das deutsche Gefühl gegen den Fremden, der doch der deutschen Bildung so viel verdankte, ungünstig stimmte. Nur sollten dabei die Voraussetzungen nicht vergessen werden, von denen er ausging, der Umstand, daß er bei seiner Polemik vor allem jenes deutsch-russische Wesen im Auge hatte, die unleugbare Thatsache endlich, daß seine Satire wesentlich gegen Mängel gerichtet war, welche auch von den besten deutschen Patrioten schmerzlich empfunden und mit allen Waffen des Geistes bekämpft wurden. Die politisch-socialen Zustände des vormärzlichen und noch manche Jahre später des nachmärzlichen Deutschlands waren wenig geeignet, jene Voreingenommenheit zu beseitigen. Als Herzen Rußland verließ, lag Deutschland noch unter dem Banne der Tradition der Heiligen Allianz; der Deutsche und repräsentirte in gewohnter Weise die Zerrissenheit, die politische Hülf- und Hoffnungslosigkeit des deutschen Volkes. Und wenn Herzen die ideale Größe unserer classischen Literatur, die befreiende Macht unserer Philosophie freudig anerkannte, so vermischte er andererseits die directe Beziehung derselben auf das gegenwärtige Leben. „Die Philosophie Hegel's“, sagt er einmal in seinen Memoiren, „ist die Algebra der Revolution, aber er hat sie schlecht formulirt und wahrscheinlich nicht ohne Absicht.“ Es war dem durch Erfahrung und Studium zum revolutionären Denken geführten radicalen Politiker zu viel gelehrte Terminologie, zu viel unfruchtbare Scholastik, zu viel von dem „logischen Klotz“ in dieser Philosophie. Seine Hoffnungen auf einen neuen Anstoß zur Fort-

entwicklung Europas, wie die der meisten Fortschrittmänner jener Zeit, lagen nicht in Deutschland, sondern in Frankreich, in dem Lande, das schon einmal seit der großen Erschütterung von 1789 das stagnirende alte Europa wieder in Bewegung gesetzt hatte, in Paris, der noch von ihrem vollen historischen Nimbus umstrahlten Hauptstadt der Revolution. Seine Sehnsucht stand nach Paris. Nur flüchtig hielt er sich während der Weiterreise in Berlin, in Köln, in Brüssel auf. Erst nachdem er die glänzende Stadt, von deren welthistorischen Stätten er schon als Knabe geträumt, erreicht hatte, fühlte er sich am Ziele seiner Wünsche, und mit vollen begeisterten Zügen sog er das neue Leben in einer neuen Welt ein.

Die diesem Wendepunkte folgende europäische Hälfte von Herzen's Laufbahn zerfällt naturgemäß in drei Abschnitte. Während des ersten lernte er auf einem unruhig bewegten Wanderleben die europäischen Zustände kennen und legte die so gewonnenen Ansichten und Ueberzeugungen in mehrern Schriften nieder, die vor allem den Gegensatz zwischen Rußland und Westeuropa betonen und im Hinblick auf denselben eine Lösung der allgemeinen europäischen Wirren versuchen. Dieser erste Abschnitt umfaßt die sechs Jahre von seiner Ankunft in Paris bis zum Ausbruche des Krimkrieges, 1847—53. Während des zweiten wandte er sich, ohne seine europäischen Beziehungen fallen zu lassen, vorzugsweise der Agitation in Bezug auf russische Fragen zu, als deren Organ er die freie russische Presse in London begründete und die vor allem die Wiebergeburt Rußlands zum Zweck hatte. Dieser Zeitraum führte ihn auf die historische Höhe seines Einflusses und seiner Thätigkeit und er umfaßte die Jahre 1853—63. Mit dem letztgenannten Jahre (dem Jahre der letzten verunglückten polnischen Revolution) fing sein Einfluß zu schwinden an. Es eröffnete sich für ihn eine neue Epoche des europäischen Wanderlebens, die im Januar 1870 mit seinem Tode in Paris schloß.

Wir begleiten ihn nun weiterauf seinem Lebenswege durch diese drei Epochen.

Sein erster Aufenthalt in Paris dauerte nicht lange. Schon im Frühlinge 1847 reiste er nach Italien und verlebte dort, nacheinander die Hauptstädte der Halbinsel besuchend, bis zum Anfange des folgenden Jahres eine nie vergessene genussreiche Zeit. Der Beginn der revolutionären Erschütterung von 1848 fand ihn in Rom. Als aber die Bewegung sich von Italien weiter nach Norden verbreitete, die Julimonarchie in Frankreich stürzte und ganz Europa ergriff, trieb es ihn von neuem in die Stadt, die noch einmal das Banner der Republik erhoben hatte und wo die Hoffnung auf eine gründliche Umgestaltung der Dinge ihrer Erfüllung am nächsten schien. Vom April 1848 bis zum Juni 1849 war er in Paris Zeuge jenes bunten Wechsels der Ereignisse, jenes verworrenen Kampfes der Parteien, der die Revolution langsam, aber sicher, der Reaction und dem Kaiserreiche entgegenführte. Es war etwas Großes für ihn, in einem solchen Zeitmoment nicht an Rußland gekettet zu sein, mitten im Rauschen der Zeit, im Rollen der Begebenheiten zu leben. Doch je begeisterter er den revolutionären Aufschwung und die an denselben geknüpften Hoffnungen begrüßt hatte, um so tiefer war seine Enttäuschung über das Scheitern der Bewegung. Seine Sympathien hatten ihn von vornherein in den Kreis der radicalen Revolutionsmänner geführt, die von der Revolution mehr erwarteten als eine bloße Aenderung der Regierungsform, als das allgemeine Stimmrecht und den Namen einer demokratischen Republik. Die europäische Civilisation hatte für ihn viel von ihrem Glanze verloren, seit er aus eigener Anschauung die traurige Lage des europäischen Proletariats kennen gelernt hatte, und ohne eine vollständige Umgestaltung der socialen Verhältnisse schien die revolutionäre Bewegung ihm ihr Ziel zu verfehlen. Mit dem furchtbaren Kampfe der Junitage von 1848 endeten daher seine Hoffnungen. Er sah nur den Mangel an revolutionärer Energie, die Unfähigkeit zum Ver-

lassen der ausgefahrenen Gleise der alten, zur Schöpfung einer neuen Welt. Seine frühern russischen Schwärmereien über Frankreich und Europa machten einer Philosophie der Verzweiflung Platz; ja, in dem fernem geknechteten Rußland selbst dümmerte nun seinem rückblickenden Auge ein Strahl der Hoffnung, dessen zweifelhafter Schimmer jahrelang seinen Pfad aufhellte. Wie, wenn die Russen mit ihrer noch unverbrauchten Kraft die zur Verjüngung einer absterbenden Welt bestimmten neuen Barbaren wären; wenn das russische Institut der Gemeinde, im Bunde mit den socialistischen Ideen des Westens, die Grundlage der Zukunft bilden sollte, welche dem unvermeidlichen Untergange der alten Gesellschaft folgte? Es war ein auf geschichtsphilosophische Analogien gegründeter Gedanke, aber auch der Gedanke eines Patrioten, der die Liebe für Rußland, trotz seines Hasses gegen das herrschende russische System, nie verleugnete. Und wenn diese Zukunftsträume Wahnbilder waren — daß er sie träumte, war bei der damaligen Weltlage, bei seinem eigenen Zwischenstande auf der Grenze zweier Welten keineswegs unerklärlich. Mit dem bestehenden Rußland hatte er sich dagegen zunächst auf andere Weise auseinanderzusetzen. Das Ende des Revolutionsjahres fiel zusammen mit dem Ablaufe seines Reisepasses. Es erging an ihn die Aufforderung zur Rückkehr nach Rußland; der Aufforderung folgten Drohungen. Auch seine Freunde mahnten zur Eile. Doch sein Entschluß war gefaßt. „Die Entscheidung ist mir schwer geworden“, schrieb er im März 1849 an seine Freunde. „Ich habe sie monatelang erwogen und bin entschlossen, alles zu opfern für die menschliche Würde, für die Freiheit der Rede. Die Folgen sind mir gleichgültig, sie stehen nicht in meiner Macht; sie stehen vielmehr in der Macht jenes launenhaften Willens, der sich so weit vergift, daß er nicht nur unsere Worte, sondern auch unsere Schritte mit einem willkürlichen Kreise umschreibt. . . Täuscht euch nicht! Ich habe hier weder Freude noch Zerstreuung, weder Ruhe noch persönliche Sicherheit gefunden; ich kann mir sogar nicht denken, daß jetzt jemand in Europa Ruhe oder Freude finden kann. Das Leben ist hier sehr schwer. Ich glaube hier an nichts als an die Bewegung, ich bedauere nichts als die Opfer, ich liebe nichts als was man verfolgt, und schätze nichts hoch als was man hinrichtet, und dennoch bleibe ich. Ich bleibe, um doppelt zu leiden an unserm und dem hiesigen Kummer, vielleicht, um in der allgemeinen Auflösung unterzugehen. Ich bleibe, weil der Kampf hier offen ist, weil er eine Stimme hat. Wehe dem, der hier besiegt wird! Aber er geht nicht unter, ehe er sein Wort gesprochen, ehe er seine Kraft im Kampfe erprobt; für dieses Wort, für diesen offenen Kampf, für diese Publicität bleibe ich. Auch scheint dies nur bei uns neu und fremd, im Grunde ist nichts Ungewöhnliches darin. In allen Ländern, wo der Gedanke noch schwach und die materielle Macht schrankenlos war, entfernten sich die entschlossenen und thätigen Geister; ihr freies Wort erscholl aus der Ferne, und diese Ferne selbst verlieh ihrer Sprache Kraft und Einfluß, denn hinter dem Worte sah man die That und das Opfer. Die Auswanderung ist das erste Symptom einer herannahenden Revolution. Die Russen im Auslande haben überdies noch eine andere Aufgabe. Es ist Zeit, daß Europa wirklich mit Rußland bekannt gemacht wird. Europa kennt uns nicht; es kennt nur unsere Regierung, unsere Façade, weiter nichts. Ob es mir gelingen wird, etwas zu thun? Ich weiß es nicht, aber ich hoffe es. So lebt denn wohl. Und wer kann sagen, auf wie lange? Denn was haben wir nicht in dieser letzten Zeit erlebt! Vielleicht ist er nicht so fern, als er scheint, der Tag, an dem wir uns wieder wie einst in Moskau versammeln und ohne Furcht unsere Gläser erklingen lassen zu dem Rufe: Rußland und die Freiheit!“

So war denn der Witzel gefallen; das letzte Band, das Herzen wider seinen Willen an Rußland fesselte, war zerschnitten. Die russische Regierung strafte diese Auflehnung gegen ihre Befehle mit der Beschlagnahme des liegenden Eigenthums ihres rebellischen

Untertanen, aber sie konnte nicht hindern, daß er hinfort Rußland und der Welt als freier Mann gegenüberstand und als erster freier Wortführer seines geknechteten Volkes in der Verbannung den Kampf gegen den russischen Despotismus eröffnete. Allerdings war die gewonnene Freiheit für ihn zunächst eine doppelte Heimatlosigkeit. Denn auch in Europa fühlte er sich nicht zu Hause, auch die europäische Welt mußte seiner Meinung nach in ihrem alten Bestande zerfallen, ehe sie für die Verwirklichung seiner Ideale reif wurde. Dennoch war mit dieser Losagung viel gewonnen. Wenigstens das freie Wort war vor der Verbannung in die Bergwerke und in den Kaukasus, vor der Rache der finstern Reaction, welche nach dem kurzen Aufschwunge der vierziger Jahre in Rußland wieder ihre Opfer forderte, gerettet. Der Verbannte fand sich nicht bloß mit seiner Philosophie am andern Ufer der Gegenwart. Er konnte von diesem Ufer aus zu seinen Zeitgenossen reden und weithin gehört werden.

Inzwischen vererbte die Flut der revolutionären Bewegung mehr und mehr. Im Sommer 1849 war es so weit gekommen, daß die französische Republik eine Armee ausrüstete zur Unterdrückung der römischen Republik. Herzen, der sich an einer gegen dies Unternehmen gerichteten Demonstration beteiligte, wurde infolge davon (Juni 1849) aus Paris verwiesen. Er begab sich in das ihm zunächstliegende Asyl der politischen Flüchtlinge, in die Schweiz. Und um wenigstens für alle Fälle dieses einen Zufluchtsortes gewiß zu sein, vielleicht auch um seinem Protest gegen die russische Untertanenschaft einen noch entschiedenern Ausdruck zu geben, erwarb er damals das schweizerische Bürgerrecht. Die Thatfache ist wenig bekannt, aber charakteristisch. Es war im Grunde eine Inconsequenz, wenn der Bürger der Zukunft sich freiwillig in einen Bürger der Schweiz verwandelte. Doch abgesehen von den Motiven persönlicher Sicherheit, lag in diesem offenen Uebertritt aus der Botmäßigkeit des Zaren in das Bürgerthum einer Republik auch eine unzweifelhafte Genugthuung, und in diesem Sinne hörte ich Herzen noch in spätern Jahren davon reden. Einige Ausflüge nach Frankreich und England abgerechnet, brachte er seitdem länger als ein Jahr in der Schweiz, besonders an den Ufern des Genfersees, zu. Von hier aus warf er auch im Sommer 1850 sein erstes censurfreies Buch in die Welt, das berühmte „Vom andern Ufer“.

„Vom andern Ufer“ erschien, aus dem russischen Manuscript übersezt, in deutscher Sprache und brachte in Deutschland einen tiefen Eindruck hervor. Es war eine Sammlung unter dem Eindrucke der Ereignisse von 1848 und 1849 geschriebener Abhandlungen und Briefe, welche der Enttäuschung über das Scheitern der revolutionären Bewegung, der Ueberzeugung von dem unvermeidlichen Untergange des alten Staates und der alten Gesellschaft, und der Nothwendigkeit des vollständigen Bruches mit allen ihren Traditionen mit einer Energie des Denkens, einer Kühnheit und einem Glanze der Darstellung Ausdruck gaben, der die revolutionäre Literatur jener Tage nichts Aehnliches an die Seite zu stellen hatte und die, eines so weitverbreiteten Widerspruches sie übrigens gewiß war, alle denkenden Geister fesseln mußte. Nicht nur den bestehenden Mächten mit ihrem ererbten Besitze, auch der bestehenden Demokratie mit ihren ererbten Idealen wurde die Lebensfähigkeit abgesprochen. Nichts anderes, so erklärte der Philosoph vom andern Ufer, bleibe dem freien Menschen übrig, als die Verkündigung des Todes der abgestorbenen und absterbenden christlich-feudalen Welt, die Hoffnung auf das Kommen einer auf neuen gesellschaftlichen Idealen ruhenden Zukunft. Was diese Zukunft sei, magt er sich nicht an zu sagen. Der Glaube an die einfache Verwirklichung schon vorhandener socialer Theorien scheint ihm eine Mißkenntung des Ganges der Geschichte. Nur durch die schon erwähnte Analogie des untergehenden Römerreiches und des Christenthums deutet er im Allgemeinen das Werden der Zukunft an. „Die Zukunft“, sagt er, „wird eine ganz unverhoffte Verbindung der abstracten Lehren mit den bestehenden Verhältnissen ins Leben

rufen. Ueberhaupt verwirklicht das Leben nur diejenigen Seiten eines Gedankens, welche in der Wirklichkeit einen Boden finden, und der Boden bleibt dabei nicht ein passiver Träger, er gibt seine Säfte her, bringt seine Elemente hinein. Das Neue, welches aus dem Kampfe der Utopien und des Conservatismus emporwächst, erscheint gar nicht so, wie man es auf dieser und jener Seite erwartete; es erscheint als ein Drittes, aus dem Bestehenden und dem werdenden, aus den Reminiscenzen und Hoffnungen, aus den Sagen und der Wissenschaft Verarbeitetes. So bildete sich die christliche Kirche aus den abgelebten Römern und den erstehenden Germanen. Ich glaube, daß es mit der Realisation des Socialismus ebenso gehen wird.“ Der von ihm verkündete Tod des Alten ist daher keine eigentliche Zerstörung, kein völliger Untergang. „Viele“, sagt er an einer andern Stelle, „sehen den Tod nur deshalb nicht, weil sie sich denselben als eine vollständige Vernichtung vorstellen. Der Tod zerstört nicht die zusammensetzenden Theile; er befreit sie nur von der Einheit, welche sie früher bildeten, und gibt ihnen die Freiheit, unter andern Bedingungen zu existiren. Unzweifelhaft kann ein ganzer Theil der Welt nicht verschwinden, ohne eine Spur zu hinterlassen. Er wird fortbauern, wie Rom im Mittelalter fortbauerte; er wird sich zerlegen, sich in dem künftigen Europa auflösen und dort seinen gegenwärtigen Charakter verlieren, indem er sich dem Neuen unterwirft und es durch seinen Einfluß modificirt. Das physische und das sociale Erbtheil, welches der Vater dem Sohne hinterläßt, setzt das Leben des Vaters nach dessen Tode fort, aber der Tod liegt zwischen beiden.“ Doch bei dieser Verkündigung eines organischen Unterganges und einer organischen Wiedergeburt der alten Welt bleibt der Philosoph vom andern Ufer nicht stehen. Im Hinblick auf die von den alten Germanen gespielte Eroberer- und Zerstörerrolle öffnet er auch die Aussicht auf eine große Katastrophe, bei der er dem seiner Meinung nach noch jungen, unverbrauchten, durch das Gemeindegewerbe zum Socialismus erzogenen russischen Volke das Amt der alten Germanen zuweist. Diese russischen Zukunftsträume bildeten einen zweiten hervorragenden Charakterzug des Buches „Rom andern Ufer“; sie vollendeten die durchaus ungewöhnliche Erscheinung eines Mannes, der, mit dem tiefsten Interesse für die zeitgenössische Bewegung, sich von seinem Vaterlande und von Europa los sagte, der auch in Amerika nur eine neue Auflage der alten Welt erkannte, aber einem Volke, das jahrhundertlang unter dem furchtbarsten Despotismus, fast ohne Entwicklung, in einem Zwischenzustande zwischen der Geologie und der Geschichte, fortvegetirt hatte, den Beruf der Verjüngung einer untergehenden Welt verhieß. Wahr ist es, Rußland hing damals wie eine drohende Wolke an dem europäischen Horizont, aber solche Blitze hatte man aus dem Schoße dieser Wolke nicht erwartet. Es war nicht zu verwundern, wenn sowol die Untergangs- als die Verjüngungsphilosophie vom andern Ufer den lebhaftesten Widerspruch hervorrief. In Deutschland fühlte man sich trotz aller Niedergeschlagenheit über das Scheitern der revolutionären Bewegung noch keineswegs so zum Untergange reif, noch viel weniger fand man Grund, die Möglichkeit oder die Nothwendigkeit einer Erneuerung der absterbenden westeuropäischen Welt durch die Russen zuzugeben. Herzen selbst änderte in spätern Jahren seine Ansichten über diesen Punkt, und um gerecht zu sein, muß man sagen, daß er mit seinen russischen Katastrophenideen wesentlich auf dem Boden der Hypothese, der Frage an die Zukunft, stehen blieb. Trotzdem übt die Lektüre des Buches noch jetzt eine eigenthümliche Anziehungskraft aus. Es ist ein Fluß, eine Frische, eine Unmittelbarkeit, eine Kühnheit und ein Glanz des Geistes und eine logische Consequenz darin, die unwillkürlich fortreißen und deren Ausdruck, für die Charakteristik des Mannes wie als Symptom der Denkweise jener Zeit, immer von Interesse bleiben muß, so wenig Empfehlenswerthes der exclusiven Standpunkt auf dem „andern Ufer“ übrigens auch hatte und so unvermeidlich Herzen's eigene thätige Natur ihn von demselben in die Theilnahme

an dem Kampfe um gegenwärtige erreichbare Ziele zurückdrängte. Er verhehlte sich auch das Unbefriedigende seines Verhältnisses zu der Welt nicht; aber er nahm es an ohne weltfchmerzliche Empfindsamkeit, mit der männlichen Resignation der Erkenntniß, als praktische Consequenz seiner Philosophie. „Erinnern Sie sich“, sagt er in einem seiner Dialoge, „der römischen Philosophen, die in den ersten Jahrhunderten des Christenthums lebten. Ihre Lage hatte viel Aehnlichkeit mit der unserigen; die Gegenwart entrann ihnen, mit der Zukunft und mit der Vergangenheit lagen sie in offenem Kampfe. Fest überzeugt, daß sie besser, klarer als die andern die Wahrheit verstanden, sahen sie kummervoll, des unmittelbaren Mitwirkens beraubt, auf die sich auflösende und auf die ins Leben tretende Welt. Sie fühlten tief in ihrer Brust, daß sie mehr Recht hatten als diese beiden Welten, und daß sie doch viel schwächer waren als beide. Ihr Kreis wurde mit jedem Jahre enger und enger; mit dem Paganismus hatten sie außer der Lebensweise und den Gewohnheiten beinahe nichts gemein gehabt. Die gezwungenen Versuche eines Julian und seiner Restauration waren nicht minder lächerlich als die Restaurationen eines Ludwig XVIII. Auf der andern Seite beleidigte die christliche Theodicee ihre weltliche Weisheit; sie, denkende Menschen, konnten nicht diese kindliche Sprache annehmen. Die Theilnahme für sie verringerte sich, die Erde begann unter ihren Füßen zu schwinden. Ihre Lage war sehr schwer, aber sie verstanden die Kunst, großartig und stolz zu warten, bis der Orkan einen von ihnen in seine Strudel riß; sie verstanden die Kunst zu sterben, ohne den Tod zu suchen und ohne Anspruch, sich und die Welt durch ihren Tod zu retten. Kaltblütig, theilnahmslos gegen sich selbst und in andern kein Mitgefühl erweckend, gingen sie unter; sie verstanden die Kunst, vom Tode verschont, sich ernst in ihre Toga zu hüllen und würdevoll schweigend dem Schicksale Roms und der Menschen zuzusehen. Ein Gut nur blieb diesen Ausländern ihrer Zeit, das ruhige Gewissen, das tröstende Bewußtsein, daß sie vor der Wahrheit nicht erschraten, daß sie hinreichende Kräfte in ihrer Brust fanden, um ihr da treu zu bleiben, wo sie von allen verlassen wurden. Und noch Eines hatten sie: ihre persönlichen Verhältnisse, die Gewißheit, daß es noch Leute gab, die mit ihnen sympathisirten, die feste Ueberzeugung, daß Bande zwischen ihnen und ihren Freunden bestanden, die von allen Ereignissen unabhängig waren. Wenn man dabei etwas Sonne, in der Ferne etwas Berg oder Meer, ein warmes Klima und einen ruhigen Ort hat, was kann man dann mehr wünschen?“

In solcher Stimmung, unter solchen Gedanken durchlebte Herzen die nächstfolgenden Jahre. Den ruhigen Ort, das warme Klima, Sonne, Berge und Meer fand er in Nizza, wohin er im Herbst 1850 mit Karl Vogt und Herwegh, zu denen er in der Schweiz in freundschaftliche Beziehungen getreten war, übersiedelte. Aber in den nächsten menschlichen Kreis, in dem er sich heimisch fühlte, griff das Schicksal mit mitleidloser Hand zerstörend ein. Seine Mutter und seine beiden jüngsten Kinder gingen auf der Fahrt zwischen Marseille und Nizza mit dem durch einen Zusammenstoß zertrümmerten Dampfschiffe unter. Freunde, auf deren Treue er baute, verriethen ihn; seine schwärmerisch geliebte Frau starb. Erschüttert durch die Wucht solcher Schicksalsschläge lehrte Herzen im Sommer 1852 einem Orte den Rücken, der ihm als frische Gedenkstätte der traurigsten Erinnerungen kein Asyl mehr sein konnte. Die europäische Reaction hatte inzwischen durch den Staatsstreich vom December 1851 ihren Siegeslauf vollendet. Frankreich war kaum noch dem Namen nach eine Republik; die Schweiz, rings von despotischen Staaten eingeschlossen und bedrängt, beengte die Brust. Die hervorragendsten Führer der politischen Auswanderung hatten sich in England gesammelt, das allein als Tyrannenwehre der alten Welt eine unabhängige Stellung bewahrte — den Vertriebenen aller Länder ein parteiloses Gastrecht gewährte. Dorthin wendete sich nach einigem Schwanken auch Herzen. Schiffsbrüchig „durch den Raum und den Nebel“, wie er selbst

sagte, „von aller Welt getrennt“, fand er sich im Herbst 1852 in London. Und von diesem andern Ufer aus erwog er nun noch einmal seine Stellung in der Welt, blickte hinaus in die Gegenwart, in die Zukunft, die hoffnungsloser, ungewisser schienen als je, und suchte und fand Trost für seine Leiden in dem humanen Heilmittel der Arbeit, indem er durch die Aufzeichnung seiner Memoiren die Vergangenheit von neuem belebte.

Herzen's Stellung innerhalb der in London versammelten europäischen Emigration war eine eigenthümliche. Wie keine gescheiterte Volkserhebung ihn aus seinem Vaterlande vertrieben hatte, so stand auch keine mitstrebende Parteigenossenschaft des Exils ihm zur Seite. Das erste und einzige Beispiel eines russischen Patrioten, der selbstverbannt in den Reihen der andern Freiheitskämpfer seinen Platz nahm, war er mit seinen speciell russischen Aspirationen einem politischen Einsiedler zu vergleichen. Allgemeine revolutionäre Sympathien hatten ihn zu den hervorragendsten Führern der europäischen Bewegung in persönliche Beziehung gebracht; aber eine Stellung als Parteiführer konnte er unter ihnen nicht beanspruchen. Sein Protest gegen das bestehende Rußland schien ein rein persönlicher, die Aussicht auf einen Umschwung in diesem Musterstaate des Despotismus merkwürdig fern. Auch wurden weder seine Meinung über den unvermeidlichen Tod des alten Europa noch seine russischen Verjüngungsideen von den Verbannten anderer Länder getheilt. Man wußte sehr wenig von der innern Geschichte Rußlands im 19. Jahrhundert, man hatte kaum eine Ahnung davon, daß es dort revolutionäre Ideen und eine revolutionäre Tradition gebe. Herzen sah sich daher die Aufgabe gestellt, die Ansprüche seiner Landsleute nach dieser Seite erst bekannt zu machen, um ihnen Gehör zu verschaffen. Er that dies in dem Buche „Du développement des idées révolutionnaires en Russie“, welches im Sommer 1853 in London erschien. Diese Schrift bietet einen geistvollen geschichtsphilosophischen Ueberblick der innern Entwicklung Rußlands und setzte besonders den Widerstreit der europäisch-civilisirenden und der slawisch-volkethümlichen Tendenzen, die sich seit Peter's des Großen Zeit in Rußland bekämpft hatten, den Zusammenhang der Verschwörung von 1825 und den während der dreißiger und vierziger Jahre stattgehabten Fortschritt der socialistischen und philosophischen Bildung der russischen Jugend in ein helles Licht. Von großem Interesse waren außerdem die Kapitel über die neueste russische Literatur, über den Kampf derselben mit dem herrschenden System und das tragische Los ihrer Vertreter. Glänzende, nach dem Leben entworfene Bilder zur Phytologie der slawischen Volkennatur und der russischen Gesellschaft finden sich durch alle Seiten verstreut. Es war das erste selbständige Werk dieser Art und als solches hat es auch jetzt wenig von seinem Werthe verloren. In der That muß ein solcher Gang durch die russische Geschichte an der Hand eines Mannes, der das russische Volk durch Anschauung und Studium kannte und seinen Anschauungen Gestalt zu geben wußte wie Herzen, immer von Interesse bleiben. Doch die Geschichte war ihm nur die Einleitung zur Gegenwart, und am Ende seiner Darstellung warf sich wieder die Frage auf: was weiter? Er beantwortete diese Frage, wie er sie in dem Buche „Von andern Ufer“ beantwortet hatte: mit der Hinweisung auf die Wiedergeburt des zerfallenden Europas durch das noch jugendliche Rußland und die sociale Revolution. Seine Ansichten über diesen Punkt hatten seit 1850 an Entschiedenheit eher zu- als abgenommen. Auch boten sie, obgleich übrigens wol der am wenigsten überzeugende Theil seiner Philosophie, noch immer fruchtbaren Stoff zu allgemeinen Erörterungen über die Gestaltung der Zukunft. Jedenfalls erfüllte das Buch „Von der Entwicklung der revolutionären Ideen in Rußland“ seinen Zweck, diejenigen, die es anging, mit den Ideen der vorgeschrittensten politischen Denker Rußlands bekannt zu machen.

Am unmittelbarsten berührten Herzen's Ideen über die Zukunft Rußlands einen Theil der Emigration, der ihm auch ethnologisch am nächsten stand: die Emigration der Polen.

Seine Sympathien für diese Opfer des russischen Despotismus datirten von der Revolution von 1830, und schon während seines Aufenthalts in Paris hatte er mit mehreren ihrer Führer persönliche Beziehungen angeknüpft. Es erschien ihm als eine nationale Ehrensache, soweit bei ihm stand, die Schuld Rußlands gegen diese heimatlosen Söhne eines unterdrückten Volkes abzutragen. Er sah in ihnen natürliche Bundesgenossen — „Feinde im Namen des Zaren, Brüder im Namen der Unabhängigkeit und Freiheit“. In diesem Sinne hatte er sich in dem Buche „Von der Entwicklung der revolutionären Ideen“ über die polnische Frage ausgesprochen, in diesem Sinne reichte er damals den verbannten Polen die Hand zum Bunde. Wie alle Emigrationen in London, so zerfiel auch die polnische in mehrere Parteien: eine aristokratische, eine demokratische, eine hebertistische. Mit der ersten und der letzten ließ sich kein Verständniß erzielen; am tüchtigsten, lebensfähigsten, schien die demokratische Partei. Ihr Führer, Stanislaus Worcell, war ein Mann, der alle edelsten Züge des verbannten Patrioten in sich vereinigte. Ein Charakter vom Schlage Lelewel's, grau geworden in Entbehrungen und Leiden, ernst, selbstlos, treu, fest, unerschütterlich bis ans Ende im Glauben an den endlichen Sieg der Sache, der er sein Leben geweiht hatte. Ich sah Worcell öfter bei Herzen und erinnere mich noch sehr wohl der Verehrung, mit welcher Herzen diesem Veteranen begegnete und von ihm sprach. Der Bund zwischen ihm und dem ersten Vertreter des freien Rußlands war an sich ein Zeichen der Zeit. In Herzen's Laufbahn bezeichnete er das erste Sympton jener zweiten Epoche seiner europäischen Lebenshälfte, in der er sich von der Erörterung allgemeiner europäischer Fragen dem Bemühen einer directen Einwirkung auf Rußland zuwandte. Die öffentlichen Begebenheiten im Spätsommer des Jahres 1853 beförderten diesen Umschwung. Rußland hatte der Türkei durch die Besetzung der Donaufürstenthümer den Fehdehandschuh hingeworfen. England und Frankreich rührten sich. Der orientalische Krieg stand vor der Thür. Allerorten blickte man gespannt der weiteren Entwicklung des folgenschweren Problems entgegen. Besonders regten sich Hoffnungen in den Kreisen der Emigration. Ein großer Krieg, so meinte man, werde die revolutionären Elemente von neuem entfesseln, die geknechteten Völker von neuem zur Freiheit aufrufen. Da Rußland direct betheiligt war, richtete man den Blick vor allem auf das schon so oft für todt erklärte, aber noch immer lebendige Polen. Die polnische Emigration ließ es nicht an sich fehlen. Verhandlungen und Besprechungen fanden nach allen Seiten statt. Man beschloß endlich, den Jahrestag der polnischen Erhebung von 1830 (29. Nov.) zu einer großen Demonstration der in London vereinigten Verbannten aller Länder zu benutzen.

Diese Demonstration kam verabredetermaßen in den Hannover Square Rooms in London zur Ausführung. Worcell führte den Vorsitz. Polen, Ungarn, Italien, Frankreich, Deutschland, England waren durch mehr oder weniger angesehene Redner vertreten. Als Vertreter Rußlands erschien Alexander Herzen. Er schloß seine in französischer Sprache gehaltene Rede mit den Worten: „Es lebe das unabhängige Polen und das freie Rußland!“ Und man weiß, wie er seitdem an diesem Rufe festhielt. Sein Wunsch, den Polen gerecht zu werden, seine Ueberzeugung, daß dies innerhalb einer großen Conföderation der slawischen Staaten geschehen könne und müsse, bildeten einen unveräußerlichen Theil seines politischen Glaubensbekenntnisses. Ehe er dieser Ueberzeugung untreu werden wollte, ließ er später seine ganze Popularität in Rußland fahren. Was die Befreiung Rußlands anging, so glaubten wol die wenigsten der damals Versammelten an ein solches Ereigniß als Folge des ausbrechenden Krieges. Und doch sollten gerade nach dieser Seite die allgemeinen Erwartungen entschiedener befriedigt werden als nach irgend-einer andern.

Es erhob sich nun die Frage, wie den neuerregten Hoffnungen, dem neugeschlosse-

nen russisch-polnischen Bündnisse Ausdruck und Nachdruck zu geben sei. Die polnische Emigration besaß eine Druckerei in London. Wenn auch eine russische Druckerei gegründet wurde, so konnten beide einander in die Hände arbeiten und durch Polen nach Rußland hinein wirken. Der Plan kam zur Ausführung. Zu Anfang des Jahres 1854 waren die nöthigen Einrichtungen getroffen; ein polnischer Drucker, Namens Czerniecki, der russisch verstand, wurde für die neue Druckerei gewonnen, und bald nachher eröffnete das erste censurfreie Organ des russischen Gedankens seine Thätigkeit. Die ersten Flugschriften, welche aus der neuen Druckerei hervorgingen, bezogen sich der Natur der Sache nach auf das Verhältniß Rußlands zu Polen. Eine derselben, betitelt „Amnestie und Allianz“, war an die Polen gerichtet — ein Manifest Jungrußlands, das sich feierlich losagte von der Politik Atrußlands, um Amnestie bat für die von diesem an Polen begangenen Verbrechen und den stammverwandten Leidensgenossen die Hand reichte zum gemeinsamen Kampfe gegen den Rußland wie Polen unterdrückenden Despotismus. Eine andere Flugschrift vertrat die Rechte des polnischen Volkes gegen die in Polen stationirte russische Armee. Dies waren die Anfänge eines Unternehmens, welches in spätern Jahren von so staunenswerthem Erfolge gekrönt wurde. Für den Augenblick jedoch war die entgegenstehende Ungunst der Verhältnisse geradezu überwältigend. Das Zusammenwirken Rußlands, Oesterreichs und Preußens hielt in Polen eine hoffnungslose Ruhe aufrecht. In Rußland selbst wandte sich, nach dem ernstlichen Ausbruche des Krieges das nationale Interesse ausschließlich dem Gange der auswärtigen Politik und der kriegerischen Ereignisse zu. Die später folgenden Verluste und Niederlagen, das ganze gemeinsame Unglück identificirten in höherm Maße als zuvor die Thätigkeit des Staates mit der des Volkes. Die Stimme der Opposition verhallte unter dem Getöse der Waffen, auch wenn sie in Form eines Aufrufes oder Pamphlets durch den die Grenze sperrenden Militär- und Polizeicordon ihren Weg fand. Es war eine peinliche Zeit für Herzen. Er fühlte seine Machtlosigkeit, bestimmend in den Gang der Dinge einzugreifen, und er empfand zugleich schmerzlich die russischen Niederlagen als Niederlagen seines Volkes, wenn er auch nicht umhin konnte, ihnen als Niederlagen des Zaren eine andere Bedeutung beizumessen. Seine Ideen über die Erneuerung des alten abgelebten Europa durch das jugendliche Rußland erfuhren einen argen Stoß durch die geschichtlichen Ereignisse. Das alte abgelebte Europa zeigte sich in allen Dingen dem jungen Rußland überlegen. Finster und streng lastete nach wie vor die Herrschaft des Zaren auf dem kämpfenden blutenden Volke. Die Gegenwart war dunkel. In der Zukunft glänzte kein Strahl der Hoffnung.

So war das erste Jahr des Krieges vergangen, als eine große Nachricht dieses Dunkel mit plötzlichem Lichte aufhellte. Am 4. März 1855 brachten die Zeitungen die Kunde von dem Tode des Kaisers Nikolaus. Es war ein Sonnabend, schönes Frühlingswetter, und wenige von Herzen's zahlreichen Freunden fehlten tags darauf in dem Landhause in Twickenham, seinem damaligen Wohnsttze, um ihre Theilnahme an dem bedeutungsvollen Ereignisse zu bezeigen und dessen Folgen zu erörtern. Die Wirkung, die es auf ihn selbst hervorgebracht, war außerordentlich. Es war, als sei das Gewicht langer Jahre wie mit Einem Schlage von seinen Schultern gefallen, als sei die Schwungkraft seines Geistes erst jetzt wie von einer geheim lastenden Wucht befreit. Er erkannte sofort und sprach es entschieden aus, daß mit dem dahingeshiedenen Zaren nicht nur eine Person, sondern ein System zu Grabe gehe, daß von nun an für sein eigenes Wirken wie für die Entwicklung seines Vaterlandes eine neue Epoche beginne. In jenen Tagen entstand der Plan zu der Zeitschrift „Der Polarstern“. Die freie russische Druckerei erhielt eine neue Bedeutung; man durfte auf wirkliche Erfolge ihrer Thätigkeit hoffen. Sowol der Gang der Begebenheiten als alles, was man von dem Charakter des neuen

Herrschers wußte, berechnete zu der Erwartung einer Zeit des Fortschritts und der Reform. Auch Herzen, der sich seines Begegnens mit Alexander II. in Wiatka erinnerte, vertraute der Persönlichkeit des neuen Kaisers. Schon am 10. März 1855 richtete er an ihn einen offenen Brief, worin er in zündenden Worten, mit der Rücksichtslosigkeit des Verbannten und des freien Mannes, seine Hoffnungen und Wünsche aussprach. „Ihre Regierung, Eure“, so begann dieser denkwürdige Erguß, „fängt mit einem erstaunlich glücklichen Horoskop an. Ihre Fußstapfen sind frei von Blut geblieben und Sie haben ein schuldloses Gewissen. Ihnen ist die Nachricht von dem Tode Ihres Vaters nicht von dessen Mördern gebracht worden, und Sie hatten nicht nöthig, den Weg zum Throne über einen mit russischem Blute besprengten Pfad zu nehmen. Sie haben nicht nöthig gehabt, dem Volke Ihre Thronbesteigung durch Decretirung von Todesstrafen anzukünden. In den Annalen Ihres Hauses ist ein solcher Regierungsanfang noch kaum vorgekommen. Zeigen Sie sich des allgemeinen Vertrauens würdig, indem Sie die Leibeigenschaft aufheben! Auf der Höhe, die Sie einnehmen, und inmitten des Weihrauchnebel, der Sie umgibt, werden Sie sich vielleicht über meine Kühnheit wundern. Vielleicht lächeln Sie gar über das verlorene Sandkorn, das sich von den siebenzig Millionen Sandkörnern abgelöst hat, welche Ihr granitnes Piedestal bilden. Aber Sie werden besser thun, nicht zu lachen. Meine Worte sagen Ihnen nur, was das allgemeine Schweigen bei uns Ihnen sagt. Um dieses Schweigens willen habe ich die erste russische Tribüne hier auf freier Erde gegründet. Dem Elektrometer gleich soll dieselbe die Thätigkeit und Spannung der gebundenen Kräfte anzeigen. Wenn diese Zeilen bis zu Ihnen dringen sollten, lesen Sie sie ohne Aerger und ohne Zeugen und ziehen Sie sie nachher in Erwägung. Daß Sie die Stimme eines freien Russen zu hören bekommen, wird Ihnen nicht oft geschehen.“

Solange freilich der Krieg fort dauerte, konnte das Werk des Friedens nicht beginnen. Man mußte sich gedulden. Auch folgten jenem ersten Ausbruche der Hoffnung noch lange bange Monate des Harrens und des Zweifels. Indes sie vergingen rascher durch die Arbeit, und der Fall Sewastopols im Herbst 1855 rückte die Aussicht auf den Frieden näher. Eine russische Ausgabe des Buches „Vom andern Ufer“ war bereits zu Anfang des Jahres aus der freien Druckerei hervorgegangen. „Der Polarstern“ wurde gedruckt. Zwei Bände von Herzen's Memoiren, die unter dem Titel „My Exile in Siberia“ in London erschienen, erregten allgemeine Theilnahme. Im Frühlinge 1856, ein Jahr nach dem Tode Kaiser Nikolaus', kam endlich der ersehnte Friede, und die Nachrichten, welche jetzt aus Rußland einliefen, und mehr noch die Erzählungen russischer Freunde, die bald nachher anfangen den Verbannten in seiner Zurückgezogenheit aufzusuchen, gaben ihm die frohe Gewißheit, daß er sich nicht getäuscht, daß Rußland in Wahrheit einer bessern Zukunft entgegengehe. Viele Jahre später, nachdem sein Einfluß und seine Popularität erloschen waren, beschrieb Herzen in einer der letzten Nummern der „Glocke“ (1867) in denkwürdigen Worten seine Erinnerungen an jene Erstlingszeit des Erwachens. „Ein Strahl geistigen Lichtes“, sagt er, „fiel auf unser Volk. Die Massen fingen an sich zu bewegen, ein unarticulirtes Verlangen nach Reform kundzutun. W—ski war der Held, der mir dies späte, aber glänzende Kommen einer bessern Zeit verkündigte. Er überzeugte mich, daß das, was ich gesehen zu haben glaubte, keine Fata-Morgana, sondern eine Wahrheit sei. Er brachte die frohe Botschaft, daß das gute Schiff Rußland die stehenden Gewässer, in denen es so lange vor Anker gelegen, verlassen habe und in See gestochen sei. Aber wollte es wirklich den Ocean der Freiheit befahren? Ich hatte, ich gestehe es, meine Zweifel, und doch, wenn ich in das strahlende Gesicht meines hoffnungsreichen Fremdes sah, konnte ich nicht umhin zu glauben. Glühend von Gefühlen, wie ein Russe sie selten Gelegenheit hatte zu sehen, dachte ich an Kant, der, als er 1792

von der Gründung einer Republik in Frankreich hörte, andächtig sein Sammtkappchen abzahm und mit feierlicher Stimme das «Gerettet» des Sanct-Simeon wiederholte. Der Morgen war endlich gekommen — der Morgen des Tages, nach dem ich mich vor 23 Jahren gesehnt, als ich Student war, und dann, als ich, ein Opfer des Despotismus, in Gemeinschaft mit andern gefangenen, flüchtigen und verbannten Opfern lebte; der Morgen des Tages, für den ich Kenntnisse angesammelt, Familienbände gelbst hatte und der mich nun als einsamen Mann fand, der auf der englischen Küste traurige Monologe hielt. Meine jugendlichen Träume hatten sich endlich erfüllt. Die Sonne Moskaus war wieder aufgegangen. Nun fahrt wohl, Ruhe und Schlaf! Ans Werk! ans Werk! Mit verdoppeltem Eifer ging ich an die Arbeit. Ich wußte, daß der zu so günstiger Zeit gesäete Same auf einen guten Boden fallen werde. Ich hörte den Beifall der Millionen Rußlands meine Mühe belohnen, und ich sah voraus, daß es jetzt jedenfalls möglich sein werde, meine Bücher nach Rußland zu schicken. Der «Polarstern» fand einen raschen Verkauf. Das russische Ohr horchte mit gespannter Aufmerksamkeit auf die ersten Töne freier Rede und freute sich, ein männliches offenes Wort zu hören, nach so vielen Jahren erzwungenen Schweigens.“

Mit der desultorischen Agitation der verflossenen Jahre war es nun vorbei. Alexander II. selbst hatte nach dem Abschlusse des Friedens eine Politik der Reform, der Entwicklung aller geistigen und materiellen Kräfte Rußlands als den Zweck seiner Regierung angekündigt, und es galt die Aufstellung eines Programms, welches dieser neubeginnenden Epoche würdige Ziele setzte. Die Aufgabe einer humanen Umgestaltung des russischen Chaos war unendlich groß und schwierig; aber eine That ging nach Herzen's Meinung allen andern vor, lag allen andern zu Grunde. An die Spitze seiner Forderungen, als erste Nothwendigkeit, als natürliche Basis der ganzen die Wiebergeburts Rußlands bedingenden Politik stellte er emphatisch die Emancipation der Leibeigenen. Ihre Unerläßlichkeit theoretisch und praktisch zu beweisen, die Anomalien der bestehenden Zustände zu erörtern, die Bedingungen festzustellen, unter welchen die Emancipation stattzufinden habe, kurz, das Problem in seiner ganzen Bedeutung vor die Augen seiner Landsleute zu bringen und diese zu selbstthätiger Theilnahme an deren Lösung anzufeuern, war eine der Hauptaufgaben, welche „Der Polarstern“ seit seiner Gründung verfolgte. Doch die Forderung eines neuen Rußlands bedingte zugleich den Kampf gegen das alte. Das Rußland des Kaisers Nikolaus, das Rußland der Polizei und der Gensdarmen, der corrupten Justiz und der brutalen Gewalt war allerdings durch den Krimkrieg erschüttert, aber noch immer mit furchtbarer Macht ausgerüstet; und nur eine offene, kühne, unerbittliche Kritik, eine schonungslose Enthüllung seiner geheimen Schäden, ein Gericht ohne Rücksicht und ohne Furcht, konnte diese Macht aus ihrem langverjährtren Besitze verjagen, besseren Zuständen die Wege ebnen. Und auch für diesen Kampf hatte der Herausgeber des „Polarstern“ die Waffen in Händen. Er hatte die Welt, die es zu bekämpfen galt, von Grund aus kennen gelernt; sein Haß verschärfte die Bereitschaft seiner Liebe. Das geheime Widerstreben gegen das gesammte herrschende System, die unterdrückte Intelligenz, die Klagen der Gefesselten, die Hoffnungen der jungen Generation sollten daher in den Blättern der freien Presse ebensowol ein Organ und eine Tribüne, wie das officielle Verbrechen in allen seinen Branchen einen Ankläger finden; furchtlos sollte alles das gesagt und ans Licht gebracht werden, was man in Rußland nicht zu sagen wagte. Der Moment dazu war gekommen, und Herzen ergriff ihn mit der ganzen Entschlossenheit eines Mannes, der sich einer großen ihm zugefallenen Aufgabe bewußt ist.

Im Herbst 1856 hatte er die Freude, seinen alten Freund Ogarew wiederzusehen, der Rußland verlassen hatte, um sich fortan der Mitarbeit an dem Befreiungswerke zu widmen. Die strenge Ueberwachung der russischen Grenze hatte bereits nachgelassen; die

Verbote gegen das Reisen ins Ausland waren aufgehoben; der „Polarstern“ und die andern Werke der freien Presse drangen in Rußland ein und riefen überall ein begeistertes Echo wach. Um die Mitte des folgenden Jahres war die Theilnahme an Herzen's Unternehmen so lebhaft geworden, daß der in halbjährlichen Bänden erscheinende „Polarstern“ dem wachsenden Bedürfnisse nicht mehr genügte. Die Freunde faßten daher den Plan zu einer Wochenschrift, und am 1. Juli 1857 wurde die erste Nummer der „Glocke“ („Kolokol“) ausgegeben. Als Wochenschrift war die „Glocke“ ihres geringern Umfangs wegen nicht nur leichter und in größeren Massen zu transportiren, sie ermöglichte auch durch ihr häufigeres Erscheinen ein unmittelbareres Eingreifen in die Bewegung der Gemüther, knüpfte ein festeres Band zwischen dem Herausgeber und seinen Lesern. Auf Wegen, die ihm selbst nicht selten unbekannt waren, über die Ostsee und das Schwarze Meer, über den Ural und den Kaukasus, drang die neue Zeitschrift bald in die entferntesten Theile Rußlands, und auf ebenso geheimnißvollen Wegen gelangten allmählich authentische Nachrichten über die innern Zustände Rußlands, über die Stimmung des Volkes und die Pläne der Regierung an den Herausgeber zutück. Nicht lange, und man erwartete in Rußland mit Ungeduld die Ankunft jeder neuen Nummer des londoner Blattes. Man zahlte bereitwillig enorme Preise. Man verschlang mit Heißhunger die mahnend aus der Ferne herüberschallende Sprache der öffentlichen Meinung; die Enthüllungen der „Glocke“ wurden das Gespräch der Gesellschaft, der Schreden aller. derjenigen öffentlichen Charaktere, deren Mißverhalten eine Züchtigung seitens der freien Presse herausforderte. Betrügereien, Nichtswürdigkeiten, Verbrechen, die früher unbemerkt verschollen sein würden, hallten nun, in Wahrheit „an die große Glocke geschlagen“, durch ganz Rußland wider. Ein großes Element des Erfolges waren unzweifelhaft schon an und für sich die Neuheit und Kühnheit des Unternehmens. Aber so bedeutsam dieser Umstand mitwirken mochte und so charakteristisch der Witz und die Satire auch hier wieder, wie in allen Uebergangsperioden, als Mächte des Fortschritts auftraten, der nachhaltige Einfluß der „Glocke“ beruhte auf einer festern Grundlage: auf dem Geiste und Charakter des Herausgebers, der das Bedürfniß der Zeit empfand und ihre Sprache redete, auf der Authenticität der mitgetheilten Thatsachen, auf der Weite des Gesichtskreises, den sie umfaßten, auf dem sichern Takte, der ihre Bedeutung ausschließlich nach ihrem nähern oder fernern Zusammenhange mit dem großen Problem der nationalen Wiebergeburt maß. Solche Eigenschaften bildeten einen glänzenden Contrast gegen die corruptirte Welt des officiellen Rußlands, und es konnte nicht überraschen, daß Alexander II. selbst, ernst und aufrichtig wie er war, zu den eifrigsten Lesern eines Blattes gehörte, das aus so reichhaltigen Quellen schöpfte, dessen ganze Energie der Verwirklichung der nothwendigen Reformen zudrängte.

Die Stimme der „Glocke“ war noch nicht lange erschollen, als der Kaiser den ersten Schritt that zur Durchführung der großen Maßregel, welche Herzen von Anfang an an die Spitze seiner Forderungen gestellt hatte: der Aufhebung der Leibeigenschaft. Am 2. Dec. 1857 erschien das berühmte kaiserliche Rescript an den russischen Adel, worin dieser zu Vorschlägen über die Bauernemancipation ermächtigt wurde. Zugleich wurden Normen für das Emancipationswerk aufgestellt, denen gemäß die Bauern binnen zwölf Jahren zu voller Freiheit und zu Grundbesitz gelangen sollten. Es war ein stolzer freudiger Moment für Herzen, als diese Nachrichten aus Rußland einliefen. Die gemachten Vorschläge schienen freilich in manchen Punkten ungenügend, doch das große Werk hatte begonnen, und er besaß die Macht, entscheidend auf dessen Fortgang einzuwirken. In der That bildeten die nun folgenden vier Jahre (1858—62) den Höhepunkt seiner öffentlichen Thätigkeit. Da das Emancipationswerk bei einem ansehnlichen Theile des russischen Adels lebhaftem Widerstande begegnete, nahm die reformirende Regierung selbst die „Glocke“

gewissermaßen als Bundesgenossin an und ließ allmählich ihre Verbreitung fast ohne Hinderniß geschehen. „Die «Glocke»,“ sagt Herzen in dem schon erwähnten Rückblick von 1867, „erfüllte ein dringendes Bedürfniß der Nation. Mit Begeisterung wurde sie von dem ganzen Lande und besonders von der Jugend begrüßt. Ich empfing manche Briefe, bei denen meine Augen sich mit Thränen füllten. Alt und jung liehen uns ihren Beistand. «Die «Glocke»,“ sagte mir Kattow\*), «ist eine Macht. Sie liegt auf General Kostlovzov's\*\*) Tisch und wird bei der Abfassung der Gesetze über die Emancipation der Bauern regelmäßig von ihm zu Rathe gezogen.» Sie wurde gelesen von freisinnigen Generalen, von aufgeklärten Staatsrathen, gebildeten Abjutanten des Kaisers und geistreichen Hofdamen. Selbst ein berühmter Staatsmann, der es immer ausschnüffelte, wenn jemand zu Ansehen emporstieg, geruhte freundlichst uns seinen Beifall zu zollen und lächelte die «Glocke» so wohlgefällig an, als wäre es eine Trüffelpastete vom feinsten Geschmaack. In den kaiserlichen Palast fand die «Glocke» während einer frühen Periode ihrer Existenz Einlaß. Es war nach dem Durchlesen eines gewissen Artikels in unserm Spalten, daß Se. kaiserliche Majestät die Wiederaufnahme des Processes gegen den Fürsten R., der seinen Haushofmeister erschossen hatte und freigesprochen war, anbefahl. Die Kaiserin vergoß Thränen bei dem Briefe, den wir in unserm Blatte über die Erziehung ihrer Kinder an sie richteten, und sogar den großen Minister B. hörte man einem ungeduldigen Bittsteller antworten: «Thun Sie was Sie wollen. Beklagen Sie sich bei dem Kaiser, oder schreiben Sie an die «Glocke» — es ist mir einerlei.» Ein Offizier, der bei der Beförderung übergangen wurde, richtete die ernste Bitte an uns, seinen Fall zu erwähnen, damit es dem Kaiser zu Ohren käme. Wir könnten diese Beispiele dugendweise vermehren. Bei einer Gelegenheit wunderte sich Fürst Gortschalow, daß wir einen genauen Bericht über eine Sitzung des Staatsrathes veröffentlichten, wo man die Emancipation der Bauern discutirt hatte. Er wußte, daß die mitgetheilten Details uns durch jemand zugegangen sein mußten, der bei der Sitzung zugegen gewesen, und sprach sich in diesem Sinne gegen seine Collegen aus. Um ähnliche Enthüllungen zu vermeiden, beschloß man, etwas zu thun, uns zum Schweigen zu bringen. M., selbstlos wie immer, schlug vor uns zu bestechen. P., jene Giraffe in menschlicher Gestalt, mit dem Grand-Cordon des Sanct-Andreasordens auf der Brust, meinte, es werde das Rathsamste sein, mir eine Anstellung zu geben, und als Gortschalow ihn ironisch fragte, was für eine, schlug er ein Unterstaatssecretariat vor. «Das ist nicht großartig genug für ihn», sagte Gortschalow, «er wird das nicht annehmen.» Damit endete die Unterhaltung, und die «Glocke» wurde in Ruhe gelassen. . . .\*\*\*) Jahrelang strömten uns Briefe aus allen Theilen Rußlands zu. Wer eine Beschwerde vorzubringen hatte, wendete sich an uns. Einige schrieben, um anzuklagen, andere, um das ihnen widerfahrene Unrecht bekannt zu machen, noch andere, um interessant zu erscheinen, indem sie sich schmeichelten, sie seien gefährliche Leute. Die auf unserm Schreibtische aufgehäuften Briefe waren ein Gottesurtheil über die verfloffene Regierung und die Einrichtungen des Kaiserreichs.“

Diese Thatfachen genügen, um von dem außerordentlichen Einflusse Herzen's während jener Jahre eine Vorstellung zu geben. Seine moralische Macht wetteiferte mit der

\*) Der spätere Hauptgegner Herzen's in Rußland.

\*\*) Präsident der Emancipationscommission.

\*\*\*) Alle Versuche, die russischen Correspondenten der „Glocke“ zu entdecken, blieben vergeblich. Einmal erschien, wie ich mich erinnere, ein speciell zu diesem Zwecke entsandter Spion in London. Herzen wußte indeß von seinem Auftrage schon vor seiner Ankunft. Man hatte ihm von Rußland nicht nur den Namen, sondern auch das Porträt des Sendlings mitgetheilt.

Autorität der Regierung selbst. Wenn das Emancipationswerk unter vielen Hindernissen langsam fortschritt, so war er immer als öffentlicher Ankläger zur Stelle und sorgte dafür, daß man über den Einzelheiten den großen Sinn und Zweck der Aufgabe nicht aus den Augen verlor. Seine Forderung einer sofortigen Emancipation der Bauern mit der Erde ging allerdings weit über die Zugeständnisse hinaus, die von Adel und Regierung zu erlangen waren; aber sie blieb keineswegs wirkungslos. Die unbedingte Emancipation wurde nicht zugestanden, allein man erlangte günstige Bedingungen der Ablösung, und die anfangs auf zwölf Jahre angesetzte Frist zwischen der gesetzlichen Feststellung und der factischen Durchführung der Emancipation war auf zwei Jahre ermäßigt worden, als am 3. März 1861 das Emancipationsdecret erschien. Wohl hatte der Gründer der freien russischen Presse das Recht, dieses große Ereigniß festlich zu begehen. Herzen wohnte damals im Westende von London. Und London, die an kosmopolitisch seltsamen Erscheinungen uner schöpliche Weltstadt, sah in der ersten Aprilwoche jenes Jahres auch ein Fest für die Befreiung der russischen Leibeigenen: das Haus Alexander Herzen's glänzend erleuchtet; über dem Haupteingange flatternd zwei mächtige Fahnen, mit den Inschriften: „Freedom of the Russian Peasants“, „The free Russian Press“; im Garten heller Klang patriotischer Weisen; im Innern endlich ein westlicher Divan von Repräsentanten der slawischen, romanischen und germanischen Nationen, wie der Zugwind der Politik sie nicht leicht wieder aus allen Weltgegenden zusammenwehen mag. Deutsche, Engländer, Polen, Russen, Ungarn, Italiener, Franzosen, Griechen — in allen Sprachen, die vom Ural bis zu den Pyrenäen und von der Nordsee bis zum Ionischen Meere gesprochen werden, konnte man Discussionen russischer und europäischer Politik vernehmen. Auch dem schönen Geschlecht Europas fehlte es nicht an Vertretern, und als von draußen durch die geöffneten Fenster die Klänge der Marseillaise hereinschallten, stimmte die ganze Versammlung ein. Eine auf russische Volksmelodien gegründete Festsymphonie, componirt und dirigirt von Fürst Nikolaus Galitzin, einem Mitgliede der durch ihre musikalischen Talente bekannten russischen Familie, bildete den Mittelpunkt des Festes. Die Zeichen der Zeit standen günstig. Man konnte sich zu den Resultaten der vergangenen Arbeit Glück wünschen und auf neue Früchte in der Zukunft hoffen.

Die Arbeit an „Glocke“ und „Polarstern“ hatte übrigens für Herzen die Thätigkeit dieser Jahre keineswegs ausgefüllt. Er schrieb zugleich an seinen Memoiren weiter und veröffentlichte eine Anzahl davon unabhängiger Schriften, die ebenfalls weite Verbreitung fanden. Dahin gehörten vor allem die „Memoiren der Kaiserin Katharina II.“. Man wußte, daß diese merkwürdige Selbstbiographie handschriftlich vorhanden war, allein die kaiserliche Familie hatte sie sorgfältig geheimgelassen, und erst jener geheimen Freimaurerei, welcher Herzen auch die Berichte über die Sitzungen des Staatsrathes und andere Staatsgeheimnisse verdankte, gelang es, eine Abschrift des Manuscripts zu nehmen und dieselbe nach London zu befördern. Das mit einer Einleitung von Herzen versehene Buch erschien in dem französischen Original im Jahre 1859 und rief begreiflicherweise kein geringes Aufsehen hervor. Schon vorher hatte Herzen die Memoiren einer hervorragenden Zeitgenossin Katharina's, der Fürstin Dashkoff, herausgegeben. Ein ganz selbständiges Werk war seine in Gemeinschaft mit Dgarew bearbeitete historische Kritik des Buches vom Baron Korf über die russische Verschwörung von 1825 (London 1858). Erwähnung verdient endlich auch die Broschüre „La France ou l'Angleterre?“ (London 1858), welche das damals viel besprochene Problem einer russisch-französischen Allianz zum Gegenstande hatte und als Rundgebung des Umschwungs in Herzen's Ansichten über die Fortentwicklung Rußlands und Europas noch immer von Interesse ist. Seine nähere persönliche Bekanntschaft mit Frankreich hatte bereits vor Jahren die ehemalige Schwärmerei für die Franzosen, als die Vorkämpfer der europäischen Freiheit, tief erschüttert; die neue

bonapartistische Epoche hatte ihr vollends ein Ende gemacht. Er rath Rußland, die ihm eigene Stellung zwischen Asien und Europa zu bewahren, sich nicht nutzlos in die europäischen Angelegenheiten einzumischen. „Alle wahren Russen“, sagt er, „segnen den Pariser Frieden, denn dieser Krieg (der orientalische) und dieser Friede haben die kaiserliche Fiction gedemüthigt. Legt Rußland, die junge kräftige Bäuerin, nicht in das Bett eines abgelebten alten Mannes! Der gallische David kann ohne sie sterben. Wenn wir ein Bündniß haben sollen, so sei es mit England. England liebt den Frieden, weil der Friede die große Muße der Arbeit ist. England ist die einzige Schule, welche für uns paßt. Ein großes Volk, mit einer kleinen Armee und gewaltigen Eroberungen, wird es uns der Uniformen, der Paraden, der Polizei und der Willkür entwöhnen. Ein Land ohne Centralisation, ohne Bureaukratie, ohne Präfectur, ohne Gensdarmen, ohne Beschränkung der Presse und des Versammlungsrechts, ohne Revolution und ohne Reaction, stellt es das gerade Gegentheil dar von Rußland und Frankreich. Und was für eine Rolle ist ihm vorbehalten! Nach dem Falle und der Entartung des Continents schaut es, allein mit erhobenem Haupte dastehend, ruhig, voll Sicherheit, aus der Mitte der Wellen, dem häßlichen Hexensabbat, dem wüsten Tanze des Todes und der Polizeicommissare zu — Frankreich ist, wie das alte Rom, ein Opfer des Regierens und Regulirens von oben herab, der zwangsweisen Auserlegung der Autorität. Jede Parteifarbe, die zur Macht gelangt, wird sofort zur Kirche — und wehe den Schismatikern! Nichts wird dem Individuum überlassen. Sein Glaube, seine Tugenden, seine Ueberzeugungen, alles wird vom Staate anbefohlen. Philosophische Ideen werden unter der Form eines Civilgesetzes verkündigt. Man erkennt selbst das höchste Wesen durch ein Decret an. Man zwingt die Leute, auf die Strafe hin, verdächtig zu werden, sich zu duzen und brüderlich zu sein, um sich mit der Polizei auf guten Fuß zu stellen. Man erläßt den Befehl, an die Unsterblichkeit der Seele zu glauben. Und das ist noch nicht alles. Man nimmt diese Dinge ernsthaft; man gehorcht und man bestraft die Widerspenstigen. So haltlosen Zuständen gegenüber hat selbst das Kaiserthum Berechtigung. Es ist eine Wirkung, keine Ursache.“

Herzen hatte also nicht umsonst in England gelebt. Er hatte die Möglichkeit und den Werth einer freien organischen Entwicklung kennen gelernt. Durch eins der Hauptorgane einer solchen Entwicklung, durch die freie Presse, hatte er selbst in Rußland große Erfolge erzielt. Die Aufhebung der Leibeigenschaft hatte einen breiten Grund gelegt für den Aufbau besserer Zustände. Aber zugleich fühlte er tief, daß damit doch erst der Grund zu bessern Zuständen gelegt, erst der Anfang zu einer Umgestaltung des alten Rußlands gemacht worden. Unendlich viel blieb noch nach allen Seiten zu thun übrig, um ein neues Rußland, im Einklange mit den Bedürfnissen der Nation und den Ideen der Zeit, zu erschaffen. Wenn während der dem Emancipationsdecret vorhergehenden Jahre eine allmählich wachsende Gärung das russische Volk ergriffen, wenn die russische Presse selbst sich mit nie gekannter Freiheit zu bewegen gelernt hatte, wenn die Gemüther für weitere Veränderungen vorbereitet waren, so war ohne Frage viel damit gewonnen; aber es fehlte noch an einem großen Programm, das den in Fluß gerathenen Elementen eine bestimmte Richtung gab, und ein solches mit aller Kühnheit der Initiative aufzustellen und auf dessen Verwirklichung loszudrängen, schien die nächste Aufgabe der londoner freien Presse. Schon als 1859 die Deputirten der russischen Adelscorporationen zur Berathung des Emancipationsgesetzes nach Petersburg berufen wurden, hatte Herzen in ihnen eine Notabelnversammlung begrüßt, der eine Nationalversammlung folgen müsse, und eine russische Nationalversammlung, als Organ und Werkzeug der erwachten öffentlichen Meinung, stellte er nun an die Spitze seiner weitem Forderungen. Zugleich

verlangte er eine Revision des Landesgesetzbuches, Abschaffung der körperlichen Strafen, Einführung des öffentlichen Gerichtsverfahrens und der Geschworenen, Gewissensfreiheit, Freiheit der Presse und des Unterrichts, Freiheit des Handels und der Industrie, die Trennung der Verwaltung von den Gerichten und der Polizei, eine Reform des Beamtenstandes, die Controle über das Budget und communale Autonomie. Ein umfassendes vielbedeutendes Programm, das dem erwachenden Rußland große, aber keineswegs unerreichbare Ziele setzte. Von der Stimme der „Glocke“ verkündet, steigerten diese Forderungen und die davon unzertrennlichen Angriffe gegen das herrschende System die bereits vorhandene Gärung. Die Studenten der Universitäten Moskau und Petersburg regten sich, der Ruf nach einer Nationalversammlung erhob sich auch in der russischen Presse, während das Geschäft der Ablösung unter den Bauern zugleich bedenkliche Symptome der Aufregung zu Tage förderte. Zu diesen Symptomen gehörten unter anderm die großen Feuersbrünste des Jahres 1862. Diese drohende Wendung der Dinge erschreckte nicht bloß die russische Regierung, sondern auch einen Theil der russischen Liberalen. Es begann eine Reaction einzutreten. Die Universitäten wurden unter strengere Aufsicht gestellt, die Pressfreiheit beschränkt, das Verlangen nach einer Nationalversammlung unbedingt zurückgewiesen. Michael Katkow, der talentvollste russische Journalist und bisher im ganzen Herzen's Bundesgenosse, eröffnete in der „Moskauer Zeitung“ seinen Kampf gegen die vorzüglich antirussischen Tendenzen der „Glocke“ und klagte Herzen, weil er jene Excesse als verzeihliche Folgen des Uebergangszustandes, in welchem Rußland sich befand, in Schutz nahm, revolutionärer Umtriebe an. Dennoch erschütterte er den Einfluß der „Glocke“ nicht. Die entschiedenen Liberalen verurtheilten Katkow als Renegaten und Söldling des Despotismus; die zu Ende des Jahres 1862 von der Regierung durchgeführte Reform des Justizwesens diente als Sporn zu erneuerten Anstrengungen, und noch im Beginn des folgenden Jahres stand der große russische Agitator, trotz aller Angriffe seiner slawophylischen Gegner, einflußreicher, mächtiger da als je zuvor.

Den entscheidenden Wendepunkt seiner Laufbahn und zugleich das vorläufige Ende der russischen Reformbewegung bildete die polnische Revolution von 1863. Es ist bekannt, wie diese Revolution hervorgerufen und wie sie unterdrückt wurde. In Rußland führte sie, nach einer kurzen Zwischenzeit des Schwankens, zu einem völligen Waffenstillstande der kämpfenden Parteien. Die Stimme der Opposition verhallte. Alle Volksklassen scharten sich sympathisch um die Regierung, erkannten in der Unterdrückung der aufständischen Polen eine nationale Ehrensache und riefen den Männern, welche die Erhebung mit eisernem Fuße zu Boden traten und in Blut erstickten, lauten Beifall zu. Herzen sah in den Polen noch immer nur das stammverwandte Volk, an dem Rußland ein großes historisches Unrecht gut zu machen habe. In seinen Augen lag der Haupttheil der Schuld auf der Seite der russischen Regierung, und statt eines mitleidlosen Vernichtungskrieges forderte er große, wahrhaft umfassende Zugeständnisse zu Gunsten der polnischen Nation. Gewaltige Ereignisse hatten seit der Zeit, als er den Polen zu „Amnestie und Allianz“ die Hand bot, die Welt erschütteret. Die freie russische Presse war von unscheinbaren Anfängen zu einer anerkannten Macht emporgestiegen. Die Discussion der großen Politik hatte dem Kampfe um innere Reformen Platz gemacht. Aber das Band der Sympathie, welches den Vorkämpfer der Freiheit Rußlands an die Polen knüpfte, war dadurch nicht gelöst. Er, der die Schuld Rußlands gegen Polen tief empfunden solange er denken konnte, der noch vor wenigen Jahren (1857) in Gemeinschaft mit andern Verbannten die Bahre seines alten Freundes Worcell den Hügel von Highgate hinan ihrer letzten Ruhestatt zugetragen hatte, konnte nicht in das Verdammungsurtheil gegen die aufständischen Polen, in den patriotischen Zuruf an die Berg und Murawiew einstimmen. Furchtlos erhob er in der „Glocke“ seine Stimme für die ringenden Polen, gegen die

russischen Unterdrücker. Es war die Stimme des Predigers in der Wüste. Sie wurde übertönt von dem fanatischen Chor der Altrussen, die in dem Polenfreunde einen Verräther anklagten, und der mächtige Einfluß, den seine Worte noch vor kurzem auf die Herzen und Geister seiner Landsleute ausgeübt hatten, verhallte mehr und mehr in dem Umschwunge der öffentlichen Meinung, an der Felsentwand feindlicher Thatsachen, welche der Gang der Ereignisse zwischen ihm und den herrschenden Mächten in Rußland aufthürmte.

So endete die zweite Epoche in Herzen's europäischer Lebenshälfte und mit ihr die glänzendste Zeit seines öffentlichen Wirkens. Lange konnte er nicht an die unwiderstehliche Wahrheit dieses Schicksals glauben. Die Katastrophe war ebenso vollständig als plötzlich. Auch hoffte er noch Jahre nach dem Ende des polnischen Aufstandes, das Geschehene rückgängig zu machen, die verlorene Macht wiederzugewinnen. Aber Rußland verzieh ihm seine Vertretung der polnischen Sache nicht; sein Kampf war und blieb vergeblich. Bis 1864 ließ Herzen die „Glocke“ in London weiter erscheinen, dann bis 1868 in Genf, wohin er von London übersiedelte. Doch die Existenz des einst so berühmten, viel gelesenen Blattes wurde mehr und mehr eine künstliche, bis sie endlich in dem letztgenannten Jahre fast klanglos erlosch. In einem offenen Briefe an seinen alten Freund und Mitarbeiter Dgarew sprach Herzen seine Ergebung in dies unvermeidliche Ende aus. Er habe, so erklärte er, eingesehen, daß die russische Jugend andere Bahnen gewählt habe als die seinen, und seiner nicht mehr bedürfe. Er ziehe sich daher vom Kampfe zurück. Sollte noch einmal eine andere Zeit kommen und man sich seiner wieder erinnern, so werde man ihn stets zum Dienste für das Vaterland bereit finden.

Es bedurfte der ganzen Charakterstärke eines Mannes, der daran gewöhnt war, der Wahrheit furchtlos ins Auge zu sehen, um einen solchen Wechsel des Glückes unerschüttert zu tragen. Aber unthätig ließ seine energische Natur ihn auch während dieser entscheidungsvollen Schlußperiode seines Lebens nicht bleiben. Abgesehen von seinen Arbeiten an der „Glocke“, veröffentlichte er (1865) unter dem Titel „Camicia Rossa“ einen Bericht über die letzte interessante Begebenheit seines londoner Aufenthalts, den Besuch Garibaldi's, setzte seine Memoiren fort und legte seine Ideen über die allgemeine Weltlage in gedankenvollen Briefen an seine Freunde nieder. Zu Garibaldi war Herzen schon vor vielen Jahren in Italien in freundschaftliche Beziehungen getreten; dann hatte er ihn als Schiffskapitän in den Docks von London wiedergesehen; jetzt kam der greise Held des italienischen Freiheitskampfes mit Mazzini und andern Koryphäen der Emigration bei dem russischen Verbannten zu Gast. Jene Sonntagsgesellschaft in Twickenham, nach dem Tode des Kaisers Nikolaus, das Emancipationsfest von 1861 und dieser Besuch Garibaldi's bildeten wol die bemerkenswerthesten socialen Episoden eines Flüchtlingslebens, das an kosmopolitischer Gastfreiheit vielleicht einzig in seiner Art war. Während der sechziger Jahre hatte das russisch-polnische Element in Herzen's Kreise allmählich überhandgenommen; doch wie wenig exclusiv er dadurch geworden, bewies dies Garibaldi'sche Banquet, an welchem, außer Russen, Italienern und Polen, auch Deutsche, Franzosen und Engländer theilnahmen. Ganz in diesem kosmopolitischen Sinne hatte er viele Jahre an den trübten londoner Sonntagen für alle seine Freunde und Bekannte offenes Haus gehalten, und einen liebenswürdigern Wirth konnte es nicht geben als ihn, der mitunter ein humoristisches Gefallen daran fand, sich als Barbaren hinzustellen. Man erkannte den Schriftsteller in dem Menschen wieder, und man fand noch mehr: einen Mann, der die feinsten geselligen Umgangsformen mit einer hinreißenden Offenheit und Unbefangenheit vereinigte, der ebenso sehr durch Geist und Charakter imponirte, als durch Sympathie festsetzte. Ohne Redner zu sein, besaß er große Gewandtheit in der Debatte,

ein glänzendes Conversations- und Erzählertalent und einen unerschöpflichen Wit. Für die Eigenthümlichkeiten und Schwächen der Menschen, mit denen er in Berührung kam, hatte er ein scharfes Auge, und er scheute sich nicht, nach allen Seiten scharfe, satirische Tische auszuthellen; aber jeder, der etwas zu sagen hatte, kam zu Worte, und wirkliches Verdienst konnte niemand bereitwilliger anerkennen als er. Von dem Selbstgefühl einer edeln, hochbegabten Natur durchdrungen, allem Kleinlichen und Unedeln instinctiv fremd, war er in seinem Wesen und seinen Ansichten im besten Sinne des Wortes demokratisch. Dem engen, fanatischen Sektenswesen gewisser Kreise der Emigration hielt seine Welkerziehung und seine philosophische Bildung ihn fern. Auch sein russischer Patriotismus, naturwüchsig, feurig, aufrichtig wie er war, verblendete ihn nicht über die Mängel seines Volkes. So kannte ich ihn unter den verschiedensten Lebensumständen während eines Zeitraums von fast 12 Jahren, und so sah ich ihn, älter geworden, aber in allen wesentlichen Dingen unverändert, fast ergraut, zuletzt im Sommer 1865 wieder, als er von Genf aus London einen flüchtigen Besuch abstattete. In seiner Physiognomie war der slawische Typus stark ausgeprägt, ohne daß doch die theilweise deutsche Abstammung sich verkennen ließ. Eine mittelgroße, kräftige Gestalt, mit hoher Stirn, scharfblickenden graublauen Augen, fest und harmonisch gestellter Nase, bereitem Munde, vollem schwarzem Barte und lang herabwallendem dunkeln Haar, trug er den Ausdruck eines thätigen Temperaments, einer edeln männlichen Entschlossenheit in seinem ganzen Wesen, in allen seinen Zügen. Wer ihn näher kannte, fand hinter dieser Hülle nicht nur eine feurige Seele, sondern ein weiches, warm empfindendes Herz. Von der slawischen List und Tücke war in ihm keine Spur. Offen, wahr, aufrichtig war er in allem, in seiner Neigung und seiner Abneigung, in seinem Hass und seiner Liebe.

Solange die „Glocke“ zu erscheinen fortfuhr, hielt Herzen sich meist in Genf auf. Später reiste er viel umher, in Belgien, Holland, Frankreich und Italien, wo er besonders dem altbekannten, durch tragische Erinnerungen unvergeßlichen Nizza öftere Besuche abstattete. Aus dieser Zeit stammen die der französischen Ausgabe des Buches „Vom andern Ufer“ (Genf 1871) beigefügten, vorher ungedruckten Briefe an seine Freunde, die man als seine letzten Gedanken bezeichnen kann. Sie lassen keine Abnahme erkennen in der Kraft des Raisonnements, in der festen würdigen Haltung, in der Entschiedenheit und Prägnanz der Sprache; aber sie constatiren einen Umschwung der Ueberzeugung, der ihn von seinen frühern socialistischen Parteigenossen trennte. Die sociale Frage ist ihm noch immer die große Frage der Zukunft; aber von der Vorstellung der Nothwendigkeit einer gewaltsamen Lösung, von der Untergangstheorie, von dem revolutionären Ideal einer vernichtenden Katastrophe, auf deren Trümmern die neue Welt sich erbauen sollte, sagt er sich definitiv los. Diese Ideen gehören seiner Ansicht nach einer vergangenen Zeit an. Sie bezeichneten das stürmische unklare Jugendalter des Socialismus. Wenn die Geschichte der letzten 20 Jahre etwas gelehrt habe, so habe sie dies gelehrt, daß die sociale Frage keineswegs zur Lösung reif, daß die gewaltsame Vernichtung der bestehenden gesellschaftlichen Formen, die gewaltsame Einführung eines neuen gesellschaftlichen Systems ebenso unzweckmäßig als unmöglich sei, daß nur die langsame Arbeit der Vernunft den Weg in die Freiheit bahnen könne. „Niemand“, sagt er in einem dieser Briefe, „ist an der absurden Widersinnigkeit der gegenwärtigen socialen Zustände schuld; jede Strafe würde ebenso thöricht sein als das Peitschen des Meeres durch den Perseukönig, oder der Glocke durch Iwan den Schrecklichen. Anklagen, richten, strafen, alles das liegt unter unserer geistigen Entwicklung. Man muß die Thatfachen einfacher, physiologischer ansehen, und den criminalistischen Gesichtspunkt, der sich unglücklicherweise geltend macht und das Verständniß durch die Vermischung persönlicher Leidenschaften mit der allgemeinen Sache und durch die bössartige Umwandlung unfreiwilliger Ereignisse in

vorbedachte Verschwörungen verdunkelt, vollständig fahren lassen. . .“ — „Die neue Ordnung der Dinge“, heißt es an einer andern Stelle, „muß nicht nur alles das retten, was der Rettung werth ist, sie muß auch allem dem freie Bewegung gönnen, was sie nicht stört, was heterogen und eigenthümlich ist. Wehe der Revolution, die, arm an Geist und künstlerischem Sinne, aus der ganzen Vergangenheit, aus allen ihren Errungenschaften, ein langweiliges Atelier machen wollte, deren ganzer Vortheil in der Existenz und nur in der Subsistenz bestehen würde! Ich glaube nicht im Ernst an die Leute, welche den Umsturz und die rohe Gewalt der Entwicklung und dem Compromiß vorziehen. Die Predigt ist den Menschen nothwendig, eine unermüdlige Predigt, wenn sie gut ist, eine Predigt, die sich ebensowol an die Meister als an die Arbeiter, an die Stadtbewohner als an die Bauern richtet. Die Apostel thun uns noth vor den Offizieren der Avantgarde, vor den Sappeuren der Zerstörung, und zwar Apostel, welche nicht nur ihren Religionsgenossen predigen, sondern auch ihren Gegnern. . . . Einst, umgeben von Leichen, von zerstörten Häusern, und indem ich, wie im Fieber, hörte, wie man die Gefangenen erschoss, rief ich mit ganzem Herzen und ganzer Seele die wilden Mächte zur Rache, zur Zerstörung der alten verbrecherischen Welt an, ohne mich zu kümmern, was nachher kommen würde. Seitdem sind zwanzig Jahre verfloßen. Die Rache ist gekommen, aber von einer andern Seite. Sie ist von oben herabgestiegen. Die Völker haben alles ertragen, weil sie weder damals noch später etwas begriffen hatten. Eine lange und peinliche Zwischenzeit hat den Leidenschaften Ruhe gegeben, sich zu beruhigen, den Gedanken, sich zu vertiefen. Weber du noch ich haben unsere Ueberzeugungen verrathen; aber wir haben uns anders zu den Dingen gestellt. Du stürzest dich, wie ehemals, vorwärts, mit der Leidenschaft der Zerstörung, in der du eine schaffende Leidenschaft siehst, du zertrümmerst alle Hindernisse und achtest die Geschichte nur in der Zukunft. Ich glaube nicht mehr an die alten revolutionären Bahnen, und ich versuche den Gang der Menschheit in der Vergangenheit und in der Gegenwart zu begreifen, um womöglich mit ihr zu gehen, ohne zurückzubleiben und ohne so weit voranzuschreiten, daß die Menschen mir nicht folgen würden, nicht folgen könnten.“

Die hier citirten Briefe wurden im Frühlinge und Sommer 1869 theils in Nizza, theils in Brüssel und Paris geschrieben. Im Herbst desselben Jahres beschloß Herzen, sich dauernd in Paris niederzulassen, wo er seit längerer Zeit ein Haus besaß. Er bezog dieses Haus im October; aber sein Aufenthalt in der neuen Wohnung sollte nicht von langer Dauer sein. Schon seit einigen Jahren hatte er an einem chronischen Uebel gelitten, das seine kräftige Constitution langsam untergrub. Mitte Januar 1870 zog er sich während seiner Anwesenheit bei einer der aufgeregten Versammlungen, welche der Erschießung Victor Noir's durch Pierre Bonaparte folgten, eine heftige Erkältung zu. Diese, complicirt durch jenes frühere Leiden, artete rasch in eine Lungenentzündung aus, die am 21. Jan. in seinem noch nicht ganz vollendeten 59. Lebensjahre seinen Tod herbeiführte. Seine Kinder und treue Freunde, alte und neue, standen ihm während dieser letzten Krankheit zur Seite. Ein vorläufiges Begräbniß, an dem die hervorragendsten demokratischen Vertreter sämmtlicher in Paris anwesender Nationalitäten, unter ihnen besonders Russen und Polen, sich theiligten, fand auf dem Père-Lachaise statt. Später wurde er, seinem oft ausgesprochenen Wunsche gemäß, an der Seite seiner Frau in Nizza beigesetzt.

Das Schicksal, welches Herzen, inmitten eines stegreichen Kampfes, von der Höhe der Popularität gleichsam in eine neue Verbannung hinabstürzte und seinen Ruhm jahrelang überleben ließ, war ein tragisches; aber die würdevolle Resignation, mit der er diesen Umschwung des Glückes trug, gab ihm auch ein neues Anrecht auf das ehrende Andenken

der Nachwelt. Ein Leben wie das seine spricht für sich selbst; seine einfache Erzählung ist zugleich seine Erklärung und Rechtfertigung. Seine Arbeit an der Befreiung seines Volkes konnte in der Erregung eines leidenschaftlichen Augenblicks vergessen oder unterschätzt werden; mit der neuesten Geschichte Rußlands, mit der großen That der Aufhebung der Leibeigenschaft ist sie unauflöslich verbunden, und früher oder später wird die Geschichte seinen Antheil an dieser That würdigen. Als Charakter steht in unserer stürmischen Zeit unter den Männern, die um der Freiheit willen in der Verbannung gelebt haben, keiner unabhängiger, reiner und edler da als Alexander Herzen.

---

# Der Schlaftrunk.

Eine kulturhistorische Studie.

Die Entdeckung des Chlorals, als eines mit großer Gleichmäßigkeit wirkenden, bei einiger Vorsicht gefahrlosen und im letzten Kriege tausendfach erprobten Schlafmittels, hat in neuerer Zeit die Aufmerksamkeit des Publikums auf einen Gegenstand gelenkt, welcher sonst nur in medicinischen Schriften des ihn seit alter Zeit umhüllenden romantischen Gewandes entkleidet wurde. In erster Reihe war es auch ehemals die Hand des Arztes, in welcher der Schlaftrunk als Wunderbalsam diente, um dem Leidenden die Schmerzen einer Operation zu erleichtern oder ihn der Qual endloser durchwachter Nächte zu entheben.

Aber bald war auch der Schlaftrunk in andere, weniger berufene Hände gelangt, und damit begann seine romantische Laufbahn. In Roman und Dichtung, ja selbst in ernsthaften Geschichtswerken spielt er eine sehr wichtige Rolle. Da findet z. B. ein junges Mädchen, daß ihre alte Mutter einen zu leisen Schlaf besitzt für die Wege, welche sie in der Nacht gehen möchte, und ihr welterfahrener Geliebter muß Rath schaffen:

Du Engel, das hat keine Noth.  
Hier ist ein Fläschgen! Drei Tropfen nur  
In ihren Trank umhüllen  
Mit tiefem Schlaf gefällig die Natur.

Im „Decameron“ muß ein Schlaftrunk dienen, um einen eifersüchtigen Ehemann ein halbes Jahr ins Fegfeuer zu schicken, und Shakespeare macht in „Romeo und Julie“ von einem ähnlichen Mittel Gebrauch. Gauner und Landstreicher erleichterten ihr Handwerk, ohne ihr Gewissen mit Mord zu beschweren, indem sie unbenutzt in den Abendwein ihres Reisegenossen oder Wirthes ein Pflverchen gleiten ließen. Wie umgekehrt Julius Cäsar die Räuber durch ein Schlafmittel überlistete, wird unten ausführlicher berichtet werden; ebenso von der Anwendung desselben im Kriege. Von dem Gebrauche dieser Mittelchen in der höhern Gesellschaft sind alle Kloster-, Ritter- und Intriguenromane voll.

Die Benutzung der Schlaftränke ist so alt wie die Geschichte. Bereits die jüdischen Propheten Jesaias und Sacharja kennen den „Becher des Laumels“. Und jene um ein gutes Stück Geld stets dienstbereiten Sibyllen und klugen Frauen, welche noch heute unklugen jungen Müttern den verderblichen Rath geben, die schreienden Kleinen mit einer

Abföhung unreifer Mohnköpfe in einen ruhigen Schlaf zu versenken, verstanden in ältern Zeiten noch besser ihr Handwerk und wußten mit Leichtigkeit in Flur und Garten die Pflanzenstoffe aufzufinden, um ihre Hüllengebräue zu Stande zu bringen. Was sie dann von dem linken Auge des Igel, dem Siebenschläferpfotenfett, den Hundsohrnöchelchen und andern schwer zu beschaffenden Dingen erzählten, welche ihnen zur Bereitung ihres Trankes nöthig seien, sollte nur das eigentliche Geschäftsgeheimniß desto sicherer bewahren; wenigstens fehlten derartigen Ingredienzen jedenfalls gewisse andere nicht, sobald der Trank von guter Wirkung sich zeigte.

Unter allen hierher gehörigen Mitteln steht der Mohn mit seinen Präparaten obenan. Schon die ältesten Künstler stellten den Gott des Schlafes und der Träume sowie seine Mutter, die Nacht, bekränzt mit Mohnblumen und ein Bündel Mohnköpfe in der Hand haltend, dar. Zuweilen sieht man den geflügelten Morpheus auch mit einem Trinkhorn in der Hand, aus welchem er nachts den Trunk des Vergessens, die lethäische Flut, über die Länder ausgießt. Aus Mohn bereitet (*medicata papavera*) nennt der Dichter Silius Italicus den Inhalt dieses Horns. Mehrere hundert solcher alten den Mohn als Attribut behandelnden Kunstwerke hat der kaiserliche Leibarzt Lochner in einem zu Anfang des vorigen Jahrhunderts erschienenen gelehrten Werke über die Antiquitäten des Mohns abgebildet. Höchst bewundernswerth ist die Beschreibung der Wohnung des Schlummergottes bei Ovid, wie sie rings mit einschläferndem Gemurmel der Lethäebach umströmt, an dessen Uferändern die Blume blüht, welche Virgil *Papaver lethaeus* und Hesychius das Kraut des Vergessens nennt:

Leppig sich mehrender Mohn blüht außen am Thore der Höhle,  
Sammt unzähligem Kraut, woraus einschläfernden Milchsaft  
Sammelt die Nacht und thauig verstreut auf die finsternen Lande.

Man mußte bereits früh, daß sich die betäubende Kraft vorzugsweise in dem Milchsaft des Mohns findet, welcher in den Blättern sparsam, in den reifen Samen gar nicht enthalten ist, und Plinius beschreibt denn auch bereits genau die Art, in welcher man das Opium (dessen Namen Rhodius von *sopio*, einschläfern, herleitet) durch Einschnitte in den unreifen Kopf der schwarzsanigen Varietät, also vollkommen wie heutzutage, sammelte. Die Kenntniß der letztern Substanz und ihrer Kräfte mag aus Aegypten stammen, wie man denn bis in die letzten Jahrhunderte das Opium des Thales von Theben (*Opium thebaicum*) für das beste gehalten hat. Ein gutes Opium wirkt bereits in sehr geringen Gaben einschläfernd, in größern und dann gefährlichen Dosen ist die erzeugte Schlafsucht zuweilen so intensiv, daß man den Schlafenden selbst durch verbes Schütteln kaum für einen Augenblick erwecken kann, er schläft sofort wieder ein, und sogar beim Umherführen „unter den Händen“ weiter. Gelingt es, ihn zu erwecken, so findet man ihn in schweren Träumen, mit erweiterter Pupille und starrem Auge. Das letztere ist unempfindlich gegen Licht, erblickt alles wie durch einen Nebel und erhält von der Außenwelt nur höchst undeutliche Bilder. „Die Nahe und die Lieben — hält er für Schemen nur“ heißt es treffend in Uhland's Gedicht vom Mohn. Dabei sind alle Muskeln auf das äußerste erschlafft, das Gesicht leichenblaß, die Haut kühl oder eiskalt, der Puls zuletzt kaum noch fühlbar — Symptome, welche mit einer seltenen Genauigkeit bereits Nilander, ein griechischer Arzt des 2. Jahrhunderts vor unserer Zeitrechnung, in seinem Gedichte über die „Gegengifte“ geschildert hat. War aber die genommene Menge zu bedeutend, so ist der Tod die Folge, zu welchem übrigens keineswegs, wie man erwarten könnte, ein ruhiger schmerzloser Schlaf unmittelbar hinüberleitet. Jene schön ausgeführte Sterbescene im Epilog des Dumas'schen Dramas „Graf Hermann“ ist durchaus nicht das getreue Bild eines durch Opium herbeigeführten Selbstmordes. Mit

dem Tode endigende Fälle von Opiumeinschläferung erwähnt schon Plinius, und auch im Cornelius Nepos liest man ein Beispiel, wie ein den Aerzten abgeenthigter Schlaftrunk von tödlicher Wirkung war.

Bei des letztern Erzählung dürfte man freilich auch an andere, noch gefährlichere Pflanzenstoffe denken, welche im Alterthume neben dem Mohn zu Schlaftränken verwendet wurden, und zwar vorzüglich an den Mraun (*Atropa Mandragora*). Diese in späterer Zeit wegen ihrer abergläubischen Verwendung zu den bekannten Galgenmännchen sehr in Miscredit gekommene und vielleicht mit Unrecht aus dem Arzneischatze verwiesene Pflanze scheint schlafmachende Kräfte zu besitzen, welche an Intensität womöglich die des Mohns noch übertreffen. Darum läßt Lucian in seinen „Wahren Geschichten“ die Insel des Schlags von baumartigen Mohnen und Mraunen beschatten, in denen Fiebermäuse lautlos umherflattern. „Mit dem Mraun führen die Aerzte Schlaf herbei, mit dem Opium stillen sie heftige Leibschmerzen“, sagt der Kirchenvater Basilius, dem erstern offenbar den Vorzug gebend. „Die Mandragora hat eine einschläfernde Kraft“, berichtet Plinius, „wenn jemand nach Maßgabe seiner Kräfte davon nimmt. Sie wird solchen Personen gegeben, welche die Operation eines Stiches oder Schnittes aushalten sollen, damit sie die Schmerzen nicht empfinden. Hierzu reicht bei manchen Menschen schon die betäubende Wirkung des Geruches der Pflanze aus.“ „Drei bis vier Stunden“, sagt Dioskorides, „sind die Betäubten aller ihrer Sinne beraubt, sodas die Aerzte schneiden und brennen können, soviel sie wollen.“ Plinius verschweigt auch nicht, das eine zu große Gabe den Tod herbeiführt, und bei Appulejus heißt es von einem wie todt daliegenden Menschen, er habe kein Gift, sondern „nur Mandragora“ erhalten, welche einen dem Tode allerdings ähnlichen Tiefschlaf erzeuge. Plutarch hält ihre schlafserzeugende Kraft für so groß, das diese sich selbst dem Weinstock, neben welchem sie wächst, mittheilen soll, sodas der daraus gepresste Wein einschläfernd wirke. In Wahrheit aber bereitete man den Schlummerwein aus der geschabten Wurzel oder den Früchten (Schlafäpfel) der Pflanze, durch Uebergießen und Ausziehen mit starkem Süßwein.

Von dem so dargestellten Schlaftrunke wird die schon erwähnte Geschichte aus Cäsar's Lebert erzählt. Als dieser gegen Nikomedia zog, berichtet Polyän in den „Kriegslisten“, wurde er beim Vorgebirge Malea von cilicischen Meeräubern gefangen genommen. Auf ihre Forderung eines hohen Lösegeldes versprach er ihnen die doppelte Summe, wenn sie ihn nach Milet bringen würden. Dort angekommen, schickte er seinen von dort gebürtigen Diener Epitrates nach der Stadt, um nicht nur die verlangte Summe aufzutreiben, sondern auch die Erfordernisse eines großen Mahles nebst einem Krüge mit Mandragora versetzten Weines und zwei Schwerter anzuschaffen. Man legte sich, nachdem die Räuber das bedungene Lösegeld erhalten hatten, vergnügt zu Tische, bis sie dem vergifteten Weine tapfer zusprechend in tiefsten Schlummer verfielen, worauf Cäsar mit seinem Diener sie sämmtlich niedermachte.

Eine noch bessere List, welche Hannibal auf seinem Zuge gegen die Aferer angewendet haben soll, schildert Julius Frontinus. Von ihrer Trunklust unterrichtet, ließ Hannibal nach einem leichten Gefechte mehrere Zelte in ihre Hände fallen, welche zahlreiche Würste und andere Eßwaaren bargen, namentlich aber auch eine Quantität mit Mandragora, welche, wie Frontinus sagt, zwischen Schlafmittel und Gift in der Mitte steht, versetzten Weines. Bald lagen die Aferer in unendlichen Reihen wie die Todten nebeneinander und wurden leicht von Hannibal überwältigt. Eine ähnliche und verbürgtere Kriegslist wurde einst im Norden ins Werk gesetzt. Als nämlich der norwegische König Sweno mit einem großen dänischen Heere in Schottland eingefallen war, mischten die Schotten den Saft der dem Mraun botanisch wie arzneilich ziemlich nahe stehenden Tollkirche (*Atropa Belladonna*) unter das Getränk, welches sie den Soldaten liefern muß-

ten, und vernichteten nachher der Betäubten eine so große Anzahl, daß kaum gen übrigblieben, um den König sicher nach seinem Schiffe geleiten zu können. Die Belladonna mag bei uns manchmal als Ersatzmittel der nur im Süden Europas einheimischen Mandragora gebient haben, und die Häufigkeit, mit welcher man sie in alten Burg- und Klosterruinen antrifft, erweckt den Verdacht früherer beabsichtigter Anpflanzung, obwohl sie eine viel mehr durch Phantasten und grelle Träume gestörte Betäubung hervorbringt, auch wol giftiger ist als die Mandragora. Daß die Bekanntschaft mit den Kräften der letztern bis tief ins Mittelalter reichte, geht schon aus der Bemerkung des Amatus Luntanus hervor, daß sie zu seiner Zeit (im 16. Jahrhundert) in jedem, auch dem kleinsten Garten cultivirt wurde. Noch in den Vorschriften, welche Cardanus, Baptista Porta und Kaspar Schott zu Schlafmitteln geben, spielt der Uraun die Hauptrolle, so z. B. bei der Verfertigung eines wohlriechenden Schlafapfels (Pille), welcher bei Cardanus aus Uraunsaft, Opium, Weinhefen und Zibeth, bei Porta aus Mandragora, Opium, Bilsenkrautfrüchten, Schierlingsaft und Moschus besteht. Mit der mit der Anwendung verbundenen Gefahr war man im übrigen wohl bekannt, und Tabernämontan gibt den Rath bei dem „Becherlein Mandragorawein, für die so nit schlaffen wollen, wohl zuzusehen und einen Fleiß zu brauchen. Im Fall, daß er zu lang schlaffet, soll man starken Essig auf sein Haupt sprengen und zerstoßenen Pfeffer, Senf, und was sonst das Niesen erregt, unter die Nase halten“. Die Königin Kleopatra, welche auch durch ein Schlafmittel (den angeblich Schlummer und Betäubung erregenden Biß der Aspis) in den ewigen Schlaf einging, läßt Shakespeare ausrufen:

Gib Mandragora mir zu trinken,  
Daß ich verschlafen könne all die Zeit,  
Wo mein Antonius in der Ferne weilt!

In den Hexenprocessen spielte diese Pflanze vermuthlich ebenfalls ihre Rolle, wenigstens findet sich in den Acten derselben die oft wiederkehrende Bemerkung, daß die Angeklagten trotz der größten Schmerzen auf der Folterbank eingeschlafen seien, was man damals natürlich dem Beistande des Teufels zuschrieb. In jenen Processen geschieht bekanntlich fortwährend einer Salbe Erwähnung, die, aus narkotischen Pflanzenstoffen bereitet, eine eigenthümliche traumerregende Wirkung zeigte, in welcher sogar unserer Ansicht nach die Hauptaufklärung für jene sonst unbegreiflichen Criminalverhandlungen zu suchen ist. Schon in den Schriften des Appulejus, welche zugleich eins der ältesten Beispiele von Anwendung der Hexensalbe zeigen, kommt ein Mann vor, welcher sich durch einen sogenannten „Myrrhentranke“ gegen bevorstehende Prügel „festmacht“.

Bei der Bereitung jener Hexensalben kommen nun in erster Linie eine Anzahl von Giftpflanzen in Betracht, welche mit Uraun und Tollkirsche zu derselben natürlichen Pflanzenfamilie, zu den Nachtschattengewächsen (Solaneen) gehören. Insbesondere hierher gehören die Stechapfelarten, deren einzige in Deutschland einheimische Art (*Datura Stramonium*) im 15. Jahrhundert mit den Zigeunern im Norden Europas zugleich erschienen ist. Die letztern sollen den Samen dieser kräftig narkotischen Pflanze zu dem Zwecke bei sich geführt haben, die gefährlichsten Diebereien mit seiner Hülfe leicht auszuführen. Sie versetzten ihre Opfer durch die Beibringung einer aus diesem Samen gezogenen Zubereitung in einen Zustand von Betäubung, in welchem diese, zum Theil auch der mit der Giftwirkung verbundenen Pupillenerweiterung wegen nicht im Stande waren, die Dinge, welche vor ihrem offenen Augen geschahen, deutlich wahrzunehmen. *Glamour*, Augenverblendung, nennt man in Schottland, wie Walter Scott bemerkt, diese von den Zigeunern geübte Kunst. In einer aus dem Anfange des vorigen Jahrhunderts stammenden Schrift von M. Hofmann: „Beschreibung der zellischen Diebsrotte“, findet man

zu einer Abbildung der Pflanze Nachrichten, wie Nidel List, der Erzdieb, und der Jude Hofschmed dieselbe gebraucht, um die Menschen in ihren Wohnungen und die Hüter der Gefängnisse in tiefen Schlaf und Unempfindlichkeit zu versetzen. Auch um die Hofsunde zu betäuben sollen sich die Zigeuner der Stechapfelsamen bedienen haben. Das erinnert lebhaft an die solcher Mittel kundige Medea, welche die Augen des das Goldene Vlies bewachenden Drachen vermittle eines Wachholderzweiges mit „dem lautersten Saft der Bezauberung“ besprengt und ihn damit in tiefen Schlaf versenkt. In Südamerika wie auch in Innerasien sind noch andere Daturaarten längst für ähnliche Zwecke benützt worden. Es genügt zu erwähnen, was Rumphius und Rheede über den Mißbrauch der Samen von *Datura Metel* in Indien berichtet haben. Lieberliche Weiber bewahren dieselben dort unter ihren kostbarsten Geheimmitteln, mischen eine halbe Drachme feingerieben unter Speise oder Trank der Männer, welche danach heiter werden, zu lachen oder auch zu weinen und zu schreien anfangen, bis sie einschlafen, oder doch ohne Bewußtsein schlaftrunken schwagen. Während dieser Zeit thun die Weiber alles, was ihnen beliebt, ohne daß es die Männer sehen, auch wenn sie die Augen offen haben. Sie wissen dabei das Betäubungsmittel so einzurichten, daß die Tollheit nur einige, oder 24 Stunden, oder mehrere Tage andauert. Das sei eine allgemeine in Goa geübte Kunst, obgleich große Strafe darauf gesetzt ist. Gewöhnlich wendet man kein Gegenmittel an, außer wenn die Sinnlosigkeit zu lange dauert, dann gibt man Brechmittel und reibt die Glieder. Die zu der Raste der Paste gehörigen Giftmischer folgen einzeln oder in Banden den Reisenden, beschleichen dieselben an ihren Halteplätzen und suchen daselbst ungefähr die Hälfte des Gewichts einer Kupie von dem Samen in ihr Getränk oder ihre Nahrungsmittel zu bringen. Während der darauffolgenden, 24 Stunden dauernden Betäubung wird der Reisende mit Bequemlichkeit vollkommen ausgeplündert und nachher verlassen, um wieder in der hilflosesten Lage zu erwachen oder auch der Wirkung des Giftes zu erliegen.

Die fast unbegreifliche Weise, in welcher auch bei uns derartige Diebstähle, zuweilen vor den offenen Augen der Hausbewohner ausgeführt worden sein sollen, forderte den Verlangen zu ganz eigenthümlichen Vorstellungen heraus. Man glaubte, daß solche Meisterdiebe vermittle geheimer Künste aus dem Fette ungeborener Kinder oder Jungfrauen Kerzen zu machen verstünden, welche, solange sie in einem Zimmer brennen, alle Bewohner desselben im tiefsten Schlafe erhalten. Mancher schauerhafte Mord, manche Leichenschändung ist zum Zwecke der Verfertigung solcher Diebskerzen von den finstern Zeiten des Mittelalters an bis auf unsere Tage vorgekommen. Andere meinten, daß ein an seiner Spitze angezündeter „Diebsfinger“ oder ein trockener vom Galgen geraubter und mit geweihtem Del bestrichener Diebsfuß dazu diene, jenen Todesschlaf hervorzu- bringen. Diese Vorstellungen scheinen andererseits auf die *Mandragora* zurückzudeuten, welche ja angeblich am Fuße der Galgen aus dem herabtropfenden Fette der Gehängten wüchsen sollte.

Unter den Stechapfelnarten wäre noch die Gräberpflanze (*Datura sanguinea*) zu erwähnen, deren Samengenuß die alten Inkapriester Perus in Träume von unterirdischen Schätzen einwiegte und ihren Verkehr mit den Verstorbenen vermittelte, sowie *Datura arborea*, deren große weiße Trichterblüten schon durch ihren narcotischen Duft betäuben sollen, an die sogenannten Endornembliumensträuße der französischen Romantiker erinnernd. Auch die Bilsenkrautarten stehen in betäubender Wirkung nicht hinter den übrigen Solaneen zurück. Unser gewöhnliches schwarzes Bilsenkraut (*Hyoscyamus niger*) wurde ehemals als Kopfkissenfüllung für schlaflose Kranke empfohlen, und der Extract desselben ist noch immer als gelinde einschläferndes und betäubendes Mittel für Kranke, deren Athmungswerzeuge gereizt sind, in vielfachem Gebrauche. Das weiße Bilsenkraut (*Hyoscyamus albus*) wendete bereits Celsus gegen die Schlaflosigkeit der Wahnsinnigen an; das

ägyptische Wisfenkraut (*Hyoscyamus datura*) hat man, vielleicht nicht mit Unrecht, für das Freude und Vergessen schaffende *Nepenthes Homer's* gehalten; das sehr kräftig betäubende schluttenartige Wisfenkraut (*Hyoscyamus physalvides*) wenden die Tongusen zu einem kräftig betäubenden täglich genossenen herauschenden Getränke an. Erwähnen wir noch der einschläfernden Schlutte (*Physalis somnifera*), so haben wir aus der Familie der Nachtschattengewächse allein eine solche Anzahl von Schlafmitteln aller Schattirungen, daß die Handapotheke eines Schlafdoctors damit wol überall ausreichen könnte.

Eine ganz besondere Stellung unter den Schlaf- oder richtiger Traummitteln nimmt der indische Hanf (*Cannabis indica*) ein, bekanntlich eine von unserm gewöhnlichen Hanf nur durch die Kräfte, welche die Tropensonne in ihr zeitigt, verschiedene Pflanze. Am frühesten scheint ihre Wirkung jener mohammedanischen Sekte der Assassinen oder Hafschi, welche unter ihrem Führer, „dem Alten von Berge“, in den Kreuzzügen eine so bedeutende Rolle spielte, bekannt gewesen zu sein. Bereits Marco Polo berichtet darüber, und der Orientforscher Silvestre de Sacy meint, daß sie entweder dem Hanfharz (*Hafschi*) oder dieses ihnen den Namen gegeben. Scutedient der indische Hanf unter vielen Namen und Formen (*Hafschi*, *Churrus*, *Baug*, *Gunjah* u. s. w.) in ähnlicher Weise wie Taback und Opium in einem großen Theile Asiens, Afrikas und Americas als narotisches Genußmittel, sich vor dem Opium auf eine vortheilhafte Weise durch seine viel weniger zerstörende Einwirkung auf die Gesundheit auszeichnend. Alle die verschiedenen Hanfzubereitungen bringen in größerer Quantität genossen einen der Aufregung schnell folgenden tiefen Schlaf hervor, welcher dem Tode um so ähnlicher ist, als er zuweilen von jenem eigenthümlichen Zustande der Katalapsie oder Starsucht begleitet ist, in welchem sich die Glieder in jede Richtung bringen lassen und wie bei einer Gliederpuppe darin verharren, selbst wenn sie den Wirkungen der Schwere zum Theil widerstrebt. Hier haben wir das Mittel, welches in der 28. Erzählung des „Decameron“ die hübsche Fegfeuergeschichte einleitet, während die 40. Erzählung dasselbst auf einen Mandragoratrunk schließen läßt. Von dem erstern, einen todähnlichen Zustand hervorbringenden Schlafmittel bemerkt Boccaccio ausdrücklich, er meine dasselbe, dessen sich der Alte vom Berge zu bedienen pflege, wenn er einen der Seinigen auf kürzere oder längere Zeit ins Paradies schicken wolle, ohne ihm sonst Schaden zuzufügen. Es ist sehr wahrscheinlich, daß Shakespeare, welcher auch sonst viel aus dem „Decameron“ geschöpft hat, diese Erzählung im Auge hatte, als er in „Romeo und Julie“ zu einem ähnlichen Mittel griff, um damit eine so tragische Entwicklung herbeizuführen.

Anscheinend ein wenig übertrieben hat man ehemals die schlafbringenden Kräfte unsers Kopfsalats oder Lattichs (*Lactuca sativa*). Die Aerzte Dioskorides und Celsus rühmen dieselben bereits, besonders in der Blütezeit der Pflanze, wo sie am reichsten an Milchsaft ist. „Als ich älter zu werden begann und das richtige Maß der Zeit schlafend hinbringen wollte“, erzählt Galenus, „war ich theils durch die Gewohnheit nachts zu wachen, theils weil im Alter der Schlaf oft von selbst ausbleibt, nur dadurch im Stande, mir den nöthigen Schlaf zu verschaffen, daß ich abends eine Portion gekochten Salats verspeiste.“ Aus demselben Grunde aß der Kaiser Tacitus, wie Flavius Vopiscus berichtet, abends sehr reichlich Salat, und die von Martial erwähnte römische Sitte, die Abendmahlzeiten mit Salat zu beschließen, scheint auf denselben Grund hinzudeuten. Daß der Kaiser Augustus einmal von seinem Leibarzte Meja durch Salat aus schwerer Krankheit (Schlaflosigkeit?) gerettet worden sei, berichtet Plinius, läßt sich aber nicht darüber aus, ob er für diese Salatur gerade die berühmte Erzstatue neben dem Bilde Aesculap's erhalten habe. In der „Geoponica“ benannten Sammlung römischer landwirthschaftlicher Schriften wird sogar behauptet, daß mit dem abgerissenen Grunde gegen das Fußende gerichtete, heimlich ins Bett gelegte Salatblätter ruhigen Schlaf erzeugen sollen.

So wurde nun auch Lattich, ähnlich dem Mohn, der auch den Bruder des Schlafes befränzte, Symbol des Todes, und die Mythe berichtet, daß Venus ihren todten Liebling Adonis auf Lattichblätter gebettet habe. Den Alten war auch bereits die, wenn auch etwas kräftiger wirkende, immerhin mit starker Uebertreibung „Giflattich“ (*Lactuca virosa*) genannte Art bekannt, welche wie der gewöhnliche Lattich in der Blütezeit einen reichlichen Milchsaft enthält, der eingetrocknet ehemals unter dem Namen *Thridax* bekannt, heute *Lactucarium* benannt, ein oft angewendetes, bedeutend milder als Opium wirkendes Einschläferungsmittel darstellt.

Unter einer großen Anzahl weiterer betäubender und einschläfernder Mittel seien hier noch die Koffelkörner und der gemeine Bovist, ein bekannter Bauchpilz genannt, wegen einer beiden gemeinsamen Einwirkung auf die motorischen Nerven. Die Koffelkörner müssen öfters dazu dienen, Fische zu betäuben, damit man sie mit den Händen greifen kann, werden aber auch zu dem noch verwerflichen Zwecke angewandt, gewisse Biere stark berauschend zu machen. Was den Rauch des Bovistes betrifft, dessen man sich bei uns bedient, um die Bienen, denen der Honig genommen werden soll, zu betäuben, so hat der Franzose A. Joux seltsamerweise vorgeschlagen, damit die Bewohner ganzer Armenhäuser für die kalte Jahreszeit in einen kostenfreien Winterschlaf zu versetzen. Die Wirkung beider ist von der sonderbaren Eigenschaft begleitet, daß die freiwillige Bewegungsfähigkeit mehr oder weniger gelähmt wird, ehe das Bewußtsein schwindet, sodas jener merkwürdige Zustand eintritt, welcher uns im Traume (beim sogenannten *Alpdrücken*) oft Schweißtropfen auspreßt, wenn wir bei irgendeiner eingebildeten Gefahr nicht im Stande sind, unsern Willen auszuführen, also auch nicht schreien oder entsetzen können.

Wir kommen nunmehr zu den in unserer Zeit allgemeiner angewendeten Schlafmitteln, indem wir die ältern mineralogischen Zubereitungen der medicinischen Chemie, die hypnotischen Präparate des Antimons und Quecksilbers übergehen, deren schlafserzeugende Kräfte vielleicht ebenso wenig zuverlässig gewesen sein mögen als die schmerzstillenden Wirkungen des *Lapis memphiticus* der Alten. Im Beginn unsers Jahrhunderts (1816) entdeckte der Apotheker Serturner im Opium eine alkalische Verbindung, welche mit den verschiedenen Säuren krystallinische salzartige Verbindungen bildete, und welche er, weil sie die einschläfernde Wirkung des Opiums im höchsten Grade zeigte, nach dem Gott des Schlags und der Träume *Morphium* nannte. Es war dies die erste Entdeckung und Darstellung eines sogenannten Alkaloids, einer stickstoffhaltigen organischen Base, und bald fand man, daß in den meisten arzneilich stark oder giftig wirkenden Pflanzenstoffen eine ähnliche Substanz vorhanden war, die sich dann als der eigentliche Träger der arzneilichen Wirksamkeit auswies. So entdeckte man allmählich, um bei den bisher erwähnten Pflanzen zu bleiben, im Stechapfel das Daturin, in der Tollkirsche das Atropin, im Bilfenkraute das Hyoschamin, in den Koffelkörnern das Picrotoxin u. s. w. Im Opium allein wurden durch den Eifer der Chemiker nach und nach beinahe ein Duzend solcher Stoffe aufgefunden, die in der medicinischen Wirkung bedeutend voneinander verschieden sind, zum Theil auch sich als indifferent erweisen. Von ihnen allen hat bisher nur das *Morphium* in seinen Verbindungen mit Essigsäure oder Chlor eine ausgedehntere Anwendung in der Arzneikunde erfahren, und zwar vorzugsweise als Schlafmittel, sodas jährlich außerordentlich bedeutende Quantitäten dieses Stoffes in den chemischen Fabriken dargestellt werden. Millionen von Kranken haben durch diese Substanz nicht nur Linderung ihrer Schmerzen, sondern auch ruhige Nächte, stärkenden Schlaf erhalten, und allerwärts finden sich Leidende, welche seit Jahren allabendlich zum *Morphium* ihre Zuflucht nehmen, dessen Dosis jedoch bei längerem Gebrauche allmählich gesteigert werden

muß, weil sich der Organismus an das Betäubungsmittel allmählich gewöhnt, bis endlich Gaben genommen und getragen werden, die einen nicht daran gewöhnten Menschen unfehlbar vergiften würden, oder wenigstens nicht die gehoffte einschläfernde Wirkung äußern wie eine kleinere Dosis. Größere Quantitäten Opium oder Morphinum, wie sie öfters in der Absicht des Selbstmordes genommen werden, in der Hoffnung sich damit in einen sanften, unmerklich nahenden Tod hineinzuschlummern, verfehlen ihren Zweck vollkommen und erzeugen vielmehr Schlaflosigkeit oder doch gräßliche Träume, unerträgliches Hautjucken und öfters Hautausschläge.

Die Anwendung des Morphinums bietet vor derjenigen des Opiums den Vortheil, daß in ihm das schlafmachende Princip getrennt ist, sowol von der aufregenden als auch von den übrigen Nebenwirkungen des Opiums, welche der Verdauung und dem ganzen Organismus endlich störend werden, und daß man bei ihm die Dosis viel genauer bestimmen kann, was bei jenem wegen des sehr wechselnden Gehaltes an wirksamen Bestandtheilen nicht in gleicher Weise ausführbar ist. Vor zwei Jahren veröffentlichte Beobachtungen von Dr. Frommüller ergaben, daß außer dem Morphinum noch einige andere der stickstoffhaltigen Bestandtheile des Opiums schlafserzeugende Kräfte besitzen, und zwar in abnehmender Stärke, das Metamorphium, Narcein, Papaverin, Oganin und Codein, während das Narkotin seinem Namen zum Troste nur eine sehr geringe Wirksamkeit zeigte. Nach Claude Bernard übertrüge die schlafserzeugende Kraft des Narceins noch diejenige des Morphinums; an Giftigkeit stehe das stark aufregend wirkende Codein obenan, ihm folge das Papaverin, dann Narcein und hierauf erst Morphinum. Nach Frommüller's vergleichenden Beobachtungen am Krankenbette erzeugt Opium vorzugsweise Vormitternachts- und Morphinum Nachmittagschlaf. Zum Zwecke der Schmerzstillung wird das Morphinum in neuerer Zeit vielfach in Form von Einspritzungen seiner Auflösung angewendet, welche man in das unter der Oberhaut liegende Zellgewebe an der schmerzenden Stelle macht, also in ähnlicher Weise wie schon Kaspar Schott im 17. Jahrhundert empfahl, zum Zwecke der Einschläferung flüssiges Opium in eine im Augenwinkel erzeugte Blut-egelwunde einzuträufeln.

Von den übrigen oben erwähnten Alkaloiden ist in neuerer Zeit keins wegen seiner betäubenden Wirkung medicinisch gebraucht worden. Von dem Atropin (dem narkotischen Princip der Tollkirsche), welches wegen seiner stark pupillenerweiternden Eigenschaft eine vielfältige Anwendung in der Augenheilkunst gefunden, wäre die merkwürdige Eigenschaft zu erwähnen, daß es, obwol selbst einschläfernd wirkend, die schlafmachende Eigenschaft des Morphinums aufhebt, sodaß nach Michael Beyerl beide sich in ihren Wirkungen im thierischen Körper neutralisiren und als Gegengifte zu betrachten sind. Eine ähnliche interessante Gegenwirkung, deren Kenntniß für Vergiftungsfälle wichtig werden kann, werden wir noch unten kennen lernen. Unter den ferner erwähnten Schlafmitteln sagt Frommüller in seinen klinischen Untersuchungen die Wirkungen des indischen Hansharzes am günstigsten und den dadurch erzeugten Schlaf am ruhigsten, wobei zugleich die störenden Einflüsse auf die Verdauung und Abscheidung fehlen, welche Opium wie auch Morphinum gewöhnlich zur Folge haben.

Die Aufmerksamkeit der Aerzte und Chemiker hat sich in den letzten dreißig Jahren einer Anzahl von Betäubungsmitteln zugewendet, welche aus der Gruppe der Alkohol- und Aetherarten stammen, und deren eingathmeter Dunst Empfindungslosigkeit gegen Schmerzen (Anästhesie) hervorbringt, die von einem schnell vorübergehenden Schlafzustande begleitet ist. Wir nennen zuerst den (1846) von Jackson zu diesem Zwecke angewendeten gewöhnlichen Aether, das schon im folgenden Jahre von Flourens statt desselben empfohlene Chloroform, dessen Anwendung aber erst später nach Simpson's Untersuchungen durchdrang, das Chloräthyl, Chlorelayl, den Chlorkohlenstoff, das Amylen, das in neuester

Zeit von Dr. Liebreich allen übrigen vorgezogene Aethylenchlorid u. s. w. Wenn es aber auch vorgekommen, daß man sich eines oder des andern dieser Mittel als Schlafmittel bedient hat, entweder um sich von Schmerzen geplagt einzuschläfern, oder in ähnlicher Weise wie einige der früher angeführten Mittel zu Raubzwecken — indem man dem auserlesenen Opfer ein mit Chloroform befeuchtetes Tuch auf Mund und Nase drückte — so können diese Stoffe doch nicht als Schlafmittel im eigentlichen Sinne gelten. Denn der von ihnen erzeugte Schlaf ist nur ein sehr vorübergehendes und vorbereitendes Symptom, ihre Wirkung schreitet schnell, das Nervenleben tiefer angreifend, weiter, und auf die Gefühllosigkeit gegen Schmerzen folgt bei ihnen, wenn der Einathmung nicht zur rechten Zeit Einhalt gethan wird, bald der Tod.

Dagegen hat Dr. Liebreich in Berlin, gegenwärtig die erste Autorität auf dem Gebiete der Betäubungslehre, vor drei Jahren in einer den Chemikern seit vierzig Jahren bekannten Verbindung, dem Chloral, welches wie alle die ebengenannten anästhetischen Mittel zur Alkoholgruppe gehört, ein Schlafmittel entdeckt, welches durch seine ebenso sichere als milde Wirkung und relative Ungefährlichkeit das Morphinum und alle übrigen Schlafmittel übertreffen und verdrängen zu wollen scheint. Da dieser Körper nunmehr ein allgemeines Interesse erlangt hat, möge es erlaubt sein, etwas ausführlicher auf Geschichte, Bereitung, Eigenschaften und Wirkungsweise desselben einzugehen. Das Chloral wurde im Jahre 1832 von Liebig, beim Einleiten von Chlor in wasserfreien Alkohol, bis ersteres im Ueberschusse bleibt, entdeckt; der Name Chloral ist eine Abkürzung von Chlor-Alkohol. Mit den übrigen bei der Einwirkung des Chlors auf Weingeist entstehenden sogenannten Substitutionsproducten wurde auch das Chloral vielfach von den Chemikern discutirt, denn die aus jenem Einwirkungsproceß gezogenen Hypothesen bildeten, wie beiläufig hier bemerkt werden mag, den Ausgangspunkt einer neuen Anschauungsweise der Wissenschaft; von daher datiren die ersten Grundlagen der sogenannten modernen Chemie. Liebig studirte die Eigenschaften des neuen Körpers und fand als eine der charakteristischsten derselben, daß, wenn das Chloral mit ätzenden Alkalien in Berührung kommt, es sich in zwei neue Körper spaltet, von denen der eine (Ameisensäure) längst bekannt, der andere (Chloroform) damals zuerst beobachtet wurde. Aber wie sehr hat das nach dem Chloral entdeckte Chloroform ersteres in der Praxis überholt! Seitdem war das Chloral selten dargestellt worden, den wenigsten Chemikern in seinem Aussehen bekannt; desto mehr überraschte natürlich die plötzliche Einführung desselben in den Arzneischatz als eins der wichtigsten neuern Mittel. Liebreich's Entdeckung ist doppelt interessant, weil sie keine Entdeckung des Zufalls ist, sondern die Antwort einer in präciser Form an die Natur gerichteten Frage. Was wird geschehen, so fragte sich Liebreich, wenn die von Liebig beobachtete Zersezbarkeit des Chlorals durch Alkalien statt in der Retorte des Chemikers im thierischen Körper vor sich geht. Chloral ist leicht in Wasser löslich, wird also vom Blute aufgenommen werden, das Blut reagirt alkalisch, und da das Chloral bereits von sehr verdünnten Alkalien zersezt wird, muß sich hier eine langsame Chloroformentwicklung einstellen. Wie wird dieselbe auf den thierischen Organismus wirken? Ein Kaninchen gab die Antwort, indem es einschlieft.

Man stellt das Chloral, wie gesagt, durch Einleiten von Chlor in wasserfreien Alkohol, bis Chlor im Ueberschusse verbleibt, dar, eine Operation, die ziemlich lange dauert, und nach Springmühl abgekürzt werden kann, wenn dem Alkohol  $\frac{1}{500}$  Jod zugesetzt wird. . . Die Flüssigkeit, welche nach dem Einleiten Krystalle enthält, wird mit concentrirter Schwefelsäure geschüttelt, wobei sich eine Flüssigkeit abscheidet, welche durch Destillation erst über Schwefelsäure und dann über Aetzkalk rein erhalten wird. Das so dargestellte Chloral bildet eine angenehm obstartig-ätherisch riechende Flüssigkeit von 1,5 spec. Gewicht, welche auf der Zunge erst fettartig, dann durchdringend scharf schmeckt. Bringt

man diese Flüssigkeit durch Schütteln mit wenig Wasser zusammen, so gewahrt man eine sonderbare Erscheinung. Aus der Mischung der beiden flüssigen Körper entsteht eine feste krystallinische Verbindung, das Chloralhydrat. Die alten Chemiker nannten einen derartig paradoxen Vorgang, das Hervorgehen eines festen Körpers aus der Mischung zweier flüssiger — eine auf mancherlei verschiedene Weise herbeizuführende Erscheinung — „das chemische Wanderwerk“. In dieser festen, chemisch gebundenen Wasser enthaltenden Form wird nun das Chloral als Einschlüferungsmittel angewendet. Wenige Grammen desselben, in Wasser, Wein, Bier oder Limonade aufgelöst und getrunken, erzeugen einen bald eintretenden festen Schlaf.

Um die Wirkungsweise desselben von der des Chloroforms und ähnlicher der Empfindung beraubender Mittel zu unterscheiden, müssen wir etwas näher auf die Art derselben eingehen. Schlaf ist Ruhe der Gehirnganglien — Ganglien sind kleine Knötchenartige Nervenverdickungen, in denen sich häufig mehrere Stränge vereinigen — während Unempfindlichkeit gegen Schmerzen (Anästhesie) durch Betäubung der Rückenmarksganglien hervorgebracht wird. Während nun das Chloralhydrat nur auf die Gehirnganglien wirkt, und erst in größern und dann gefährlichen Gaben, welche aber leicht vermieden werden können, die Rückenmarksganglien außer Function setzt, geht die ungleich schwieriger zu bemessende Wirkung des Chloroforms und der übrigen Anästhetica schnell von der Lähmung der Gehirnganglien (Schlaf) auf die der Rückenmarksganglien (Empfindungslosigkeit) über, um, wenn die Einathmung hiermit unterbrochen wird, schnell zur Rückkehr des Empfindungsvermögens und Bewußtseins, oder wenn die Einathmung nicht zur rechten Zeit unterbrochen wird, zur Lähmung der Herzganglien vorzuschreiten, und damit den Blutumlauf, d. h. das Leben zu unterbrechen. Mancher Schmerzgeplagte, welcher mit dem chloroformbefeuchteten Taschentuche am Munde eingeschlafen, hat diese Thatsache zur Warnung für andere constatiren müssen. Jener Unterschied in der Wirkung des Chlorals von der des Chloroforms ist um so merkwürdiger, als ersteres doch ebenfalls der Theorie nach als Chloroform zur Wirkung kommt. Die Langsamkeit, mit welcher die Chloroformbildung im schwach alkalischen Blute vor sich geht, würde nach Liebreich diesen Unterschied erklären. Aber andere Physiologen und Aerzte haben aus diesem Umfande Zweifel gezogen, daß das Chloral als Chloroform wirke, und Gangan bezweifelt sogar überhaupt die Zersetzung desselben im Blute, da ägende Alkalien nicht in demselben vorhanden seien, und Chloral durch basisch-phosphorsaures Natron gar nicht, durch doppelt-kohlensaures Natron schwer zersetzt werde. Hiernach wären wir in der Chloralfrage noch ebenso klug wie Molière's Arzt (im „Eingebildeten Kranken“) bezüglich des Opiums:

Quaro

Opium facit dormire?

Quia est in eo

Virtus sopitiva

Quae facit sopire.

Aber gleichviel wie es wirkt, genug daß es wirkt, und das letztere ist glücklicherweise durch eine sehr große Anzahl von Fällen festgestellt. Die Einführung desselben in den Arzneischatz, ja in den Privatgebrauch, ist daher mit außerordentlicher Schnelligkeit vor sich gegangen. Während vom Jahre 1832—68 höchstens ein Kilogramm Chloral zu wissenschaftlichen Zwecken dargestellt worden ist, soll die Production der berliner Fabriken im letztverflossenen Jahre täglich weit über zwei Centner betragen haben, ein Quantum, welches gewiß nicht allein in den Apotheken verbraucht worden ist.

Leider ist auch die Anwendung dieses Schlafmittels nicht ohne alle Bedenken, und eine zu große Gabe kann auch hier leicht lebensgefährlich werden. Die Feststellung einer Maximaldosis ist daher nöthig, stößt aber auf eigenthümliche Schwierigkeiten. Liebreich

hatte als Durchschnittsdosis für Erwachsene 3, höchstens 5 Grammen angegeben, und nur beim Säuerwahrniss hatte er gewagt, die Dosis bis auf 8 Grammen zu steigern. Nun sind aber im vorigen Jahre von den Aerzten Moir, Reynoldt, Dabbs und andern Vergiftungserscheinungen beobachtet worden, die bereits nach Gaben von 3 und 4 Grammen eintraten und allerdings leicht bekämpft wurden. So vereinzelt diese Fälle sein mögen, bei der großen Beliebtheit, welche sich das Chloral namentlich in England und Amerika erworben, fordern sie dennoch zur Vorsicht auf. Tödtlich verlaufende Fälle sind bis jetzt nur bei Dosen über 10 Grammen bekannt geworden, und sogar Personen, die in rascher Aufeinanderfolge 20—30 Grammen genommen hatten, wurden durch geeignete Mittel am Leben erhalten. Jedenfalls wird die in Aussicht genommene neue Pharmakopöe für Deutschland sowol für Einzelgaben als für den Gebrauch innerhalb 24 Stunden eine Maximaldosis feststellen müssen. Gegen die große Uebersahl der Fälle, wo das Chloral von besserer und sicherer Wirkung ist, wollen diese vereinzelt Zufälle ebenso wenig beweisen, als z. B. ein paar Beobachtungen des italienischen Chirurgen Porta, welcher einigemal selbst durch höhere Dosen keinen Schlaf herbeiführen konnte. Größere oder geringere Alkalität des Blutes bei einzelnen Personen mag solche Ausnahmefälle erklären. Eine besonders angenehme Eigenschaft der Chloralwirkung ist das Fernbleiben von unangenehmen Nebenwirkungen, es findet nicht jene Erregung der Gehirnthätigkeit statt, welche bei der Chloroformbetäubung den Patienten meist in eine Flut von Träumen führt, Geheimnisse ausplaudern läßt u. s. w.

Von großer Wichtigkeit sowol für die Vergiftungsfälle mit Chloral als für diejenigen mit dem höchst gefährlichen Alkaloid der Krähenaugen, dem Strychnin, verspricht eine Entdeckung Liebreich's über die gegenseitige Aufhebung ihrer schädlichen Einwirkungen auf den thierischen Körper zu werden. Wie wir es oben von Belladonna (Atropin) und Opium (Morphin) kennen gelernt, herrscht auch zwischen der Einwirkung von Chloral und Strychnin ein vollständiger Antagonismus, und Liebreich sah beispielsweise Kaninchen, welche nacheinander Mengen von Chloral und Strychnin erhalten hatten, deren jede für sich absolut tödtlich gewesen wäre, ohne Unbequemlichkeit weiter leben. Der durch größere Gaben von Chloral, als zur bloßen Einschlüferung des Thieres nöthig gewesen wäre, auf ein Minimum herabgefunken Herzschlag wurde nach einer Strychnineinspritzung in den Blutumlauf nach wenigen Minuten wieder regelmäßig, sodas Strychnin und Chloral eine entgegengesetzte Einwirkung auf die Ganglien ausüben müssen. Ein ähnlicher Antagonismus findet sich auch zwischen Chloroform oder Morphinum und Strychnin. Ueber diese wie alle sonstigen, das neue Schlafmittel betreffenden Eigenschaften und Wirkungen ist das Werk des Dr. Liebreich: „Das Chloral, ein neues Hypnoticum und Anästheticum“ (3. Aufl., Berlin 1871), classisch, auf welches wir daher unsere eine weitere Belehrung suchenden Leser verweisen. Das Chloralhydrat hat sich schneller als irgendein anderes Mittel seine Stellung im Arzneischatze erobert und dürfte dieselbe dauernd behaupten. Wenn auch seine in den Händen des Laien immerhin bedenkliche Anwendung das erlassene Verkaufsverbot ohne ärztliche Verordnung vollkommen rechtfertigt, so wird es in weniger gefährlicher Form bald seinen Weg ins Publikum finden. Schon jetzt kann man an der hohen Productionsziffer leicht erkennen, das eine nicht geringe Menge mit Umgehung der Apotheken in den Privatgebrauch gelangt muß, und in der That findet man in den amerikanischen Zeitungen bereits seit Jahr und Tag eine „Solution of Chloral-Hydrate“, einen „Syrup of Hydrate of Chloral“, ein „True Chloral-Anodyne“, ein „Elixir of Chloral“ u. s. w. als Specialitäten für schlafbedürftige Patienten angepriesen. Auch bei uns wird Schlummerwein und Schlummerliqueur vielleicht sehr bald ein „im Vertrauen“ abgegebener Artikel der Apotheker und Droguisten werden. Damit mag dann die Romantik der Schlaftrünke und unser Artikel sein Ende finden.

# Chronik der Gegenwart.

## Neurologe.

Der in katholischen Kreisen weit bekannte und wegen seiner wissenschaftlichen Bedeutung und sittlichen Energie allgemein geschätzte Domscholastikus und Professor Dr. Johann Baptist Balzer ist am 1. Oct. 1871 zu Bonn gestorben.

Zu Andernach am Rhein am 16. Juli 1803 geboren; bezog er nach absolvirtem Gymnasialcursus im Jahre 1823 die Universität Bonn, wo er namentlich durch des berühmten Hermes Anleitung zu umfassenden philosophischen Studien veranlaßt wurde. Seine eigentliche Fachwissenschaft war schon damals die katholische Theologie. Nachdem Balzer seine akademischen Studien im Jahre 1827 abgeschlossen hatte, wurde er Re-petent in dem Convictorium zu Bonn und empfing am 19. Sept. 1829 vom Erzbischof Graf Spiegel zu Köln die Priesterweihe. Im Frühling des nächsten Jahres erwarb er zu München die theologische Doctorwürde und erhielt gleich darauf den ehrenvollen Ruf eines außerordentlichen Professors der Dogmatik an die Universität Breslau. Diesem Rufe folgte bereits ein Jahr später die Ernennung Balzer's zum ordentlichen Professor daselbst. Durch Verwendung des spätern Fürstbischofs Dr. Knauer wurde er im Jahre 1843 zum geistlichen Rathe des Consistoriums erster Instanz für Ehefachen ernannt. Knauer's Nachfolger im Amte eines Fürstbischofs, Freiherr von Diepenbrock, erhob den durch außergewöhnliches Wissen und seltene Tüchtigkeit Ausgezeichneten, nachdem er noch einige Jahre vorher als Prosynodalexaminator thätig gewesen war, im Jahre 1846 zum residirenden Domherrn bei der Breslauer Kathedrale. Im Jahre 1857 wurde Balzer zum Mitgliede des Oberconsistoriums der ersten Appellationsinstanz für das Bisthum Breslau, und drei Jahre darauf zum Domscholastikus ernannt, Würden, welche Balzer seinen hervorragenden intellektuellen und sittlichen Eigenschaften verdankte. Er hing als Katholik und Priester mit unbedingter Hingabe an seiner Kirche; ihre Dogmen waren ihm unantastbare Voraussetzungen und Grundlagen im persönlichen und wissenschaftlichen Leben; sie waren sein innerstes geistiges Eigentum geworden. Von wesentlichem Einflusse auf das religiöse Denken Balzer's war die Philosophie Anton Günther's, welche im Jahre 1828 mit dem Erscheinen der „Vorlesung zur speculativen Theologie“, eines Buches aus der Feder dieses trefflichen Gelehrten, in so bedeutsamer Weise ins wissenschaftliche Leben der Zeit eingriff, und in den folgenden Jahren immer größere Bedeutung und Vertiefung erhielt. Hatte Balzer bisher an den wissenschaftlichen Standpunkten seines Lehrers Hermes festgehalten, so trat gegen das Ende der vierziger Jahre in seinen Anschauungen eine Wendung ein, in Folge welcher er sich gedrungen fühlte, durch theilweise Adoption der Günther'schen Theorien im Gebiete der philosophischen Forschungen von seinem bisherigen wissenschaftlichen Wege in einigen Stücken abzuweichen. Die Günther'schen Sympathien Balzer's wurden Veranlassung dazu, daß ein gewisses Lager der katholischen Wissenschaft, besonders aber die Jesuiten, gegen ihn die Waffen erhoben. Die Römische Curie verurtheilte in Folge der Machinationen solcher Widersacher Balzer's dessen Schriften. Von Rom aus erging nun an Balzer die Aufforderung, seine Professur an der Breslauer Universität niederzulegen. Balzer stellte hierauf seine Vorlesungen ein, lehnte aber den frei-

willigen Rücktritt von seiner Professur ab. Darauf wurde beim königlichen Disciplinarhofe Balzer's Amtsentsetzung von seiten des jetzigen Fürstbischofs beantragt, Balzer aber freigesprochen. Gelegentlich des Vaticanischen Concils legte Balzer auch neue für seine Energie ein glänzendes Zeugniß ab, indem er sich offen gegen die im Juli erlassenen Decrete von der päpstlichen Allgewalt und Unfehlbarkeit erklärte, welche er als die Anfänge zur völligen Vernichtung der von Christo gewollten kirchlichen Ordnung verdammt; er protestirte feierlich gegen diese Decrete. Infolge dessen wurde er vom Fürstbischof suspendirt.

Die Schriften Balzer's, welche ziemlich zahlreich sind, haben meistens einen philosophischen oder polemischen Inhalt. Der Propaganda für seinen Lehrer Hermes sind gewidmet seine Schriften: „Hinweisungen auf den Grundcharakter des Hermesischen Systems“ (Bonn 1832) und „Ueber die Entstehung religiöser Gegensätze im Katholicismus und Protestantismus“ (Bonn 1833). Der Einfluß Günther's ist unverkennbar in den spätern Balzer'schen Schriften, wie in „Beiträge zur Vermittelung eines richtigen Urtheils über Katholicismus und Protestantismus“ (2 Bde., Breslau 1839—40), „Das christliche Seligkeitsdogma nach katholischem und protestantischem Bekenntnisse“ (2. Aufl., Mainz 1844) und „Theologische Briefe“ (1. Serie, 2. Aufl., Mainz 1844; 2. Serie, Breslau 1845), welches letzterwähnte Werk jenem Philosophen Günther gewidmet ist. Auch die kleine Schrift „Pressfreiheit und Censur mit Rücksicht auf die trierer Wallfahrt“ (Breslau 1845) darf hier nicht unerwähnt bleiben, da sie vom Geiste echter Humanität dictirt wurde. Eine besondere Mission erfüllte Balzer, als er im Jahre 1853 in Gemeinschaft mit dem Benedictinerabte Professor Gangauf zu Augsburg auf Wunsch des Cardinal-Fürstbischofs Schwarzenberg nach Rom ging, um die Verurtheilung der Schriften seines Meisters Günther zu verhindern.

Die katholische Theologie verliert in Johann Baptist Balzer einen ihrer hervorragendsten Vertreter, der ebensowol durch seinen sittlichen Charakter wie durch sein seltenes umfangreiches Wissen und die mit demselben gepaarte Energie seines ganzen geistigen Wesens vor andern dazu berufen war, ein rechter Versöhner und Vermittler der im kirchlichen, besonders im katholischen Leben unserer Tage sich immer schroffer manifestirenden Gegensätze zu werden.

Am 8. Aug. 1871 starb in Düsseldorf der talentvolle Maler Karl Joseph Littschauer. Derselbe war am 1. März 1830 in Wien geboren, wo sein Vater als Beamter lebte, und empfing seine künstlerische Ausbildung auf der k. k. Akademie und später im Atelier des berühmten Genremalers Professor Robert Waldmüller, bis er, durch die politische Bewegung der Jahre 1848 und 1849 veranlaßt, seine Vaterstadt verließ und nach Düsseldorf kam, um sich dort 1850 dauernd niederzulassen. Im Jahre 1864 wurde er von der königlichen Akademie der bildenden Künste zu Amsterdam zum Ehrenmitgliede ernannt und erhielt gleichzeitig von derselben die große goldene Medaille. Seine zahlreichen Bilder behandeln meistens Scenen aus dem heimlichen Treiben der Falschmünzer, Alchemisten und Wucherer, oder aus dem Leben der Waffenschmiede, Jäger und Wildbiebe, von denen einige vervielfältigt worden sind, theils tragen sie auch einen mehr kriegerischen Charakter und zeigen Soldaten im Hinterhalt, fliehende Mönche u. dgl. Sie zeichnen sich sämmtlich durch lebendige Auffassung, gute Zeichnung und klare Farbe vortheilhaft aus und haben sich in den weitesten Kreisen beifällige Anerkennung erworben.

Der am 22. Oct. 1871 zu Berlin verstorbene Wirkliche Geh. Oberregierungsrath Dr. Hermann Lehnert wurde am 7. März 1808 in Magdeburg geboren. Sein Vater war der in spätern Jahren in Berlin beamtete Geh. Oberfinanzrath Lehnert. Der schon in frühesten Jugend durch hervorragende Geistesgaben ausgezeichnete Hermann Lehnert empfing seine erste wissenschaftliche Bildung auf dem Friedrich-Wilhelms-Gymnasium in Berlin. Er besuchte alsdann die Universität daselbst, wo er namentlich Jurisprudenz studirte, und wurde am 21. Oct. 1828 Amscultator, am 20. Sept. 1830 Referendar, am 4. Febr. 1834 Kammergerichtsaffessor und am 18. Nov. 1842 Kammergerichtsrath. In der letztgenannten Eigenschaft war er gleichzeitig Richter an der Universität zu Berlin. Auch wurde er damals zuerst als Hülfсарbeiter in dem königlichen Justizministerium

beschäftigt. Vom Justizministerium ging er in das Ministerium der geistlichen, Unterrichts- und Medicinalangelegenheiten über, als ihn am 28. Juni 1843 der Staatsminister Eichhorn in dasselbe berief. Sein Amt als Universitätsrichter hatte er bis zum 8. April 1848, seinen Sitz als Hülfсарbeiter im Ministerium bis zum 7. Dec. desselben Jahres inne. Er wurde bei seinem Austritte aus seiner bisherigen Stellung im Ministerium durch Verwendung des Staatsministers von Ladenberg zum Geh. Regierungsrathe und vortragenden Rathe in dem Ministerium der geistlichen Angelegenheiten ernannt. Seit dem Januar 1849 hatte Lehner die Leitung der Arbeiten der Medicinalabtheilung des Ministeriums übernommen und diente seit jener Zeit dieser Aufgabe mit einer muster-gültigen Hingebung. Am 3. Jan. 1853 wurde er zum Geh. Oberregierungsrath ernannt. Am 16. Jan. 1858 erhielt er die Direction der wissenschaftlichen Deputation für das Medicinalwesen unter der besondern Anerkennung seiner bisherigen Dienste. Nachdem der Wirkliche Geh. Oberregierungsrath Dr. Johannes Schulze aus dem Ministerium ausgeschieden, wurde Lehner durch königliche Ordre vom 24. Dec. desselben Jahres zu dessen Nachfolger in der Leitung der Directorialgeschäfte bei der Unterrichtsabtheilung des Ministeriums ernannt. Im Juni 1861 wurde er Unterstaatssecretär in dem Ministerium der geistlichen Angelegenheiten und Wirklicher Geh. Oberregierungsrath. Endlich trat er mit dem 31. Dec. 1864 als ordentliches Mitglied in den Gerichtshof zur Entscheidung der Competenzconflicte und wurde gleichzeitig Mitglied des Staatsrathes. Lehner empfing mannichfache Zeichen der Anerkennung seines Wirkens. Die Universitäten Berlin und Bonn ließen ihm in richtiger Schätzung seiner Verdienste um das Gedeihen der Wissenschaft die Diplome eines Doctors der Medicin und beider Rechte honoris causa überreichen.

## Politische Revue.

20. December 1871.

Indem wir hiermit eine Rundschau über die politischen Vorgänge der Gegenwart eröffnen, welche allmonatlich wiederkehren soll, wenden wir diesmal ausnahmsweise unsern Blick zuerst Frankreich zu, dessen innere Zustände ganz geeignet sind, den Aufschwung Deutschlands durch den Contrast um so wirksamer zu illustriren.

Der große deutsch-französische Krieg, welcher die französische Suprematie in Europa gebrochen und den Schwerpunkt des europäischen Gleichgewichts wieder in das Herz dieses Erdtheils in Deutschland verlegt hat, ist in seinen Folgen für die innere Gestaltung Frankreichs noch immer unberechenbar. Die provisorische Republik vom 4. Sept. hat mit der Februarrepublik von 1848 die verhängnißvolle Ähnlichkeit, daß sie nur der Boden ist, auf welchem die politischen Parteien sich befenden, und daß auch sie durch das Niederwerfen eines gewaltigen socialistischen Aufstandes, an welchem sich außer den Elementen der Anarchie auch viele aufrichtige Republikaner theiligten, immer mehr in das Fahrwasser einer monarchischen Reaction gedrängt wird. Wäre die Situation so klar, daß die Frucht einer solchen Reaction einem bestimmten Thronprätendenten von selbst in den Schoß fiel, man würde dann hierin eine Bürgschaft für den langersehnten innern Frieden finden können; doch der Sieg dieser Reaction bedeutet nur den erneuerten Bürgerkrieg, in welchem sich Bonapartisten und Orleanisten um die Krone streiten, in welchem auch die vielköpfige Hydra des Communismus wieder ihr Haupt erheben wird, und alle Zeichen sprechen dafür, daß dem vielgeprüften Lande eine neue Epoche innerer Unruhen bevorsteht.

Daß von Chislehurst, von wo der Schmerzensschrei wegen der traurigen finanziellen Lage der kaiserlichen Familie neuerdings herüberdrönt, fortwährend weitreichende Intriguen angezettelt werden, kann nur denjenigen befremdlich erscheinen, welchen die jugendlichen Staatsstreiche des Exkaisers aus dem Gedächtniß verschwunden sind. Napoleon III. ist ein Verräther von Haus aus, und wenn er in einer Zeit, wo er sich nur auf seinen Namen und auf das Recht seiner Verwandtschaft stützen konnte, gegen eine festgegründete

Monarchie die vermessenen Attentate zu unternehmen wagte, die durch ziemlich weit verzweigte Militärverschwörungen möglich gemacht wurden, wird er jetzt müßig zusehen und nicht seine langgewohnten Künste in Anwendung bringen, wo es sich um den Wiedergewinn einer nur vor dem Andränge des äußern Feindes zusammengebrochenen Dynastie handelt, nachdem er im zwanzigjährigen Besitz der Herrschaft das Räuberwerk einer centralistischen Organisation mit alleingültigem Willen geleitet hat? Noch gibt es viele tausend Beamte in Frankreich, welche gewohnt sind, von ihm ihre Befehle zu empfangen; noch ist auch im Heere, trotz der Niederlagen des letzten Feldzugs, das Gedächtniß früherer Siege nicht ausgestorben, und die lange Gewohnheit officieller Begeisterung kaultpt sich an die Napoleonischen Adler. Je weniger daher die Bonapartisten gegenwärtig offen hervortreten, mit desto größerer Bestimmtheit darf man annehmen, daß insgeheim die Verschwörung zur Wiedereroberung des Thrones vollständig organisiert ist. War doch der Besieger der Communisten und Republikaner in Paris, der Besiegte von Wörth und Sedan, ein Napoleonischer General, der in diesem Kampfe die höchste militärische Macht in seinen Händen vereinigte, und so sehr man schon früher die bonapartistische Gesinnung Mac-Mahon's in Frage stellte, so wenig darf man Gerüchten trauen, solange alle thatsächlichen Beweise fehlen. Von England aus überraschte schon einmal Prinz Louis Napoleon das französische Volk mit einer plötzlichen Landung, obschon der Staatsstreich von Boulogne ein klägliches Ende nahm und der gezähmte Adler erfolglos in seine Menagerie zurückkehren mußte — wer darf sich wundern, daß jetzt die Furcht vor neuen Staatsstreich und plötzlichen Landungen die Gemüther erfüllt? Es waren Sensationsnachrichten, welche die Kanalslotte mobil machten und die Schiffe zwischen der französischen und englischen Küste kreuzen ließen; aber das Gespenst einer bonapartistischen Republikation schwebt um so unheimlicher über der französischen Republik, je weniger sich die bonapartistische Partei gegenwärtig hervorwagen darf, da sie von der „öffentlichen Meinung“ geächtet ist. Doch die öffentliche Meinung gehört nicht zu den Factoren, mit denen sie rechnet, zu den Stützen, auf denen sie ihre Macht zu gründen sucht; jene Partei ist seit langen Jahren gewohnt, sie zu verachten und ihr zum Troste die Zügel der Herrschaft in starker Hand zu halten.

Offener treten die Orleans herbor. An demselben Tage, an welchem auf dem Felde von Champigny die Gedächtnißfeier eines ruhmlosen Kampfes gefeiert wurde und General Ducrot, der bei jenem großartigen Ausfall zu steigen oder zu sterben versprach, als besiegter Lebender eine exaltirte Festrede hielt, am Geburtstage der Napoleonischen Herrschaft, am 2. Dec. erschien der Herzog von Nemours bei dem Präsidenten der Republik, gestützt auf eine Petition von 37000 Wählern im Disedepartement, welche ihn baten, seinen Sitz in der Nationalversammlung wieder einzunehmen, und mit dem Verlangen, daß ihm dies gestattet werde. Thiers berief sich dagegen auf die Bedingung, unter welcher er allein seine Zustimmung zur Aufhebung der Verbannungsgefetze gegeben hatte, daß nämlich die beiden Prinzen Nemours und Joinville der Versammlung fern bleiben sollten. Der Herzog richtete alsbald ein Schreiben an den Präsidenten der Nationalversammlung, Hrn. Grévy, und kam um seine Entlassung ein, um sich dann von den Wählern des Disedepartements wieder in die Kammer wählen zu lassen. Dieses ganze Verfahren der Orleans erinnert an dasjenige Louis Napoleon's im Jahre 1848; es ist dieselbe Präzendentenpolitik, welche bei allen zubringlichen Wünschen sich gelegentlich den Schein eines verschämten Zurückweichens gibt, um dann desto entschlossener zuzugreifen. Als der Prinz Louis Napoleon, dem das Stigma des Präzidenten allzu deutlich an der Stirn stand, am 4. Juni 1848 in Paris und drei andern Departements in die Nationalversammlung gewählt worden war, und die Versammlung, trotz lebhafter Proteste und Anträge auf die Verbannung des Prinzen, seine Zulassung beschloß, hielt es demnach der Prinz für angemessen, zunächst den Spröden zu spielen, und lehnte am 15. Juni die Wahl ab. Als er dann bei den Neuwahlen am 17. Sept. wiedergewählt worden war, und zwar in Paris und fünf andern Departements, da erschien es ihm nicht mehr zeitgemäß, zurückzutreten; er nahm die Wahl an und beickte sich der Republik den Eid der Treue zu schwören. Das Präzidententhum bewegt sich mit geringen Varianten stets in denselben Zickzacklinie dem erstrebten Ziele zu.

Nach einer Mittheilung aus Paris vom 18. Dec. haben der Prinz von Joinville

und der Herzog von Anmale in Briefen an ihre Wähler erklärt, daß ihre Verpflichtung, an der Nationalversammlung nicht theilzunehmen, zeitweilig und widerrufbar gewesen sei, sie hätten jetzt den Zeitpunkt für gekommen erachtet, an den Sitzungen theilzunehmen; da Thiers ihr Abkommen anders auslege, würden sie die Entscheidung einer höhern Instanz oder neue Umstände abwarten, welche ihnen die Theilnahme an den Beratungen gestatten. Die Orleans stehen also dicht hinter den Coulisten und warten auf ihr Stichwort, wie sie selbst mit unverhohlener Aufrichtigkeit erklären. Der Eintritt derselben in die Versammlung hat am 19. Dec. bereits stattgefunden; sie haben ihre Sitze im rechten Centrum eingenommen. Gleichzeitig bewirbt sich der Herzog von Anmale um einen Sitz in der Akademie und hat sogar bei dem rothen Republikaner Victor Hugo seine Candidatenviste gemacht.

Mitten in diesem Kampfe der Parteien steht der Exminister des Julikönigthums, der Historiker des Consulats und des Kaiserreichs, Thiers, dem es auch nicht an der Wiege gelungen wurde, daß er Präsident der französischen Republik werden sollte, und dessen Talent zu einem Washington man billigerweise bezweifeln darf. Seine Wahl zum Präsidenten beruhte auf einem Compromiß der Parteien, welche sich nach einem neutralen Boden sehnten, auf dem sie ihren Kampf auskämpfen konnten. Thiers erschien als der namhafteste und gewandteste Diplomat, accreditirt bei fremden Höfen und durch langjährige ministerielle Praxis erfahren in der Geschäftsleitung eines großen Staats; seine letzten diplomatischen Rundreisen in Oesterreich, Rußland und England waren zwar erfolglos geblieben, hatten indeß sein Ansehen als Staatsmann nicht gefährdet; auch war sein Benehmen in der letzten Zeit des Napoleonischen Régime correct gewesen, und die Ereignisse hatten seinen Rathschlägen recht gegeben. Ein eifriger Gegner Preußens und des neugestalteten Deutschlands, konnte er es der Napoleonischen Politik nicht verzeihen, daß sie nach dem Tage der Entscheidung von Sadoma nicht energisch gegen das siegreiche Preußen vorging; er gehörte zu denen, welchen Sadoma auch als eine Niederlage Frankreichs galt. Als indeß in Folge der spanisch-hohenzollernschen Frage und der Siegesgewißheit des Kriegsministers Leboeuf der Krieg gegen Preußen vom Zaun gebrochen werden sollte, da wehrte sich Thiers energisch gegen eine Entscheidung mit den Waffen, da er sowol den diplomatischen Anlaß für zu unbedeutend und frivol erklärte, als auch an die vollkommene Kriegsbereitschaft des französischen Heeres nicht glauben wollte. So hatte er gleichzeitig den Chauvinismus seiner antideutschen Gesinnung bewährt und ein zutreffendes Urtheil über den ungünstig gewählten Moment des Krieges, das durch den unglücklichen Ausgang desselben nur zu sehr bestätigt wurde.

Was aber das republikanische Glaubensbekenntniß Thiers' betrifft, so hat man allen Grund, an der Aufrichtigkeit desselben zu zweifeln, wenn überhaupt die provisorische Anerkennung eines fait accompli zur Prüfung innerster Herzensmeinungen herausforderte. Wohl war es ein Republikaner von echtem Schrot und Korn, mit welchem Thiers' Namen zuerst zusammen genannt wurde, Armand Carrel, der gemeinsame Mitbegründer des „National“ unter Karl X. Doch nachdem der Julirevolutionär Juliminister geworden war, traten die republikanischen Anwandlungen zurück, und auch die spätere Opposition gegen die Ministerien Molé und Guizot war eine echt constitutionelle, d. h. sie befolgte den Grundsatz: Ote-toi que je m'y mets. Als Thiers aber in der Februarrepublik als unversöhnlicher Gegner des Präsidenten auftrat, da erschien er nicht als Vorkämpfer der Republik, sondern als Vertreter einer Orleans'schen Restaurationspolitik, und seine Reisen nach London und Claremont im Jahre 1851 konnten nur dazu beitragen, seine orleanitischen Tendenzen außer Zweifel zu setzen. So würde man auch jetzt in dem fast fünfundsiebzigjährigen Präsidenten der Republik den geheimen Bundesgenossen der Orleans erblicken, wenn nicht sein bisheriges Verfahren vollkommen correct sich an den Buchstaben des Gesetzes gehalten hätte und sein Bruch mit den Prinzen des Hauses Orleans von allen Seiten bestätigt würde.

So vermied es auch seine Botschaft vom 8. Dec., welche er in der (am 4. Dec. wieder-eröffneten) Nationalversammlung vortrug, die Fragen jener innern Politik zu berühren, die mehr als alles andere die Gemüther beschäftigten. Er stellte mit frommem Augenausschlag die definitive Regierungsform der Zukunft dem Himmel anheim, und erklärte sich gegen jede überreife Initiative von seiner Seite, indem er nur ein einfacher, gewählter

Administrator, die Versammlung aber der Souverän sei. Den beliebten Unterschied zwischen dem Lande selbst und den einzelnen Fractionen, den auch Napoleon III. stets in den Vordergrund seiner politischen Erlasse stellte, verschmäh't auch Thiers nicht hervorzuheben: das Land sehe die Verhältnisse mit verständigem Auge an, nur die Fractionen wollten dies nicht, und vor ihnen müsse man auf der Hut sein; die Versammlung solle sich über diese Parteien zur höchsten Stufe der Gerechtigkeit, Mäßigung und Festigkeit erheben. Er selbst erklärt sich bereit, wenn seine Hingebung der Versammlung nicht mehr unerläßlich erscheine, das Wort, das sie ihm anvertraut habe, wieder zurückzugeben, und zwar, dank der Thätigkeit seiner Collegen, in besserem Zustande, als er es übernommen habe.

Daß der Präsident sich für den Sklaven einer Majorität erklärt, über deren anti-republikanische Gelüste kein Zweifel herrschen kann, brachte die republikanischen pariser Blätter in Aufruhr; aber auch die geschmeichelte Majorität war mit den ihr gemachten Zugeständnissen keineswegs zufrieden, sondern unterbrach die Botschaft oft in lärmender Weise. Veranlassung hierzu gaben ihr die Stellen der Rede, in denen der Präsident von dem „wohlgewählten“ Präfectorialpersonal spricht und erwähnt, daß die aus dem Innern Frankreichs erhaltenen Berichte die Zufriedenheit des Landes bezeugen. Eine solche Zufriedenheit, in welcher stillschweigend der Wunsch nach der Dauer der jetzigen, republikanischen Verfassung ausgedrückt wäre, ist aber in den Augen der Majorität ein Verrathen, und die von Gambetta und der Septemberregierung angestellten „Präfecten“ sind ihr zum großen Theil ebenfalls mißliebig, sodaß sie auf eine durchgreifende Purification des von dem Präsidenten gerühmten Verwaltungspersonals dringt.

Auch diejenigen Stellen der Botschaft, in welchen sich der Präsident gegen die absolute Anwendung des Zwangsdienstes für alle ausspricht, hatten Unterbrechungen von seiten der Rechten zur Folge. Englische Blätter rügten es, daß Thiers in seiner Botschaft sich viel zu speciell mit den militärischen Angelegenheiten beschäftigt habe; doch der Schöpfer der Napoleonischen Legende, der alle Schlachtfelder der großen Armee bereiste und sich für einen großen theoretischen Taktiker und Strategen hält, hat stets eine Vorliebe für das Militärwesen und den Krieg gezeigt und ergeht sich mit einem besondern Behagen auf einem Gebiete, das seiner praktischen Wirksamkeit von je am fernsten lag. Trotz des Protestes der monarchischen Parteien trägt er indeß nur einem nationalen Instinct Rechnung; wenn er die Reorganisation der Armee nicht auf der Basis einer uneingeschränkt allgemeinen Wehrpflicht begründen will. Nachdem er mitgetheilt hat, daß die der Vollenbung nahe Reorganisation die Zahl der Infanterieregimenter auf 150 bringen werde, während sie unter dem Kaiserreiche höchstens 129 betragen habe, erklärt er sich gegen eine Ausdehnung der Dienstpflicht auf alle Franzosen im Kriege und im Frieden; denn dadurch würde nur die bürgerliche Gesellschaft zerrüttet und der sichere finanzielle Ruin herbeigeführt werden. Sein Vorschlag ist, daß zwar in Kriegszeiten der Dienst für alle Franzosen obligatorisch sei, in Friedenszeiten aber jährlich 90000 Mann durch das Los ausgehoben werden sollen: bei achtjähriger Dienstzeit (fünf unter den Fahnen und drei mit jeweiligem Urlaub) würde man so einen Gesamtbestand von 800000 Mann erzielen. So soll auf der einen Seite der Zufall des Loses gelten, der über eine Pflicht oder ein Recht entscheidet, auf der andern im Kriegsfalle ein Massenaufgebot, das, wie das Schicksal der Mobilgarden 1870 und 1871 bewies, mit seinem ungeschulten Patriotismus dem Feinde nicht kräftig zu widerstehen vermag. Das Project eines Rekrutierungsgesetzes des Hrn. von Chasseloup-Laubat schließt sich nicht durchweg an die Vorschläge der Präsidentenbotschaft an; wir heben aus demselben nur hervor, daß es die Dienstzeit auf vier Jahre für die active Armee, auf fünf Jahre in der ersten, drei Jahre in der zweiten und acht Jahre in der dritten Reserve festsetzt, und daß es außerdem den Univeritätsstudirenden sowie den Zöglingen anderer höherer Unterrichtsanstalten den Vortheil des einjährigen Freiwilligendienstes zuweist.

Daß sich Thiers in Betreff des Budgets einer Schönfärberei schuldig gemacht hat, wird von der Majorität der Versammlung nicht verkannt. Das Budget soll künftig von 2200 Mill. Frs. auf 2800 Mill. erhöht werden; 350 Millionen sind durch Steuererhöhung beschafft; es bleiben noch 250 Millionen zu beden. Da man dabei directe Steuern vermeiden will, welche in Frankreich verhaßt sind, so liegt der Plan vor, eine

Mehreianahme durch die Zuschläge zu den Rohstoffimportzöllen und durch eine neue Steuer auf Rohstoff zu erzielen, ein Ausweg, welcher der ausländischen Industrie einen entschiedenen Vorsprung vor der inländischen gewähren müßte.

Die Beziehungen zum Auslande konnte Thiers mit gutem Grunde als friedliche hinstellen, obwohl es der Betonung der eigenen friedlichen Absichten der Staatsregierung zunächst nicht bedurft hätte, da jedermann weiß, daß Frankreich jetzt nicht in der Lage ist, dem Auslande mit Kriegsdrohungen entgegenzutreten. Wollte Thiers aber nur die in Frankreich herrschenden Nachgeklüfte verleugnen, so war dies jedenfalls von seiner Seite nur ein Zugeständniß auf Zeit, und gerade die wiederholte feierliche Bethuerung der friedlichen Absichten Frankreichs dürfte den Zweifel an der Aufrichtigkeit dieser resignirten Stimmung wach rufen. Derselbe Thiers, der stets für Frankreichs Ruhm und Weltmacht in die Schranken trat, der 1840 die Rheingelüste der Sulidynastie entseßte, der die Kriegspolitik des dritten Napoleon nicht wegen ihres Ziels, sondern wegen der unfertigen Mittel tadelte, ist gewiß im Herzen am wenigsten geneigt, eine vollendete Thatsache, welche den Ruhm der großen Nation in Schatten stellt, mit rückhaltsloser Entfagung anzuerkennen. Doch er macht aus der Noth eine Tugend; übernimmt der provisorische Präsident einer provisorischen Republik doch keine Garantien für die Zukunft! Nur einmal waren die Friedensbethuerungen einer französischen Republik aufrichtig, als sie Lamartine aus jener poetischen und philosophischen Ueberzeugung heraus, welche an die Möglichkeit eines goldenen Zeitalters glaubt, ausgesprochen hatte. Die Worte des dritten Napoleon: „L'empire c'est la paix“, sind bald darauf in ihrer Bedeutung gewürdigt worden, und Thiers, der gerade zu seinen eifrigen Gegnern gehört, steht doch den „Napoleonischen Ideen“ näher, als diese Gegnerschaft vermuthen läßt. Wer übrigens die fein verdeckende Sprache einer gewandten Diplomatie richtig versteht, der liest auch aus der Friedensbotschaft des Präsidenten einige mit sympathischer Tinte geschriebene Allianzen der Zukunft heraus. Da erfahren wir, daß Oesterreich sich von seinen Unglücksfällen ebenso wie zu erholen sucht wie Frankreich von den seinen, und daß beide Staaten gegenseitig die besten Wünsche füreinander hegen; wir erfahren, daß die Beziehungen Frankreichs zu Rußland das Resultat gegenseitigen Vertrauens sind und einer erleuchteten Würdigung der Interessen beider Staaten, die „durchaus nicht vereinigt werden können“. So hebt Thiers mit schützerner Hand den düstern Vorhang, hinter dem sein unglückliches Frankreich in Saß und Asche trauert, und zeigt ihm den flüchtigen Lichtblick einer bessern Zukunft, in welcher Frankreich mit Oesterreich und Rußland im Bunde sich von seinen Leiden erholen, seinen Sieger besiegen wird!

Das Liebäugeln mit Rußland, wie es die Thiers'sche Botschaft nicht verleugnet, ist durch das Fest des Sanct-Georgsordens, das am 8. Dec. in Petersburg gefeiert wurde, in entschiedener Weise dementirt worden; die Logik der französischen Presse, welche einen deutsch-russischen Krieg bereits als die Frage der Zukunft ins Auge faßte, und ihren Landsleuten mit so kriegerischer Hoffnung schmeichelte, hat durch die Vorgänge bei diesem Feste einen harten Stoß erhalten. Nicht nur wurden die preussischen Marschälle, Prinz Friedrich Karl und Graf Moltke, von den russischen Regimentern mit wahren Enthusiasmus begrüßt, nicht nur wurden ihnen überall ungewöhnliche Ehren zutheil; der Kaiser selbst brachte ein Hoch auf den ältesten Ritter des Sanct-Georgsordens, den Kaiser und König Wilhelm und auf die mit diesem Orden decorirten Repräsentanten seiner kranken Armee aus und fügte hinzu: „Die intimen Beziehungen, welche mich diesem Souverän verbinden, und die Waffenbrüderschaft unserer beiden Armeen, die sich von einer so würdigen Epoche herschreibt, sind mir ein sicheres Pfand des Friedens und der Aufrechterhaltung des Rechtszustandes in Europa.“ Selbst die deutschfeindliche moskowitzische Presse schlägt einen gänzlich andern Ton an, und das Spiegelbild einer russischen Allianz erweist sich als Fata-Morgana der französischen Staatsweisheit.

Das Programm der Session, welches Thiers in seiner Botschaft entwickelt hat, wird nun von der Nationalversammlung ausgeführt werden. Das Militärgesetz und das Budget sind die wichtigsten Probleme, deren Lösung der Einsicht der Versammlung anvertraut ist. Nach den neuesten Berichten nähern sich die Generale, welche über das erstere berathen, den Anschauungen von Thiers; dem Finanzminister Pouyer-Quertier liegt die schwierige Aufgabe ob, das Budget und die neuen Steuern durchzukämpfen; zur Er-

hebung derselben für das erste Vierteljahr 1872 sucht er schon vor der Berathung die Billigung der Versammlung nach. Das Verlangen einer Vertagung in Betreff der Vernehmung der Steuergesetze und nochmaliger Rückgabe derselben an die Commission, das der Finanzminister am 14. Dec. stellte, ist von der Mehrheit abgelehnt worden.

Doch auch sehr wichtige, in der Botschaft nicht berührte Fragen tauchen jetzt in der Versammlung auf. Zunächst handelt es sich um die Restitution der durch ein Decret von 1852 confiscirten beweglichen und unbeweglichen Güter der Familie Orleans, soweit sie nicht in dritte Hand übergegangen sind; der betreffende Gesetzesvorschlag ist von dem Finanzminister am 8. Dec. in der Nationalversammlung eingebracht worden. Thiers wünschte eine schleunige Vorlage, um zunächst die Ansprüche der Prinzen auf einen Sitz in der Versammlung zu vertagen, da es nicht passend erscheinen würde, wenn dieselben während der Berathung über dieses Gesetz in der Versammlung anwesend wären. Einen guten Eindruck macht es keinesfalls, daß die Orleans, ehe sich Frankreich noch von seinen Unfällen erholt hat, alsbald wieder mit ihren Familienansprüchen hervortreten und bei der bedauerlichen Finanzlage des ganzen Staats nur daran denken, ihre eigene Vermögenslage zu verbessern, die Güter zurückzuerwerben, welche ihre Familie einst durch Frau von Montespan von Ludwig XIV. erworben hat. Die orleanistischen Blätter protestiren indeß gegen die Annahme, als würde die Rückwerbung ihres frühern Besitzes die Prinzen des Hauses Orleans veranlassen, dann auf ihren Sitz in der Versammlung zu verzichten. Es wären dies zwei gefonderte Fragen. Seien die Prinzen früher beraubt worden, so müsse man ihnen den Raub zurückerstatten; hätten sie ein Recht auf einen Platz in der Versammlung, so müsse ihnen dieses Recht zuerkannt werden. Der Realkstitution soll eine Personalrestitution folgen, die jedenfalls über die Rechte und Pflichten eines Abgeordneten weit hinausgehen müßte. Die Anwesenheit der Prinzen in der Versammlung hat inzwischen gezeigt, daß Thiers zu weit ging in dem Zutrauen, welches er in ihr Zartgefühl setzte.

Gegen die Rechtsansprüche der Orleans auf die von Napoleon III. confiscirten Güter werden indeß von republikanischen Blättern sehr begründete Einwendungen erhoben; es wird darauf hingewiesen, daß dieser Besitz dem Hause Orleans überhaupt nur durch einen Advocatenkriech des in Eigenthumsfragen sehr vorsichtigen Königs Ludwig Philipp gesichert worden sei. Als er am 7. Aug. 1830 zum Könige der Franzosen gewählt wurde, wären seine Güter nach dem Gesetze von 1790, welches bestimmte, daß der Privatbesitz eines Fürsten, sobald er den Thron besteige, eo ipso zum Nationalvermögen gehöre, dem Staate verfallen gewesen. Doch tags zuvor hätte der König dieselben an seine Kinder abgetreten, um das Gesetz zu umgehen, und diese Cession sei mindestens ebenso schwachvoll wie die spätere Confiscation durch Napoleon III.; beide müßten gleichzeitig rückgängig gemacht und die Güter der Nation zugeeignet werden. Die orleanistische Presse nimmt den gesetzeskundigen König, der sein Privatvermögen stets als bonus paterfamilias unter Benützung aller sich ihm darbietenden günstigen Chancen vermehrt hat, gegen diese Anklage in Schutz, indem sie erklärt, Ludwig Philipp habe seinen Kindern nur gegeben, was der Familie gehörte, seine persönlichen Domänen aber in Staatsdomänen verwandelt.

Eine zweite wichtige Frage ist die Verlegung der Regierung und der Nationalversammlung nach Paris. Am 8. Dec. brachte Graf Duchâtel den darauf lautenden Antrag ein, der von der Linken mit stürmischen Beifall begrüßt wurde. In der Initiativcommission ergriff Thiers selbst das Wort, um diesen Antrag, der bei der Majorität der Versammlung auf lebhaften Widerspruch stößt, zu empfehlen. Ein unheimliches Gefühl beschleicht die Anhänger der monarchischen Parteien, wenn sie nach Paris, dem Sitze der Communalisten und Communisten, zurückkehren sollen. Gleichwol ist von allen Gründern, welche Thiers in seiner vielfach als „greisenhaft“ bezeichneten Rede vorbrachte, wol der schlagendste, daß das Ausland nicht an beruhigte Zustände in Frankreich glauben wird, bis die regierende und gesetzgebende Gewalt wieder in der Hauptstadt ihren Sitz genommen haben. Auch hob er mit Recht hervor, daß ohne die Nähe der Polizeipräfektur und der großen Bankinstitute die Regierung nach verschiedenen Seiten hin gelähmt sei. Seine übrigen Gründe waren mehr feuilletonistischer Art und gehörten in das Gebiet der „Causereien“, die sich in einer ernstern Commissionssitzung befremdlich aus-

nehmen. Wenn er meinte, Paris sei die Hauptstadt der Mode und müsse es bleiben, so hätte dies Argument wol einen Sinn, wenn ein glänzender Hof seinen Sitz von Versailles nach Paris verlegen sollte; aber daß der Präsident Thiers mit seinen Ministern und den Mitgliedern der Versammlung gerade die Mode in besondern Schwung bringen werde, ist doch eine allzu Kühne Annahme. Hierin muß die Republik schon auf jede Concurrenz mit der Kaiserin Eugenie verzichten. Auch enthielt die Rede von Thiers eine statistische Fajelei; das Wachsthum Berlins, das der zögenden Majorität als Schreckbild hingestellt wurde, erschien der erhitzten Phantasie des Präsidenten in so bedrohlichem Lichte, daß er behauptete, die Einwohnerzahl der deutschen Hauptstadt habe sich seit dem letzten Kriege um das Doppelte vermehrt.

Die Rückkehr nach Paris würde in der That den Abschluß der Revolution bedeuten, die mit tausend blutigen Opfern angefüllte Kluft zwischen Paris und Versailles endlich schließen, das Ansehen der Regierung nach innen und außen stärken und überhaupt nach einer langen und verhängnißvollen Epoche der Seccession die Rückkehr zu normalen Zuständen ankündigen. Freilich fürchtet die Rechte, welche die Gespenster der niedergeworfenen Revolution schrecken, nicht ohne Grund den Druck einer öffentlichen Meinung, welche ihren monarchischen Gelüsten widersteht und welche auch ohne revolutionäre Aeußerungen eine unverkennbare Macht ausübt. Es kommt sehr darauf an, in welcher Atmosphäre eine politische Versammlung athmet. Die Atmosphäre von Versailles ist monarchisch, die von Paris republikanisch; daher das hartnäckige Sträuben der Rechten, nach Paris zurückzukehren.

Von den andern Anträgen hat der schon am 4. Dec. zur Vertheilung gelangte Amnestieantrag, der von 48 Mitgliedern der Linken gezeichnet ist, keine Aussicht auf Erfolg, da er sich auf alle Individuen erstreckt, welche seit einem Jahre, sei es in Paris oder den Departements, wegen politischer Verbrechen oder Vergehen verurtheilt worden sind oder noch verfolgt werden. Ein Antrag des Hrn. von Saïsy vom 12. Dec., welcher die Veräußerung der Juwelen und Mobilien der Krone verlangt und den Ertrag für den Wiederaufbau der im Kriege zerstörten Städte und für die Errichtung von Denksteinen für die im Kampfe gefallenen Vertheidiger bestimmt, wurde mit Stimmenmehrheit von der Versammlung angenommen. An demselben Tage wurde der Antrag Princetau's berathen, welcher den Mitgliedern der Nationalversammlung im Princip untersagt, öffentliche Aemter zu bekleiden; man erklärte sich für eine nochmalige Berathung desselben.

Eine stürmische Episode in den Sitzungen der Versammlung rief am 9. Dec. Ordinaire, der Abgeordnete für Lyon, hervor, ein achtundzwanzigjähriger Republikaner, der in Italien und Frankreich unter Garibaldi gefochten und zuletzt in Paris zum Generalstabe Raoul Rigault's gehört hatte. Er nannte die Gnabencommisson eine Commission von Mördern und lieferte damit den Beweis, daß die überwundene Partei auch noch in der Nationalversammlung selbst ihre Vertreter hat. Eine gewaltige Aufregung folgte dieser Beschuldigung, man sprang auf die Bänke, ballte die Fäuste und stieß Drohungen und Verwünschungen aus. Beinahe das ganze Haus, nur 13 Mitglieder der äußersten Linken ausgenommen, stimmte dafür, daß über den Abgeordneten Ordinaire die Strafe der Censur verhängt werde, eine Strafe, die nach dem Art. 142 der Geschäftsordnung den Verlust der halben Abgeordnetenbüten auf die Dauer eines Monats zur Folge hat, sowie die Verpflichtung des Betroffenen, einen die Censur enthaltenden Auszug aus dem Protokoll auf seine Kosten in 1000 Exemplaren drucken zu lassen, welche dann in allen Gemeinden des von ihm vertretenen Departements öffentlich angeschlagen werden. Ordinaire ist infolge dessen aus der Versammlung ausgetreten.

Während so der Krieg der Parteien in der Nationalversammlung auf das heftigste entbrennt, die einen aus ihren Sympathien für die Besiegten der Hauptstadt, die andern aus ihrem Streben, das Provisorium in ein Definitivum und zwar in das des legitimen Königthums zu verwandeln, kein Fehl machen, während der Präsident, verfeindet mit der Rechten und der Linken, welche beide den Präsidenten der Versammlung, Grévy, gleichzeitig als seinen Nachfolger ins Auge gefaßt haben, gibt auch der äußere Feind ein Lebenszeichen, daß er noch auf Frankreichs Boden steht, indem er den Belagerungszustand über die von ihm besetzten Departements verhängt. Der Grund dieser Maßregel war die Nothwendigkeit, gegenüber den freisprechenden Urtheilen französischer Gerichte über

die Mörder deutscher Soldaten den letztern einen energischen Schutz zu gewähren. Der Hohn gegen jedes Recht, mit welchem der Mörder Lonnelet sich als Patrioten feiern ließ, als solcher von seinem Advocaten Lachaud verherrlicht wurde und vor dem französischen Geschworenengerichte frei ausging, rechtfertigte sowol diese Maßnahme als auch den scharfen Erlass, welchen Fürst Bismarck wegen dieser mit dem Schein des Rechts prunkenden Rechtsverletzung nach Paris ergehen ließ. In seiner Botschaft sprach dieser sich auch, dem Fanatismus des maßlosen Deutschenhasses trogend, mit würdiger Festigkeit gegen diese Mordthaten und gegen die Richter aus, welche ihnen Straflosigkeit zusicherten. „Es bleibt uns noch“, rief er aus, „der Schmerz fremde Soldaten auf dem Boden unsers Vaterlandes zu sehen, aber wir beschwören die Bevölkerung in ihrem wie in unserm Namen, mit Geduld die letzten Folgen unserer Unglücksfälle zu ertragen und sie nicht zu vergrößern durch unvorsichtige Handlungen, welche die Uebel nicht abkürzen würden, sondern im Gegentheil von neuem die Sicherheit Frankreichs oder seine Würde gefährden könnten. Für diejenigen, die etwa glauben, daß man durch Tödtung eines Fremden keinen Mord begehe, muß ich hinzufügen, daß dies ein verabscheuenswürdiger Irrthum ist, daß ein Fremder ein Mensch ist und für ihn die heiligen Geseze ebenso unverleglich bestehen wie für unsere eigenen Landsleute. Wir beschwören die Richter, einen so beklagenswerthen Irrthum nicht zu theilen; und namentlich nicht zu vergessen, daß unsere Städte die Folgen desselben zu sühnen haben und daß Tausende von Franzosen in demselben Augenblick schrecklichen Repressalien ausgesetzt sein würden.“

Thiers konnte übrigens in seiner Botschaft hervorheben, daß von 40 Departements jetzt nur noch 6 occupirt, daß von den 5 Milliarden der Kriegssentschädigung bereits 2 bezahlt sind oder es in kurzer Zeit sein werden.

Inzwischen setzten die versailer Kriegsgerichte die unerfreuliche Arbeit fort, die massenhafte Zahl der Angeklagten in Schuldige und Unschuldige zu sondern. In der Woche vom 3. bis zum 9. Dec. wurden 223 Urtheile gefällt und 169 Angeklagte freigelassen. Im ganzen sind bisher 1774 Urtheile gefällt und 11525 Individuen freigelassen worden. Es ist dies einer der unerhörtesten Monstreproceße, den die Geschichte kennt und welcher außerdem an die Weisheit der Richter die schwierigsten Ansprüche stellt. Denn die Richter sind zugleich Partei, sind Sieger in einem blutigen Kampfe und stehen einer Masse gegenüber, in welcher, bei anscheinend gleicher Schuld des Widerstandes, die Fanatiker von den gezwungenen Indifferenten zu scheiden oft geradezu unmöglich ist. Nur persönliche Gereiztheit, die Erbitterung gegen eine Presse, welche sie selbst am wenigsten verschont hatte, konnte die Richter zu einem Urtheil bestimmen, wie sie es über Louis Wlbad, den Redacteur der „Cloche“, fällten, ein Urtheil, welches auch vom Cassationsgericht annullirt wurde. Ebenso konnte nur der Mangel an juristischen Kenntnissen es erklären, wenn die Kriegsgerichte einen noch nicht sechzehnjährigen Insurgenten zum Tode verurtheilten. Auch hier mußte die Cassationsinstanz allgemeine Rechtsgrundsätze zur Geltung bringen und das Urtheil cassiren. Ueberhaupt mehrt sich die Zahl der Todesurtheile in letzter Zeit. Gleichwol hat die Hinrichtung von Ferré, Koffel und Bourgeois auf der Ebene von Satory, sowenig man gerade diesen Angeklagten gegenüber, von denen der eine die Seele der Insurrection, die andern rebellische, dem Kriegrechte verfallene Soldaten waren, von einem ungerechten Urtheil sprechen kann, doch die Hingerichteten mit der Glorie des Märtyrthums umgeben. Die lange Verzögerung der Execution ließ dieselbe doppelt grausam erscheinen, und die Zeit des ersten blutdürstigen Fanatismus, wie er im Gefolge der Bürgerkriege auftritt, ist vorüber. Auch die Hinrichtung des Advocaten Crémieux in Marseille hat den Süden Frankreichs um einen politischen Märtyrer reicher gemacht. Je mehr die Majorität der Nationalversammlung unverhohlen auf die Monarchie lossteuert, desto mehr erscheint der pariser Aufstand, trotz seiner blutigen und unstmüthigen Greuel, als eine Schilderhebung des Republikanismus, und die aufrichtigen, auch gemäßigten Anhänger des letztern beginnen allmählich in den Executionen der versailer Kriegsgerichte die Symptome einer neuen Säbelherrschaft zu sehen, welche irgendeiner Dynastie die Wege bahnen soll. Als eine tragikomische Episode in der Mitte dieser kriegsrechtlichen Schrecken erscheint die Art und Weise, wie der nicht zum Tode verurtheilte Lullier sein Entzücken darüber ausspricht, daß er doch, wie dies Urtheil ihm beweise, nicht lauter feindselige Gegner habe.

Gegenüber der von lauten und verschwiegenen Nachgedanken getragenen Wiedergeburt Frankreichs, welche sich kaum ohne neue innere Zerrüttung, ohne Bürgerkriege zwischen den Republikanern und Monarchisten vollziehen dürfte, schreitet das Deutsche Reich in seiner Consolidirung friedlich fort, und im schroffsten Gegensatz gegen die verbitterten Partekämpfe in Frankreich zeigen hier die Parteien einen so versöhnlichen und friedfertigen Geist, daß, abgesehen von den ultramontanen Willküren, kaum von einem für das Staatswesen wichtigen Kampfe derselben die Rede sein kann.

Da wir über die Herbstsession des Deutschen Reichstages einen eingehenden Bericht erstatten werden, so genügt hier ein kurzer Umriss, der ihre Bedeutung skizzirt. Für die Einigung Deutschlands in wirtschaftlicher Beziehung sind von dem Reichstage mancherlei wichtige Beschlüsse gefaßt worden: die Anbahnung eines neuen Münzsystems auf der Basis der Goldwährung, die Betheiligung des Reiches am Bau der Sanct-Gothardsbahn, die Einführung der Deutschen Gewerbeordnung in Württemberg und Baden, der Deutschen Maß- und Gewichtsordnung in Baiern u. s. f. Als sich der Reichstag schon zum Schlusse neigte, wurde in unerwarteter Weise die Berathung des Militäretats durch die mit geringer Mehrheit angenommene Vorlage beseitigt, ein Pauschquantum für drei Jahre zu bewilligen und so diesen stets zu Conflicten herausfordernden Theil des Budgets so lange gleichsam aus der Schußweite der parlamentarischen Kämpfe zu rücken; dieser Antrag und die darauffolgende Abstimmung war ein Keil, der die liberale Partei, wenn auch nur vorübergehend, spaltete; denn die nächsten Gesinnungsgenossen trennten sich hier durch entgegengesetzte Stimmabgabe. Das Militärbudget ist aus der Conflictzeit als der Zankapfel zwischen Regierung und Volksvertretung noch in lebhafter Erinnerung. Damals war die liberale Partei der Ansicht, daß der Parlamentarismus nur zu einer Wahrheit werden könne, wenn die Parlamente mit Zähigkeit die Hand am Geldbeutel hielten und so von ihrer gesetzlichen Macht Gebrauch machten. Die Geschichte hatte inzwischen bewiesen, daß die Opposition, was das Sachliche, die militärische Organisationsfrage, betrifft, damals im Unrecht war. Die siegreichen Kriege, welche Preußen mit seinem nenorganisirten Heere geführt, die großen und glänzenden Resultate, die es errungen hat, das Gebot der Wehrhaftigkeit, welche auch dem besiegten Feinde gegenüber an das neue Reich herantritt: dies alles mochte jetzt die Mehrheit der Versammlung bestimmen, drei Jahre hindurch auf das wichtigste Recht zu verzichten, das einem Parlament zufließt; denn so groß und bedeutsam die andern Gebiete parlamentarischen Wirkens sein mögen, auf welche der Kriegsminister ja die Thätigkeit der Versammlung wohlwollend verwies — die eigentlichen Nachfragen des Parlaments sind da zu suchen, wo es sich um die höchsten Bewilligungen, um die Prüfung und Entscheidung über den wichtigsten Etat handelt. Jedenfalls wurde die Vorlage von einzelnen liberalen Abgeordneten mit einer Begeisterung verfochten, zu der ein solches mehr oder weniger diplomatisches Auskunftsmittel an und für sich keine Veranlassung gibt. Auch wurde geltend gemacht, daß dies Pauschquantum mit den Art. 71 und 72 der Reichsverfassung in Widerspruch stehe, und es ein bedenkliches Präjudiz sei, Ausnahmefälle zu schaffen, wo keine zwingende Nothwendigkeit vorliege. Nach der dritten Lesung und Annahme des Gesetzworschlages wurde der Reichstag ohne weitere Förmlichkeit geschlossen. Erfreulicher war ein ebenfalls gegen den Schluß hin eingebrachtes und angenommenes Gesetz, durch welches das Reich zunächst der bairischen Regierung im Kampfe gegen die Fanatiker des Ultramontanismus zu Hülfe kam und sich selbst gegen solche Ausschreitungen sicherte, ein Gesetz, welches die Priester und Religionsdiener, die sich bei Ausübung ihres Amtes gegen den Staat in einer dem öffentlichen Frieden störenden Weise auflehnen, mit einer zweijährigen Gefängnißstrafe bedroht.

Der preussische Landtag ist am 22. Nov. im Weißen Saale des königlichen Schlosses eröffnet worden. Die Thronrede des Königs hob gleich am Anfange mit Genugthuung hervor, daß dem preussischen Volke an den Erfolgen dieser denkwürdigen Zeit ein so hervorragender Antheil zugefallen sei, daß die Wehrkraft Preußens, deren Ausbildung er seit dem Beginne seiner Regierung als die höchste Aufgabe des königlichen Berufs erkannt, eine so glänzende Probe bestanden habe. Die Thronrede sonderete ferner

mit scharfer Grenzcheidung die Competenz des Reichstages und des Landtages: „Während dem neuerstandenen Deutschen Reiche, dessen Kaiserwürde mit meiner und meiner Nachfolger Krone verbunden ist, fortan die Pflege der nationalen Macht und Sicherheit zufällt, wird sich die Verwaltung des preussischen Volkes in Gemeinschaft mit meiner Regierung um so zuversichtlicher der heilsamen Ausbildung der innern Einrichtung der Monarchie widmen können.“ Nach dem Hervorheben der günstigen Finanzlage Preussens, die sich unter der Einwirkung der Kriegserfolge noch verbessern werde, wurden die für die Entwicklung der neuen Zustände bedeutungsvollen Aufgaben des Landtages der Reihe nach aufgeführt und diesem das Programm seiner Wirksamkeit gestellt. Dazu gehören die Auflösung des Staatsschatzes, der durch den reichsgesetzlich beschlossenen Reichskriegsschatz unnötig und verfügbar geworden, sowie die Verwendung desselben zur Tilgung der Staatsschulden, die umfassende Erhöhung der Beamtenbefolgungen, Erleichterungen bei einzelnen Steuern, gesetzliche Regelung der Einrichtungen und der Befugnisse der Oberrechnungskammer, die Herstellung der Verkehrswege und weitere Ausbildung der Eisenbahnen, Vorlagen über den Erwerb des Grundeigenthums und über das Hypothekenrecht, der Entwurf einer Kreisordnung für die östlichen Provinzen, Gesetze zum Schutze der Glaubens- und Gewissensfreiheit, über Eheschließung, Regelung der Civilstandsverhältnisse und die rechtlichen Wirkungen des Austritts aus der Kirche, ein Gesetz über die Aufbringung der Synodalkosten, vor allem ein allgemeines Unterrichtsgesetz und ein Specialgesetz über die Beaufsichtigung der Schulen. Mit allgemeiner Freude begrüßt wurde die Zusicherung, daß auf dem Gebiete des öffentlichen Unterrichts die Verwendung sehr beträchtlicher Mittel in Anspruch genommen werde, um viele bisher zurückgestellten Bedürfnisse nunmehr zu befriedigen.

An der Erledigung dieses inhaltsreichen Programms arbeitet der Landtag in seinen bisherigen Sitzungen mit aner kennenswerthem Eifer. Ohne auf die Beratungen über einzelne sachmännische Punkte und spezielle Fragen des Budgets näher einzugehen, erwähnen wir als das Ereigniß der bisherigen Sitzung die Vorlage der Steuerreform, welche Finanzminister Camphausen in längerer Rede motivirt. An vielen Stellen erinnert uns die ministerielle Rede an jene Vertheidigungsrede Lassalle's, welche eine so scharf einschneidende Kritik der indirecten Steuern enthält. Es zeugt von einem Fortschritt der Zeit, daß der Ministertisch jetzt die gleichen Anschauungen vertritt wie damals die Anlagobank. Die untersten Schichten der Bevölkerung in der Steuerlast zu erleichtern, indirecte Steuern aufzuheben, die nicht dauernd haltbar erscheinen: das ist das ausgesprochene Programm der Regierung, welche eine Million Thaler für Steuernachlässe reservirt hat. Die Mahlsteuer soll vom 1. Jan. 1873 gänzlich aufgehoben, die Aufhebung der Schlachtsteuer den Communen freigestellt werden, die, wenn sie dieselbe beibehalten, für die Steuerpflichtigen in den Stufen I b, II und III ein Aversum an die Staatskasse zahlen und jene von der directen Besteuerung befreien sollen. Ueberdies sollen vom 1. Juli 1872 ab die Steuerpflichtigen der Unterstufe 1 a der ersten Hauptklasse, deren Zahl sich auf 5,061,171 beläuft, von der Verpflichtung, die Klassensteuer zu bezahlen, befreit werden. Die große Schwierigkeit der Eintreibung der Klassensteuer in diesen Schichten der Bevölkerung, ein Hauptgrund, den man gegen die Aufhebung der Schlacht- und Mahlsteuer geltend machte, ist hiermit radical beseitigt. Die günstige Lage des preussischen Finanzhaushaltes gestattet diese Steuernachlässe, die als eine große, dem vierten Stande zutheil werdende Wohlthat begrüßt werden müssen. Hr. Camphausen hat sich durch diese Vorlage und durch die Gesetzesentwürfe wegen Fortsetzung des Consolidationswerkes und Gemäßigung der Hypothekengebühren als ein Finanzminister bewährt, der ebenso gedankenreich ist wie entschlossen in der Durchführung durchgreifender Reformmaßregeln. Einer Einwendung des Abgeordneten Lasker gegenüber hob er hervor, daß dies noch nicht seine letzten Maßregeln sein würden, wie er auf der andern Seite dauernd auf die Abhängigkeit des Finanzministers von den Beschlüssen des Ministerrathes hinwies. Die extremen Parteien werden seine Vorlagen bekämpfen, und wenn der Minister reformatorisch vorgeht, so wird es an rückwärts drängenden Elementen nicht fehlen. So wird schon die Bequemlichkeit der städtischen Behörden und die Vorliebe für das Altergebrachte dafür sorgen, daß die „facultative“ Schlachtsteuer in den meisten Communen ihre alte Geltung bewahrt. Wir glauben, daß man Preußen zu seinem Finanzminister

Glück wünschen kann. Der Etat von  $8\frac{1}{4}$  Millionen, der als Vermehrung dauernder Jahresausgaben verfügbar ist, wird gewiß, soweit es bei ihm steht, die wünschenswertheste Verwendung finden. Die Aufbesserung der Beamtengehälter mit 4 Millionen erscheint freilich, trotz dieser beträchtlichen Summe, nicht als ausreichend; die halbe Million zur Verbesserung der Elementarschullehrergehälter, die Dotation der Gymnasiallehrerstellen mit circa 27500 Thln., die Verbesserung der Durchschnittsgehälter der Universitätsprofessoren mit 70000 Thln. kann den Flor des preussischen Schul- und Universitätswesens nicht durch Heranziehung bedeutender Kräfte bewirken, nicht die Thatsache klagen strafen, daß andere Universitäten, z. B. Leipzig, die meisten preussischen ohne Ausnahme, sowohl was die Tüchtigkeit der Lehrkräfte als auch was die Zahl der Studirenden betrifft, überflügelt haben. Für die Mission des Culturstaates Preußen, der schon lange, ehe er die politische Führung Deutschlands übernahm, den Ruhm geistiger Hegemonie behauptete, reichen diese Mittel nicht aus. Die Rede Virchow's in der Sitzung vom 12. Dec. deckte diese Mängel mit Schärfe auf.

Während der preussische Landtag die Grenzen zwischen seiner Competenz und der des Reichstages im Sinne der Thronrede zu wahren sucht, zeigen die andern deutschen Kammern meistens die Neigung, diese Grenzen zu überschreiten und mit Particulargesetzen die Reichsgesetzgebung zu amendiren. Selbst die badische Regierung hat das Reichsgesetz über die Strafbarkeit der Priester verschärft, bestraft sogar den Versuch des Mißbrauches geistlicher Amtsgewalt und verhängt Geldstrafen über den Tadel der Staatsregierung in öffentlichen Vorträgen der Geistlichen und über die Einwirkung derselben auf die Wahlberechtigung zum Nachtheil bestimmter Personen. Auf den württembergischen und bairischen Landtagen regt sich lebhaft der Particularismus, obwohl auf dem erstern die national-liberale Partei die entschiedene Mehrheit hat. Auf demselben stellte Desterlen die Motion, daß zu Abänderungen des Vertrages vom 25. Nov. 1870 die ständische Zustimmung erforderlich sei. Der Art. 2 jenes Vertrages enthalte die Maßnahmen, unter denen allein die Ausdehnung der Verfassung des Norddeutschen Bundes auf Württemberg genehmigt worden sei. Die Reichsregierung könne nicht durch einen eigenen Act die ihr gezogenen Schranken erweitern. Dazu sei die Zustimmung des württembergischen Staates als solche immer nöthig, nicht bloß die der württembergischen Stimme im Bundesrathe. Es könne die Zustimmung der württembergischen Bundesbevollmächtigten im Bundesrathe abgegeben werden, aber endgültige Kraft werde dieselbe nur durch Einwilligung der württembergischen Stände gewinnen. Einen ähnlichen Antrag stellten einige Tage später, am 16. Dec., die Abgeordneten Schüttinger und Barth in der bairischen Abgeordnetenkammer: das allgemeine Staatsrecht Baierns verbiete den Ministern das Aufgeben von Rechten des Staats; die Aufrechthaltung der Reservatrechte sei die Bedingung für den Eintritt Baierns in das Reich gewesen. Minister von Luz' entgegnete, daß in Versailles von den Vertretern aller Regierungen festgehalten worden sei: die Erwerbung des Reichsrechtes sei nicht abhängig von den Voten der Speciallandtage, und nach seiner und aller seiner Collegen Ansicht habe der Bundesrath und der Reichstag den Verzicht auf ein Reservatrecht als gültig anzusehen, sobald die betreffende Regierung durch ihre Vertreter im Bundesrathe das Reservatrecht aufgibt. Beide Anträge in Stuttgart und München wurden an Commissionen verwiesen, und es wird nicht daran fehlen, daß sie in den betreffenden Kammern noch viel Staub aufwirfeln.

Wir werden in unserer nächsten Revue auch die politische Entwicklung anderer Staaten ins Auge fassen, vor allem die der Oesterreichisch-Ungarischen Monarchie, indem wir aus der reichhaltigen Chronik des Tages das Bedeutende heransheben und einer selbständigen Beurtheilung unterwerfen.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brodhäus. — Druck und Verlag von F. A. Brodhäus in Leipzig.

## Der Alpendurchstich auf dem Mont-Cenis.

Der große Gedanke eines Alpendurchstiches beschäftigte Piemont und Savoyen schon seit mehr als 30 Jahren. Beide Länder, zu Einem Staate gehörig, aber durch eine hohe Gebirgskette getrennt, dachten natürlich daran, sich durch eine Eisenbahn miteinander zu verbinden, um so ihre Producte gegenseitig austauschen zu können. Dieser Gedanke erfreute sich bald großer Popularität, namentlich in Piemont, und wurde mit derselben Energie aufgenommen wie der Gedanke der Einheit Italiens. Bereits 1840 legte König Carl Albert Hand an die Ausführung, indem er Männer zu Rathe zog, die das Zeug dazu haben konnten, die Schranken niederzuwerfen, welche Natur und Politik zwischen beiden Ländern aufgerichtet hatten. Aber erst seinem Sohne blieb es vorbehalten, den einen wie den andern Gedanken durchzuführen, Italien zu einigen und den Mont-Cenis zu durchbohren.

Beide glorreiche Unternehmungen haben noch eine Beziehung zueinander, die nämlich, daß sie unmittelbar und mittelbar das Ergebnis freier Institutionen sind. Indem Carl Albert seinen Büllern Freiheit gewährte, gab er ihnen die Möglichkeit, Italien zu einem Staate zu machen und die Alpen zu durchbrechen. Die alte Energie Piemonts fühlte sich aufgeschwächt. Mittels der Freiheit ward es auf dem Wege nationalökonomischer Reformen, industrieller Unternehmungen und Eisenbahnbauten vorwärts getrieben. In den sechs Jahren von 1850—56 bedeckte sich die ganze subalpine Ebene mit Eisenbahnen. Je rascher sich dieses Netz entwickelte, desto nothwendiger erschien die Beseitigung des Hindernisses, welches dasselbe vom französischen trennte. Piemont, seine Politiker und seine Ingenieure, kämpften gegen dieses Hindernis an. Der erfinderische Menschenggeist erzeugte alle möglichen Arten von Projecten und Maschinen und jede fand die Regierung zur Unterstützung bereit oder doch zur Ermutigung.

Im Jahre 1814 war ein gewisser Médail von Bardonnecchia Zollcommissar an der Grenze von Montmeilan und Pont-Beauvoisin und begab sich 1828 nach Lyon, um dort Straßenbauten auszuführen. Ohne regelmäßige Studien gemacht zu haben, hatte er sich in der Praxis einige Erfahrungen in der Geometrie angeeignet. Intelligent und thätig wie er war, beschäftigte er sich fort und fort mit dem Gedanken, wie es möglich wäre, den Handelsverkehr zwischen Lyon und Italien zu heben, der durch den Schneefall auf der Landstraße nur zu oft unterbrochen ward.

Eisenbahnen galten damals vielen noch als ein nothwendiges Uebel und hatten für sie einen revolutionären Beigeschmack, Médail aber sah die Dinge mit klarerem Blicke an. Er kannte die Berge und Thäler seiner Heimat von Jugend auf und war der Ueberzeugung, man müsse den nächsten Weg zwischen Bardonnecchia und Modane suchen und wäre es auch mittels einer Durchbohrung einer der dortigen Berge. So schrieb er denn am 20. Juni 1841 eine Denkschrift darüber und machte sich persönlich auf den Weg,

um dieselbe dem Ministerium und dem Präsidenten der Handelskammer zu überreichen. Hier wurde er auch sehr gut aufgenommen; aber nur wenige hielten seinen Vorschlag für ernstlich gemeint. Er war damit seiner Zeit vorausgeeilt. Mébail dachte sich einen viel kürzern Tunnel, und es ist kein Grund vorhanden daran zu zweifeln, daß, wäre Mébail von der Regierung unterstützt worden, schon 1841 der Bau einer Bahn mit einem Tunnel von nur 6000 Meter in Angriff genommen worden, freilich in weit größerer Höhe über dem Meerespiegel.

Jetzt stehen wir staunenden Blickes an dem Abschlusse eines Werkes, mit dessen Riesengröße kein anderes in die Schranken treten kann. Es ward in aller Stille vollendet, und die Humanität kann es mit thränenlosem Auge betrachten. In ruhigeren Zeiten hätte dessen Vollendung Anlaß zu einem Feste gegeben, an welchem sich die ganze Welt betheilig hätte; jetzt aber ist die politische Ruhe noch nicht wiedergekehrt, und als die Bohrmaschine zum letzten mal ihre Meißel in das Gestein trieb, wurde ihr schriller Klang von dem Donner der Kanonen und dem Knattern der Mitrailleurseifen übertönt.

Aber dadurch hat das Werk nichts an seiner Größe verloren.

Der Alpendurchstich, dem nur der Suezkanal würdig an der Seite steht, bedeutet so viel als die Verbindung von Nord und Süd, von Ost und West, so viel als die Näherbringung der Continente, die Verschmelzung der Rassen und Nationen.

Es wird einst eine Zeit kommen, in welcher die Menschheit mit Schauder auf eine Periode der Geschichte zurückblickt, in der man in Männer mordenden Schlachten die Hauptabschnitte ihrer Entwicklung sah. Dann werden die Namen Cavour, Menabrea, Sommeiller, Grattoni, Granbis, Mébail, Colladon und Mauß als Sterne noch immer am Himmel der Civilisation leuchten und die kommenden Geschlechter zu ihnen als zu Wohlthätern des Menschengeschlechtes mit dankbarem Blicke emporschauen.

Die k. k. privilegierte Südbahn- (Oberitalienische Bahn-) Gesellschaft aber mag mit gerechtem Stolze auf das riesige Gebiet ihrer Thätigkeit schauen, in welchem der Mont-Cenis, Brenner und Semmering Werke bilden, wie sie keine andere Bahn der Welt auch nur annähernd aufzuweisen hat.

### 1) Technische Vorarbeiten und Tunnelbau.

Innerhalb der sechs Jahre von 1844—1850 entwarf Hr. Mauß die ersten Grundzüge der die Alpen durchschneidenden Bahn und erfand seine vielbesprochene Maschine zum Durchbohren der Felsen. Zuerst hatte er den kühnen Gedanken, einen Tunnel von mehr als 12 Kilometer anzulegen. Um denselben abzukürzen, wollte er dann zwei schiefe Ebenen mit einer Steigung von  $3\frac{1}{2}$  Proc. anlegen. So wurde der Tunnel auf eine Länge von nur 10 Kilometer zurückgeführt. Um die Züge eine so große Steigung hinaufzubringen, die größte, welche man bis dahin kannte, griff er zum Schlepssystem zurück, das er ein paar Jahre vorher auf den schiefen Ebenen von Lüttich zur Anwendung gebracht hatte, d. h. er wollte die Züge an Drahtseilen emporwinden lassen. Es war im Monat August 1845, als er der Regierung einen ins einzelne gearbeiteten Bericht vorlegte, in welchem dieser Plan entwickelt wurde.

In einem zweiten Berichte, vom 26. März 1846, gab er die Beschreibung eines mechanischen Durchstichapparates, welcher durch ein endloses, über Rollen laufendes Seil in Bewegung gesetzt ward, das seinerseits wieder von Wasserrädern an den beiden Endpunkten des Tunnels Bewegung erhielt.

Dieser Apparat bestand aus zwei Reihen parallel laufender Meißel, die horizontal auf einem Rahmen vertheilt waren, in welchem sie sich frei bewegten. Alle diese Meißel steckten an einem gut befestigten Stiel, der ihnen einmal eine Rotationsbewegung um ihre eigene Achse gab und sie dann mittels starker Springfedern in ihrer ursprünglichen Stel-

lang erhielt. Einige in einem umlaufenden Cylinder befestigte Zähne machen die Meißel zurückgehen und ziehen die Springfedern an. In dem Augenblicke, in welchem ein Zahn des Cylinders den Meißel fahren läßt, fährt dieser, von der Springfeder kräftig abgeschmetzt, gegen den Fels und zerbröckelt ihn.

Am 8. Febr. 1849 überreichte Hr. Mauß der Regierung einen Hauptbericht, der von einer aus neun Mitgliedern bestehenden Regierungskommission geprüft und einstimmig gebilligt wurde. Nichtsdestoweniger wurden bald Bedenken gegen gewisse Theile der Erfindung laut. Der Verlust an Kraft mußte infolge der Reibung der Seile, die über so viele Rollen liefen, ein ungeheurer sein. Der Erfinder selbst, ein Mann von größter Gewissenhaftigkeit, berechnet, daß dadurch die Hälfte der transmissiblen Kraft verloren geht. Die Ventilation ließ nicht wenig zu wünschen übrig. Sie wurde durch Ventilatoren erzeugt, welche mit den Achsen der Rollen untliefen. Wenn sich Hr. Mauß gleichwol zum Sprengen des Gesteines nicht des Schießpulvers bedienen wollte, so erhellt daraus, daß diese Art der Ventilation nicht mehr ausreichte, sobald man in einer größern Tiefe des Tunnels angelangt war. Ferner ließ sich begreifen, daß ein Seil nicht zureichen könne zur Transmiffion der Kraft auf eine Länge von 6 Kilometer, welche die Erhaltung einer solchen Transmiffion erheischen würde. Der Erfinder hatte sie auf 150 Frs. per Stunde berechnet.

Der Bericht des Hrn. Mauß wurde in der königlichen Druckerei in Turin gedruckt, ins Italienische übersetzt, allen akademischen Körpern zugesendet und durch die wissenschaftliche Presse zur Kenntniß von ganz Europa gebracht. Aber obwol viele Sachverständige die Mängel dieser Bohrmaschine erkannten und als solche bezeichneten, so dachte doch keiner daran, an die Stelle des Transmissionsseiles die comprimirte Luft als Motor des Perforationsapparates und Ventilators zu setzen. Keiner dachte daran, einen einzigen ausgenommen, und dieser einzige war der Professor Colladon von Genf. Derselbe wendete sich im April 1850 an Hrn. di Santa-Rosa, um sich über das Privilegiumswesen in Piemont Aufschlüsse zu erbitten; denn er wollte um ein Privilegium für die Anwendung comprimirter Luft und für die Ventilation von Tunneln nachsuchen.

Der Gedanke dieser neuen bewegenden Kraft bezeichnet die zweite Periode der Geschichte der Alpendurchstiche.

Hr. Colladon war gesonnen, sich dieses neuen Motors für seine Arbeiten zu bedienen. Seine erste Denkschrift vom Jahre 1824 an die Physikalische Gesellschaft in Genf hatte die Compression des Gases und der von ihm ausgestrahlten Wärme zum Gegenstande, und zwei Jahre später correspondirte er mit Hrn. Brunel, dem Erbauer des Themsetunnels, über die Benutzung comprimirter Luft. Er empfahl ihm, den hohlen Raum hermetisch zu verschließen und dann comprimirte Luft einzuführen, um so dem Eindringen des Wassers zu begegnen, falls dasselbe vom Flußbette durchsickern sollte.

Hr. Perdonnet gedachte dieser Thatsache bei Beginn seiner Vorlesungen vom Jahre 1834 an der Centralschule in Paris. Hr. Colladon hatte sich wiederholt mittels einer Lucherglocke in comprimirter Luft unter Wasser begeben, um Untersuchungen über die Fortpflanzung des Schalles anzustellen, und dabei Gelegenheit gefunden, sich dieses atmosphärischen Agens zu bedienen, das bis zu vier Atmosphären comprimirt war. Als Ingenieur und Gründer großer Gasbereitungsanstalten war er in der Lage, die Circulation des Gases in den Röhren zu beobachten und dessen Geschwindigkeit in denselben zu messen. Zu Paris stand er 1827 mit den Directoren der englischen Compagnie wegen eines in tragbaren Gefäßen comprimirten Gases in Verbindung und kam auf diese Weise dazu, sich auf Grund seiner frühern Studien mit der comprimirten Luft als Motor und zur Ventilation in Tunneln zu beschäftigen.

Obgleich er, diese wissenschaftlichen Fragen noch einmal aufzugreifen, und

anstatt sich sofort nach Turin zu begeben und ein Privilegium für sein Verfahren nachzusuchen, unterwarf er es neuen Studien und Versuchen. Er verschaffte sich eine Pumpe der Art, wie man sich ihrer zum Comprimiren der Luft in Taucherglocken bedient, sowie eine Röhre von 700 Meter Länge und 176 Millimeter Durchmesser und mit manometrischen Apparaten von größter Präcision. Es galt überdies die Widerstandskraft des Gases innerhalb der Röhre zu bestimmen. Das war eigentlich der Hauptpunkt, denn es genügte nicht, die comprimirte Luft als bewegende Kraft zu haben, sondern man mußte auch wissen, welcher Widerstandskraft sie in der Röhre begegnen würde, in der sie nach der Tiefe des Tunnels gebracht wurde. Das Ergebniß der Versuche konnte kaum ein besseres sein. Der Coëfficient des Widerstandes erwies sich als weit niedriger, als er vorausgesetzt hatte. Er wiederholte nun seine Versuche mit Röhren von verschiedenen Durchmessern und von verschiedener Länge, und seine Berechnungen wurden nun für diesen wichtigen Punkt entscheidend. Der Verlust an Ausdehnung der Luft war kaum merklich. In einer Röhre von 25 Centimeter Durchmesser und von 6 Kilometer Länge, d. h. von der Hälfte der Länge des Alpentunnels, war der Verlust an bewegender Kraft höchstens soviel als der geringste Verlust beim Transmissionsseil des Hrn. Mauß, und diese Luftleitung war leicht herzustellen, billig zu unterhalten (sie kostete zehnmal weniger als das Mauß'sche Seil), war nicht gefährlich wie dieses und leistete mehr als das Doppelte für die Lösung des großen Problems des Durchbohrens der Alpen und der Ventilation der Luft.

Erst nach solchen Untersuchungen über die Verwendbarkeit der Luft, welche später von den Commissionen der königlich sardinischen Regierung wiederholt wurden, entschloß sich Hr. Colladon, sich um ein Privilegium „auf einen Complex von Mitteln zur Herstellung von Tunneln“ zu bewerben. Er reichte sein Gesuch am 30. Dec. 1852 ein, mithin um vier Jahre früher, als ähnliche Gesuche einliefen.

Es war damals in Piemont üblich, der Bitte um ein Privilegium eine Denkschrift beizulegen, in welcher das Verfahren dargelegt war, um dessen Privilegirung es sich handelte. Hr. Colladon sendete eine sehr umständliche Denkschrift ein, in welcher er die verschiedenen Vorschläge für Transmission einer bewegenden Kraft analysirte. Er legte in ebenso wissenschaftlicher als klarer Weise alle Mängel der Seile, den außerordentlichen Verlust an Kraft, die enormen Kosten der Unterhaltung, die Gefahren des Reißens des Seiles, sowie die Mangelhaftigkeit der Ventilation dar, Mängel, welche andererseits der Erfinder selbst nicht verheimlicht hatte. Dann ging er auf die Begründung der von ihm gemachten Erfahrungen hinsichtlich der Circulation der comprimirten Luft über, je nach Verschiedenheit der Länge und des Durchmessers der Röhren, und wies schließlich nach, daß bei der Entfernung von 7000 Meter von dem Wassertriebwerke bis zur halben Länge des Tunnels der Verlust an Kraft in einer Röhre von 20—25 Centimeter Durchmesser ein nur sehr unbedeutender ist.

Er gab ferner an, wie man diese Kraft anwenden müsse, um die Rotationsbewegung der Mauß'schen Maschine herzustellen, sowie auch um eine geradlinige Bewegung zu gewinnen, welche der einer Mörserkeule analog wäre, „eine Maschine, mittels deren man, wie er sagte, ebensowol die größten Eisenmassen zerbröckeln, wie eine Nußschale aufschlagen kann, ohne den Kern zu zerquetschen“. Schließlich bemerkte er, man müsse, um diese bewegende Kraft zu erhalten, das System der mit einer oder mehreren Turbinen in Verbindung gebrachten Pumpen annehmen.

Der Grundgedanke des ganzen Processes ist der, das Gestein mittels starker Meißel zu zerbröckeln, welche ein Luftdruckwerk in Bewegung setzt, oder diesen neuen Motor mit dem Mauß'schen Apparat in Verbindung zu setzen, falls man diesen nicht fallen lassen wollte. Nach einer Schilderung der großen Vortheile der comprimirten Luft für die

Durchbohrungsarbeiten und die Ventilation weist er noch auf einen dritten hin. Derselbe besteht in der für die Arbeit des Minirers so wichtigen Reinigung der von den Meißeln hergestellten Löcher. Zu diesem Behufe erfand und beschrieb er ein Wasserreservoir, in welches er comprimirte Luft einführte. Dieses Wasser, sagt er, wird mittels einfachen Umdrehens eines Schlüssel in eine kleine Röhre getrieben und von dort in die Löcher gespritzt, welche man eben in das Gestein schlägt. Damit wird die Arbeit außerordentlich beschleunigt, denn ohne diese Vorrichtung würden sich die Meißel alsbald abhaken und würde der härteste Stahl sich schlecht erproben.

Das Datum des 30. Dec. 1852, an welchem Tage Hr. Colladon seine Denkschrift einreichte, ist von Belang, wie bemerkt worden. In der That war man über das System Raup nicht hinausgekommen, und bis 1856 war Hr. Colladon der einzige Vorkämpfer für die Herstellung von Tunneln mittels Anwendung comprimirter Luft. Ohne Zweifel waren andere auf denselben Gedanken gekommen, hatten auch andere die Möglichkeit der Sache erkannt; aber das genügt nicht um als Erfinder zu gelten. Man hatte schon vor Copernicus eine Vorstellung davon, daß sich die Erde bewege, man erkannte schon vor Volta die elektrischen Stöße insolge der Berührung von Metallen, schon vor Papin die Eigenthümlichkeiten des Dampfes u. s. w., aber gleichwol ist und bleibt Copernicus der Entdecker eines neuen Weltsystems, Volta der des Galvanismus und Papin der der bewegenden Kraft des Dampfes. Auch die comprimirte Luft ward schon als Motor und Ventilator in Tunneln, wo man Minen sprengte, gebraucht, die Kraft war schon bekannt und angewendet, wie z. B. in der Taucherglocke und zum Aufmauern von Pfeilern unterm Wasser. Was aber noch nicht bekannt war, das ist der Widerstand, den sie in den Leitungsröhren ausübt, ihre Anwendbarkeit für Durchsticharbeiten anstatt der Drahtseile des Hrn. Raup. Hr. Perdonnet anerkannte dies in seiner „Abhandlung über die Eisenbahnen“ ausdrücklich, in welcher er die Priorität des Gedankens für Hrn. Daniel Colladon von Genf in Anspruch nimmt und hervorhebt, daß derselbe schon 1826 dasselbe System dem ältern Brunel bei der Ausführung des Themsetunnels empfohlen und 1852 auf dasselbe ein Privilegium genommen habe. Dann kommt Hr. Perdonnet auf die Verfaßung der piemontesischen Regierung zu sprechen. Nach denselben war auf eine Entfernung von 7000 Meter bei einer Röhrenlänge von 0<sup>m</sup>. und einem Durchmesser von 20 Centimeter und einer Geschwindigkeit von 1 Meter am Anfange der Leitung ein Druck von 4<sup>m</sup>. 56 Quecksilber (6 Atmosphären), im Reservoir in der bezeichneten Entfernung noch ein Druck von 4<sup>m</sup>. 35 Quecksilber (5 Atmosphären 72) gegeben, woraus erhellt, daß die vorhandene Wasserkraft zur Ventilation vollständig ausreichte.

Bis dahin erscheint Hr. Colladon als der einzige Repräsentant des Gedankens, Tunnel mittels comprimirter Luft herzustellen, und war allein im Besitze eines Privilegiums auf dieses Verfahren. Nur wetteiferten die genannten drei sardinischen Ingenieure Sommeiller, Grandis und Grattoni mit ihm in dessen Anwendung. Diese drei berühmten Techniker repräsentiren für sich die dritte Epoche des Tunnels. Sie hatten 1853 von der sardinischen Regierung ein Privilegium auf ein neues Verfahren der Luftcompression erhalten, welches sie das System der Wassersäule nannten, und 1854 schlossen sie mit der Regierung einen Vertrag über die Anwendung desselben zur Fortbewegung von Eisenbahnzügen auf den Abhängen der Apenninen. Das turiner Parlament bewilligte im allgemeinen die dazu nöthigen Mittel. Aber sie ihrerseits vollzogen den Vertrag nicht. Man wollte nämlich wissen, die Sache lasse sich nicht ausführen. Wie dem auch sein mochte, der Vertrag blieb ein tochter Buchstabe, der Mißerfolg aber ward für die drei Ingenieure zur Quelle ihres Glückes und ihres Ruhmes. Indem sie auf Kosten der Regierung die Versuche mit comprimirter Luft fortsetzten, wurden sie durch dieselben dahin geführt, die comprimirte Luft zur Ausführung des Alpentunnels zu benutzen.

Schüler der Universität in Turin, Landeskinder, unterstützt durch die wissenschaftliche und officielle Gönnerschaft Menabrea's, Cavour's und Paleocapa's, im Besitze reicher Studien und Erfahrungen über diese Materie, konnten sie dort und da etwas herübernehmen: von Hrn. Mauß seine Studien über die Ausführung von Tunneln und Bahnen auf Bergabhängen, von Hrn. Colladon seine gelehrten Erfahrungen über die comprimirte Luft in Leitungsröhren und sein System zur Reinigung der Bohrlöcher und zur Verhinderung der Erhitzung der Meißel, endlich vom Engländer Bartlett seine Bohrmaschine. Aus alledem schufen sie mit geeigneten Abänderungen das wunderbare System des Mechanismus, das auf dem Mont-Cenis seinen Triumph feierte. Ganz ausschließend ihre Erfindung aber ist das riesige Säulencompressionsystem, für das sie ein Privilegium erhielten, das ganz vortrefflich ist, sobald man einen Wassersturz von 26 Meter zur Verfügung hat, aber wenig praktischen Werth hat, wenn man einen solchen erst künstlich herstellen muß. Ferner sind ihr alleiniges Eigenthum die Abänderungen der bereits bestehenden Vorrichtungen und schon bekannten Erfindungen für ihren besondern Zweck.

Die Erfindungen und Umbildungen der genannten Herren trugen den Sieg über alle andern davon. Zwischen 1856 und 1857 machten sie sich zu Herren der Situation und damit beginnt die vierte Periode, welche mit der Inangriffnahme der Arbeiten begann und mit ihrer glänzenden Durchführung endete.

Die Herren Grattoni, Grandis und Sommeiller hatten schon auf der Steige von Buffala Luft als Motor benutzt, welche mittels der Wasserkraft der Scrivia comprimirt worden war. Das war der Anlaß zur Erfindung der Luftcompression mit Hilfe einer Wasserfäule gewesen.

So war also das Problem gelöst und bewährte sich zum ersten mal bei den praktischen Proben auf der Bahn von Coscia bei Genua.

Es kann natürlich nicht in der Absicht des Verfassers liegen, die verschiedenen Arten der Comprimirung von Luft im einzelnen zu beschreiben. Hier mag es vielmehr genügen anzudeuten, daß die Compression der Luft entweder mittels des Druckes einer Wasserfäule oder mittels Pumpen erfolgt.

Was die erstere Art betrifft, so bedient man sich hierzu einer Wasserfäule von entsprechender Höhe. Sie braucht aber weitaus nicht so hoch zu sein, als nöthig wäre, in dem Drucke der Anzahl von Atmosphären das Gleichgewicht zu halten, welche man im Reservoir für comprimirte Luft hat. Der hydrostatische Druck dieser Wasserfäule, deren man sich in den gewöhnlichen Maschinen dieser Art bedient, genügt also nicht um diese Spannung zu erhalten, deshalb ist im Druckwerk auch die lebendige Kraft des Wassers mit ins Spiel gezogen. Das Wasser langt nämlich, sobald es in Bewegung kommt und durch die Röhre in eine Kammer tritt, welche sich mittels einer Klappe von außen mit Luft füllen kann, daselbst mit einer gewissen Geschwindigkeit an, behält diese aber nicht ganz bei, sondern verliert seine natürliche Kraft, indem es die Luft comprimirt. Die so comprimirte Luft schließt die Klappe, durch welche sie eingetreten war, und öffnet nun eine zweite, durch welche sie zur comprimirten Luft im Reservoir eintritt.

So beschaffen sind auch die Comprimirmaschinen, die auf dem Mont-Cenis thätig waren.

Die zweite Art der Compression der Luft ist die bekannte mittels Luftpumpen. Diese wurden auf dem Mont-Cenis durch Sommeiller in Thätigkeit gesetzt, als man wegen des größern Umfanges der Bohrarbeiten außer den ersten Maschinen noch anderer bedurfte, und arbeiteten seit dem 25. Jan. 1863 ununterbrochen.

Die Bohrarbeiten wurden von Nord und Süd zugleich in Angriff genommen, bei Modane und bei Bardonnecchia. Die Einfahrt bei Bardonnecchia, woselbst man die Arbeiten beginnen mußte, liegt 1291 Meter über dem Meeresspiegel, die drüben bei Modane mußte etwas tiefer angelegt werden, um die Verbindung mit der savoyischen Bahn bei Satnt-Michel

herstellen zu können. Des Wasserabflusses wegen mußte man eine doppelte Neigung herstellen, die eine gegen die französische, die andere gegen die italienische Seite. Da aber die Einfahrt hier höher lag als jene, so brauchte folgerichtig dort die Neigung geringer zu sein. Man machte mithin auf der französischen Seite eine Neigung von etwa 22 Millimeter und auf der italienischen eine solche von einem halben Millimeter auf jeden Meter. Diese Ziffern auf eine Länge von 12300 Meter angewendet, die muthmaßliche Länge des Tunnels, hatten das Ergebniß, daß die Einfahrt bei Modane um circa 128 Meter tiefer zu liegen kam als die bei Bardonnechia, d. h. 1163 Meter über dem Meerespiegel und 110 Meter über der Thalsohle der Arc. Dann blieb zwischen der Einfahrt zum Tunnel und Saint-Michel immer noch eine Höhe von 441 Meter zu überwinden. Eine große Schwierigkeit lag auch darin, daß sich die Arbeiten von beiden Seiten genau treffen mußten. Eine Abweichung von nur  $\frac{1}{2}$  Centimeter per Meter mußte beide Theile im Innern des Berges 120 Meter weit von einander führen. Zur Fixirung der Richtung des Tunnels begann man außen mit der Herstellung eines verticalen Planes, auf dem sich beide Einfahrten befanden, was wegen der Schroffheit des Berges sehr schwierig war, dessen Gipfel durch Schnee und Eis fast unzugänglich ist. Man bediente sich deshalb trigonometrischer Messungen, mittels deren es endlich gelang, auf dem Gipfel des Frejus, in derselben Flucht mit den beiden Einfahrten, ein Signal zu errichten. Dann suchte man die Richtung der Linie im Innern zu fixiren und bediente sich dazu eines Observatoriums mit einem großen Fernrohre an der entgegengesetzten Seite des Thales und genau im Angesicht beider Einfahrten sowie auf der Verlängerung der Tunnelachse. Indem man nun abwechselnd das Signal auf dem Gipfel des Berges und ein im Hintergrunde des Tunnels allmählich vorrückendes Licht beobachtete, gelang es von beiden Seiten her die gerade Linie zu fixiren und man konnte des Begegnens beider Flügel am Schlusse sicher sein.

Bardonnechia ist ein Alpenflecken, der mehr als 1300 Meter über dem Meerespiegel liegt und 1857 nur eine Bevölkerung von etwa 1000 Seelen hatte, die sich von Viehzucht nährte. Im Hinblick auf die bestehenden Sitten und Lebensweise der Bewohner, die so unendlich weit von denen der Ebene abweichen, die Einrichtung ihrer Wohnungen und noch manches andere gab man der Hoffnung keinen Raum, daß man in Bardonnechia eine genügende Anzahl von Arbeitern oder Aufsehern unterbringen könne, um die Arbeiten megisch zu betreiben.

Wer aber heute von Susa nach Bardonnechia geht, der sieht kurz bevor er Bardonnechia erreicht, am Ausgange einer Schlucht am Ufer des Kochemolles, eine Anzahl von Neubauten, eine wie durch Zauberei entstandene wahrhafte Arbeiterstadt.

Von den Ufern des Kochemolles bis zum Dorfe fällt das Terrain leicht ab, und da wurde das größere Etablissement mit seinen Werkstätten für Reparaturen, die Gebäude für die Compressionsmaschinen, die Wohnungen der Angestellten und der Arbeiter errichtet.

Eine Werkstraße von 800 Meter Länge am Ufer des Kochemolles mit zwei Brücken über denselben setzte dieses Etablissement mit dem Eingange des Tunnels in Verbindung.

Ein zweites Etablissement wurde nächst dem Eingange zum Tunnel errichtet und diente für kleinere Reparaturarbeiten, Schmiedewerkstätten u. s. w., und in gehöriger Entfernung von allen Wohngebäuden das Hauptpulvermagazin für 12000 und mehr Kilogramme Schießpulver, von wo man alle zwei bis drei Tage die nöthige Menge in eine nahe am Eingange des Tunnels befindliche Werkstätte zur Herstellung der Sprengpatronen schaffte. Das für die Triebwerke nöthige Wasser ward vom Melezetbache beim Dorfe Les Arnauds abgezapft und in einem gemauerten Kanale 3 Kilometer weit herbeigeführt und im letzten Drittel der Leitung nächst Bardonnechia in ein Reinigungsbecken geleitet, wo sich die gröbern Stoffe niederschlugen.

Die Zahl der Arbeiter betrug Ende 1867 auf der Südseite des Tunnels etwa 1500, außerdem waren noch gegen 300 Steinhauer und 200 Ziegelarbeiter beschäftigt, so daß die Gesamtzahl etwa 2000 betrug, die beim Transport beschäftigten nicht gerechnet. In diesem Etablissement war weder etwas Nothwendiges vergessen, noch etwas Ueberflüssiges vorhanden. Es war ebenso für die Sicherheit und Gesundheit der Arbeiter als für Schule und Turnunterricht für die Kinder der Arbeiter Sorge getragen. Ein in einfachem und erstem Stile gehaltenes Gebäude rechterhand von der Straße nach Bardonnechia nahm die Direction auf und ward zugleich zum künftigen Bahnhofe bestimmt. Ihm gegenüber befanden sich die Wohnungen der Bediensteten und das Clublocal, dahinter das Holzmagazin, das Waschhaus, das Krankenhaus und die Gasbereitungsanstalt. Die Zahl der Wasserdruck-Compressionsmaschinen betrug 10, die Pumpwerke zum gleichen Zwecke wurden von 7 Wasserrädern getrieben. Das Gefälle beträgt 44 Meter und für jedes Rad wurde ein eigenes Gebäude hergestellt. Treten wir in eins derselben, so sehen wir ein metallenes Rastenrad, welches das von oben einfallende Wasser aufnimmt, einen Durchmesser von 6 Meter und eine Brustbreite von 5 Meter hat und zwei Pumpen in Bewegung setzt. Eine bequeme und gutgearbeitete eiserne Treppe führt auf eine Galerie, von wo aus man den ganzen Mechanismus überschaut. Ein mechanischer Centralapparat verzeichnet für jedes Rad die Umgänge, wodurch man die Gesamtmenge der erzeugten comprimirten Luft erfährt.

Eine mit allen Compressoren in Verbindung stehende Leitungsröhre brachte die comprimirte Luft in die erwähnten 10 Recipienten, welche bis 1864 die einzigen Reservoirs für comprimirte Luft waren. Später wurden noch 2 cylindrische Recipienten aus Eisenblech 50 Meter lang und 2 Meter im Durchmesser construirt. Die große Leitung comprimirter Luft lief längs der Werkstraße theilweise auf Mauerpfeilern bis an den Arbeitsplatz und hatte eine Länge von 6000 Meter. Im Etablissement nächst der Mündung des Tunnels befanden sich die Schmieden zur Reparatur der Meißel, die Wohnungen der Mechaniker, der Assistenten, die Bureaux und das Hülfsmagazin, ferner ein Holzmagazin, die Gerüsttransportwagenschuppen sowie noch ein paar kleine Werkstätten für Handarbeiter. Die Arbeiten in Bardonnechia leitete der Ingenieur und Vice-director Borelli, unter Beistand des Ingenieurs Boni und des Mechanikers und Ingenieurs Garbillet.

Gehen wir nun zu dem Etablissement im Norden des Tunnels über. Dasselbe befindet sich in gleicher Richtung mit der Staatsstraße von Arc her und ist  $2\frac{1}{2}$  Kilometer vom Flecken Modane entfernt. Seinen Namen erhielt es von der kleinen und armen nur 400 Köpfe zählenden Gemeinde Fourneaux. Beim Beginn der Arbeiten besaß Fourneaux nicht einmal einen Laden, in welchem man irgendwelche Bedarfsgegenstände kaufen konnte, ebenso wenig eine Herberge noch Stallung. Deshalb mußten die Bediensteten beim Beginne der Arbeiten fast drei Jahre lang in Modane wohnen und des Tages viermal den beträchtlichen Weg zu Fuße hin und her machen.

In Fourneaux führte man dieselben Werke aus wie in Bardonnechia und brachte dabei nur die durch die localen Verhältnisse gebotenen Aenderungen an. Der Eingang in den Tunnel befindet sich dort 106 Meter über der Sohle des Arcthales. Auf Grund der gegebenen Terrainverhältnisse wurden die Hauptgebäude im Thale unten errichtet und mittels einer sehr steil bergan führenden Straße mit dem kleineren Etablissement am Eingange in den Tunnel in Verbindung gesetzt. Zu gleicher Zeit mußte man eine schiefe Ebene anlegen, auf welcher man mittels der Kraft der Schwere allein in wenigen Minuten einen Gegenstand im Gewicht von 1500 Kilogrammen 106 Meter hoch hinaufschaffen konnte. Das Hauptetablissement befindet sich links von der obenbezeichneten Staatsstraße; auf der andern Seite derselben, in einer Entfernung von etwa 600 Meter,

sehen die Gebäude mit den Luftcompressionsmaschinen. Die Reparaturwerkstätten erhalten ihre bewegende Kraft von einer Turbine von 12 Pferdekraften, welche von einem Kanale des Charmaix getrieben wird, oder auch durch comprimirte Luft mittels eines Motors von 16 Pferdekraften. Das in der Nähe befindliche Krankenhaus vermag 40, wenn es noththut 80 Kranke aufzunehmen.

Der Kanal, welcher die Wasser der Arc nach dem Compressionsgebäude bringt, war viel schwieriger und kostspieliger herzustellen als der bei Bardonnecchia. Die Arc wurde hellmäßig 30 Meter oberhalb der Ausmündung des Charmaix angezapft und erhielt eine Breite von 6 Meter sowie eine Länge von 640 Meter und eine Höhe bis zu 6 Metern. Die Wasserräder sind im sogenannten Räderhause alle parallel miteinander eingesetzt. Die 6 Räder sind eiserne Rastenräder, erhalten ihr Wasser von oben und zeigen einen äußern Durchmesser von 6,50, einen innern von 4 und eine Brustbreite von 4,35 Metern. Die Zahl der Compressoren mit Wassersäulendruck betrug 10, später traten an ihre Stelle Pumpwerke. Die solchergestalt comprimirte Luft wurde vorerst theilweise in den zehn mit den alten Compressoren verbundenen Reservoirs, theilweise in vier später nicht danebenliegenden Reservoirs von größern Maßverhältnissen gesammelt und dann mittels der Leitung an der Staatsstraße, dem Charmaix und der schiefen Ebene mit dem Automotor an und in den Tunnel gebracht.

Am Eingange in denselben fesselt unsere Aufmerksamkeit zunächst das Gebäude mit den Maschinen, welche die verdorbene Luft aus dem Tunnel aufnehmen und so die Ventilation herstellen. Die Maschinen werden durch einen Kanal in Bewegung gesetzt, der aus dem Charmaix hergeleitet wurde. Eine Beschreibung der Ventilationsapparate würde hier natürlich zu weit führen. Außerdem finden wir dort Arbeiterwohnungen und Pulvermagazine nebst den kleinern Werkstätten.

Die schiefe Ebene zur Herbeischaffung der Baumaterialien erhielt eine Länge von 240 Metern. Diese wurden mittels eines ebenso langen Drahtseiles in die Höhe gebracht, an dessen beiden Enden vierräderige Karren auf Eisen liefen, welche eine Last von 1500 Kilogrammen befördern konnten. Zur Herstellung des Gleichgewichts wurden entweder Gegenstände, die man unten brauchte, oder in deren Ermangelung Wasser in geeigneter Menge benutzt. Neben der schiefen Ebene führt eine Treppe mit 464 Stufen zum Berge empor. Zur Operation waren jedesmal 18 Minuten nothwendig, wovon 4 auf den Anstieg und 14 auf Ein- und Ausladen trafen.

Die Arbeiten am nördlichen Ausgange des Tunnels leitete Ingenieur Copello, unterstellt vom Ingenieur Boella.

Nachdem wir die Arbeiten vor dem Tunnel ins Auge gefaßt, wollen wir uns auch in diesem selbst umsehen.

Es waren sieben Bohrmaschinen in gleichzeitiger Thätigkeit und die Arbeiter durch eiserne Schutzbücher gegen das Herabfallen größerer und kleiner Steintrümmer behütet. Diese Schutzbücher waren beweglich und wurden nach Bedarf umgesetzt. Jede Bohrmaschine war mit zwei biegsamen Röhren versehen, deren eine für Wasser, die andere für comprimirte Luft bestimmt war; das Wasser diente zum Ausspülen der Bohrlöcher und Abkühlen der Meißel, wie schon oben erwähnt, die Luft als Motor und Ventilator. Eine Beschreibung der Bohrmaschinen gehört nicht hierher, es mag hier nur erwähnt sein, daß jede derselben gleichzeitig 60 Löcher von je 0,70 bis 1,20 Meter Tiefe je nach der Dichtigkeit des Gesteines bohrte. Waren je 60 Bohrlöcher vollendet, so begann die Arbeit der Minirer unter Anwendung von Sprengpulver, dessen Rauch durch die Ventilationsvorrichtungen rasch entfernt wurde, worauf die Trümmer ebenso rasch auf den Schienen weggeschafft wurden. So ging die Arbeit Schritt für Schritt vor-

wärts und wurde schließlich das Gewölbe noch ausgemauert und unten ein Wasserabzugsgraben angelegt.

Die Arbeiter im Tunnel wurden von acht zu acht Stunden abgelöst, also dreimal im Tage: um Mitternacht, um 8 Uhr morgens und um 4 Uhr nachmittags. Zur Beleuchtung der Arbeitsstellen diente einige Zeit Gas, das in der erwähnten Gasfabrik erzeugt und mittels eiserner Röhren an Ort und Stelle geleitet wurde; die Arbeiter aber bestanden darauf, man möge die Gasbeleuchtung wieder abschaffen und ihnen tragbare Dellampen geben, wozu sich die Direction schließlich um so mehr verstand, als die Leute unvorsichtig genug mit dem Gase umgingen und namentlich beim Sprengen große Gefahr vorhanden war.

Ein Gesetz vom 15. Aug. 1857 verfügte die Inangriffnahme des Riesenwerkes. Während man sich mit geodätischen Vorarbeiten und Specialstudien beschäftigte und die beiden Etablissements an den Eingangspunkten des Tunnels baute, begann man auch die Arbeiten am Tunnel selbst nach der gewöhnlichen Methode und zwar von beiden Seiten her und setzte dieselben bis Ende 1860 fort. Am 12. Jan. 1861 aber wurden auf der Seite von Bardonnecchia zum ersten mal vier Bohrmaschinen in Thätigkeit gesetzt.

Im Jahre 1861 wurde die Arbeit an 156 Tagen ganz ausgesetzt, theils wegen Vorbereitungsarbeiten, theils wegen Experimenten, theils wegen Reparaturen, an 107 Tagen wurde regelmäßig mit nur einmaligem Wechsel der Arbeiter gearbeitet, an 46 Tagen mit zweimaligem Personalwechsel und mit Unterbrechungen, endlich an 56 Tagen mit zweimaligem Arbeiterwechsel ohne Unterbrechungen und wurden im Laufe des Jahres 170 Meter des Tunnels hergestellt.

Im Jahre 1862 kamen nicht mehr als 32 Tage Arbeitseinstellung vor, wozu noch einige Tage kamen, an denen die Arbeiten ein paar Stunden eingestellt wurden, sodaß die ganze Zeit sich auf 40 Tage berechnet. An den verbleibenden 325 Arbeitstagen zählte man 582 Ablösungen und rückten die Arbeiten um 380 Meter vor. Während einer solchen Ablösungsperiode vertheilten sich die Arbeiten wie folgt:

|                                          |      |         |
|------------------------------------------|------|---------|
| für die Bohrung . . . . .                | 7,39 | Stunden |
| für die Ladung und Sprengung der Minen . | 3,29 | „       |
| für die Wegschaffung des Materials . . . | 2,33 | „       |

wonach sich eine mittlere Durchschnittsbauer von 13,41 Stunden

ergibt.

Unter Umständen machten sich aber hierin Aenderungen nothwendig, welche auf die ursprüngliche Unzulänglichkeit der Bohrmaschinen, die mangelhafte Uebung der Arbeiter, die Natur der Gesteinsarten u. s. w. zurückzuführen sind.

Im Laufe des Jahres 1863 schritten die Arbeiten auf der Seite von Bardonnecchia um 426 Meter vor. Dieses günstige Ergebniß traf aber erst auf die zweite Jahreshälfte, in welchem 253,25 Meter vorgegangen wurde. Man hatte es mit ungemein hartem Gestein zu thun, welches den Fortgang der Arbeiten hemmte und den Meißeln arg zusetzte. Der Verbrauch an solchen war 1862 1,58 für ein Bohrloch und stieg im ersten Halbjahre 1863 auf 1,87, im zweiten auf 2,01 und im December gar auf 2,34 durchschnittlich. Auch machten mehrere Quellen viel zu schaffen.

Die Bohrmaschinen traten auf der Seite von Modane erst am 25. Jan. 1863 in Thätigkeit, mithin zwei Jahre später als in Bardonnecchia, wobei indeß die hier gemachten Erfahrungen benutzt werden konnten. Je nach der Verschiedenheit des Gesteins brauchte man zum Bohren eines Loches 3,10' bis 16,30'. Zwischen dem 13. Oct. und 9. Nov. mußte man die Arbeiten aussetzen, weil man auf eine mächtige Anthracitsschicht gestoßen war, die man nur mit großer Mühe beseitigte. Im ganzen Jahre zählte man nur 281 Arbeitstage und schritt an denselben 358,47 Meter vor, wozu noch 4,43 Meter

kommen, welche man während der Experimente im Januar um 13,10 Meter, die man durch den Anthracit unter Anwendung der gewöhnlichen Mittel sprengte, sodas man im ganzen 376 Meter vorwärts kam.

Während des Jahres 1864 drang man auf der Seite von Bardonnecchia 621,20 Meter vor, das Gestein änderte sich nicht. Auf der Seite von Modane gebiechen die Arbeiten um 466,65 Meter.

Das Jahr 1865 förderte die Arbeiten von beiden Seiten um 1223,70 Meter, was sich als die Folge des Zusammentreffens verschiedener günstiger Umstände erklärt. Leider brach in der zweiten Hälfte des Jahres in Bardonnecchia die Cholera aus; außerdem hatte man in Modane mit Quarz zu kämpfen. Am 13. Juni stieß man nämlich in einer Tiefe von 2094 Meter auf ein mächtiges Quarzlager, das unmittelbar auf die Anthracit schicht folgte. In den ersten Tagen kam man fast gar nicht vom Flecke, da man die Meißel erst dem Gestein anpassen mußte, das von ganz außerordentlicher Härte war.

Von Modane aus stieß man beim Durchforschen der obern Schichten zuerst auf Gerölle im Durchmesser von 120 Meter, dann folgte Anthracit bis zu 1772 Meter vom Eingange, dann folgten 537 Meter Quarz, hierauf 306 Meter fester Kalkstein; im Innern des Berges fand man dagegen ein anderes Schichtungsverhältniß: dort stieß man in einer Entfernung von 2095 Meter von der Einmündung auf eine 17 Meter starke Schicht von Kies und Talkstein, dann folgte eine solche von 70 Meter härtesten Quarzes mit eingesprengtem Talk, Krystallen und Anidriten, weiter kam eine Schicht von Gips, krystallisiertem Gips und Anidrit. Nach diesem folgte auf eine Länge von 35,05 Meter Gerölle aus Quarz- und Anidritstücken. Von da an ging die Arbeit rascher von statten.

Im Jahre 1866 nahmen die Arbeiten einen sehr regelmäßigen Verlauf; es ergab sich 1865 gegenüber ein Mehr von 47,40 Meter und 1864 gegenüber ein solches von 191,50. Die Temperatur wurde mittels Ventilation fast fortwährend auf der Höhe von 20—22 Grad hunderttheiligen Maßes erhalten.

Was Modane betraf, so hatte man dort wiederum schwere Kämpfe mit dem Quarz, namentlich im zweiten Quartal. Gleichwol schritten die Arbeiten 230 Meter vor, und man durfte nach den Berechnungen der Geologen hoffen, die harten Schichten bald überwunden zu haben. Und in der That bewährten sich diese Berechnungen im Jahre 1867 vollständig: am 8. März hatte man die Quarzschicht hinter sich gebracht und nun ging es im Norden ebenso geschwind vorwärts wie im Süden. Am letzten Tage des Jahres 1867 waren noch 4373,35 Meter zu durchbohren.

Wir kommen nun zum Jahre 1868. Nach dem Vertrage mit Frankreich verpflichtete sich Italien Frankreich gegenüber zur Vollendung des Tunnels bis 31. Dec. 1871. Nach den gegebenen Verhältnissen durfte man hoffen, damit bis Juni 1871 zu Ende zu kommen und dann den Rest des Jahres zur Ausführung der übrigen Completirungsarbeiten benutzen zu können.

Am 1. Jan. 1869 waren noch 3053,40 Meter zu durchbohren. Im Laufe dieses Jahres schritten die Arbeiten in so erfreulicher Weise vorwärts, daß am 1. Jan. 1870 nur noch 1621,75 Meter zwischen den beiden innern Endpunkten des Tunnels sich befanden. Ein paar Tage vor Weihnachten 1870 konnten die auf beiden Seiten beschäftigten Arbeiter sich vernehmen und am Weihnachtstage fiel die letzte Scheidewand unter lautem Jubel der Ingenieure und Arbeiter. Es ward dieses Ereigniß zu einem wahren Feste der Wissenschaft, welchem Sommeiller, Grattoni, Amilhan, der Director der oberitalienischen Bahnen, Professor Lessona, der Deputirte Dina und viele andere hervorragende Persönlichkeiten bewohnten.

Am Eingange des Tunnels zeigte das hunderttheilige Thermometer 17 Grad, weiter drinnen 20, dann 23 und in der Mitte zwischen beiden Endpunkten 29,50 Grad.

Während der Arbeit stieg es bis 35 Grad. Die Finsterniß ward von den Laternen der Arbeiter verstreut. In der Felsenmasse zwischen beiden Tunnelabtheilungen befand sich ein Loch, groß genug, um sich durch dasselbe die Hand zu reichen. Von beiden Seiten waren die Minen geladen, es war nur nöthig sie zu sprengen.

Zehn Minuten vor 5 Uhr abends vernahm man einen donnerähnlichen Schlag. Es war eine Mine, die explodirte. Die Gewalt derselben war so groß, daß auf eine Entfernung von 500 Meter alle Lichter auslöschten und überall die dichteste Finsterniß herrschte. Dem ersten Schläge folgten andere. Pulverrauch erfüllte den Tunnel. Einen Augenblick fühlte man einen kühlen Luftzug, aber auch nur einen Augenblick. Endlich war die Bresche offen. Welch feierlicher Moment! Alles drängte sich an die Oeffnung, um auf die andere Seite zu gelangen. Der erste, der die Bresche überschritt, war Grattoni; noch war sie so niedrig, daß er sich bücken mußte, um nicht anzustoßen. Nach ihm kamen die übrigen Ingenieure und Arbeiter von beiden Seiten. Man umarmte sich, man brückte sich die Hände. Der erste Ruf war ein Hoch auf Italien, auf Victor Emanuel. Nach 15 Jahren 40 Tagen war das Werk vollendet. Der Unglaube mußte angesichts der Thatsache schweigen.

Die Arbeiten von Nord und Süd trafen auf den Centimeter zusammen. Jedes Italieners Herz schlug höher beim Anblicke dieses Riesenwerkes, dieses Stolzes der modernen Civilisation.

Wir glauben uns den Dank des Lesers zu verdienen, wenn wir ihm durch den Blick in die nachfolgende Tabelle die Möglichkeit verschaffen, das Fortschreiten der Arbeiten in den einzelnen Jahren zu verfolgen und zugleich sich darüber zu unterrichten, wie sich in den einzelnen Perioden die Thätigkeit auf der italienischen und französischen Seite zu einander verhielt.

| Specification<br>der Arbeit.            | Cantieren:     |                 |                  |               |                 |                  | Totale<br>auf beiden Seiten.      |                     |
|-----------------------------------------|----------------|-----------------|------------------|---------------|-----------------|------------------|-----------------------------------|---------------------|
|                                         | Bardonnecchia. |                 |                  | Modane.       |                 |                  | Totalarbeit<br>für jedes<br>Jahr. | General-<br>Totale. |
|                                         | Jahre.         | Fortschritt.    | Totale.          | Jahre.        | Fortschritt.    | Totale.          |                                   |                     |
| Handarbeit:                             | 1857           | Meter.<br>27,28 | Meter.<br>725,00 | 1857          | Meter.<br>10,80 | Meter.<br>921,00 | Meter.<br>343,30                  | Meter.<br>1646,00   |
|                                         | 1858           | 257,57          |                  | 1858          | 201,95          |                  |                                   |                     |
|                                         | 1859           | 236,35          |                  | 1859          | 132,75          |                  |                                   |                     |
|                                         | 1860           | 208,80          |                  | 1860          | 139,50          |                  |                                   |                     |
|                                         |                |                 |                  | 1861          | 193,00          |                  |                                   |                     |
|                                         |                |                 |                  | 1862          | 243,00          |                  |                                   |                     |
| Mechaniker-<br>arbeit:                  | 1861           | 170,00          | 6355,25          | "             |                 | 4232,30          | 170,00                            | 10587,55            |
|                                         | 1862           | 380,00          |                  | "             |                 |                  | 380,00                            |                     |
|                                         | 1863           | 426,00          |                  | 1863          | 376,00          |                  | 802,00                            |                     |
|                                         | 1864           | 621,30          |                  | 1864          | 466,65          |                  | 1087,85                           |                     |
|                                         | 1865           | 765,30          |                  | 1865          | 453,40          |                  | 1223,70                           |                     |
|                                         | 1866           | 812,70          |                  | 1866          | 212,29          |                  | 1024,99                           |                     |
|                                         | 1867           | 824,30          |                  | 1867          | 687,81          |                  | 1512,11                           |                     |
|                                         | 1868           | 638,60          |                  | 1868          | 681,55          |                  | 1320,15                           |                     |
|                                         | 1869           | 827,70          |                  | 1869          | 603,75          |                  | 1431,45                           |                     |
|                                         | 1870           | 889,45          |                  | 1870          | 745,85          |                  | 1635,30                           |                     |
| Totale Arbeiten<br>am 26. Dec.<br>1870. | Meter 7080,25  |                 |                  | Meter 5153,30 |                 |                  | Meter 12233,55                    |                     |

Im Winter waren ständig 1500 und im Sommer 2000 Arbeiter beschäftigt, der Kostenvoranschlag bezifferte sich nach dem Gesetze vom 15. Aug. 1857 mit 41,400000 Frs.

Nach der Annexion Nizzas und Savoyens übernahm Frankreich durch einen völkerrechtlichen Vertrag die Verpflichtung, von den Baukosten 19 Millionen zu übernehmen und weiter eine Prämie von 500000 Frs. für jedes Jahr zu bezahlen, welches nach Beendigung des Tunnels noch an 25 Jahren fehlen würde.

Die italienische Regierung schloß am 31. Dec. 1862 mit Grattoni und Sommeiller einen Pachtvertrag, kraft dessen diese sich verpflichteten, den Bau im Jahre 1871 zu Ende zu führen, während sich die Regierung ihrerseits die von Frankreich zu zahlende Prämie vorbehielt. In dieser Weise ergab sich eine Gesamtbaukostensumme von 75 Mill. Frs.

## 2) Eröffnungsfeier.

Die feierliche Eröffnung des Tunnels war auf den 17. Sept. anberaumt.

Am Morgen dieses Tages gingen drei Züge mit Gästen von dem reichgeschmückten Bahnhofe in Turin nach dem Mont-Cenis ab. Der erste um 6 $\frac{1}{2}$  Uhr, die beiden andern in Zwischenräumen von je einer Stunde. Die Gäste waren in drei Kategorien gebracht. In der ersten befanden sich die Minister Sella, Visconti-Venosta, Devinazzi, Castagnola, die Mitglieder der technischen Direction, die Commissionen, Senatoren, Deputirten, Sindaci der größern Städte Italiens, den von Turin an ihrer Spitze, Vertreter der Presse u. s. w.

Die neue Bahnlinie erstreckt sich auf eine Entfernung von 204 Kilometer, welche sich in nachstehender Weise vertheilen:

|                |          |     |            |
|----------------|----------|-----|------------|
| Von Turin nach | Collegno | 10  | Kilometer. |
| "              | "        | 14  | "          |
| "              | "        | 20  | "          |
| "              | "        | 25  | "          |
| "              | "        | 28  | "          |
| "              | "        | 32  | "          |
| "              | "        | 35  | "          |
| "              | "        | 38  | "          |
| "              | "        | 46  | "          |
| "              | "        | 54  | "          |
| "              | "        | 61  | "          |
| "              | "        | 70  | "          |
| "              | "        | 76  | "          |
| "              | "        | 82  | "          |
| "              | "        | 87  | "          |
| "              | "        | 106 | "          |
| "              | "        | 112 | "          |
| "              | "        | 122 | "          |
| "              | "        | 135 | "          |
| "              | "        | 145 | "          |
| "              | "        | 157 | "          |
| "              | "        | 168 | "          |
| "              | "        | 176 | "          |
| "              | "        | 180 | "          |
| "              | "        | 189 | "          |
| "              | "        | 194 | "          |
| "              | "        | 204 | "          |

In Bardonnecchia angekommen, fuhr der Zug sofort durch den Tunnel und nach Robane hinüber, um dort die französischen Gäste zu empfangen und nach Bardonnecchia mit herüberzunehmen. Die beiden andern Kategorien fuhrten nur bis Bardonnecchia und

blieben dort bis zur Rückkehr der ersten und zum Beginne des Festes beisammen, an dem alle theilnahmen. Der Zug der ersten Kategorie bestand aus 25 Waggonen und eilte ohne Aufenthalt bis Buffoleno, welches dem alten Susa den Rang abgelassen hat und die Gäste mit Musik, Fahnen, Hüteschwingen und Tücherschwenken empfing. Hier verließ der Zug die alte Richtung und ging auf die neue Abzweigung über, die sich linkerhand dem Dorathal zuwendet und dann die Dora hinauf den Fluß bis an seinen Ursprung verfolgt.

Raum 200 Meter oberhalb der Abzweigung befindet sich die erste gemauerte Brücke über die Dora mit drei Bögen. Von da läuft die Bahn an den rechtsseitigen Bergabhängen hin, theilweise durch sehr bedeutende Bauten gegen die Wasser des Gebirgsflusses und Erdbabrutschungen geschützt, theilweise auch in den Fels gesprengt.

Ehe man zur nächsten Station Meana gelangte, hatte man drei Tunnel zu passiren; der erste heißt der von Colmosso und ist 85 Meter lang, der zweite heißt der von Martinetto und ist 80 Meter lang, der dritte, einer der bedeutendsten auf der ganzen Bahn, trägt seinen Namen von Meana und hat eine Länge von 1100 Meter. Auch über zwei Viaducte fuhr man; der erste hat drei, der zweite sechs Bogen. So gelangte man nach Zurücklegung einer Strecke von 6300 Meter vom Abzweigungspunkte nach Meana, wo der Zug einen Augenblick anhielt und Behörden und Bevölkerung ihn begrüßten.

Nachdem man hinter Buffoleno die Dora überschritten, befanden sich die Reisenden im Gebirge und mitten zwischen bewaldeten Höhen und engen Thälern, die sich vor ihren Augen bald öffneten, bald schlossen, bald näher kamen, bald sich entfernten, während rechterhand tief unten im Thalgrunde die Dora herabbrauste. Von Meana aus gelangte man nach Chiutomonte. Hier ward das Terrain ungemein wild und rissig, sodaß man beim Bau der Bahn gezwungen war, eine Menge Einschnitte zu machen und außerdem auf einer Strecke von 6650 Meter noch volle zehn Tunnel anzulegen, Gießbäche einzudämmen, Viaducte zu bauen und die Seiten der Bahn durch ungeheurere Mauern zu schützen.

Die zehn Tunnel, von denen der längste 539 Meter und der kürzeste 38 Meter lang ist, haben miteinander eine Gesamtlänge von 1787 Meter.

Von den Viaducten sind namentlich der mit 5 Bogen über den Gelasso, der über den Morelli mit 12 und der über die Tagliata mit 3 Bogen bemerkenswerth; bei letztem hat der mittlere Bogen eine Lichtweite von 30 Meter und jeder der beiden andern eine solche von 12 Meter.

Nun wandte sich die Bahn mehr zur Rechten und näherte sich dem Flusse, namentlich bei dem Tunnel della Gorgie, folgte dem Laufe desselben, setzte weiter oben in Serrela-Baute über denselben und lief dann am linken Ufer fort.

Als man den Tunnel delle Balme, den letzten vor der Station von Chiutomonte, passirt hatte, sah man rechterhand die tiefe Schlucht der Clarea, die sich unter den Eisfeldern des Monte-Ambin erschließt. Ein grüner Streifen auf der rechten Seite des Thals bezeichnete die Richtung eines Kanals, der die Gewässer der Clarea herabbringt, um die Ebenen von Giaglione fruchtbarer zu machen. Von da an wurde das Terrain fruchtbar, überall zeigten sich Obstbäume von allen Gattungen, selbst Weingärten, und bald darauf langte man in Chiutomonte an. Hier wie auf den andern Stationen wurde der Zug mit lautestem Jubel empfangen. Die Landleute standen längs der Bahn, ihre Frauen prangten in vielfarbigen Salakleidern und in ihrem weniger schönen als charakteristischen Kopfschmucke. Allen schien es klar zu sein, welche Vortheile ihnen die Vollendung des großen Werkes gewähren würde.

Bald nachdem die Reisenden Chiutomonte passirt hatten, nahm das Terrain wieder

eine andere Gestalt an; die Bahn schnitt sich in verschiedene Bergabhänge, die nach dem Flusse herabzogen, übersprang tiefe Abgründe und bedurfte zu alledem 9 Tunnel, 11 Brücken oder Viaducte, ganz abgesehen von den Einschnitten und Stützmauern. Das betrafte auf eine Strecke von 9700 Meter. Alle Tunnel waren länger als 100 Meter; der längste von ihnen, der von Exilles, erreichte eine Länge von 1767 Meter, der von Serre-la-Baute eine solche von 1094 Meter. Alle zusammen messen 3177 Meter. Von den Brücken verdienen drei der Erwähnung: die von Combascura, die von Aquila und die von Serre-la-Baute. Die erste führt über einen Abgrund von 45 Meter, ist aus Eisen construirt, 56 Meter lang und verbindet zwei rauhe, dichtbewachsene und rauhe Bergwände miteinander. Gegen Westen erhebt sich auf einem felsigen Berggücken die Feste Exilles, der alte Wächter dieses berühmten Engpasses. Man hatte diese sammt dem gleichnamigen Dorfe zur rechten Hand auf dem jenseitigen Ufer der Dora, als man den erwähnten langen Tunnel hinter sich gelassen. Hinter Exilles ließ die Steigung der Bahn etnigermaßen nach und führte auf einer weniger abschüssigen Hochebene hin, von der aus man den Gießbach Galanebra, der sich in einer Menge von Fällen zwischen Waldungen und Weinbergen, die wie Schwalbennester an den Felsen hingen, in die Tiefe stürzte, sowie das Dorf San-Colombano, das Fort Serre-la-Garde, das Dorf Deveis und die Schlucht von Serre-la-Baute sah. Die Brücke und der Viaduct von Aquila sind in Mauerwerk und mit vier Bogen ausgeführt und von überaus zierlicher Form, welche lebhaft an ähnliche römische Bauten erinnert.

Raum hatte der Zug den langen Tunnel von Serre-la-Baute verlassen, so ging er auf einer eisernen Brücke über die Dora und gelangte dann am linken Ufer derselben in kurzer Frist auf die dritte Station, nämlich die von Salbertrand, das 22650 Meter von der oben erwähnten Abzweigung und 1007 Meter über dem Meerespiegel liegt. In Salbertrand gab's neuen Aufenthalt, neue Obationen der Landleute, während man die schweren Locomotiven zurückließ und solche gewöhnlicher Art an deren Stelle schob.

Von da an ward das Thal breiter und die Bahn verließ die Thalwände ganz, um dem Flusse bis zum großen Tunnel in seinem Laufe zu folgen. Die Entfernung zwischen Salbertrand und der nächstfolgenden Station Dully beträgt 5950 Meter, das Terrain ist fast ganz eben und man hatte nur zweier kleiner Tunnel, des einen von 80, des andern von 61 Meter sowie dreier Brücken nöthig.

Von Dully nach Bardonnecchia läuft die Bahn scharf am Ufer des Flusses hin, überschreitet denselben zweimal, das eine mal in Savaulz mittels einer eisernen Brücke, das andere mal zu Les Planches mittels einer Curvenbrücke von zwei Bogen, von denen der eine doppelt so weit ist als der andere. Drei andere Brücken oder Viaducte in Eisenconstruktion führen über Schluchten und Gießbäche, eine vierte aus Stein über den Melezet, kurz ehe man Bardonnecchia erreicht. Hat man diese hinter sich, so befindet man sich schon an der südlichen Einfahrt des großen Tunnels.

Zwischen Dully und Bardonnecchia waren zwei Tunnel zu passiren, der 450 Meter lange bei Royères und ein kürzerer. Das Thal blieb im allgemeinen ziemlich breit und im Hintergrunde ragte der Gipfel des Fréjus empor, linkerhand sah man die Berge von Beanlarch, rechts die von Savaulz und Milaure. Ueber die Hochebene von Salbertrand bis Bardonnecchia flog der Zug mit Windeseile dahin. Hinten im Thale zeigte sich die dunkle Einfahrt des großen Tunnels. Bardonnecchia war über und über mit Flagen geziert und die ganze Bevölkerung begrüßte die Ankömmlinge mit Jauchzen, während eine Compagnie Carabinieri in großer Gala paradirte, die Musik der Nationalgarde von Turin eine Nummer aus der „Stimmen von Portici“ anstimmte und zwei Kanonen von einem nahen Bergvorsprunge ihren donnernden Gruß ins Thal herabsandten.

Nach kurzem Aufenthalte setzte sich der Bahnzug mit drei Maschinen, voran den Tratoro, wieder in Bewegung und lief ein paar hundert Meter hinter dem Bahnhofe in den Tunnel ein. Derselbe ist so breit, daß zwei Schienenstränge darin nebeneinander laufen können, und 6 Meter hoch. Uebrigens durchläuft die Bahn nicht die ganze Länge des geradlinigen Tunnels, sondern zweigt an beiden Enden desselben in ausbiegenden Seitentunneln aus. Die Enden des geradlinigen Tunnels dagegen dienen zur Ventilation und für dienliche Zwecke. Rechnet man diese Strecken ab, so hat man eine eigentliche Bahnlänge von 12848,<sup>92</sup> Meter innerhalb des Tunnels, rechnet man aber diese hinzu, so ergibt sich eine Tunnellänge von 13446,<sup>32</sup> Meter.

Die Einfahrt in den Tunnel auf der italienischen Seite liegt 1450 Meter, die auf der französischen Seite 1203 Meter über dem Meerespiegel, letztere mithin um 150 Meter tiefer. Der Tunnel steigt von beiden Seiten an und zwar auf der Seite von Bardonnecchia um 0,005 und gegen Modane um 0,023 Meter. Die Neigung gegen Modane macht sich sehr fühlbar, weshalb die Züge von Turin den Weg im Tunnel in 23—24 Minuten, von Modane her aber in 38—40 Minuten zurücklegen. Auch die Gewölbeform ist nicht auf beiden Seiten dieselbe, auf der italienischen nämlich elliptisch, auf der französischen aber ein voller Halbkreis und um 30 Centimeter niedriger, welche Thatsache sich aus dem verschiedenen Druck erklärt, dem man zu begegnen hatte. Auf der italienischen Seite liegen nämlich die Gesteinsschichten vollkommen wagerecht, weshalb man hier für das Gewölbe die elliptische Form mit ihrer oft erprobten gesteigerten Widerstandskraft wählte und dasselbe mit Haussteinen ausmauerte. Die Fütterungsmauer wechselt an Dicke je nach den Verhältnissen zwischen 55 Centimeter und 1 Meter. Nur eine Strecke von wenigen Meter ist nicht ausgemauert, weil die dort befindlichen Quarzgeschiebe an sich den sichersten Widerstand gegen den Druck von oben leisten. Allerdings wurde hier und dort behauptet, das Mauerwerk sei an einzelnen Stellen gewichen, das ist aber vollkommen unbegründet: Mauer und Fels bilden überall sozusagen nur Einen Körper, der allen kommenden Zeiten widerstehen wird.

Nachdem wir in den eigentlichen Tunnel eingelaufen, wurde es vollkommen finster, doch bemerkte man alle 500 Meter eine große Gaslaterne, deren Licht natürlich nur die unmittelbare Umgebung beleuchtete, gleichwol aber von dem Licht unserer Petroleumlaternen in den Waggons vortheilhaft abstrich. Die Temperatur stieg auf der Einfahrt auf 22 Grad, der Rauch der Maschinen ward durch die Glasfenster der Waggons vollständig abgehalten, war aber selbst bei offenen nicht belästigend, jedenfalls weniger als in den Tunneln zwischen Bologna und Florenz, so wirksam wirkte die Ventilation.

Alle Mitfahrenden meinten, man wäre noch weit vom Ende des Tunnels, als sie auf einer der Gaslaternen die Ziffer 12 lasen und bald darauf eine Helligkeit sich verbreitete, welche mehr und mehr zunahm und das Ende der unterirdischen Reise ankündigte. Ein Blick auf die Uhr zeigte, daß dieselbe 21 Minuten gedauert hatte. Ein allgemeiner Freudenruf bewies die allgemeine Befriedigung über das treffliche Gelingen der Probefahrt, die nicht besser hätte ausfallen können.

Sobald die Bahn den Fréjus verlassen hat, macht sie eine bedeutende fast in sich zurücklaufende Curve, um ins Arcthal hinabzugelangen, in welchem Modane gelegen ist. Der landschaftliche Charakter ist auf dieser Seite des Tunnels weit alpenhafter als drüben: alle höhern Bergspitzen waren mit Schnee bedeckt und die Arc zeigte sich wasserreicher als die Dora Riparia. Welch herrlichen Anblick das sonnige Thal nach fast halbstündiger Fahrt im Dunkel gewährt, kann man sich denken. Die Fahrt über die Curve nach Modane hinab nahm nur 9 oder 10 Minuten in Anspruch, hier machte der Zug halt.

Welch ein Unterschied aber zwischen Modane und Bardonnecchia! In Modane keine

Fahne, kein Hochruf, kein Gruß, kein Ausdruck des Beifalls, kein Glas Wasser, kein Klatsch, nur vollständige Stille. Der Eindruck war ein unendlich trauriger. Aber auch das Komische fehlte nicht. Ein paar Dugend Pompieri oder Nationalgarden — ich weiß nicht genau welche von beiden — hatten sich auf dem Bahnhofe eingefunden und etliche dieser Leute, die bestimmt schienen, die bewaffnete Macht der neuen Republik zu repräsentiren, trugen falsche Bärte! Ueberaus komisch war es, als einer dieser Helden, während Lefranc, der französische Handelsminister, in Begleitung einiger Beamten und anderer Franzosen, worunter auch Lessaps und der Gesandte Melegari aus Bern, Visconti-Benosta, Castagnola, Sella und die andern Vertreter Italiens begrüßte, erst sein Gewehr präsentirte und dann mit einer tiefen Verbeugung den Hut zog. Selbst den Diplomaten gelang es nicht ein Lächeln zu unterdrücken.

Man behauptete, der Empfang sei ein herzlicher gewesen; die Anwesenden mußten ihn nothwendig kühl finden. Es lag etwas in der Luft, was frösteln machte. Für den erkrankten Präfecten von Chambéry machte der Unterpräfect von Saint-Jean de Maurienne die Honneurs.

Der Aufenthalt in Modane dauerte etwa 30 Minuten; dann kehrte der Zug nach Bardonnecchia zurück. Punkt 12 $\frac{1}{2}$  Uhr traf er an der Einfahrt in den Tunnel ein. Diesmal ging es bedeutend langsamer, trotzdem litten wir auch diesmal nicht von Hitze und Rauch, und so langten wir denn um 1 Uhr 13 Minuten nach einer 43 Minuten dauernden Fahrt in Bardonnecchia an.

Ehe ich auf die Festlichkeiten, welche uns daselbst erwarteten, übergehe, muß ich noch einen Augenblick nach Frankreich zurückkehren. Bekanntlich harret die jenseitige Bahn noch immer der Vollendung, obwohl es für die französische Mittelmeer-Bahngesellschaft, welcher die Bauführung obliegt, mit keinerlei Schwierigkeiten verbunden gewesen wäre, die wenigen Kilometer fertig zu bauen, welche die Linie von Calais bis Brindisi noch unterbrechen. Man kann nicht zweifeln, daß es lediglich am guten Willen fehlt und daß es sich in erster Reihe um die definitive Regelung der Linie der englisch-österreichischen Post handelt. Die französische Gesellschaft kann es nicht vermeiden, daß nach Vollendung der Mont-Cenisbahn diese Post ihren Weg definitiv über Italien nehmen soll, und möchte die damit für Italien verbundenen Vortheile, weil sie dieselben denn doch nicht mehr zu vereiteln im Stande ist, wenigstens noch ein paar Wochen hinauschieben. Infolge dessen erfrent sich auch Modane zur Stunde noch keines Bahnpersonals und fahren die nach Modane und Saint-Michel kommenden Züge in eine Sackgasse. Allüberall stieß Italien drüben auf Unfreundlichkeit und Misgunst, die so weit ging, daß der Director der genannten Bahn nicht bloß das herzliche Anerbieten der oberitalienischen Bahnverwaltung, für die Festtage aushilfsweise Bahnpersonal nach Modane zu senden, kurzweg ablehnte, sondern auch jeden seiner Untergebenen für den Fall mit der Entlassung bedrohte, daß einer derselben von der Einladung zum Feste der Eröffnung Gebrauch machen würde.

Der Bahnkörper zwischen Modane und Saint-Michel ist zwar vollendet, aber nur eine Strecke desselben ist mit Schienen belegt. Zwischen beiden Stationen schützt eine riesige Mauer den Damm gegen die Wasser der Arc, und auch an Viaducten und Tunneln fehlt es nicht, von denen die letztern eine Gesammtlänge von 3186 Meter haben.

In geringer Entfernung von Modane steht man die großen Werkstätten, deren man beim Bau des Tunnels bedurfte. Weiterhin folgen noch andere Tunnel in der Länge von 38, 94, 126, 300 und 981 Meter, bis endlich die Bahn dicht vor Saint-Michel auf das linke Ufer der Arc übersezt.

Als wir in Bardonnecchia eintrafen, wurden wir von den Passagieren der inzwischen nachgekommenen zwei spätern Züge aufs herzlichste empfangen. Sie hatten die Zwischen-

zeit dazu benutzt, um die beim Durchstich verwendeten Maschinen und Vorrichtungen zu beschäftigen: die Bohrmaschinen Sommeiller's, die man gegen Granitblöcke vom Sanct-Gotthard spielen ließ, die hydraulischen Druckmaschinen und alle die andern wunderbaren Vorrichtungen, welche die Mechanik erfand. Andere machten es sich, da es schon ziemlich spät war, bequemer und beschauten sich den künstlichen Hügel, der sich gerade neben der Einfahrt in den Tunnel erhebt. Man muß nämlich wissen, daß aller bei dem Graben des Tunnels gewonnene Schutt vor demselben aufgehäuft wurde, sodas die ungeheure Menge desselben zuletzt einen ganzen Berg bildete. Was die Kunst geschaffen, dessen bemächtigte sich hinterher die Natur. Regen und Schnee kitteten die Masse aneinander, auch an herabgeschwemmtem Humus fehlte es bald nicht mehr, und unsere Epigonen zerbrechen sich vielleicht einmal die Köpfe, in welcher Weise ein Hügel aus so divergirenden Gesteinsarten entstanden. Auf diesem Hügel aber war ein eleganter Pavillon erbaut worden, in welchem das Banket servirt wurde. Alle Anwesenden, einige Franzosen ausgenommen, waren in Gala, und zur allgemeinen Freude hatten sich auch ein paar Damen aus Turin eingefunden. Von einer nahen Höhe donnerten Kanonen und gaben das Zeichen zum Beginn des Bankets, das die technische Direction ihren 1300 Gästen gab. Auf dem geebneten Plateau dieses Hügels stand der Pavillon von viereckiger Form, 200 Meter Länge und 40 Meter Breite. Bei einer solchen Ausdehnung reichte das Auge nicht von einem zum andern Ende des Raumes. Die Tische hatten eine Gesamtlänge von 400 Meter und waren mit 1300 Tüchern belegt. Der Anblick war ein zaubernder, schade nur, daß der Raum weitaus nicht gefüllt war. Das Zelt zeigte die italienischen Nationalfarben und war mit Hunderten von Fahnen in ebendenselben geschmückt, welche mit Trophäen aus den beim Tunnelbau benutzten Handwerkzeugen wechselten. Am obern Ende des Pavillons erhob sich die Ehrentafel, an der die Minister, die Fürstin Pallavicini, die Gemahlin des Sindaco von Rom, die Gäste aus Frankreich und unter ihnen der französische Arbeitsminister saßen.

Aller Augen suchten den Grafen Kémusat, der durch die wichtige Discussion in der Assemblée verhindert wurde, rechtzeitig zu erscheinen, aber wie man wußte, Versailles bereits verlassen hatte.

Wie herrlich das Banket war, läßt sich aus dem Umstande entnehmen, daß im Budget der oberitalienischen Bahnen hierfür 50000 Frs. aufgestellt sind.

Die Reihe der Trinksprüche begann Visconti-Venosta, indem er auf die Größe des Werkes hinwies. Nach ihm erhob sich Lefranc und hob die außerordentlichen Verdienste des Königs um die Civilisation und Freiheit hervor und auf eine Verbindung Italiens und Frankreichs. Auch Sella sprach kurz und gut. Außerordentlichen Beifall fand Amilhar's, des Directors der oberitalienischen Bahnen, Rede, der erklärte, daß Italien, Frankreich, Grattoni, Grandis und die Grufst Sommeiller's die goldene, Menabrea und die Oberingenieurs die silberne, alle beim Bau beschäftigten Arbeiter aber die bronzene Medaille erhalten sollten, welche die Gesellschaft zur Erinnerung prägen ließ. Grattoni, der geistige Mittelpunkt des Festes, konnte vor Rührung und Aufregung kaum sprechen und benutzte eine kurze Ansprache dazu, alles Verdienst seinem verstorbenen Freunde Sommeiller zu vindiciren.

Als der Zug nach Einbruch der Nacht in Turin eintraf, schwamm die ganze Stadt in einem Lichtmeere. Die hervorragendsten Partien der wunderbar schönen Illumination, welche der bekannte Illuminationskünstler Ottini geleitet hatte, waren jedenfalls der Bahnhof der oberitalienischen Bahnen, der Königscurso mit seiner Nachbildung des Mont-Cenis-Tunnels, die öffentlichen Gärten und die Poststraße. Dank einer echt italienischen Sommernacht wogte eine ungeheure Menschenmenge bis gegen 2 Uhr morgens durch die Stadt.

Der Montag Morgen war der Ruhe gewidmet. Um Mittag wurde in Gegenwart des Prinzen Carignan und der Minister sowie der Spitzen der turiner Behörden das aus Beiträgen von ganz Italien errichtete Denkmal des ehemaligen piemontesischen Arbeitsministers Paleocapa enthüllt, das in modern realistischen Weise aufgefaßt den blinden Staatsmann in seinem Lehrstuhle zeigt. Pietro Paleocapa war am 11. Nov. 1788 im Dorfe Nembro bei Bergamo geboren und stammte aus einer altadelichen Familie Candia's. Sein Vater war Appellationsgerichtsrath in Venedig. Pietro Paleocapa begann seine Studien in Padua, trat dann in die Kriegsschule zu Modena und verließ sie als Genieoffizier. Der Feldzug von 1813 führte ihn bei Dennewitz in preussische Gefangenschaft, aus der er aber entwich. Nach dem Frieden sollte er in österreichische Militärdienste treten, lehnte dies aber ab und lebte als Civilingenieur, ward 1820 nach Mailand beufen und 1829 Vorstand der Straßen- und Wasserbaucommission für Venetien, 1840 aber Generaldirector der öffentlichen Bauten Venetiens, was er bis 22. März 1848 blieb. Ihm verdankt die Provinz die großartigen Brentabauten und die Regulirung des Bacchiglione, welche die Bezirke Padua und Venedig gegen die alljährlich wiederkehrenden Ueberschwemmungen schützen. Er regulirte auch die Etsch und machte den Hafen von Malamocco für die größten Seefschiffe zugänglich. Ungarn berief ihn zur Regulirung der Donau zwischen Pesth und Ofen (1842), zur Regulirung der Theiß (1846) und zur Verbesserung des Hafens von Fiume (1848).

Die Revolution von 1848 übertrug ihm das Portefeuille des Innern und der öffentlichen Arbeiten und berief ihn in die Repräsentantenversammlung, in welcher er sich, obwol Republikaner, doch für den Anschluß an Piemont aussprach, der auf seinen Antrag hin votirt wurde. Im August zog er sich nach Turin zurück, ward 1849 Arbeitsminister und blieb es fast ununterbrochen bis 1857, ob schon er zehn Jahre vor seinem Tode erblindet war. Ihm verdankt Piemont sein Eisenbahn- und Telegraphennetz, die Verlegung des Kriegshafens von Genua nach Spezia, die Regulirung der Arve in Savoyen, das System der Hafendämme in Genua, die Wasserbauten an der Scrivia und zum großen Theil auch den Durchstich des Fréjus. In der internationalen Commission von 1855 in Paris für den Suezkanal vertrat er Italien und ward zum Vorsitzenden der bezüglichen Aufsichtskommission ernannt, was er jedoch ablehnte. Im Jahre 1855 ward er Senator, 1860 Vorsitzender des Verwaltungsrathes der lombardischen und mittelitalienischen Bahnen, und starb am 13. Febr. 1869 in Turin.

An die Enthüllung des Paleocapa-Denkmal's schloß sich die Eröffnung des neuen Gewerbemuseums, welcher der Prinz von Carignan ebenfalls beiwohnte. Das Museum kann wenigstens als ein guter Anfang bezeichnet werden, bedarf aber vor allem einer streng systematischen Ordnung. Auch eine Blumenausstellung und ein Scheibenschießen gab es zu besuchen.

Um 6 Uhr abends begann das von der Stadt Turin ihren Gästen gegebene Festbanket. Als Local hierzu hatte man den Neubau am Palazzo Carignano gewählt, der für das piemontesische Parlament dienen sollte, aber nun unbenutzt steht, seit aus dem kleinen Piemont ein großes Königreich Italien herausgewachsen ist. Der Banketsaal und die Salons nebenan waren feenhaft erleuchtet, die Galerien von reichgeschmückten Damen besetzt. Alle Gäste erschienen in schwarzem Leibrocke, der französische Minister des Auswärtigen Graf Rémusat hatte den Ehrensitz an der Tafel zwischen dem Sindaco von Turin, Grafen Rignon, und Grattoni. Das Banket war nicht minder glänzend als das in Bardonnecchia und kostete der Stadt eine enorme Summe. Die anwesenden Deutschen, deren Zahl nicht eben gering war, bemerkten mit sichtlicher Befriedigung, daß man in Italien anfängt, der deutschen Musik Geschmack abzugewinnen; von den sechs Nummern der Tafelmusik waren drei deutschen Ursprungs. Ueberhaupt hatten sich die Deutschen

während der Festtage unverkennbarer Auszeichnung zu erfreuen, was man wol nicht ohne Grund der politischen Neugestaltung ihres Vaterlandes und der hervorragenden Stellung desselben in der Gegenwart zuschreibt. Natürlich fehlte es auch hier nicht an Tischreden. Zuvörderst erhob sich der Sindaco Graf Rignon und sprach namens der Stadt deren Gästen den Dank aus, daß sie der Einladung gefolgt. Ihm folgte Graf Rénusat, ein kleiner, schwächlicher, gebeugter Mann, der so artig war, sein Bedauern auszusprechen, daß er außer Stande sei, die harmonische Sprache seiner Gastfreunde zu sprechen, und der, nachdem er die hohen Regententugenden Victor Emanuel's hervorgehoben, mit einem Hoch auf denselben schloß. Daß er der natürlichen Verwandtschaft beider Völker nicht vergaß, versteht sich von selbst, es war diese Gemeinsamkeit der Abstammung in der That das Noß, das fast alle Redner bestiegen und nahezu zu Tode ritten.

Nach Rénusat ergriff sein italienischer College Visconti-Venosta das Wort, ihm folgten Peruzzi, Sella und unter andern Rednern auch die Vertreter des Deutschen Reiches und Oesterreich-Ungarns. Hr. von Wesdehlen nannte den Mont-Cenisdurchstich die erste Bresche in den Alpen und wies auf die Nothwendigkeit hin, deren bald noch mehrere zu legen. Im allgemeinen bewegten sich die Reden auf dem Gebiete der Nationalökonomie, welche natürlich immer einen politischen Beigeschmack hat.

Die Gesellschaft trennte sich um 9 Uhr, um nach Lust und Laune entweder der Einladung des Grafen Rignon zum Thee zu folgen, oder den öffentlichen Ball und das Instrumental- und Vocalconcert zu besuchen, die auf dem Verfassungsplatze und dem Großen Castellplatze stattfanden.

So endeten die Tage vom 17. und 18. Sept., auf welche stolz zu sein Italien allen Grund hat. Galten sie doch der Feier eines Ereignisses, dessen Folgen zwar schon jetzt in ihren Hauptzügen an uns herantreten, sich aber doch ihrem ganzen Umfange nach nicht überschauen lassen. Italien hat in wenigen Jahren geleistet, was für alle Zeiten unmöglich schien.

### 3) Handelspolitische Gesichtspunkte.

Es ist schon angeführt worden, daß die kurze Strecke zwischen Modane und Saint-Michel (auf französischem Boden) noch immer ihrer Vollenbung entgegensteht. Das dem Zufall oder den Misständen, mit denen Frankreich seit seinem letzten unglücklichen Kriege zu kämpfen hat, zuzuschreiben, wäre ein grober Irrthum. Der Grund ist vielmehr politischer Natur. Doch müssen wir, um die Verhältnisse klar zu stellen, etwas weiter ausholen.

Zunächst war es für Piemont ein Bedürfnis, sich aufs engste mit Savoyen zu verbinden; zugleich galt es eine internationale Straße zu schaffen, welche geeignet wäre, seinen industriellen und commerziellen Verkehr zu erweitern. Von dieser Seite mußte die italienische Einheit kommen. Frankreich verband sich mit Piemont aus denselben Gründen, vielleicht noch aus einem andern hochpolitischen, der wenigstens theilweise durch die spätern Ereignisse klar wurde. Indes vollzog sich die Einigung Italiens. Eisenbahnen durchzogen die Halbinsel von Susa bis Brindisi, und die politische und commerzielle Zukunft Italiens begann das übermächtige Frankreich in Schatten zu stellen. Es besürchtete Italien werde sich früher oder später seiner politischen Bevormundung entziehen, und es besürchtete weiterhin, durch den Mont-Cenisdurchstich möchte zu Gunsten Italiens und Brindisis zum Nachtheil Frankreichs und Marseilles eine neue Weltstraße entstehen. Von diesem Augenblicke an betrachtete Frankreich den Mont-Cenisdurchstich mit feindseligen Augen. Es war allerdings nicht in der Lage, die Verträge zu brechen, welche es an die Durchführung des Unternehmens banden, aber es trat doch derselben auf jegliche Weise entgegen.

So kommt es denn, daß die Strecke von Buffoleno nach Bardonecchia vollendet ist, während die kurze Strecke der Bahn zwischen Modane und Saint-Michel noch ihrer Vollendung entgegensteht. Was wird aber die Folge davon sein? Das liegt auf der Hand. Ist auch der Mont-Cenisstunnel vollendet, so wird Frankreich, dessen Misgunst hundertfach zu Tage tritt, dafür zu sorgen wissen, daß die indische Ueberlandpost auf diesem Wege allezeit auf Hindernisse stößt, damit sie zur Route über Marseille zurückkehre, und dann wird Italien sich umsonst bemüht haben, die Alpen zu durchbohren. Das wäre allerdings schmähslich, nichtsdestoweniger aber darf sich Italien darauf gefaßt machen. Dabei kommt noch ein anderer Punkt in Betracht. England, das bei der Benutzung der Mont-Cenisbahn zumeist von allen Völkern theilhaftig ist, hat Frankreich schon von vornherein darauf aufmerksam gemacht, daß, wenn Frankreich fortführe, sich Italien gegenüber auch ferner so misgünstig zu erweisen, es die Route über Frankreich ganz aufgeben und sich an die bereits provisorisch benutzte über Belgien, Deutschland und den Brenner halten würde. Der internationale Verkehr würde zwar die großen Vortheile, welche ihm aus dem Mont-Cenisdurchstich erwachsen, verlieren, es würden aber immerhin noch deren genug übrigbleiben, um diese letztere Linie jenseit von Marseille vorzuziehen. Wie es scheint, will Frankreich nicht nur Italiens politische Einheit nicht, sondern möchte auch dessen commercielle Zukunft vernichten, es unterthänig und arm zu seinen Füßen sehen. Aber die Zeit der Demüthigung Italiens ist vorüber. Italien ist ein Staat, der sich Achtung zu verschaffen weiß. Will Frankreich das große Geisteswerk des Mont-Cenis zunichte machen, so kann es Italien doch den Handelsweg über den Brenner nicht entreißen, noch den über den Gotthard und die Ponteba, und wenn es nöthig sein sollte, wird Italien auch vor der Durchbohrung der Alpen an zehn andern Stellen nicht zurückschrecken und wird mit diesen Opfern, wenn sie auch noch so groß wären, das Eine erreichen: die commercielle Isolirung Frankreichs. Wer andere aus dem Verkehre egoistisch auszuschließen beabsichtigt, könnte leicht am Ende selbst ausgeschlossen werden.

Die Erwartungen, welche sich in commerciemler Beziehung an die Eröffnung der Mont-Cenisbahn knüpfen, sind groß, ja so groß, daß es vielleicht am Plage ist, vor Uebertreibungen zu warnen. Italien darf nicht glauben, daß es durch die Vollendung des Tunnels allen Handelsinteressen genügt habe, sowenig als es andererseits am Plage wäre, den Muth zu verlieren, weil vielleicht die eine oder andere Erwartung getäuscht werden wird. Am allerwenigsten aber darf sich Italien durch solche Umstände davon abschrecken lassen, ähnliche Unternehmungen in Angriff zu nehmen, welche gleiche oder vielleicht sogar günstigere Resultate in Aussicht stellen.

Nach den übereinstimmenden Ansichten vieler Sachverständiger wird der Mont-Cenis vorwiegend dem Personen- und Eilgüterverkehre dienen, aber weniger von dem Verkehre größerer Frachtgüter zu hoffen haben. Im Jahre 1869, dem letzten, über das officielle Berichte vorliegen, führte Italien für 123 Millionen Rohseide, gesponnene und gefärbte Seide nach Frankreich aus, für 40 Millionen Del, für 19 Millionen Getreide, Reis und Samenfrüchte, für 13 Millionen Vieh, für 6 Millionen Obst, für 5½ Millionen Schwefel, abgesehen von verschiedenen andern Producten untergeordneterer Bedeutung. Im nämlichen Jahre wurde dagegen von Frankreich eingeführt: für 52 Millionen Cocons, Seidenfaden und Seidengewebe, für 37 Millionen Rohwolle und Wollgewebe, für 38 Millionen Baumwolle und Baumwollgewebe, für 13 Millionen Frisch Eisen und Eisenwaaren, für 18 Millionen Zucker und Kaffee, für 8 Millionen Hanf und Leinen, für 9 Millionen Galanteriewaaren, für 4 Millionen Steinkohle, für 4 Millionen Maschinen, für 6 Millionen Glaswaaren, für 15 Millionen Arzneikörper, Chemikalien, Farbstoffe u. s. w., für 9 Millionen Felle, für 5 Millionen Holzwaaren, für 10 Millionen Oele.

Solche Ziffern sprechen für einen sehr bedeutenden Handel, und könnte die Mont-Cenisbahn ganz auf ihn rechnen, so wäre das ein ganz ungeheurer Verkehr. Fast man aber die Seide, das Vieh, die Zeugstoffe, die Galanteriewaaren, die Glaswaaren, die chemischen Producte, die Thierhäute und alle die andern Producte ins Auge, die keinen Anspruch auf rasche Beförderung machen, sondern bei denen es auf die Wohlfeilheit des Transportes ankommt, so wird man zur Ueberzeugung gelangen, daß sie den Seeweg vorziehen werden. Dann kommt noch weiter in Betracht, daß die Uferbahn der Mont-Cenislinie gar bald Concurrenz machen wird, sowie man auch die Aenderungen nicht außer Acht lassen darf, die sich für Frankreich nach dem Verluste von Elsaß und Lothringen ergeben. Allerdings muß es Italien allezeit daran liegen, mit Frankreich in guten Handelsbeziehungen zu verbleiben, und es dient die Mont-Cenislinie auch dem italienisch-französischen Handelsverkehre nicht allein, sondern auch dem anderer Länder. Aber ebenso gewiß ist, daß der Eilgüterverkehr keine namhafte Steigerung finden wird.

Deshalb wächst auch mit jedem Tage die Aufgabe des Handelsministeriums und der oberitalienischen Bahnverwaltung in dieser Beziehung. Auch die Diplomatie wird die Hände nicht in den Schoß legen dürfen, damit nicht Frankreich auf dem einmal betretenen Wege fortfahre. Die italienische Regierung huldigt dem Freihandel, aber sie hat sich eine Besteuerung der Frachten auf dem Mont-Cenis vorbehalten, die voraussichtlich nur einen unbedeutenden Ertrag abwerfen wird. Ein solcher Schritt dürfte nicht wohl zu rechtfertigen sein, denn eine Minderung der Fracht würde nicht ausbleiben. Es bedarf vielmehr nur geringer Besteuerung, um den Verkehr auf eine möglichst hohe Stufe zu bringen.

# Der Krieg Deutschlands gegen Frankreich 1870 und 1871.

Von  
Karl Jand.

Vom Beginn des Krieges bis zur Capitulation von Sedan.

## II.

### 1) Die Mobilmachung der deutschen Heere.

Noch nie hat ein Heeresorganismus die Probe seiner allseitigen Tüchtigkeit für den Krieg so glänzend bestanden, als dies bei dem preussisch-deutschen 1870 der Fall war. Wenn etwas für den hohen Werth dieses Organismus spricht, so ist es der wunderbar schnelle Uebergang der deutschen Heere von dem Friedens- auf den Kriegsfuß, oder die Mobilmachung der ungeheuern Heeresmassen, die, durch einen telegraphischen Befehl aufgeboden, alsbald aus allen deutschen Ländern in vollkommenster Kriegserüstung nach dem bedrohten Rhein aufbrachen. Der 16. Juli war der erste Mobilmachungstag, und schon am 4. und 6. Aug. wurden die siegreichen Schlachten von Weißenburg und Wörth geschlagen.

Es ist von hohem Interesse, einen kurzen Blick auf die complicirte Riesenarbeit zu werfen, die innerhalb der vorerwähnten kurzen Spanne Zeit sich auf deutscher Seite mit einer Präcision, Schnelligkeit und nach Raum und Zeit minutiös geordneten und durchgeführten Planmäßigkeit vollzog, wie sie ohne Beispiel in der Kriegsgeschichte dasteht, sodaß man mit vollem Recht die deutsche Nation „ein Volk in Waffen“ nennen darf. A. Borstkiöld in seiner „Geschichte des deutsch-französischen Krieges 1870“ gibt ein klares Bild dieser Mobilmachung, das einen allseitigen Blick in die staunenswerthen Leistungen des Räderwerks der großen deutschen Heeresmaschine gewährt, die eben gerade darum in der Stunde der ernstesten Probe so wunderbar präcis arbeitete, weil man es in Deutschland zu vermeiden wußte, in den Fehler Frankreichs, den allzu großen Centralismus, zu verfallen, vielmehr bei dieser complicirten Riesenarbeit das Decentralisationsprincip walten ließ, wodurch die Verantwortlichkeit und die vielseitige Thätigkeit bei der Mobilmachung auf die Zwischen- und Unterbehörden vertheilt wurde.

Wir folgen hier, gestützt auf die gründliche Darlegung der deutschen Mobilmachung durch den vorerwähnten Militärschriftsteller, den wichtigsten Momenten dieser letztern. Wir haben früher schon erwähnt, daß im Norddeutschen Bunde jährlich die ganze Mobilisierung auf dem Papiere durchgemacht wird; daß ferner jeder Mann, selbst die pensionirten

Offiziere, die Civil- und Eisenbahnbeamten, von ihrer eventuellen Bestimmung in Kenntniß gesetzt, ebenso alle Pferde auf das genaueste im voraus classificirt werden; daß ferner die Einberufungsordres, Marsch- und Eisenbahnfahrpläne für die verschiedenen möglichen Fälle stets bereit liegen, und die Vorräthe bereits nach der Kriegsformation geordnet und hergerichtet in reichem Maße vorhanden sind. Ein telegraphischer Befehl genügt eben, um ohne weitere Anfragen oder plötzliche Geschäftsanhäufung bei irgendeiner Militärbehörde die Mobilisirung jeden Augenblick durchzuführen. Alles ist auf das sorgfältigste vorher überlegt und bis auf die kleinsten Details angeordnet. Der preussische Mobilmachungsplan, zum Gemeingut der norddeutschen Armee und auch der süddeutschen Heere geworden, bedarf also nur des einfachen telegraphischen Befehls der Mobilmachung und der Bestimmung, welcher Tag als erster Mobilmachungstag zu betrachten sei, um das über das ganze Land verbreitete kolossale Räderwerk in vollen, genau übereinstimmenden Betrieb zu setzen. Der Plan selbst schreibt den Modus und die Zeitfolge der Mobilmachung genau und bestimmt für einen jeden Tag vor; die beigelegten Anlagen enthalten alle Zahlenetails, sodaß jede Militärbehörde in den Stand gesetzt ist, ihre specielle Aufgabe schnell und sicher selbstthätig zu lösen. Die Behörden sowol als einzelne Offiziere und Militärbeamte, welche für besondere Dienstverrichtungen bei der Mobilmachung im voraus designirt sind, haben sich mit dem Geiste und den Detailbestimmungen des Planes schon im Frieden genau vertraut zu machen.

Für eine jede bei der Mobilmachung neu zu besetzende Stelle wird möglichst schon im voraus eine bestimmte, geeignete Persönlichkeit in Aussicht genommen. Da eine einzige Centralbehörde nicht im Stande sein würde, die Riesenaufgabe aller Repartitionen von Mannschaften und Pferden allein zu lösen, so gilt in der deutschen Heeresverwaltung das vorher schon angedeutete Decentralisationsprincip. Das Kriegsministerium erläßt alljährlich die Mobilmachungsrepartitionen nur im großen Ganzen, wogegen die Feststellung der detaillirten Subrepartitionen den Generalcommandos, Divisionen, Brigaden und Regimentern für ihre Dienstkreise anheimfällt.

Die Bezirkscommandeure der Landwehrbataillone, denen im Frieden das Aushebungs-geschäft sowie die Führung der Stammlisten sämmtlicher in ihrem Bezirke vorhandenen beurlaubten Reservisten und Landwehrmannschaften obliegt, haben bei der Mobilmachung auf Grund dieser stets evident zu haltenden Listen und der ihnen schon vorher zugegangenen Repartitionen sämmtliche Einbeordnungen in kürzester Frist zu bewerkstelligen. Dieses Einberufungsgeschäft, bei welchem neben der Schnelligkeit große Genauigkeit verlangt wird, ist aus mehrfachen Gründen ungemein schwierig und erfordert die angestrengteste Tag- und Nachtarbeit. Das in dem Mobilmachungsplane Tag für Tag vorgeschriebene Pensum muß aber erfüllt werden und wird auch erfüllt, wenn zu diesen Arbeiten alles Erforderliche vorbereitet worden ist und alle disponibel zu machenden Schreibkräfte benutzt werden. Den Einbeordneten sind zur Ordnung der häuslichen Angelegenheiten 24 Stunden bewilligt, bevor sie ihre Reise nach dem Stabsquartier des Landwehrbataillons antreten. In diesem werden sämmtliche einberufene Mannschaften gesammelt, die Marschrouten ausgefertigt und sodann die einzelnen Abtheilungen der Reservisten den von den Truppentheilen zu ihrer Abholung abgesandten Transportcommandos übergeben. Die Einkleidung und Ausrüstung der Einberufenen erfolgt bei den Truppentheilen selbst, da hier für die volle Kriegsstärke stets alle Bekleidungs- und Ausrüstungsvorräthe bereit gehalten werden.

Die Infanterie gelangt auf die Kriegsstärke durch Einziehung fast ebenso vieler Reservisten, als der vorhandene Friedensstand beträgt. Jedes Regiment aber stellt ein Ersatzbataillon auf, dessen Stamm durch noch nicht vollständig ausgebildete Mannschaften sowie durch eingezogene Reservisten gebildet wird. Diesen Ersatzbataillonen werden auch die momentan im Lazareth befindlichen Kranken überwiesen, sodaß die Infanteriebataillone

in voller Kriegesstärke ausdrücken können; sie werden mit allem für den Feldzug Nothwendigen ausgerüstet und erhalten einen eigenen Train. Sobald die Feldtruppen aus ihren Garnisonen gerückt und die Ersatzbataillone vollständig formirt sind, erfolgt die Einbeorderung der in der Ersatzreserve erster Klasse disponibel gehaltenen Rekruten, deren Heranbildung sofort beginnt. Bei den Jägerbataillonen finden ähnliche Verhältnisse statt; jedes Bataillon bildet eine Ersatzcompagnie.

Bei der Cavalerie läßt jedes Regiment von den fünf Escadrons eine als Ersatzescadron zurück. Durch Austausch von Pferden und Mannschaften der Ersatzescadron sowie durch Einziehung von einzelnen Reservisten wird es ermöglicht, daß die vier Feldescadrons mit ausgewählten, vollständig ausgebildeten Mannschaften sowie mit lauter rittigen, an Strapazen gewöhnten Pferden ausdrücken können. Die noch nicht vollkommen ausgebildeten Mannschaften und die letzten Remonten werden der Ersatzescadron überwiesen, die nächstdem auch Rekruten zur Ausbildung erhält.

Die Artillerie hat bei der Mobilmachung die größten Schwierigkeiten zu überwinden. Es bedarf ein jedes Feld=Artillerieregiment, um sich auf den Kriegsfuß zu setzen, der Einziehung von 478 Reservisten und der Einstellung von 1491 Pferden, welche letztere bei der Mobilmachung sämmtlich vom Lande aufgekauft werden. Die zweckentsprechende Vertheilung der Mannschaften und neu hinzutretenden Reservisten in die zu formirenden fünf neuen Batterien, die Vertheilung, Beschirung und das Einfahren der neuingestellten Pferde; die Formation besonderer Infanterie= und Artilleriemunitionscolumnen, die Anstheilung und Verpackung der Kriegschargirung erfordern die angestrengteste Thätigkeit, wenn die Artillerie bei der Mobilmachung gleichen Schritt mit den andern Waffen halten soll. Jedes Feld=Artillerieregiment formirt bei Ausbruch des Krieges eine Ersatzabtheilung. — Die Pionnierbataillone werden bei der Mobilmachung auf 800 Mann gebracht und bilden ein jedes eine Ersatzcompagnie. Außerdem werden noch besondere Festungs=Pionniercompagnien, Schanzzeug= und Pontoncolumnen sowie leichte Feldbrückentrains formirt. — Die Trainbataillone werden im Kriege durch Einziehung von Reservisten auf 1455 Mann gebracht. Sie haben außer den Proviantcolumnen (eine jede von 32 Wagen) Pferdebedeps (von 170 Pferden), Feldbäckereicolumnen, Train=Begleitungsescadrons (zu 6 Offizieren, 104 Mann) zu formiren. Jedes Trainbataillon bildet ferner bei der Mobilmachung eine Ersatzabtheilung. Die Trainfahrzeuge befinden sich in Friedenszeit bei den betreffenden Truppentheilen, resp. den Trainbataillonen, was deren Mobilmachung wesentlich erleichtert.

Die Thätigkeit des Sanitätskörpers wird bei einer Mobilmachung gleichfalls durch die große Anzahl und Vielartigkeit der neuformirenden Sanitätsanstalten in hohem Grade in Anspruch genommen. Außer dem den Truppen zugewiesenen Sanitätspersonal (Militärärzte, Krankenträger, Lazarethgehülfen) und den beizubehaltenden, zum Theil zu erweiternden Festungs= und Garnisonslazarethten sind noch besondere Sanitätsdetachements (von 3 Offizieren, 155 Mann und 10 Wagen), Feldlazarethe, Lazareth=Reservebedeps zu bilden und alle diese verschiedenen Anstalten nicht nur mit dem erforderlichen geeigneten Personal, sondern auch mit allen nothwendigen Requiriten vollständig zu versehen. Dies wäre nicht möglich in der gebotenen Schnelligkeit durchzuführen, wenn nicht alles schon im Frieden auf das sorgfältigste vorbereitet, designirt und in Vorrath gehalten würde.

Außerdem sind bei der Mobilmachung noch Feld=Eisenbahn= und Feld=Telegraphenabtheilungen zu formiren.

Auch für die, grundsätzlich nur im Inlande anzukaufenden Pferde besteht in Norddeutschland eine Art allgemeine Wehrpflicht. Besondere Commissionen wählen aus den an bestimmten Orten und Terminen gestellten Pferden die für die Armee geeigneten aus; diese werden dann tagirt und durch Koppelknechte, welche die Kreise stellen, zu ihrer neuen

Bestimmung abgeführt, während den Besitzern Zahlungsanweisungen ausgestellt werden. Da über den Pferdebestand in den einzelnen Landestheilen im Frieden fortlaufende Listen geführt werden und auf Grund derselben für jedes Jahr bestimmt wird, in welcher Weise der Pferdebedarf bei einer Mobilmachung gedeckt werden soll, so erfolgt die Deckung dieses Bedarfs für die mobil zu machende Armee schnell und in bester Weise.

Es tritt erst die ganze Riesenarbeit einer Mobilmachung der Norddeutschen Bundesarmee ihrem ganzen Umfange nach recht hervor, wenn man nach Borbstädt's weitem Angaben sich vor Augen hält, daß diese Armee von einem Friedensstande von circa 12000 Offizieren, 285000 Mann und 73000 Pferden in der kurzen Zeit von 8—10 Mobilmachungstagen auf einen Kriegstand von 22000 Offizieren, 932000 Mann und 193000 Pferden zu bringen und mit allen Kriegserfordernissen auszurüsten ist, und man wird einverstanden sein, daß solches nur in einem Staate zu erreichen möglich ist, in welchem Civil- und Militärbehörden sich der Förderung der Mobilmachungsangelegenheiten mit gleichem Eifer, gleicher Sachkenntniß und mit Aufbietung aller disponibeln Arbeitskräfte hingeben, sowie in einem Lande, in welchem die allgemeine Wehrpflicht bereits so sehr in Fleisch und Blut des Volkes übergegangen ist, daß jeder einzelne seine Verpflichtungen bei einer Mobilmachung selbst genau kennt. Decentralisation der Militärverwaltung, Theilung und bestimmte Zuweisung der zu leistenden Arbeit, unablässige, gewissenhafte Fürsorge im Frieden für einen Kriegsfall, ein praktisch erprobtes Ausführungssystem und endlich Aufbietung aller Arbeitskräfte bis zur höchst möglichen Leistungsfähigkeit sind nothwendige Erfordernisse, um in kurz gestellter Frist mit der erforderlichen Sorgfalt eine Aufgabe zu lösen, welche wegen ihrer kolossalen Ausdehnung, ihres tiefen Eingreifens in alle bürgerlichen Verhältnisse und der zu überwindenden Schwierigkeiten aller Art ihresgleichen sucht.

Am 15. Juli erfolgte der Mobilmachungsbefehl für die Armee des Norddeutschen Bundes, und zwar für die Linien- und Landwehrtruppen. Damit begann am 16. Juli, dem ersten Mobilmachungstage, gleichzeitig in allen Landestheilen und bei sämtlichen Theilen der Armee die Mobilisierungsarbeit und zwar derart, daß schon am achten Mobilmachungstage mit der Concentrirung der vollständig ausgerüsteten und auf den vollen Kriegsfuß gebrachten Feldarmee begonnen werden konnte. In Baden und Baiern erfolgte der Mobilmachungsbefehl am 16., in Württemberg am 17. Juli. Die badische Division stand sieben Tage später in der Gegend von Kastadt kriegsbereit; in Baiern und Württemberg begann am 27. Juli der Eisenbahntransport zur Concentrirung der mobilen Truppen. Mit vollem Recht sagt Borbstädt, daß diese schnell hergestellte Kriegsbereitschaft in Süddeutschland einen grellen Contrast bilde zu den bekannten Verhältnissen des Krieges im Jahre 1866.

So konnte denn auch ein officiöses preussisches Blatt und zwar offenbar in der Absicht, die Gemüther wegen des befürchteten raschen Vorstoßes der französischen Armee über die Saar und Lauter hinaus zu beruhigen, schon am 26. Juli mit voller Wahrheit sagen: „Die kurze Zeit, welche seit der französischen Kriegserklärung verfloßen, ist in unserm Vaterlande gut benutzt worden. Sobald es unwiderrüßlich klar geworden war, daß Deutschland den neuen Kampf für seine Ehre und Unabhängigkeit kämpfen müsse, ist kein Augenblick versäumt worden, um uns in jeder Beziehung kriegsfertig zu machen. Je mehr die von dem Bundesfeldherrn befohlene Mobilmachung die betheiligten Behörden ebenso wie die Bevölkerung vollkommen überrascht hat, desto glänzender bewährt sich gerade in diesem Falle die Trefflichkeit der Einrichtungen, welche unsere Regierung im Laufe der Zeiten mit unablässiger Sorgfalt gepflegt und vervollkommenet hat. Eine Mobilmachung in dem Umfange, wie sie jetzt vom ersten Augenblicke eintreten mußte, hat noch niemals stattgefunden; aber im ganzen Gebiete des Norddeutschen Bundes hat die Aus-

führung auf Tag und Stunde den höchsten Anforderungen und Erwartungen in bewunderungswürdiger Weise entsprochen, und zu dieser Stunde ist nicht bloß die eigentliche Mobilmachung fast durchweg beendet, sondern auch die Vereinigung der mobilen Truppen für ihre nächsten Aufgaben weit vorgeschritten.

„Während sich somit in Preußen und im Norddeutschen Bunde die alten erprobten Einrichtungen von neuem bewähren, zeigt sich andererseits auch in Süddeutschland, wie bedeutend die Entwicklung und Kräftigung der militärischen Einrichtungen dort in den letzten Jahren vorgeschritten ist. Rascher, als man es irgend erwarten konnte, sind nicht bloß in Baden, das sich in allem den norddeutschen Militäreinrichtungen angeschlossen hat, sondern auch in Württemberg und Baiern die Rüstungen von statten gegangen und so weit gediehen, daß die südlichen Armeen sofort im Vereine mit dem Norddeutschen Bundesheere zur Vertheidigung des gemeinsamen Vaterlandes ausziehen können. Die Hoffnungen, die in Frankreich in Bezug auf den Süden Deutschlands gehegt wurden, sind also sehr durch militärische wie durch die politische Haltung der süddeutschen Staaten zu Schanden geworden. Die gewaltige Waffenrüstung, in welcher ganz Deutschland schon in diesem Augenblicke dasteht, hat die Besorgniß, daß es Frankreich gelingen könnte, seinen ersten Vorsprung in den Rüstungen zu leichten vorläufigen Erfolgen auszunützen, mehr und mehr zurücktreten lassen. Schon jetzt ist im Gegentheile die Zuversicht begründet, daß es unserer Kriegsführung vergönnt sein werde, den deutschen Boden von den unmittelbaren Lasten und Bedrängnissen des Krieges möglichst zu befreien.“

Es ist eine Thatsache, auf die wir früher schon hingewiesen haben, daß eine Masse von über 100000 Mann Franzosen bereits das deutsche Gebiet auf dem linken Rheinufer bedrohte, während die deutschen Bataillone noch in ihren Garnisonen standen und darin blieben, bis zu dem Moment, wo sie zu den Operationen befähigt waren. Der vollendeten Organisation aber der deutschen Streitkräfte ist es zu danken, daß, sobald diese ihre Rüstungen vollendet hatten und zum Austrage des gebotenen Kampfes heranzückten, die französischen Streitkräfte sich nicht an der Grenze zu behaupten vermochten, sondern dieselbe preisgaben und den Rückzug antraten; sobald die operationsbereiten deutschen Colonnen sich der Saar näherten, gab die französische Hauptarmee sofort diese wichtige Linie auf.

Am 18. Juli erfolgte bereits die vom Oberfeldherrn vollzogene Ordre de Bataille und die Besetzung aller Stellen in der Armee. Um dem Leser einen ungefähren Begriff zu geben von der Großartigkeit dieser Stellenbesetzungen, führen wir hier nur an, daß das Große Hauptquartier des Königs nach dem „Feldsoldatenfreund“ bei der Abfahrt aus Berlin am 31. Juli 1870 aus 981 Personen, 782 Pferden und 84 Fahrzeugen bestand, welche sämmtlich in sechs getrennten Eisenbahnzügen an den Rhein befördert wurden. Die wesentlichen Bestandtheile des Großen Hauptquartiers waren das unmittelbare Gefolge des Königs, das Militärcabinet, die General- und Flügeladjutantur, die Chefs des Generalstabes der Armee, der Generalinspektionen der Artillerie und des Ingenieurcorps mit ihren Stäben; ferner der Kriegsminister mit seinem Stabe, das Bundeskanzleramt, die Generalintendantur, das Feld-Oberprobiamentamt, der Chef der Militärjustiz, der Commissar für die freiwillige Krankenpflege, die Commandos der Feldpolizei und der Feldgenüßdarmarie, sowie die Infanterie- und Cavaleriestabswache nebst dem der letztern zugeheilten Commando der Leibgenüßdarmarie. Rechnet man die 188 Cavaleristen und 248 Infanteristen der Stabswache ab, so reducirt sich die angegebene Ziffer von 981 Personen auf 545 einschließlich der Dienerschaft.

Einen selbständigen Theil des Großen Hauptquartiers bildete das mobile Kriegsministerium, das unter dem General der Infanterie von Koon mit ausgerückt war. Dasselbe bestand aus 7 Offizieren, 7 Oberbeamten, 1 Unterbeamten, 1 Unteroffizier,

34 Mann, 35 Pferden und 5 Fahrzeugen. Es hatte den directen Verkehr aufrecht zu erhalten zwischen dem Kriegsministerium in Berlin und den Armeen im Felde. Neben demselben wirkte die Generalintendantur der Armee unter dem General von Stosch und dem Geh. Kriegsrath von Golbenberg. Dieselbe sorgte für den rechtzeitigen Erfass sämtlicher Ausrüstungs-, Bekleidungs- und Verpflegungsgegenstände der gesammten Heere, während unter ihr das Feld-Oberproviandamt der Armee die Verpflegung leitete. An weitem selbständigen Behörden im Großen Hauptquartier war noch das Feld-Oberpostamt unter Leitung des Feld-Oberpostmeisters Zschüschnner. Demselben lag die Leitung aller postalischen Angelegenheiten von der Armee und für die Armee ob. Der Umfang seiner Thätigkeit läßt sich daraus ermessen, daß z. B. vom 16. Juli bis 1. Jan. 67,600000 Stück Briefe und Karten, 1,536000 Zeitungen, 13,000000 Thlr. Privatgelber in 1,554800 Briefen, ferner 40,424800 Thlr. Dienstgelber in 27885 Briefen und Paketen, 57460 Pakete in Militärdienstangelegenheiten sowie 1,219533 Pakete in Privatangelegenheiten der Militärs befördert wurden. Die täglich allein von der Sammelstelle in Berlin im Januar 1871 abgehende Anzahl von Feldpostbriefen bis zu 8 Loth wird auf 120000 Stück geschätzt.

Die Gesamtsreitkräfte Deutschlands wurden nach der Ordre de Bataille in drei Armeen formirt. Zur Verwendung für dieselben standen die 13 Armeecorps des Norddeutschen Bundes, die 2 bairischen Corps sowie die württembergische, badische und großherzoglich hessische Division, zusammen also 33 Divisionen. Hiervon blieben aber bei Eröffnung des Krieges zurück, außer der mobilisirten Landwehr, und zwar in Schlesien das 6. Armeecorps (Schlesier), zum Schutze der Küstenlande aber das 1. und 2. Armeecorps (Ost- und Westpreußen sowie Pommern), wurden aber später, als man zu der Gewißheit gelangt war, daß die französische Flotte über keine Landungstruppen zu verfügen habe, ebenfalls auf den französischen Kriegsschauplatz herangezogen. Zur Sicherung der so sehr wichtigen Position Preußens in den Herzogthümern Schleswig-Holstein wurde daselbst die 17. Infanteriedivision und eine Cavaleriebrigade sowie ein Marinebataillon und die entsprechende Artilleriemannschaft zurückgelassen. Doch auch diese Division und die Cavaleriebrigade wurden noch im Laufe des Jahres 1870 auf den französischen Kriegsschauplatz herangezogen.

## 2) Ordre de Bataille der deutschen Armeen.

Wir lassen nunmehr die Ordre de Bataille der deutschen Armeen bei Beginn des Krieges hier folgen und werden der spätern Abänderung derselben am passenden Ort erwähnen.

### Großes Hauptquartier.

- Oberbefehlshaber: König Wilhelm I.
- Chef des Generalstabes: General der Infanterie von Moltke.
- Kriegsminister: General der Infanterie von Roon.
- Generalquartiermeister: Generalleutnant von Pöbblerski.
- Generaladjutant: General der Infanterie von Bogen.
- Generaladjutant und Chef des Militärcabinetes: Generalleutnant Treskow.
- Generalinspecteur der Artillerie: General der Infanterie von Hinderstn.
- Generalinspecteur des Geniewesens: Generalleutnant von Kleist.
- General-Étappeninspecteur: Generalleutnant von Stosch.
- Militärcommissar für freiwillige Krankenpflege: Major Fürst Pleß.
- Commandeur des Hauptquartiers: Major von Locquenghien.

I. Armee, rechter Flügel, concentrirte sich über Koblenz. General der Infanterie von Steinmeyer. — Chef des Generalstabes Generalmajor von Sperling.

7. Armeecorps (Westfalen). General der Infanterie von Zastrow. — Chef des Generalstabes Oberst von Unger.

13. Infanteriedivision, Generalleutnant von Glümer: 25. Infanteriebrigade, Generalmajor von Osten-Sacken, 1. westfälisches Infanterieregiment Nr. 13 und hannoversches Füsilierregiment Nr. 73. — 26. Infanteriebrigade, Generalmajor von der Solth, 2. westfälisches Infanterieregiment Nr. 15 und 6. westfälisches Infanterieregiment Nr. 55, 4 Fußbatterien des westfälischen Artillerieregiments Nr. 7, 1. westfälisches Fusarenregiment Nr. 8.

14. Infanteriedivision, Generalleutnant von Kamecke: 27. Infanteriebrigade, Generalmajor von François, niederrheinisches Füsilierregiment Nr. 39 und 1. hannoversches Infanterieregiment Nr. 74. — 28. Infanteriebrigade, Generalmajor von Woyna, 5. westfälisches Infanterieregiment Nr. 53 und 2. hannoversches Infanterieregiment Nr. 77, 4 Fußbatterien des westfälischen Artillerieregiments Nr. 7, hannoversches Fusarenregiment Nr. 15, westfälisches Jägerbataillon Nr. 7.

Reserveartillerie des Corps: 4 Fuß- und 1 reitende Batterie des westfälischen Artillerieregiments Nr. 7. — Das westfälische Pionnierbataillon Nr. 7 und das westfälische Trainbataillon Nr. 7.

8. Armeecorps (Rheinländer). General der Infanterie von Göben. — Chef des Stabes Oberst von Witzendorf.

15. Infanteriedivision, Generalleutnant von Welzien: 29. Infanteriebrigade, Generalmajor von Wedell I., ostpreussisches Füsilierregiment Nr. 33 und 5. rheinisches Infanterieregiment Nr. 65. — 30. Infanteriebrigade, Generalmajor von Strubberg, 2. rheinisches Infanterieregiment Nr. 28 und 6. rheinisches Infanterieregiment Nr. 68, 4 Fußbatterien des Artillerieregiments Nr. 8, Fusarenregiment Nr. 7.

16. Infanteriedivision, Generalleutnant von BarneLOW: 31. Infanteriebrigade, Generalmajor Graf Oeisenau, 3. rheinisches Infanterieregiment Nr. 29 und 7. rheinisches Infanterieregiment Nr. 69. — 32. Infanteriebrigade, Oberst von Rex, hohenzollernsches Füsilierregiment Nr. 40 und 8. rheinisches Infanterieregiment Nr. 70, 4 Fußbatterien des rheinischen Artillerieregiments Nr. 8, 2. rheinisches Fusarenregiment Nr. 9, rheinisches Jägerbataillon Nr. 8.

Reserveartillerie des Corps: 4 Fuß- und 1 reitende Batterie des rheinischen Artillerieregiments Nr. 8. — Rheinisches Pionnierbataillon Nr. 8. — Rheinisches Trainbataillon Nr. 8.

Zu der I. Armee gehören ferner:

1. Cavalerie division, Generalleutnant von Hartmann: 1. Cavaleriebrigade, Oberst von Lüderich, Kürassierregiment Königin Nr. 2, 1. und 2. pommernsches Ulanenregiment Nr. 4 und 9. — 2. Cavaleriebrigade, Generalmajor Baumgarth, ostpreussisches Kürassierregiment Nr. 3, ostpreussisches Ulanenregiment Nr. 8 und litauisches Ulanenregiment Nr. 12, 2 reitende Batterien.

3. Cavalerie division, Generalmajor Graf von der Groeben: 6. Cavaleriebrigade, Generalmajor von Mirus, rheinisches Kürassierregiment Nr. 8 und rheinisches Ulanenregiment Nr. 7. — 7. Cavaleriebrigade, Generalmajor Graf Dohna, westfälisches Ulanenregiment Nr. 5 und 2. hannoversches Ulanenregiment Nr. 14, 2 reitende Batterien.

II. Armee. General der Cavalerie Prinz Friedrich Karl von Preußen. — Chef des Generalstabes Generalmajor von Stiegle. — Diese Armee bildete das Centrum der gesammten deutschen Aufstellung und concentrirte sich theils auf dem Wege über Mainz, theils über Bingen.

Gardecorps. General der Cavalerie Prinz August von Württemberg. — Chef des Stabes Generalmajor von Dannenberg.

1. Garde-Infanteriedivision, Generalmajor von Pape: 1. Garde-Infanteriebrigade, Generalmajor von Kessel, 1. und 3. Garderegiment und Garde-Jägerbataillon. — 2. Garde-Infanteriebrigade, Generalmajor von Nebem, 2. und 4. Garderegiment sowie das Garde-Füsilierregiment, 4 Batterien des Garde-Artillerieregiments.

2. Garde-Infanteriedivision, Generalleutnant von Budritzki: 3. Garde-Infanteriebrigade, Oberst von Knappe, Kaiser Alexander-Grenadierregiment Nr. 1, 3. Garde-Grenadier-

- regiment Königin Elisabeth. — 4. Garde-Infanteriebrigade, Generalmajor von Berger, Kaiser Franz-Garde-Grenadierregiment Nr. 2, Garde-Grenadierregiment Königin und Garde-Schützenbataillon, 4 Batterien des Garde-Artillerieregiments.
- Garde-Cavalieriedivision, Generalleutnant Graf von der Goltz: 1., 2. und 3. Garde-Cavaleriebrigade.
- Referveartillerie des Corps: 4 Fuß- und 1 reitende Batterie. — Das Garde-Pionnier- und das Garde-Trainbataillon.
- 3. Armeecorps (Brandenburger).** Generalleutnant von Alvensleben II. — Chef des Stabes Oberst von Voigts-Rhetz.
5. Infanteriedivision, Generalleutnant von Stilkpugel: 9. Infanteriebrigade, Oberst von Conta, Leib-Grenadierregiment Nr. 8 und 5. brandenburgisches Infanterieregiment Nr. 48. — 10. Infanteriebrigade, Generalmajor von Schwerin, 2. brandenburgisches Grenadierregiment Nr. 12 und 6. brandenburgisches Infanterieregiment Nr. 52, 4 Fußbatterien, 2. brandenburgisches Dragonerregiment Nr. 12.
6. Infanteriedivision, Generalleutnant von Buddebrock: 11. Infanteriebrigade, Generalmajor von Rothmaler, 3. brandenburgisches Infanterieregiment Nr. 20 und brandenburgisches Füsilierregiment Nr. 35 (das zugehörige Infanterieregiment Nr. 60 wurde dem 8. Corps zugetheilt). — 12. Infanteriebrigade, Oberst von Bismarck, 4. und 8. brandenburgisches Infanterieregiment Nr. 24 und 64, 4 Fußbatterien, 1. brandenburgisches Dragonerregiment Nr. 2 und brandenburgisches Jägerbataillon Nr. 3.
- Referveartillerie des Corps: 4 Fuß- und 1 reitende Batterie. — Brandenburgisches Pionnierbataillon Nr. 3 und brandenburgisches Trainbataillon Nr. 3.
- 4. Armeecorps (Thüringer und Magdeburger).** General der Infanterie von Alvensleben. — Chef des Stabes Oberstleutnant von Thile.
7. Infanteriedivision, Generalleutnant von Schwarzhoff: 13. Infanteriebrigade, Generalmajor von Borries, 1. und 3. magdeburgisches Infanterieregiment Nr. 26 und 66. — 14. Infanteriebrigade, Generalmajor von Zychlinski, 2. magdeburgisches Infanterieregiment Nr. 27 und anhaltisches Infanterieregiment Nr. 97 (das Infanterieregiment Nr. 67 wurde dem 8. Corps zugetheilt), 4 Fußbatterien, westfälisches Dragonerregiment Nr. 7.
8. Infanteriedivision, Generalleutnant von Schöler: 15. Infanteriebrigade, Generalmajor von Kefler, 1. und 3. thüringisches Infanterieregiment Nr. 31 und 71. — 16. Infanteriebrigade, Generalmajor von Schmidt, schleswig-holsteinisches Füsilierregiment Nr. 86, 7. thüringisches Infanterieregiment Nr. 96 (das Infanterieregiment Nr. 72 wurde dem 8. Corps zugetheilt), 4 Fußbatterien, thüringisches Fusarenregiment Nr. 12 und magdeburgisches Jägerbataillon.
- Referveartillerie des Corps: 4 Fuß- und 1 reitende Batterie. — Pionnierbataillon Nr. 4 und Trainbataillon Nr. 4.
- 9. Armeecorps (Schleswig-Holsteiner und Hessen-Darmstädter).** General der Infanterie von Manstein. — Chef des Stabes Major Bronsart von Schellendorf. (Es wurde schon früher erwähnt, daß das 9. Corps nur mit der 18. Infanteriedivision zu der Armee des Prinzen Friedrich Karl abrücken und mit der 25. (großherzoglich hessischen) Division ein Armeecorps bilden sollte, während bis auf weiteres die 17. Infanteriedivision des 9. Corps und ebenso die 17. Cavaleriebrigade in den Erbherzogthümern zurückblieben.)
25. großherzoglich hessische Infanteriedivision, Generalleutnant Prinz Ludwig von Hessen: 49. Infanteriebrigade, Leib-Garderegiment (1. Infanterieregiment), 2. Infanterieregiment, 1. Jägerbataillon. — 50. Infanteriebrigade, Generalmajor von Wittich, 3. und 4. Infanterieregiment sowie 2. Jägerbataillon, 1. und 2. Reiteregiment, Generalmajor von Rangau, 1. Abtheilung des hessischen Feld-Artilleriecorps.
18. Infanteriedivision, Generalleutnant von Wrangel: 35. Infanteriebrigade, Generalmajor von Blumenthal, magdeburgisches Füsilierregiment Nr. 36, schleswig-holsteinisches Infanterieregiment Nr. 84. — 36. Infanteriebrigade, Generalmajor von Be-

low, 2. schlesisches Grenadierregiment Nr. 11 und holsteinisches Infanterieregiment Nr. 85. (Das Infanterieregiment Nr. 25 von der 35. Brigade war in Sonderburg jurldgeblieben, an Stelle desselben aber wurde das vorerwähnte Füsilierregiment Nr. 36 der 35. Brigade zugelieilt.) Der lehtgenannten Division waren fer-ner beigegeben: das magdeburgische Dragonerregiment Nr. 6, das lauenburgische Jägerbataillon Nr. 9 und 4 Batterien des schleswig-holsteinischen Artillerieregiments Nr. 9.

10. Armeecorps (Hannoveraner, Oldenburger, Braunschweiger). General der Infanterie von Voigts-Rhetz. — Chef des Stabes Oberstlieutenant von Caprivi.

19. Infanteriedivision, Generalleutenant von Schwarzkoppen: 37. Infanteriebrigade, Generalmajor von Fabek, ostfriesches Infanterieregiment Nr. 78 und oldenburgisches Infanterieregiment Nr. 91. — 38. Infanteriebrigade, Generalmajor von Webell II, 3. und 8. westfälisches Infanterieregiment Nr. 16 und 57, 4 Fußbatterien des hannoverschen Artillerieregiments Nr. 10, 1. hannoversches Dragonerregiment Nr. 9.

20. Infanteriedivision: Generalmajor von Kraatz-Roschlan, 39. Infanteriebrigade, Generalmajor von Wozna, 7. westfälisches Infanterieregiment Nr. 56 und 3. hannoversches Infanterieregiment Nr. 79. — 40. Infanteriebrigade, Generalmajor von Diringshofen, 4. westfälisches Infanterieregiment Nr. 17, braunschweigisches Infanterieregiment Nr. 92, 4 Fußbatterien des hannoverschen Artillerieregiments Nr. 10, 2. hannoversches Dragonerregiment Nr. 16, hannoversches Jägerbataillon Nr. 10.

Reserveartillerie des Corps: 4 Fuß- und 1 reitende Batterie des hannoverschen Artillerieregiments Nr. 10. — Hannoversches Pionnierbataillon Nr. 10 und hannoversches Trainbataillon Nr. 10.

12. Armeecorps (Königlich sächsische Truppen). General Kronprinz Albert von Sachsen. — Chef des Stabes Oberstlieutenant von Zeschwitz.

23. Infanteriedivision, Generalleutenant Prinz Georg von Sachsen: 45. Infanteriebrigade, Generalmajor von Craushaar, 1. (Leib-)Grenadierregiment Nr. 100 und 2. Grenadierregiment Nr. 101. — 46. Infanteriebrigade, Oberst von Monté, 3. Infanterieregiment (Kronprinz) Nr. 102, 4. Infanterieregiment Nr. 103 und Schützen-(Füsilier-)Regiment Nr. 108, 4 Batterien des Artillerieregiments Nr. 12.

24. Infanteriedivision, Generalleutenant Mehrhoff von Holderberg: 47. Infanteriebrigade Generalmajor Laufcher, 5. Infanterieregiment (Prinz Friedrich August) Nr. 104 und 6. Infanterieregiment Nr. 105, 2. Jägerbataillon Nr. 13. — 48. Infanteriebrigade, Oberst von Schulz, 7. Infanterieregiment (Prinz Georg) Nr. 106, 8. Infanterieregiment Nr. 107 und 1. Jägerbataillon (Kronprinz) Nr. 12, 4 Batterien des Artillerieregiments Nr. 12.

Cavalariedivision, Generalmajor Graf zur Lippe: 23. und 24. Cavaleriebrigade, oder das Garde-Reiterregiment, 1., 2. und 3. Reiterregiment, 1. und 2. Ulanenregiment Nr. 17 und 18.

Reserveartillerie des Corps: Die übrigen Batterien des Artillerieregiments Nr. 12. — Das Pionnierbataillon Nr. 12 und das Trainbataillon Nr. 12.

Attachirt waren der II. Armee des Prinzen Friedrich Karl von Preußen:

Die 5. Cavalariedivision, Generalleutenant von Rheinbaben: 11. Cavaleriebrigade, Oberst von Barby, westfälisches Kürassierregiment Nr. 4, hannoversches Ulanenregiment Nr. 13 und oldenburgisches Dragonerregiment Nr. 19. — 12. Cavaleriebrigade, Generalmajor von Bredow, magdeburgisches Kürassierregiment Nr. 7, altmärkisches Ulanenregiment Nr. 16 und schleswig-holsteinisches Dragonerregiment Nr. 13. — 13. Cavaleriebrigade, Generalmajor von Kebern, 2 reitende Batterien.

6. Cavalariedivision, Generalleutenant Herzog Wilhelm von Mecklenburg: 14. Cavaleriebrigade, Generalmajor von Diepenbroick-Orlitz, brandenburgisches Kürassierregiment Nr. 6, brandenburgisches Ulanenregiment Nr. 3 und schleswig-holsteinisches Ulanenregiment Nr. 15. — 15. Cavaleriebrigade, Generalmajor von Rauch, brandenburgisches Fusarenregiment Nr. 3 und schleswig-holsteinisches Fusarenregiment Nr. 16, 2 reitende Batterien.

III. Armee, linker Flügel. General der Infanterie Kronprinz von Preußen. — Chef des Generallstabes Generalleutnant von Blumenthal. — Die Corps concentrirten sich theils auf dem Wege über Mannheim, theils über Mayau.

5. Armeecorps (Niederschlesier und Posener). Generalleutnant von Kirchbach. — Chef des Stabes Oberst von der Esch.

9. Infanteriedivision, Generalmajor von Sandrart: 17. Infanteriebrigade, Oberst von Bothmer, 3. und 4. posensches Infanterieregiment Nr. 58 und 59. — 18. Infanteriebrigade, Generalmajor von Voigts-Rheg, Königs-Grenadierregiment (2. westpreussisches Nr. 7) und 2. niederschlesisches Infanterieregiment Nr. 47, 4 Batterien des niederschlesischen Artillerieregiments Nr. 5, 1. schlesisches Dragonerregiment Nr. 4 und 1 schlesisches Jägerbataillon Nr. 5.

10. Infanteriedivision, Generalmajor von Schmidt: 19. Infanteriebrigade, Oberst von Henning, 1. westpreussisches Grenadierregiment Nr. 6 und 1. niederschlesisches Infanterieregiment Nr. 46. — 20. Infanteriebrigade, Oberst von Walther, westfälisches Füsilierregiment Nr. 37 und 3. niederschlesisches Infanterieregiment Nr. 50, 4 Batterien des niederschlesischen Artillerieregiments Nr. 5, kurländisches Dragonerregiment Nr. 14.

Reserveartillerie des Corps: 4 Fuß- und 1 reitende Batterie des niederschlesischen Artillerieregiments Nr. 5. — Niederschlesisches Pionnierbataillon Nr. 5 und niederschlesisches Trainbataillon Nr. 5.

11. Armeecorps (Kurhessen, Nassauer und Thüringer). Generalleutnant von Bose. — Chef des Stabes Generalmajor Stein von Kaminski.

21. Infanteriedivision, Generalleutnant von Schachtmeyer: 41. Infanteriebrigade, Oberst von Kolinski, hessisches Füsilierregiment Nr. 80 und nassauisches Infanterieregiment Nr. 87. — 42. Infanteriebrigade, Generalmajor von Thile, 2. hessisches Infanterieregiment Nr. 82 und 2. nassauisches Infanterieregiment Nr. 88, 4 Batterien des hessischen Artillerieregiments Nr. 11, rheinisches Dragonerregiment Nr. 5.

22. Infanteriedivision, Generalleutnant von Gersdorff: 43. Infanteriebrigade, Oberst von Ronski, 2. und 6. thüringisches Infanterieregiment Nr. 32 und 95. — 44. Infanteriebrigade, Generalmajor von Schläpff, 3. hessisches Infanterieregiment Nr. 83 und 5. thüringisches Infanterieregiment Nr. 94, 4 Batterien des hessischen Artillerieregiments Nr. 11, 1. hessisches Husarenregiment Nr. 13 und das hessische Jägerbataillon Nr. 11.

Reserveartillerie des Corps: 4 Fuß- und 1 reitende Batterie des hessischen Artillerieregiments Nr. 11. — Das hessische Pionnierbataillon Nr. 11 und das hessische Trainbataillon Nr. 11.

1. bairisches Armeecorps. General der Infanterie von der Tann. — Chef des Stabes Oberst Diehl.

1. Division, Generalleutnant von Stephan: 1. Infanteriebrigade, Generalmajor Dietl, Infanterie-Leibregiment, 1. Infanterieregiment (König), 2. und 9. Jägerbataillon. — 2. Infanteriebrigade, Oberst Drff, 2. Infanterieregiment (Kronprinz), 11. Infanterieregiment und 4. Jägerbataillon.

Divisionartillerie: vom 1. und 3. Artillerieregiment.

Divisioncavalerie: 1. Cavaleriebrigade, 1. und 2. Alraffex- und 3. Chevauxlégersregiment.

2. Division, Generalleutnant Graf Pappenheim: 3. Infanteriebrigade, Generalmajor Schuhmacher, 3. und 12. Infanterieregiment sowie das 1. Jägerbataillon. — 4. Infanteriebrigade, Generalmajor Straub, 10. und 13. Infanterieregiment sowie das 7. Jägerbataillon.

Divisionartillerie: vom 1. und 3. Artillerieregiment.

Divisioncavalerie: 4. Chevauxlégers- und 1. Ulanenregiment.

Corps-Reserveartillerie: vom 1. und 3. Artillerieregiment. — 1. Geniedivision.

2. Bairisches Armeecorps. General der Infanterie von Hartmann. — Chef des Stabes Oberst von Horn.

3. Division, Generalleutnant von Walther: 5. Infanteriebrigade, Generalmajor von Schleich, 6. und 7. Infanterieregiment sowie das 8. Jägerbataillon. — 6. Infanteriebrigade, Generalmajor Joner-Tettenweiß, 14. und 15. Infanterieregiment sowie das 3. Jägerbataillon.

Divisionartillerie: vom 2. und 4. Artillerieregiment.

Divisionscavalerie: 3. Cavaleriebrigade, 1. und 6. Chevauxlégers- und 2. Ulanenregiment.

4. Division, Generalleutnant Graf Bothmer: 7. Infanteriebrigade, Generalmajor von Ribauquier, 5. und 9. Infanterieregiment, 6. und 10. Jägerbataillon. — 8. Infanteriebrigade, Generalmajor Maillinger, 4. und 8. Infanterieregiment und 5. Jägerbataillon.

Divisionartillerie: vom 2. und 4. Artillerieregiment.

Divisionscavalerie: 4. Cavaleriebrigade, 2. und 5. Chevauxlégersregiment.

Corps-Reserveartillerie: vom 2. und 4. Artillerieregiment. — 1 Geniedivision.

(Die Artillerieregimenter 1—4 zählen zusammen 32 Feldbatterien.)

Combinirtes württembergisch-badisches Corps. Königlich preussischer Generalleutnant von Werder. — Chef des Stabes Oberst von Leszynski. (Nach der Schlacht bei Wörth trat in diesem Corpsverbande nachfolgende Aenderung ein: die württembergische Felddivision wurde der III. Armee zugetheilt; die badische Division dagegen blieb unter Werder's Befehl und wurde mit zur Belagerung von Straßburg verwendet.)

a) Königlich württembergische Truppen, königlich preussischer Generalleutnant von Obernitz: 1. Brigade, Generalmajor von Reitzenstein, 1. und 7. Infanterieregiment und 2. Jägerbataillon. — 2. Brigade, Generalmajor von Starkloff, 2., 4., 5. und 6. Infanterieregiment und 3. Jägerbataillon. — 3. Brigade, Oberst von Hügel, 3. und 8. Infanterieregiment und 1. Jägerbataillon.

(Die württembergischen Infanterieregimenter zählen nur 2 Bataillone.)

Divisionscavalerie, Generalmajor Graf Schüller: 1., 2., 3. und 4. Reiterregiment.

Artilleriestab, Generalmajor von Deulwig: Feld-Artillerieregiment.

b) Großherzoglich badische Felddivision, Generalleutnant von Beyer: 1. Infanteriebrigade, Generalmajor von Degenfeld, Leib-Grenadier- und Grenadierregiment König von Preußen. — 2. Infanteriebrigade, 3. und 4. Infanterieregiment. — 3. Infanteriebrigade, Generalmajor von Keller, 5. und 6. Infanterieregiment.

Divisionscavalerie, Generalmajor von Laroche-Starkensels: 1. Leib- Dragonerregiment, 2. und 3. Dragonerregiment.

Artilleriestab, Generalmajor Graf Sponeck: Feld-Artillerieregiment. — 1 Pionnierabtheilung.

Der III. Armee attachirt:

2. Cavaleriedivision, Generalleutnant Graf zu Stolberg-Wernigerode: 3. Cavaleriebrigade, Generalmajor von Colomb, Leib-Kürassierregiment Nr. 1, schlesisches Ulanenregiment Nr. 2. — 4. Cavaleriebrigade, Oberst von Barnekow, 1. Leib-Husarenregiment Nr. 1 und pommernsches Husarenregiment Nr. 5, 2 reitende Batterien.

4. Cavaleriedivision, General der Cavalerie Prinz Albrecht von Preußen: 8. Cavaleriebrigade, Oberst von Hontheim, westfälisches Kürassierregiment Nr. 5, posensches Ulanenregiment Nr. 10. — 9. Cavaleriebrigade, Oberst von Bernhardt, westpreussisches Ulanenregiment Nr. 1 und thüringisches Ulanenregiment Nr. 6.

Nach Borchstädt's Angaben stellte Deutschland mit den vorerwähnten drei Armeen in erster Linie gegen Frankreich ins Feld: 447000 Mann, bestehend aus 314 Infanterie- und 27 Jägerbataillonen, 336 Escadrons, 13 Pionnierbataillonen resp. Abtheilungen, 13 Trainbataillonen resp. Abtheilungen und 1194 Geschützen.

Frankreich konnte dieser Macht mit nur 300—310000 Mann entgegentreten; die zunächst disponible französische Feldarmee war mithin um 137000 Mann schwächer als die in erster Linie ihr entgegenrückenden deutschen Armeen, und zwar an Infanterie um etwa 104000 Mann, an Cavalerie um 20000 Mann und an Artillerie um mehr als 100 Feldgeschütze.

Außerdem standen aber den deutschen Armeen noch  $3\frac{1}{2}$  Armeecorps, mithin 112000 Mann, welche in Deutschland zurückgeblieben waren, bald aber auch nach dem Kriegsschauplatz in Frankreich herangezogen wurden, zunächst zur Disposition, sowie die nach und nach den vorrückenden Armeen nach Frankreich nachgeschickten vollständig organisirten und mobil gemachten Landwehrtruppen. Frankreich dagegen konnte seine Feldarmee anfangs nur durch höchstens 40000 Mann bereits formirter Truppen verstärken, wenn es seine sämmtlichen in Algerien, Civita-Vecchia und an den Pyrenäen zurückgelassenen Regimenter zur Armee heranzog, ferner sich eine Reservearmee aus den 100 vierten Bataillonen (also höchstens 70—80000 Mann) sowie aus der mobilen Nationalgarde bilden. Zur vollständigen Formation und Organisation dieser Reservearmee fehlte es aber den Franzosen bei dem schnellen Verlaufe des Krieges in dem ersten Kriegsabschnitte durchaus an der erforderlichen Zeit, sodas die numerische Ueberlegenheit der in Frankreich auftretenden deutschen Streitkräfte von Monat zu Monat wuchs.

Wir haben schon früher darauf hingewiesen, daß in Deutschland bei Beginn des Krieges noch mobile Armeecorps zurückgeblieben waren, welche je nach Umständen ebenfalls auf den französischen Kriegsschauplatz dem operirenden Heere nachgeschickt werden konnten und später auch dahin abgingen. Diese Corps und einzelnen Truppentheile waren:

1. Armeecorps (Ostpreußen). General der Cavalerie von Manteuffel. — Chef des Stabes Oberstlieutenant von Burg.

1. Infanteriedivision, General von Bentheim: 1. Infanteriebrigade, Generalmajor von Gahl, 1. ostpreussisches Grenadierregiment Nr. 1 und 5. ostpreussisches Infanterieregiment Nr. 41. — 2. Infanteriebrigade, Generalmajor von Falkenstein, 2. ostpreussisches Grenadierregiment Nr. 3 und 6. ostpreussisches Infanterieregiment Nr. 43, 4 Fußbatterien des ostpreussischen Artillerieregiments Nr. 1, Dragonerregiment Nr. 1.
  2. Infanteriedivision, Generalmajor von Pritzelwitz: 3. Infanteriebrigade, Generalmajor von Memert, 3. ostpreussisches Grenadierregiment Nr. 4 und 7. ostpreussisches Infanterieregiment Nr. 44. — 4. Infanteriebrigade, Generalmajor von Zglinitzki, 4. ostpreussisches Grenadierregiment Nr. 5 und 8. ostpreussisches Infanterieregiment Nr. 45, 4 Fußbatterien des ostpreussischen Artillerieregiments Nr. 1, das ostpreussische Dragonerregiment Nr. 10 und das ostpreussische Jägerbataillon Nr. 1.
- Reserveartillerie des Corps: 4 Fuß- und 1 reitende Batterie des ostpreussischen Artillerieregiments Nr. 1. — Das ostpreussische Pionnierbataillon Nr. 1 und das ostpreussische Trainbataillon Nr. 1.

2. Armeecorps (Pommern). General der Infanterie von Franseck. — Chef des Stabes Oberst von Wichmann.

3. Infanteriedivision, Generalleutnant von Hartmann: 5. Infanteriebrigade, Generalmajor von Koblinski, 1. pommernsches Grenadierregiment Nr. 2, 5. pommernsches Infanterieregiment Nr. 42. — 6. Infanteriebrigade, Oberst von der Decken, 3. und 7. pommernsches Infanterieregiment Nr. 14 und 54, 4 Batterien des pommernschen Artillerieregiments Nr. 2, das neumärkische Dragonerregiment Nr. 3.
  4. Infanteriedivision, Generalleutnant Hann von Weyhern: 7. Infanteriebrigade, General du Troffel, 2. pommernsches Grenadierregiment Nr. 2, 6. pommernsches Infanterieregiment Nr. 49. — 8. Infanteriebrigade, Generalmajor von Kettler, 4. und 8. pommernsches Infanterieregiment Nr. 21 und 61, 4 Batterien des pommernschen Artillerieregiments Nr. 2, das pommernsche Dragonerregiment Nr. 11 und das pommernsche Jägerbataillon Nr. 2.
- Reserveartillerie des Corps: 4 Fuß- und 1 reitende Batterie des pommernschen Artillerieregiments Nr. 2. — Das pommernsche Pionnierbataillon Nr. 2 und das pommernsche Trainbataillon Nr. 2.

6. Armeecorps (Schlesier). General der Cavalerie von Tilmpling. — Chef des Stabes Oberst von Salviati.

11. Infanteriedivision, Generalleutnant von Gordon: 21. Infanteriebrigade, Generalmajor von Malachowski, 1. schlesisches Grenadierregiment Nr. 1, 1. posesisches Infanterieregiment Nr. 18, 2. schlesisches Jägerbataillon Nr. 6. — 22. Infanteriebrigade, Generalmajor von Eckartsberg, schlesisches Füsilierregiment Nr. 38, 4. niederschlesisches Infanterieregiment Nr. 51, 4 Batterien des schlesischen Artillerieregiments Nr. 6, 2. schlesisches Dragonerregiment Nr. 8.

12. Infanteriedivision, Generalleutnant von Hoffmann: 23. Infanteriebrigade, Oberst Gündel, 1. und 3. obererschlesisches Infanterieregiment Nr. 22 und 62. — 24. Infanteriebrigade, Generalmajor von Fabek II., 2. und 4. obererschlesisches Infanterieregiment Nr. 23 und 63, 4 Batterien des schlesischen Artillerieregiments Nr. 6, 3. schlesisches Dragonerregiment.

Reserveartillerie des Corps: 4 Fuß- und 1 reitende Batterie des schlesischen Artillerieregiments Nr. 6. — Das schlesische Pionnierbataillon Nr. 6 und das schlesische Trainbataillon Nr. 6.

Es blieben ferner bei Beginn des Krieges noch in Deutschland zurück:

Die 17. Infanteriedivision des 9. Armeecorps (Schleswig-Holsteiner und Mecklenburger), Generalleutnant von Schimmelmann: 33. Infanteriebrigade, Oberst von Kottwitz, 1. und 2. hanseatisches Infanterieregiment Nr. 75 und 76. — 34. Infanteriebrigade, Oberst von Manteuffel, mecklenburgisches Grenadierregiment Nr. 89, mecklenburgisches Füsilierregiment Nr. 90 und mecklenburgisches Jägerbataillon Nr. 14.

Die 17. Cavaleriebrigade, Oberst von Rauch: 1. und 2. mecklenburgisches Dragonerregiment Nr. 17 und 18 und 2. brandenburgisches Ulanenregiment Nr. 11, 1. und 3. reitende Batterie und 3. mecklenburgische Fußabtheilung.

Als Festungsbesatzungen blieben zurück: in Sonderburg und Flensburg das Infanterieregiment Nr. 25 der 18. Infanteriedivision; in Saarlouis das Infanterieregiment Nr. 70 der 16. Infanteriedivision; in Mainz und Kastadt die Infanterieregimenter Nr. 19, 30, 81 und 87; in Koblenz das Infanterieregiment Nr. 68; in Köln das Infanterieregiment Nr. 65. Außerdem von den bairischen Truppen die Infanterieregimenter Nr. 4 und 8; von den württembergischen Truppen die Infanterieregimenter Nr. 4 und 6.

Mobile Landwehrdivisionen:

Die Garde-Landwehr-Infanteriedivision, Generalleutnant von Loën: 1. Garde-Landwehrbrigade, Oberst von Gaudi, 1. und 2. Garde-Landwehrregiment. — 2. Garde-Landwehrbrigade, Oberst von Köhl, 1. und 2. Garde-Grenadier-Landwehrregiment.

Die 1. Landwehrdivision (Pommern), Generalmajor von Treskow: 1. pommernsche Landwehrbrigade, Oberst von Buddenbrock, 1. und 2. combinirtes pommernsches Landwehrregiment. — 2. pommernsche Landwehrbrigade, Generalmajor von Avemann, 3. und 4. combinirtes pommernsches Landwehrregiment.

1. Reserve-Cavaleriebrigade.

2. Landwehrdivision (Brandenburger), Generalmajor von Selchow: 1. brandenburgische Landwehrbrigade, Oberst von Arnoldi, 1. und 2. combinirtes brandenburgisches Landwehrregiment. — 2. brandenburgische Landwehrbrigade, Oberst Ranijsch, 3. und 4. combinirtes brandenburgisches Landwehrregiment, 1. schweres Reserve-Reiterregiment, 2. leichte und 1. schwere Reservebatterie.

3. Landwehrdivision (Posener und Niederschlesier), Generalleutnant Schuler von Senden: westpreussische Landwehrbrigade, Generalmajor von Krulle, westpreussisches combinirtes Landwehrregiment und niederschlesisches combinirtes Landwehrregiment. — 1. posesische Landwehrbrigade, 1. und 2. combinirtes posesisches Landwehrregiment.

2. Reserve-Cavaleriebrigade: 1. Reserve-Dragonerregiment, 3. Reserve-Fusarenregiment, 2. schweres Reiterregiment, 5. Reserve-Ulanenregiment und 6. Reservebatterie.

Die Gesamtzahl dieser noch auf deutschem Boden zu dessen Sicherung zurückgeliebenen Truppen betrug somit mindestens gegen 190000 Mann mit nahe an 400 Geschützen, die vollkommen kriegsbereit dastanden und somit eine sehr starke Reserve bildeten, welche bald den operirenden Armeen nachgeschoben wurde. „Außerdem waren“, sagt Vorbskiät,

„sämmtliche Bataillone der Landwehr in Nord- und Süddeutschland mobil gemacht und wurden diejenigen, welche nicht für die mobilen Landwehrdivisionen bestimmt wurden, circa 200 Landwehrbataillone, zu Besatzungsbataillonen in den Festungen des Landes, sowie die norddeutschen Landwehrbataillone zum Küstenschutz an der Ost- und Nordsee verwendet. Diese noch disponibel gebliebene Landwehr repräsentirt mindestens 160000 Mann, welche, nachdem der Krieg in Frankreich so überraschend glücklichen Fortgang nahm, nach und nach, ohne jegliche Besorgnisse, das Land zu entblößen oder die Küsten zu gefährden, auf den Kriegsschauplatz nachgesandt werden konnten, um hier zu neuen Formationen oder zur Sicherstellung der Etappenlinien verwendet zu werden. Es hatte mithin Deutschland alles in allem über eine Million Streiter gegen Frankreich aufgeboten und zwar: 447000 Mann zur ersten Eröffnung der Kriegsoptionen; 188000 Mann als erste Reserve in Deutschland; 160000 Mann Landwehr als zweite Reserve und 226000 Mann Ersatztruppen, in Summa 1,021000 Mann.“

Wir haben hier noch zu erwähnen, daß durch königlichen Erlaß vom 22. Juli 1870 zur weitem Sicherung und Festigung des Zusammenwirkens der Militär- und Civilbehörden in dem gesammten Bundesgebiete 5 Generalgouverneure eingesetzt wurden und zwar:

- 1) für den Bezirk des 1., 2., 9. und 10. Armeecorps mit dem Sitze in Hannover;
- 2) für den Bezirk des 7., 8. und 11. Armeecorps mit dem Sitze in Koblenz;
- 3) für den Bezirk des 3. und 4. Armeecorps mit dem Sitze in Berlin;
- 4) für den Bezirk des 5. und 6. Armeecorps mit dem Sitze in Breslau;
- 5) für den Bezirk des 12. Armeecorps mit dem Sitze in Dresden.

Wir haben hier das wichtigste dieser Generalgouvernements, nämlich das sub 1 vortugsweise ins Auge zu fassen, denn es umfaßte das Gebiet der Nord- und Ostseeküsten. Hier war der ebenso kühne als umsichtige General der Infanterie Vogel von Falckenstein zum Generalgouverneur ernannt worden. Er vereinigte in dem Bereiche seines Gouvernements die Militär- und Civilgewalt in seiner Person; seine Aufgabe war die Organisirung und Leitung des Küstenschutzes und im Falle feindlicher Landungen und Unternehmungen die Vertheidigung des norddeutschen Küstengebietes. Diese Aufgabe mußte von Haus aus um so wichtiger erscheinen, als man im Beginne des Krieges deutscherseits die sehr natürliche Besorgniß hegen mußte, daß die französische Flotte nicht ohne ein sehr beachtenswerthes Landungstruppencorps in den deutschen Gewässern erscheinen werde.

General Vogel von Falckenstein und sein Chef des Stabes, Oberst von Veith, trafen sofort ebenso energische als umfassende Anordnungen zum Schutze der deutschen Küsten, wie dies der von uns schon früher mitgetheilte Aufruf zur Bildung einer freiwilligen Seewehr und die Anordnung der Vertheidigungsmittel längs der Küsten sowie vor den Häfen und Flußmündungen zur Genüge bekundet.

Das Commando über die in den deutschen Küstenprovinzen befindlichen mobilen Truppen, also über die 17. Infanteriedivision, die 17. Cavaleriebrigade, die Garde-Landwehrdivision, sowie die 1. und 2. Landwehrdivision mit der zugehörigen Cavalerie und Artillerie, wurde dem General der Infanterie Großherzog von Mecklenburg-Schwerin übertragen, welchem Oberflieutenant von Krenski als Chef des Stabes an die Seite gestellt wurde.

Wir haben versucht, dem Leser einen Einblick zu gewähren in den Kiesenbau des preussisch-deutschen Heeresorganismus, und reichten hieran eine Darlegung der taktisch-administrativen Gliederung der gesamtdeutschen Streitkräfte für den Krieg. Wol haben diejenigen recht, welche behaupten, daß Bismarck, Roon und Moltke die Arbeit, welche Stein, Scharnhorst und Gneisenau begonnen, glänzend weiter geführt und vollendet haben. Diese vortreffliche Heeresorganisation sowie die meisterhafte Mobilmachung machten es möglich, in kaum 14 Tagen fast eine halbe Million Streiter kriegsbereit auf den

Kampfsplatz zu stellen und gleichzeitig noch außerdem eine ebenso große Streiterzahl daheim auf deutschem Boden unter die Waffen zu rufen.

Wir konnten hier diese riesigen Leistungen für den Krieg, zu denen sich das deutsche Volk mit einem Opfermuth und einer begeisterten Thatkraft sondergleichen aufschwang, nur in flüchtigen Umrissen andeuten, können uns aber nicht versagen, zum Schlusse nach auf einige Facta hinzuweisen, welche die allseitige Reichhaltigkeit der deutschen Hülfsmittel für den Krieg und die staunenswerthe Leichtigkeit und Schnelligkeit, mit der dieselben angeboten werden konnten, zur Genüge bekunden.

Abgesehen von der Completirung der Linie durch Einziehung der Reservén wurden nach einer officiösen preussischen Mittheilung bei der Mobilmachung noch außerdem formirt: 166 Landwehr-Infanteriebataillone, 16 Reserve-Cavalieregimenter, 39 Reservebatterien, 173 Festungs-Artilleriecompagnien und 33 Festungs-Pionniercompagnien. Für die mobilen Landwehrbataillone war eine Etatsstärke von 600 Köpfen und nur für die 12 Garde-Landwehrbataillone eine solche von 800 Köpfen vorgeesehen worden. Es wurden jedoch bei der Mobilmachung sofort sämtliche Bataillone zu 800 Köpfen formirt und während des Krieges auf 1000 Köpfe vermehrt. Von den zu Etappenzwecken verwendeten Bataillonen hatten dagegen 26 sogar eine Stärke von 1200 Köpfen. — Die 16 Reserve-Cavalieregimenter wurden sämtlich mobil nach dem Kriegsschauplatz herangezogen, nur 2 Escadrons verblieben an der untern Elbe zum Küstenschutze.

Von den 39 Reservebatterien blieben nur 8 immobil; 31 wurden als Feldbatterien verwendet. Von der Festungsartillerie blieben dagegen 67 immobil in den heimischen Festungen, während 106 mobil und selbmäßig ausgerüstet wurden. Von den Festungs-Pionniercompagnien wurden 30 mobil gemacht und fanden für Belagerungs-, Eisenbahn- und Etappenzwecke Verwendung. In den armirten Landesfestungen blieben mehr als 4000 Geschütze und eine Munition für etwa 2 Mill. Schüsse zurück. — Das gesammte Material für die bei Beginn des Krieges organisirten Ingenieur-Belagerungsparks wird auf 3500 Centner geschätzt, zu deren Fortschaffung mehr als 200 vierspännige Fahrzeuge erforderlich waren. Die Zahl der an die Infanterie und Cavalerie vertheilten Patronen wird auf 150 Millionen veranschlagt. — Um die großen Transporte zu bewältigen, bedurfte es einer Anzahl besonderer Formationen. Dahin gehört die Bildung von 24 Munitions-Fuhrparkcolonnen zu 40 vierspännigen Fahrzeugen für die Belagerungsartillerie von Paris. Ebenso die Bildung von 11 Traincompagnien, jede zu 100 Köpfen, zur Formation von Fuhrparkcolonnen aus requirirtem französischem Material. Die Ersatztruppentheile lieferten einen Nachersatz von zwischen 100000 und 150000 Mann. Der Nachschub an Pferden wurde durch Bildung eines großen Central-Pferdedepots sichergestellt. — Schließlich erfolgte noch für den Garnisondienst und zur Bewachung der Kriegsgefangenen die Formirung von 72 Garnisonbataillonen, jedes zu 750 Köpfen.

### 3) Der strategische Aufmarsch der deutschen Heere.

Mit dem 16. Juli begann der erste Mobilmachungstag für die deutschen Armeen. Von da an eilten Hunderttausende von Wehrpflichtigen aus allen Gauen des großen Vaterlandes nach den Sammelplätzen. Tag und Nacht herrschte von da ab auf den deutschen Bahnlilien ein Verkehr, wie er großartiger und rastloser nicht gedacht werden kann; denn kaum waren die Reservén und sonstigen Urlauber bei ihren Corps eingetroffen, als auch diese sofort nach dem Rhein befördert wurden. Am 23. Juli — also eine Woche nach dem Beginn der Mobilmachung — gingen bereits die ersten Bahnzüge mit Truppentheilen der in ihrer Zusammenstellung fertigen Armee-corps nach dem Westen ab,

so daß von nun an bis auf weiteres jeder andere Verkehr auf den Bahnen eingestellt wurde. Bereits gegen Ende Juli waren an 250000 bis zu den ihnen vorgeschriebenen Endpunkten der von ihnen benutzten Eisenbahnlinien befördert worden. Wenn man erwägt, daß außer dieser großen Truppenzahl auch die Artillerie und ungeheure Pferde- massen sowie ein riesiges Kriegsmaterial auf den Schienenwegen in dieser kurzen Spame Zeit befördert wurden, so wird man zugeben müssen, daß eine solche Leistung in den Annalen des modernen Krieges wahrhaft beispiellos dasteht. Auch die durch die Dampf- kraft bewerkstelligten Leistungen der Westmächte 1854 im Krimkriege waren erstaunliche, aber sie vertheilten sich auf einen langen Zeitraum. Dieser Einfluß der Dampf- kraft auf die heutige Kriegführung tritt um so anschaulicher hervor, wenn man mit der vor- erwähnten Beförderung der deutschen Truppen die Marschbewegungen der französischen Armee im Beginn des Feldzuges 1812 gegen Rußland vergleicht. Als am 24. Juni Napoleon den Niemen überschritt, hatte bis dahin der größere Theil seines Heeres mehr- monatliche mühselige Fußmärsche zurückgelegt und mußte das riesige Kriegsmaterial mittels Pferden befördert werden.

Wir wenden uns jetzt dem strategischen Aufmarsche der deutschen Heere zu und haben dieselben dann in ihrem concentrischen Vormarsche gegen den Feind zu begleiten. Der größere Theil der französischen Corps hatte jedenfalls in der Hauptsache am 24. Juli seinen Aufmarsch beendet, denn an diesem Tage standen von der Mosel bei Sierk bis zum Rhein bei Straßburg fünf Corps in erster Linie längs der Grenze; auch mehrten sich von diesem Tage an die kleinen Zusammenstöße zwischen den beiderseitigen Vor- truppen.

Von preußisch-deutschen Truppen waren um diese Zeit zur Beobachtung und Vertheidi- gung der Grenze der Rheinprovinz und der bairischen Rheinpfalz kaum drei Infanterie- und etwas mehr als eine Cavaleriebrigade aufgestellt. Die Festungen Saarlouis und Landau waren zwar schleunigst in Vertheidigungsstand gesetzt und armirt worden, ebenso Nastadt in Baden, das außer einer starken badischen noch das preußische Füsilierregiment Nr. 34 als Besatzung erhielt; aber die vorerwähnten Truppen genügten nicht, um die Saarlinie gegen einen westlichen Angriff des Gegners behaupten zu können, weshalb man sich denn auch nur lediglich auf eine Beobachtung desselben beschränkte.

Die französische Hauptmacht hatte sich alsbald nach erfolgter Kriegserklärung gegen die Saar und speciell gegen Saarbrücken in Bewegung gesetzt. In letzterer Stadt, welche mehrere sehr wichtige Eisenbahnlinien beherrscht, befanden sich nur ein Bataillon des Füsilierregiments Nr. 40 und drei Escadrons des Mlanenregiments Nr. 7. Man war sich bewußt, welche Gefahr dieses schwache Detachement lief; aber es galt, dem Gegner zu imponiren, ihn mindestens durch mehrere Tage zu täuschen und sich in den eigenen Rü- stungen trotz der drohenden Gefahr nicht stören zu lassen. Diese Aufgabe wurde von Oberstleutenant von Pestel und seinem schwachen Detachement mit unermüdlicher Thätig- keit und Ausdauer gelöst, während zur weitem Beobachtung der Saarlinie an andern Punkten derselben wenige Compagnien und Escadrons aus den nächsten Garnisonen vor- gesandt wurden. Mit Recht sagte damals der „Staats-Anzeiger“: „In einer in der Kriegsgeschichte bisher unerhörten Weise blieb seit der mit seltsamer voreiliger Hast er- folgten französischen Kriegserklärung dieses unerschrockene Häuflein 14 Tage lang ganzen Divisionen des Feindes gegenüber stehen.“ In den Augen des Feindes gewannen diese Abtheilungen täglich eine größere Bedeutung und zwar in solchem Grade, daß man schließlich in den französischen Journalen sie in einer Höhe von 200000 Mann ange- geben fand. Tägliche Patrouillengefächte wurden geliefert und die lächerlichsten Darstel- lungen über großartige Kämpfe erschienen in den französischen Bulletins. Doch das Lächerlichste sollte sich dort am 2. Aug. zutragen. Wir kommen darauf später zurück.

Französischerseits hätte ein kräftiger Vorstoß seitens der Truppen Frossard's über die Saar hinaus den dünnen Vorpostenschleier, der von deutscher Seite hier dem Feinde entgegengehalten wurde, bald lüften müssen; man begnügte sich aber statt dessen mit einem Theatercomp.

Die Stärkeverhältnisse an der Saarlínie sollten sich bald zu Gunsten der deutschen Kriegsführung ändern. Anfang August war der Bahntransport, der am 23. Juli begonnen hatte, beendet. Innerhalb dieses kurzen Zeitraums wurde das Gardecorps (Berlin), das 3. Corps (Berlin und Frankfurt a. O.), das 4. Corps (Magdeburg), 5. Corps (Posen), die 18. Infanteriedivision vom 9. Corps (Flensburg und Altona), das 7. Corps (Münster), das 10. Corps (Hannover), das 11. Corps (Kassel) und das 12. Corps (Dresden und Leipzig) in die ihnen zugewiesenen Stellungen an dem Rheine befördert. Um dieselbe Zeit sammelten sich das rheinische oder 8. Corps und die großherzoglich hessische (25.) Division an diesem Strome. Da die süddeutschen Truppen in ungleich geringerer Zeit den Rhein zu erreichen vermochten, so wurde die württembergische Division erst vom 27. Juli, die beiden bairischen Armeecorps aber vom 28. Juli und erst zuletzt die badische Division in ihre Cantonnements am Rheine befördert; während aber die beiden bairischen Corps über Speier auf Germersheim zu dirigirt wurden, blieben die Württemberger und die Badenser so lange im Norden von Karlsruhe bei Marxau am rechten Rheinufer stehen, bis der Kronprinz von Preußen mit den übrigen Corps der III. Armee die Linie der Lauter erreicht hatte.

Daß die norddeutschen Truppen nicht alsbald auf den Schienenwegen über den Rhein hinaus befördert wurden, hatte seinen Grund in der anfänglich vorherrschenden Annahme, daß die Franzosen die Offensive ergreifen und einen Vorstoß über die Saar und Lauter hinaus in der Richtung auf Mainz und Koblenz machen würden. Erst wenige Tage später sollte es sich zeigen, daß diese Annahme, welche sich auf die Kriegsbereitschaft der französischen Armee gründete, eine gänzlich ungerechtfertigte sei. Sehr richtig bemerkt Borchardt in Beziehung hierauf: „Besonders schwierig war es bei der norddeutschen Truppenbeförderung, die Ausschiffungspunkte auf dem linken Rheinufer festzustellen. So wünschenswerth es auch erschien, die Endpunkte möglichst weit nach Westen zu vorzuschieben, so wurde es bei der Ungewißheit, ob der Feind durch einen schnellen Einbruch in die deutschen Lande des linken Rheinufers auf diesen Punkten nicht früher erscheinen oder doch wenigstens den Eisenbahnbetrieb stören könnte, durch die Vorsicht geboten, die ersten Echelons früher und an vollkommen gesicherten Punkten anhalten zu lassen. Erst nach und nach wurden die folgenden Echelons weiter vorgeschoben, nach Maßgabe der eingehenden Nachrichten, daß der Feind sich noch immer ruhig verhalte und daher für die Ausschiffung der Truppen keine Gefahr mehr vorhanden sei. Diese nothwendig werdenden Modificationen der ersten Pläne zur Concentrirung der Armee mußten natürlich den strategischen Aufmarsch in etwas verzögern und erschweren, waren aber für die Eröffnung des Feldzuges ohne wesentlichen Nachtheil, da die Franzosen in dieser ihnen gelassenen Zwischenzeit wirklich nichts Ernstliches unternahmen.“

Unterdeß vollzog sich der Anmarsch der deutschen Heere mit, wir möchten sagen mathematischer Genauigkeit. Die Armeecorps und die andern Truppentheile concentrirten sich auf den ihnen angewiesenen Sammelplätzen mit einer Präcision, die allein schon genügt, um die für Raum und Zeit getroffenen Dispositionen bewundern zu müssen, eine Präcision, die auffallend abstach gegen das wirre Durcheinander, das auf französischer Seite herrschte, und die alsbald erkennen ließ, daß der Zeitpunkt für eine französische Offensive vorbei sei.

Die I. Armee, General der Infanterie von Steinmetz, in der Stärke von 48 Bataillonen Infanterie, 56 Escadrons, 2 Pionnier- und 2 Trainbataillonen nebst 180 Ge-

schützen, zusammen einige 60000 Mann, befand sich mit ihrem 7. (westfälischen) und 8. (rheinischen) Armeecorps der französischen Stellung hinter der Saar am nächsten und bildete somit den rechten Flügel der gesammten deutschen Aufmarschstellung. Beide Corps, bei Koblenz sich concentrirend, gingen von da in starken Marschschelons zu beiden Seiten der Mosel nach der Saarl Linie ab und zwar zwischen dem 23. und 30. Juli. Das westfälische Corps, unter dem General der Infanterie von Zastrow, bewegte sich auf dem linken Moselufer in zwei Marschcolonnen, von denen die des äußersten rechten Flügels die Straße von Koblenz über Mayen, Wittsburg und Trier einschlug, hier die Mosel überschritt und über Lebach in die Stellung hinter der Saar (Saarlouis und Saarbrücken) einrückte. Die andere Colonne dieses Corps dagegen bewegte sich auf der Parallelstraße von Koblenz über Polch und Wittlich, ging bei Pfälz und Trier auf das rechte Moselufer über und gelangte so ebenfalls in die vorgenannte Stellung. Das rheinische Corps unter General von Goben, den linken Flügel der I. Armee bildend, bewegte sich gleichfalls in Fußmärschen von Koblenz aus über Boppard, Simmern und Birkenfeld am rechten Ufer der Mosel nach Saarbrücken. Von Koblenz bis an die Saar hatte der größere Theil der I. Armee acht und neun Fußmärsche zum Theil unter beschwerlichen Verhältnissen, namentlich in großer Hitze, zurückzulegen.

Die II. Armee unter Prinz Friedrich Karl, oder das Centrum, concentrirte sich in den letzten Tagen des Monats Juli am Rhein bei Bingen und Mainz; Prinz Friedrich Karl verlegte schon am 31. Juli sein Hauptquartier nach Alzei. Bis dahin hatten die Corps die ihnen zugewiesenen Eisenbahnen benutzen können, von nun an aber begannen auch für sie aus den von uns früher angegebenen Gründen die Fußmärsche durch die bairische Rheinpfalz nach der französischen Grenze, doch wurden alsbald in dem Maße, als die einzelnen Corps sich vorbewegten, die Eisenbahnen in ihrem Rücken für den Truppen- und Materialtransport benutzt.

In Marschschelons bewegten sich so auf den nach der französischen Grenze zu convergirenden Straßen und zwar von Bingen aus das 3. Corps, von Alvensleben II., das 10. Corps, von Voigts-Rheß, und das 4. Corps, von Alvensleben I. Von Mainz aus aber wurden befördert und zwar theils auf der Eisenbahn über Mannheim nach Kaiserslautern und Homburg, theils über Alzei, Kaiserslautern, Landstuhl und Homburg, ebenso von Mainz über Dürkheim nach Kaiserslautern und Blieskastel sowie endlich von Mainz über Worms nach Oggersheim und Blieskastel: das 9. Corps, von Manstein, das 12. Corps, Kronprinz Albert von Sachsen, und das Gardecorps, Prinz August von Württemberg, nach der obern Saarl Linie. Die 5. und 6. Cavaleriedivision waren ursprünglich bei dem Einrücken in die Rheinpfalz bis Kaiserslautern vorgeschoben worden, befanden sich dann aber theils an der Tête, theils an der Queue der verschiedenen Marschcolonnen. Am 1. Aug. war bereits jede Armee mit ihren Corps in die Stellung eingerückt, welche durch Befehl des Königs bestimmt worden war. König Wilhelm hatte am 31. Juli Berlin verlassen, um sich zur Armee zu begeben; bei seinem Eintreffen in Mainz, am 1. Aug., ließen bereits aus allen Armeehauptquartieren die Meldungen ein, daß die befohlenen Aufstellungen pünktlich vollzogen seien.

Die II. Armee zählte 146 Bataillone Infanterie, 10 Jägerbataillone, 148 Escadrons, 6 Pionnier-, 6 Trainbataillone, 534 Geschütze und war 206000 Mann stark.

Wir haben nunmehr den Sammelplatz der III. Armee oder des linken Flügels der großen deutschen Heeresstellung ins Auge zu fassen. Der Führer dieser Armee, der Kronprinz von Preußen, hatte, bevor er sich an die Spitze derselben stellte, am 27. Juli München, am 28. Stuttgart und am 29. Karlsruhe besucht, während welcher Zeit die Corps seiner Armee in rastloser Bewegung auf den ihnen zugewiesenen Schienenwegen sich am Rhein und zwar bei Mannheim, Maxau (Karlsruhe) und Rastadt sammelten.

Ueberall in Süddeutschland wurde der thatkräftige Prinz mit Vertrauen und Enthusiasmus empfangen, wie denn auch sein aus dem Hauptquartier Speier am 30. Juli erlassener Armeebefehl dort den günstigsten Eindruck machte. Derselbe lautet:

„Soldaten der III. Armee! Von Sr. Maj. dem Könige von Preußen zum Oberbefehlshaber der III. Armee ernannt, entbiete ich den von heute ab unter meinem Befehle vereinigten königlich preussischen, königlich bairischen, königlich württembergischen und großherzoglich badischen Truppen meinen Gruß. Es erfüllt mich mit Stolz und Freude, an der Spitze der aus allen Gauen des deutschen Vaterlandes vereinten Söhne für die gemeinsame nationale Sache, für deutsches Recht, für deutsche Ehre gegen den Feind zu ziehen. Wir gehen einem großen und schweren Kampfe entgegen, aber in dem Bewußtsein unsers guten Rechts und im Vertrauen auf euere Tapferkeit, Ausdauer und Mannszucht ist uns der siegreiche Ausgang gewiß. So wollen wir denn festhalten in treuer Waffenbrüderschaft, um mit Gottes Hülfe unsere Fahnen zu neuen Siegen zu entfalten, für des geeinigten Deutschlands Ruhm und Frieden.“

Während die Vortruppen der III. Armee alsbald längs der rheinbairischen und badisch-französischen Grenze ihre Vorposten ausstellten und auch bereits am 1. Aug. von preussischen und bairischen Truppen Recognoscirungen über die französische Grenze hinaus, besonders in der Richtung auf Bitsch und gegen die Lauter zu gemacht wurden, bezog der Kronprinz sein Hauptquartier in Nuweiler. Es hatten unterdessen das 5. Corps, Generalleutenant von Kirchbach, das 11. Corps, Generalleutenant von Bose, sich auf Landau zu in Marsch gesetzt, das 1. bairische Corps aber unter dem General der Infanterie von der Tann sowie das 2. bairische Corps unter dem General der Infanterie von Hartmann sich von Speier rheinaufwärts über Germersheim nach der Lauter zu dirigirt. Die württembergische Felddivision unter Generalleutenant von Dornitz und die badische Felddivision unter Generalleutenant von Beyer dagegen, die sich nördlich von Karlsruhe vereinigt hatten, blieben vorerst noch am rechten Ufer des Rheins bei Maxau stehen, wol nur aus dem Grunde, um den übrigen Corps der kronprinzlichen Armee Zeit zu lassen, ihren Anmarsch gegen die Linie der Lauter beenden zu können.

Die III. Armee zählte 120 Infanterie-, 15 Jägerbataillone, 132 Escadrons, 5 Pionnier- und 5 Trainbataillone, 480 Geschütze, zusammen gegen 180000 Mann.

Mit dem Vormarsche der deutschen Armeen gegen die Lauter und Saar und mit der Concentrirung derselben nächst der französischen Grenze war die Gefahr eines raschen und kräftigen Vorstoßes der Franzosen über die genannten Flüsse hinaus nach dem Rhein zu beseitigt, denn schon jetzt ließ sich aus den getroffenen Dispositionen erkennen, daß man sich deutscherseits nunmehr selbst beeilte, die Offensive mit ganzer Kraft zu ergreifen und den Gegner auf seinem eigenen Boden anzugreifen. Anders war dagegen zur Zeit noch die Lage am deutschen Oberrhein. Hier war allerdings die Festung Kastadt in vollkommenen Vertheidigungsstand gesetzt und mit einer verhältnißmäßig starken Besatzung versehen worden; immer aber war der badische Oberrhein wie in allen frühern deutsch-französischen Kriegen am meisten exponirt, wie man sich denn hier auch der lebhaftesten Besorgniß hingab vor einem Ueberschreiten des Rheins namentlich bei Straßburg, wo sich vor Beginn der Feindseligkeiten das Gros des 1. französischen Corps Mac-Mahon befand. Eine der ersten Maßregeln zur bessern Vertheidigung des Oberrheins war die Sprengung des am badischen Ufer gelegenen Theils der fehler Rheinbrücke am 22. Juli, also zu einer Zeit, wo ein rasches Hervorbretchen der Franzosen noch alle Wahrscheinlichkeit für sich hatte. Auch wurden hier und da am badischen Rheinufer Batterien angelegt, um den so laut angekündigten zerlegbaren eisernen Kanonenbooten des Gegners das Fahrwasser zu verlegen. Letztere sind jedoch auf dem Rhein nie in Gebrauch genommen worden; wir werden ihnen später während der Belagerung von Paris auf der

Seine begebenen. Der furchtbare Anprall der III. und I. deutschen Armee und die entscheidenden Siege bei Weißenburg, Wörth und Spicheren, welche sofort die Franzosen in die Defensive warfen, umgekehrt aber die deutsche Offensive in glänzender Weise inaugurierten, schützten ein für allemal Süddeutschland kräftiger und nachhaltiger vor einer französischen Invasion, als dies alle andern unmittelbaren Anordnungen zur Vertheidigung des Oberrheins und des Schwarzwaldes vermocht hätten. Zu den letztern haben wir noch zu rechnen die Bildung eines kleinen mobilen Streifcorps, das aus württembergischen Truppen gebildet und dazu bestimmt war, den Oberrhein zu bewachen. Dieses kleine, aus wenigen Infanteriebataillonen, einigen hundert Reitern und sechs Geschützen gebildete Corps verstand es, durch Umsicht und Beweglichkeit die im Elsaß längs des Rheins stehenden Franzosen ebenso zu täuschen und über seine Stärke im Ungewissen zu lassen, wie dies Oberstlieutenant von Pestel mit seinem kleinen Häufchen an der Saar wochenlang so glücklich zu bewerkstelligen wußte, und wie die französische Presse an der Saar ganze Armeecorps stehen ließ, so auch wurde die Stärke des Detachements am badischen Oberrhein für zehnfach größer erachtet und rief somit auf französischer Seite die Besorgniß vor einem Einfall in den obern Elsaß wach.

Ehe sich König Wilhelm von Berlin zur Armee begeben, hatte er nochmals die Minister um sich versammelt und eine ernste Ansprache an dieselben gehalten. Begleitet wurde der König auf seiner Fahrt von seinem Bruder, dem Generalfeldzeugmeister Prinzen Karl, von Bismarck, Roon und Moltke. Von Mainz aus, dem ersten königlichen Hauptquartier, datirt vom 2. Aug. die nachfolgende Proclamation an die Armee:

„Ganz Deutschland steht einmüthig in den Waffen gegen einen Nachbarstaat, der uns überraschend und ohne Grund den Krieg erklärt hat. Es gilt die Vertheidigung des bedrohten Vaterlandes, unserer Ehre, des eigenen Herdes. Ich übernehme heute das Commando über die gesammten Armeen und ziehe getrost in einen Kampf, den unsere Väter in gleicher Lage einst ruhmvoll bestanden. Mit mir blickt das ganze Vaterland vertrauensvoll auf euch. Gott der Herr wird mit unserer gerechten Sache sein.“

Der nachfolgende Tagesbefehl des Prinzen Friedrich Karl an die II. Armee ist aus Merzig vom 5. Aug. datirt:

„Soldaten! Auf Befehl des Königs tretet ihr heute den Marsch nach vorwärts gegen den Feind an. Die Söhne Preußens haben sich stets vor dem Feinde ausgezeichnet, ihr werdet auch diesmal euch Vorberien erringen, daß das Vaterland mit Stolz auf euch blicken kann. Zeigt durch gestittetes Betragen, bei Freund und Feind, daß ihr würdige Kinder Preußens seid.“

#### 4) Ueber den deutschen Feldzugsplan.

Schon der strategische Aufmarsch der deutschen Heere und im weitern Verlaufe ihr Anmarsch gegen die französische Grenze zeigen zur Genüge, daß man deutscherseits gewillt war, sofort die Offensive zu ergreifen, sobald die Armeen die ihnen bezeichneten Anfangspunkte für die Operationen erreicht hatten. Der ganzen Aufstellung der concentrirten I., II. und III. Armee, dem vorausgegangenen schnellen Ueberschreiten des Rheins und dem ebenso beschleunigten Vormarsche an die französische Grenze lag unzweifelhaft der Offensivgedanke zu Grunde.

Wohl mochte man Anfang August in dem deutschen Hauptquartier die genügendste Kunde haben von all den Mängeln, die dem französischen Heeresorganismus anklebten und sowol bei der Mobilmachung als dem strategischen Aufmarsche in so hohem Grade hervortraten. Mußte es doch schon auffällig genug erscheinen, daß Kaiser Napoleon, der den Krieg erklärt und die Rüstungen in einer Weise beschleunigt hatte, die ihm von Haus aus einen Vorsprung gewährte, dessenungeachtet auf die Offensive verzichtete.

Das alles aber mußte bei der deutschen Kriegsführung ganz von selbst den Entschluß nach rufen, dem Gegner zudorzukommen, schnell die Operationen zu beginnen, dieselben nicht auf den Boden des Feindes zu übertragen und mit den gesammten augenblicklich so sehr überlegenen Streitkräften auf Paris, das Haupt Frankreichs — wie Thiers die französische Metropole nannte\*) — loszugehen, wobei ein concentrischer, wir möchten sagen keilförmiger Vorstoß in die strategische Linie des Gegners mit der ganzen Wucht der eigenen Masse sich von selbst gebot.

In Bezug auf diesen Vorstoß sagt der Verfasser von „Der deutsche Feldzug gegen Frankreich unter dem Könige Wilhelm“: „Daß diese Keile nach der Richtung angelegt wurden, wo eine Eisenbahn in die Tiefe des feindlichen Landes hineinführte, lag bei der Bedeutung derselben für die jetzige Kriegsführung sehr nahe. Große strategische und taktische Erfolge lassen sich heute nur mit Hülfe einer Eisenbahn hafter und ausnützend für die eigentlichen Kriegsziele verwerthen. Aus diesem Grunde ließ sich aber auch annehmen, daß man den Feind daselbst treffen und keinen Luftstoß machen würde. Die strategische Gruppierung und die thatsächlichen Bewegungen des Feindes konnten selbstredend erst die weitere Ausführung dieser Exposition ergeben. Verhielt sich die französische Armee passiv, stürzte sie nicht durch offensive Flankirungen die gegen den Feind zu führenden Marschlinien, so konnte der eigene erste Stoß um so correcter ausgeführt werden. In der höchsten Beschleunigung der Aufstellung lag aber das beste Mittel, bis zu erreichen.“

Im Hinblick auf die Dreitheilung der deutschen Streitkräfte wirft der Verfasser in weiterer Auffassung des deutschen Kriegsplanes die Frage auf: „Wie sollten sich diese drei Theile (I., II. und III. Armee) in ihren Bewegungen zueinander verhalten, um den Kriegszielen näher zu kommen, d. h. um die feindlichen Heermassen möglichst vernichtend zu schlagen, ohne in der Richtung von dem muthmaßlich letzten und Hauptoperationsobject, Paris, irgend wesentlich abzuweichen? Es scheint uns, daß es der deutschen Heerführung bei ihrem Offensivplane darauf ankam, die Armeen mit fester Hand in der Weise zu führen, daß das in Frankreich eingedrungene Heer zunächst nicht in eine ungünstige Richtung zu seiner Basis, dem Mittelrhein, und zu seinem Operationsziele, Paris, gerathe. Wenn z. B. die feindlichen Armeen von Metz ab in der Richtung nach Süden ausweichen oder überhaupt die Wahl des Weges offen halten konnten, so waren bis zu den Gestaden des Meeres ungemessene Hülfquellen, die namentlich der Süden bot, und endlose Rückzugslinien dem feindlichen Heere dauernd offen gelassen. Gelang es jedoch, den Rückzug gegen Süden zu begrenzen und nur den nach Norden offen zu

\*) In der berühmten Rede, die Thiers, seinerzeit, als es sich um die Befestigung von Paris handelte, im Gesetzgebenden Körper über dieses Thema hielt, sagt er von der französischen Hauptstadt: „Preußen, Spanien, Oesterreich, England sogar sind nicht so compact wie Frankreich. Unser schönes Land hat einen unermeßlichen Vortheil: es ist aufs innigste vereint. Nie, zu keiner Zeit hat ein so großes Reich eine so vollendete Einheit gezeigt. Vierunddreißig Millionen Menschen führen auf einem Boden von nicht so großer Ausdehnung ein und dasselbe Leben, sie fühlen, denken und sprechen in gleicher Weise fast zu gleicher Zeit, was man den Einrichtungen der Presse, welche das Wort in wenigen Stunden von einem Ende Frankreichs zum andern bringt, sowie den administrativen Mitteln, welche in wenigen Minuten einen Befehl nach den entferntesten Punkten des Landes tragen, verdankt; dieses große Ganze denkt und bewegt sich wie ein einziger Mensch. Frankreich erhält durch dieses compacte Ganze eine Stärke, welche viel größere Reiche, denen das ungeheuerere gleichzeitige Zusammenwirken fehlt, nicht besitzen. Diese Vortheile hat es aber nur unter der Bedingung eines einzigen Centrums, von dem der gemeinsame Impuls ausgeht und welches das Ganze in Bewegung setzt: es ist Paris, welches durch die Presse spricht und durch den Telegraphen Befehle gibt. Führt einen Schlag auf dieses Centrum, so fühlt sich Frankreich wie ein Mann, der auf den Kopf getroffen ist. . . . Dieses Paris müssen wir bedecken.“

lassen, so hatte der Feind durch die größere Nähe des Meeres oder der neutralen Grenze viel kürzere Rückzugslinien hinter sich, und die deutschen Armeen brauchten sich dabei verhältnißmäßig nur wenig von ihrem Operationsziele Paris zu entfernen. Aus diesem Grunde mag die erleuchtete deutsche Heerführung eine strategische Rechtschwenkung der drei Armeen als nothwendig erachtet haben. Auf der französischen Grenze stehend, hatte das deutsche Heer die Front nach Südwesten gerichtet. Um dem vorstehenden strategischen Grundgedanken nachzukommen, mußten daher die Bewegungen der drei Armeen so eingerichtet werden, daß aus dieser Front zunächst eine westliche und dann womöglich eine nordwestliche, resp. nördliche werden konnte.

„Eine solche Bewegung stellte dem linken Flügel (der III. Armee) die längste Operationslinie in Aussicht (derselbe war der herumgehende Flügel); dem rechten Flügel (der I. Armee) die kürzeste (derselbe war das sich langsamer vorbewegende Pivot). Die Südarmee hatte also die Operationen zu beginnen und die weitesten Märsche zurückzulegen, wenn man die anzugreifende feindliche Nordostgrenze als diejenige Linie annahm, mit welcher das deutsche Heer in die richtige Front gegen das französische eingerückt war. Vorher, von der Operationsbasis (Koblenz, Bingen, Mainz, Mannheim, Kastadt) bis zur Grenze, hatte allerdings der rechte Flügel, der überdies ohne Eisenbahn war, einen viel weitem Weg als der linke zurückzulegen, welcher sich in seinem äußersten Pivot nur über den Rhein bei Maxau vorzuschieben hatte, um nach wenigen Stunden bei Lauterburg die feindliche Grenze zu erreichen. Von da ab jedoch mußte die III. Armee sich bestreben, in derselben Zeit mehr Terrain als die andern Armeen zu gewinnen. Im Sinne der vorstehend erläuterten Ideen mußte also die Südarmee die Position an der Lauter und damit die feindliche Grenze überschritten haben, ehe die I. und II. Armee mit dem Passiren der Position an der Saar die feindliche Grenze erreichten.“

Wir werden in dem nächsten Artikel die Eröffnung der Feindseligkeiten und den Beginn der Operationen selbst schildern.

# Das Passionspiel in Oberammergau.

Von

Karl Bartsch.

Wenn der Literaturhistoriker von Fach dem allgemeinen Drange, das vielgerühmte ammergauer Passionspiel zu sehen, ebenfalls nicht widerstehen kann, so darf er beanspruchen, sein Verlangen nicht auf Eine Stufe mit der Neugier gestellt zu sehen, welche Tausende nach dem gleichen Ziele hinführt, und noch weniger mit der alles sehen wollenden der Söhne und Töchter Albions oder Amerikas, die mit anerkanntenswerther Geduld neun Stunden lang ein in unverständener Sprache gespieltes Stück ansehen, um mit der Beruhigung: „auch das habe ich gesehen“, heimzukehren. Für den Literaturhistoriker liegt der Reiz darin, den Spuren des deutschen Volksschauspiels auch hier nachzugehen und durch Anschauung dieses berühmtesten aller Passionsspiele womöglich eine Vorstellung von dem altdeutschen Volkstheater zu gewinnen. Hat ein philologischer Freund nicht ohne Grund geäußert, daß ihm durch das ammergauer Spiel die griechische Tragödie um vieles verständlicher und näher gerückt worden sei, so darf der Forscher des deutschen Alterthums mit noch größerem Rechte hoffen, über das Schauspiel seiner eigenen Nation auf demselben Wege belehrende Winke zu empfangen.

Mir hätte es schon im Jahre 1860 nahe gelegen, Ammergau und sein Passionspiel aufzusuchen, da ich mehrere Wochen in dem nahen München verweilte. Aber mich fesselte damals die neuentdeckte kolmarer Meistersängerhandschrift zu sehr, als daß ich ein paar Tage der Arbeitszeit hätte missen wollen. Feuer aber, 1871, schien es mir Pflicht, das damals Versäumte nachzuholen, auch kam ich mir gerade dieses Jahr besonders gut vorbereitet vor, da ich unmittelbar vorher in der mir zugefallenen Vollenbung der Neubearbeitung von Servinus' Dichtungsgeschichte das Kapitel des altdeutschen Schauspiels durchgearbeitet hatte. So klappte ich denn raschen Entschlusses meine Bücher und Codices zu, um in die bairischen und tiroler Berge zu laufen und den nach dem arbeitsvollen und anstrengenden Sommer wohlthätigen Ausflug mit Oberammergau zu beschließen.

Mit einem bei Stubengelehrten nicht gerade seltenen Mangel an praktischem Sinne hatte ich es leider versäumt, mich vorher eines Logenplatzes und einer Wohnung zu verschern; das hatte indeß den Vortheil, daß ich genöthigt war, schon den Tag vorher bei Zeiten am Platze zu sein, und nun Gelegenheit bekam, die Physiognomie des merkwürdigen Ortes und seiner Bewohner sowie das Leben und Treiben der Scharen von Gästen aus allen Ländern und Ständen in Ruhe zu beobachten. Ich war am Sonnabend bei Sonnenaufgang von Partenkirchen, wo ich den Tag vorher in Gesellschaft von münchener Künstlern sehr heiter verbracht hatte, aufgebrochen und kam, meist noch im Schatten

der Berge rüstig wandernd, in Oberammergau an, noch ehe die Sonne allzu drückend niederstrahlte. Meine erste Sorge war, ein Unterkommen zu finden, das ich denn auch nach einigem Suchen bei einem der „falschen Zeugen“, dem wackern Kunstschreiner Kummer, bekam. Freilich so bescheiden wie nur denkbar, in einem engen Dachkammerlein, welches durch schnelle Beseitigung der Schnitzbank in ein Wohngemach umgewandelt wurde. So war ich doch immer noch besser daran als zwei Häuflein von Männern und Frauen, die im Laufe des Tages, mit Empfehlungsbriefen versehen, unter demselben gastlichen Dache Unterkunft suchten und in Ermangelung anderer Räume auf dem Heuboden fanden.

Mein nächster Gang war ins Theater, wo ich erfuhr, daß alle Logenplätze längst vergeben und nur noch nichtnumerirte Plätze zu haben seien. Wenn auch der Himmel für den Sonntag gnädig zu sein versprach, so zog ich doch das Sichere vor und wählte einen Platz, der im Falle der Ungunst eine vor Regen schützende Bedachung bot. Den ganzen Tag über war das Theater zugänglich, und man hatte Muße, die Structur und Einrichtung desselben genau zu betrachten und die verschiedenen Theile der Bühne und des Zuschauerraumes zu durchwandern.

Mein Billet in der Tasche, ließ ich den übrigen Theil des Tages hindurch die farbenbunten Bilder, die das Dorf bot, behaglich an mir vorüberziehen. Mit dem Nachmittage wuchsen die Scharen der zuströmenden Gäste, die theils zu Fuß, theils auf den mannichfaltigsten, zum Theil sehr wunderlichen Gefährten ankamen; denn auf viele Meilen im Umkreise wird vor und nach den Spieltagen alles mobil gemacht, was nur irgendeinem Wagen ähnlich sieht und mit einem Gaul oder Klepper bespannt werden kann. Mit dem wachsenden Gedränge wuchs auch die Noth des Unterkommens, und gegen Abend konnte man manchen Wanderer oder ganze Familien von Haus zu Haus pilgern sehen, die denn doch bei der Gutmüthigkeit der Dorfbewohner schließlich immer noch untergebracht wurden. Ein nicht unverächtliches Contingent hatten die katholischen Geistlichen gestellt, die meist zu kleinen Truppen gesellt durch das Gewühl sich bewegten oder am Bierische saßen. Die meisten fand man wol in der Alten Post, wo das gewählteste Publikum beisammen war, wo aber niemand, wenn er überhaupt etwas haben wollte, es verschmähen durfte, mit dem mühsam erhaschten, eigenhändig am Brunnen ausgeschwenkten Seidel an den Schenkisch zu treten, um des erfrischenden braunen Trankes habhaft zu werden. Weniger gewählt war die Gesellschaft im „König Herodes“, d. h. im Hause und Garten des Darstellers dieser Rolle, der einen Bierstam hat; aber dafür konnte man hier die Ehre haben, mit „Pilatus“ oder „Petrus“, oder gar mit dem „Herrn Christus“ selber ein Glas zu trinken und ein Gespräch anzuknüpfen. Und das war wirklich ein Vergnügen und ein Genuß, mit diesen verständigen, einfachen Leuten zu reden, denen dünelhafte Einbildung auf den Erfolg und Werth ihrer Leistungen den Kopf nicht verdreht gemacht hat, sondern die sich geben einfach und schlicht wie sie sind. Es ist an der typischen, traditionellen Art, namentlich der Haartracht, der Darsteller einer Rolle, wenigstens der Hauptrollen, auch außerhalb der Bühne leicht zu erkennen; so sehr stimmt das Äußere mit dem überein, was wir aus der bildlichen Darstellung seit Jahrhunderten für diese Charaktere gewohnt sind.

Das heitere Blau des Himmels hatte sich im Laufe des Nachmittags mehr und mehr umwölkt, und am Abende zog sich ein mächtiges Gewitter zusammen; die grellen Blitze und der niederrauschende Regen nöthigten manchen verspäteten Passionspilger, von Erreichung des Zieles noch am Sonnabend abzusehen und im benachbarten Ettal oder anderswo eiligst Herberge zu suchen. Beim ersten Morgengrauen erwacht, hörte ich zu meinem Schrecken den Regen noch immer plätschern und sah unter meinen Fenstern, mit Regenschirmen bedeckt, schon zahlreiche Gäste nach dem Theater ziehen, fast durchgängig Landleute, die zum Theil bei Nacht schon aufgebrochen waren und nun durchnäßt und

durchstrennen direct an die ersehnte Stätte hineilten. Ich blickte ziemlich trübe in die nächste Zukunft, denn ich fürchtete eine doch zu große Störung meiner Illusion, wenn ich den Chor mit Regenschirmen bewaffnet (wie es bei schlechtem Wetter wirklich geschieht) auftreten und abmarschiren sähe. Indes mein Hauswirth versicherte mit zuversichtlicher Miene, vor Beginn des Spieles werde der Regen aufhören; es sei den ganzen Sommer noch keinmal vorgekommen, daß es während der Vorstellung geregnet, wenn es auch unmittelbar vorher oder nachher förmlich gegossen habe. Das ist auch eine Tradition, die sich bilden kann, ähnlich wie die von dem Glücke der Hohenzollern, die mit Jupiter Pluvius auch auf sehr gutem Fuße stehen sollen.

Um 6 Uhr war ich bereits an der Treppe, die zu der „engen Gnadenpforte“ führt, und fand sie trotzdem schon beinahe zur Hälfte besetzt. Während der Zeit war die Gemeinde, die Spielenden mit inbegriffen, in der Kirche versammelt; es mag Gewohnheit sein, daß sie vor dem Spiele ins Gotteshaus gehen, aber sicherlich ist es eine schöne, die trefflich den innigen Zusammenhang des Volksschauspiels mit dem Cultus, das Hervorgehen desselben aus der Kirche symbolisirt. Um 7 Uhr, als der Gottesdienst beendet war, wurde das Theater geöfnet, und nach wenigen Minuten war der größere Theil desselben von der hereinströmenden Menge überschwemmt. Im vordern Theile des Zuschauerraumes, der Bühne zunächst, hat die eigentliche Landbevölkerung Platz genommen; da sieht man die malerischen und originellen Trachten der alpbairischen und tirolischen Bauern und Bäuerinnen, die alle in ihrem besten Schmucke hierher kommen, nicht bloß weil es Sonntag ist, sondern weil sie den Besuch dieses Passionsspieles wirklich wie eine Art Gottesdienst betrachten, wie das Ziel einer Wallfahrt, zu dem sie aus meilenweiter Entfernung pilgern. In den Seelen dieser Menschen wirkt das Spiel auch in ergreifendster Weise; stumm und regungslos, das Auge nicht abwendend, folgen sie der Handlung, und das Schluchzen bei den rührendsten Scenen ist die einzige Regung, welche sich während des Spieles bei ihnen kundgibt. Man sage nicht (was ich wol habe sagen hören), daß durch diese Darstellungen der Aberglaube befördert, das Volk in seiner Dummheit erhalten werde; eine Darstellung, die wie diese das menschliche Gemüth zu erschüttern und zu rühren vermag, hat eine reinigende, bessernde Kraft, sie ist ein Gottesdienst im edelsten und höchsten Sinne.

Mein ehrlicher Wirth hatte mit seiner Prophezeiung recht gehabt; kurz vor 8 Uhr, als die drei Böller das Zeichen zum Beginn der Vorstellung gaben, hörte der Regen auf, und im Laufe derselben drang sogar die Sonne durch die Wolken hindurch, die noch bei ihrem Anfange die Spitzen der Berge gänzlich umschleiert hielten. Ich hatte die Aemlichkeit, nicht nur geborgen und bedeckt, sondern auch in unmittelbarer Nähe zweier Collegen von andern Universitäten zu sitzen, was uns Gelegenheit gab, schon während des Spieles unsere Bemerkungen und Eindrücke auszutauschen. In der Stunde, die bis zum Beginn der Vorstellung verfloß, war hinreichende Muße, das Theater, das ich schon am Tage vorher durchwandert hatte, genau zu betrachten.

Das ganze Theater besteht aus einer großen Bretterbude, welche nach der Bühne zu sich abrundet. Die Sitze der Zuschauer sind zum größten Theile unbedeckt, ebenso der Orchesterraum und die etwa 80 Fuß breite, 20 Fuß tiefe Vorbühne, auf welcher der Chor auftritt und auf der auch die Scenen mit zahlreichen Personen sich abspielen. Zur linken und rechten Seite führen nach hinten zu Thorbögen, durch welche man in die Straßen Jerusalems hineinblickt. Die Coulißsen, die mit einer feinen bestimmten Stile folgenden Architektur bemalt sind, bilden die Eingänge von Nebenstraßen, in welche beim Abgehen die Volksmenge sich verliert und vertheilt. Zwischen den beiden Thorbögen liegt die eigentliche Bühne, deren mittlerer Theil durch einen Vorhang abgeschlossen ist; auf ihm stellen sich auch die nachher zu besprechenden lebenden Bilder dar. Den Giebel

schmückt Glaube, Liebe, Hoffnung; die Spitze desselben bildet der seine Jungen mit seinem Blute nährenden Pelikan, ein schon im frühen Mittelalter häufiges Bild für den Opfertob Christi. Zu beiden Seiten der Mittelbühne, also den Thorbogen zunächst, befinden sich zwei schmale Häuser mit Balkonen, von denen aus man durch eine praktikable Thür ins Innere treten kann, wie auch unten eine solche Thür hineinführt. Das Haus links (vom Zuschauer) ist das des Pilatus, rechts das des Annas. Mehrere Scenen spielen ganz auf diesen Balkonen. Man sieht, es ist im wesentlichen die Dreitheilung des altdeutschen Theaters noch bewahrt, nur daß das Uebereinander der drei Stockwerke, welche Himmel, Hölle und Erde darstellten, in ein Nebeneinander verwandelt worden ist. Zu dem Eindruck des Ganzen gehört aber wesentlich die freie Natur, in der das Theater sich befindet, gehören die waldbumfsäumten und wiesengrünen Berge, welche über die Theaterwände hineinschauen. Sie verleihen dem Ganzen eine Erhabenheit, welche sich nur mit derjenigen vergleichen läßt, die das Herz im Theater von Pompeji erfüllt.

Bei den ersten Tönen der Musik des gut eingetübten und taktfesten Orchesters wird die Menschenmenge stiller und stiller, und nur einige nach beliebter Art oder Unart verspätet ankommende Inhaber von Logenplätzen unterbrechen die feierliche Ruhe. Nun betritt der Chor, in zwei Halbschöre getheilt, die Vorderbühne, durch zwei vorn an den Seitenwänden derselben angebrachte Thüren, und stellt sich in einer Reihe auf, so daß der Chorführer, dessen Gestalt die übrigen überragt, in der Mitte steht. Der Chor, als „Schutzgeister“ bezeichnet, ist aus Männern und Frauen zusammengesetzt; der Chorführer, eine stattliche, schöne Erscheinung mit dunkelbraunem Vollbart und wohlklingender sonoror Stimme, trägt ein weißes goldgesäumtes Gewand und einen rothen ebenfalls mit Goldborten besetzten Mantel, auf dem Haupte eine goldene Tiara. Ihm zunächst auf beiden Seiten stehen je drei Männer, die übrigen Schutzgeister sind Frauen, im ganzen 16 Personen, welche so aufgestellt sind, daß die kleinsten der Frauengestalten die Flügel bilden. Die Kleidung der Schutzgeister ist der des Chorführers ähnlich, auch sie haben weiße goldgesäumte Tuniken und farbige Ueberwürfe, die Farben wechseln, doch so, daß die auf beiden Seiten an entsprechender Stelle Stehenden in gleichen Farben erscheinen. Dadurch löst sich die regenbogenfarbige Buntheit in Symmetrie und Harmonie auf. Sämmtlich haben sie goldene Keise auf dem Haupte und weiße Strümpfe und Sandalen an den Füßen. Die Hände auf der Brust gekreuzt, verneigen sie sich und beginnen alsbald ihren Gesang. Die Art und Weise, wie die einzelnen beim Singen den Saum des Mantels fassen, die Arme bewegen u. s. w., macht zuerst einen etwas angelernten Eindruck. Man meint Automaten zu sehen, die eben nur bestimmte Bewegungen zu machen im Stande sind. Aber diese wenigen Bewegungen sind so abgerundet, so einfach und schön, daß man bald jenen ersten Eindruck vergißt. Wie ganz verschieden ist diese einfache Anmuth von der hölzernen und armseligen Art, womit sich, selbst auf unsern großen Opernbühnen, das Chorpersonal zu bewegen pflegt! Es waren namentlich einige Frauengestalten darunter, die durch ihre anmuthige Körper- und Kopfhaltung, sowol während des Singens als beim Schweigen, einen lebhaften Eindruck machten.

Die Bestimmung des Chors ist eine aus dem antiken Chor und der Rolle des Ehrenholds im altdeutschen Schauspiel zusammengesetzte und gemischte: aus jenem insofern, als er, in den Reden des Chorführers, die eben vorgestellte Handlung mit Betrachtungen begleitet; aus diesem, indem er in begleitenden Gesängen die Bedeutung und Beziehung der alttestamentlichen Vorbilder auf die Passion erläutert. Hiernach ist auch die rhytmische Form eine verschiedene; jene betrachtenden Reden des Chorführers sind in antiken Versmaßen, nämlich abwechselnd in asklepiadischen, alcäischen und sapphischen Strophen abgefaßt, während die Gesänge aus modernen gereimten Strophenformen bestehen. Insofern ist dieser Gegensatz berechtigt, aber man kann doch nicht sagen, daß

die Mischung antiker und moderner Rhythmen mir einen günstigen Eindruck gemacht hätte. Und am allerwenigsten wollen jene in einem Volksschauspiele mir am Platze scheinen; sie dienen, wenn irgendetwas, dazu, den letzten Rest von Volksthümlichkeit, den der durch so viele Hände gegangene Text behalten hat, aus dem Grunde zu vernichten.

Die Gesänge lassen, was den Wortlaut der Texte betrifft, sehr viel zu wünschen übrig. Nicht nur, daß sie formell viele Mängel zeigen, auch die Gedanken sind oft trivial und gewöhnlich. Wären sie Producte des Volkes selbst, dann würde man nicht berechtigt sein, den Maßstab künstlerischer Strenge an sie anzulegen; aber sie bezeichnen sich deutlich als Kunstproducte und verlangen daher auch mit dem Maßstabe der Kunstpoesie gemessen zu werden. Wir wollen anerkennen, daß bei Vergleichung mit den Texten der letzten Jahrzehnte das Bestreben zu bessern unverkennbar ist; aber damit haben sie nicht aufgehört an vielen Stellen trivial zu sein. Ihr Hauptmangel liegt in dem opernhafsten Charakter und in der unverhältnißmäßigen Länge. Die letztere mag sich dadurch rechtfertigen lassen, daß sie den Zeitraum auszufüllen haben, der zwischen der nächst vorhergehenden Handlung und dem zunächst folgenden alttestamentlichen Vorbilde liegt, welches vorbereitet sein will und muß. Aber wäre es nicht besser, den Gesang des Chors mit dem Augenblicke verstummen zu lassen, wo der Vorhang sich hebt und das alttestamentliche Bild sich darstellt, statt daß nun der Chor vorher und während des Bildes singt? Nach unserm Gefühle wäre es das Wichtigste, wenn der Chorführer nach der Betrachtung über das Vorausgegangene zu dem nun folgenden Bilde eine kurze Erklärung spräche und daran ein kurzer auf den innern Zusammenhang des Vorbildes mit der Passion bezüglicher Gesang des Chors sich anschlüsse, nach dessen Beendigung der Vorhang sich höbe. Für die Betrachtungen des Chors würden wir doch an Stelle der fremdartigen antiken Strophenformen entweder unser gutes altdeutsches Reimpaar, welches das ganze Schauspiel des Mittelalters beherrscht, oder, wenn dies zu monoton erscheinen sollte (was wir bei gutem Vortrage indeß kaum glauben), den reimlosen zehnsilbigen Vers der modernen Tragödie, der uns aus Shakespeare und unsern Classikern geläufig ist, für das Geeignteste halten. In gleicher Form wären die Erklärungen zu den lebenden Bildern zu geben. Für die Gesänge des Chors aber, die am besten Gesamtgesänge ohne dazwischenfallende Soli sein würden, empfehlen sich möglichst einfache gereimte Strophenformen; auch dürfen sie nicht von zu großer Länge sein, nur eben so lang, um in Verbindung mit der vorausgegangenen Rede des Chorführers den nöthigen Zeitraum auszufüllen. Da es nach dem Senken des Vorhangs bis zur Vorbereitung der nächsten Scene meist wieder einer gewissen Zeit bedarf, so würde auch hier eine kurze Betrachtung des Chorführers am Platze sein.

An der begleitenden Musik haben wir gleichfalls den Mangel an Einfachheit und eine gewisse Neigung zum opernhafsten Genre auszusetzen. Wir wollen nicht behaupten, daß sie mit großen Ansprüchen auftritt, sie ordnet sich im Gegentheil dem Texte überall unter und dient, von der gutgemeinten Overture abgesehen, nur zur Begleitung desselben. Aber verlangen darf man doch wol von ihr, daß sie dem Charakter des Textes sich anpasse und die richtige Stimmung wiedergebe. Dies ist jedoch mehrfach nicht der Fall; wenn z. B. die Worte, die auf das den Verrath des Judas vorbedeutende Bild von Joseph's Verkauf durch seine Brüder folgen:

Den Brüdern eines Joseph hier  
Und einem Judas stuchet ihr,  
Und wandelt doch auf ihren Wegen;  
Denn Reid und Geiz und Bruderhaß  
Zerstören ohne Unterlaß  
Der Menschen Frieden, Glück und Segen,

in einer leiermäßigen, höchst trivialen Melodie gesungen werden, so muß man das als höchst unpassend bezeichnen; denn so wenig auch die Textworte einen erhabenen Gedanken enthalten, so ist doch die ganze Situation und Stimmung für einen würdigen musikalischen Ausdruck berechnet. Es schiene mir das Richtigste, für die Gesangpartien möglichst bekannte kirchliche Melodien unterzulegen und den musikalischen Theil möglichst dem Choral anzunähern: es würde dadurch die Feierlichkeit des Ganzen wesentlich erhöht werden, und der Anklang an die uns vertrauten, ergreifenden Kirchengesänge könnte nur von bester Wirkung sein. Hat es doch auch das mittelalterliche Volksschauspiel in gleicher Weise gehalten, indem es kirchliche Gesänge, je nach dem Inhalt des Spieles Weihnachts- oder Osterlieder, als festen Bestandtheil in sich aufnahm. Die Marienklagen, die Klagen um den Heiland am Grabe u. s. w. lehren unverändert in Text und Melodie in den verschiedensten geistlichen Spielen wieder, und nicht leicht wird ein Passionspiel anders als mit dem bekannten uralten Auferstehungsliede geschlossen. Wenn das oberammergauer Spiel die Schlußdarstellung, die Christum in seiner himmlischen Glorie zeigt, durch folgenden Gesang einleitet:

Halleluja!  
 Uebervunden, überwunden  
 Hat der Held der Feinde Macht;  
 Er, er schlummerte nur Stunden  
 In des düstern Grabes Nacht.  
 Singet ihm in heil'gen Palmen,  
 Streuet ihm des Sieges Palmen,  
 Auferstanden ist der Herr!  
 Jauchzet ihm, ihr Himmel, zu,  
 Sing' dem Sieger, Erde, du,  
 Halleluja dir Erstandener!

worauf noch drei ähnlich lange Strophen folgen, so fragen wir, ob hier nicht ungleich wirksamer das uralte Osterlied, sei es in seiner ursprünglichen oder je nach Bedürfniß der Zeit erweiterten Fassung, stünde:

Christ ist erstanden  
 Von der Marter Bänden;  
 Des solln wir alle froh sein,  
 Christ will unser Trost sein.  
 Kyrie eleison.

Wär' er nicht erstanden,  
 So wär' die Welt zergangen.  
 Seit daß er erstanden ist,  
 So loben wir den Herren Christ.  
 Kyrie eleison.

Christe, lieber Herre,  
 Durch deiner Marter Ehre,  
 Verleihs uns ein gut Ende,  
 Ein fröhlich Auferstende!  
 Kyrie eleison.

Mich wenigstens dünkt, daß diese einfachen schlichten Worte mit ihrer ebenso einfachen, aber ans Herz greifenden Melodie einen würdigern Abschluß des Erhabenen, das eben vor unsern Augen vorübergezogen ist, bilden würden als der pomphaft aufgestuzte phrasenreiche moderne Text mit seiner opernhafteu Musikbegleitung. Damit wäre dem ganzen Passionspiel auch sein volkstümlicher Charakter annähernd wiedergegeben, den

es, ich glaube zu seinem Nachtheil, allzu sehr abgestreift hat. Es wäre nicht etwa eine Neuerung, sondern eine Rückkehr zu dem, was ohne Frage vorhanden war, als die frommen Vorältern der heutigen Oberammergauer im 17. Jahrhundert das Gelübde thaten, von nun an alle zehn Jahre die Passion, oder wie die Leute sagen „den Passion“ aufzuführen. Die vorhandenen Texte reichen bis in die Mitte des 17. Jahrhunderts zurück: ein sorgfältiges Studium derselben müßte Aufklärung geben, in welcher Weise das heutige Spiel sich dem Volksmäßigen mehr und mehr entfremdet hat und wie es diesem seinem wahren Mutterboden wieder zurückgegeben werden kann. Die Ammergauer dürfen nicht glauben, daß, je mehr sie ihr Passionspiel dem Standpunkte des Kunst-dramas nähern, es um so vollkommener wird. Stellen sie sich auf diesen Standpunkt, so fordern sie auch die einem Werke der Kunstpoesie gegenüber berechnete Kritik sowohl des Textes als auch des musikalischen Theiles heraus, und eine solche Kritik kann nur zu ihrem Schaden ausfallen. Sie haben es verstanden, in der Darstellung selbst das Maß der Natur, der Einfachheit und Naturwahrheit sich zu bewahren, und alles, was Coulissenreißern, Effecthaschen, kurzum einem Komödiantenthum ähnlich sieht, von sich fern zu halten. Welch großer Fortschritt (denn in diesem Falle ist der Rückschritt ein Fortschritt) wäre es, wenn auch der Text ihres Passionsspieles zu früherer Einfachheit, Natürlichkeit und Volksthümlichkeit zurückkehrte!

Es ist bekannt, daß der Text in seiner jetzigen Gestalt im wesentlichen das Werk des Pfarrers Dithmar Weiß ist, der im Jahre 1811 die damals übliche Fassung völlig umarbeitete. Gewiß erwarb er sich damit ein Verdienst, da die damalige Textgestalt noch weniger den Anforderungen an ein Volksschauspiel entsprach und namentlich durch die Ueberladung mit Allegorien ungenießbar war. Es liegt uns auch fern, das Werk des würdigen Mannes, welches seitdem von Jahrzehnt zu Jahrzehnt immer aufs neue stellenweise verändert worden ist, zu schmähern oder sein Verdienst herabzusetzen. Aber daß in diesem Texte kaum noch ein Rest von volksthümlicher Ader ist, wird jeder zugeben. Möglich daß schon die ältesten Texte, die vorhanden sind\*), wenig mehr von dem Wesen des alten Volksschauspieles besitzen, wiewol ich angegeben finde, daß der älteste viele Züge enthält, „welche im Vergleiche mit andern frühern Mysterien als ganz mittelalterliche Eigenheiten sich herausstellen“\*\*); dennoch ist nicht zu bezweifeln, daß das Passionspiel, welches seinem Ursprunge nach wenigstens tief ins 16. Jahrhundert, wenn nicht in noch frühere Zeit hinaufreicht, solche volksthümliche Züge ebenso gut besaß wie alle andern, die wir kennen, und wie viele derjenigen, die sich in verschiedenen Gegenden bis auf den heutigen Tag erhalten haben.

Ein genaues. Studium der ältern Texte des ammergauer Spieles würde sicherlich im Hinblick auf die Zurückführung desselben zu seiner ursprünglichen volksthümlichen Grundlage nicht resultatlos sein. Eine Veröffentlichung aller vorhandenen Texte, resp. eine kritische Uebersicht der Entwicklungsgeschichte derselben mit Angabe der allmählich vorgenommenen Veränderungen wäre auch lehrreich für die Kenntniß des Geschmackes der verschiedenen Jahrhunderte.

Doch wir kehren von diesen allgemeinen Betrachtungen über das Wünschenswerthe und Erreichbare zu dem uns heuer Gebotenen zurück. Nach dem einleitenden Gesange, welcher als Prolog dient, rollt sich der Vorhang der Mittelbühne auf und zeigt sich das erste der lebenden Bilder. Diese, sämmtlich aus dem Alten Testament entnommen, stehen durchaus mit der Handlung der Passion in einem innern Zusammenhange; es sind Vor-

\*) Der älteste erhaltene trägt die Jahreszahl 1662, aber er beruft sich in den eingeklebten Blättern auf eine ältere Vorlage.

\*\*\*) S. Holland, „Das ammergauer Passionspiel im Jahre 1870“ (Münster 1870), S. 3.

bilder, welche die Passion prophetisch an Begebenheiten des Alten Testaments darstellen. Die Wahl dieser Bilder ist keine willkürliche, sondern eine schon durch alte kirchliche Tradition sanctionirte und feststehende. Aber auch die Verwendung dieser Vorbilder in den Passionsspielen ist nicht, wie man wol angegeben findet, eine moderne Neuerung oder Verschönerung und Ausschmückung, sondern sie findet sich bereits in alter Zeit. In einer heidelberger Handschrift\*) ist ein solches mit Präfigurationen untermischtes Passionspiel aufbewahrt, welches zu Anfang des 16. Jahrhunderts von einem gewissen Wolfram Stück geschrieben wurde, vermuthlich aber älter ist. Die neutestamentlichen Geschichten werden hier von Zeit zu Zeit durch alttestamentliche Vorbilder unterbrochen\*\*); nur sind es hier keine lebenden Bilder, sondern wirkliche Zwischenspiele, welche in sich ein kleines abgeschlossenes Ganzes ausmachen. Die Sitte dieser Zwischenspiele erhielt sich lange Zeit hindurch; das bekannteste Beispiel ist das in Shakespeare's „Hamlet“, wo es, ganz gleich jenen alttestamentlichen Präfigurationen, ebenfalls mit der Handlung des Hauptstückes in einem symbolischen und allegorischen Zusammenhange steht. Daß man die Zwischenspiele in stumme Bilder umgewandelt hat, können wir nur billigen; denn bei einer wirklichen dramatischen Darstellung dieser Vorbilder würde das eigentliche Passionspiel zu sehr unterbrochen und käme eine Störung und Unruhe in die Seele des Zuschauers, während jetzt im Gegentheil die Bilder mit ihrem berebten Schweigen zu Ruhepunkten werden, auf denen die erschütterte Seele gern verweilt.

Nur die beiden ersten Bilder stehen nicht in einem speciellen Zusammenhange zu der zunächstfolgenden Scene des Spieles, sondern leiten symbolisch das Ganze ein. Das erste derselben, die Vertreibung Adam's und Eva's aus dem Paradiese darstellend, gibt den richtigen Ausgangspunkt, den Sündenfall, der die Erlösung der sündigen Menschheit durch den Opfertod Christi als nothwendige Folge nach sich zieht. Und gleich dies erste Bild wirkt mächtig auf die Seele durch die hohe Vollendung der Darstellung. In stehender Haltung erscheinen die Stammältern vor dem Engel mit flammendem Schwerte hergetrieben. Unbeweglich wie aus Wachs gebildet halten die Darsteller aus trotz der einem Stillehalten wenig günstigen Stellung, während der Chor die begleitende Erklärung dazu singt, also eine Zeitdauer, wie wir sie an lebenden Bildern auch nicht entfernt gewohnt sind. Nach wenigen Minuten rollt der Vorhang aufs neue empor und es zeigt sich uns die Anbetung des Kreuzes: ein mächtiges Kreuz im Hintergrunde, vor dem vier betende Gestalten knien. Auch der Chor, der jedesmal, wenn der Vorhang aufgeht, sich nach beiden Seiten zurückzieht und dort aufstellt, beugt anbetend die Knie. Von vier Knabenstimmen hinter der Bühne ertönt als Begleitung dieses Bildes folgender Gesang:

Er'ger, höre deiner Kinder Stammeln,  
Weil ein Kind ja nichts als stammeln kann;  
Die beim großen Opfer sich versammeln,  
Beteten dich voll heil'ger Ehrfurcht an.  
Folget dem Versöhner nun zur Seite,  
Bis er seinen rauhen Dornenspad  
Durchgelaufen und im heißen Streite  
Blutend für uns ausgekämpft hat.

Ohne diesem Gesange, der bei der weihewollen Stimmung des Augenblicks sicherlich auf jedes Gemüth wirkt, zu nahe treten zu wollen, möchten wir doch auch hier betonen, daß an Stelle desselben einer jener alten der Adoratio crucis gewidmeten kirchlichen Gesänge doch wol noch wirksamer sein dürfte. Ich kann mir in einem solchen Moment

\*) Cod. palat., 402.

\*\*) Gerwinus, „Geschichte der deutschen Dichtung“ (5. Aufl.), II, 582.

nichts Würdigeres und Ergreifenderes denken als den Gesang jenes herrlichen Liedes von Benantius Fortunatus:

*Crux fidelis, inter omnes arbor una nobilis,  
nulla silva talem profert fronde, flore, germine,  
dulce lignum dulces clavos dulce pondus sustinet.  
Pange lingua gloriosi praelium certaminis  
et super crucis trophaeo dic triumphum nobilem,  
qualiter redemptor orbis immolatus vicerit.\*)*

und ich gestehe, daß mir die herrlichen Verse des alten christlichen Dichters bei dem Anblicke nicht aus dem Sinne wollten.

Nachdem der Chor zu beiden Seiten in umgekehrter Ordnung des Auftretens abgegangen, mit einer Präcision, die bewundernswerth ist, sodasß im gleichen Augenblicke die letzten Personen in den beiden Seitenthüren verschwinden, hebt sich nach wenigen Secunden der Vorhang der Mittelbühne wieder. Vom Hintergrunde rechts her strömt die Volksmenge herein, Kinder eröffnen den Zug, Hosianna singende Männer und Frauen folgen, die ihre Kleider auf den Weg breiten und Palmen streuen; und nun erscheint, von seinen Jüngern umgeben, der Heiland, auf dem Füllen der Eselin sitzend, nicht wie ihn die Bilder alter Meister, auch Dürer's Passion darstellt, nach Männerart, sondern in Frauenweise sitzend, dies wol aus ästhetischen Rücksichten, weil er so, im Vordergrunde angekommen, leichter und fast unbemerkt absteigen kann. Der Eindruck gleich dieser ersten Scene ist ein unendlich rührender und ergreifender; mir standen die Thränen im Auge. Und doch war noch kein Wort gesprochen, fast noch nichts vor sich gegangen; was der dramatische Dichter durch die höchste Steigerung der Affecte, was der dramatische Künstler durch den vollen Aufwand seiner Kunst erreicht, hier ist es erreicht durch den bloßen Anblick der edeln Gestalt des Erlösers, wie wir sie von Kindheit auf in Bildern gesehen und die nun lebendig vor uns hintritt. Es ist nicht ein ästhetischer Hochgenuß, den wir empfinden, sondern die überwältigende Macht frommer Jugenderinnerung, die vor unserm Auge verkörpert aufsteigt und uns Thränen entlockt; es ist jene Macht, die den zum Tode gerüsteten Faust in der Osternacht in den Tönen des bekannten Osterliedes rührt und sein Herz erweicht, die ihm mit den Worten:

O tönet fort, ihr süßen Himmelslieder,  
Die Thräne quillt — die Erde hat mich wieder!

den Giftbecher vom Munde zieht und ihn dem Leben zurückgibt.

Der Darsteller Christi, der Bildschnitzer Joseph Mair, ist durch sein Keuferes zu dieser Rolle in herborragender Weise befähigt, wie überhaupt bei der Vertheilung der Rollen auf innere und äußere Begabung und auf sie allein Rücksicht genommen wird, wemgleich es im kleinen, wie mir versichert wurde, es an Intriguen, um eine Rolle zu erlangen, auch in diesem ländlichen Künstlerkreise sowenig fehlt wie an unsern Hof- und Stadttheatern. Der dunkle Vollbart, das in langen Locken herabwallende in der

\*) Ich will hier E. Soben's treffliche Uebersetzung („Buch der Hymnen“, 2. Aufl., Halle 1870 beifügen:

*Erneues Kreuz, o treu vor allen, Baum, du edelster der Welt,  
Ist ein Baum im Wald an Laube, Blatt' und Zweig dir gleichgestellt,  
Der so werth an werthem Stamme werthe Last umfangen hält?  
Kühd', o Lippe, von dem Kampfe, der zu ew'gem Ruhm geführt,  
Vom Triumph, dem hehren, melde, der des Kreuzes Baum gebührt,  
Da den Sieg der Welt Erretter sich, ein Opferlamm, erkürt.*

Mitte gescheitelte Haar\*) lassen, schon wenn man ihm auf der Straße begegnet, unzweifelhaft den Christus erkennen. In die alten traditionellen Farben, Violett und Blau, gekleidet, zeigt er in allen seinen Bewegungen eine Harmonie und Schönheit, die man wirklich als göttlich bezeichnen möchte. Selbst in den schwierigen Szenen, wo er von den rohen Kriegsknechten gestoßen und geschlagen wird, bleibt seine Körperhaltung immer eine edle und vermeidet alles Unschöne. Von dem heimischen Dialekt hört man fast nichts in seiner Aussprache; seine wohlklingende tiefe Stimme dringt vernehmlich bis in die fernsten Räume des Theaters.

In etwas höherem, aber doch auch nur selten störendem Grade macht die dialektische Färbung bei den übrigen Darstellern sich bemerklich\*\*), am meisten wol bei den Frauen, die auch bei der Ausdehnung des Raumes sich am schwersten verständlich machen können. Es war daher aus beiden Rücksichten gut gethan, die Frauenrollen möglichst zu beschränken und zu verkürzen; bei früheren Darstellungen, wo dies nicht geschah, sollen diese Rollen stellenweise dem Eindrucke geschadet und manchmal sogar dem Zuhörer ein Lächeln abgenöthigt haben. Solche Störungen konnte man diesmal nicht beklagen; die ganze Erscheinung der Darstellerinnen der weiblichen Rollen, der Maria, Maria Magdalena und Martha, war durchaus befriedigend. Maria (Franziska Flunger, die Tochter des Zeichenlehrers) hatte in ihrem Gesichtsausdrucke durchaus das, was der Mater dolorosa ansteht; ihre Kleidung hielt sich in den traditionellen Farben, Blau und Roth. Die Darstellerin der Maria Magdalena (Josephä Lang) war in Blau und Gelb gekleidet und entsprach ebenfalls den ästhetischen Anforderungen; die schwierige Scene, wie sie Christi Füße salbt und mit ihrem Haare trocknet, wurde mit einer Decenz und einem Gefühl für plastische Schönheit durchgeführt, die nichts zu wünschen übrigläßt. Weniger befriedigend war das Costüm Martha's, welches allzu sehr von der Tradition der alten Kunst abwich und einen zu modernen Eindruck machte.

Die phantastischen und buntwechselnden Costüme der Juden entsprachen dagegen zum größten Theile dem, was wir von der alten Kunst her zu sehen gewohnt sind, und was eben daher in unserer Vorstellung festwurzelnd geworden ist. Es sind vorzugsweise die Dürrer'schen Bilder und Darstellungen, die hier maßgebend gewesen sind. Die Apostel, mit langen Stäben einhersehrend, tragen lange Gewänder von verschiedener Farbe. Auch bei ihnen ist das von der Kunst her typisch Gewordene eingehalten, selbst in den Farben, sodaß z. B. Johannes in Grün und Roth gekleidet ist. Nicht minder ist der Kopf dem überlieferten Typus angepaßt, am meisten bei Johannes und Petrus, die ja auch die auffallendsten Typen der Jünger repräsentiren.

In der Ausführung tritt unter den Jüngern am meisten Judas hervor. Sein Darsteller, der Bildschnitzer Georg Lechner, spielte die Rolle vortrefflich. Das unruhige, unstete Spiel seiner Augen bekundete gleich beim ersten Auftreten die unreine Seele. Seine Habsucht trat in greller, aber nirgends übertriebener Weise hervor; nur bei dem Nachzählen der Silberlinge, welche ihm in der Versammlung des Hohen Rathes von einem Juden auf einen Tisch vorgezählt werden, drohte sie beinahe ins Komische umzuschlagen. Wie er jedes Geldstück genau prüfte und eins oder das andere als schlecht zurückwies, war in seiner Art vortrefflich; aber es harmonirt nicht mit dem das Komische ausschließenden des ganzen Textes. Allerdings hat das deutsche Volksschauspiel von alters

\*) Es war dem im Jahre 1870 zum Militär einberufenen „Christus“ durch besondere königliche Gnade gestattet worden, auch während der Dienstzeit das Haar, das er seit zwei Jahren hatte wachsen lassen, ungeschoren zu behalten.

\*\*) Am auffallendsten und häufigsten ist wol die Aussprache Bätter (für Väter) und groß mit kurzem o.

her und früher dem Komischen, auch im Passionsspiele, eine ziemlich breite Stellung eingeräumt, und wir hätten auch nichts dagegen einzuwenden, wenn durch richtig angebrachte Komik die aufs tiefste tragisch erschütterte Seele einen Ruhepunkt empfinde, wie ja auch Shakespeare gethan, der unmittelbar das Komische neben das Hochtragische rückt; aber dann müßte es in breiteren Zügen und Strichen angedeutet sein. Die Volks-scenen, an denen es in dem Passionsspiele nicht fehlt, boten dazu die beste Gelegenheit; die Juden waren schon im altdeutschen Schauspiel ein Gegenstand, an dem die Komik sich gern ausließ. Nur eine einzige Scene ist wirklich in komischer und humoristischer Weise angelegt, oder wenigstens von dem Darsteller so aufgefaßt und durchgeführt worden. Ich meine diejenige, in welcher Christus vor Herodes geführt wird und dieser ihn auffordert, ihm eine Probe seiner Wunderkraft zu geben. Der Charakter des Herodes ist hier wirklich von nicht übelm Humor, wozu die wohlbeleibte Gestalt des Hafnermeisters Lang sich trefflich eignete. Herodes ist hier ungefähr so aufgefaßt, wie ihn die Volkstradition auch sonst auffaßt, als gutmüthiger Herr, der gar nicht so blutdürstig ausieht, sondern dessen Grundsatz ist „leben und leben lassen“; er langweilt sich herzlich in seinem nichts-thuenden Königthum, daher ist ihm die Gelegenheit willkommen, den vielgerühmten Wundermann zu sehen, den er aber wegen seines beharrlichen Schweigens schließlich für einen Narren erklärt und als Narrenkönig ausstaffirt zu Pilatus zurückschickt. Wenn er, nachdem Christus abgeführt worden, zu seiner Umgebung sagt (ich kann nur ungefähr aus der Erinnerung citiren): „Nun wollen wir aber, nachdem wir unsere Zeit so vergeblich mit diesem Narren vertrübelt haben, etwas Besseres thun“; und damit die Scene schließt, so ist das zwar nicht besonders dramatisch geschickt als Scenenschluß, aber ganz in dem naiven Stile und Tone des Volksschauspiels. Wir wünschten wol, es hätte das Passionspiel mehr derartige Scenen, welche die Erhabenheit des Eindrucks keineswegs beeinträchtigen würden.

Eine Analyse des Ganzen zu geben liegt nicht in meiner Absicht, es ist oft genug analysirt worden; ich will daher nur bei einigen Licht- und Schattenpunkten etwas verweilen. Unter den lebenden Bildern haben uns die meisten in hohem Grade befriedigt; gut durchgeführt waren sie alle; auch diejenigen, die an Figuren besonders reich sind, wurden mit einer Präcision und Schnelligkeit gestellt und oft wieder ebenso rasch verändert, die wahrhaft in Erstaunen setzen muß. In manchen dieser Bilder sind 2—300 Personen mitwirkend, von dreijährigen Kindern an bis zu Greisen. Und nirgends auch nur die geringste Incorrectheit, nirgends eine störende Bewegung — es sind alles wirkliche Bilder an Unbeweglichkeit, als wenn die Darstellungen der alten Meister vor uns lebendig würden. Doch müssen wir im allgemeinen den weniger figurenreichen Bildern den Vorzug geben; in ihnen haben die Ammergauer wol das Höchste geleistet, was von derartigen Darstellungen erreicht werden kann; und dabei bedenke man, daß das effectvolle Mittel künstlicher Beleuchtung hier gänzlich fehlt, daß man auf die zufällige Tagesbeleuchtung angewiesen ist, die nach der Tageszeit und der Beschaffenheit des Wetters oftmals eine sehr ungünstige sein kann. Die Bilder dagegen, in denen sehr zahlreiche Personen theilhaftig sind, können schon deswegen nicht in gleicher Weise wirken, weil sie eines künstlerischen Mittelpunktes entbehren. Es mag immerhin Moses bei dem Mannaregen im Mittelpunkte des Bildes und in hervorragender Stellung stehen, es fehlt dem Bilde darum doch ein eigentlicher Mittelpunkt, um den alles andere sich gruppirt, gegen den alles zurücktritt. Ein Maler kann diesen Gegenstand wol malen, weil er es in der Hand hat, diejenigen Gestalten, die er hervorheben will, zu isoliren, die Mengen durch Skizzirung und Entfernung zurückzudrängen; hier aber, wo jede Person, jeder Kopf mit voller und gleicher Deutlichkeit hervortritt, wird die künstlerische Einheit völlig zerstört. Ein solches lebendes Bild steht auf Einer Stufe mit einem ohne Perspective gemalten

Bilde; aber darum haben auch die Maler in der Periode, welche das perspectivische Malen noch nicht kannte, derartige figurenreiche Bilder überhaupt nicht gemalt.

Eins der meisterhaftesten ist wol der Abschied des jungen Tobias von seinen Aeltern: wie die Mutter den Sohn weinend umfaßt, während der Vater ihm segnend die Hände aufs Haupt legt, und auf der andern Seite der begleitende Engel, in die Ferne hinausdeutend, den Jüngling zu sich zieht — das ist von künstlerischer Vollendung in jeder Hinsicht. Auch das unmittelbar sich anschließende Bild, welches ebenfalls als Präfiguration dem Abschiede Christi von seiner Mutter vorausgeht und die Klage der Braut im Hohen Liebe darstellt, die ihren Bräutigam verloren hat, verdient besonderes Lob. In einer Laube steht die Braut, vom Schleier umwallt, von den Töchtern Jerusalems umgeben, die sich wie zum Reigen die Hände reichen. Dazu begleitet der zu beiden Seiten der Bühne stehende Chor das Bild mit einem Wechselgesange, zuerst der von einer weiblichen Solostimme gefungenen Klage der Braut:

Wo ist er hin? wo ist er hin,  
Der Schöne aller Schönen?  
Mein Auge weinet, ach! um ihn  
Der Liebe heiße Thränen u. s. w.

worauf der Chor der Jungfrauen tröstend antwortet:

O harre, Freundin, bald kommt er,  
Schlingt sich an deine Seite;  
Dann trübet keine Wolke mehr  
Des Wiedersehens Freude! u. s. w.

Ein Gesangstück, welches nach Text und Melodie zu den am besten gelungenen gehört, und zwar weil sich der Dichter hier in Ton und Gedanken ziemlich treu an den biblischen Text angeschlossen hat.

Dagegen gehört zu den Bildern, welche besser wegblieben, der von dem Walfisch nach drei Tagen ausgespene Jonas. Ich weiß sehr wohl, daß gerade dieses Bild in der Kirche eins der ältesten Symbole für die Auferstehung ist und daß in altchristlichen Darstellungen dasselbe ungemein häufig vorkommt; aber was sich in der Idee ganz trefflich ausnimmt und uns anspricht, ist nicht immer für die biblische Darstellung geeignet. Dem naiven Charakter der altchristlichen und mittelalterlichen Kunst mag dergleichen anstehen, ja hier kann es uns sogar erbauen, weil wir den kindlichen Geist respectiren, aus dem diese Darstellung hervorgegangen ist; wir sind heute nicht mehr naiv genug, um dergleichen noch im Ernste reproduciren zu können. Dazu kommt, daß dieser Jonas gar nicht von dem Fische ausgespien wird, sondern aus demselben wie aus einer Höhle ans Tageslicht kriecht. Man wird also besser thun, sich mit dem zweiten der alttestamentlichen, wenn auch nicht so charakteristischen Vorbilde für die Auferstehung zu begnügen, dem Durchgange des israelitischen Volkes durch das Rothe Meer, als Vorbild für den unverkehrten Durchgang Christi durch die Nacht des Todes und des Grabes.

Da wir gerade bei der Auferstehungsscene sind, so bleibe nicht unerwähnt, daß diese durch Anwendung eines Theatereffects den erhabenen Eindruck beeinträchtigt, den die ganze letzte Scenen reihmacht. Die Wächter am Grabe sind eingeschlafen, da erscheint ein Engel, der unter donnerartigem Getöse den Stein wegwälzt, und man sieht Christum innerhalb des Grabes aufsteigen. So weit noch wäre alles gut; wenn nun aber Christus, mit der Siegesfahne in der Hand, vom silberglänzenden Gewande umflossen, aus dem Grabe heraustritt und, den Blick nach den schlafenden Wächtern gewendet, in der Seitencoulisse verschwindet, so wirkt diese grelle realistische Darstellung des Wunders der Auferstehung gerade entgegengesetzt dem, was sie beabsichtigt. Niemand kann von diesem

Theatercoup angenehm berührt sein. Die Auferstehung entzieht sich meiner Meinung nach der Darstellung und kann höchstens symbolisch angedeutet werden. Das Emporsteigen innerhalb des Grabes genügt zu diesem Zwecke vollkommen; die Hauptsache ist, daß wir ihn auferstehen gesehen haben, nicht aber daß wir Augenzeugen sind, wie er aus dem Grabe herauskommt. Der nachher in der wunderschönen Begegnung mit Maria Magdalena uns lebend und lebhaftig entgegentretende Christus gibt uns die sichere Gewißheit seiner Auferstehung, auch wenn wir nicht bis ins Kleinste den Act der Auferstehung selbst sich vor uns vollziehen sahen.

Ein ähnlicher Mißgriff scheint es mir zu sein, wenn in der im übrigen wunderbar schönen Scene am Delberge der Engel, welcher den betenden Christus tröstet, ihn mit wirklichen Trostesworten anredet. In der biblischen Erzählung (Luk. 22, 43) heißt es nur: „Es erschien ihm aber ein Engel vom Himmel und stärkte ihn.“ Daß er zu ihm gesprochen, ist nicht gesagt; und welche Worte müßten es auch sein, die das schwermüthige Herz des Gottmenschen mit Trost erfüllten! Wohl, Engelsworte, von Gott entflammt — aber wer redet in solchen? Doch wahrlich nicht der gutmeinende Poet, der diesen Text verfaßt hat! Und doch nicht der von einem Mädchen dargestellte Engel, der in seinem bairischen Dialekt ziemlich prononcirt redet! Nein, hier ist Schweigen Gold, wenn irgendwo; man lasse den Zuschauer den Trost ahnen, der mit der Erscheinung des Engels in die wunde Seele des Heilandes strömt, aber man versuche nicht, ihn in Worte zu kleiden! Ein naives Zeitalter hätte das und anderes ungestraft vermocht — aber wir wiederholen es: wir sind nicht naiv genug, auch das oberammergauer Spiel ist es nicht.

Es kommt das, wie man sieht, auf Rechnung desjenigen, der den Text verfaßt oder bearbeitet hat. Auf die Mängel dieses Textes habe ich wiederholt hinzudeuten Anlaß genommen; unstreitig am besten sind die Scenen, in denen Christus selbst erscheint. Hier lehnt sich der Text am treuesten an die biblische Ueberlieferung an, hier ist am wenigsten Zuthat und Erfindung des Bearbeiters: sie sind daher würdig und in ihrer Einfachheit ergreifend. Gegen sie fallen alle übrigen mit wenigen Ausnahmen sehr merklich ab. Die wiederholten Versammlungen und Berathungen der Juden ermüden außerordentlich durch ihre Weitschweifigkeit und ihre nüchterne, geschäftsmäßige Ausführung, die völlig einer Gerichts- oder Parlamentsverhandlung unserer Tage gleicht. Außerdem ist es eine der größten dramatischen Schwächen des Autors, daß er uns nichts erspart, nichts hinter der Bühne, sondern alles vor unsern Augen geschehen läßt. Jede noch so unbedeutende Botenbestellung, jede Anmeldung eines Bedienten wird uns mit mehr epischer Breite als dramatischer Lebendigkeit vorgeführt. Das thut nun allerdings das altdeutsche Schauspiel auch und es entspricht dem naiven Standpunkte der dramatischen Kunst in demselben; aber hier ist nichts Naives und Volksthümliches, sondern dramatische Unfähigkeit und Ungeschicklichkeit. Diese Flißscenen von eigener Erfindung des Bearbeiters sind oft unglaublich schwach; er läßt den ersten Haupttheil, nach welchem die einzige Pause (etwa von 11 $\frac{1}{2}$ —12 $\frac{1}{2}$  Uhr) eintritt, mit einem Klagegespräche des Petrus und Johannes schließen, nachdem Christus gefangen genommen und weggeführt worden ist. Diese mattherzigen inhaltslosen Klagen beweisen, daß ihrem Verfasser jedes Verständniß für dramatische Composition abging. Aber auch wo er größeren Inhalt gehabt hätte, wußte er nichts damit anzufangen. Der Monolog des bereuenden Petrus, der seinen Herrn dreimal verleugnet hat, bot gewiß Anlaß zu einem tiefen Blick in die menschliche Seele und zur Entfaltung einer innerlichen Welt; aber bei dem Verfasser bewegt sich der Monolog in der immer und immer wiederholten Klage: Ach! meinen guten Meister, der immer so gut gegen mich war, habe ich verleugnet!

Noch mehr Anlaß zu einem ergreifenden Seelengemälde bot der letzte Monolog des

Judas, an dessen Schlosse dieser sich erhängt. Auch hieraus hat der Bearbeiter nichts zu machen verstanden. Man wird vielleicht sagen, daß das mittelalterliche Schauspiel es auch nicht verstand, die psychologischen Motive auszunutzen. Und doch ist mir aus dem großen altfranzösischen „Mystère de la Passion“, welches Jehan Michel zugeschrieben wird, gerade dieser Monolog des Judas in Erinnerung, der von großer dichterischer Schönheit und von ganz anderer Wirkung ist als die entsprechende Scene des ammergauer Textes.

Auch aus dem an sich nicht übel angelegten Charakter des Pilatus hätte etwas ganz anderes gemacht werden können. Es liegt in ihm etwas von dem stolzen Römer, der mit Verachtung auf das Judenpack herabsteht, und der Darsteller der Rolle, der Zeichenlehrer Tobias Klunger, gab sie meisterhaft in ruhiger Hoheit und würdevollem Stolz. Aber wie ganz anders würde aus diesem Munde und in dieser Darstellung der Charakter wirken, wenn ihm bedeutendere Worte in den Mund gelegt wären! Wie hätte der ängstigende Traum seiner Frau, die einen Boten zu ihm schickt, zu einer trefflichen dramatischen Scene verwendet werden können! Die Urtheilssprechung, welche Christum dem Tode überliefert, geschieht ganz in den Formen eines heutigen bairischen Landgerichtes und entbehrt alles Würdevollen.

Fast alles, was wir an dem Texte zu rügen hatten, ist zu einem Lobe für die Darsteller ausge schlagen. Und hier kann man in der That des Lobes nicht genug spenden. Die Glanzpunkte des Ganzen sind, zumal wenn man die Schwierigkeit des Gegenstandes ins Auge faßt, unstreitig die Abendmahls scene und die Kreuzigung. Die ideale Vollendung und Schönheit, in der diese Scenen dargestellt werden, mußte jedes Herz aufs tiefste bewegen, auch wenn es in der Brust eines Atheisten schläge. Die Anordnung des Abendmahls folgt nicht dem bekannten Bilde von Leonardo da Vinci, sondern schließt sich näher an Overbeck an, dessen Gestalten und Bilder auch sonst, z. B. in den alttestamentlichen Darstellungen, vielfach maßgebend gewesen sind. Der Act der Fußwaschung, der von leisem Gefange hinter der Scene begleitet wird, offenbar damit während der schweigend vollzogenen Handlung das dramatische, redende Element nicht gänzlich wegfalle, gehört vielleicht zu den schwierigsten Aufgaben; aber er wird mit einer Hoheit und Würde durchgeführt, die von dem künstlerischen Tactgefühl des Darstellers Christi den glänzendsten Beweis liefert. In gleich hoher Vollendung ist die Kreuzigungs scene durchgeführt. Man hört, unmittelbar bevor der Vorhang sich hebt, die dröhnenden Hammerschläge, mit denen der Erlöser ans Kreuz genagelt wird. Beim Aufrollen des Vorhanges sieht man die Schächer bereits an den aufgerichteten Kreuzen hängen, während Christi Kreuz noch am Boden liegt und in diesem Augenblicke aufgerichtet wird. Die sieben Worte Christi und sein Scheiden sind von unsäglich rührender Gewalt, und wol wenige Augen blieben thränenleer bei diesem Anblicke, in welchem zugleich die schönsten Darstellungen der Kunst wie verkörpert vor uns treten. Der Erlöser, dessen sterbendes Haupt sich geneigt, unter dem Kreuze auf der einen Seite Maria, auf der andern Johannes, während Maria Magdalena an dem Kreuzestamme, den sie umschlungen, zusammengebrochen ist, so haben es die alten Meister, so hat es Dürr's Hand gemalt, und wahrlich nicht schöner als es hier in leibhafter Gestalt sich darstellt und sicherlich nicht so ergreifend. Die dann folgende Kreuzabnahme ist das Einzige, was sich an Schönheit und Vollendung mit dem Kreuzestode vergleichen läßt. Auch hier war eine der schwierigsten Aufgaben zu lösen, und in welcher Vollendung wird sie gelöst! Joseph von Arimathia und Nikodemus, der eine vor, der andere auf einer hohen Leiter hinter dem Kreuze stehend, lösen sorgfältig die festgenagelten Hände und Füße; an einem langen Leinentuche wird der Körper langsam herabgelassen und der seitwärts stehenden Maria in den Schoß gelegt. Verkörpert die Kreuzabnahme uns in ergreifendster Weise das herr-

liche Bild von Rubens, so bietet die Mater dolorosa mit dem todten Heilande auf dem Schoße der Erinnerung andere Anknüpfungspunkte an die Werke der alten Meister. Alles dies vollzieht sich mit einem Anstande, der jedes ängstliche Gemüth vollkommen beruhigen muß. Eine Todtenstille lagert über den 6000 Zuschauern, die nur von leisem Schluchzen tiefergriffener Herzen unterbrochen wird. In diesen Scenen hat die Plastik der Darstellung ihren Triumph gefeiert und das Höchste erreicht.

Ich habe öfter sagen hören, daß die Oberammergauer sich von wirklichen Bühnenkünstlern einschulen und einüben lassen. Ich weiß nicht, was an diesem Gerüchte Wahres ist; ist etwas daran, so muß man gestehen, daß die Schüler die Meister übertreffen. Denn ich wünschte keine Bühne, auf welcher eine derartige Darstellung, wenn sie überhaupt unternommen würde, in gleicher Vollendung durchgeführt werden könnte. Gewiß kommt der Wirkung das tiefe Interesse an dem Stoffe entgegen, zumal da derselbe in jedem auf die tiefwurzelnden Eindrücke und Erinnerungen der frühesten Jugend zurückgreift; aber man denke sich den Stoff auf einer städtischen Bühne dargestellt, würde man wol in gleicher Weise davon hingerissen werden? Wo findet man einen Schauspieler, der in dieser erhabenen Einfachheit die Rolle des Christus durchzuführen im Stande wäre? Wo einen Chor, der wie dieser sich schön und edel bewegt? Wo ein darstellendes Personal, das die kleinsten Rollen mit gleicher Liebe, mit gleicher Begeisterung spielt? Hier wächst schon die Jugend in diese Vorstellungen hinein, sie sind ein Theil der frühesten Kindheits Erinnerung, einer von Geschlecht zu Geschlecht vererbten Tradition. Sicher ist, daß das plastische Moment, welches uns überall in dem Passionsspiele so schön und wohlthuend entgegentritt, mit der Beschäftigung der Oberammergauer zusammenhängt. Sie sind fast alle Holzschnitzer, ihre feinen Schnitzereien wandern in alle Länder, sie suchen dieselben mehr und mehr künstlerisch zu vervollkommenen, sie sehen täglich die Bilder der guten alten Meister, vor allen A. Dürer's, vor sich und arbeiten nach ihnen; da wird ihnen das künstlerisch darstellende Wesen unwillkürlich und unbewußt eigen, es wird ein Stück ihres Volkslebens, und so geben sie unbewußt wieder, was in ihrer Darstellung durch Einfachheit und Naturwahrheit so zur Bewunderung hinreißt. Die Oberammergauer als darstellende Künstler repräsentiren ein Stück ihres innersten Wesens, ihres Volkslebens, und das ist die volkstümliche Seite an ihrem Passionsspiele; von dieser Seite her ist es ein Volksschauspiel, aus dem Geiste und Talente des Volkes geboren und erwachsen, sowenig auch das Spiel, das sie darstellen, den Namen eines volkstümlichen Spieles verdienen mag. Ja ihre Kunst ist um so bewundernswerther, je schwächer und armseliger das Werkzeug ist, an welchem sie zur Erscheinung tritt. Damit wollen wir aber nicht gesagt haben, daß es wünschenswerth sei, bei diesem Texte stehen zu bleiben; wir sind im Gegentheil der Ueberzeugung, daß auf der Grundlage eines volkstümlichern, naibern, poetischern Textes die Wirkung der Leistungen der wackern Oberammergauer eine noch viel bedeutendere werden kann.

# Chronik der Gegenwart.

## Retrologe.

Am 26. Oct. 1871 starb zu Lancaster in Fairfield-County im Staate Ohio der als Politiker und Staatsmann ausgezeichnete Nordamerikaner Thomas Ewing. Er wurde in Ohio-County im Staate Virginien am 28. Dec. 1789 geboren. Sein Vater, der den Unabhängigkeitskrieg in der Revolutionsarmee mitgemacht hatte, wurde durch pecuniäre Verhältnisse gezwungen, mit seiner Familie im Jahre 1792 Virginien zu verlassen und nach dem Muskingum River, einem nördlichen Nebenflusse des Ohio, zu ziehen. Da es ihm aber auch hier nicht gefiel, wanderte er nach kurzer Zeit noch weiter westlich und ließ sich schließlich im heutigen Athens-County im Staate Ohio als Farmer nieder. Der Unterricht des jungen Ewing war, wie es die Verhältnisse kaum anders zuließen, ein äußerst mangelhafter. Eine ältere Schwester lehrte ihn lesen, und wo immer er ein gutes Buch erhaschen konnte, da studirte er es mit dem größten Eifer. In seinem 20. Lebensjahre verließ er das väterliche Haus und suchte und erhielt Arbeit in den sogenannten Kanawhasalzwerken. Bald hatte er durch unermüdblichen Fleiß so viel verdient, daß er die Farm seines Vaters schuldenfrei machen und selbst die Ohio-Universität zu Athens besuchen konnte. Als ihm hier das Geld ausging, nahm er noch einmal wieder die Arbeit in den genannten Salzwerken auf, doch nur so lange, bis er so viel verdient hatte, daß er seine Studien zu Athens von neuem beginnen konnte. Nachdem er 1815 rühmlich sein Examen bestanden, ging er nach dem obengenannten Lancaster, widmete sich dem Studium der Jurisprudenz und erlangte in wenigen Jahren das Recht, sich daselbst als Advocat niederzulassen.

Thomas Ewing's politische Laufbahn datirt eigentlich erst vom Jahre 1831, denn in diesem Jahre wurde er vom Staate Ohio in den Bundes Senat nach Washington-City gesandt. Er schloß sich der Whigpartei an und bekämpfte in Gemeinschaft mit Henry Clay und Daniel Webster die Uebergriffe des Präsidenten Andrew Jackson. Er unterstützte Clay's Schutzzollpolitik, befürwortete stets ein niedriges Briefporto, vertheidigte die Wiedererrichtung einer Vereinigten Staaten-Bank und trat heftig gegen die Ernennung von Martin van Buren zum amerikanischen Gesandten in England auf. In der Sklavenfrage wich er nicht selten von seinem Parteifreunde Henry Clay ab; so mißbilligte er z. B. das endgültige Entscheiden des Congresses über diese Frage.

Th. Ewing bekleidete wiederholt Ministerposten, so war er z. B. unter dem Präsidenten William H. Harrison Finanzsecretär, legte aber sein Amt bald nieder, als John Tyler nach dem frühzeitigen Tode Harrison's den Präsidentenstuhl bestieg. Auch unter Zacharias Taylor (1849—50) nahm er eine Ministerstelle ein als Secretär des Innern, gab aber wiederum bald diese Stellung auf, als Taylor schon im Juli 1850 starb und der Vicepräsident Millard Fillmore in das Weiße Haus einzog. Um diese Zeit herrschten große Streitigkeiten in der Whigpartei, die das Ende derselben herbeiführten. Als Präsident Fillmore sein Ministerium reconstruirte und Thomas Corwin von Ohio das Amt des Schatzsecretärs erhielt, wurde Ewing vom damaligen Gouverneur Ohios an Corwin's Stelle zum Bundes Senator ernannt. Er gab sich mit großem Eifer den Obliegenheiten seines Amtes hin, stimmte gegen das unmensliche Sklavenfanggesetz

(Fugitive Slave law), begünstigte die Abschaffung der Sklaverei im District Columbia und die Errichtung einer Zweigmünze in Californien, dagegen konnte er sich mit Henry Clay über dessen Compromißmaßregeln in der Sklavenfrage nicht einigen. Als sein Amtstermin als Bundes senator im Jahre 1851 abgelaufen war, zog er sich vom öffentlichen Leben fast ganz zurück und nahm in Lancaster seine Praxis als Rechtsanwalt wieder auf. Im Jahre 1860 wurde er zu dem Friedenscongreß delegirt, der bestimmt war, die Streitigkeiten zwischen dem Norden und Süden der Union beizulegen. Zu der nationalen Unionsconvention vom Jahre 1866 wurde er zwar gewählt, nahm aber keinen directen Antheil daran. Während des Seceßionskrieges hielt er zur Sache der Unionspartei, obschon er nicht selten die Finanzpläne dieser Partei einer scharfen und tadelnden Kritik unterzog.

Am 26. Oct. 1871 starb zu Nizza in Frankreich der beim Beginn des Seceßionskrieges in den Vereinigten Staaten von Amerika hochgefeierte Brigadegeneral Robert Anderson. Derselbe war im Staate Kentucky geboren und im Jahre 1821 in die rühmlichst bekannte Militärschule zu West-Point aufgenommen worden. Nachdem Robert Anderson sein Offiziersexamen bestanden, ward er 1825 einem Artillerieregimente, zunächst dem 1., späterhin dem 2., als Secondelieutenant zugewiesen. In dem Indianerkriege gegen den tapfern Häuptling Black Hawk diente er vom Mai bis zum October 1832 als Generalinspector der Freiwilligen des Staates Illinois. Auch in dem Kampfe gegen die Indianer in Florida erwarb er sich hohes Lob und erhielt im Jahre 1841 den Kapitänrang. Als Militärschriftsteller machte er sich durch die Uebersetzung eines französischen Buches über das Artilleriewesen der Franzosen bekannt. Während des Krieges mit Mexico leistete er wiederholt vortreffliche Dienste, wurde in der Schlacht bei El Molino del Rey schwer verwundet und zum Major befördert.

Beim Ausbruche des Seceßionskrieges commandirte er im Hafen von Charleston in Südcarolina. Sein Hauptquartier war im Fort Sumter, doch hatte er nur eine sehr geringe Truppenanzahl bei sich und war mit Lebensmitteln schwach versehen. Der Unionsdampfer Star of the West, welcher ihm frische Mannschaften und Proviant bringen wollte, ward von den Batterien der Rebellen zur Umkehr gezwungen. Präsident Abraham Lincoln zögerte lange Zeit, der bedrängten Garnison von Fort Sumter zu Hülfe zu kommen, weil er die Verantwortlichkeit, den Bürgerkrieg factisch begonnen zu haben, zu vermeiden suchte. Endlich aber gab er die Erklärung, er werde die Entsetzung des Fort bewirken, womöglich in friedlicher Weise, doch mit Gewalt, wenn es so sein müßte. Auf diese Erklärung hin und noch mehr, als ein Unionsgeschwader sich dem Hafen von Charleston näherte, sahen die Rebellen den Krieg von seiten der Unionsregierung als thatsächlich begonnen an, und General Beauregard erhielt von der provisorischen Seceßionsregierung zu Montgomery im Staate Alabama den Befehl zum Angriff auf Fort Sumter.

Der erste Morgenschimmer des 12. April 1861 erhellte schwach den östlichen Horizont, gegen welchen sich die dunkle Steinmasse des genannten Fort schweigend erhob, da fiel von der Rebellenbatterie des nächsten Eilandes der erste Schuß.\* In rascher Folge eröffneten nun sämtliche südliche Batterien, von welchen Fort Sumter nahezu umkränzt war, ein wohlgezieltes ununterbrochenes Feuer, das anfangs nur mit einzelnen Schüssen als Gegengruß beantwortet wurde, bis nach beendetem spärllichem Frühmahle der Garnison von den Kasematten und der Brustwehr herab Fort Sumter sein zahlreiches Geschütz gegen die Ufer des Hafens ringsum spielen ließ. Den ganzen Tag hindurch währte das Bombardement auf beiden Seiten — ein Freudenschießen für die in jubelvoller Aufregung am Hafen zusammengescharte Bevölkerung Charlestons, die siegestrunken der Zukunft entgegenjauchzte, als durch die finstere Nacht die zischenden Bomben mit meteorgleichem Glanze sich kreuzend im Bogen dahinslogen und weithin über den dunkeln Wassern der Donner der Geschütze rollte. Auf der Bai lagerten schwere Rauchwolken, die vor

\*) Wie Dr. Ernst Reinhold Schmidt in seiner „Geschichte des amerikanischen Bürgerkrieges“ berichtet, bat sich Edmund Ruffin aus Virginiten, ein sechsundstebzigjähriger Greis, gebildet, einflußreich als Politiker und Schriftsteller, aber excentrisch in Gestattung und Wesen, die Ehre aus, mit dem ersten Schusse den Bürgerkrieg zu eröffnen. Vier Jahre später, am Schlusse desselben ruhmlos begonnenen Krieges, feuerte derselbe Mann seinen zweiten Schuß — ins eigene Gehirn.

dem aufsteigenden Morgenwinde nur langsam wichen und das glänzende Gestirn des neuen Tages lange verhüllten. Doch unverhindert kämpfte der wilde Enthusiasmus der Angreifer gegen die todesmuthige Entschlossenheit der Belagerten im Fort. Lange aber konnte die Gegenwehr von Anderson und seinen Leuten nicht dauern. Um die Mittagsstunde des 13. April sank auf Fort Sumter das Sternenbanner der Union unter dem rasenden Jubelgeschrei der Rebellen in den Staub. Major Anderson und seinen braven Soldaten wurde der Abzug mit allen kriegerischen Ehren gestattet, und er räumte die Festung am 14. April unter Trommelschlag und mit fliegenden Fahnen, alles Privat- und Compagnie-eigenthum mit sich führend. Ein Transportschiff der Unionsregierung holte die besiegte Besatzung ab und brachte sie auf das am Eingange des Hafens wartende Geschwader.

Der Fall von Fort Sumter rief im Norden der Union eine unglaubliche Begeisterung wach. Major Anderson aber ward wegen seines heldenmüthigen Verhaltens überall mit den größten Ehren aufgenommen. Er diente späterhin, zum Brigadegeneral avancirt, in Kentucky, woselbst er sich durch die Organisation von Freiwilligenregimentern große Verdienste erwarb. Seine schwächliche Gesundheit zwang ihn jedoch vor Beendigung des Krieges den activen Dienst aufzugeben. Seine Aerzte ratheten ihm einen Klimawechsel an, und so ging er nach Europa. Er besuchte unter anderm auch Deutschland, ließ sich aber schließlich mit seiner Familie in Nizza nieder, wo ihn der Tod ereilte. Die Beschießung von Fort Sumter und die kurze, aber tapferere Verteidigung dieser kleinen Festung wird stets ein denkwürdiges Ereigniß in der Geschichte der Nordamerikanischen Union bleiben.

Im hohen Alter nach einer langen, für die Wissenschaft nach allen Seiten hin erspriesslichen und dauernden Wirksamkeit starb in Berlin am 7. Juni 1871 der große Philolog Immanuel Bekker: Schleiermacher, der mit Bekker in der Griechischen Gesellschaft, an welcher Meineke, Lachmann, Gerhard und andere hervorragende Gelehrte der preussischen Hauptstadt theilnahmen, zusammenzutreffen pflegte, brachte von ihm das Wort auf: „er schweige in sieben Sprachen“. F. Passow schrieb an Meineke, daß Bekker stumm und einsilbig sei, aber was man ihn frage, beantworte er gewiß erschöpfend und heiter. In dieser Griechischen Gesellschaft gab Bekker den Ton an und vertrat die Philologie in der gründlichsten und tüchtigsten Weise: langsam und nach jedem längern Satze innehaltend, veranlaßte er Fragen und Prüfungen des einzelnen mit der größten Sorgsamkeit und zeigte sich überall mit Sprachgebrauch und Eigenthümlichkeit der Schriftsteller so tief und innig vertraut, daß ihm alles in seinem Geiste und Bewußtsein klar und hell vorzuschweben schien. Auch noch im hohen Alter las er in seinen Collegien den griechischen Text des Schriftstellers, den er erklärte, in der anziehendsten Weise vor, übertrug ihn meisterhaft in das geliebte Deutsch und fügte dann grammatisch-kritische Bemerkungen hinzu, Bemerkungen, welche von einer auch in seinen Ausgaben griechischer Schriftsteller hervortretenden umfassenden Kenntniß des griechischen Sprachgebrauches in der weitesten Bedeutung des Wortes Zeugniß ablegten. Außer Chr. Lobed und G. Hermann dürfte wol kein Philolog sich einer so eingehenden Bekanntschaft mit dem hellenischen Idiom rühmen.

Bekker wurde am 21. Mai 1785 in Berlin geboren; er besuchte das Gymnasium des Frauen Klosters, das damals unter der Leitung des verdienten Schulmannes F. Gedike (1793—1803) stand, und bezog dann die Universität Halle, um sich dort dem Studium der Philologie zu widmen. In jener Zeit hatte F. A. Wolf in Halle der Alterthumswissenschaft einen neuen Aufschwung gegeben und durch die geistvolle, selbst Goethe anziehende Art der Interpretation alter Schriftwerke gerade die Begabtesten unter den Studirenden für sich gewonnen. Unter die begeistertsten Schüler des großen Philologen gehörte J. Bekker, der durch wissenschaftliche Strebsamkeit und Tüchtigkeit sich seinem Lehrer so empfahl, daß bald ein Freundschaftsverhältniß sich zwischen dem Manne und dem Jünglinge entwickelte. Bereits im Jahre 1806 wurde Bekker durch das Vertrauen seines Lehrers Inspector des Seminars. Schon als Student schrieb er eine jetzt in seinen „Homerischen Blättern“ wieder abgedruckte Recension der Heyne'schen Ilias, in der er mit jugendlicher Reife und im Bewußtsein, der Wissenschaft zu dienen, gegen ein bewährtes Schulhaupt zu Felde zog. Um jene Zeit war er ein eifriger Mitarbeiter an der „Jenaischen Literaturzeitung“. Als im Jahre 1806 die Universität Halle aufgehoben

wurde, übernahm er durch Schleiermacher's Vermittelung eine Hauslehrerstelle in Lante bei Bernau. Dort in dieser ländlichen Abgeschlossenheit fehlte es nicht an Muße, aber an literarischem Verkehr und Hülfsmitteln. Er schrieb in dieser Stellung die berühmte Recension des Wolf'schen Homer, in welcher er eine Menge seiner Beobachtungen mittheilte. Wolf war sich darüber nicht klar, ob die Recension dem Abfate des Buches mehr Nachtheil oder Vortheil bringe. Die gründliche Kenntniß der Homerischen Gedichte tritt besonders in den als „Homerische Blätter“ gesammelten Abhandlungen Bekker's hervor. Friedrich August Wolf's Vermittelung verdankte J. Bekker seine Berufung an die neugegründete Universität in Berlin. Eine eingreifende akademische Wirksamkeit hat Bekker nie entwickelt, sodas er nach dieser Seite hin nicht mit seinem Lehrer Wolf, nicht mit Bösch, Sachmann und andern zu vergleichen ist; wohl aber hat er durch seine gewaltige Arbeitskraft namentlich der griechischen Literatur in seinen Ausgaben wesentliche Bereicherungen gebracht. Seine Editionen des Plato, des Aristoteles, der attischen Redner, des Polybins, des Homer, des Aristophanes und anderer Schriftsteller geben den Beweis, wie eingehend er sich mit den Griechen beschäftigt hatte. Ueberall war er bemüht, die Handschriften zu vergleichen, um für den Text eine sichere Grundlage zu schaffen. Zu diesem Zwecke wurden große lange Reisen unternommen. Von 1810—12 und im Sommer 1815 und 1817 war er in Paris und in Verona, Rom und Venedig, auch in Oxford hielt er sich auf. Im Jahre 1839 zog er noch einmal nach Italien, um dort die Bibliotheken auszubeuten. Es versteht sich, das ein Gelehrter wie J. Bekker ein thätiges Mitglied der Akademie der Wissenschaften wurde. Außerdem besaß er noch eine vorzügliche Kenntniß der altfranzösischen Sprache.

Wieder ist aus der Reihe der deutschen Publicisten und Schriftsteller ein durch rastlose Thätigkeit auf den verschiedensten Gebieten literarischer Thätigkeit verbienter Autor durch den Tod ausgeschieden. In der Nacht vom 2. auf den 3. Dec. 1871 starb zu Hamburg Theodor Gafmann, der als Kunstkritiker, Essayist, Feuilletonist, Lyriker, Dramatiker und Bearbeiter fremder dichterischer Werke u. s. w. gleich thätig gewesen ist.

Am 23. April 1828 zu Braunschweig geboren, wo seine Aeltern als Mitglieder der dortigen Hofbühne künstlerisch wirkten, empfing er schon in früher Jugend häufige Anregungen zu poetischer Auffassung des Lebens. Er besuchte das Gymnasium seiner Vaterstadt, vorübergehend auch die dortige Handelsschule. Sein erster Protector und Mentor in künstlerischer Beziehung scheint Karl von Holtei gewesen zu sein. Wenigstens soll die Bearbeitung eines französischen Lustspiels, welcher sich Gafmann in den ersten Jünglingsjahren unterzog, von diesem liebenswürdigen Schriftsteller inspirirt worden sein. Der Erfolg dieses Erstlingswerkes Gafmann's war ein sehr glücklicher und ermunterte den jungen Autor zu weitem Versuchen auf dem Gebiete dramatischer Production. So folgte denn jener ersten Gafmann'schen Bühnendichtung nach fremdem Muster sehr bald ein Originalstück desselben Dichters, welches braunschweiger Localzustände in Scene setzt. Im Jahre 1847 ging unser neunzehnjähriger Autor nach Hamburg und trat daselbst aus Gründen des materiellen Erwerbs in die gerade um jene Zeit ins Leben getretene Buchhandlung seines Bruders als Gehülfe ein. Neben seiner buchhändlerischen Thätigkeit cultivirte er eifrig den Verkehr mit bedeutenden Männern Hamburgs und bereicherte so nicht unwesentlich sein inneres Leben. Karl Töpfer, Adolf Glasbrenner, Feodor Wehl gehörten zu seinem nähern Umgange. Vielleicht ist in den aus dem Verkehre mit solchen ausgezeichneten Schriftstellern ihm erwachsenden Anregungen der Grund des Wechsels seines Lebensberufs zu suchen. Denn im Jahre 1852, also nach fünfjähriger geschäftlicher Wirksamkeit, schied Gafmann aus der Thätigkeit eines Buchhändlers aus, um fortan nur seinen künstlerischen Bestrebungen zu leben. Er wurde zuvörderst Regisseur am altonaer Stadttheater. Unter Mitwirkung des feinsinnigen Adolf Tibburn mußte Gafmann die Mitglieder dieser Bühne in verhältnismäßig kurzer Zeit zu wahrhaft künstlerischen Leistungen zu befähigen, indem er unablässig für ihre dramaturgische Bildung und Schulung durch geistvolle Unterweisung in den Regeln der dramatischen Darstellung thätig war. Ein weiteres Verdienst erwarb er sich um die altonaer Bühne durch kunstflinige und bühnengemäße Bearbeitungen und Arrangements fremder Dramen, wie beispielsweise des Shakespeare'schen „Sommernachtstraum“, welcher in der Gafmann'schen

Bearbeitung mit größtem Erfolge über die altonaer Bühne ging. Es war, wenn wir nicht irren, im Jahre 1853, daß Gasmann nach Berlin ging, um dort, in der Metropole des norddeutschen Geisteslebens, neue Impulse zu dichterischer Production zu suchen. Er wurde Regisseur an dem eben eröffneten Kroll'schen Theater. Allein bereits im nächsten Jahre riefen der Tod seines Vaters und Familienverhältnisse ihn nach Hamburg zurück, wo er die Fortführung von W. Friedrich's „Theater des Auslandes“ übernahm und daneben selbständige Arbeiten förderte. Auch betheiligte er sich lebhaft an dem „Freischütz“, für welches Blatt er besonders kunstkritische Artikel lieferte. Im Jahre 1856 erschien von ihm eine Sammlung kleiner Bühnenspiele und zugleich mit derselben das Zauberstück „Die Blumengeister“, welches vom hamburger Stadttheater aus seinen Weg über die meisten deutschen Bühnen von Bedeutung nahm und bei Publikum und Kritik günstige Aufnahme fand. Noch im Jahre 1871 kam es in Leipzig zur Aufführung. Bedeutender als diese Bühnendichtung ist Gasmann's Volksdrama „Die Juden in Worms“, in welchem namentlich die Figur des Rattenfängers von Hameln dem Talent des Dichters ein rühmliches Zeugnis ausstellt. Das Stück ging im Jahre 1859 über die hamburger Bühne und fand dort eine begeisterte Aufnahme. Auch auf andern Bühnen erzielte es Erfolge. Die hamburger Schiller-Feier in demselben Jahre war, was Arrangement und dichterische Ausschmückung des Festes betrifft, das Werk Gasmann's — eine Feier, welche in jeder Beziehung der Elbkönigin würdig war und Gasmann den verdienten Dank seiner Mitbürger eintrug. Vier Jahre darauf erntete unser Dichter gleiches Lob durch seine „Märzfeier“, ein Festspiel, welches die damals vor 50 Jahren erfolgte Befreiung Hamburgs feierte und welches von echtem Duft der Poesie durchhaucht sein soll. Publicistisch hatte Gasmann sich indessen in erster Linie an der „Reform“ betheiliget: feinsinnige Kunstkritiken, namentlich über Musik, speciell Wagner'sche Musik, geistvolle Gedichte, besonders Zeitgedichte, interessante Skizzen und Essays und andere Feuilletonarbeiten waren die schätzenswerthen Beiträge Gasmann's zu diesem vielverbreiteten Blatte. Nach längerer Pause in seinem poetischen Schaffen trat der thätige Schriftsteller im Jahre 1869 mit seinem lieblichen Lustspiele „Das laute Geheimniß“ an das Licht des Tages und der Lampen und fand mit demselben ungetheilten Beifall. Unter seinen fernern Bühnendichtungen nennen wir weiter seine „Rose von Bacharach“ und seine dramatischen Bearbeitungen Neuter'scher Romane, „Ut mine Stromtid“, „Inspector Bräsig“ und „Aus der Franzosenzeit“. Der Name Gasmann's wurde vor Jahresfrist noch einmal in auszeichnender Weise genannt, als sein Lustspiel „Schwabenstreiche“ — es war das letzte, das er schrieb — unter 85 eingesandten Concurrrenzstücken den vom hamburger „Verein für Kunst und Wissenschaft“ ausgeschriebenen Preis erhielt. Noch einmal errang der schon dem Tode verfallene Poet gelegentlich der im October stattgehabten Aufführung seines Lustspiels auf der Thaliabühne in Hamburg stürmischen Beifall; ein Hervorruf ehrte ihn. Die chronischen Leiden des schwer Heimgekehrten steigerten sich in den letzten Monaten seines Lebens in erschreckender Weise. Von heftigen Schmerzen aufgelöst, erlag er im 43. Lebensjahre dem lange getragenen Siechtume. Noch in den letzten Tagen arbeitete er an Vorbereitungen zur Inszenirung seines dramatischen Weihnachtsstückes „Der Märchenkönig“, welches am letztverfloffenen Heiligen Abende, als sich das Grab schon über dem Dichter geschlossen hatte, auf der Bühne des Stadttheaters vor einem jubelnden Auditorium glücklicher Kinder zur Aufführung kam. Dasselbe erscheint bei F. F. Richter in Hamburg im Drucke. Auch ist in demselben Verlage eine weitere Ausgabe der bereits früher unter dem Titel „Neitere Bühnenspiele“ erschienenen Bühnenarbeiten Gasmann's in der Vorbereitung begriffen. Sie wird dem Vernehmen nach die hervorragendsten Gasmann'schen Lustspiele, Dramen, Bluetten und Zaubermärchen enthalten und zur Erhaltung des ehrenden Gedächtnisses an einen Dichter beitragen, der, wenn er auch auf der Ruhmesleiter dichterischer Bethätigung nicht die höchsten, nur den Auserwählten erreichbaren Stufen erklimmen hat, so doch durch tüchtiges und redliches Streben für die Literatur, insonderheit die dramatische und publicistische, sich ein Anrecht auf dankbares Gedenken im Herzen seiner Nation erworben hat.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brodhans. — Druck und Verlag von F. A. Brodhans in Leipzig.

# Das Königreich Italien.

## I.

### Die Session des ersten Nationalparlaments.

(18. Februar 1861 bis 7. September 1865.)

Der Züricher Friede vom 10. Oct. 1859 hatte die Lombardei mit den alten Provinzen der sardischen Krone verbunden; die Annexionserklärungen vom 18. und 22. März 1860 hatten die Emilia und das Großherzogthum Toscana, das Decret vom 17. Dec. desselben Jahres die Marken, Umbrien und das Königreich beider Sicilien hinzugefügt. Die Zeit war gekommen, um das so wunderbar schnell aus kriegerischen und revolutionären Erschütterungen emporgestiegene neue Staatsgebilde von den freigewählten Vertretern der Nation feierlich bestätigen zu lassen.

Am 27. Jan. 1861 fanden unter lebhafter Bethheiligung der Berechtigten die Wahlen zum ersten italienischen Parlament auf Grund des sardinischen Censur-Wahlgesetzes statt. Das Resultat war eine Versammlung, die in ihrer überwältigenden Majorität der von der piemontesischen Regierung verfolgten Politik sowie dem Manne, der mit Recht als ihr incarnirter Vertreter galt, unbedingt ergeben war. Unter den 443 Deputirten zählte die Actionspartei, d. h. die garibaldinisch-mazzinistische Fraktion, 34, die clericale Partei nur 2 Mitglieder.

Am 18. Febr. 1861, fünf Tage nach der Capitulation von Gaëta, eröffnete der König von Sardinien den neuen Reichstag. Wenige Wochen später ergab sich Civitella del Tronto, der letzte Punkt, auf dem die bourbonische Fahne in dem ehemaligen Königreiche beider Sicilien wehte. Am 23. März beschloß der Senat in Turin für die Initialatur der öffentlichen Acten die Formel: „Victor Emanuel, durch die Gnade Gottes und den Willen der Nation König von Italien.“

Der Traum des italienischen Volkes, für den so viele feurige Patrioten auf dem Schaffot geblutet hatten, dessen Erfüllung vor 1847 nur die fanatischen Anhänger Mazzini's für möglich gehalten, obgleich für dieselbe seit der Reaction von 1849 die edelsten Geister und tüchtigsten Staatsmänner Italiens unermüdblich, aber ohne Hoffnung nahen Gelingens im stillen gearbeitet hatten, war im wesentlichen zur Wirklichkeit geworden: aus dem „geographischen Begriff“ Italien war ein nationales Königreich geworden. Eine Zeit lang schwelgte die Nation im Jubelrausch. Aber die Ernüchterung folgte bald. Es galt gleichzeitig zwei Aufgaben zu lösen, eine innere und eine äußere, von denen jede die ganze Volkskraft und die vollste Hingabe der italienischen Staatsmänner erforderte. Länder und Bevölkerungen, die seit einer Reihe von Jahrhunderten ein ganz getrenntes individuelles Leben geführt, nicht selten sich feindlich gegenüberstanden, unter den ver-

schiedensten Regierungsformen gelebt hatten und auf den verschiedensten Stufen politischer wie allgemeiner intellectueller und moralischer Bildung standen, mußten aus einem zunächst nur äußerlichen Aggregat zu einem organischen Ganzen verschmolzen werden, ein Werk „des Schweißes der Edeln werth“, aber zugleich ein Werk vieljähriger, mühevoller, geduldiger Arbeit, dessen Gelingen nur dann in sicherer Aussicht stand, wenn es dem jungen Staate vergönnt war, sein ganzes Dichten und Trachten ungestört auf seine innere Festigung zu concentriren. Aber war das möglich, solange zwei wichtige Provinzen, die eine im Nordosten, die andere im Centrum der Halbinsel nicht nur in fremden, sondern sogar in feindlichen Händen waren?

„Frei und fast ganz durch den wunderbaren Beistand der Vorsehung, durch den einträchtigen Willen der Völker und die glänzende Tapferkeit der Heere“ — so begann die Thronrede in jener denkwürdigen Eröffnungssitzung des ersten italienischen Parlaments. In diesem unscheinbaren Wörtchen „fast“ lag der Keim furchtbarer Gefahren, die dem unfertigen neuen Staatsgebäude mit raschem Einsturze drohten. Daß das gesteigerte Nationalgefühl des italienischen Volkes sich nicht für befriedigt erklären werde, bis die Trauerflure, welche bei öffentlichen Aufzügen die Fahnen mit den Farben und Wappen von Rom und Venedig verhüllten, entfernt, und Esch und Lifer ebenso nationale Ströme geworden sein würden wie Arno und Tessin, war keinem denkenden Beobachter, am wenigsten den Lenkern der Geschicke des neuen Staats einen Augenblick zweifelhaft. Auch erkannten der König selbst und seine Minister wie die Häupter aller Parteien, mit Ausnahme einer verschwindenden Zahl von Ultramontanen und Anhängern der vertriebenen Dynastien, die volle Berechtigung dieser Forderung des Volksinstincts nicht minder vom politischen wie vom nationalen Standpunkte aus an. Aber der Mann, welcher mit so seltener Mischung von Kühnheit und Klugheit und von nicht minder wunderbarer Gunst des Geschicks getragen, binnen weniger als zwei Jahren den neuen Großstaat geschaffen hatte, war sich zugleich vollkommen bewußt, daß er an einen Punkt gelangt sei, wo der bisher betretene Weg nicht länger gangbar war. Napoleon, welchem Preußen am Mincio ein *no plus ultra* zugerufen hatte, verstimmt durch das unvorhergesehene Resultat seiner Politik, welche dem Züricher Frieden zum Troste statt eines vergrößerten zur französischen Heeresfolge genöthigten Sardiniens einen selbständigen Nationalstaat geschaffen hatte, war keineswegs gewillt, dem allzu mächtig gewordenen Schützling zu Liebe sich in das gefährliche Abenteuer eines neuen Krieges gegen Oesterreich oder gar gegen den Deutschen Bund zu stürzen, oder aber, indem er seine Truppen aus Rom zurückzog, seine starke Stellung im Mittelpunkte der Halbinsel aufzugeben und sich die tödliche Feindschaft des zur Stütze des Cäsarenthums für unentbehrlich gehaltenen Klerus zuzuziehen. Die Erwerbung von Savoyen und Nizza genügte nicht: Italien mußte empfinden, daß es noch immer auf Frankreichs Gnade angewiesen sei. Oesterreich hatte zwar erklärt, daß es nicht die Absicht habe, Italien anzugreifen, solange dieses seine Grenzen respectire; aber gleichsam als sichtbare Demonstration seiner feindlichen Gesinnung gegen das neue Königreich hielt es die Truppen des Erherzogs von Modena unter ihrer alten Fahne an der italienischen Grenze vereinigt. Cavour erklärte, es sei ihm unmöglich zu verheimlichen, daß die Natur der Dinge selbst und die Ereignisse seit der Unterzeichnung des Züricher Vertrags Italiens Lage Oesterreich gegenüber zu einer abnormen, schwierigen und gefährlichen machten. Auch Preußen und Rußland konnten nach den in ihren leitenden Kreisen herrschenden Anschauungen einen Staat, der auf revolutionärem Wege zu Stande gekommen war, unmöglich anders als mit dem entschiedensten Mißtrauen betrachten, so sehr ihre Politik andererseits mit der in seiner Existenz selbst liegenden Schwächung der habsburgischen Macht einverstanden sein mochte. England wäre freilich mit einer sofortigen Annexion Roms und Venedigs ohne weiteres einverstanden gewesen; aber weiter als zu guten

Wünschen versteigt sich bekanntlich die englische Freundschaft nicht leicht, und Lord John Russell ließ es sich angelegen sein, das Cabinet von Turin vor jedem unüberlegten Schritte dringend zu warnen. Sich allein in einen Krieg um Venetiens willen mit Oesterreich, oder gar, um Rom zu gewinnen, mit Frankreich einzulassen, wäre Wahnsinn gewesen. Aber die öffentliche Meinung des durch unerhörte und verhältnißmäßig leichte Erfolge berauschten Volkes verlangte mit kindischer Ungebuld einen nationalen Kreuzzug nach Venedig und Rom. Sie ganz zu ignoriren, war gefährlich; die Regierung würde einen nicht geringen Theil ihrer Freunde, deren sie doch aller bedurfte, in das Lager der extremen Parteien haben übergehen sehen. So befand sie sich in einer unglückseligen Doppelstellung: dem Auslande gegenüber fortwährend in der Lage, ihre friedlichen Absichten zu betheuern, während sie zugleich das eigene Volk glauben machen mußte, sie sei aufs eifrigste mit den Vorbereitungen zur Vervollständigung des Nationalstaats beschäftigt. In der That sehen wir, während Cavour unermüdt beschäftigt ist, die furchtsame und argwöhnische Diplomatie zu beruhigen, den König selbst bei jeder öffentlichen Gelegenheit den Volkswünschen Rechnung tragen und auf ihre baldige Erfüllung hinweisen, wenn er auch zugleich bemüht ist, die allzu große Ungebuld zu zügeln.

Raum war das Königreich Italien von der Volksvertretung sanctionirt, als Cavour (20. März) den Rücktritt des ganzen Ministeriums anzeigte, um dem Könige Gelegenheit zu geben, statt der bisherigen sardinischen eine italienische Regierung zu bilden. Wie die Sachen standen, konnte jedoch von einem Wechsel in der obersten Leitung der Politik keine Rede sein. Weder die Actionspartei noch die reactionäre oder clerikale waren zur Regierung befähigt: an ein Ministerium Brofferio war so wenig zu denken wie an ein Cabinet Revel. In der großen nationalen Mittelpartei hatte niemand Befugniß und Muth, die Erbschaft Cavour's anzutreten. Schon am 23. März konnte dieser deshalb die Reconstitution der Regierung unter seiner Präsidentschaft verkünden. Vier neue Minister waren eingetreten: der livorneser Bankier Bastogi für die Finanzen, der Neapolitaner Natoli für Ackerbau und Handel, de Sanctis für den Unterricht, der Senator Pineta als Minister ohne Portefeuille. Cavour behielt das Aeußere und die Marine, Fanti das Kriegsdepartement, der Bolognese Minghetti das Innere, Cuffinis die Justiz, der Toscaner Peruzzi die öffentlichen Arbeiten. Es waren lauter erprobte Patrioten, zum Theil tüchtige Fachmänner. Eine höhere politische Bedeutung hatten nur die Namen Minghetti und Peruzzi. Cavour stand so hoch über allen und drückte der Regierung in solchem Maße den Stempel seines eigenthümlichen Geistes auf, daß er dem Inlande wie dem Auslande gegenüber fast als der einzige Repräsentant derselben erschien.

Das neue Ministerium wurde von den Kammern, deren Majorität es repräsentirte, und im wesentlichen auch vom Volke mit Beifall aufgenommen. Seine erste That war ein Versuch zur Lösung der römischen Frage.

Daß Rom eine italienische Stadt werden müsse, darüber war, mit Ausnahme der vaterlandslosen Ultramontanen, im Lande selbst wie unter allen vorurtheilslosen Politikern des Auslandes nur Eine Stimme. Der Rest des mittelalterlichen Kirchenstaats mit seinem geistlichen, aller modernen Cultur und Regierungsweise spottenden Regimente, der natürliche Sammelplatz aller Feinde der neuen Ordnung, der Mittelpunkt aller Intriguen zur Restauration der alten Dynastien und Zustände mit seinem unabänderlichen non possumus sowol in Bezug auf politische Reformen im Innern wie auf die Anerkennung der neugeschaffenen Verhältnisse, war ebensowol ein unleidlicher Anachronismus in Europa wie ein Pfahl im Fleische des neuen Nationalstaates insbesondere. Von einer Sicherung seines Bestandes konnte keine Rede sein, solange er den Feind im Herzen hatte, einen unverföhnlichen Feind, der um so gefährlicher war, als er einen uncontrolirbaren

mächtigen Einfluß auf die Seelen des Volkes auszuüben vermochte und ausübte. Und das war es nicht allein. Italien verlangte nach seiner natürlichen Hauptstadt. Zwischen Alpen und Aetna gibt es über diesen Punkt, mit Ausnahme der wenigen Klerikalen und Legitimisten, nur Eine Meinung. Massimo d'Azeglio's und seiner Freunde Programm: „Rom eine italienische Stadt, aber nicht Hauptstadt Italiens“, war nur der Ausdruck eines zu versuchenden Compromisses mit dem Papste und Frankreich. Im Auslande und zumal in Deutschland haben dagegen viele gelehrte Leute und gewiegte Politiker, oder solche, die sich dafür halten, in gründlichen Leitartikeln und ganzen Broschüren den Italienern zu beweisen versucht, daß sie keine zur Metropole ihres Reiches weniger geeignete Stadt finden könnten als Rom. Sie gingen dabei meist von der höchst oberflächlichen und einseitigen Ansicht aus, als seien es nur die centrale Lage und die alten Reminiscenzen italienischer Größe an und für sich, welche das allgemein ertönende „Roma capitale!“ hervorriefen. Der wesentliche Grund, weshalb alle Parteien und auch die tüchtigsten Staatsmänner Italiens in diesen Ruf einstimmten, liegt in dem instinctiven Gefühl oder dem klaren Bewußtsein, daß die Hauptstadt Rom der Kitt, das bindende Element für die noch lose zusammengefüigten Theile des Reiches sein werde. Turin im nordwestlichen Winkel, fast an der Grenze Frankreichs gelegen, war nicht einmal zur Hauptstadt eines norditalienischen Staates geeignet. Wegen Florenz empörte sich die Eifersucht größerer und reicherer Städte und Landschaften. Dem altherwürdigen Rom konnten Mailand und Turin, Florenz und Genua sich so gut wie Neapel und Palermo ohne Beeinträchtigung ihrer Würde unterordnen.

Aber wie nach Rom gelangen? Von einem gewaltsamen Angriffe konnte keine Rede sein, solange ein französisches Bajonnet an der Tiber blizte. Garibaldi und die Actionspartei waren freilich bereit, den kühnen Schachzug von 1860 zu wiederholen. Aber man hatte in Turin sichere Kunde, daß Napoleon diesmal nicht gewillt war, mit sich spielen zu lassen, und daß ein revolutionärer Angriff auf römisches Gebiet sogar den Besitz der bereits annectirten Provinzen in Gefahr gebracht haben würde. Noch hatte auch Frankreich den neuen Staat nicht anerkannt. Die kühle und misstrauische Haltung der Curie und die Weigerung des Papstes, auf die ihm dringend empfohlenen Reformen in der innern Verwaltung der ihm gebliebenen Provinzen einzugehen, machte Napoleon allerdings wenig Lust, als Vorkämpfer für den Heiligen Stuhl aufzutreten. Aber ebenso wenig war er geneigt, indem er Italien aus seinem Abhängigkeitsverhältnisse und gezwungenen Bündnisse mit Frankreich entließ, sich zugleich den unveröhnlichen Haß der Ultramontanen im eigenen Lande zuzuziehen. Die von seinem Amanuensis Lagueronnière verfaßte Broschüre „La France, Rome et l'Italie“ brachte diese unbehagliche Mittelstellung zur Anschauung. Sie war einestheils eine Schutzrede gegen die Angriffe des Klerus, andernteils ein Avertissement für Italien. Auf die Frage, wie der Conflict zwischen dem Papa Ne und dem Könige von Italien zu lösen sei, blieben freilich der Autor und sein kaiserlicher Einbläser die Antwort schuldig.

Der italienischen Regierung blieb nur der Weg friedlicher Unterhandlung offen. Ob Cavour nach den Erfahrungen der letzten Jahre noch Vertrauen in „die edeln Absichten des hochherzigen Aürten“ setzte, darf billig bezweifelt werden. Aber politische Gründe bewogen ihn, dasselbe im italienischen Volke nach Möglichkeit zu erwecken und zu fördern. Es gelang in der That nur zu gut. Was der Mensch wünscht, glaubt er leicht. Die Italiener redeten sich ein, Napoleon warte nur noch auf eine günstige Gelegenheit, um seine Truppen zurückzurufen und ihnen Rom auszuliefern. Die Angriffe der Klerikalen gegen die Lagueronnière'sche Broschüre bestärkten sie in dieser Auffassung. Die Stimmung wurde so sanguinisch, daß die Regierung sich genöthigt sah, vor allzu rothgen Anschauungen der Lage zu warnen. Eine Interpellation des Deputirten Audinot in der

Sitzung vom 25. März gab ihr Gelegenheit, ihre eigene Stellung zu der Frage zu präzisiren. Cavour proclamirte ausdrücklich Rom als die natürliche Hauptstadt Italiens. Aber es komme darauf an, mit Frankreichs Zustimmung hinzugehen, ohne die Unabhängigkeit und Autorität des Papstes anzutasten. Das Problem sei nur zu lösen, indem man die Katholiken überzeuge, daß die Einverleibung Roms stattfinden könne, ohne die Unabhängigkeit des Papstes zu gefährden. Man werde das der päpstlichen Regierung begreiflich zu machen suchen und hoffe Erhörung von dem großmüthigen Herzen Pius' IX. Aber auch wenn der Papst hartnäckig bleiben sollte, werde man in Italien die Trennung der geistlichen und weltlichen Gewalt durchzuführen.

Diese Rede, welche zum ersten male „die freie Kirche im freien Staate“ von der Ministerbank aus proclamirte, erregte ein gewaltiges Aufsehen, nicht nur in dem turiner Parlament, sondern in ganz Europa. Das Haus klatschte Beifall; eine Tagesordnung Buoncompagni's, ein kurzes Résumé der Cavour'schen Rede, wurde fast einstimmig angenommen, ebenso die gleichlautende Matteucci's im Senat.

Damit war die römische Frage vorläufig für das Parlament erledigt. Desto eifriger bemächtigte sich ihrer die Presse. Cavour's neue These fand hier keineswegs ungetheilten Beifall. Man wies mit Recht auf den unberechenbaren Einfluß hin, den die Hierarchie auf ein in seiner ungeheuern Mehrzahl noch gänzlich unwissendes und abergläubisches Volk zum Verderben des Staates üben könne. Gegen die Erkenntniß, daß man nur auf friedlichem Wege, im Einverständnisse mit Frankreich, nach Rom gelangen könne, sträubte sich nur die radicale Presse. Die große Mehrzahl der Zeitungen floß über von wahrer oder erheuchelter Vertrauensseligkeit auf den hochherzigen Allirten an der Seine. Man verkennt gänzlich oder gab sich doch die Miene zu verkennen, daß Napoleon keineswegs aus übermäßiger Sympathie für Pius IX. oder das *Dominium temporale*, sondern im allereigensten Interesse eine französische Division auf italienischem Boden hielt. Das von einigen, meist der Actionspartei angehörigen Blättern Unteritaliens vorgeschlagene Mittel einer Massenwallfahrt nach Rom zum Zwecke einer friedlichen Nationaldemonstration im größten Maßstabe kam zur Ehre der Italiener nicht zur Ausführung. Napoleon würde dieser „Bettelei um Rom“ gegenüber ebenso fest geblieben sein wie bei den Rechts- und Zweckmäßigkeitgründen der gemäßigten und den Drohungen der radicalen Presse.

Die italienische Regierung selbst suchte vergeblich durch vertraute Mittelsmänner directe Anknüpfungen in Rom anzubahnen; sie wurde schnöde zurückgewiesen. Auch die Verhandlungen mit Frankreich blieben resultatlos. Vergeblich wies Cavour darauf hin, daß die römische Priesterherrschaft nicht nur die Existenz des italienischen Staats bedrohe und eine friedliche Entwicklung desselben fast unmöglich mache, sondern auch bei ihrer entschiedenen Sympathie für das Gottesgnadenthum und das Legitimitätsprincip eine directe Gefahr für die Napoleonische Dynastie darstelle. Man wußte das alles in Saint-Cloud ebenso gut wie in Turin; aber man erkannte klar, daß man, um mit dem Kerus brechen zu können, ebenso mit dem Despotismus hätte brechen und sich mit den liberalen Elementen hätte verbinden müssen. Das lag nicht in Napoleon's Plan und Geschmaç. Das Schaukelsystem, das es mit keiner Partei ganz halten und mit keiner ganz verderben wollte, kam auch Italien gegenüber zur Anwendung. Der Kaiser, sagte Lagueronnière, darf weder Rom den Italienern noch Italien dem römischen Hofe opfern; er wird deshalb bis zu einer friedlichen Lösung unter den Betheiligten seinen Degen in Rom lassen, um die Sicherheit des Heiligen Vaters zu schützen.

Rubinet hatte seine Interpellation mit den Worten begonnen: „Ich finde in der Thronrede zwei Lücken: Rom und Venedig.“ Aber er vermied es, ohne Zweifel in Uebereinstimmung mit der Regierung, über den Stand der venetianischen Frage Auf-

klärung zu verlangen. Hier war alles klar. Oesterreich, im vollen Bewußtsein, daß Italien die Minciolinie nur als eine Station auf dem Wege zur Adria betrachte, überwachte, bis an die Zähne gerüstet, in dem Festungsbereich jede Bewegung des Gegners, bereit, bei der ersten günstigen Gelegenheit, welche die europäischen Verhältnisse bieten könnten, seinerseits zur Offensive überzugehen. In Turin machte man sich keine Illusionen über die Lage. Auf sich selbst beschränkt, konnte Italien nicht hoffen, den mächtigen Feind über den Sponzo zurückzuwerfen. Vergeblich schaute man nach Bundesgenossen für eine solche Unternehmung aus. So galt es zu schweigen und zu rüsten.

Bisher hatte die piemontessische Armee allein die Schlachten Italiens geschlagen. Die Hülfstruppen und Freiwilligen von 1848 hatten wenig Segen gebracht. Anders war es freilich mit den Tausend von Marsala und der „Südarmer“, zu der Garibaldi's Freicorps schließlich angeschwollen war. Sie hatte Großes geleistet, wenn sie auch ohne den Beistand des regulären Heeres Franz II. nicht aus Gaëta herauszuwerfen vermocht hätte. Nach dem Kriege war sie zu einer Verlegenheit für die Regierung geworden. Man entschloß sich, sie aufzulösen und mit einem sechsmonatlichen Solde nach Hause zu schicken. Fanti erklärte, er habe ein wahres Chaos vorgefunden: 49000 Abschiede seien ausgegeben, nur 18000 Gewehre abgeliefert; dagegen hätten sich 7000 Offiziere gemeldet! Die Mehrzahl kehrte wol freiwillig zu ihren bürgerlichen Beschäftigungen zurück; viele Parteigänger und Abenteurer dagegen, die der Armee angehört hatten, wurden zu einem sehr bedenklichen Element der neapolitanischen Gesellschaft. Von den Offizieren folgte eine nicht allzu große Anzahl dem Beispiele des berühmten Führers, der sich nach gethaner Arbeit auf sein einsames Eiland zurückgezogen hatte. Die meisten zogen es vor, auf ihre Verdienste um das Vaterland pochend, von dem Ministerium in Turin Anstellungen im Militär- oder Civildienste zu verlangen. Italien ist eben kein America. Die Zahl der nach Brot und Amt Laufenden, der Pagnottisten, wie sie der Volksmund spottend nennt, ist hier vielleicht größer als in irgendeinem andern europäischen Lande. Nur wenigen konnte Willfahrt werden; um so größere Unzufriedenheit herrschte unter den abschlägig Beschiedenen oder Vertrösteten. Die Regierung suchte ihren Ansprüchen und zugleich dem Dringen der Actionspartei auf Volksbewaffnung durch ein Decret zu genügen, nach welchem im Kriegsfall ein Freiwilligencorps von drei Divisionen aus Leuten gebildet werden sollte, die entweder schon ihrer Dienstpflicht genügt oder das 19. Jahr noch nicht erreicht hätten. Zu den sofort zu bildenden Cadres sollten die Offiziere der Südarmer verwendet und, solange man sie nicht brauchte, auf Wartegeld gesetzt werden.

Die Armeen der ehemaligen Einzelstaaten lieferten dem italienischen Heere wenig brauchbares Material. Die neapolitanische Armee, 100000 Mann stark, wenigstens auf dem Papiere, als Garibaldi in Marsala landete, war theils zersprengt, theils in Gaëta kriegsgefangen, theils einfach auseinandergelaufen. Sie wurde für aufgelöst erklärt; von ihrem Kriegsmaterial kam unglaublich wenig zum Vorschein. Die modenensische Brigade stand, wie erwähnt, auf österreichischem Boden; das toscanische Militär, etwa 12000 Mann stark, war in höchst mangelhafter Verfassung; in der Lombardei, der Emilia und Umbrien galt es erst Soldaten zu schaffen.

Schon im Januar 1861 hatte Fanti seinen neuen Organisationsplan veröffentlicht. Danach sollte das italienische Heer, im wesentlichen nach dem Muster des piemontessischen eingerichtet, im ganzen aus 303000 Mann bestehen, darunter 18461 Carabinieri oder Polizeisoldaten, sodas nach Abzug des Trains, der Platzartillerie, der Handwerker und Besatzungen etwa 220000 Combattanten als verfügbare Feldarmee übrigblieben.

Die Kammern erklärten sich mit diesem Plane im wesentlichen einverstanden. Desto unzufriedener war die Actionspartei. Sie wollte, Garibaldi voran, statt des stehenden ein Milizheer, dessen Kern die Südarmer bilden sollte. Garibaldi verließ sein Eiland,

um seinen Sitz im Parlament als Abgeordneter der Stadt Neapel einzunehmen und einen neuen Plan in Bezug auf die Bewaffnung Italiens vorzulegen. Derselbe basirte im wesentlichen auf der Nationalgarde, die überall neu geordnet und bewaffnet und von der ein Theil für den Kriegsdienst mobilisirt werden sollte. Alle männlichen Bewohner des Reiches zwischen 18 und 35 Jahren sollten zum Eintritt in dieselbe verpflichtet sein, soweit sie nicht in der regulären Armee oder Flotte dienten, körperlich unfähig oder nachweislich für ihre Familien unentbehrlich seien. Es handelte sich hier also nicht um eine Landwehr im preussischen Sinne, sondern um ein Volksheer neben der regulären Armee.

Schon in Genua, wo ein Gichtanfall seine Reise mehrere Tage lang unterbrochen, hatte sich Garibaldi auf das leidenschaftlichste gegen die Regierung ausgesprochen und selbst den König und das Parlament nicht geschont. Gleich bei der ersten Sitzung, der er in Turin beiwohnte, kam es bei einer auf die Südararmee bezüglichen Interpellation Nicasoli's, der zugleich auf die neben der gesetzmäßigen Regierung bestehende Garibaldi'sche Nebenregierung hindeutete, am 18. April zu einem heftigen Zusammenstoße zwischen ihm und Cavour. Den maßlosesten Invektiven folgte eine formelle Veröhnung. Garibaldi erschien nicht wieder im Parlament, sodaß sein Antrag in seiner Abwesenheit zur Verhandlung kam. Er wurde zwar angenommen, aber mit so erheblichen Veränderungen, daß der Beschluß in der That auf eine bloße Modification des Systems der Nationalgarde hinauslief.

Die Organisation des italienischen Heeres ist seither auf dem Grunde des Fanti'schen Planes zur Ausführung gekommen. Das stehende Heer ist für Italien keineswegs bloß als Kriegsmaschine von Bedeutung. Keine andere Institution war so geeignet, eine rasche Verschmelzung der verschiedenen Provinzen zu bewirken und das Gefühl der staatlichen Einheit und politischen Zusammengehörigkeit in ihren Bewohnern zu erwecken. Es ist aber auch zugleich ein wichtiges Erziehungsmittel für das unwissende Volk geworden, zumal die Regierung bemüht ist, überall Bildungsschulen neben den praktischen Übungen einzurichten, in denen der anstellige, leicht fassende und meist lernbegierige Italiener nachholt, was er durch die Ungunst der Verhältnisse in seiner Kindheit ver säumt hat. Nicht minder bildet das Heer eine treffliche Anstalt zur geistigen und körperlichen Abhärtung des vielfach verweichlichten Volkes. An Muth fehlt es dem einzelnen selten, desto mehr vielleicht dem Ganzen an kriegerischem Geiste, an zäher Ausdauer und Widerstandsfähigkeit gegen Strapazen und Entbehrungen. In dieser Beziehung dürfte noch einige Zeit vergehen, ehe sich die italienische Armee mit denen anderer Großstaaten messen kann.

Die Schöpfung des Nationalheeres war nicht die Sache eines Tages. Zunächst mußte noch die piemontesische Armee für die ganze Halbinsel ausreichen, ja sogar, zumal in den Sübprovinzen, die Stelle der mangelnden bewaffneten Polizeimannschaft und zugleich der noch unvollkommen organisirten und schlecht oder gar nicht armirten Nationalgarde vertreten.

Das ehemalige Königreich beider Sicilien war der wundeste Fleck Italiens und die schwerste Sorge der Regierung. Im November 1860 nach Garibaldi's Abreise war Farini zum Statthalter der neapolitanischen Provinzen ernannt. Seine Aufgabe war, die Verwaltung des Landes zu reformiren und es allmählich der Verschmelzung mit dem übrigen Italien zuzuführen. Er hatte sie nicht zu lösen vermocht. Vielleicht war der von ihm und der Centralregierung eingeschlagene Weg überhaupt ein verkehrter. Bei der ungeheuern Verschiedenheit zwischen Ober- und Unteritalien im Volkscharakter, in der historischen Entwicklung, in der Lebens- und Anschauungsweise, in der Bildung und Erziehung, ja in der Sprache und Ausdrucksweise, und bei dem Mißtrauen, mit dem

man in Neapel „die Italiener“ und insbesondere die Piemontesen betrachtete, hätte man vielleicht besser gethan, dem ehemaligen Bourbonenreiche zunächst eine gewisse Autonomie und seine eigene, weniger schlechte, als bisher schlecht angewandte Gesetzgebung zu lassen und dagegen für eine geordnete Verwaltung, für tüchtige, unbestechliche Beamte, für Bildungs- und Verkehrsanstalten, für Wehrhaftmachung des zuverlässigen Theiles der Bevölkerung, endlich vor allem für die öffentliche Sicherheit zu sorgen. Farini's zahlreiche Decrete hatten im wesentlichen das gemeinsame Ziel, piemontesisches Recht und piemontesische Institutionen einzuführen. Von der Bevölkerung im ganzen mit großem Widerwillen aufgenommen, von unzuverlässigen Organen mangelhaft ausgeführt, kam das viele Gute, was darin enthalten war, nicht zur Wirkung und dem Volke nur der damit verknüpfte Zwang zum Bewußtsein. Cavour erkannte das selbst. Im Frühling 1861 wurde Farini abberufen und an seine Stelle der Prinz Eugen von Savoyen-Carignan als Statthalter nach Neapel gesandt. Mit einem fürstlichen Hofstaate ausgestattet, sollte er den Neapolitanern in etwas den Verlust der Residenz vergessen machen. Ihm zur Seite stand als Factotum Ritter Nigra, Cavour's Günstling, dem man ein bedeutendes Organisationstalent zutraute, und als militärischer Ablatus der General della Rocca. Ein Statthaltererath, zum Theil aus Neapolitanern bestehend, bildete eine Art Ministerium. Die namhafteste Persönlichkeit darunter war der Nestor des neapolitanischen Liberalismus und der populärste Mann im Königreiche, Liborio Romano, der seit der Carbonarrevolution von 1820 an allen politischen Bewegungen seines Vaterlandes einen hervorragenden Antheil genommen hatte und unter Garibaldi's ephemerer Regierung Ministerpräsident gewesen war. In allen wesentlichen Punkten die Grundsätze der Actionspartei theilend, beging er einen ebenso großen Fehler durch seinen Eintritt in den Statthaltererath wie die Regierung durch seine Berufung. Das einzige Resultat war der Verlust seiner Popularität. Schon nach wenigen Tagen reichte er seine Entlassung ein und bald nachher folgten ihm seine Collegen. Sie waren als Glieder der gemäßigten Partei, Anhänger des piemontesischen Systems und der sogenannten Conforterie\*) beim neapolitanischen Volke, das, die Extreme liebend, auf den Namen Garibaldi oder Franz II. schwor, im höchsten Grade unbeliebt. Ihre Nachfolger (Sparenta, Sacchi und Imbriani), wohlbedenkende Männer von derselben Parteifärbung, waren ihrer schweren Aufgabe, eine geordnete und gleichmäßig wirkende Verwaltung zu organisiren, das Volk der Sübprovinzen mit den neuen Zuständen zu versöhnen, das Land auf eine höhere Culturstufe zu erheben und so allmählich den übrigen Provinzen der Halbinsel zu assimiliren, ebenso wenig gewachsen wie der Prinz von Carignan und Ritter Nigra selbst.

Die neue Administration scheiterte schon an der nächsten Aufgabe jeder geordneten Regierung: für die Sicherheit der Person und des Eigenthums ihrer Staatsangehörigen ausreichende Sorge zu tragen; ja die Lösung derselben ist in einem Theile der Sübprovinzen bis auf den heutigen Tag nicht vollkommen gelungen.

Die drei südlichen Halbinseln Europas sind nicht erst seit gestern des dort blühenden Räuberwesens halber berüchtigt. Unwissenheit und Roheit des Volkes, finsterner Aberglaube ohne innere Religiosität und Sittlichkeit, Armuth und Elend gepaart mit dem

\*) Die Conforterie, eine Erfindung der radicalen Presse Neapels, spielt seit einem Jahrzehnt eine große Rolle in den Journalen der Linken. Sie soll eine Verschwörung der annexionsistisch und cavouristisch gesinnten Partei bezeichnen, deren Zweck Erpressungen, dem armen Volke aufgebürdete Steuern, Aemtercumulationen, Sinecuren, Attentate gegen die Freiheit, Wahlintriguen, Bestechung von Zeitungen, Einschleppung politischen Opiums zur Betäubung des Nationalgefühls, endlich Servilität gegen Frankreich sei. (Vgl. Fabio Uccelli, „Della presente mediocrità politica.“) Jetzt wird das Wort, seiner ursprünglichen schlimmen Bedeutung ziemlich entkleidet, häufig zur Bezeichnung der liberal-conservativen Majorität des Parlaments überhaupt gebraucht.

Widerwillen gegen regelmäßige Arbeit, der Mangel einer zugleich starken, wohlwollenden und erleuchteten Staatsgewalt; dazu ein gebirgiges, schluchtenreiches Terrain, von keinen oder doch höchst vereinzelt großen Verkehrsstraßen durchzogen, haben hier zusammen mit Bedrückungen und Bedrängnissen aller Art von innen und außen seit Jahrhunderten das Brigantenthum großgezogen und zu einer endemischen Krankheit gemacht. Jeder Krieg, vor allem jede Revolution vervielfachte die Banden, in Unteritalien zumal, durch Scharen von Deserteurern und Marodeuren wie durch die Banditi, die politischen Geächteten. Theils aus Furcht, theils aus Hoffnung auf einen Antheil an der Beute wie durch Familienvverbindungen wurde die Hälfte der Bewohner der insicirten Provinzen zu Mitwissern und Helfern der Räuber.

Während der Dauer des Kampfes zwischen Garibaldi und dem bourbonischen Regiment, ja bis zum Falle von Gaëta hörte man wenig von den Briganten. Die meisten derselben mochten es vorgezogen haben, einer der kämpfenden Parteien beizutreten, zumal Franz II. einen Guerrillakrieg zu organisiren bemüht war, der sich fast nur durch die bourbonischen Feldzeichen und die Größe der Banden von gewöhnlichen Raubzügen unterschied. Als aber Gaëta fiel und durch die Entlassung der Kriegsgefangenen eine Massenhungerarmee und demoralisirter Soldaten das Land überschwemmte, als sich die großen Guerrillabanden, um ihr Handwerk bequemer zu treiben, in Scharen von 10—20 Mann theilten, nahm das Räuberwesen vom Cap Passaro bis zum Tiber einen unerhörten Aufschwung. Franz II., der sich inzwischen in Rom installiert hatte, erblickte in ihm eine Handhabe, wenn nicht um seine Staaten wiederzuerobern, doch um sie nicht zur Ruhe und zur Zufriedenheit mit dem neuen Regiment kommen zu lassen, bis sich etwa eine günstigere politische Constellation darbieten möchte, um wieder „zu seinem Eigenthume“ zu gelangen. Der römische Clerus, der natürliche Allirte des Despotismus und der Legitimität, wurde durch das von der italienischen Regierung erlassene Gesetz über die geistlichen Güter zu noch energischerer Opposition gegen die aufklärende und liberalisirende Herrschaft des kirchenräuberischen Victor Emanuel gespornt. Hütete man sich auch in Rom, ein öffentliches Bündniß mit Räubern und Mördern zu schließen, so gewährte man ihnen doch anfangs gern die Freistätte diesseit der päpstlichen Grenzen und autorisirte die allmächtige Geistlichkeit, die Kämpfer für Thron und Altar zu unterstützen. Beichtväter und Mönche mahnten zum heiligen Kriege; in den Klöstern waren die Versammlungsplätze; hier erhielten „die Freiwilligen“ ihre Abzeichen, Fingerringe und Knöpfe von Zink, darauf eine Krone und eine Hand mit einem Dolche und der Inschrift: „*Fac et spera!*“

Man hat der italienischen Regierung einen Vorwurf daraus gemacht, daß sie nicht sofort durch energische Organisation, Bewaffung und Verwendung der Nationalgarde dieses Unwesen im Keime erstickt habe. Aber sie befand sich in einer sehr mislichen Lage. Abgesehen von den großen Schwierigkeiten, die sich ihr bei der Organisation der Bürgerwehr entgegenstellten, mußte sie sich sagen, daß diese selbst den neuen Zuständen keineswegs so ergeben, und wo das der Fall, keineswegs immer so muthig und energisch war, um sie überall als eine zuverlässige Stütze betrachten zu können. Es kam vor, daß die Nationalgarde ganzer Ortschaften mit den Räubern gemeinschaftliche Sache machte; in andern dienten ihre feig im Stiche gelassenen Gewehre zur bessern Bewaffung der Briganten. So war die Regierung hauptsächlich auf die piemontesische Armee angewiesen. Aber reguläres Militär eignete sich schlecht zu dem Bandenkriege in dem von unwegsamen Gebirgen nach allen Seiten hin durchzogenen, straßenarmen Lande. Außerdem betrachteten die Bewohner in ihrer Mehrzahl die fremden Soldaten, deren Sprache sie kaum oder gar nicht verstanden, als ihre Feinde, gekommen um ihre Brüder zu tödten, nachdem sie ihren König vertrieben hatten. Es fehlte freilich auch in den Pro-

vingen nicht an Anhängern des einigen Italiens, desto mehr aber an Freunden der Piemontesen.

So erwiesen sich denn die anfangs allerdings nicht mit der erforderlichen Energie betriebenen Anstrengungen der Regierung gegen die Briganten zunächst als vollständig fruchtlos. Es kam so weit, daß in einzelnen Provinzen, wie Basilicata und Terra di Lavoro, ganze Districte mit bedeutenden Städten den letztern in die Hände fielen, die neben Plünderung oder Brandschatzung nicht unterließen, die weiße Fahne der Bourbonen aufzuziehen. So die Bande Crocco's, die sich der Städte Ripacandida, Venosa und Melfi bemächtigte, und die des ebenso schlaun wie gewissenlosen Chiabone, der mit einigen hundert Köhlern und Wilddieben in der Terra di Lavoro sein Wesen trieb, von den Bourbonen und Pfaffen als ein zweiter Hofer gepriesen. Die Crocco'sche Bande wurde schließlich von den piemontesischen Truppen zersprengt; Chiabone aber, von den Bewohnern trefflich bedient, zog sich bei der Annäherung derselben über die päpstliche Grenze zurück, ging nach Rom, wo er, von Franz II. zum General ernannt, für seine „Armee“ warb, und erschien nach Abzug der Piemontesen sofort wieder raubend und plündernd „im Felde“. Die französische Besatzung des Kirchenstaates machte freilich mit den Italienern gemeinsame Sache, aber gering an Zahl, besonders an der südlichen Grenze des Kirchenstaates, war sie ohnmächtig gegen die mit allen Schleichwegen des Volster-, Herniker- und Albanergebirges vertrauten Briganten.

Ein auf der Oberfläche weniger als das Bandenwesen hervortretendes Uebel, das aber bei seiner allgemeinen Verbreitung noch ungleich zerstörender und vergiftender auf die öffentlichen und privaten Verhältnisse im ehemaligen Königreiche Neapel einwirkte, war die Camorra.

Rüstow, der sich mit dem Studium dieser Sekte\*) eingehend beschäftigt hat, definiert die Camorra als eine freimaurerisch mit Graden, Aufnahme- und Beförderungsproben, Erkennungszeichen, Beamten, Pflichten, Rechten und Strafen organisirte Diebesgesellschaft, welche den Diebstahl auf das Princip des Trinkgeldes basirt und ihn in der Gestalt der Erpressung ausübt. Ueber das ganze Festland von Neapel verbreitet, zählte sie ihre Mitglieder zu Hunderten in allen Ständen und Berufsarten. Im Heere und in der Douane, in den verschiedensten Zweigen des Staatsdienstes befanden sich Camorristen. Der Hauptsitz waren die Gefängnisse; hier befanden sich die Häupter, meistens Verbrecher der schlimmsten Sorte. Die Bagnos bildeten die Centralhochschule der Gesellschaft. Die natürliche Feigheit des neapolitanischen Volkes erleichterte ihr Treiben; die neapolitanische Polizei hatte es geduldet, theils aus Furcht, theils weil sie in den Camorristen die trefflichsten Werkzeuge fand. Liborio Romano hatte sich ihrer bedient, Garibaldi sie unbehelligt gelassen. Die italienische Regierung dagegen löste die von Romano geschaffene Camorristenpolizei sofort auf und ließ die unbotmäßigsten Glieder der sauberen Genossenschaft in die Bagnos schaffen. So nothwendig diese Maßregel für eine geordnete Staatsverwaltung war, so hatte sie doch natürlicherweise die schlimme Wirkung, die nun verfeimte Kotte zu dem geheimen Kriege gegen die bestehenden Zustände und gegen das Privateigenthum insbesondere anzufeuern. Diebstahl, Raub und Mord nahmen in erschreckendem Maße zu. Außerdem wußten die Camorristen von den bourbonistisch Gesinnten durch die Drohung, sie der italienischen Polizei zu verrathen, Geld zu erpressen, während sie sich auf der andern Seite bei allen Straßendemonstrationen gegen die Ne-

\*) Die Stallener bezeichnen mit dem Worte „sotta“ alle die zahllosen geheimen Gesellschaften, welche mit den verschiedensten Zwecken und auf den verschiedensten Lebensgebieten auf der Halbinsel floriren.

gierung theiligten. Die Soldaten und Carabinieri (die italienischen Gensdarmen) vermochten ihnen, die überall bei dem feigen und demoralisirten Volke Freunde und Helfer fanden, nicht beizukommen.

Um diese beiden Pestbeulen der neapolitanischen Gesellschaft, das Räuberwesen und die Camorra, zu heilen, hätte es vor allem tüchtiger und zuverlässiger Beamten in allen Zweigen des öffentlichen Dienstes bedurft. Aber nirgends lag das Beamtenwesen mehr im argen als in Unteritalien. Von einer Selbstregierung des Volkes war natürlich nirgends die Rede gewesen, sowenig in communalen wie in politischen Angelegenheiten. Die Dynastie betrachtete das Land als ihre Domäne; um dasselbe möglichst vortheilhaft auszubenten, bedurfte sie zahlreicher, ihr unbedingt ergebener Werkzeuge. Wie der Herr, so der Diener. Auch die Beamten sahen in ihrem Wirkungskreise den ihnen angewiesenen Weidplatz, aus dem es den möglichsten Nutzen zu ziehen galt. Nur auf seine Bequemlichkeit und sein materielles Wohl bedacht, suchte jeder einzelne den möglichst größten Theil seiner Arbeiten auf seine Unterbeamten abzuwälzen. So wurde nach und nach ein wahres Heer von Staatsdienern, zumal von Subalternen, erforderlich, um die nöthigen Geschäfte zu bewältigen. Die höchsten Stellen waren reichdotirte Sinecuren, die Unterbeamten waren dagegen so schlecht besoldet, daß sie von ihrem Gehalt nicht leben konnten. Die natürliche Folge war, daß sie sich ihre Dienste von dem Publikum bezahlen ließen und sich an den Meistbietenden verkauften. Die neapolitanische Regierung, welche dadurch Geld sparte und ihre Werkzeuge bei guter Laune erhalten wollte, drückte beide Augen zu. Es war so weit gekommen, daß die Bestechungen nicht nur offen geboten, sondern offen gefordert wurden. Die Amtjägeri, überall in Italien ein Krebsübel, war hier größer als irgendwo. Ehrliche Leute brachten es nicht weit oder bequemen sich bald, mit dem Strome zu schwimmen.

Diesen Augiasstall mit einem male auszufegen war unmöglich. Man konnte weder alle vorhandenen Beamten gleich absetzen, noch an ihre Stelle Leute ernennen, die mit den Verhältnissen des Landes ganz unbekannt waren. So begnügte sich die neue Regierung, die meisten Oberbeamtenstellen durch zuverlässige Leute, meist der politischen Emigration angehörige Neapolitaner, zu besetzen. Unter den im Lande selbst Lebenden fand sie nur äußerst wenig brauchbares Material. Leider ging den Gewählten ebendeshalb außer den nöthigen Fachkenntnissen (ein auch im übrigen Italien noch häufig vorkommender Mangel) zugleich eine hinlängliche Bekanntschaft mit den Zuständen und Bedürfnissen des Landes ab. Sie waren genöthigt, sich anfangs wenigstens auf die Berichte der alten Subalternen zu verlassen und den verkehrten schleppenden Geschäftsgang beizubehalten. So sahen sie mit fremden Augen statt den eigenen. Ihre Berichte an die Centralregierung waren gefärbt und brachten diese zu der Ansicht, die sich doch am Ende als vollkommen irrig herausstellte, daß man die Schäden des neapolitanischen Beamtenthums sehr übertrieben habe.

Im Laufe der Zeit ist hier allerdings vieles besser geworden. Man hat allmählich begonnen, in den untern Regionen zu purificiren; man hat tüchtige Fachschulen eingerichtet, überflüssige Stellen eingezogen, die Gehälter, zumal nach unten hin, verbessert. Die Bestechungen streng geahndet, dem Selfgovernment, wenigstens zunächst der Gemeinden, Raum zu schaffen begonnen. Viele Fehler sind dabei allerdings begangen und zum Theil schwer gebüßt; auch wird noch eine längere Zeit vergehen, ehe nicht nur die Beamten, sondern auch das an die lange Miswirthschaft gewöhnte Volk sich an die neuen und bessern Verwaltungsmaximen gewöhnen. Die Verbesserung des Schulwesens, mit Energie in Angriff genommen, wird besseres Material für Administratoren und Administrirte schaffen. Die Erweiterung des Handels und Verkehrs, wie die Förderung der Industrie im Verein mit der steigenden Bildung werden den übermäßigen Andrang zu den

Staatsstellen und damit einen wesentlichen Grund der Corruption und Demoralisirung des Beamtenthums beseitigen.

Wir kommen später auf die Maßregeln zurück, welche die Regierung ergriff, um das in wahrhaft trostlosem Zustande befindliche Schulwesen Unteritaliens zu heben, und bemerken hier nur, daß das Königreich beider Sicilien zu den unglücklichen Ländern gehörte, wo das Volk absichtlich in tiefster Unwissenheit erhalten wurde, weil die Regierung in der Bildung desselben einen gefährlichen Factor der Unzufriedenheit mit den bestehenden Zuständen erblickte; ein Grund, den sie freilich unter der auch anderswo beliebten Formel versteckte, daß die Bildung bei dem armen Volke Bedürfnisse erwecke, ohne die Mittel zu deren Befriedigung zu gewähren, und es dadurch unglücklich und unzufrieden mache. Ohne Zweifel sah die bourbonische Dynastie in dem Umstande, daß 80—90 Proc. ihrer Unterthanen weder lesen noch schreiben konnten, einen besondern Vorzug ihres Regierungssystems.

Auf dem weiten Gebiete der materiellen Interessen hatte diese Dynastie kaum mehr für ihr Volk geleistet als auf dem der geistigen Bildung. Es war das keineswegs blos Gleichgültigkeit gegen das Volkswohl oder unzeitige Sparsamkeit, es war ebensowol kluge Berechnung. Man hatte genug von der Geschichte gelernt, um zu wissen, daß materieller Wohlstand geistige Bedürfnisse hervorruft, daß materielle Unabhängigkeit geistige Selbstständigkeit im Gefolge hat. Vor solchen gefährlichen Resultaten bewahrte man sich am einfachsten, indem man das Volk ebensowol in Armuth wie in Unwissenheit zu erhalten suchte. Die Bettler und Lazzaroni, die Hirten und Colonen, die kleinen Handwerker und Hausirer paßten weit besser in dies System als ein freier, unabhängiger Bürger- und Bauernstand, blühender Ackerbau, Großindustrie und reger Handelsverkehr.

So eröffnete sich hier für eine wohlwollende und erleuchtete Verwaltung ein reiches Feld der Thätigkeit. Es galt zu befreien, zu schaffen, zu unterrichten, zu ermuntern, zu zeigen. Das des Selbstdenkens und der Selbstthätigkeit entwöhnte Volk bedurfte noch für längere Zeit des Spornes und der Leitung von oben. Zugleich galt es aber auch, die spätere Decentralisation der Verwaltung anzubahnen, die Provinzen, Kreise und Gemeinden anzulernen und zu gewöhnen, ihre Interessen selbst wahrzunehmen und zu pflegen. Vor allem mußte der Bau von Verkehrsstraßen aller Gattungen, an denen ein so unglaublicher Mangel herrschte, daß manche benachbarte Gemeinden sich so fremd blieben wie die Antipoden, energisch in Angriff genommen werden; daneben die Verbesserung des Volksunterrichts, Ackerbau- und Industrieschulen, wie Fachschulen aller Art für Beamte und Privatleute, Musterwirthschaften, Austrodmung der Sumpfe, Parcellirung der Krongüter, Aufhebung des Besizes der Todten Hand u. s. w.: Aufgaben, die zu ihrer Lösung nicht Monate, sondern Jahrzehnte in Anspruch nehmen. Die italienische Regierung hat auf fast allen diesen Gebieten in kurzer Zeit relativ Bedeutendes geleistet. Aber die Italiener sind ein sanguinisches, ungedulbiges Volk. Man wollte schon Früchte sehen, wo sich kaum die Knospen zeigen konnten.

Bereits zu Anfang April 1861 interpellirte der übrigens der Majorität angehörige Deputirte Massori die Regierung über die innern Zustände des Südens. Die schwersten Anklagen regneten auf die Häupter der Minister. Es war leicht, zu beweisen, daß die Schäden Unteritaliens erst zum kleinsten Theile geheilt, daß manche Mißgriffe begangen, daß die Bevölkerungen von dem neuen Regimente noch wenig erbaut seien. Neues erfuhr man wenig; an schlechten Rathschlägen fehlte es nicht, an guten völlig. Das Resultat der mehrtägigen hitzigen Debatte war eine nichts sagende Tagesordnung.

Ueberhaupt hatte die Regierung vom Parlament bei der compacten Majorität, über die sie gebot, keine wesentlichen Schwierigkeiten zu fürchten. Was ihr besonders Sorge machte, war die wenig freundliche Haltung der auswärtigen Mächte und die entschieden feindliche der höhern italienischen Geistlichkeit.

Die letztere trat zunächst bei der Feier des Nationalfestes in den Vordergrund. Durch ein besonderes Gesetz auf den 6. Juli jedes Jahres festgesetzt, wurde der erste Jahrestag der italienischen Unabhängigkeit in ganz Italien unter lebhafter Betheiligung des Volkes begangen. Der König ließ dabei die neuen italienischen Fahnen unter die Armee vertheilen und veröffentlichte einen Tagesbefehl, in dem er die rühmlichen Thaten des Heeres und das nun glücklich erreichte Ziel hervorhob, indem er zugleich die Worte wiederholte, die sein Vater beim Ueberschreiten der Tessins im Frühling 1848 ausgerufen hatte: „Es seien die Geschicke Italiens!“

In Mailand kam es infolge der Weigerung des hyperklerikalen Verwefers des Erzbischofs, Monsignore Caccia, mit seiner Geistlichkeit an der Feier theilzunehmen, zu thätigen Excessen, bei denen freilich noch andere Ursachen mitwirkten. Caccia wurde vertrieben; das Domkapitel beschloß, sich auf eigene Verantwortlichkeit bei dem Feste zu betheiligen. Der Papst und der hohe Klerus verboten, das Te Deum zu singen; ein großer Theil des niedern Klerus, von der Regierung unterstützt, bot ihnen Trost. Aber die Zahl dieser Kenitenten nahm von Jahr zu Jahr ab, je mehr sie zur Erkenntniß kamen, wie wenig die Regierung sie gegen Rom zu schützen vermochte.

Auf eine den bestehenden Verträgen wie den Traditionen der europäischen Politik gleichmäßig widerstrebende Weise zu Stande gekommen, war das neue Königreich bis zum Sommer 1861 erst von der schweizerischen Eidgenossenschaft, von England, Griechenland, Portugal, Belgien, den skandinavischen Ländern und den Vereinigten Staaten anerkannt worden. Dagegen hatte der Herzog von Modena, die Regentin Luise von Parma (namens ihres Sohnes) und der Papst öffentlich gegen ihre und ihrer Völker Vergewaltigung durch Piemont und die Revolution Protest eingelegt. Frankreich, Preußen und Rußland bewahrten eine kühle, reservirte Haltung; Baiern, Württemberg und Mecklenburg weigerten sich, am Bundestage Actenstücke mit dem Siegel des Königreichs Italien in Empfang zu nehmen, und nöthigten Cavour dadurch, ihren Consuln das Exequatur zu entziehen. Oesterreich und Spanien wandten sich in fast gleichlautenden Noten an Frankreich, um dasselbe zu einer gemeinsamen Action zur Wiederherstellung mindestens der alten Grenzen des Kirchenstaates zu veranlassen. Natürlich weigerte sich Napoleon und hielt das Princip der Nichtintervention trotz der Fortdauer der französischen Besatzung in Rom aufrecht, gab aber zugleich seinem Unwillen über die Annexion Süd- und Mittelitaliens einen sehr entschiedenen Ausdruck.

In dieser gespannten Lage der Dinge trat ein Ereigniß ein, welches die günstige Entwicklung des jungen Staates verhängnißvoll zu hemmen drohte. In der Nacht vom 5. auf den 6. Juni 1861 starb Graf Camillo Cavour nach kurzem, aber schwerem Leiden. Seit 10 Jahren hatte er die Geschicke seines Heimatlandes Sardinien gelenkt, die Schöpfung des neuen Nationalstaates war mehr als irgendeines andern sein Werk gewesen. Die Unabhängigkeit Italiens, zunächst und vor allen Dingen von der habsburgischen Politik, die seit Jahrhunderten wie ein Alp auf dem Volke der Halbinsel gelastet, war der Grundgedanke seines Lebens, das Ziel seines Strebens von frühester Jugend auf gewesen.

Durch die Vereinigung einer ebenso genialen wie in ihren Mitteln wenig bedenklichen Staatskunst mit der höchsten und ausdauerndsten Energie, von keinem Erfolge verblendet, von keinem Misserfolge zurückgeschreckt, hatte er sich Schritt für Schritt dem hohen Ziele genähert. Ob die volle staatliche Einheit Italiens ihm von vornherein vorgezeichnet, oder ob er zunächst nur die Vereinigung Oberitaliens unter dem piemontesischen Scepter und die Schöpfung eines italienischen Staatenbundes angestrebt habe, ist schwer zu entscheiden. Denn daß er Napoleon, vielleicht auch seinen Freunden gegenüber zunächst nur das Ge-

ringere als sein Ziel bezeichnete, beweist bei dem vorsichtigen und klug berechnenden Staatsmanne keineswegs, daß er nicht weiter hinausgedacht habe. Der feurige, romantische Gefühlsmensch Garibaldi, der Fanatiker Mazzini und ihre Anhänger sowie ein großer Theil der ungeduldbigen Bewohner Südtaliens, große politische Kinder, haben seine Politik eine kalte und herzlose genannt. Aber Camillo Cavour hatte ein ebenso warmes Herz für sein Vaterland und sein Volk wie für seine Freunde. Nur war er auch darin ein großer Staatsmann, daß er nie weichliche Gefühlspolitik trieb, vor keinem Opfer, am wenigsten dem seiner eigenen Neigungen und Sympathien, zurückschreckte, selbst den schlimmsten Verdacht, die bittersten Anschuldigungen und Verleumdungen, die heftigsten Vorwürfe über sich ergehen, ja von seinen Feinden sich scheinbar mit Grund angreifen und mit Noth bewerfen ließ, wenn eine Widerlegung seiner großen Sache Schaden bringen konnte. Ebenso entschieden liberal wie monarchisch gesinnt, verschmähte er es keineswegs, mit Reactionären und Republikanern freundlich zu verkehren, um ihre Dienste für das Vaterland zu gewinnen und zu verwerthen. Welche furchtbaren äußern und innern Kämpfe er durchgemacht, als er nach der Annexion von Mittel- und Unteritalien den allerdings schon in Plombières für das „Frei bis zur Adria“ stipulirten Preis für die französische Hilfe zahlen mußte, können alle bezeugen, die ihm näher standen. Er wußte, was ihn erwartete; aber er wollte lieber durch die Abtretung einer ganz- und einer halbfranzösischen Provinz sich selbst als Landesverräter und Menschenhändler brandmarken, als sein Vaterland in der österreichischen Knechtschaft lassen. Aber der Kummer über das schwere Opfer, das er bringen mußte, und der Haß, den es ihm von manchem warmen, aber kurzfristigen Freunde und Patrioten eintrug, hat neben der furchtbaren Ueberanstrengung seiner Kräfte und vielleicht der Heilmethode seiner Aerzte dazu beigetragen, ihn vor der Zeit ins Grab zu stürzen.

Cavour hatte in überraschend kurzer Zeit Großes erreicht. Aber das Schwierigste lag noch vor ihm. Es galt, die Geister wieder zu bannen, die er gerufen hatte. Zunächst die Radicalen und Republikaner; das war ihm bereits im wesentlichen gelungen, freilich nicht, ohne ein fast erdrückendes Maß des Hasses auf sich zu laden. Dagegen bot die Befreiung von der französischen Vormundschaft, die er für die österreichische hatte eintauschen müssen, von dem Beelzebub, durch welchen er die Teufel ausgetrieben, die Vervollständigung des Nationalstaates, endlich die Versöhnung mit der Kirche scheinbar unüberwindliche Schwierigkeiten dar. Nachdem er noch seine fröhliche Hoffnung auf die Vollendung seines Werkes ausgesprochen, war er mit seinem Wahlspruche: „Freie Kirche im freien Staate“, auf den Lippen gestorben. Fühlte und dachte er ebenso zuversichtlich wie er sprach? Es ist erlaubt, daran zu zweifeln. Er kannte die Hierarchie und ihre Geschichte zu gut, um sich einzureden, daß die Römische Curie ihren weltlichen Besitz zu Gunsten seiner idealen Anschauungen aufgeben werde. Er wollte wol nur die öffentliche Meinung Italiens wie ganz Europas für sich gewinnen, und den katholischen Mächten jeden Vorwand nehmen, zu Gunsten der bedrängten Kirche zu interveniren. Möglich, daß er zugleich hoffte, den Allirten an der Seine durch den Beweis der absoluten Verstocktheit des geistlichen Regiments in Rom, auch den der Kirche günstigsten Bedingungen gegenüber, zum Zurückziehen seiner Truppen und zum Aufgeben der Garantie des Dominium temporale zu nöthigen. Wahrscheinlicher, daß das scharfe Auge seines Geistes sich schon nordwärts nach einem neuen Allirten richtete, der erforderlichenfalls den alten aus dem Sattel heben könnte. \*) Nicht Gefühlspolitik, nicht natürliche Neigung ketten ihn, wie viele seiner Anhänger und Nachfolger, an Frankreich. Seine Sympathien zogen

\*) In Cavour's Briefwechsel finden sich mehrfache Anspielungen auf ein künftiges Zusammengehen Preußens und Italiens.

ihn vielmehr nach England, an das er sich auf dem Friedenscongresse von 1856 auf das engste angeschlossen hatte. Aber er erkannte bald, daß er von dem Inselreiche nichts als gute Wünsche, eine wohlwollende Haltung und höchstens eine diplomatische Intervention zu erwarten hatte. So blieb ihm für den drohenden Krieg mit Oesterreich, für das fast unvermeidliche Zerwürfniß mit Frankreich um Rom's willen nur das Bündniß mit der Revolution oder mit Preußen übrig. Seine politische Richtung wie sein klarer staatsmännischer Blick perhorrescirten das erstere; zu dem letztern war die Zeit noch nicht gekommen. Cavour sah, wenn er am Leben geblieben wäre, einer schweren, sorgenvollen, für seinen Ruhm bei den großen Erwartungen, die er in seinem Volke rege gemacht, vielleicht bedenklichen Zeit entgegen. In diesem Sinne darf man sagen, daß er, wenn nicht für sein Land, doch für sich selbst zur günstigen Stunde aus dieser Welt abgerufen ward.

Ein Schrei des Schmerzes durchtönte Italien von den Alpen bis zum Libyschen Meere bei der Kunde von dem Tode seines größten Bürgers. Selbst die Häupter der Actionspartei, deren Plane er so oft durchkreuzt, erkannten den unerseßlichen Verlust an, den das Vaterland erlitten hatte. Ja, die allgemeine Trauer schien für den Augenblick die Parteigegegensätze aufzuheben. Alle vereinten sich, die nationale Fahne hochzuhalten und das Programm Cavour's durchzuführen. Allgemeiner Beifall begrüßte seinen Nachfolger an der Spitze der Regierung, den toscanischen Baron Bettino Ricasoli.

Ricasoli, einem alten florentinischen Adelsgeschlechte entsprossen, zeigt in seiner langen, hagern Gestalt und seinen scharfmarkirten, unregelmäßigen Zügen wenig von dem gewöhnlichen Typus seiner Landsleute. Aus dem großen, dunkeln Auge blizt, wenn er erregt wird, das Feuer der Begeisterung, um den Mund lagert ein Zug fester Entschlossenheit und selbstbewusster Energie. Zu den ersten Landwirthen Italiens gehörig, von fleckenlosem Rufe im Privat- wie im öffentlichen Leben, war er den Lockungen wie den Auszeichnungen des mächtigen Allirten gleich unzugänglich, ein entschiedener Gegner der mazzinistischen Demagogie und zugleich der consequenteste und ausdauerndste Vertreter der Einheit Italiens. Seiner unerschütterlichen Redlichkeit und Festigkeit, die er in Toscana sowol 1848 und 1849 wie 1859 und 1860 vielfach zu erproben Gelegenheit fand, verleiht er den Namen des eisernen Barons. Nicht frei von aristokratischen Manieren und Neigungen, ein Tory im besten Sinne des Wortes, hat er in seinem Wesen durchaus nichts Einschmeichelndes und Gewinnendes. Es liegt darin vielmehr eine unbeugsame Starrheit, die sich bis zum Eigensinn steigern kann, und niemand ist von Natur weniger geeignet zum Diplomaten und Hofmann als er. So war er überall geachtet, aber wenig beliebt, wenn er auch, der Rede mächtig wie wenige, durch diese in Italien besonders hoch geschätzte Gabe einen großen Einfluß auf die Gemüther zu üben wußte. Innerhalb und außerhalb des Parlaments glaubte man in ihm denjenigen zu sehen, der am besten geeignet sei, Cavour's Programm durchzuführen und die Nation in allen ihren Schichten und Parteischattirungen um sich zu versammeln. Daß der König ihn an die Spitze der Regierung berief, war um so mehr anzuerkennen, als Victor Emanuel dabei, wie man annehmen darf, seinen Neigungen Gewalt anthun mußte.

Der Tod Cavour's beseitigte die letzten Bedenken Napoleon's in Bezug auf die Anerkennung des neuen Königreichs. Er erkannte, daß es in diesem kritischen Moment den gleichsam verwaissten jungen Staat zu stützen galt, der mit seiner Hülfe, wenn auch nicht ganz mit seinem Willen, ins Leben gerufen war. In einer Note vom 15. Juni, welche die officielle Anerkennung aussprach, bezeichnete sein Minister Thouvenel dieselbe gewissermaßen als die Antwort auf einen frühern Brief Victor Emanuel's an den Kaiser, der dieselbe erbeten habe. Zugleich sprach er sich aber in nicht miszuverstehenden An-

deutungen ebenso entschieden gegen die sardinische Annexionspolitik wie gegen die österreichisch-spanischen Interventionsgelüste aus und erklärte aufs unumwundenste, daß Frankreich Rom besetzt halten werde, „solange nicht hinlängliche Bürgschaften die Interessen wahren, welche uns dahin geführt haben“.

Napoleon war kein Gönner des neuen Ministerpräsidenten in Turin. In der That hatte er wenig Grund dazu. Ricasoli war einer der wenigen in der herrschenden Partei Italiens, welche, wie Cavour selbst, sich über den berechnenden Egoismus der französischen Politik keinerlei Illusionen machten. Aber wenn Cavour, als gewandter Diplomat, stets besorgt war, in jeder, auch persönlichen Beziehung das freundschaftlichste Verhältniß mit der pariser Regierung zu unterhalten, so konnte es der gerade und starre Ricasoli nicht über sich gewinnen, sein Mißtrauen, vielleicht auch seine Antipathie zu verbergen und seiner nationalen Politik Napoleon zu Gefallen ein Mäntelchen umzuhängen. So benutzte er gleich die erste Gelegenheit, bei dem infolge seiner Rede fast mit Stimmeneinheit angenommenen Antrage auf Contrahirung einer Anleihe von 500 Millionen, um aufs unumwundenste auszusprechen, daß die Italiener nach Rom wollten und müßten. Als Weg dahin bezeichnete er die Ausführung der Idee Cavour's, die volle Trennung von Staat und Kirche mit entschiedenster Verwerfung „aller aufständischen, verwegenen und unzeitgemäßen Bewegungen.“ Des Einvernehmens mit Frankreich wurde nur beiläufig gedacht. Kühnheit, Festigkeit und Ausdauer würden zum Ziele führen.

Kammer und Tribunen klatschten dem Ministerpräsidenten Beifall. Aber damit war wenig geholfen. Die Hoffnung Cavour's, das päpstliche Regiment werde an seiner eigenen Unmöglichkeit ohne äußeres Zuthun durch das Versiegen aller moralischen und materiellen Existenzmittel zu Grunde gehen, war noch weit von ihrer Erfüllung. Allerdings hatte Palmerston nicht mit Unrecht gesagt, Rom sei noch nie besser regiert gewesen als unter Mazzini, und der päpstliche Protonotar und Kanonikus Liverani hatte das Haus des Stellvertreters Christi einen Sumpfspfuhl und eine Kloake voller Standal und schändlicher Kuchlosigkeit genannt; allerdings war der sogenannte Kirchenstaat nichts als eine große Domäne der Hierarchie, allerdings waren die Jesuiten wieder allmächtig und die Redacteurs ihres Organs, der „Civiltà cattolica“, beherrschten die Kirche. Aber trotz alledem floß der Peterspfennig reichlich, und die Schar der blinden Anhänger der päpstlichen Herrschaft war noch groß, wenn auch weit größer diesseit als jenseit der Alpen. Die hohe Geistlichkeit hielt überall unbedingt daran fest. Einzelne Frondeurs, wie der eitle und ehrgeizige Cardinal Andrea in Neapel, bequerten sich schließlich zum Widerruf und nahmen ein klägliches Ende. Ein Theil des niedern Klerus dachte freilich anders und reichte sogar Petitionen um die Aufgabe des weltlichen Regiments bei dem Heiligen Vater ein, von denen eine, als deren Urheber der bekannte liberalisirende Pater Passaglia galt, an 10000 Unterschriften zählte. Aber ein quos ego — Pius' IX. brachte sie zum Schweigen und strenge Disciplinarstrafen zur Neue und Umkehr.

Victor Emanuel hatte sich mehrmals direct an den Papst gewandt, aber gar keine oder eine beleidigende Antwort erhalten. Ricasoli setzte nun ein Schreiben an denselben und einen Vertragsentwurf zwischen beiden Regierungen auf. Derselbe garantierte dem Papste seine volle Unabhängigkeit als Kirchenfürst, bot ihm eine fixe Dotation, verzichtete auf das Placet, auf alle Patronate und Ernennungen, auf jede Einmischung in die kirchlichen Angelegenheiten. Man darf mit Recht bezweifeln, ob seine Annahme Italien zum Heile gereicht haben würde. Das Begleitschreiben, in welchem Ricasoli dem Papste den Dante'schen Satz von der Unvereinbarkeit der „duo reggimenti“ zu Gemüthe zu führen suchte, war nicht sehr geeignet, in Rom einen guten Eindruck zu machen.

Beide Schriftstücke wurden mit der Bitte um Uebermittlung und Befürwortung nach Paris gesandt. Form und Inhalt derselben mißfielen dem Kaiser gleichermassen.

Ehoubenel erklärte, er könne so radicale Documente nicht einmal überreichen, geschweige denn besitzworten. In Rom schäumte man vor Wuth über die Unverschämtheit des excommunicirten Königs und seiner Helfershelfer. Zahlreiche, von Ricasoli öffentlich misbilligte antipäpstliche Demonstrationen in den bedeutendsten Städten Italiens waren der Sache wenig förderlich.

Unter diesen Umständen blieb dem Ministerpräsidenten nichts übrig, als dem Parlament von seinem gescheiterten Versuche Mittheilung zu machen und dessen Absolution zu erbitten. Er erlangte sie zwar, das Parlament erklärte sich mit den Schritten der Regierung einverstanden, verweigerte aber ein ausdrückliches Vertrauensvotum für das Ministerium, wie es Ricasoli verlangt hatte.

Es war nicht nur der Misserfolg in der römischen Frage, was das Parlament verstimmt. Der Zustand der Dinge in Unteritalien hatte sich in den letzten Monaten eher verschlimmert als gebessert.

Mit Carignan's Abberufung war ein großer Theil der bisherigen Functionen der Statthaltertschaft an die Centralregierung übergegangen. Der Senator Ponza di San-Martino, den Cavour im Mai 1861 nach Neapel gesandt hatte, war ein tüchtiger Verwaltungsbeamter und besaß, obwol nicht frei von aristokratischen Anschauungen, in hohem Grade die Gabe, sich beim Volke beliebt zu machen. Er nahm die Organisirung der Nationalgarde, der Gemeinde- und Provinzialverfassung wie die Purificirung des Beamtenthums energisch in Angriff. Aber die trefflichsten Intentionen, Verordnungen und Gesetze scheiterten an dem passiven Widerstande der Bevölkerung, ihrem Misstrauen, ihrer Trägheit und Feigheit. Das Brigantenthum, dem die verhasste Conscription in den Sübprovinzen eine Menge neuer Elemente zugeführt hatte, erhob das Haupt kühner als zuvor. Ricasoli sandte Cialdini als Obercommandanten in unabhängiger Stellung nach Neapel. San-Martino remonstrirte; es kam zum Conflict zwischen ihm und dem Militärbefehlshaber, in Folge dessen er seine Entlassung einreichte. Cialdini wurde nun auch Civilgouverneur, und die piemontesischen Truppen in Unteritalien auf 60 Bataillone gebracht, eine Maßregel, die Massimo d'Azeglio und nicht wenige mit ihm als eine ungerechtfertigte Vergewaltigung der Neapolitaner betrachteten.

Trotz dieser großen Truppenmacht erwies sich Cialdini vollständig unfähig, die öffentliche Sicherheit in den fünf vom Brigantaggio heimgesuchten Provinzen herzustellen. Er wurde zurückberufen, bald nachher, im October 1861, die Statthaltertschaft in Neapel wie gleichzeitig die in Toscana aufgehoben und Alfonso Lamarmora zum Präfecten und Militärbefehlshaber in Unteritalien ernannt. Kurze Zeit vorher war der Spanier Borjes, ein excentrischer Legitimist und bigotter Katholik, zu Gerace in Calabrien gelandet, um die bourbonischen Haufen zu organisiren und einen Kreuzzug gegen die italienische Regierung zu beginnen. Zu spät erkannte er, wie man ihn in Rom betrogen, mit welcher Elementen er es zu thun hatte. Nach kläglich gescheiterten Versuchen, eine legitimistische Armee zu bilden, wurde er am 8. Dec. von den italienischen Truppen bei Tagliacozzo gefangen und erschossen. Aber das Bandenwesen hörte deshalb nicht auf. Selbst die draconischen Maßregeln des Majors Fumel und seine furchtbaren Strafandrohungen gegen die Gemeinden in den insicirten Bezirken blieben ohne wesentliche Wirkung. Die Bewohner fürchteten oder liebten die Briganten mehr als die Soldaten und die Gesetze.

Ricasoli war freilich an diesen Misserfolgen sehr unschuldig. Aber seine Gegner im Parlament wußten dieselben gegen ihn auszunutzen. Dazu kam eine andere Verlegenheit. Minghetti, mit dem Ministerpräsidenten zerfallen, gab seine Dimission. Ricasoli übernahm vorläufig das Portefeuille des Innern und suchte vergeblich nach einem Erfolge. Als nun auch der Senat, ohne die Politik der Regierung offen zu misbilligen, doch dem

Ministerium ein directes Vertrauensvotum verweigerte, legte er mit allen seinen Collegen den 2. März 1862 sein Amt nieder.

Victor Emanuel war froh, den unbequemen Minister los zu sein. Der Nachfolger war längst gefunden. Am 3. März erhielt Urban Rattazzi den Auftrag, ein Ministerium zu bilden; fünf Tage später konnte er schon dem Parlament das Programm der neuen Regierung vorlegen. Obgleich wesentlich aus dem Kerne der piemontesischen Anhänger Cavour's zusammengesetzt, enthielt dieselbe doch auch sehr gemischte Elemente, die von dem rechten Centrum bis zu den gemäßigten Schattirungen der Linken reichten. Die bedeutendsten Mitglieder waren neben Rattazzi, der das Innere verwaltete, der Finanzminister Sella und der erst später eingetretene General Durando für die auswärtigen Angelegenheiten. Als *captatio benevolentiae* für den französischen Kaiser war auch sein Verwandter, Marquis Pepoli, ins Ministerium berufen.

Urban Rattazzi aus Alessandria, ein redegewandter, scharfsinniger Advocat, nicht frei von Sophistik und nicht immer ein Feind von krummen Wegen, war kein Neuling mehr im Regieren. Im Jahre 1849 hatte er als Ministerpräsident den traurigen Frieden mit Oesterreich unterzeichnet; 1850 Kammerpräsident, war er von 1853—59 unter Cavour Minister des Innern, gab aber seine Dimission, als es sich um die Abtretung Nizzas und Savoyens handelte. Mit seltenem Talent zur Leitung der Debatte begabt, bestieg er im neuen Parlament abermals den Präsidentenstuhl. Seine Opposition gegen Ricasoli erinnert an das Verhältniß Thiers' zu Guizot von 1848. Als Chef des linken Centrums bewahrte er in seinen Aeußerungen die Vorsicht eines Mannes, der daran denkt, selbst einmal die Politik zu betheiligen, die er verachtet. Der gewandte Diener und Freund seines Königs wie des französischen Kaisers, vielgeschäftig, überall Fäden anknüpfend, hatte er es noch mit keiner Partei ganz verdorben, aber auch keine ganz gewonnen, da seine schillernde Politik niemand volles Vertrauen einflößen konnte. Auf der rechten Seite des Hauses dem entschiedensten Misstrauen belegend, mußte er mit der Linken pactiren. So zu dem Bestreben genöthigt, der Minorität und der Majorität des Parlamentes zugleich gerecht zu werden, Napoleon's und Garibaldi's Pläne zu fördern, war das Ministerium Rattazzi von vornherein zu einer Schaukelpolitik verurtheilt, deren nahe und klägliche Niederlage unschwer voraussehen war.

Das Programm, welches Rattazzi dem Parlament vorlegte, wich allerdings in keinem wesentlichen Punkte von dem seines Vorgängers ab. Er betonte besonders die Decentralisation der Verwaltung und möglichste Sparsamkeit, jedoch ohne Unterbrechung der Rüstungen. Das erinnert freilich an die Quadratur des Circels. Schon San-Martino hatte, als er seine Ablehnung eines Ministerpostens unter Ricasoli im Parlament begründete, darauf hingewiesen, daß, wenn man in dieser Weise fortwirthschafte, der Bankrott in sicherer Aussicht stehe. Das Königreich Italien hatte die Schulden der einzelnen Staaten übernommen. Dieselben waren nicht übermäßig; auch die Steuern hatten sich in Neapel wie in Toscana und den römischen Staaten auf einer erträglichen Höhe gehalten. Dafür war aber auch in den meisten jener Länder für die Wohlfahrt des Volkes so gut wie nichts geschehen. Der Hof, die Beamten und die Soldaten hatten den Löwenantheil der Einnahmen verschlungen. Die italienische Regierung mußte nicht nur eine neue Verwaltung und eine Menge für das öffentliche Wohl unentbehrlicher Institutionen einführen: sie mußte für den Bau neuer Verkehrsstraßen, für die Hebung des Handels und der Industrie und den gänzlich daniederliegenden öffentlichen Unterricht ungeheure Summen verwenden. Jahre, vielleicht Jahrzehnte mußten vergehen, ehe dieselben sich productiv erweisen konnten. Aber schon jetzt wäre das keineswegs arme Land im Stande gewesen, die Worte Ricasoli's zu bewahrheiten, daß die Finanzlasten die Kräfte der Nation nicht

überflogen, hätte es nicht zugleich gegolten, ein großes schlagfertiges Heer und eine entsprechende Flotte mit dem ungeheuern Apparat von Waffen, Festungen, Kriegshäfen u. s. w. zu schaffen. In den Jahren 1861—65 betrug die Kosten für das Heerwesen allein 1627 Mill. Frs. So wies das Jahr 1861 ein Deficit von 314 Millionen, das provisorische Budget für 1862 ein solches von 350 Millionen nach. Wir kommen später auf die Maßnahmen zurück, durch welche die Finanzminister des Königreiches bisher vergeblich das gestörte Gleichgewicht zwischen Einnahmen und Ausgaben herzustellen trachteten.

Wenige Tage nach seinem Amtsantritte hatte Rattazzi in einem advocatorischen Plaidoyer den Mächten die Ansprüche Italiens auf Anerkennung und auf die Unterstützung seines Strebens nach dem Besitze Roms und Venetiens auseinandergesetzt. Das Rundschreiben war kaum geeignet, das Mißtrauen und die Verstimmung der conservativen Regierungen gegen den neuen Staat zu vermindern. Vergeblich bemühte sich der Portector an der Seine lange Zeit, den Kaiser Alexander zur Anerkennung zu vermögen. Die in Italien auch in Regierungskreisen unverhohlen geäußerten Sympathien für die Sache der Polen hatten das Cabinet von Petersburg, das schon an dem revolutionären Ursprunge des Königreiches den größten Anstoß nahm, tief verstimmt. Erst als Durando sich verpflichtete, die polnische Specialschule in Genua aufzuheben und unter keinen Umständen die Bildung einer polnischen Legion zu gestatten, bequeme sich Rußland, Frankreichs Wunsch zu erfüllen. Gleichzeitig — zu Anfang Juli 1862 — hatte Graf Bernstorff, der preussische Minister des Auswärtigen, gleiche Geneigtheit zu erkennen gegeben, verlangte aber erst Beruhigung in Betreff der Absichten Italiens auf Venetien und Rom. Der preussische Minister schwor damals noch auf das Nadowiz-Vinac'sche Axiom von der Vertheidigung Deutschlands an der Minciolinie. Es gelang Durando, seine Bedenkllichkeiten zu beschwichtigen, und am 21. Juli 1862 fehlte Italien außer der Anerkennung Oesterreichs, Spaniens und des Papstes nur noch die der meisten kleinern deutschen Bundesstaaten, Baiern und Württemberg an der Spitze.

Das Verhältniß zu Rom gestaltete sich unter der neuen Regierung nicht freundschaftlicher. Schon im Januar hatte Antonelli in einer Conferenz mit dem französischen Gesandten Lavalette das non possumus im entschiedensten Tone ausgesprochen. Napoleon hatte sich damals unschwer dabei beruhigt. Jetzt lagen die Sachen anders. Man wollte Rattazzi und Pepoli gern eine Concession machen, die man Ricasoli verweigert hatte. Dazu kam das Drängen Englands. In mehreren Noten hob Lord Russell in ziemlich unumwundener Sprache die Inconsequenz hervor, deren sich Frankreich gegen das von ihm selbst aufgestellte Princip der Nichtintervention schuldig mache, und verlangte die Räumung Roms. Die französische Regierung lehnte die Zumuthung anfangs ausweichend, dann entschieden ab. Nichtsdestoweniger fühlte Napoleon das Unhaltbare seiner Position. Schon war auf Lavalette's peremptorisches Verlangen der allzu päpstlich gesinnte Commandant der französischen Garnison, General Guhon, nach einem heftigen Conflict mit dem Gesandten abberufen. In einem eigenhändigen Briefe an Thouvenel vom 20. Mai, der jedoch erst im September im „Moniteur“ erschien, bezeichnete der Kaiser als Grundlage der Versöhnung eine Combination, nach welcher der Papst Herr bliebe im eigenen Hause, gleichzeitig aber die Schranken fielen, welche seine Staaten von dem übrigen Italien trennten. Das Königreich verzichtet auf Roma capitale und respectirt die Grenzen des reducirten Kirchenstaates; der Papst ertheilt seinen Unterthanen in Hauptstadt und Provinzen das Recht, sich nach modernen Principien selbst zu verwalten — so lautete das kaiserliche Recept. Will der Papst, so fügte Thouvenel in seiner Instruction für Lavalette hinzu, den gegenwärtigen Besitzstand anerkennen, so wird ihm das katholische Europa die Pille durch eine reiche Dotation verfüßten, zu der Frankreich 3 Mill. Frs. beizutragen bereit

ist. Im entgegengesetzten Falle müsse dasselbe baldmöglichst aus seiner falschen Lage herauszukommen suchen. Um die in den letzten Worten enthaltene Drohung noch eindringlicher zu machen, wurde einige Tage nachher (1. Juni 1862) das französische Occupationscorps wesentlich vermindert.

Wie leicht voranzusehen, war keine der beiden Parteien in Italien von diesem Project erbaut. In Turin hielt man sich in Reserve. Anders in Rom. Hier hatte der Papst am 15. Mai ein allgemeines Concil zusammengerufen, dessen ostensibler Zweck, die Kanonisation der japanischen Märtyrer, niemand täuschte. Es galt, eine großartige Demonstration der katholischen Welt gegen die Uebergriffe Italiens und für das Dominium temporale in Scene zu setzen. In einer Allocution an die versammelten Würdenträger am 9. Juni sprach sich Pius IX. in den schärfsten und härtesten Worten gegen die italienische Regierung aus. In einer Adresse, welche Cardinal Mattei im Namen von 264 Erzbischöfen und Bischöfen, unter denen sich jedoch nur 33 italienische befanden, dem Papste überreichte, erklärten die Unterzeichner ihre Ueberzeugung, daß die weltliche Herrschaft des Heiligen Stuhles eine Nothwendigkeit und durch den klaren Willen der göttlichen Vorsehung eingesetzt sei, und baten den Papst, „in seinem festen Entschlusse und seiner Standhaftigkeit unerschütterlich zu verharren“.

Das Parlament in Turin nahm den von der Hierarchie hingeworfenen Handschuh auf. Eine würdig gehaltene Adresse der Deputirtenkammer protestirte energisch gegen die frivole Vermengung geistlicher und weltlicher Interessen, gegen die unerhörte Lehre, daß die Zwecke der Religion unvereinbar seien mit der nationalen Unabhängigkeit und politischen Selbstbestimmung des italienischen und insbesondere des römischen Volkes. Dies letztere demonstirte in gleichem Sinne in den Theatern und auf den öffentlichen Plätzen, bis es von französischen Gensdarmen zum Schweigen gebracht wurde; die zahlreiche Emigration forderte in einem Manifest die Römer zur Revolution auf, in der thörichten Voraussetzung, die französische Besatzung werde Gewehr im Arm zuschauen.

Mit Adressen und machtlosen Demonstrationen war Rom nicht geholfen. Da beschloß der Mann, der schon einmal, als die Weisheit der Diplomatie zu Ende war, den Knoten der italienischen Frage mit scharfem Schwerte durchhauen hatte, die römische Frage in gleicher Weise zu lösen.

Giuseppe Garibaldi ist in seiner unendlichen Einfachheit vielleicht öfter falsch beurtheilt worden als der verwickelteste Charakter. In der idealen Welt seines Phantasie- und Gemüthslebens befangen, existirt er gleichsam in einem eigenen Dunstkreise, durch den ihm die Dinge, Personen und Verhältnisse in wunderbar veränderter Beleuchtung erscheinen. Naiv bis zur Kindlichkeit und muthig bis zur Tollkühnheit, verbindet er damit die stets wache unerschöpfliche Jägerlist des ersten aller Guerrillaführer. Für die allgemeine Gleichheit und Freiheit aller Erdenbürger, für die große Menschheitsrepublik, für eine Religion ohne Priester, einen Staat ohne besoldete Beamten, ein freiwilliges Volksheer schwärmend, scheute er sich nicht, zum Besten seines angebeteten Königs eine Ausnahme zu machen und die Losung „L'Italia e Vittore Emanuele!“ auf seine Fahne zu schreiben. Unfähig, mit Menschen oder Verhältnissen zu rechnen, riß er jene durch den unwiderstehlichen Zauber seiner Persönlichkeit mit sich fort und erkämpfte den letztern zum Troge unglaubliche Erfolge. Sein Siegeszug von 1860 hatte ihm einen starken Glauben an sich selbst und die Unbestegbarkeit der Principien, für die er kämpft, eingeflößt, der ihm selbst und seinem Vaterlande verderblich werden konnte. Er war nicht der Mann, den veränderten Umständen Rechnung zu tragen. Sein ganzes Leben bewegt sich auf dem schrittbreiten Raam zwischen dem Erhabenen und Pückerlichen, und das antike Helde-

ihm war immer in Gefahr, in romantische Donquixoterie umzuschlagen, wie die Rolle, die er im Kriege von 1870 spielte, schlagend bewiesen hat.

Am 9. Mai 1862 war in Genua in einer Versammlung der Vertreter von 275 demokratischen Vereinen (Comitati di provvedimento) unter Garibaldi's Vorstz ein allgemeiner Emancipationsverein gegründet worden. Das von Garibaldi entworfene Programm war die Durchführung des Wahlspruches „Italien und Victor Emanuel“, die Erhebung Roms zur Hauptstadt, Gleichheit der politischen Rechte, Mitwirkung der bewaffneten Bürger zur Einheit und Freiheit des Vaterlandes. Zugleich wurde unter den Häuptern ein geheimer Actionsplan für den Sommer verabredet.

Von Genua eilte Garibaldi in die Lombardei, wo er, mit Jubel empfangen, überall Schützengesellschaften zu organisiren bemüht war. Binnen wenigen Wochen waren dieselben an allen bedeutenden Orten der Lombardei in Thätigkeit. Im Mai sammelten sich unter verschiedenen Vorwänden zahlreiche Freiwillige, darunter viele alte Garibaldiner, in den Orten nahe der tiroler Grenze. Daß die Actionspartei einen Schlag gegen Oesterreich im Schilde führe, war unzweifelhaft. Aber die Regierung war auf ihrer Hut, und als eine kleine Schar einen vorzeitigen und unsinnigen Putsch auf den Grenzort Sarnico versuchte, wurde derselbe nicht nur auf der Stelle unterdrückt, sondern auch alle in der Umgegend zerstreuten Garibaldiner verhaftet, unter ihnen der Freund des Generals, Oberst Cattabeni, der mit Garibaldi in dem Bade Trascorre, das der letztere um seines Sichtheilens wegen besucht hatte, verweilte. In Brescia und Bergamo versuchte das Volk die Verhafteten mit Gewalt in Freiheit zu setzen, aber die Behörden wurden mit leichter Mühe des Aufruhrs Herr, und Durando versicherte in einem Circular an die Mächte, daß die Regierung, nachdem sie den Aufstand im Keime erstickt habe, die Schuldigen nach den Gesetzen bestrafen und die geheimen Gewalten, die sich gezeigt hätten, mit der Wurzel ausrotten werde. Die Schützengesellschaften wurden auf einige Zeit suspendirt. Garibaldi vertheidigte sich und die Seinen in einem ziemlich schwachen Plaidoyer vor dem Parlament, das nach viertägiger Debatte mit großer Majorität das Verfahren der Regierung billigte. Die Gefangenen wurden nach wenigen Wochen wieder in Freiheit gesetzt.

Garibaldi ließ sich nicht warnen. Was im Norden mislungen war, sollte jetzt im Süden versucht werden. Von Belgirate aus erließ er einen Aufruf an seine alten Kampfgenossen und die Mitglieder des Emancipationsvereins, in welchem er sie ermahnte, des Siegeszuges von Marsala nach dem Volturmo eingedenk zu sein. Am 22. Juni schiffte er sich nach Sicilien ein. Man hat vielfach behauptet\*), er habe im Einverständnisse mit der Regierung gehandelt und sei von ihr mit Geldmitteln versehen, um die durch die Conscription im Innersten aufgeregte und den Abfall drohende Insel zu beruhigen und den Plan, einen Sohn Victor Emanuel's zum Könige von Griechenland zu machen, von dort aus zu fördern. Ein Beweis für diese seltsame Behauptung ist unsers Wissens nie geführt worden. Garibaldi zweifelte allerdings nicht daran, daß Rattazzi ihm mindestens freie Hand lassen werde. Wahrscheinlich ist, daß sich der schlaue Piemontese das Protokoll zunächst noch offen zu halten gedachte. Aber wiederholte scharfe Ordres von Paris ließen ihm keine Wahl mehr, und Garibaldi's donnernde Philippika gegen Napoleon in Palermo nöthigte ihn, Farbe zu bekennen. Während Garibaldi auf einer Rundreise durch die Insel die Bewohner zum Zuge nach Rom und Venedig aufforderte, wurde ein bedeutendes Truppencorps nach Sicilien gesandt, um denselben mit Gewalt zu verhindern. General Eugia traf mit ausgedehnten Vollmachten in Palermo ein und verkündete, daß er jede bewaffnete Bewegung gewaltsam unterdrücken werde. Victor Emanuel selbst erließ eine

\*) Vgl. z. B. Sybel, „Historische Zeitschrift“, XIII, 434 fg.

abmahnende Proclamation an das Volk, und das Parlament erklärte seine Zustimmung zu den Maßnahmen der Regierung. Der Emancipationsverein wurde aufgehoben, über Sicilien und Neapel der Belagerungszustand verhängt.

Garibaldi ließ sich durch das alles nicht irremachen. Der Subpräfect von Corleone verschaffte ihm durch List die Waffen von 800 Nationalgardisten. Im Walde von Ficuzza hielt er Musterung über seine kleine Schar und theilte sie in drei Colonnen, die Sicilien nach allen Richtungen durchziehen sollten, um das Land unter die Waffen zu rufen. Der Erfolg entsprach seinen Erwartungen keineswegs. Mit Noth gelang es ihm und seinen Söhnen, 4—5000 Freiwillige, meist kaum dem Kindesalter entwachsen, zusammenzubringen. Ein Theil seines rechten Flügels wurde von den königlichen Truppen eingeholt und entwaffnet. Ihm selbst gelang es, das Corps, welches ihn am Fuße des Aetna erwartete, zu umgehen, sich, während sein Sohn Menotti einen Scheinangriff auf Messina machte, in Catania auf zwei kleinen Fahrzeugen mit 3000 Mann einzuschiffen und bei Cap Sportivento glücklich das Festland zu erreichen. Aber sein fester Glaube an den Sieg verließ ihn, als er hier sein kleines schlecht bewaffnetes Häuflein nochmals musterte und die von allen Seiten einlaufenden Nachrichten ihn überzeugten, daß die Regierung entschlossen sei, Ernst gegen ihn zu machen. Statt auf Reggio zu marschiren, suchte er Sicherheit in den Bergen. Aber bei Aspromonte stieß er auf ein überlegenes Truppencorps unter Oberst Pallavicini, einem ebenso wackern Manne als tapfern Soldaten. Noth wollte er es vermeiden, italienisches Blut zu vergießen; ein Mißverständniß führte einige Musketenkalben herbei, Garibaldi fiel, am Fuße verwundet, und wurde mit allen den Seinigen gefangen. Die in Sicilien Zurückgebliebenen ergaben sich an Cialdini, der, da sich Eugia seiner Aufgabe nicht gewachsen zeigte, als außerordentlicher Commissar nach der Insel gesandt war, oder kehrten, nachdem sie die Waffen weggeworfen, in ihre Heimatsorte zurück.

Garibaldi wurde als Staatsgefangener auf das Fort Varignano bei Spezia gebracht. Der größere Theil der Gefangenen, Jungen von 15—18 Jahren, wurde schon nach wenigen Tagen in Freiheit gesetzt, der General selbst mit seinen übrigen Kameraden, mit Ausnahme der Deferteure, nach einigen Wochen amnestirt. Er kehrte auf seine einsame Insel zurück und weilte hier in grollender Muße, während die berühmtesten Aerzte Frankreichs und Italiens sich bemühten, seine Wunde zu heilen.

Die Actionspartei war wüthend. „Die königliche Musketenkugel“, schrieb Mazzini, „welche Garibaldi verwundete, hat die letzte Zeile des Vertrages vernichtet, welchen wir Republikaner vor zwei Jahren mit der Monarchie eingegangen sind.“ Das ganze italienische Volk war aufs tiefste erregt. Der verehrte Nationalheld, der Befreier Unteritaliens von der bourbonischen Tyrannei, der Mehrerer des Reiches, von einer italienischen Kugel verwundet — italienische Soldaten gewissermaßen als Vertheidiger des schlimmsten Feindes der Nation gegen ihre eigenen Brüder: das gab einen Conflict zwischen Kopf und Herz, bei dem selbst die Verständigen und Gemäßigten kaum wagten, sich unbedingt für die Regierung auszusprechen.

Für Rattazzi, dessen zweideutiges Verhalten zu Anfang der Unternehmung die Gemüther besonders empört hatte, gab es nur Einen Weg sich zu halten und in der öffentlichen Meinung zu rehabilitiren: er mußte den Beweis führen, daß durch sein Verhalten die Lösung der römischen Frage im nationalen Sinne gefördert war.

In einem Rundschreiben an die Vertreter Italiens im Auslande vom 10. Sept. erklärte Durando, die Regierung habe das Unternehmen Garibaldi's unterdrücken müssen, weil es ein eigenmächtiges und gesetzwidriges gewesen sei; in der Sache aber habe er recht gehabt. Italien müsse Rom haben, und die katholischen Nationen müßten die

Gefahr einer Aufrechthaltung des Antagonismus zwischen Italien und dem Papstthum erkennen, dessen wahre Ursache nur auf der weltlichen Macht des letztern beruhe.

Zu gleicher Zeit erbot sich die Regierung Frankreich gegenüber, weder selbst zu interveniren noch Freischaren das römische Gebiet betreten zu lassen, wenn Frankreich ungestört seine Truppen zurückziehen wolle. Erst wenn die fremde Occupation aufgehört habe, könne sie die Vorschläge prüfen, welche man ihr zur Sicherstellung der Unabhängigkeit des Papstes machen werde.

Eine Zeit lang war Napoleon schwankend. Was er am meisten wünschte, hatte der federfertige Lagueyronnière in der „France“ verkündet: ein europäischer Congress sollte einen dreigliederigen italienischen Staatenbund herstellen. Aber die officielle „Turiner Zeitung“ hatte sofort entschiedensten Protest dagegen eingelegt, daß die Einheit Italiens je Gegenstand der Berathungen eines Congresses werden könne, und die übrigen Mächte zeigten sich wenig geneigt, den Lieblingsgedanken des Kaisers verwirklichen zu helfen. So galt es, sich zwischen Rom und Turin zu entscheiden. Benedetti verlangte von Turin, Lavalette von Rom aus den Abzug der Besatzungstruppen, Thouvenel war dafür, das Nicht-interventionsprincip endlich zur Wahrheit zu machen. Aber die Furcht vor der clerikalen Partei überwog. Dazu kam, daß Thouvenel, der Rußenfreundschaft verdächtig, in Wien und London wenig beliebt war. So wurde Lavalette durch den ultramontanen Latour d'Auvergne, Benedetti durch Sartiges ersetzt, während Drouyn de l'Huys an Thouvenel's Stelle trat. In einer scharf accentuirten Note bezeichnete der neue Minister des Auswärtigen das Durando'sche Rundschreiben als revolutionär und nicht einmal für Frankreich eine mögliche Basis zu Verhandlungen mit Italien bietend.

Durando hatte Lord Russell dringend gebeten, die Sache Italiens in Paris zu unterstützen. Aber die Mahnungen Englands fanden kein Gehör in Saint-Cloud. Die gewöhnlichen Regeln des öffentlichen Rechtes, erklärte Drouyn de l'Huys, seien auf Rom nicht anwendbar; die Stellung des Papstes zu seinen Untertanen sei ebenso exceptionell wie die der Franzosen in Rom. Gleichzeitig ließ er jedoch in Rom dringend zu Reformen mahnen. Aber Antonelli erklärte, der Papst, innig dankbar für den ihm gewährten Schutz, sei zwar bereit zu allerlei Verbesserungen in der Verwaltung, habe dagegen in Bezug auf politische Reformen einfach die Achseln gezuckt.

Der einzige Grund, um deswillen man sich in Italien das Ministerium Rattazzi hatte gefallen lassen, die Hoffnung, daß dem Freunde Napoleon's gelingen werde, was seinem mißliebigen Vorgänger mißlungen war, war hinfällig geworden. Gegen Ende November kam es in beiden Kammern zu hitzigen Debatten. Selbst ein bedeutender Paarschub konnte die wenigstens moralische Niederlage der Regierung nicht verhindern.

Am 1. Dec. zeigte Rattazzi den Rücktritt des Ministeriums an, und Farini, Cavour's entschlossener Freund und Genosse, trat an seine Stelle. Die Männer, welche ihn umgaben, waren die bedeutendsten Glieder des rechten Centrums. Minghetti übernahm die Finanzen, Peruzzi das Innere, Pasolini die auswärtigen Angelegenheiten. Das von Farini entwickelte Programm betonte besonders die innern Reformen, vor allem wieder die Decentralisation der Verwaltung. Die Regierung enthalte sich aller Versprechungen, denen nicht sofort die Ausführung folgen könne, und mahne zum geduldrigen Harren auf eine günstige Gelegenheit zur Vollendung der Nationaleinheit.

So war die Lösung der römischen Frage abermals auf unbestimmte Zeit vertagt. In einer in Paris sehr übel vermerkten Unterhaltung mit Sartiges erklärte Pasolini, er sei unter den vorliegenden Umständen nicht in der Lage, irgendwelche Vorschläge zu machen. Auf nochmalige Erklärungen und Entschuldigungen folgte von beiden Seiten ein grollendes Schweigen. Im Vatican fühlte man sich sicherer als je.

Das Jahr 1863 verging in einem Guarrillakriege zwischen der päpstlichen und italienischen Regierung. Die Bischöfe verboten die Theilnahme am Nationalfeste; der römische Consul in Neapel beschützte die Banditen; der Papst besetzte italienische Bischömer ohne Einvernehmen mit dem Könige. Die Regierung in Turin rächte sich, indem sie das königliche Exequatur bei allen von außen kommenden kirchlichen Verfügungen festhielt, die widerspenstigsten Bischöfe, wie die von Spoleto und Fermo, verhaftete, im Einverständnisse mit dem Parlament die gesetzliche Unlösbarkeit der kirchlichen Lehnten und Grundzinse beschloß, die neuen Bischöfe nicht anerkannte und dem Consul in Neapel seine Pässe verabsolgte. Die versprochenen administrativen Reformen in Rom blieben aus; Latour d'Auvergne richtete nicht mehr aus als Lavalette, und der General Montebello verließ im October nach einem heftigen Wortwechsel mit dem hitzigen erzktramontanen Kriegsminister, dem Belgier Merode, die päpstliche Hauptstadt.

Das Ministerium Farini war vielleicht das beste, welches damals in Italien möglich war. Schon seit längerer Zeit als ausgezeichnete Publicist einer der tüchtigsten Vorseher der nationalen Idee, war Farini 1859 als Agent Cavour's nach Parma und Modena gesandt, nach Villafranca von den Bevölkerungen der Emilia zum Dictator erwählt und hatte als solcher auf alle Weise den Boden in diesen Landschaften für die Annexion geebnet. Im Jahre 1860 auf kurze Zeit Minister des Innern, war er von Ricasoli mit einer geheimen Mission an die deutschen Regierungen betraut worden, um dieselben für die italienische Sache zu gewinnen. Ein Mann der That, von wenig Worten (eine in Italien nicht häufige Eigenschaft), sehr gemäßigt in seinen politischen Ansichten und doch entschieden national gestimmt, schien er der geeignete Pilot, um das Staatsschiff in das rechte Fahrwasser zu leiten. Aber schon nach wenigen Wochen entfiel das Steuer seiner Hand. Die furchtbaren geistigen und körperlichen Anstrengungen der letzten Jahre, zumal die steten Kämpfe gegen den revolutionären Geist einer exaltirten Menge während seiner Dictatur, hatten seine moralischen und physischen Kräfte aufs tiefste erschüttert. Von fixen Ideen wie von bösen Geistern ergriffen, verlor er die Kraft, sich selbst, geschweige denn das Land zu regieren. Nicht wenige der ausgezeichnetsten Patrioten der Halbinsel sind im Laufe der letzten 20 Jahre aus gleichen Ursachen demselben tragischen Schicksale verfallen.

Der Minister der Finanzen, Marco Minghetti aus Bologna, übernahm den Vorsitz, während der junge Lombarde Visconti-Venosta, eine neue politische Größe, an Pasolini's Stelle Minister des Aeußern wurde.

Minghetti, schon vor 1848 als tüchtiger Nationalökonom aus der freihändlerischen Schule und hervorragendes Mitglied der liberalen Reformpartei bekannt, 1848 auf kurze Zeit Minister Pius' IX., mit Cavour, der ihn schon 1856 zur Ausarbeitung eines Mémoire über den Kirchenstaat nach Paris gerufen hatte, persönlich befreundet, hatte unter ihm und Ricasoli eine Zeit lang dem Ministerium des Innern vorgestanden, bis die ungünstige Aufnahme seines auf das Princip der Decentralisation gegründeten Entwurfes einer Organisation der Verwaltung des Königreiches ihn zum Rücktritt bewog. Klar, gemäßigt und besonnen, wenn auch vielleicht nicht frei von Doctrinarismus, konnte er wegen des im Parlament unübertroffenen glatten Flusses seiner Rede auf den Namen eines italienischen Sokrates Anspruch machen.

Das neue Ministerium eignete sich das Programm des alten an und wurde sowohl vom Parlament wie vom Auslande günstig aufgenommen. Nur in Petersburg berührten die wiederholten Fürbitten der italienischen Regierung zu Gunsten der polnischen Insurgenten nicht angenehm, wenn sie auch in einem zu rückwärtsvollen Tone gehalten waren, um zu einem ernstern Zerwürfniße zu führen. Thörichte Ausfälle einiger Italianissimi, die, wie Birio, Lust zur Annexion des Cantons Tessin empfanden, gegen die Schweiz wurden

von der Regierung energisch zurückgewiesen und im Frühlinge und Sommer 1863 eine Reihe von Handelsverträgen mit Belgien, England, Rußland und der Schweiz abgeschlossen.

Aber die Schwierigkeiten für die Durchführung des Programms lagen in den innern Zuständen selbst. Wollte man hier durch Reformen und Neuschöpfungen die Blicke des ungeliebten Volkes von den lockenden verbotenen Früchten abwenden, welche ihnen die vorhergehenden Ministerien gezeigt hatten, so hätten in Monaten Resultate erzielt werden müssen, die erst das Ergebnis arbeitsvoller Jahre sein konnten. Die Finanzlage war erschreckend; das Deficit von 1862 hatte den Voranschlag um mehr als 100 Millionen überschritten; für 1863 schätzte es Minghetti auf 320 Millionen. Um die ungeheuern Lücken auszufüllen, mußte er nur Palliative vorzuschlagen, die außerdem zum Theil erst nach längerer Zeit zur Ausführung kommen konnten, wie der Verkauf der Domänen und Staatsbahnen und die Einziehung der Kirchengüter. Zunächst blieb nichts übrig als eine neue Anleihe von 500 Millionen. Das Parlament bewilligte und Rothschild in Paris übernahm sie. Zum größten Theil in Frankreich untergebracht, trieb sie der mächtige Einfluß des Rothschild'schen Hauses im Widerspruche mit der traurigen Finanzlage des Landes hoch über die österreichische Nationalanleihe hinaus. Aber sie beseitigte nur den dringendsten Nothstand der Gegenwart; von kostspieligen, erst nach längerer Zeit sich verzinsenden Kapitalanlagen, von weitaussehenden Unternehmungen konnte keine Rede sein.

Auch die traurigen Zustände in Neapel hatten sich noch wenig gebessert. Ein Manifest, in welchem Prinz Murat von neuem sich und seine Dynastie dem Volke von Neapel in gefällige Erinnerung brachte, verursachte den Ministern allerdings keine schlaflosen Nächte. Aber während der König bei seinem Besuche in der Golfstadt im Frühlinge 1863 glänzend empfangen wurde, hörte wenige Miglien von den Thoren die öffentliche Sicherheit fast vollständig auf. An Borjes' Stelle hatte ein anderer spanischer Abenteurer, Tristany, das bourbonische Banner aufgepflanzt und Chiavone, der ihm den Gehorsam verweigerte, erschießen lassen. Lamarmora hatte den während des Garibaldi'schen Zuges verhängten Belagerungszustand nicht ohne Erfolg benutzt, um der wieder das Haupt erhebenden Camorra zu Leibe zu gehen; gegen das Räuberwesen konnte auch er nichts ausrichten. Das Parlament sandte endlich selbst eine Commission an Ort und Stelle, um sich über den Brigantaggio zu unterrichten und Vorschläge zur Abhilfe zu machen. Auf ihren im Frühlinge 1863 erstatteten Bericht wurde ein provisorisches Brigantengesetz mit strengen Ausnahmestimmungen für elf neapolitanische Provinzen und ausgedehnten Befugnissen für die Militärbefehlshaber erlassen. Mehrmals erneuert, blieb dasselbe bis Ende 1864 in Kraft und erfüllte seinen Zweck wenigstens theilweise, zumal jetzt auch die französische Besatzung strenge Wacht an der päpstlichen Grenze hielt und die vor den italienischen Truppen fliehenden Bandenführer Tristany und Stramenga verhaftete. Auch in Sicilien, welches durch die Garibaldi'sche Expedition in einen traurigen Zustand gerathen war, ergriff die Regierung strenge und durchgreifende Maßregeln, welche trotz des Protestes des sicilianischen Deputirten d'Ondes Reggio die Billigung des Parlaments fanden.

Im Herbst 1863 stiegen nach mehrjähriger Ruhepause wieder drohende Wolken am politischen Horizont Europas empor. Drouyn de l'Huys war ein entschiedener Gönner Oesterreichs, und die wohlwollende oder mindestens zweideutige Haltung des Rechberg'schen Cabinets den polnischen Insurgenten gegenüber bewog Napoleon, einen diplomatischen Feldzug zu Gunsten Polens, dieses Schmerzenskinds und alten Schützlings Frankreichs, zu eröffnen. Aber Rechberg war weder kühn noch thöricht genug, um für Frankreich die Kastanien aus dem Feuer zu holen; die französische Intervention endete in Folge

dessen mit einem vollständigen Fiasco, und die dadurch in Paris hervorgerufene Animosität gegen Oesterreich machte sich in der bekannten Thronrede Napoleon's vom 11. Nov. Luft. Die Verträge von 1815 wurden für aufgelöst erklärt und an einen Congress zur Lösung aller schwebenden Fragen appellirt. Das Congressproject sollte von Gortschakow stammen und von Pepoli colportirt sein. In der That erklärten sich Rußland und Italien sofort einverstanden. Victor Emanuel erklärte in einem eigenhändigen Briefe an den Kaiser, „er schließe sich seiner Idee mit Vergnügen an, um dem Kampfe zwischen dem öffentlichen Gewissen und der durch die Verträge von 1815 geschaffenen Lage ein Ende zu machen“. Daß die Spitze dieses Planes gegen Oesterreich gelehrt war, entging niemand. Die Folge war, daß sich Rechberg eng an Bismarck angeschlossen und seine Einwilligung zu der gemeinsamen bewaffneten Intervention in Schleswig-Holstein gab, während sich Lord Russell ebenfalls in einer scharfen Note aufs entschiedenste gegen die neue Wendung der französischen Politik aussprach.

Das Congressproject war gescheitert. Rechberg hatte mit Manteuffel einen geheimen Vertrag abgeschlossen, der Oesterreich im Falle eines Angriffes auf Venetien die Hülfe Preußens für die Dauer des Krieges gegen Dänemark garantirte. In Italien wartete und hoffte man nichtsdestoweniger auf den Ausbruch des Krieges gegen den Nachbar im Norden. Beim Empfange der Parlamentsdeputation am Neujahrstage 1864 sprach Victor Emanuel sein Bedauern aus, daß das Jahr 1860 keine Gelegenheit zur Erlösung Italiens geboten habe, und deutete die Hoffnung an, daß die nächste Zukunft den Wünschen der Nation günstiger sein werde.

Die Hoffnung ging nicht in Erfüllung. Durch die Proclamation des Belagerungszustandes in Galizien hatte sich Oesterreich mit Rußland versöhnt. Die Zusammenkunft der drei nordischen Monarchen deutete auf ein erneuetes Einverständnis, wenn sich auch der Allianzvertrag, den ein Sensationsartikel der „Morning Post“ publicirte, als ein apokryphes Document erwies. Die Londoner Conferenz ging resultatlos auseinander, und der Friede vom Juli 1864 sanctionirte die Trennung des Elbherzogthümer von Dänemark.

Dieser Ausgang, die tiefe Verstimmung über die Isolirung Frankreichs und die traurige Rolle, welche seine Diplomatie bei dieser ganzen Angelegenheit gespielt hatte, bewogen den Kaiser zu einem neuen Schachzuge, um sich die italienische und englische Allianz zu sichern und zugleich Oesterreich eine drohende Warnung zukommen zu lassen. Eine Circulardepeche Drouyn's de l'Huys vom 28. Juni 1864 über den Ausgang der Londoner Conferenz bereitete die Welt auf die neue Phase der Napoleonischen Politik vor, während der Kaiser schon früher durch Baron Malaret, den neuen französischen Gesandten in Turin, dem italienischen Cabinet hatte eröffnen lassen, „daß er sehnlichst wünsche, ein besseres Verhältniß zwischen dem Papste und Italien vermitteln und seine Truppen aus Rom zurückziehen zu können, und daß er zu diesem Zwecke bestimmten Vorschlägen seitens der italienischen Regierung entgegenstehe“.

Ueberblickt man die Geschichte der Verhandlungen zwischen Paris und Turin im Sommer und Herbst 1864, die sich an diese Mittheilung knüpfen, so wird man immer von neuem an das bekannte Wort Talleyrand's erinnert. Ueberall doppelseitige Ausdrücke, absichtliche Zweideutigkeiten, halbversteckte Hintergedanken, hochtönende hohle Phrasen; überall das Streben, bei scheinbarem Eingehen auf den Standpunkt der andern Partei der eigenen Auffassung und Action für die Zukunft in keiner Weise vorzugreifen. Es war natürlich; denn was man suchte, oder doch zu suchen vorgab, war ein logischer Widerspruch: die Versöhnung der Interessen der Hierarchie mit den nationalen Bestrebungen des italienischen Volkes. Charakteristisch war dabei, daß die nächstbetheiligte Macht, Rom selbst, zunächst ganz aus dem Spiele blieb. Man wußte in Paris so gut wie in Turin, daß man der Curie nur mit vollendeten Thatfachen entgegentreten dürfe und

imponiren könne. Die Doppelstellung der italienischen Regierung dem eigenen Volke und Frankreich gegenüber tritt klar hervor, wenn man den dem Parlament mitgetheilten Bericht des Ministeriums an den König über die Septemberconvention mit dem Wortlaute des Vertrages selbst und der Sprache der Noten Visconti-Venosta's und seiner Unterhändler in Paris, Nigra und Pepoli — welcher letztere den Kaiser persönlich für Italien gewinnen sollte — vergleicht. Und wie Italien die schwierige Aufgabe hatte, die diplomatischen Rücksichten der Lage mit dem eigenen Programm und den berechtigten Wünschen der Nation zu versöhnen, so hatte Napoleon in der Vereinigung der Ansprüche Italiens, der Mahnungen Englands und der Aufrechthaltung des von ihm selbst aufgestellten Nicht-interventionsprincips mit den Präntensionen der klerikalen Partei und der Bewahrung eines dominirenden Einflusses auf die Politik der Halbinsel ein nicht minder dorniges Problem zu lösen.

In ihrer Antwort auf die Mittheilungen Malaret's erklärte sich die italienische Regierung bereit, für den Fall, daß Frankreich seine Truppen zurückziehe, sich zu verpflichten, daß sie weder selbst den Kirchenstaat angreifen, noch ihn von andern angreifen lassen werde. Sie wolle ferner keine Einsprache gegen die Bildung einer zu denselben Zwecken bestimmten päpstlichen Armee erheben und den auf die ehemaligen päpstlichen Provinzen fallenden Schuldenantheil übernehmen.

In Paris war man von diesen Vorschlägen nicht befriedigt. Drouyn de l'Huys verlangte vor allem thatsächliche Bürgschaften für die Sicherheit des päpstlichen Gebietes. Pepoli, vom Kaiser inspirirt, bot als solche die Verlegung der Hauptstadt; Napoleon stellte dieselbe sofort als *conditio sine qua non* hin, und die italienische Regierung gab ihre Einwilligung unter der Bedingung, daß dieselbe nicht in den Vertrag selbst, sondern nur in das demselben angehängte Protokoll aufgenommen werde.

Am 15. Sept. 1864 wurde die Convention unterzeichnet. Sie bestand aus fünf Paragraphen. Italien übernahm dadurch die drei bereits oben bezeichneten Verpflichtungen, wogegen Frankreich sich anheischig machte, seine Truppen innerhalb zweier Jahre, nachdem der Vertrag in Kraft getreten sei, nach Maßgabe der Reorganisation der päpstlichen Armee allmählich zurückzuziehen. In dem angehängten Protokoll wurde vorbehalten, daß die Convention erst dann in Wirksamkeit treten solle, wenn der König von Italien seine Hauptstadt nach einem andern, von ihm zu bestimmenden Orte verlegt haben würde. Diese Verlegung müsse binnen sechs Monaten stattfinden.

Kaum war der Vertrag abgeschlossen, so kam es zu Tage, daß jeder der beiden Contractanten ihm eine verschiedene Auslegung gab. Nigra's Bericht über die Verhandlungen, welcher hervorhob, daß Italien keineswegs auf Rom, sondern nur auf eine gewaltsame Occupation verzichtet habe, und die Erklärung der italienischen Minister im Parlament erregten den höchsten Zorn des Kaisers. Die letztern waren natürlich nicht so sehr für die Kammern wie für das ganze Volk bestimmt. Das Versprechen, eine gewaltsame Occupation weder selbst vorzunehmen noch zu gestatten, hieß es darin, zerstreue weder noch alterire es die Rechte und Bestrebungen der Nation. Die Verlegung der Hauptstadt wurde im wesentlichen durch strategische und administrative Gründe sowie dadurch motivirt, daß man von Florenz aus besser durch moralische Mittel auf das nähere Rom einwirken könne.

Es lag der italienischen Regierung natürlich am Herzen, den Beweis zu liefern, daß die Septemberconvention ein wesentlicher Schritt vorwärts zur Erfüllung des nationalen Programms *Roma capitale* sei. In Napoleon's Augen sollte sie dagegen, wenn nicht einen ausdrücklichen, doch einen thatsächlichen Verzicht auf Rom involviren. Daß er so etwas ernstlich auf die Dauer für möglich gehalten habe, ist freilich schwer zu glauben. Aber er war außer sich darüber, daß ihn die italienische Regierung durch ihre Auslegung

des Vertrages der clerikalen Partei und dem Papste gegenüber unbarmherzig compromittirte. Sie sollte — wenigstens in seinem Sinne — klug sein und schweigen.

Es kam zu einem, zumal von französischer Seite, mit großer Schürfe und Bitterkeit geführten Schriftwechsel. Beide Theile behielten sich für den Fall einer Revolution in Rom die Freiheit der Action vor. Eine Einigung schien unmöglich. Aber Napoleon erkannte, daß er zu weit gegangen sei, und die italienische Regierung ergriff begierig die dargebotene Hand. Der Kaiser ließ seinen Minister und Miga in seiner Gegenwart die streitigen Punkte mündlich discutiren, und siehe da: die Herren fanden zu ihrem und Europas billigem Erstaunen nach Verlesung der beiderseitigen Actenstücke, daß sie in allen Punkten einverstanden waren.

Dem eigenen Volke gegenüber hatte die Regierung einen schwerern Stand. Die Actionspartei war inzwischen nicht unthätig gewesen. Schon im December des vergangenen Jahres hatte Garibaldi von Caprera aus eine Proclamation erlassen, worin er, gegen die Diplomaten donnernd, das Parlament aufforderte, Victor Emanuel zum Dictator zu machen, das Volk zu bewaffnen und an den Mincio zu rücken. Als er kein Gehör fand, legte er sein Mandat als Abgeordneter nieder, und 22 Deputirte der Linken folgten seinem Beispiele. Bisher hatte die Regierung geschwiegen; als er aber ein neues Central-Actionscomitè einsetzte, erklärte sie, daß sie die Umtriebe der Radicalem mit der entschiedensten Energie unterdrücken werde. Das Parlament sprach, indem es Garibaldi's Entlassungsgesuch einfach genehmigte, sein volles Einverständnis mit ihrem Verfahren aus. Aber so leicht gab der General seine chimärischen Ideen nicht auf. Auf eine Einladung des Herzogs von Sutherland, seines begeisterten Verehrers, ging er im Frühlinge 1864 nach England, um hier sowol materielle als moralische Unterstützung für seine Pläne zu suchen. Wie ein hoher Potentat und Ehrengast der Nation empfangen, von der Aristokratie wie von dem Pöbel mit Enthusiasmus begrüßt, sogar von dem Prinzen von Wales besucht, benahm er sich in seinen Reden so unporsichtig, daß ihm das Ministerium Gladstone den guten Rath zukommen ließ, die Insel zu verlassen; freilich indirect genug, um später im Parlament behaupten zu können, Garibaldi sei freiwillig abgereist. Im Mai traf er wieder auf der Nacht und in Begleitung des Herzogs von Sutherland in Italien ein, wo inzwischen die Regierung, im Einverständnis mit den Kammern, die Waffen und Fonds seines Comitè hatte confisciren lassen. Sie erreichte dadurch in der That, daß die radicale Partei sich den Sommer hindurch ruhig verhielt. Desto energischer protestirte dieselbe gegen die Septemberconvention als einen Verrath an der Nationalsache.

Aber nicht nur die principiellen Gegner des herrschenden Regierungssystems waren mit dem Vertrage unzufrieden. Ein großer Theil der liberalen Partei erblickte in demselben eine ungerechtfertigte Concession an Frankreich und das Papstthum, in der Verlegung der Hauptstadt einen thatsächlichen Verzicht auf Rom. Man hatte und hat noch immer in Italien nicht mit den Thatfachen und Verhältnissen rechnen gelernt. Daß die Regierung, indem sie sich verpflichtete, keinen Angriff auf Rom zu machen und zu dulden, nur eine dem entschiedenen Widerstande Frankreichs gegenüber thatsächlich bestehende Unmöglichkeit anerkannte, und zugleich durch diese Anerkennung die wichtige Concession der Säuberung des italienischen Bodens von den Truppen einer fremden Macht errang, war der leidenschaftlichen Auffassung des sanguinischen Volkes nicht verständlich oder nicht genügend. Dazu kam die Eifersucht der ehemaligen Metropolen des Nordens und Südens gegen die neue Hauptstadt, die, wenn sie auch eine noch so hervorragende Rolle in der geschichtlichen Entwicklung der Nation gespielt hatte, sich doch an Reichthum und Größe nicht mit Turin oder Mailand, geschweige denn mit Neapel messen konnte. Die

turiner Bevölkerung, der allerdings aus der Verlegung ein wesentlicher materieller Nachweis erwuchs, hielt sich für verrathen von dem eigenen Könige. Mazzini und die Seinen schürten das Feuer der Unzufriedenheit. Heftige aufrührerische Demonstrationen am 20., 21. und 22. Sept. wurden von der Gensdarmarie vielleicht voreilig mit Anwendung von Feuerwaffen unterdrückt. Ein Schrei der Entrüstung ging durch Italien. Das Ministerium Minghetti hielt es unter diesen Umständen für angemessen, seine Functionen niederzulegen, um dem Parlament Gelegenheit zu geben, sich frei über den Vertzug auszusprechen. General Alfonso Lamarmora erhielt vom Könige den Auftrag, ein neues Ministerium zu bilden. Daß man ihm, dem strammen Militär und geschworenen Feinde der Demokratie, in diesem Augenblicke das Staatsruder in die Hand gab, grüßte sich auf den Wunsch, die Verlegung des Regierungssitzes in eine andere Provinz gerade durch Piemontesen vollziehen zu lassen. In der That gehörten fast alle Mitglieder der neuen Regierung dem alten subalpinischen Königreiche an. In der politischen Parteilührung war zwischen ihnen und ihren Vorgängern kaum die leiseste Schattirung wahrzunehmen. Die Majorität des Parlamentes hielt treu zu ihnen; Senat und Deputirtenkammer billigten, nachdem Lamarmora nochmals das Festhalten an den Ansprüchen auf Rom und Venedig betont hatte, mit großer Mehrheit die Septemberconvention wie die Verlegung der Hauptstadt.

Auch in der Presse und der öffentlichen Meinung überhaupt machte sich allmählich eine maßvollere und vernünftiger Auffassung geltend. Allerdings zitterten die turiner Ereignisse noch lange nach. Eine parlamentarische Commission war zur Untersuchung derselben niedergesetzt worden. Als das Abgeordnetenhaus auf Riccasoli's Antrag „im Interesse der Einigkeit“ über den Bericht derselben zur Tagesordnung überging, loderte der Zorn der Turiner wieder in hellen Flammen auf. Volkshaufen durchzogen tobend die Straßen und sammelten sich, beleidigende Rufe ausstoßend, vor dem Residenzpalaste. Eine Adresse an den Senat, der selbst bedeutende Namen nicht fehlten, gab der allgemeinen Verstimmung Ausdruck. Es kam so weit, daß die zum Hofballe fahrenden Gäste des Königs aufs gröblichste insultirt wurden. Die aufgebotene Nationalgarde trat nur widerwillig und lau gegen die Tumultuanten auf; der Magistrat weigerte sich sogar, eine energische Proclamation gegen dieses Treiben zu erlassen. Unter solchen Umständen beschloß der Ministerrath die sofortige Ueberfiedelung des Hofes nach der neuen Hauptstadt. Am Morgen des 3. Febr. 1865 verließ Victor Emanuel in Lamarmora's Begleitung ohne Sang und Klang die vielhundertjährige Residenz seiner Ahnen. Das drastische Mittel wirkte: es erfolgte ein ebenso plötzlicher wie allgemeiner Umschlag der Stimmung; am 15. Febr. überreichte eine Deputation des Stadtrathes der alten Hauptstadt dem Könige in der neuen eine mit Unterschriften bedeckte Loyalitätsadresse. Als der König, der darin ausgesprochenen Bitte Gehör gebend, nochmals nach Turin zurückkehrte, wurde er von der ganzen Bevölkerung aufs glänzendste empfangen. Eine Amnestie aller an den vorergehenden Ereignissen in Turin Beteiligten besiegelte die Versöhnung.

Erst am 29. Sept., 14 Tage nach dem Abschlusse, war dem römischen Hofe die officielle Mittheilung des längstveröffentlichten Vertrages zugegangen. Antonelli beklagt sich in seiner Antwortnote an die französische Regierung auf das bitterste, daß man die Curie nicht vorher von der Absicht, die Convention abzuschließen, in Kenntniß gesetzt habe. Nimmermehr werde sie einem solchen heillosen Vertrage ihre Zustimmung geben. In Paris nahm man diese Vorwürfe ziemlich kühl. Drouyn de l'Éuys erwiderte, er habe gar keine formelle und directe Zustimmung vom päpstlichen Cabinet erhofft und deshalb auch nicht verlangt. Das hieß deutlich genug: Ihr werdet euch in das Unabänderliche fügen.

In der That enthielt man sich in Rom zunächst eines formellen Protestes. Der

Grund war einfach: man hoffte, die verhasste Convention werde nie zur Ausführung kommen, und wollte deshalb nicht vor der Zeit förmlich mit der kaiserlichen Regierung brechen. Man wählte ein anderes Mittel, um dem gepreßten Herzen Luft zu machen. Am 22. Dec. 1864 wurden jene beiden merkwürdigen Documente veröffentlicht, die der erstaunten Welt den Beweis liefern sollten, daß Pius IX. an der Weltanschauung Innocenz' III. in potenziirter Weise festhielt: die Encyclica und der Syllabus. Die großartigen Errungenschaften einer sechshundertjährigen Geistesarbeit wurden als Teufelswerk bezeichnet und der Verdammniß anheimgegeben. Die römische Kirche, repräsentirt durch ihr unfehlbares Haupt, war die alleinige Oberherrin der Welt in weltlichen wie in geistlichen Dingen. Was sie nicht ausdrücklich gebilligt, hatte keine rechtliche Existenz, was sie nicht anerkannte, keinen Anspruch auf Geltung.

Unter den 80 „Irrthümern“ des Syllabus finden sich die wesentlichsten Grundsätze des modernen Staatsrechtes. Religions- und Gewissensfreiheit, Erziehung durch Laien, Pressfreiheit, Verfügungsrecht des Vaters über seine Kinder, Exequatur und das Recht der Einziehung der Kirchengüter wurden durch einen Erlass des Cardinals Patrizi bei Gelegenheit der Verkündung eines Generalablasses für die Gläubigen als die landläufigsten Irrthümer aus dem Syllabus besonders hervorgehoben. Die Lehre einer Trennung der Kirche vom Staate erscheint als ein Fallstrich des Teufels; ja der Syllabus ging in fast komischer Anpassung an die augenblickliche Lage so weit, das Nichtinterventionsprincip ausdrücklich als legerisch zu verdammen. Es bedurfte dessen nicht, um zu beweisen, daß die Spitze dieses ganzen Machwerkes, das den protestantischen Leser an die Hallucinationen eines Geisteskranken gemahnt, gegen Frankreich und Italien gekehrt war.

Die herrschende Jesuitenpartei hatte sich verrechnet, oder vielmehr die Leidenschaft hatte diesmal den Sieg über die Klugheit davongetragen. Auf die beiden Actenstücke mochte man das bekannte Wort anwenden: Sie waren schlimmer als ein Verbrechen gegen die Humanität, sie waren ein politischer Fehler. Die aufrichtigsten Freunde der Curie verbargen ihre Häupter; ihre Feinde triumphirten über die kindisch-cynische Selbstentlarvung. Auf das unwissende Volk in Italien war der Eindruck Null; die zahlreichste Klasse der Indifferenten lachte höhniisch; die Eifrigen, zumal unter der Jugend, waren außer sich vor Unwillen. In Neapel fand eine Scene statt, welche an die vor dem Esferthore zu Wittenberg 1520 erinnerte: unter ungeheuern Zulaufe wurden Encyclica und Syllabus im Hofe der Universität von den Studenten verbrannt.

Der italienischen Regierung machten diese unsinnigen Expectorationen keine große Sorge. Ein königliches Decret gestattete sogar die Verkündung der beiden Documente von den Kanzeln, natürlich „vorbehaltlich der Rechte des Staates und der Krone, und ohne die den Institutionen des Landes zuwiderlaufenden Principien anzuerkennen“. Indem sie so ihre Achtung vor der Freiheit der Kirche zeigte, konnte sie um so energischer gegen alle Uebergriffe des Klerus auf das staatliche Gebiet auftreten und den modernen rechtlichen und socialen Anschauungen, soweit es unter ihre Befugniß fiel, rücksichtslos Anerkennung verschaffen. Nicht nur ließ sie gegen renitente Bischöfe die ganze Strenge des Gesetzes walten und beharrte unerschütterlich auf dem Exequatur; sie war auch fest entschlossen, die geistlichen Zehnten abzuschaffen, die Klöster, wenigstens ihrer großen Mehrzahl nach, aufzuheben und die ungeheuern Güter der Todten Hand zum Besten des Staates und Volkes einzuziehen. Wenn sie sich auch bewogen fand, die im Laufe des Jahres 1864 zweimal eingebrachten Vorlagen eines dahin zielenden Gesetzentwurfes wegen allzu großer Divergenz der Ansichten in der Zweiten Kammer und der Unsicherheit des Ausfalles der Abstimmung im Senat wieder zurückzuziehen, so erklärte sie doch zugleich ihren Entschluß, dieselben dem neuen Parlament alsbald nach seinem Zusammen-  
tritte wieder vorzulegen.

Inzwischen war durch königliches Decret die Säkularisation von Klöstern, Seminarien und andern für die Staatsverwaltung nöthigen kirchlichen Gebäuden in Florenz für geboten durch das öffentliche Wohl erklärt und sogleich zwölf der größten Klöster in Beschlag genommen worden. Die Curie war außer sich über diesen himmelschreienden Kirchenraub. Ein neuer Conflict kam hinzu. Die Regierung hatte den Gesetzen gemäß die Staatsaufsicht über die Priesterseminarien in Anspruch genommen. Die Bischöfe, von Rom instruirt, wiesen jede Einmischung des weltlichen Regiments aufs entschiedenste zurück. Die Folge war, daß der Unterrichtsminister Natoli eine ganze Reihe von Seminarien (58) schließen ließ.

Noch größern Unwillen Roms und neue Bannflüche seitens des Papstes rief ein Paragraph des italienischen Civilgesetzbuches hervor. Eine Commission von Fachmännern und Volksvertretern war seit vier Jahren beschäftigt gewesen, auf Grund des Code Napoleon und der, besonders von neapolitanischen Juristen vorgeschlagenen Verbesserungen desselben ein neues Gesetzbuch für ganz Italien auszuarbeiten. Die Regierung eignete sich ihre Anträge an; nach langen und lebhaften Debatten wurden dieselben in beiden Kammern angenommen und die legislative Union des Königreiches vollzogen. In dem neuen Code stand auch die bisher nur in Piemont eingeführte obligatorische Civilehe, welche allerdings im Senat eine lebhaftere Opposition hervorrief, schließlich aber mit Zweidrittel-Majorität angenommen ward.

So befanden sich die weltliche und geistliche Macht in Italien in einem förmlichen Kriegszustande. Unter diesen Umständen mochte es dem Papste gerathen scheinen, einen wenigstens dem Anscheine nach versöhnlichen Schritt zu unternehmen. In einem eigenhändigen Schreiben an Victor Emanuel gab er seinen Wunsch zu einer Verständigung über die Besetzung der vacanten Bischofsitze zu erkennen.

Zweihunddreißig Bisthümer, etwa der sechste Theil aller vorhandenen im Königreiche, waren ohne Hirten. \*) Der Bischof von Cagliari war vertrieben, der von Fermo lebte als Gefangener in Turin, der von Benevent als Verbannter in Rom; der dritte Theil der neapolitanischen Bischöfe war des Landes verwiesen, verschiedene vom Papste eigenmächtig eingesetzte, wie Guidi für Bologna und Vitelleschi für Osimo, nicht anerkannt.

Die Regierung ergriff den dargebotenen Finger mit beiden Händen. Es war ihr darum zu thun, den eigenen Bürgern wie den fremden Mächten, zumal Frankreich einen Beweis ihrer Versöhnlichkeit und Nachgiebigkeit zu liefern; vielleicht hoffte sie auch, daß dieser kleine Anfang zu Größern führen werde. Der bei weitem größte Theil der Liberalen nahm dagegen die Nachricht mit dem entschiedensten Mißtrauen auf und hätte am liebsten gesehen, wenn sich die Regierung auf gar keine Verhandlungen mit der Curie eingelassen hätte.

Der Commendatore Begezzi, der im Rufe eines geschickten Diplomaten und guten Katholiken stand, erhielt die versöhnlichsten Instructionen von Turin. Sogar auf ihr Ernennungsrecht in den neuen Provinzen war die Regierung bereit zu verzichten, wenn nur die zu schließende Uebereinkunft eine factische Anerkennung des Königreiches Italien und somit die Victor Emanuel's als Rechtsnachfolger der frühern Regierungen involvirte. Begezzi erhielt die Weisung, sich jeder Discussion über die politische Lage wie über die Maßregeln betreffs der religiösen Corporationen und Kirchengüter zu enthalten, sogleich aber zu verstehen zu geben, daß man zu den größten Concessionen bereit sei, sobald sich die erstere in einem günstigen Sinne modificirt haben würde.

\*) Ganz Italien, mit Einschluß der päpstlichen Staaten und Venetiens, zählt 230 Bisthümer auf 25 Mill. Einwohner, während Frankreich mit 40 Millionen nur 87 aufzuweisen hat.

Anfangs schienen die Verhandlungen einen günstigen Verlauf zu nehmen. Begezzi einigte sich mit Antonelli im wesentlichen über die drei Hauptpunkte: die Rückkehr der von ihren Sitzen entfernten, die Einsetzung der seit 1859 präconisirten Bischöfe und die Ernennung von Bischöfen in den Diöcesen, die ohne Hirten waren. Schwierigkeiten erhoben sich nur wegen des Eides des Gehorsams gegen den König und der Ausübung des Exequatur; doch schienen auch sie dem Unterhändler keineswegs unüberwindlich. Er kehrte nach Florenz zurück, um neue Instructionen zu holen. Die Regierung war bereit, die Rückkehr der abwesenden Bischöfe zu gestatten und die bereits präconisirten mit geringen Beschränkungen anzunehmen, bestand aber auf Eid und Exequatur nach dem bisher in den betreffenden Ländern geltenden Rechte.

Bei seiner Rückkehr fand Begezzi die Stimmung in Rom vollständig verändert. Man wollte sich zu keiner Concession herbeilassen, die möglicherweise als eine thatsächliche Anerkennung des Königreiches hätte erscheinen können. Die Congregation geistlicher Notabilitäten, welcher das Project pro forma vorgelegt wurde, verwarf Eid und Exequatur vollständig, sogar in Bezug auf die alten Provinzen.

Die Verhandlungen wurden abgebrochen; jeder Theil — die italienische Regierung in einer weitläufigen Denkschrift Lamarmora's an den König, die päpstliche in einem eingehenden Artikel des officiellen „Giornale di Roma“ — maß dem andern die Schuld bei. In der That lag sie auf seiten Roms. Möglich, daß sich Begezzi anfangs allzu gefällig gezeigt und bei der päpstlichen Partei Hoffnungen erweckt hatte, die seine Regierung, ohne sich selbst aufzugeben, nicht erfüllen konnte. Ob man von vornherein in Rom nur ein Scheinmanöver im Sinne hatte, oder ob der wirklich versöhnlich gestimmte Papst später von der Jesuitenpartei auf andere Gedanken gebracht wurde, ist schwer zu sagen. Am wahrscheinlichsten ist es, daß „nicht der Eid oder das Exequatur, sondern die Furcht vor einem Etwas, das in noch nicht greifbarer Gestalt hinter den abzufassenden Paragraphen stand, den Abschluß hinderte, zu dem die Feder schon angefaßt war“. Die öffentliche Meinung in Italien war ebenso zufrieden mit dem schließlichen Resultat wie die Jesuiten, die Legitimisten und das österreichische Cabinet.

In einer Circulardepeche an ihre Vertreter im Auslande legte die italienische Regierung die Gründe des Scheiterns der Unterhandlungen dar und erklärte zugleich, sie werde, sobald die Stimmung in Rom eine andere geworden sei und fremde Interessen nicht mehr in die religiösen Fragen hineinspielten, noch größere Zugeständnisse machen, deren Endziel die Verwirklichung des noch immer im Princip festgehaltenen Cavour'schen Programms: die möglichst vollständige gegenseitige Unabhängigkeit von Staat und Kirche, sei. Um jedoch inzwischen den Bedürfnissen ihrer katholischen Unterthanen, soweit es in ihren Kräften stehe, gerecht zu werden, werde sie nach ihrem Ermessen nach und nach die von ihren Sitzen entfernten Bischöfe zurückberufen, sobald dies ohne Gefahr einer Ruhestörung geschehen könne.

Hatte man in Rom darauf speculirt, durch die scheinbare Willfährigkeit und das spätere Scheitern der Verhandlungen Frankreich gegenüber den Beweis zu liefern, daß mit Italien keine Versöhnung möglich sei, und so den Kaiser zu bewegen, seine Truppen im Kirchenstaate zu lassen, so hatte man seine Rechnung ohne den Wirth gemacht. Napoleon wußte sehr wohl, daß die herrschende Partei in Rom nichts weniger als freundschaftliche Gesinnungen gegen ihn hegte. Auch die Concession, daß der Papst den energischen, aber fanatischen Kriegsminister de Merode, der mit den französischen Gesandten und Befehlshabern in stetem Kriege lebte, fallen ließ und den deutschen General Kanzler an seine Stelle setzte, konnte die Ausführung des Septembervertrages nicht verzögern. Am 11. Nov. 1865 gingen die ersten Schiffe mit französischen Truppen von Civita-

Becchia ab, und Soldaten des neugebildeten päpstlichen Heeres, das auf 12000 Mann gebracht werden sollte, besetzten Velletri und Frosinone.

Jetzt erst, als sie sich überzeugen mußte, daß Frankreich Ernst mache, erließ die päpstliche Regierung in einem Rundschreiben an die Nuntien einen energischen Protest gegen den Septembervertrag voller Invectiven gegen Napoleon und Victor Emanuel. Mit unangreifbarer Logik führte sie darin den Beweis, daß die Entfernung der französischen Truppen in längerer oder kürzerer Zeit zur Annexion Roms an Italien und zur Vernichtung der päpstlichen Herrschaft führen müsse. Selbst ohne directen Angriff italienischer Truppen oder Freischaren könne die weltliche Herrschaft sich nicht halten. Dafür, daß in diesem Bekenntnisse der physischen und moralischen Ohnmacht die entschiedenste Verbammung des *Dominium temporale* selbst lag, hatte die Curie kein Gefühl. Die weltliche Herrschaft ist das Bollwerk des Papstthums; das Papstthum ist die Bedingung des Heiles der Welt; deshalb der Appell zunächst an die katholischen Regierungen um Schutz gegen den drohenden Sieg des nationalen und freiheitlichen Geistes — ein Aufruf, den man sich jedoch nicht scheute, wie später im Herbst 1870, auch an die schismatischen und keiserlichen Mächte zu adressiren. War ja doch das Papstthum nach der Auffassung der Curie der feste Damm gegen die Revolution und gleichsam die Ergänzung oder vielmehr die Quelle des Königthums von Gottes Gnaden.

Dennoch ließ man sich die Uebernahme des Schuldentheils seitens der italienischen Regierung gefallen, freilich nur mit dem ausdrücklichen Vorbehalte, daß darin weder ein Billigung der Septemberconvention noch eine Anerkennung der Annexionen erblickt werden dürfe.

Für das Königreich war diese neue Belastung seiner Finanzen, welche der Vertrag mit Frankreich ihm trotz jenes Vorbehaltes aufnöthigte, drückend genug. Die ökonomische Lage war im höchsten Grade bedenklich. Trotz der 500-Millionen-Anleihe bezifferte sich das ungedeckte Deficit der Jahre 1862—64 auf 317 Millionen, für 1865—66 im Voranschlage auf 307, in der Wirklichkeit auf 510 Millionen, also im ganzen für fünf Jahre auf 827 Millionen trotz der Vermehrung der öffentlichen Schuld um eine halbe Milliarde! Es war sehr ehrenhaft, wenn der König auf  $3\frac{1}{2}$  Millionen der Civilliste zu Gunsten des Staates verzichtete; es war vielleicht in der Ordnung, wenn die schon nicht überreichlich bemessenen Beamtengehälter noch verkürzt wurden; es war eine patriotische That, wenn auf Aufforderung der Regierung 88 Proc. der Grundsteuer von Privaten, Communen oder Provinzen vorausbezahlt wurden; aber alle diese und ähnliche kleine Palliative waren nicht entfernt genügend, der augenblicklichen Noth abzuhelpen, geschweige denn die finanzielle Lage gründlich zu bessern.

Schon im Herbst 1864 hatte der Finanzminister Sella dem Parlament die verzweifelte Lage enthüllt und auf den drohenden Bankrott hingewiesen. Hals über Kopf mußten die Kammern das Statut der anonymen Gesellschaft für den Verkauf der Staatsgüter genehmigen, damit dieselbe der Regierung einen Vorschuß von 200 Millionen mache, während zugleich die Staatsbahnen in Oberitalien für 200 Millionen an Nothschild verkauft wurden.

Es war unter diesen Umständen erklärlich, wenn der anfangs übermäßige Credit des neuen Königreiches in sein Gegentheil umschlug. Eine neue Anleihe fand die größten Schwierigkeiten. Das Kapital zog sich scheu zurück vor dem bodenlosen Abgrunde, der sich hier vor ihm zu öffnen schien — nicht nur im Auslande, sondern in Italien selbst. Die Unart der Italiener, die sogar im Parlament mehr als einmal zu Tage trat, die Gründe der ungünstigen Finanzlage nicht in den Dingen, sondern in den Personen, in der Unfähigkeit der Finanzminister, in der Unredlichkeit der Beamten, ja in der Bestechlichkeit der Volksvertreter zu suchen — machte die Sache noch schlimmer. Schon 1863

hatte um ähnlicher Verdächtigungen willen der frühere Finanzminister Bastogi sein Mandat niedergelegt, und fünf Deputirte waren seinem Beispiele gefolgt.

Mit Anleihen, Eisenbahn- und Domänenverkäufen, erklärte Sella bei der Vorlage des Budgets für 1866, sei dem Lande nicht dauernd zu helfen. Dazu bedürfte es einer neuen Steuer auf breiter Grundlage.

Die Durchführung einer Unification der Steuergesetzgebung in ganz Italien, vielfach verbunden mit einer Erhöhung der Abgaben, war eine Riesenarbeit. Parlament und Regierung haben dieselbe in den Jahren von 1861—65 im wesentlichen zur Freude der Patrioten und zur Beschämung der Feinde der italienischen Einheit durchgeführt. Nachdem bereits im Jahre 1861 ein oberster Rechnungshof eingesetzt war, der zugleich seine Erfahrungen der Regierung und einer Parlamentscommission mitzutheilen hatte, wurde der Reihe nach die Regulirung der Registrirungs- und Stempeltaxen, die Besteuerung des beweglichen Vermögens, des Grundeigenthums, endlich die Consumsteuern nach einheitlichen Normen festgestellt. Daß die letztgenannten Abgaben hier wie überall von der Bevölkerung mit großem Unwillen aufgenommen wurden, versteht sich. Am unpopulärsten war die neue Steuer „auf breiter Grundlage“, die Mahlsteuer, von der sich Sella einen jährlichen Ertrag von 100 Millionen versprach und durch welche mit Hilfe einiger anderer Erhöhungen und Ersparnisse er das Deficit auf 100 Millionen herabzumindein hoffte. Wir werden später sehen, wie weit sich seine Hoffnungen realisirten.

Es war der Regierung Ernst mit der äußersten Sparsamkeit in allen Zweigen der Verwaltung. Selbst der Kriegsminister mußte sich bedeutende Reductionen gefallen lassen. Schon 1864 wurde das Heer auf den Friedensstand gebracht, im Sommer 1865 das dritte Militärdepartement aufgehoben, endlich das wirklich eintretende Contingent des Jahres 1865 auf 46000 Mann vermindert. Aber die Schicksale Italiens waren noch nicht erfüllt. Gegen Ende des Jahres 1865 erschienen neue Constellationen am politischen Horizont, die dem Sparsamkeitssystem auf diesem Punkte plötzlich ein Ende machten.

Auch die Verlegung der Hauptstadt und damit sämtlicher Centralbehörden hatte bedeutende Geldmittel in Anspruch genommen. Vom 14. Mai 1865 an wurde Florenz officiell als die neue Capitale des Reiches bezeichnet, und das Parlament siedelte in die altberühmte Sala de' Cinquecento im Palazzo vecchio über, wo die Bilder und Erinnerungen einer großen, wenn auch nur municipalen Vergangenheit es umgaben.

Es war ein entschiedener Fehler der Regierung, daß sie nicht schon vor Ablauf der gesetzlichen Periode das Volk zur Sendung neuer Vertreter seines Willens aufgefordert hatte. In jungen constitutionellen Staaten müßen sich die Vertretungskörper rasch ab, im Süden noch rascher als im Norden, zumal wenn die Lage auch nach außen eine andere geworden ist. Das Parlament, welches seit 5½ Jahren tagte, war entschieden in der öffentlichen Meinung discreditirt. Man warf ihm Eliquenwesen, allzu große Schwäche und Nachgiebigkeit gegen die Regierung, Unfähigkeit, ja sogar, wie wir gesehen, Bestechlichkeit vor: alles das zum größten Theile mit Unrecht. Ein wirklich begründeter Vorwurf war der Absentismus. Nicht selten kamen die Sitzungen wegen Mangels der erforderlichen Zahl gar nicht zu Stande. Aber das italienische Parlament bezieht keine Diäten, und bei den langen Sessionen mußten viele Abgeordnete öfters nach Hause zurückkehren, um ihren persönlichen Geschäften nachzugehen, wenn sie leben wollten. Die Diätenlosigkeit paßt eben nur für reiche Länder von altem politischen Leben wie England. Dennoch hatte das Parlament eine anerkenntswerthe Thätigkeit entfaltet. Rechnet man die Sitzungsperiode des norditalienischen Parlaments vom April 1860 an hinzu, so hatte die Volksvertretung in 831 Sitzungen über 1400 Petitionen und 560 Gesegentwilsse berathen, von denen 522 angenommen wurden. Dazu kamen zahllose Interpellationen,

die zu den lebhaftesten, wenn auch nicht immer gründlichsten Erörterungen aller bedeutenden Fragen des äußern und innern Staatslebens führten. Die allzu große Willfährigkeit gegen die Regierung war nur ein scheinbarer Tadel. Das Königreich Italien war von vornherein ein parlamentarischer Staat; alle Ministerien, das Rattazzi'sche allein vielleicht ausgenommen, waren aus dem Schoße der Majorität hervorgegangen. Aber das Volk, unreif und unerfahren im parlamentarischen Leben, sah nur auf das Resultat. Es war weder gelungen Rom und Venedig zu erwerben, noch Gleichgewicht in den Staatshaushalt zu bringen, noch selbst volle Sicherheit der Personen und des Eigenthums im Süden der Halbinsel zu erzielen. Das mußten die unfähige conservativ-liberale Majorität des Parlaments, die Conforterie, die nie ein rechtes Herz für Vaterland und Freiheit gehabt haben sollte, und die aus ihr hervorgegangenen Ministerien verschuldet haben. Das Urtheil war kurzichtig und schief, aber allgemein; so allgemein, daß auch das Parlament alles Selbstvertrauen verloren hatte, da die Abgeordneten sich sagen mußten, daß sie sich nicht länger als den Ausdruck des Willens ihrer Wähler betrachten durften. Die alten Parteien innerhalb der Kammern zerbröckelten und verloren allen Halt. Unter diesen Umständen wäre es gewiß rathsam gewesen, schon die Septemember-convention einer neugewählten Versammlung vorzulegen oder doch mindestens in die neue Hauptstadt neue Männer zu berufen.

Die Regierung selbst fühlte den Boden unter ihren Füßen wanken. Schon im August 1865 gab erst der Justizminister Vacca, später auch der Minister des Innern, Lanza seine Dimission. Die Uebernahme der Justiz durch Cortese und des Portefeuille Lanza's durch den Unterrichtsminister Natoli bewies nur, daß es für den Augenblick nicht möglich war, die geeigneten Männer zu finden. Die herrschende Unzufriedenheit äußerte sich nicht nur in der Presse aller Farben, sondern trat auch besonders grell bei den Communalwahlen hervor. In Neapel wurde ein Bourbonist, in Florenz sogar drei Anhänger der alten lothringischen Regentenfamilie in den Gemeinderath gewählt.

Am 7. Sept. 1865 war die Sitzungsperiode des Parlaments von 1861 abgelaufen. Die allgemeinen Wahlen wurden auf den 22. Oct. angesetzt. Die herrschende Stimmung ergab kein günstiges Prognostikon für den Ausfall derselben. Schwere innere Kämpfe drohten. Sie zu beschwören, gab es kein sichereres Mittel, als die Blicke der Nation wieder auf den Punkt zu richten, wo alle Parteien einig waren. War doch sogar die Feier des fünfhundertjährigen Jubelfestes der Geburt ihres größten poetischen Genius am 14. Mai 1865 zu einer politischen Manifestation des Nationalgefühls geworden. Als der Benedictinermönch Giuliani in seiner Festrede bei Enthüllung des Dante-Denkmal's auf dem Plage von Santa-Croce in Florenz auf Rom und Venedig hinwies, antwortete der König: „Ich habe gethan, was ich thun konnte, und bin bereit, zu vollenden, was noch übrigbleibt.“

Wenige Wochen nachher wurden im Schoße der Cabinete die geheimen Verhandlungen eingeleitet, welche den Gemüthern der Bewohner Italiens einen neuen Aufschwung zu geben und das neue Reich dem Ziele der vollkommenen nationalen Einigung um einen großen Schritt näher zu bringen bestimmt waren. Wir werden ihre Geschichte, das aus ihnen hervorgegangene Bündniß zwischen Italien und Preußen, den Krieg von 1866 und seine Folgen in einem andern Artikel dieser Zeitschrift besprechen.

## Der Proceß der Commune von Paris.

### I.

So tragikomisch wie das Vorspiel, so schaudererregend wie das Hauptstück, so erbärmlich in allen seinen Theilen war das Nachspiel zur Socialistenrevolte, das sich vom 7. Aug. 1871 an während eines ganzen Monats in der Reitschule auf der Place d'Armes zu Versailles abspielte. An diesem Orte, wo kurze Zeit zuvor noch die Pferde deutscher Cavaleristen ein Obdach gefunden hatten, wurde ein Theil der Hauptmitglieder der pariser Commune und des Centralcomité, 18 an der Zahl, vor die Schranken gerufen, um Rechenschaft abzulegen über ihre Thaten in dem furchtbaren Drama von Leidenschaft und Haß, Feigheit und Grausamkeit, niedriger Habgierde und unverschämter Anmaßung, tollen Selbstvertrauens und unglaublichen Größenwahnsinns. Daß die Regierung die gefangenen Insurgenten zwei Monate nach der Wiederherstellung der Ordnung und der Autorität durch einen Militärgerichtshof aburtheilen ließ, war ein ebenso unpolitischer wie wenig gerechtfertigter Schritt, ein Schritt, der nicht dazu beitragen wird, die gewöhnlichen Tribunale in der Achtung des Volkes zu heben. Es war eine extreme Maßregel, die von der öffentlichen Meinung, selbst in Ländern, wo man viel weniger von Freiheit und Demokratie spricht, verurtheilt worden wäre. Wir können Martialhöfe verstehen, aber die Leitung eines großen, verwickelten Processes, der die genauesten Nachforschungen in Bezug auf die Organisation und die Thätigkeit der Internationalen forderte, Offizieren anzuvertrauen, erscheint ebenso absurd, als wenn man eine Armee von Juristen dazu verwenden wollte, eine Schlacht zu schlagen. Doch es findet sich für diese ungewöhnliche Handlungsweise der Franzosen vielleicht ein genügender Grund vor. Ein Jurist spielte vom 4. Sept. bis Mitte Februar den Kriegsminister, und nun wollte man, wahrscheinlich als Ausgleich, Obersten und Kapitäne als Richter, Inquisitoren und öffentliche Ankläger fungiren lassen; ein neuer Beweis, daß jenseit des Rheins das Oberste nach unten gekehrt ist und sich nichts auf dem rechten Plaze befindet. Im Interesse der Gerechtigkeit und der Gesellschaft hätte man einen erfahrenen Instructionsrichter, oder den Präsidenten eines Assisenhofes anstellen sollen; diese hätten es vielleicht erreicht, werthvolle Information zu erlangen und die Welt mit mehr bekant zu machen, als was sie schon vor dem Proceß wußte. Derselbe hat uns in allen seinen endlosen Debatten kaum irgendetwas nennenswerth Neues gelehrt; doch was konnte man anders erwarten, wenn ein Militär, der sich sein Leben lang mit seinen Standespflichten beschäftigt hatte, Angeklagte inquiren mußte, die, wie z. B. Assi, ihre Unverschämtheit, ihren Troß und ihr System des Leugnens noch durch die Vertheidigung eines gewandten und fähigen Juristen unterstützen konnten? Wenn die Gefangenen durch ein Kriegsgericht abgeurtheilt werden sollten, so mußten sie innerhalb der ersten 14 Tage nach ihrer Gefangennehmung vor die Schranken gebracht werden; sollten sie aber die Formalitäten eines lange dauernden Criminalprocesses durch-

machen, nachdem sie zwei Monate hinter Kerkermauern gefessen, so mußte dieser Proceß von ordentlichen Richtern und Juristen geführt werden.

Indem wir uns dem Proceß selbst zuwenden, bemerken wir, daß es uns an dieser Stelle überflüssig erscheint, in die Einzelheiten jedes individuellen Processes einzutreten, da die Verbrechen des einen Angeklagten nur eine Wiederholung derer sind, welche seinem Vordermann im Verhöre bereits zur Last gelegt wurden. Was die Verhandlungen anbetrifft, welche die Franzosen angesichts ihres Verfahrens „Debatten“ nennen — denn ein jeder, vom Richter bis zum Angeklagten, hat seine Angaben, Gegenangaben, weitere Argumente, Erwidrerungen, Summarium, Enderwidrerung und Endsummarium, die in ihrer Gesamtheit durch einen ununterbrochenen Strom von Annahmen, Verneinungen, Eriminationen, Recriminationen aneinandergeheftet sind — so charakterisirten sich diese im großen und ganzen durch ein würdigeres Auftreten, bessere Sitten und größere Kaltblütigkeit der handelnden Personen, als sie in der Nationalversammlung an den Tag gelegt wurden. Während die Deputirten im Theater des versailer Schlosses mit den Füßen stampften, einander anschnien, sich die Fäuste entgegenstreckten und einander zu erwürgen drohten, und das mit einer Mimik, auf welche die Geister der Schauspieler, die einst auf denselben Bretern Leidenschaften entfesselten, neidisch sein durften, war die Scene im Circus im ganzen eine ruhige, vernünftige und ernste. Major Sabaux, der als Regierungscommissar, d. h. als öffentlicher Ankläger fungirte, verlor ein- oder zweimal seinen Gleichmuth, es ist wahr; ein paar Advocaten trat in ihrem Eifer, die Freiheit im Gerichtshofe zu vertheidigen, der Schaum vor den Mund; es fanden gelegentliche Ausbrüche von Unverschämtheit und Rohheit in der Loge der Angeklagten statt; doch die sich stets gleich bleibende Milde und Nachgiebigkeit des Präsidenten des Gerichtshofes, des Obersten Merlin, ermöglichte es den Proceß zu Ende zu bringen, ohne irgendeine auffallende Verletzung des öffentlichen Anstandes, wie sie die Verhandlungen des obersten Gerichtshofes zu Tours in der Anklage gegen Pierre Napoleon auszeichneten.

Das Kriegsgericht, das aus einem Obersten in voller Uniform, fünf Offizieren und einem Unteroftizier (Adjutanten) bestand, also ganz das Gegentheil von Cicero's stolzem Axiom „Cedant arma togae“, begann seine Sitzung am Montag, 7. Aug. mittags, und nachdem die üblichen Formalitäten der Constituirung abgethan waren, wurden die Angeklagten unter Militärescorte herbeigebracht und zur Linken des Präsidenten in einen logenartigen, mit amphitheatralischen Bänken versehenen Verschlag placirt. Es waren: Ferré, Buchhalter, 29 Jahre alt; Assi, Mechaniker, 30 Jahre; Urbain, Vorsteher einer Unterrichtsanstalt, 33 Jahre; Billioray, Maler, 53 Jahre; Jourde, Student, 27 Jahre; Trinet, Schuhmacher, 27 Jahre; Regère, Thierarzt, 55 Jahre; Champy, Eiseleur, 25 Jahre; Lisbonne, Schauspieler, 34 Jahre; Kullier, ehemaliger Marineoffizier, 31 Jahre; Kastoul, Arzt, 45 Jahre; Paschal Groussset, Schriftsteller, 30 Jahre; Verbure, Buchhalter, 35 Jahre; Ferrat, Schriftsteller, 45 Jahre; Descamps, Bronzearbeiter, 37 Jahre; Clement, Färber, 45 Jahre; Courbet, Maler, 51 Jahre; Ulysse Parent, Zeichner, 45 Jahre. Außerdem wurden noch eine Menge anderer Gefangener in den Gerichtshof gebracht, um als Zeugen vernommen zu werden, unter ihnen der wohlbekannte Cavalier, Pipe-en-bois, ehemaliger Secretär Gambetta's zu Tours. Die Verhandlungen begannen mit dem Vorlesen eines fast endlosen Anklageacts, dessen Hauptpunkte wir hier, zur Vergleichung mit unsern früher gemachten Angaben, die wir lange vor dessen Bekanntwerden in den Artikeln über „Die Commune von Paris im Jahre 1871“\*) zu Papier brachten, mittheilen.

„Ehe man die Verantwortlichkeit feststellt“, so hub der Präsident an, „die einem jeden

\*) Vgl. den Jahrgang 1871, Zweite Hälfte, 289 fg., 392 fg., 513 fg.

der Angeklagten zufällt bei den Verbrechen, deren Schauplatz die Hauptstadt zwischen dem 18. März und 28. Mai war, ist es wichtig, die Ursachen zur Insurrection aufzusuchen. Als im September die preussische Armee Paris umzingelte, schloß sie darin mit einer der Ordnung ergebenen Bevölkerung die seit langer Zeit für die Unordnung disciplinirten Streitkräfte ein. Diese Streitkräfte rekrutirten sich zugleich in den Reihen der revolutionären Partei und unter den Mitgliedern der internationalen Gesellschaft der Arbeiter. Entschlossen zu allen möglichen Mitteln, die Gewalt zu usurpiren und sie vermittels aller Gewaltthaten zu bewahren, gab die revolutionäre Partei schon seit langer Zeit ihre demagogischen Absichten offen kund. Ihr Ursprung sowol als ihr Zweck stand mit den schlimmsten Erinnerungen aus unserer Geschichte in Verbindung. Man rehabilitirte zuerst in Schriften, denen man absichtlich eine wissenschaftliche Form gab, die Männer von 1793. Später fand man sie in der Presse, in den öffentlichen Versammlungen, auf der Straße wieder, getreu ihrer Mission, die verderblichsten Lehren predigend, die Grundlagen des Staats sowie die ewigen Principien der socialen Ordnung angreifend. Die Ereignisse vom 4. Sept. hatten dieser Partei keine Befriedigung gewähren können. Von der Gewalt fern gehalten, blieb sie am Tage der Revolution das, was sie vorher gewesen war: der erklärte Feind der Regierung. Die 1864 in London constituirte internationale Gesellschaft der Arbeiter hat seit 1865 in Paris einen ihrer festesten Mittelpunkte. Für den, welcher sich an das Aeußere halten wollte, hatte diese Gesellschaft keinen andern Zweck, als das Schicksal der Arbeiter zu verbessern. In Wirklichkeit bildete sie aber durch ihre mächtige Organisation eine der ernstesten Gefahren für die ganze sociale Ordnung. Sehr schnell in Europa verbreitet, hatte sie bald ihre Organe, Congresse und Manifeste. Sie verband sich zugleich mit den Arbeiterassociationen, intervenirte thätig bei den Arbeitseinstellungen und rief diese hervor. Zuletzt setzte sie den Fuß auf politischen Boden. Im Jahre 1868 und 1870 wurden ihre Hauptführer gerichtlich verfolgt und von da ab konnte über ihre wirklichen Tendenzen kein Zweifel obwalten. Die Ereignisse vom 4. Sept. verschafften der Gesellschaft nicht mehr Befriedigung als der revolutionären Partei. Die beiden Verbündeten blieben in der Erwartung einer günstigen Gelegenheit. Die Anwesenheit des Feindes vor Paris gab ihren anarchischen Versuchen neue Nahrung. Nicht zufrieden, jeden Tag in ihren Clubs und in ihren Journalen den Massenausfall zu verlangen, nicht zufrieden, bei jeder Niederlage unserer Truppen von Verrath zu sprechen, scheuten sie sich nicht, zweimal, am 31. Oct. 1870 und 22. Jan. 1871, ihre bewaffneten Massen gegen das Stadthaus zu senden. Beide Versuche wurden glücklicherweise verhindert. Sie zogen aber doch aus den Umständen Nutzen, um ihre Organisation zu vervollständigen. Man konnte im voraus, ohne sich zu irren, die Bataillone bezeichnen, welche, wenn der Tag gekommen, mit ihnen marschiren würden. Man erkannte sie an ihren Führern, entweder heißblütigen Revolutionären oder ergebenen Internationalen. Man erkannte sie an ihren Soldaten, die alle für die internationale Association, anstatt für das Vaterland marschirten. . . . So war die Lage, als am 28. Jan. sich die Nachricht von dem Waffenstillstande in Paris verbreitete. Sie erregte große Befürchtung. Bei den Arbeitermassen kam die Befürchtung hinzu, daß ein müßiger Lebenswandel mit der Subvention, welche sie ernährte, aufhören würde. Zugleich fielen der Reihe nach die Hindernisse, welche die Anarchisten während der Belagerung vorgefunden hatten. Der Waffenstillstand hatte die regelmäßigen Streitkräfte fast vollständig lahm gelegt, während die Nationalgarde nicht entwaffnet worden war. Eine aus dem innersten Herzen der Nation hervorgegangene Regierung wurde in Bordeaux errichtet und eröffnete Unterhandlungen, welche mit dem Abschlusse der Friedenspräliminarien endeten. Es war das erste mal seit Jahrhunderten, daß die Hauptstadt sah, wie eine Regierung sich außerhalb ihrer Mauern constituirte. Endlich stellte sich die Frage betreffs der commerziellen

Interessen, welche in Paris immer so ernst ist, nebst der Verfallzeit der Wechsel ein und complicirte sich, besonders für den Kleinhandel, mit der Frage betreffs der Miethen. Es konnte kein Zweifel obwalten, daß die Anarchisten bei der ersten Gelegenheit sich dieser Lage bemächtigen würden, um sie auszubeuten. Am 15. Febr. versammelten sich im Livoli-Baur-Hall Delegirte der Nationalgarde und ernannten eine Commission, um die provisorischen Statuten eines Centralcomité auszuarbeiten. Die Commission erfüllte ihr Mandat. Ein einziger Paragraph reicht hin, um die Hand zu kennzeichnen, welche die Sache leitete. Es ist darin gesagt, daß die Nationalgarde in Zukunft die stehende Armee ersetzen soll. Am 24. Febr. wurde das Comité constituirt. Der verborgene Zweck trat bald in seiner furchtbaren Wirklichkeit hervor. Am 27. Febr. bemächtigten sich die Führer unter dem Vorwande, daß sie den Preußen nicht in die Hände fallen sollten, einer Anzahl Kanonen und schleppten sie nach den Höhen von Montmartre. Am 28. Febr. forderte das Comité die Nationalgarde auf, sich nicht dem Einzuge der Preußen zu widersetzen. Zugleich erklärte es sich während der zwei Nächte, welche dem Einzuge der fremden Soldaten vorangingen, in Permanenz. Am 4. März kündigte es in einer Proclamation an, daß seine Aufgabe die Constitution der republikanischen Föderation der Nationalgarde sei. Drei Tage später meldete der «Cri du peuple», daß sich alle Comités der republikanischen Nationalgarde verschmolzen hätten und ihre Bemühungen der socialistischen Föderation anschließen müßten, die ihren Sitz in der Rue de la Corderie habe. Diese Association war keine andere als die Internationale. Der Bund ist von da an geschlossen. Die Emeute hat Waffen und Artillerie. Sie verschanzt sich auf den Höhen von Montmartre und bedroht die Stadt. Am 11. März fand in der Redoute eine Versammlung von Bataillonschefs statt, welche den Entschluß faßten, die Republik auf alle mögliche Weise zu vertheidigen. Von allen Seiten strömen nun Abenteuerer, die allen Nationalitäten angehören, herbei. Emissare werden nach den großen Städten der Provinz gesandt, damit man dort zugleich mit Paris loschlage. Man gelangt so zum 18. März. Die Versuche der Regierung, eine Versöhnung herbeizuführen, scheiterten, und man war genöthigt, seine Zuflucht zu entscheidenden Maßregeln zu nehmen. Am 18. März Morgens waren alle Stellungen genommen, wo die Aufrihrer ihre Kanonen hingebacht. Man war aber genöthigt, mit 250 Gepanzen, von denen jedes eine Kanone zog, Paris zu durchfahren. Dadurch entstand Zeitverlust, welcher den Bataillonen von Montmartre und Belleville gestattete, die Waffen zu ergreifen. Eine ungeheure Menge, in der sich viele Frauen und Kinder befanden, umgab die Soldaten, brachte Verwirrung in ihre Reihen, entwaffnete die einen, verleitete die andern zu schändlichem Abfall und nahm ihre Kanonen wieder.“

Der Bericht erzählt nun die Ermordung der Generale Lecointe und Thomas, die hinfänglich bekannt und von uns eingehend geschildert worden ist, und sagt dann: „Schon am 18. März abends war die Emeute Herr des Vendômeplatzes, der Ministerien, des Château d'Eau und des Stadthauses. Um nicht wieder gut zu machendes Unglück zu vermeiden, zog sich die Regierung nach Versailles zurück. Während sechs Stunden hatte sie gewartet, ob die Nationalgarde, an welche sie einen Aufruf erlassen, sich um sie jähren werde. Die Bürger blieben zum größten Theile bestürzte Zuschauer, doch sollten sie dies bald bereuen. Die Maires und die Delegirten ergingen sich in Wünschen und Versuchen betreffs einer Versöhnung. Ein neues Verbrechen brach am 22. März alle Unterhandlungen ab. Eine Manifestation ohne Waffen stellte sich auf dem Vendômeplatz ein und wurde mit Gewehrschüssen empfangen. Die Opfer waren zahlreich. Gegenüber solchen Handlungen erschien jeder Widerstand nutzlos. Der von der Regierung an die Spitze der Nationalgarde gestellte General Saiffet kam um seine Entlassung ein, und die Ereignisse nahmen ihren Verlauf. Am 2. April begannen die militärischen Operationen

und dauerten ohne Unterbrechung bis zum 28. Mai fort. Sie waren für die Commune nur eine Reihe von Niederlagen und ein Vorwand zu neuen Verbrechen. Am ersten Tage wurde der Oberarzt der Armee, der den Combattanten entgegenhing, um eine Ausöhnung zu versuchen, auf feige Weise von den Truppen der Insurrection ermordet. Sie belegten dann das Eigenthum der Mitglieder der Regierung mit Beschlag, befahlen die Zerstörung des Hauses von Hrn. Thiers, und, eifersüchtig auf jeden Ruhm, decretirten sie unter den Augen der Fremden, daß die Vendôme'ssäule vernichtet werde." Der Bericht erwähnt nun der Verhaftung der Geiseln, wie des Erzbischofs von Paris, des Pfarrers der Madeleine, der übrigen Geistlichen, des ersten Präsidenten Bonjean u. s. w., sowie der Entheiligung der Kirchen und geht zur Schilderung der militärischen Ereignisse im Mai über. Jeden Tag erleiden die Insurgenten eine neue Niederlage; die Augenblicke der Commune sind von da an gezählt. Man kann dies schon an den Stimmen hören, die sich in ihrem Innern erheben, und an den Maßregeln ersehen, die zu ergreifen sie sich beeilen. Am 15. Mai ist das Haus des Hrn. Thiers vollständig vernichtet. Am 17. Mai fliegt die Patronenfabrik in der Rue de Rapp in die Luft. Es ist nothwendig, daß man den heftigsten Haß gegen den Feind im Herzen der Föderalisten entflammt, welche durch die Niederlagen entmutigt sind. Die Commune scheut sich nicht, die versailer Regierung eines Verbrechens anzuklagen, welches, wie alles schließen läßt, das Werk ihrer Agenten war. Sie verhaftet die angeblichen Schuldigen, die ihr Heil und ihre Freiheit einige Tage später nur dem Einmarsche der regelmäßigen Truppen verdanken. Am 21. Mai, dank einer gewaltigen Artillerie, wird das Thor Saint-Cloud forcirt, und die Armee dringt in einem Anlauf bis auf die Höhe des Trocadéro. Ihr unerwarteter Angriff ist das Signal zu den letzten Abscheulichkeiten. Am 23. Mai, 10 Uhr abends, begibt sich Rigault nach Sainte-Pélagie, wo mehrere Geiseln, unter andern Hr. Chandey, Advocat vom Appellationshofe (Director vom „Siècle"), gefangen gehalten werden. Zwei Individuen, wie er bis an die Bühne bewaffnet, begleiten ihn. Er läßt Chandey herbeiholen und notificirt ihm auf brutale Weise sein Todesurtheil, das sofort ausgeführt werden würde. Der Gefangene macht Vorstellungen. Rigault wirft ihm mit Heftigkeit vor, daß er am 22. Jan. auf das Volk habe feuern lassen. Nationalgarden kamen vom nächsten Posten, um das Executionspeloton zu bilden, während Rigault seinem Secretär in Gegenwart seines Opfers das Protokoll dictirt, welches ein Augenzeuge fast vollständig wiederholen konnte. „Wissen Sie wol, was Sie thun", sagte dann Chandey, und als er als Antwort nur Spöttereien erhält, fügte er beim Herausgehen hinzu: „Wohlan, Raoul Rigault, Sie werden sehen, wie ein Republikaner stirbt." An dem Wege angekommen, welcher an den Festungswerken herläuft, zieht der Procureur der Commune den Degen und commandirt Feuer! Chandey wird nur am Arme getroffen. Er stürzt nieder mit dem Rufe: „Es lebe die Republik!" Zwei Männer kommen heran und geben ihm den Todesstoß. Man erschießt dann drei „republikanische Gardes", ebenfalls auf Befehl Rigault's, der beim Weggehen sagte: „Man hätte dies schon vor langer Zeit thun müssen."

Raoul Rigault, von dem hier die Rede ist und dessen Porträt wir in der Verbrechergalerie, die wir schon in unsern Artikeln über die Commune eröffneten, nicht fehlen lassen dürfen, war zweifelsohne der grausamste unter den Führern der Socialisten. Er vereinigte in sich die Natur eines Tigers und die einer Hyäne; er tödtete nicht aus Haß, aus Fanatismus, er tödtete aus Vergnügen, zum Zeitvertreibe. Seine ganze Figur, sein ganzes Aussehen deuten auf die perfideste, mit Wollust gepaarte Grausamkeit hin. Man stelle sich einen zum Embonpoint neigenden jungen Mann von etwa 25 Jahren vor; auf einem Stiernacken der wahre Kopf eines Stiers, hohe gewölbte Stirn, der Vorderkopf bereits vom Haar entblößt, das zu beiden Seiten üppig und wenig gepflegt

herabhängt. Unter starken hervorspringenden Augenbrauen liegen ein Paar dunkle, kalte Augen, voller Troß, Herausforderung und Grausamkeit, sie haben jenes eigenthümlich Stechende, dem man bei den Courtisanen der öffentlichen Häuser begegnet, gepaart mit einer sächlichen Ermüdung, deutliche Zeichen des Wirthshauslebens, durchschwelgter Nächte und des Absynth. Die Nase, die von der Wurzel bis zur Spitze fast gleich stark und fleischig ist, verleiht dem besonders unter den Augen und um die Nase herum aufgedunsenen, nicht unschönen Gesicht einen groben, sinnlichen, brutalen Ausdruck. Unter der Nase zieht sich wie ein Gedankenstrich ein starker Schnurrbart hin, das ganze Antlitz aber rahmt ein dichter, struppiger Vollbart ein, und für gewöhnlich deckte ein verwegenes aufgestemmes Forgnon das Auge, das wohl geeignet war Schrecken und Abscheu einzulösen. Dieser Kämpfer der „Brüderlichkeit“ war einer jener literarischen Zigeuner, den die Commune an einen Posten stellte, der zu gleicher Zeit Kenntnisse, die ihm absolut mangelten, und eine Haltung, eine Würde forderten, von der er nicht die geringste Spur hatte, sondern für die er im Gegentheil die souveränste Verachtung ausdrückte, denn er war eben das Nonplusultra des im Kneipeleben untergegangenen Studenten. Sein ganzes Leben vor seiner Wahl in die Commune klärt die Welt über den Werth des Schrittes auf, den sie that, als sie Rigault zu dem ebenso schwierigen wie bedeutenden Posten eines Polizeipräsidenten und dann zum Procureur der Commune ernannte. Rigault war der Sohn eines alten Souspräsidenten der Republik, der fast öffentlich alle Solidarität mit den Thaten seines Sohnes von sich gewiesen hat. Nachdem er seine Studien am Collège zu Versailles beendet hatte, bürgerte er sich im Quartier latin ein, um Medicin zu studiren. Zu gleicher Zeit gab er Privatunterricht in der Mathematik, doch insolge seines wüsten Lebens verlor er nach und nach seine sämtlichen Schüler. Geldmangel trat ein und Credit bei den Wirthen war schwer; um jedoch sein Wirthshausleben fortsetzen zu können, warf er sich in jene Politik, die ihre Debatten unter Kraftreden, Flüchen und Bervollwünschungen in den Schenken abspinnt. Rigault war einer der jüngsten, wenn nicht das jüngste Mitglied in der Commune. Seine Debuts in dem Leben voll Aufregung und Schwelgerei, das er im Quartier latin führte, datiren von dem gegen das Journal „Le Candide“ eingeleiteten Proceß, einer Epoche, in der er sich mit den Hébertisten verband, deren Chef Tribon\*) war; Rigault wurde einer ihrer am meisten fanatischen und unwise-

\*) Gustave Tribon, ein junger, schwächlicher, schwindstüchtiger Mensch, war unter dem Kaiserreich einer der bekanntesten und am meisten verfolgten Revolutionäre. Sohn eines Bauern, der sich durch Ankauf von Gütern Emigrirter, die er mit großem Gewinn wieder verkaufte, ein Vermögen erworben hatte, war Tribon 1841 in Dijon geboren. Er studirte in Paris die Rechte und wurde dort Advocat. Nachdem er für mehrere kleine Journale des Quartier latin geschrieben, gründete er den „Candide“, der einen Absatz von 11000 Exemplaren hatte, aber nach dem Erscheinen weniger Nummern unterdrückt wurde. Tribon gab darauf das Journal „Le Critique“ heraus, das gleichfalls eines schnellen Todes starb. Doch eine Broschüre, die er 1864 schrieb: „Les Hébertistes“, trug viel dazu bei, ihm einen Namen als Schriftsteller zu machen. Er war fast in alle Conspirationen gegen das Kaiserreich verwickelt, welches auch an Verfolgungen gegen ihn es nicht fehlen ließ. Während einer Haft in Sainte-Pélagie 1862 lernte er Blanqui kennen, dessen treuer Freund und Schüler er wurde und blieb. Im Jahre 1866 wurde er mit 22 andern wegen Errichtung einer geheimen Gesellschaft angeklagt und zu 15 Monaten Gefängniß verurtheilt. Die Regierung wollte sich durch diese harte Verurtheilung an ihm wegen seiner Theilnahme an den Congressen zu Rüttich und Genf rächen, wo er, besonders im ersten, in den heftigsten Ausdrücken seinen Haß gegen das Kaiserreich manifestirt hatte. Auch in den Proceß von Blois war er mit verwickelt, doch entzog er sich einer Verhaftung durch die Flucht. Nach dem 4. Sept. war er Mitredacteur an Blanqui's „Cri du peuple“. Bei den Wahlen zur Nationalversammlung wurde er vom Departement de la Côte-d'Or gewählt, legte jedoch zur selben Zeit wie Rochefort, Ranc und Malou sein Mandat nieder. Nach dem 18. März war Tribon Mitglied des Executivcomité; er votirte gegen die Einsetzung eines Wohlfahrtsausschusses, zeichnete das

senden Anhänger. Er war Mitarbeiter am Journal „Le Critique“, für das er hin und wieder kleine Artikel schrieb; doch sein Haupttagewerk bestand im Besuche der Wirthshäuser und im Halten öffentlicher Reden. Rigault war der Schrecken aller Polizeidiener, mit denen er beständig in Conflicten lebte, Conflicten, bei denen höchst selten die Politik mitspielte. Den größten Theil seiner Popularität gewann er aber im Club des Pré-aux-Clercs, wo er Christus und die Religion in den skandalösesten Ausdrücken angriff, was ihm indessen eine mehrmonatliche Gefängnißstrafe wegen Verletzung der öffentlichen Moral und der Religion zuzog. Seine Haltung vor dem Tribunal war im höchsten Grade auffallend; er zeigte sich voller Arroganz und Hochmuth gegen seine Richter, und als der ihm ex officio beigegebene Bertheidiger aus Anlaß seiner Jugend mildernde Umstände beantragte, erhob sich Rigault und antwortete: „Herr Generaladvocat, meine Herren vom Gerichtshofe! Ich verlange keine Nachsicht, denn an dem Tage, wo «wir am Ruder sein werden, werden auch wir keine Nachsicht ausüben».“ Man lachte damals über solche Aufschneidereien sowie über seine Drohung, „Tausenden die Hälse abschneiden zu lassen, wenn er Haupt der Regierung sei“, eine Drohung, die er beständig wiederholte und die auch beinahe buchstäblich ins Werk gesetzt worden wäre. Eine seiner bekanntesten Eigenheiten war, niemals das Wort „Saint“ auszusprechen, was häufig zu den wunderlichsten Verdrehungen von Namen führte. Man lachte über alles das in Paris, man amüßte sich über diese originellen Manieren und diese Wirthshausdictatur, die er seinen Mitbürgern aufzuzwingen drohte; man ahnte nicht, daß einst der Tag kommen würde, wo dieser unheimliche Possenreißer frei und ungehindert seine grausigen Späße und seine unheilvollen Possen ausführen konnte. Rigault besaß eine wahre Leidenschaft für die Polizei; man konnte sie geradezu seine Specialität nennen. Niemand in Paris kannte die „Mouchards“ so genau wie er, mit deren Ueberwachung er sich amüßte, wahrscheinlich um sich mit der Art und Weise bekannt zu machen, mit der sie sich ihrer Functionen entledigten, und um sich selbst in dieser schwierigen Kunst auszubilden. Am 4. Sept. hatte Rigault nur Ein Geschäft, sich eilends nach der Polizeipräfector zu begeben, seine Hand auf die Dossiers zu legen und den Platz von Lagrange, ehemaligem Chef der politischen Polizei unter dem Kaiserreiche, einzunehmen. Er verblieb nur kurze Zeit auf diesem Posten, wo er seine Polizeistudien vervollkommnete, denn die Regierung der nationalen Bertheidigung hielt es nicht für rathsam, einen so gefährlichen Menschen in ihrem Dienste zu behalten. Er trat also ins Privatleben zurück, schrieb für das Journal „La Patrie en danger“ einige Artikel über die berühmten Agenten des Kaiserreiches und ließ sich in der Nationalgarde zum Commandanten eines Bataillons erwählen, das er jedoch niemals commandirte. Am 31. Oct. suchte er sich in Namen der nur einige Stunden lebenden Regierung der Polizeipräfector zu bemächtigen; doch fand er hier einen ernsten Widerstand, gegen den anzukämpfen er nicht wagte, und nur durch die Güte und Verwendung von Edmond Adam entging er der gerichtlichen Verfolgung, die man gegen die Urheber der insurrectionellen Bewegung einleitete. Glücklicher am 18. März, installirte sich Rigault aus eigener Machtvollkommenheit aufs neue in der Polizeipräfector, wo ihn die Commune vorfand und beließ; Mitglied derselben wurde er durch seine Wahl im 8. Arrondissement. Der „Delegirte bei der Expräfectur der Polizei“, wie er sich selbst titulirte, hatte als Collegen zuerst Duval, der beim Ausfall am 4. April getödtet wurde, dessen Tod aber Rigault zum absoluten Herrn dieses wichtigen Postens machte. Hier nahm man gar bald wahr, welcher Schandthaten und Willkürlichkeiten dieser Unsinnige fähig war, der vor nichts Achtung hatte und der sich darin gefiel, seinen

Manifest der Minorität und erschien dann später nie wieder in den Sitzungen der Commune; augenblicklich liegt er schwer, fast hoffnungslos krank daneben.

despotischen Gesülften nachzuhängen, indem er damit begann, die individuelle Freiheit und die Freiheit der Presse anzutasten, und der dann mit den kaltblütigsten und feigsten Mordel-morden endigte. Die Commune selbst gerieth in Schrecken über die zahlreichen Arrestationen und die willkürlichen Unterdrückungen der Journale, welche der Delegirte bei der Polizeipräfectur jeden Tag verhängte; doch es war nicht leicht, Rigault zu bewegen, daß er seinen Posten verlasse, auch gab er ihn nicht eher auf, als bis er die Präfectur mit seinen Creaturen bevölkert und sich dadurch ein Mittel gesichert hatte, nach wie vor seine Macht ausüben zu können. Cournot<sup>\*)</sup>, der ihm folgte, wurde sehr bald durch Ferré, den rechten Arm von Rigault, ersetzt, der unter dem Namen seines Acolythen fortfuhr, die Geschäfte dieses Dienstzweiges zu leiten. Rigault wurde von Protot<sup>\*\*</sup>), dem Delegirten beim Justizwesen, zum Procureur der Commune ernannt und präsidirte in dieser Eigenschaft der Anklagejury mit einer Emphase und mit den Mienen eines ergrauchten Magistrats, die einen jeden zum Lachen zwingen mußten, wenn man sich nicht erinnerte, daß es nur von der Laune dieses Individuums abhing, einem Bürger die Freiheit und das Leben zu rauben. Dieser wüthende Revolutionär widmete seine Zeit und seine Worte in höchst seltenen Fällen den Discussionen der Commune, sondern sparte sie für die Polizeipräfectur, wo er es sich nach besten Kräften wohl ergehen ließ. Er votirte für die Einsetzung eines Wohlfahrtsausschusses, in der Hoffnung, wie er sich ausdrückte, „daß der Wohlfahrts-ansehuß von 1871 so auftreten werde, wie man allgemein, aber mit Unrecht glaube, daß der von 1793 verfahren habe“. Rigault fand also den Schrecken von 1793 noch viel zu mild, und er überschritt ihn in der That in seinen Greuelthaten. Er büßte sie

<sup>\*)</sup> Frédéric Cournot war 1839 zu Orient geboren. Er ist der Sohn eines Schiffslieutenants, der in den Junitagen von 1848 die Barricade des Temple commandirte. Sein Vater starb im Eil; er fiel in einem Duell zu London mit einem gewissen Barthélemy, der in den Junitagen die Verteidigung der famosen Barricade des Faubourg Saint-Antoine leitete und kurze Zeit nach seinem Rencontre in England gehängt wurde. Nach solchen Familienantecedentien konnte es nicht fehlen, daß auch Frédéric Cournot ein Revolutionär und Conspirator wurde. Mitglied fast aller geheimen Gesellschaften und in alle Verschwörungen gegen das Kaiserreich verwickelt, war er einer der Hauptagitatoren in der Baubin-Manifestation, die ihm in Gemeinschaft mit seinem Freunde Delescluze eine kurze Haft einbrachte. Mitarbeiter am „Réveil“, erlitt er als solcher eine Haft von zwei Monaten in Mazas und war nach seiner Freilassung einer der Hauptorganisatoren der Verdrigung Victor Noir's. Mitangeklagter im Proceß von Blois, erhielt er im Augenblicke des Falles des Kaiserreiches seine Freiheit wieder. Während der Belagerung zum Commandanten eines Bataillons der Nationalgarde ernannt, soll er sich in den Gefechten von Drancy und Bondy mehrfach ausgezeichnet haben. Als rother Republikaner — Socialist war er weniger — wurde er in die Commune gewählt, wurde dann Mitglied des Sicherheitsausschusses und später an Rigault's Stelle auf kurze Zeit Delegirter bei der Polizeipräfectur. Gleich seinem Freunde Delescluze fiel Cournot auf einer Barricade während des Kampfes der sieben Tage.

<sup>\*\*</sup>) Eugène Protot, ein junger, schlank gewachsener, bartloser Mann von 32 Jahren, mit etwas furchsamem Manieren, ist einer der Gelehrtesten unter den Führern des Aufstandes, er ist ein scharfer, klarer Kopf, ein gewandter Jurist, der sich ohne Vermögen und Protection durch eigene Kraft in Paris eine nicht unbedeutende Stellung erworben. Er ist mehr rother Republikaner als Socialist. Mitarbeiter an den rothen Journalen, schrieb er den Programmartikel des materialistischen Blattes „Le Candide“. Als Mitglied geheimer Gesellschaften erlitt er mehrfache Verurtheilungen; doch sein wahres Renommée datirt erst seit dem Proceße von Megy, dessen Verteidiger er war. In dem von Olivier erfundenen Complot von Blois spielte er eine bedeutende Rolle; verhaftet als Theilnehmer an demselben, mußte er auf Antrag des Barreau von Paris freigelassen werden, um Megy's Verteidigung vor dem obersten Gerichtshofe zu Blois zu führen. Nach dem 18. März wurde er vom 11. Arrondissement in die Commune gewählt, die ihn dann mit Einstimmigkeit zum Delegirten beim Justizwesen ernannte. Nach dem Falle der Commune konnte Protot unter dem Schutze eines Passirheines, den ihm eine hohe einflußreiche Magistratsperson verschaffte, Frankreich verlassen und nach London gehen.

durch den Tod am Mittwoch, 24. Mai. In dem Augenblicke, als er sich in der Rue Gay-Lussac in das Hotel gleichen Namens, wo er ein Zimmer gemiethet hatte, schleichen wollte, wurde er von den Soldaten an seiner Uniform erkannt, verfolgt und ergriffen. Auf seinem Wege nach dem Luxembourg, wohin man ihn transportirte, begegnete der Escorte ein Oberst des Generalstabes, der sich nach dem Namen des Gefangenen erkundigte; Rigault schrie ihm als Antwort ein „Es lebe die Commune!“ entgegen, welche Herausforderung der Oberst dadurch erwiderte, daß er ihn an die nächste Mauer stellen und erschließen ließ.

Der Anklageact fährt weiter fort:

„In der folgenden Nacht fielen die Föderalisten in das Dominicanerkloster von Arcueil ein, die Mönche wurden auf die Straße gejagt und dort ermordet. Endlich wird das Gefängniß La Roquette an den Tagen des 24. und 25. Mai der Schauplatz einer Mezelei, bei welcher berühmte Opfer und bescheidene Soldaten der Pflicht fallen. Man muß hier einen Augenzeugen sprechen lassen. Der Abbé de Marchy, Vicarius der Gemeinde Saint-Vincent de Paul, war in Mazas eingekerkert und von dort nach La Roquette geführt worden, wohin Monseigneur Darbois, Hr. Bonjean, der Abbé Deguerry und andere vor ihm gebracht worden waren. In einer Zelle untergebracht, die sich neben der des Hrn. Bonjean befand, unterhielt er sich mit ihnen, als eine brutale Stimme sich vernehmen ließ: «Hr. Bonjean, kommen Sie heraus, kommen Sie herunter, so wie Sie sind.» Er begriff, was man wollte — fährt der Zeuge fort. Ich hörte auch die Namen der übrigen Opfer, und ich bemerkte selbst, daß Monseigneur mit den Worten Monsieur Darbois gerufen wurde. Hr. Bonjean reichte mir seine Hand hin, und während wir den langen Druck eines letzten Lebenswohls wechselten, gab er mir mit fester Stimme die letzten Aufträge für seine Familie; er ging dann zu den ungeduligen Hekern, und ich hörte, wie er sich mit den übrigen entfernte. Ich blieb am Fenster stehen, und nach einiger Zeit erblickte ich die Gruppe der Märtyrer, welche den Weg, der um das Gefängniß läuft, herunterkamen und auf mich zingingen. Der Erzbischof befand sich an der Spitze. Das eiserne Gitter, welches den Weg abschließt und das sich fast unter meinen Fenster befand, war offen. Monseigneur, die Hand auf das Gitter stützend, blieb stehen und sprach einige Worte, die ich aber trotz aller meiner Anstrengungen wegen des Lärmens nicht verstehen konnte. Eine wilde Stimme übertönte die seine. «Voran! Voran!» rief der Elende, «das ist nicht mehr der Augenblick zum Reden; die Tyrannen treten nicht mit so viel Schonung auf.» Monseigneur schritt am ersten durch das Gitterthor, die übrigen folgten fest und ruhig. Pater Dacoudray knöpfte seine Soutane auf und wies auf seine Brust und die Stelle des Herzens. Eine Minute darauf knatterte ein Mottenfeuer à la volonté. Dies ereignete sich am Abend des 24. Mai. Am andern Morgen fielen 15 neue Opfer. Unter ihnen befand sich Pater de Benghy, von der Gesellschaft Jesu. Ein Wärter, der die Verurtheilten beim Namen aufruft, kann dessen Namen nicht lesen. Der Geistliche tritt herzu, wirft auf die Liste einen Blick und sagt einfach: «Ich bin es.» Und er folgt den Hekern nach der Blutstätte. Es war an solchen Blutbädern nicht genug. Gezwungen, Paris der Armee zu überlassen, die sie bald in ihren letzten Schlupfwinkeln erreichen mußte, hatte die Commune beschloffen, den Siegern nichts als Ruinen zu hinterlassen. Auf Grund und Eingebung eines teuflischen Hasses und gleichzeitig als ein mächtiges Widerstandsmittel sollte in dem Maße, als die Insurgenten genöthigt sein würden zurückzuweichen, auf allen Punkten die Brandfackel geschwungen werden. Ohne Zweifel war in diesem Sinne ein wohlbedachter Plan entworfen worden. Man hatte alle Vorkehrungen getroffen. Das rasche Vorrücken der Truppen bewahrte Paris vor einer allgemeinen Feuersbrunst. Die drei folgenden Schriftstücke enthalten dazu unumstößliche Belege: «Bürger Lugay! Lassen Sie auf der Stelle das Finanzministerium

in Flammen aufgehen und finden Sie sich wieder bei uns ein. 4. Prairial, 79. Th. Ferré.» — Einen andern verwandten Befehl erteilt der Oberstlieutenant Parent, Commandant des Stadthauses: «Stechen Sie das Vörsenviertel in Brand, keine Furcht! Der Oberstlieutenant Parent.» — Ein anderes Schriftstück, dessen man im Laufe der Untersuchung habhaft geworden, lautet wie folgt: «Bürger! Zieht eine Demarcationslinie zwischen euch und den Versäulern! Stecht alles in Brand, verbrennt alles, was nicht mit euch ist! Kein Zagen, keine Muthlosigkeit! Der 11. Stadtbezirk wird euch zu Hülfe eilen, sobald ihr bedroht seid. Muth! Wenn ihr handelt, ist die Republik binnen 24 Stunden gerettet! Für das Comité der 11. Legion, David.» — Ein letztes mit Bleistift geschriebenes Schriftstück, das unter den Papieren eines gewissen François vorgefunden wurde, lautet wörtlich wie folgt: «Mit Ferré, dem Communemitgliede von der Präfectur, in der wir Feuer angelegt hatten, kommend, ziehen wir uns nach der Mairie des 11. Arrondissements zurück.»

„Wäre es nothwendig, sich noch länger bei dem Plane aufzuhalten, der, im voraus entworfen, die Hand der Brandstifter lenkte, so könnten als Beleg dazu noch die Petroleumrequisitionen angeführt werden, welche die Commune bei allen Kaufleuten veranstaltete, sowie die Drohungen, welche anlässlich dessen die Journale auszustoßen sich nicht scheuten. Wer erinnerte sich nicht auch der methodisch mit Petroleum und der Brandfadel in Staats- und Privatgebäuden operirenden Brandstifter! 238 Gebäude oder Wohnhäuser wurden vom Feuer heimgesucht. Die Brandruinen sind berechter als alle Worte; bei ihrem Anblicke kann man nur schauern in dem Gedanken an das entsetzliche Unglück, von dem ganz Paris hätte betroffen werden können.“

Der Bericht schließt: „Die vor Ihnen enthüllte Gefahr kann mit der Zeit nur größer werden. Wie soll man neue Katastrophen abwenden? Möge jeder Bürger sich die Frage stellen und mit aller seiner Energie der Gefahr die Stirn bieten.“

Und nun geht der Regierungskommissar zur Verlesung der jeden einzelnen Angeklagten betreffenden Anklagen über, unter denen wir nur die Ferré's, dieses Gehülfsen Rigault's, hervorheben, mit dem der Reigen in den Verhandlungen eröffnet wurde:

„Der Angeklagte Ferré, 25 Jahre alt, hat politische Antecedentien der schlimmsten Art. Ehe er an der Revolution vom 18. März theilnahm, that er sich durch seinen bombastischen Enthusiasmus und seine Aufreizungen zur Revolte hervor. Im Jahre 1868, gelegentlich der Baydin-Demonstration, versuchte er eine Rede von der Spitze eines nahe liegenden Grabmonuments herab zu halten. Dieselbe begann: «Es lebe die Republik, die Convention in den Tuileries, die Vernunft in Notre-Dame.» In öffentlichen Versammlungen that er sich durch die Wildheit und Ungereimtheit seiner Reden hervor, in denen er ohne Unterlaß die Erinnerungen an 1793 wach zu rufen suchte. Nach den Verhandlungen zu Blois wurde er verhaftet und mit Dupont angeklagt. Seine Antworten an den Präsidenten waren von der extravagantesten Art, doch die Beweise gegen ihn waren ungenügend und er wurde freigesprochen. Befragt über seinen Antheil an der Insurrection, verweigert er auf die an ihn gestellten Fragen zu antworten und irgendein Schriftstück zu unterzeichnen. Er sagte, dies sei seine Art sich zu vertheidigen. Er will sich retten und wird wahrscheinlich während seines Verhörs ungezügelt Reden führen, wie er es vor dem Gerichtshofe zu Blois gethan. Wir haben ihn indessen mit den Hauptpunkten der gegen ihn erhobenen Anklage bekannt gemacht, und unser Bericht stützt sich auf officielle Documente der Commune und auf Aussagen von Zeugen, die bereits in Paris über die Brandstiftung im Justizpalast und die Ermordung der Geiseln im Gefängniß La Roquette vernommen wurden. Um 9 $\frac{1}{2}$  Uhr morgens am 18. März befand sich Ferré im Hause Nr. 6, Rue des Rosiers, wo er sich des Abmarsches von Gefangenen der republikanischen Garde widersetzte. Er begab sich ins Concil im Château

rouge, wohin der General Lecointe abgeführt werden sollte, und machte sich durch die Beharrlichkeit, mit der er auf den Tod des Generals drang, bemerkbar. Am 26. März wurde er zum Mitgliede der Commune im 18. Arrondissement gewählt und zeichnete am folgenden Tage als Mitglied des allgemeinen Sicherheitsausschusses in Gemeinschaft mit Geresme\*), J. B. Clement\*\*), Vermorel\*\*\*) und andern eine Proclamation voll

\*) Hubert Geresme, der sich unter dem Kaiserreiche einfach Hubert nennen ließ, ist ein Arbeiter aus der Champagne, dessen Antecedentien wenig gekannt sind, der sich aber stets durch seine ultrarevolutionären Meinungen bemerkbar machte. Ein Mensch ohne alle Bildung und Verstand, war er Mitglied des Centralcomité und saß später in der Commune. Da er sich dort zu revolutionär zeigte, d. h. weil er seine Ansichten, die nichts Zusammenhängendes hatten, zu sehr ins Licht zu stellen suchte, wurde er selbst seinen Collegen verdächtig und man ordnete deshalb eine Nachforschung über diesen Dunkelmann an, die aber durch den Fall der Commune unterbrochen wurde. Geresme ist einer der wenigen, die bis jetzt allen Nachforschungen der Polizei entgangen sind.

\*\*\*) J. B. Clement ist der Tyrann der Commune. Sohn eines bemittelten Millers in Boulogne-sur-Seine und ungefähr 36 Jahre alt, genoß er einige Erziehung und machte sich später, nachdem er durch Selbststudium noch seine Kenntnisse erweitert hatte, als Chansondichter bemerkbar. In den letzten Jahren verfaßte er nur socialistische und revolutionäre Lieder, deren Zahl Legion ist und die ihn äußerst populär machten. Er ist übrigens ein Schwärmer und Fanatiker, der sich in der Commune nur durch seine tollen Anträge bemerkbar machte. Noch vor dem Falle der Commune verschwand er spurlos.

\*\*\*\*) Auguste Vermorel, geboren 1841 zu Denicé, nahe bei Lyon, ist einer der wenigen, die ohne Nebenabsichten, aus reiner Ueberzeugung ein Vertheidiger und Anhänger der rothen Republik waren; er ist ein Jakobiner de pur sang. Ein Mann voll Gelehrsamkeit und von unermüdblichem Fleiß — er war mit 15½ Jahren Bachelier-ès-lettres — und von einer zum Sprichwort gewordenen Ehrlichkeit und Aufrichtigkeit, verfolgte er mit seiner Feder auf die unerbittlichste Weise das zweite Kaiserthum sowie die Männer von 1848, die spätere Linke in den Kammern, denen er beiden Unfähigkeit und Selbstsucht oft mit schneidendem Wit, noch öfter aber mit brutaler Offenheit vorwarf; er war der einzige unter den Republikanern, der von dem hohlen Rochefort nichts wissen wollte und der ihn in einer öffentlichen Versammlung, als er seinen Charakter definierte, „une attitude“ nannte. Fruchtbarer Schriftsteller und Mitarbeiter an verschiedenen Journalen, gründete er 1866 den „Courrier français“, der einen großen Erfolg hatte, besonders infolge seiner wichtigen Angriffe gegen das Kaiserreich und seine Creaturen. Doch da Vermorel auch das Thun der sogenannten liberalen Partei angriff, so hatte er wenig Freunde, aber desto mehr Feinde. Der „Courrier français“ sank unter den schweren Geldstrafen, welche das Kaiserreich ihm auferlegte, und ging, während sein Eigenthümer und Redacteur Vermorel in Sainte-Pélagie saß, in andere Hände über. Freigelassen, opferte Vermorel sein und seiner alten Mutter Habe, um seine Gläubiger zu befriedigen, und wurde dann, er, der jetzt ein armer und zu Grunde gerichteter Mann war, Chefredacteur der „Réforme“, als welcher er, in Betreff des Begräbnisses von Victor Noir, einen heftigen Streit mit der „Marseillaise“ hatte. Rochefort nannte ihn in öffentlicher Sitzung der Kammer einen Spion Rouher's, eine Verleumdung, die sich nach dem Falle des Kaiserreiches als ganz ungegründet herausstellte, sodas Rochefort sich selbst zu einem Widerruf herbeiliess. Mitglied des Centralcomité der Nationalgarde, wurde er nach dem 18. März in die Commune gewählt und war später Mitglied des Executivausschusses. Als er die Ueberzeugung gewonnen, daß die ganze Bewegung nur eine auf Selbstsucht und Hirngespinnste basirte Emeute und die Hauptleiter gemeine Verbrecher waren, trat er mit der ihm eigenen Geradheit und Offenheit gegen die Majorität, besonders gegen Piat auf und schien seit seiner Abstimmung gegen die Einsetzung eines Wohlfahrtsausschusses von der Commune ausgeschlossen. Verzweiflung bemächtigte sich seiner, und gebrochenen Herzens suchte er in auffallender Weise den Tod vor den Thoren von Paris. Er blieb verschont, bis die Truppen in Paris eindrangten, wo er am 26. Mai auf der Barricade des Château d'Eau schwer verwundet wurde. Versteckt von seinen Freunden, wurde er bei den angestellten Nachsuchungen aufgefunden; er nannte sich und wurde nach dem Militärhospital nach Versailles geschafft, wo er am 20. Juni in den Armen seiner Mutter verschied. In seiner Todesstunde kannte er keine andere Sorge als die oft wiederholte Bitte, ihn nicht unter „die Mörder und Brandstifter“ zu zählen. „Ich habe einzelnes Gutes gethan“, sagte er, auf seine Rolle unter der Commune anspielend, „und recht viel Böses verhindert.“

von Anklagen gegen die legalen Autoritäten und Aufreizungen zur Revolte und zum Bürgerkriege. Am 1. Mai wurde er zum Procureur der Commune ernannt, welche Anstellung ihm Gelegenheit zu willkürlichen Arrestationen und Verurtheilungen gab. Am 14. Mai erschien im „Moniteur“ seine Ernennung zum Delegirten bei der Polizeipräfectur. Freund Rigault's, wurde er an Stelle Cournet's gesetzt, dessen Delegation nur eine unbestimmte war. In dieser Stellung unterdrückte Ferré fast mit Einem Federstriche alle Journale und unterzeichnete das Todesurtheil zahlloser unschuldiger Personen, die auf seinen Befehl eingekerkert waren. Unter den von ihm anbefohlenen Verhaftungen war auch die von E. B. Piètre, dessen mit «Ferré» unterzeichneter Verhaftsbefehl sich in unsern Händen befindet. Revolutionär, gewalthätig, rachsüchtig, hat er mit andern Mitgliedern der Commune, als er den Erfolg der versailer Armee und den Fehlschlag der Revolte wahrnahm, die Inbrandstreckung öffentlicher Gebäude, welche die Insurgenten besetzt gehalten und die sie nicht hinter sich zurücklassen wollten, angeordnet. Am Morgen des 24. Mai sah der Zeuge Cassart, der mit Du Hurlay in der Polizeipräfectur wohnte, Ferré und fünf andere Personen die Treppe in der Polizeipräfectur hinaufgehen. Ferré sagte zu ihm: «Machen Sie schnell, daß Sie fortkommen, wir werden den Palast in Brand stecken. In einer Viertelstunde wird alles in Flammen stehen!» Eine halbe Stunde später sah der Zeuge Flammen aus zwei Fenstern des Bureau des Generalprocureurs hervorschlagen. Als Raoul Rigault während der Insurrection in die Präfectur eingesetzt wurde, bemerkte Zeuge, daß Ferré einen Rocktragen von schwarzem Sammt hatte. An demselben Tage sah die Frau eines gewissen Comporgue mehrere Personen die Mauern der Präfectur mit Petroleum waschen. Als sie aus dem Hofe der Sainte-Chapelle hervortraten, bemerkte sie unter ihnen einen, der kleiner war als die übrigen und der einen grauen Ueberrock mit schwarzem Sammttragen und schwarzgestreifte Weinkleider trug. An demselben Tage begab sich ein Polizeiagent nach dem Gefängnisse La Roquette, um die Erschießung Monseigneur Darbois's, des Präsidenten Bonjean, des Abbé Allard, des Pater Dacoudray, des Abbé Deguerry und anderer Gefangener anzuordnen. Am Sonnabend, 27. Mai, installirte sich Ferré in dem Bureau des Gefängnisses und befahl die Freilassung einer Anzahl Verbrecher, denen er Waffen und Munition verabreichte. Hierauf begannen diese eine große Anzahl Gefangener niederzuzumekeln, unter diesen 66 Gensdarmen. Verschiedene Zeugen sahen Ferré an diesem Tage im Gefängnisse. Bahffet und andere Gefangene waren nach dem Depot von der Präfectur gesandt worden und Chandeby und andere nach Sainte-Pélagie. Der Angeklagte gab gleichfalls an Lucas einen geschriebenen Befehl, das Finanzministerium in Brand zu stecken, und obgleich er seine Handschrift zu verstellen suchte, haben Sachverständige erklärt, daß es die seine ist. Deshalb ist der Angeklagte Ferré vor ein Kriegsgericht gestellt und zwar 1) weil er als ein Mitglied der Commune an einem Angriff theilgenommen, dessen Zweck es war, die Form der Regierung zu ändern, wegen Anreizung zum Bürgerkriege und wegen Bewaffnung der Bürger, eines gegen den andern; 2) weil er schuldig ist, öffentliche, dem Staate gehörende Gebäude und andere theils bewohnte, theils unbewohnte Gebäude des Staates zerstört oder deren Zerstörung anbefohlen zu haben; 3) die Ermordung von Geiseln anbefohlen und sie durch Mitschuldige ausgeführt zu haben; 4) öffentliche Aemter usurpirt, 5) willkürliche Verhaftungen und Haussuchungen angeordnet zu haben.“

Ähnlich dieser Anklage sind die übrigen persönlichen Anklageacte abgefaßt. Wären sie und der gemeinsame Anklageact von einem Generalprocurator abgefaßt worden, so würden sie ohne Frage zu den interessantesten Schriftstücken gehört haben; doch der Offizier, dem die schwere Aufgabe der Ausarbeitung zufiel, war jedenfalls mit dem Schwerte besser bewandert als mit der Feder. Einzelne Theile der Anklageacte zeigen

die merkwürdigsten non sequitur an, unter andern derjenige, welcher Element betrifft. Der Anklageact sagt, daß diese unglückliche Persönlichkeit, obgleich sie zur Commune gehört, niemals an einem willkürlichen Act theilgenommen habe, und daß er als Maire des 15. Arrondissements thatsächlich die Bewohner desselben beschützt habe. Doch da er einen Posten unter der Commune ausfüllte, so nimmt die Anklage an, daß er auch für alle ihre Thaten verantwortlich sein müsse. Ferner enthalten die Anklagepunkte 3 und 5 gegen Ferré, die in allen andern Anklagen wiederholt sind, eine Annahme, die unserer Ansicht nach ganz irrig ist. Die Angeklagten und ihre Collegen konnten unmöglich die Functionen der Regierung ausüben, konnten keine Requisitionen machen, Verhaftungen anordnen, Soldaten, die sich ihrer Sache angeschlossen, belohnen, noch jene, die sich ihrer Autorität widersetzen, bestrafen, noch Heirathen legalisiren, noch Geburten registriren, ohne bei jedem Schritte in ihrer Laufbahn Acte zu vollziehen, die, bei der Annahme, daß sie während der ganzen Zeit einfache Civilpersonen waren, schwere Verletzungen des Strafcodex bildeten. Und doch läuft diese Auffassung wie ein rother Faden durch das Gewebe der Anklagen. Was man auch über die Insurrection vom 18. März oder über die spätern Acte der Commune denken mag, so ist es doch unmöglich, der letztern einen öffentlichen Charakter abzuspochen. Das Fundamentalverbrechen der socialistischen Leiter war Revolte und Hochverrath. Sie standen gegen eine Regierung auf, die, obgleich sie nicht die von ihnen ersehnte war, doch das Princip der Volkssouveränität repräsentirte wie keine andere Staatsgewalt in Frankreich seit den letzten 20 Jahren. Ihre weitern Vergehen, die Ermordung der Geiseln und die Niederbrennung der öffentlichen Gebäude, waren „theilweise“ durch die Nothwendigkeit der Vertheidigung gebotene Acte. Seltsam und charakteristisch ist es, wenn man die von den Socialisten und ihren Freunden zu verschiedenen Zeiten über die Brandstiftungen in Paris in die Welt geschickten Ausagen miteinander vergleicht. Drei Erzählungen haben sie fabricirt, doch bis jetzt vergessen die Welt zu belehren, welcher sie in Zukunft Glauben beimessen soll. Zuerst, als die Thatfachen zu handgreiflich waren, um verneint zu werden, da war offenes Geständniß und nicht selten Rechtfertigung an der Tagesordnung. Die Brandstiftungen wurden zugegeben, aber aus strategischen Gründen gerechtfertigt. Dann trat eine andere Anschauungsweise an den Tag, und mit frecher Stirn wurde verkündet, daß die Brandlegungen ein erhabener Opferact gewesen seien, eine Drohung gegen die Gesellschaft und gegen die Reichen, die man einzig und allein auf diese Weise hätte erreichen können. Die schon früher von uns erwähnte Adresse der Internationalen gestand und nahm die Theorie der Brandstiftungen offen an und machte keinen Versuch die Thatfachen abzuleugnen. Später aber, wahrscheinlich um die Angeklagten zu retten, wurde es für angemessen befunden, die Brandlegungen abzuleugnen und die Schuld auf andere zu wälzen. Es ist dies System das aller Feiglinge. Wenn sie überführt worden sind und kein Mittel zum Leugnen mehr vorhanden ist, so gestehen sie ihre Thaten mit frecher Stirn ein und rühmen sich derselben, sobald aber ein Ausweg zu winken scheint, um der verdienten Strafe für ihre Frevelthaten zu entinnen, dann ist die feigste Lüge zur Hand, durch die sie sich zu retten versuchen. Was die Freunde der Socialisten und alle die, welche die Thaten der Commune verherrlicht haben, zu dem Auftreten ihrer Glaubensgenossen während der Verhandlungen, zu ihrem beständigen Leugnen, zu ihrer Zurückweisung aller Solidarität mit den Verordnungen der Commune und den Thaten des Wohlfahrtsausschusses sagen werden, das ist uns nicht recht klar. Das Eine steht fest, daß keiner der Gefangenen den Muth hatte, seine Thaten einzugestehen oder die eines getödteten oder geflohenen Freundes auf sich zu nehmen, noch kühn genug war, sich mit sämmtlichen unter der Commune ausgeführten Acten einverstanden zu erklären und eine Solidarität für dieselben zu übernehmen. Sich rein zu waschen von aller Mitschuld, das war die Lösung.

Da war der Republikaner Orsini doch ein anderer Mann; er ging aufs Schaffot, nahm alle Schuld seines Complots und seines Verbrechen auf sich allein und behauptete bis an sein Ende ein Recht zu haben, einen Tyrannen und einen Usurpator umzubringen: Feigheit, die Eigenschaft niederer Seelen, konnte man diesem Manne wenigstens nicht vorwerfen.

Wenden wir uns nun speciell den Verhandlungen zu, die mit dem Verhöre des Hauptangeklagten Ferré begannen. Es ist schwer von ihm ein genaues Porträt zu entwerfen, denn seine affenartige Beweglichkeit und seine Lebhaftigkeit verhindern den Beobachter, seine Züge aufzufassen. Stelle man sich ein kleines, verkommenes, ausgetrocknetes Männchen vor, mit gekrümmter Nase, echt jüdischen Zügen und dunklem Vollbart; erinnere man sich an Personen, die man nicht selten in den Straßen der großen Städte mit einem Sack auf dem Rücken einherziehen sieht, um alte Hüte und abgetragene Kleidungsstücke zu kaufen; vergegenwärtige man sich auf Märkten und Messen jene kleinen, wichtigthuenden jüdischen Creaturen, die dem Bauern mit gewaltiger Zungenfertigkeit eine Brille oder ein Rasirmesser aufzuschwätzen suchen, oder jene Charlatane, die Seifenkügelchen und Pillen mit schbarednerischen Phrasen an den Mann zu bringen sich anstrengen; vergegenwärtige man sich die Wichtigthuer aus dem Reiche der französischen Boulevardlitteraten, jene Bohémiens, die, ohne irgendetwas gelernt zu haben, die Welt mit heilbringenden socialistischen Phrasen beglücken, addire man alle diese Züge zusammen — so hat man etwa den Gesamtausdruck des Ferré'schen Gesichts. Um das Groteske dieses Antlitzes noch zu erhöhen, glänzen einem unter dem buschigen Bart, der es fast ganz bedeckt, zwei gewaltige Brillengläser entgegen, hinter denen sich zwei funkelnde, rabenschwarze Augen verbergen. Seine Stimme ist heiser und schreiend, und wenn das Männlein sprechen will, so erhebt es sich auf seine Fußspitzen, sichts in der Luft mit den Armen herum wie ein in Zorn gerathener Kapellmeister, und wirft die Brust heraus wie ein kleiner englischer Kampfhahn; er ist, wenn man sich des Bildes von Flourens erinnert und der edeln Züge dieses Republikaners gedenkt, eine ganz widerwärtige Caricatur, die dem Beobachter unwillkürlich ein Lächeln abnöthigt.

Théophile Charles Gilles Ferré, geboren 1844 zu Paris, ist ein in irgendeinem Kaufmannsladen verköcherter Buchhalter, ganz obscurer Herkunft. Während der Vaubind-Manifestation hörte man plötzlich, mitten in der Andacht und dem Schmerze der Anwesenden, die schon im Anlageact erwähnten Worte erschallen: „Vive la république! La convention aux Tuileries! La raison à Notre-Dame!“ und als man sich umschaute, sah man, daß es Ferré war, der von einem hohen Denkmal herab diesen Ausruf that. Später findet man Ferré in den öffentlichen Versammlungen wieder, wo er mehr Gefängnißstrafe als Bravos einerntet. Seine Reden waren beständige Aufforderungen zu Gewaltthätigkeiten und zur Wiederherstellung der Zustände von 1793. Gewöhnlich lachte man ihn aus, denn die kleine Figur, die sich abmühte, den wilden Jakobiner zu spielen, amüstrte die Versammlungen. Ferré wurde zu wiederholten malen in Sainte-Pélagie eingesperrt für Vergehen in den öffentlichen Versammlungen. Während des Processus von Blois wurde er mit Dupont verhaftet, weil er gegen das Leben des Kaisers und gegen die Sicherheit des Staates complotirt habe. Seine Vertheidigung war nicht eine so ruhige wie die von Dupont; er machte sich durch seine unbescheidenen und anmaßenden Antworten gegen den Präsidenten bemerkbar. Wie schon der Anlageact besagt, wurde er wegen mangelnden Beweises freigesprochen. Nichts war drolliger, als diesen kleinen Wichtigthuer in einen langen Militärüberrock eingewickelt zu sehen, der ihm bis auf die Hüften herabhing und den er nach dem 4. Sept. als Zeichen seiner Würde als Offizier in der Nationalgarde trug. Er legte dieses Costüm erst in den letzten Tagen der Commune ab und vertauschte es gegen einen eleganten Paletot und eine Toilette. Unsere Zeit. Neue Folge. VIII. 1.

lette, deren Eleganz während der Verhandlungen allgemein auffiel. Wie er in die Polizeipräfectorat gekommen und was er dort angerichtet, haben wir bereits bei der Schilderung Rigault's erwähnt. Ferré, der sich nach der Niederbrennung der Polizeipräfectorat nach der Mairie des 11. Arrondissements zurückgezogen hatte, war schon einmal gefangen worden, doch hatte er Mittel gefunden, in Frauenkleidern aus dem Gefängnisse La Roquette zu entkommen. Schon verzweifelte die Polizei seiner jemals wieder habhaft zu werden, als sie eine anonyme Denunciation erhielt, die mittheilte, daß er in einem Hause der Rue Montorgueil versteckt sei. Am 10. Juni morgens wurde das Haus geräuschlos umzingelt und Ferré in einer Dachkammer aufgefunden. Beharrlich und hartnäckig suchte er alle ihm zur Last gelegten Verbrechen abzuleugnen, besonders die Echtheit der von ihm geschriebenen Ordre zum Niederbrennen des Finanzministeriums, eine Echtheit, die aber auf schlagende Weise von einem seit langen Jahren bei den Gerichten angestellten Schriftverständigen nachgewiesen wurde. Gleichzeitig suchte er sich von aller Theilnahme an der Ermordung der Geiseln rein zu waschen. Bemerkenswerth ist der Antrag, den er dem Gerichtshofe stellte, als ihn der Präsident befragte, ob er geneigt sei, die an ihn gestellten Fragen, deren Beantwortung er in der Voruntersuchung verweigert habe, jetzt zu beantworten; derselbe lautet: „Nachdem mir die Ehre zutheil geworden, mit 13000 Stimmen zum Mitgliede der Commune ernannt zu werden, habe ich meinem Mandat gemäß handeln müssen. Meine Vertheidigung ist keine freie und kann keine vollständige sein, da die getödteten und in Haft befindlichen oder sich versteckt haltenden Parteigänger der Commune nicht in dieser Sache vernommen werden können.“ Man sieht also, daß es Ferré gar nicht in den Sinn kam, sich mit allem, was die Commune gethan, einverstanden zu erklären, sondern daß er die Gegenwart aller seiner Collegen wünschte, um das Gegentheil zu beweisen.

Eins der schauerlichsten Zeugnisse gegen die Commune legte der ebenfalls als Belastungszeuge gegen Ferré vorgeladene Director des La Roquette gegenüberliegenden Gefängnisses der Minderjährigen ab. In seinem Gefängnisse (es führt den Namen Petite Roquette) befanden sich die Kriegsgerichte. Sie hielten ihre Sitzungen in einem der Säle der Gefängnißschreiberei. Die Richter waren junge Burschen von 17—18 Jahren, welche außer sich vor Freude über die ihnen gewordene Mission zu sein schienen. Am 27. Mai sah der Zeuge vor diesem Gericht einen Gensdarmen, der auf dem Bastillenplatze gefangen genommen worden war. Die Escorte, welche den Gefangenen brachte, bestand aus Nationalgarden verschiedener Bataillone; eine Frau commandirte sie. Die Menge wollte den armen Mann an dem Thore ermorden. Die Kerkermeister des Gefängnisses beschützten ihn. „Endlich“, so heulten die Nationalgarden und die Frau, welche sie commandirte, „werden wir einen Gensdarmen verspeisen können!“ Der Unglückliche zeigte die größte Festigkeit. Seine Haltung imponirte auch der Menge, und er wurde in die Gefängnißschreiberei gebracht, wo ihn Briant, der Director, verhörte. „Ich bin verheirathet und habe acht Kinder“, antwortete der Gensdarm. Der unbarmherzige Briant befahl aber, ihn in den Saal des Kriegsgerichts zu führen. Ein junger Mann, welcher an der Thür Schildwache stand, verweigerte dem Zeugen den Eintritt. „Bestehen Sie nicht darauf“, sagte er, „es würde Ihnen ein Unglück zustoßen.“ Als man den Unglücklichen zurückbrachte, so erzählt der Zeuge weiter, warf er auf mich einen stehenden Blick, der zu sagen schien, ich solle nochmals für ihn interveniren. Ich machte noch einige Anstrengungen, um ihn zu retten. „Sind Sie hier mit den Priestern und Gensdarmen, Sie!“, antwortete man mir. „Wenn dem so ist, so haben wir die Mittel, Ihnen den Mund zu stopfen.“ Die Nationalgarde der Escorte zankte sich einige Augenblicke, jeder wollte das Commando haben, welches die Frau innehatte. Zuletzt behielt es diese. Im Augenblicke, wo man den Gensdarmen in den Hof führte, sagte mir der

Mann: „Sie werden mich steinigen!“ Ich machte meinen letzten Versuch, um ihn zu retten, aber ich wurde gegen die Mauer geworfen. „Höre, Alter“, so sagte einer von ihnen zu mir, indem er auf sein Gewehr deutete, „darin ist auch etwas für dich!“ Ein anderer stieß sein Bajonnet in meinen Bart. Einige Augenblicke später hörte ich vereinzelte Flintenschüsse. Der Gensdarm war in die Rue de la Roquette geführt und an eine Mauer gestellt worden. Da das Executionspeloton lange zielte, um seine Todesangst zu verlängern, so ergriff er die Flucht; man ließ ihn einige Schritte machen, dann schoß man auf ihn wie auf ein wildes Thier. Von allen Seiten fielen die Schüsse, von der Straße, aus den Fenstern, jeder, der vorbeikam, feuerte auf ihn. Endlich trat ein Kapitän an ihn heran, und da er noch nicht todt war, so schoß er ihm eine Kugel ins Ohr.

Ich war noch Zeuge einer andern ebenso dramatischen Mordthat, so fährt der Zeuge in seinem Berichte fort. Ein junger Soldat wurde mit gebundenen Händen herbeigeführt. Man verurtheilte ihn und überlieferte ihn der Menge. Er wurde gegen die Mauer des Gefängnisses gestellt und dort spielte ein Bube von 18 Jahren einige Zeit mit dem armen Opfer. „Auf die Knie!“ „Stehe auf!“ „Knie nieder!“ „Stehe wieder auf!“ Dann band er ihm ein Tuch vor und riß es wieder herunter. Als man ihn erschossen, warf man ihn in einen Gemüsekarren. Ich war auch Zeuge der Ermordung des Monseigneur Eurat. Er hatte sich mit Chauvignen und drei andern Priestern aus La Roquette geflüchtet. Erkannt, wurde er zurückgebracht. Eine Megäre, eine rothe Fahne in der einen und einen Revolver in der andern Hand, hielt sich an seiner Seite. Einige Nationalgarden folgten ihr. Man machte halt auf der Place de la Roquette, um ihn zu ermorden. „Mir gehört die Ehre“, rief die Frau, und sie versuchte ihn mit ihrem Dolche zu erstechen. Er stieß sie zurück und rief: „Gnade!“ „Da hast du deine Gnade“, schrie die Megäre und feuerte ihren Revolver auf ihn ab.

Nach Beendigung dieses Verhörs kommt die Reihe an Adolphe Alphonse Assi. \*) Ueber diesen jungen Mann ist viel geschrieben und sein Name so oft genannt worden, daß, wer mit den verschiedenen Verhältnissen, die bei der letzten Revolte mitgespielt haben, weniger vertraut ist, leicht zu dem Glauben verleitet wird, Assi sei ein verkanntes und verleitetes Genie. Es gab und gibt talentvolle Köpfe unter den Socialisten und ihren Anhängern; Männer wie Marx, Blanqui, Delescluze, Cluseret, Protot und einige andere haben das Zeug dazu, eine Rolle zu spielen, und wissen genau, was sie wollen; aber Assi, der so oft genannte, ist nur das willenlose Spielzeug, hinter dem sich andere Klügere, Vorsichtigerer verstecken und versteckt haben. Assi ist ein Oeck in des Wortes verwegenster Bedeutung, ein Mensch, den seine Stellung als Oberst in der Nationalgarde vollständig den Kopf verdreht hat. Seinen Charakter können wir nicht besser analysiren, als wenn wir sagen, er besteht aus einem Drittheile Kellner, einem Drittheile Ouvrier en chemise blanche, blouse et pantoufles und einem Drittheile Degenfähnrich, einige Stunden nach dem Empfang der Erlaubniß, den Offizierdegen anlegen zu dürfen. Seine Selbstschätzung kennt keine Grenzen; er ist in sich selbst verliebt; sicherlich hat er sich selbst tausendmal zugerufen: Assi, du bist ein großer Mann, ein seltenes Genie, zu großen Dingen bist du berufen, und wonach Tausende von Gelehrten und Menschenfreunden seit Jahrhunderten gerungen, die Verbesserung der menschlichen Gesellschaft, aus deinem Gehirn wird sie hervorgehen, wie einst Minerva aus dem Kopfe Jupiter's. Daß unsere Schilderung in keiner Hinsicht an Uebertreibungen leidet, hat Assi genugsam durch sein Auftreten im Gerichtshofe bewiesen. Er ist ein Mann von mittlern Wuchs, mit braunem, fauber

\*) In unserer früher gemachten Angabe, Assi sei aus Bremen gebürtig, haben wir uns geirrt. Wir stützten uns dabei auf die positive Angabe einer deutschen Zeitung.

gepflegtem Haar, fein gebaut; seine Manieren sind prätentios, vor dem Spiegel erlernt; er spricht nur in gewählten Ausdrücken, blickt kühn und stolz, sehr häufig herausfordernd um sich, doch wenn man ihn genau betrachtet, so findet man sehr bald heraus, daß man keinen Mann von Bildung und Erziehung, keinen Mann von Welt vor sich hat, denn trotz aller seiner feinen Manieren hat er noch nicht gelernt, „wo er seine Hände lassen soll“. Geboren zu Koubair, im Departement du Nord, 1841, trat er mit 17 Jahren als Engagé volontaire in die Armee und diente, da er Mechaniker war, kurze Zeit in einer Handwerkscompagnie, aus der er, 19 Jahre alt, nach der Schweiz desertirte. Ueber diese seine Desertion gibt er folgende rührende Schilderung: „Ich erinnere mich, daß wir, nach vierundzwanzigstündigem Wachtdienst, mit den Füßen in dem Schnee, erst um 4 Uhr nachmittags etwas zu essen erhielten und erst um 8 Uhr abends abgelöst wurden. Von der Wache gekommen, wollte ich mich krank melden, aber man brachte mich in Arrest. Hier fand ich Kameraden, die mir vorschlugen, nach der Schweiz zu desertiren. Ich litt, ich hatte viel gelitten, ich lieb ihnen ein williges Ohr und folgte ihnen. Ich bin also kein Deserteur, der, wie man oft behauptet hat, desertirte, um einer Disciplinaruntersuchung zu entgehen, und ich habe Entschuldigungsgründe, darunter mein junges Alter, denn ich zählte damals erst 19 Jahre.“ Nachdem Assi in der Schweiz gearbeitet hatte, ging er nach Italien, wo er unter Garibaldi diente. Nach der Amnestie kam er 1864 nach Frankreich zurück und erhielt bald darauf ein Engagement in den Werkstätten im Creuzot. Der Creuzot wurde von Hrn. Schneider, der nicht umsonst bei Napoleon in die Schule gegangen war, auf echt autokratische Weise verwaltet. Er wollte die Leitung und Handhabung einer aus den Beiträgen seiner Arbeiter gebildeten Unterstützungskasse für sich allein in Anspruch nehmen; die Arbeiter aber reclamirten für sich das Recht, einen Géranten zu ernennen, und bezeichneten Assi als einen solchen. Er wurde am 19. Jan. 1870, nachdem er als Mandatar der Arbeiter des Eisenwerks erwählt worden war, von Schneider in Gegenwart seiner sämmtlichen Kameraden entlassen. Dies war das Signal zu einer allgemeinen und lange dauernden Arbeitseinstellung, die durch den Zweig der Internationalen zu Paris und durch die Propaganda des Journals „La Marseillaise“, das einen seiner Redacteurs, Achille Dubuc, an Ort und Stelle sandte, unterstützt wurde. Assi verließ Creuzot, um nach Paris zu gehen, und von dieser Reise an datiren seine Verbindungen mit der Internationalen und seine Aufnahme als Freimaurer. Assi ging auf einige Zeit nach dem Creuzot zurück; er war kaum dort eingetroffen, als hier, am 23. März, eine neue Arbeitseinstellung ausbrach, weil am Tage vorher, einem Zahlungstage, die Administration die Tarife erniedrigt hatte, ohne die Arbeiter davon zuvor in Kenntniß zu setzen. Ein Verhaftbefehl wurde gegen Assi erlassen und gegen ihn die Anklage erhoben, daß er der Anstifter dieses neuen Streiks sei. Der Haftbefehl konnte jedoch gegen ihn nicht vollstreckt werden, da er sich den Verfolgungen durch die Flucht entzogen hatte. Die sonst so gut unterrichtete kaiserliche Polizei hatte sich diesmal dupiren lassen; Assi war nicht der wirkliche Anstifter des Streiks, sondern nur der Deckmantel, oder wenn man will der Köber, den man den Behörden hinwarf, um ihre Aufmerksamkeit irrezuleiten. Die wahren Anstifter waren Malon und Barlin, alte geschulte Mitglieder der Internationalen, die, während man Assi verfolgte, ganz unbehelligt zu Fourchambault, nahe beim Creuzot, hausten, den von ihnen organisirten Streik überwachten und genaue Berichte über den Verlauf und die Einzelheiten derselben nach der Centralstelle in Paris einsandten. Assi selbst wurde am 1. Mai, nachdem bereits zu Creuzot alle Unregelmäßigkeiten beseitigt waren und alle Arbeiter ihre Arbeit wieder aufgenommen hatten, in Paris verhaftet. Verwickelt in den Proceß gegen die Internationale im Juni 1870, wurde er vom Advocaten Bigot, der auch gegenwärtig wieder sein Vertheidiger war, auf geschickte Weise vertheidigt und freigesprochen. Die Ereignisse im

Creuzot, welche in Frankreich großes Aufsehen erregten, machten auch Assi schnell populär in den öffentlichen Versammlungen, in denen er sehr häufig als Redner auftrat. Man gewahrte damals nichts von der gänzlichen Unfähigkeit dieses Menschen, der, wie wir schon angedeutet, nur das nachredete, was ihm andere vorbeteten. Während der Belagerung von Paris gehörte er zu einem Corps Franc-tireurs, den Guerrillas der Isle-de-France, wo er Lieutenant d'Armement war, d. h. die Aufsicht über die Kammer führte. Vor dem 18. März war er eins der thätigsten Mitglieder des Centralcomité der föderirten Nationalgarben, und zuletzt dessen Präsident, welcher Stellung er seine Wahl in die Commune verdankt. Zum Mitgliede des allgemeinen Sicherheitsausschusses ernannt, wurde Assi kurze Zeit nach seiner Wahl auf Befehl seiner eigenen Collegen verhaftet. Die Commune fürchtete damals vom Centralcomité, das seine Macht nicht ganz und gar aufgegeben hatte, beiseitegesetzt zu werden, und um dessen Einfluß zu vernichten, traf sie den, den sie für die Seele dieses Comité hielt, ein Versehen wie das der kaiserlichen Polizei in der Affaire zu Kreuzot. Assi wurde also am 4. April arretirt und in seiner Stellung als Gouverneur des Stadthauses durch Pindy\*) ersetzt. Erst am 15. April, nach mehrfachen Verhören und nachdem er unzweideutige Beweise seiner Unterwerfung unter die Commune gegeben, wurde er wieder freigelassen. Seit dieser Zeit, sei es nur aus Zorn, sei es aus Unfähigkeit, mischte er sich weniger in die Bewegung, noch weniger aber in die Discussionen der Commune. Wir wiederholen, daß Assi keine der Eigenschaften besitzt, welche sein Ruf vermuthen läßt. Er ist oft vorangestellt und sein Name als Deckmantel gebraucht worden von schlaunen Personen, die ihn, den eiteln Ocken, der sich zu allem gebrauchen ließ, wie eine Drahtpuppe lenkten. Sobald aber jene Lenkung aufhörte, sobald er als Werkzeug abgenutzt war, trat Assi sofort in die Massen der Unfähigen und Unwissenden zurück, die der Zufall auf einen Augenblick aus derselben hatte hervortreten lassen. Die Regierung sowie die Presse haben ihn, da er

\*) Louis Jean Pindy ist ein 1840 zu Brest geborener Tischlergeselle, der bereits im letzten Proceß gegen die Internationale fungirte. Seine Wahl in die Commune und seine spätere Ernennung zum Commandanten des Stadthauses verdankt er seiner Mitgliedschaft an der „föderirten Arbeiterkammer“ zu Paris. Wenn man Pindy sieht, muß man sich unwillkürlich sagen: „Das ist ein hübscher Bursche!“ Und in der That ist er eine Persönlichkeit, wie sie mit Vorliebe von den Regisseuren der Theater gewählt werden, um an der Spitze großer Aufzüge in glänzender Ausrüstung als stumme, aber blindlings den Winken des hinter den Coullissen stehenden Regisseurs gehorchende Statisten zu figuriren. Niemand trug die Uniform eines Obersten der Nationalgarde mit mehr Wohlgefallen als er, aber niemand war auch der Commune ergebener als er. Seine Wachsamkeit über das ihm anvertraute Gebäude und der darin versammelten Personen kannte keine Grenzen; er hütete die Thore des Stadthauses wie ein Eunuche die Eingänge zum Serail, ja in seinem blinden Eifer ging er eines Tages so weit, der Commune, an deren Sitzungen er nie theilnahm, zu bemerken, daß er das Stadthaus mit sammt seinem darin tagenden regierenden Körper im Falle einer Niederlage in die Luft sprengen würde, eine Aeußerung, die den muthigen Herrn. Pindy vor Schreden gemacht haben soll, da er nur zu wohl wußte, daß Pindy in dieser Hinsicht kein Prahler war. Er war es, bei dem man während der letzten, unter dem Kaiserreiche ausgeführten Untersuchungen gegen die Internationale ein ganzes Museum von verschiedenen explodirenden Materialien und Höllemaschinen fand, auf denen Etiketten zu lesen waren wie: „Zum Werfen aus dem Fenster“, „Zum Sprengen der Kloaken und Aborte“ u. s. w. Einige Tage vor dem 4. Sept. wurde Pindy von der Internationalen mit dem Commando über ihre damals noch sehr geringen Streitkräfte betraut und am 8. Sept. abgesandt, um die Mitglieder der Linken aufzufordern, energischer und aggressiver gegen die neue Regierung aufzutreten, bei welcher Gelegenheit er von den Dragonern, die das Sitzungsgebäude bewachten, verhaftet wurde. Im Kampfe am 18. März auf dem Montmartre spielte er eine Hauptrolle, und nach dem Einbringen der Truppen in Paris war er der letzte, der im Stadthause verblieb, es anzündete und sich unter dessen Trümmern begrub.

sich an der Spitze wichtiger Aemter fand, gar häufig angegriffen, doch verdient er weder das Uebermaß von Insulten, noch die Lobpreisungen, mit denen er von verschiedenen Seiten überhäuft wurde. Assi befand sich am 23. Mai in der Militärschule, gegen Mitternacht desselben Tages verließ er dieselbe, um, begleitet von einem zahlreichen Stabe, der gleich ihm nichts von dem Eindringen der Armee in Paris wußte, eine Recognoscirung vorzunehmen. Doch nahe beim Point-du-Jour fiel die kleine Truppe in die Hände der Linienoldaten, die Assi von seinem Wagen aus für Föderalisten hielt. Alle ohne Ausnahme ließen sich, ohne die geringste Gegenwehr, gefangen nehmen und nach Versailles führen. Das Verhör Assi's bietet nichts Besonderes dar, noch bringt es neue Thatsachen an das Licht. Er behauptet nur, daß er gar nicht mehr Mitglied der Internationalen sei, von der er von Rechts wegen ausgeschlossen worden, da er ihren Sitzungen schon lange Zeit vor der ersten Belagerung nicht mehr angewohnt habe. Auch leugnet er alle Mitschuld an der Ermordung der Generale Thomas und Lecointe. Seine Theilnahme an den Ereignissen vom 18. März sucht er damit zu rechtfertigen, daß es sich seiner Ansicht nach nur um eine gemeinschaftliche Vertheidigung gehandelt habe, damit die Nationalgarden nicht, wie beim Staatsstreich von 1851, einzeln ermordet würden. Der einzige Zwischenfall von Bedeutung war die Verlesung eines an den Justizminister Picard gerichteten und Paul Buch unterzeichneten Briefes, der wörtlich folgendermaßen lautet: „Paris, 16. Juli 1871. Seit ein paar Tagen in Paris angekommen, denke ich, daß es nützlich sein könnte, Sie von gewissen, mir über Assi gewordenen Mittheilungen in Kenntniß zu setzen. Vor einigen Monaten hatte ich in der Umgegend von Rheims eine Unterhaltung mit einem preussischen Offizier, in welcher der Name Assi's genannt wurde, und der Offizier erzählte mir: «Graf Bismarck kennt Assi genau, denn er zahlte ihm 25000 Frs. jährlich, um Strikes in großer Ausdehnung herbeizuführen.» Die Information, Herr Minister, ist völlig authentisch.“

Der Vertheidiger des Angeklagten, der sich durch ein so lächerliches Schriftstück nicht dupiren ließ, verlangte vom Präsidenten, daß dieser, kraft seiner Befugnisse, den Zeugen Buch citiren lasse, damit man den Namen des Offiziers erfahre. „Man muß diesen Manövern, bei denen man die Preußen eine Rolle spielen läßt, ein Ende machen. Ich werde einen förmlichen Antrag stellen, damit er auf diplomatischem Wege an Hrn. von Bismarck gesandt und die Frage ein für allemal erledigt werde.“ Dies waren die Worte, mit denen der Vertheidiger dieses echt französische Machwerk abfertigte. Im Laufe des Verhörs sucht sich Assi von jeder Mitschuld an den Brandstiftungen in Paris, an jeder Plünderung, sowie von der Anklage zu reinigen, daß er für die Demolirung des Hauses von Thiers gestimmt habe. Kurz, er strengt alle seine Kräfte an, um jede Solidarität mit den Acten der Commune und des Wohlfahrtsausschusses von sich abzuwälzen.

Der dritte Angeklagte ist Naoul Urbain, ein kleiner schwächlicher Mensch, mit aufgeworfener Nase, heuchlerischer Miene und höchst vulgären Zügen. Gleich Assi, ist er aufgeblasen und voller Eitelkeit, gleich allen prätentiosen Nullen, denen es niemals möglich gewesen, sich einen Ruf zu verschaffen, und die, um bekannt zu werden, vor keinem Mittel, selbst nicht vor Grausamkeiten und Verbrechen zurückschrecken. Er ist ungefähr 33 Jahre alt und in Calvados geboren. Vor der Revolution des 18. März war sein Name fast unbekannt, und erst während derselben hat er eine ephemere traurige Berühmtheit erlangt. In frühern Zeiten ein subalterner Staatsbeamter, stand er während der letzten Jahre in der Rue de Verneuil zu Paris einer Schule vor, in der er es sich angelegen sein ließ, seinen Schülern die Principien von 1793 einzuimpfen, anstatt ihnen Lesen und Schreiben beizubringen. Kurz vor Ausbruch des großen Krieges wurde er gezwungen, sein Institut aufzugeben, da sich dasselbe in ungesundem und unbewohnbarem Zustande befand. Urbain wurde nun auf kurze Zeit ein bescheidener Eisenbahnbeamter,

der sich während seiner Dienstzeit pünktlich und ordentlich ausführte. Als aber die Belagerung von Paris begann, warf er sich ganz und gar in die politische Bewegung der öffentlichen Versammlungen. Zum Mitgliede des geheimen Ueberwachungscomité seines Arrondissements ernannt, war er nach dem 18. März einer derjenigen, die den Maire Arnaud und seine Adjuncten im Namen des Centralcomité aus der Mairie des 7. Arrondissements verjagten; am 26. März wurde er von der insurrectionellen Centralgewalt mit der Ueberwachung der Wahlen beauftragt. In die Commune gewählt, verblieb Urbain in der Mairie als Administrator des 7. Arrondissements. Gleich den meisten seiner unsinnigen Collegen fand er die Commune noch viel zu gemäßiget. Nachdem er für die Gültigkeit der Wahlen bei absoluter Majorität der Stimmen und für Einsetzung eines Wohlfahrtsausschusses gestimmt hatte, reclamirte er in einer der letzten Sitzungen der Commune die Ausführung des votirten, aber noch nicht angewandten Gesetzes betreffs der Geiseln und unterzeichnete die Executionsbefehle, die eine Consequenz desselben waren. Urbain formulirte sein Votum für Errichtung eines öffentlichen Wohlfahrtsausschusses in Ausdrücken, die ein sprechendes Zeugniß für seine Intelligenz und seine politische Ehrbarkeit ablegen: „In Anbetracht, daß unter den obwaltenden Umständen von der Commune «keine zu energische Maßregel» ergriffen werden kann, stimme ich für“ u. s. w. Mitglied der Commission für den Unterricht, wurde Urbain nach seinem blutigen Antrage betreffs der Geiseln in die Kriegskommission versetzt und nach der Niederwerfung der Insurrection, nach langem Suchen, bei seiner Maitresse, Madame Leroy, einer früher wegen Diebstahl bestrafte Person, am 11. Juni in einer möblirten Wohnung, Rue Commines, entdeckt und verhaftet. Das Verhör Urbain's bietet manches Interessante dar und enthüllt zuerst, daß er das auf seinen Befehl verhaftete Ehepaar Landau zwei Tage und drei Nächte ohne Speise und Trank ließ, dasselbe während dieser Zeit aller Werthsachen in ihrem Hause beraubte und zuletzt noch dem Gefangenen Landau seine goldene Uhr abnahm. Während dieser ganzen unsaubern Procebur und während des Verhörs von Landau und seiner Frau, die auf Anstiften eines gewissen Barral de Montaut, als verdächtig, die Explosion in der Rue de Napp angestiftet zu haben, verhaftet worden waren, fungirte Madame Leroy als Protokollführer, jedenfalls um andere nicht das von ihnen systematisch ausgeführte Beraubungssystem durchschauen zu lassen.

Niemand spielt im ganzen Proceß eine so klägliche und verächtliche Rolle wie der soeben genannte Barral de Montaut, der als Belastungszeuge vorgeladen war. Als Antwort auf die an ihn gerichteten Präliminarfragen gibt er an, daß er 31 Jahre alt und während des Krieges Major in den Legionen von Elsaß und Lothringen gewesen sei. Auf die Forderung des Präsidenten, sich darüber zu äußern, was zwischen ihm und Urbain in der Mairie des 7. Arrondissements vorgegangen sei, und zu erklären, wie es komme, daß Landau auf Vorzeigung seiner (Montaut's) Visitenkarte verhaftet worden sei, erzählt er Folgendes: „Ich war Oberstlieutenant im Dienste der Commune. Ich ließ Landau nach der Explosion der Patronenfabrik zu Grenelle arretiren. Durch dieselbe wurde eine große Menge Personen verwundet, und ganze Familien kamen zu uns, uns um Obdach zu bitten. Man hatte mir Landau damals als einen ehemaligen sehr thätigen und unternehmenden Polizisten bezeichnet. Ich ließ ihn gefangen nehmen, weil er gesagt haben sollte, während der Explosion: «Es ist das Magazin zu Grenelle, doch nur weiter keine Furcht, diesen Abend wird kein anderes mehr in die Luft gehen.»“ Hierauf wirft der Verteidiger Urbain's ein, daß der Zeuge in der Voruntersuchung gesagt habe, Urbain habe sich ihm freiwillig als Gefangener ergeben und ihm erlaubt, ihn zu entwaffnen und in seinem Hause bis Freitag zu verbleiben; er wolle wissen, was das zu bedeuten habe. Montaut erwiderte darauf, daß er nur mit großem Widerstreben Aus-

sagen gegen Urbain mache, der ihm dreimal das Leben gerettet habe. Er habe in den Zeitungen die Angabe gelesen, daß Urbain von ihm als ein Werkzeug benützt worden sei, doch dem sei nicht so. Der Zeuge fährt in seinen Ausfagen dann wörtlich folgendermaßen fort: „Nachdem ich am 22. Mai abends fruchtlose Anstrengungen gemacht hatte, zur Armee von Versailles zu stoßen, traf ich, als ich nach Hause zurückkam, Madame Leroy. Urbain kam später und ich sagte zu ihm: «Gehen Sie zur Commune, sagen Sie ihr, daß das Spiel ausgespielt sei, und versuchen Sie, dieselbe zur Ergebung zu bewegen.» Er kehrte zurück, ohne daß es ihm möglich gewesen war, irgendeine Concession zu erhalten, worauf er mir freiwillig seine Waffen und seine Insignien übergab. Am Dienstag, 25. Mai, befand sich eine von Hrn. Thiers gesandte Person vor meinem Hause, die als eine Art Wächter für mich bestimmt war. Urbain war gleichfalls anwesend. Ich sagte zu ihm: «Bleiben Sie hier», und ich versprach ihm, daß ich sein Leben retten wolle, daß aber, wenn er ausginge, er große Gefahr liefe erschossen zu werden. Es war mir also auf diese Weise gelungen, die Commune eines ihrer furchtbarsten Chefs zu berauben. Außer Urbain waren noch Eudrès, Huberty und andere in meinem Hause. Am Sonnabend, 27. Mai, wurde ich benachrichtigt, daß man mein Haus durchsuchen werde, weshalb ich Urbain zu Hrn. Grandcolos, dem Wagenbauer, sandte, wo er später verhaftet wurde. So rettete ich sein Leben; denn hätte man ihn gefunden, würde man ihn sofort erschossen haben.“

„Welcher Art waren die Beziehungen des Zeugen zu Hrn. Thiers?“ fragte hierauf der Bertheidiger, worauf der Präsident des Gerichtshofes als Antwort einwarf: „Hr. Thiers that alles, was er konnte, um die durch die Insurrection verursachten Uebel zu mildern.“ Montaut seinerseits deutet darauf hin, daß seine Beziehungen zu Hrn. Thiers in einem Briefe an denselben auseinandergesetzt seien, ein Brief, den der Präsident auf Verlangen des Bertheidigers verliest; derselbe ist folgenden Inhalts: „Der Oberst Montaut stellt Hrn. Thiers vor, daß er sich in einer gefährvollen Lage befinde, genöthigt, Dinge mit anzusehen, die ihm zum Ekel sind, und daß er manchmal, um seinem Entschlusse treu zu bleiben, gezwungen sei, Handlungen zu begehen, die jeder rechtschaffene, gewissenhafte Mann misbilligen muß. Er will mit Hingebung darauf hinarbeiten, daß in Paris möglichst wenig Unheil angestiftet werde. Er wird mit der Gemüthung sterben, seinem Vaterlande Dienste geleistet, die Achtung des Hrn. Thiers erworben zu haben.“ Hierauf erzählt der Zeuge die Umstände bei Anlegung der elektrischen Leitungen in den Kloaken. Er wollte, Urbain sollte das System gutheißen und mit der Anwendung desselben beauftragt werden, denn dann wäre es ihm ein Leichtes gewesen, durch seinen Einfluß das Unternehmen scheitern zu machen. Nach Verlesung des Briefes kam sich der Präsident des Gerichtshofes nicht der Aeußerung enthalten, daß Montaut zwar alles gethan habe, um die Leiden des Bürgerkrieges zu mildern, sich aber trotzdem in einer falschen Position befunden hätte, worauf Montaut ihm zuruft: „Ich bitte um Verzeihung, ich war Beamter!“ „Ja, ohne Zweifel“, erwiderte der Präsident, „aber als ein Freund von Urbain spielten Sie doch eine sehr befremdende Rolle. Darf ich fragen, wie es kam, daß Sie Oberstleutnant im Dienste der Commune waren?“ Auf diese Frage hatte der würdige französische Offizier keine Antwort. Der Präsident liest hierauf Stellen aus andern Briefen Montaut's an Thiers vor, aus denen klar erhellt, daß er eine Doppelrolle spielte. Während er im Solde der Commune stand, stellte er sich mit Versailles auf guten Fuß, und nur so erklärt es sich, warum er frei ist, während seine unglücklichen Opfer unter dem Straßenpflaster von Paris begraben liegen, auf den Galerien oder in Cahenne am Fieber sterben. Der Bertheidiger Urbain's, der Advocat Kouffelle, zwingt dem geschmeidigen Herrn das Geständniß ab, daß er Urbain dazu berebete, sich in der Kriegskommission anstellen zu lassen, sowie er gleichfalls zugeben mußte, daß er es war, welcher der Commune die Lüge zusandte, die versailer Truppen hätten eine zur Ambulance ge-

hörende Frauensperson zuerst geschändet und dann gegenüber dem Fort Issy erschossen, welche Tüde zu dem Decret der Repressalien Veranlassung gab. Er gestand ferner ein, daß er Urbain den Vorschlag gemacht habe, die Franc tireurs einen Stadttheil von Paris plündern zu lassen, einen Vorschlag, den Urbain aber nicht befolgt habe. Warum machte er diesen Vorschlag, der Würdige? O, er wollte damit erfahren, welche Gefühle die Franc tireurs befeelten! Die Legung elektrischer Drähte, um ganze Stadtquartiere in die Luft zu sprengen, war eine Idee Cluseret's; Urbain wußte darum; er selbst, der Zeuge, war vor Schreck gebannt, als er das Flammenmeer in der Stadt gewahrte; mit den Brandlegungen habe er nichts zu thun, sie seien ohne sein Wissen und seinen Willen verübt worden. Damit schloß die Zeugenaussage dieses Feiglings, der zur Feigheit noch Tüde und Verrath fügte. Angesichts solcher Tüden, wie sie Montaut über seine eigenen Landsleute in die Welt schickte, darf uns Deutsche das gegen unsere Soldaten angewandte Verleumdungssystem der Franzosen gar nicht wundernehmen; dagegen kann man sich des Gefühls nicht erwehren, daß Hr. Thiers in der Wahl seiner Werkzeuge eigenthümlich unglücklich war, sowie es schwer zu verstehen ist, daß man einen solchen „Amateur mouchard“ als Zeugen auftreten läßt und nicht als Angeklagten.

Nun folgt die Vernehmung Billioray's. Der Angeklagte bittet um Erlaubniß, eine Erklärung über seine Beziehungen zur Commune vorlesen zu dürfen, wobei er hinzufügt, daß er auf keine an ihn über seine Person gerichtete Frage antworten werde. Billioray wurde zu Neapel von französischen Aeltern geboren. Er ist ein Mann von einigen 30 Jahren, mit blonden Haaren, blauen Augen, mit weicher, sanfter Stimme, die nichts von dem heftigen Charakter merken läßt, den er in der Commune an den Tag legte. Maler von mittelmäßigem Talent, hat Billioray 1866 im pariser „Salon“ ein Gemälde ausgestellt. „Die mütterliche Sorgfalt“ sowie mehrere andere seiner Stücke, die im Salon des Refusés figurirten, wurden von der Kritik arg mitgenommen. Redner in den Clubs der Rue Maison Dieu und des Théâtre Montparnasse, wurde der blonde Billioray, der zum Centralcomité der Nationalgarde gehörte, als Candidat für die Commune auf der Liste dieses Comité aufgestellt und unter dessen Protection im 14. Arrondissement (Observatoire) gewählt. Billioray machte sich in der Commune durch seine wilden Anträge bemerkbar. Zum Mitgliede der Commission für den öffentlichen Dienst und die Finanzen ernannt, wurde er von der Majorität als Candidat für den Wohlfahrtsausschuß, an Stelle von Delescluze, als dieser die Leitung des Kriegswesens übernahm, aufgestellt und siegte mit Einer Stimme über Barlin\*, seinen Mitbewerber und den Candidaten der Mino-

\*) Louis Eugène Barlin, eins der eifrigsten und einflussreichsten Mitglieder der Internationalen in Frankreich, ist ein Buchbinder in einem Alter von 31 Jahren. In fast alle politischen und socialen Kämpfe der letzten Jahre verwickelt, hat er sich einen bedeutenden Ruf als ein mutiger und ergebener Anhänger der revolutionären, socialistischen Sache erworben. Er ist ein bescheidener, kaltblütiger und zurückhaltender Mann, der wenig spricht und der in vielen Fällen seinen intimsten Freunden ein Räthsel war. Er war Mitbegründer der pariser Section der Internationalen; wir sind ihm bereits mehrfach begegnet, besonders bei der Erwähnung des Striks in Creuzot, der Axti zur Last gelegt wurde. Mitangeklagter im letzten Prozesse gegen die Internationale (Juni 1870), entzog er sich der Verhaftung durch die Flucht; er hielt sich bis zum 4. Sept. in London auf. Während der Belagerung agirte er, gleich Blanqui, mit dem er viel Aehnliches hat, im geheimen und trat erst nach dem 18. März öffentlich hervor. Mit 22000 Stimmen!! — ein Beweis, wie groß sein Einfluß war — wurde er im 6. Arrondissement (Luxembourg) in die Commune gewählt, war dann Mitglied der Finanzcommission und später Delegirter bei der Intendanz. Nach dem Falle der Commune gelang es ihm aus Frankreich zu entkommen; augenblicklich befindet er sich in London. Der kaiserliche Advocat Lepelletier beurtheilte Barlin im letzten Prozesse gegen die Internationale mit folgenden Worten: „Es ist keine gewöhnliche Intelligenz.“ Wer Barlin näher kannte, muß eingestehen, daß er einen seltenen Verstand und

rität. Billioray war übrigens einer derjenigen, die unablässlich Einsetzung eines Wohlfahrtsausschusses gefordert hatten. Durch seine Thaten hat er bewiesen, daß er aller politischen Vernunft und allen moralischen Gefühls bar ist. In einer und derselben Sitzung der Commune forderte er die Freiheit der Arbeit, in den Discussionen über das Bäcker-gewerbe, und die Unterdrückung der Journale; nicht weniger gehörte er zu denen, welche mit Hartnäckigkeit auf der Ausführung des Gesetzes betreffs der Geiseln bestanden. Billioray hatte übrigens die Ehre, die letzten Decrete und die Proclamationen in extremis des Wohlfahrtsausschusses zu unterzeichnen. Im ganzen hat es indeß den Anschein, als ob er gar keinen politischen Glauben habe, sondern nur den Fußstapfen anderer folge, und einmal aus seiner Bahn gebracht, allen moralischen Halt und gesunden Menschenverstand verloren habe. Er rief den General Chanzy als Entlastungszeugen, um sich von ihm bekräftigen zu lassen, daß er sich bemüht habe, ihn nach seiner Gefangen-nahme wieder in Freiheit zu setzen, sowie er gleichfalls nachwies, daß er der Erschießung der beiden Generale fern gestanden. Zugleich suchte er den Gerichtshof zu überzeugen, daß er und viele seiner Collegen gegen das Ende der Insurrection zum Frieden mit Versailles geneigt gewesen seien, und daß er persönlich nie daran geglaubt habe, die Insurrection würde eine so schreckliche sein, sowie er der Meinung gewesen sei, der legalen Regierung von Frankreich zu dienen. Das Verhör des Angeklagten warf nebenbei ein greselles Streiflicht auf die moralische Verkommenheit, nicht etwa der untern Klassen der französischen Gesellschaft, sondern der mittlern. Als Entlastungszeuge war ein ällicher, höchst anständig aussehender Mann aus der Klasse der Kleinhändler vorgeladen worden. Ehe er den Zeugeneid leistete, stellte der Präsident an ihn die gewöhnliche Frage: „Sind Sie mit dem Angeklagten verwandt oder verschwägert?“ „Nein“, war die Antwort; „der Angeklagte ist nicht mit mir verwandt, noch verschwägert, aber er ist der Vater meiner Großkinder.“ „Dann“, sagte der Präsident, „ist er ihr Schwiegersohn!“ „Nein“, erwiderte der Zeuge, „er ist nicht mein Schwiegersohn, sondern er lebt nur mit meiner Tochter.“ Dieses Geständniß wurde ohne die geringste Schamröthe abgelegt, als etwas sich von selbst Verstehendes, als ob der Sprecher, ein respectabler Mann aus der Mittelklasse, einfach ein jeden Tag vorkommendes Ereigniß erwähnte, das die Gefühle keines Menschen zu verletzen geeignet sei. Bemerkenswerth übrigens ist, daß, wäre Billioray gesetzlich sein Schwiegersohn gewesen, der Zeuge weder ein Zeugniß für noch gegen ihn hätte ablegen können, aber da der Angeklagte nur „der Vater seiner Großkinder war und mit seiner Tochter lebte“, so durfte der Zeuge den Eid leisten, und seine Aussagen wurden angenommen.

---

schnelle Auffassungsgabe hat, daß ihm nur Erziehung und eine andere Lebensstellung fehlten, um ihn zu einem nützlichen Mitgliede der Gesellschaft zu machen.

## Das Petroleum.

Seine natur-, cultur- und kriegsgeschichtliche Bedeutung.

Wer beim freundlichen Scheine der Petroleumlampe die erschütternde Kunde von dem furchtbar wüthenden Brande der „Hauptstadt der Civilisation“ gelesen, hat dabei gewiß nachdenklich auf die Flüssigkeit geblickt, welche in den Händen rasender Kämpfer und Kämpferinnen zu einem höllischen Hilfsmittel wurde, Pracht und Schönheit, unersetzbare Kunstschätze, mit Einem Worte, den Stolz der Nation unrettbar zu vernichten. Wol hat die Weisheit gewisser Widersacher des Fortschritts an dieser Verirrung der Leidenschaften Veranlassung genommen, zu zeigen, wozu alle solche „Erfindungen der Neuzeit“, wie Gas und Petroleum, endlich führen, und die gute alte Zeit des Brennöls, wenn nicht gar der Anschlitzerze zu preisen. Allein sie irrten sich, denn das Petroleum gehört nicht nur zu den seit ältester Zeit her bekannten Naturproducten, sondern auch seine Anwendung zu Kriegszwecken ist nichts weniger als neu.

Die ersten Nachrichten von dem Petroleum verlieren sich sogar bis in die Mythe. Nach Plinius hätte Medea das Kleid, welches sie ihrer Nebenbuhlerin Kreusa schenkte, damit getränkt, um dieselbe einem gräßlichen Flammentode zu weihen, weshalb es auch „Del der Medea“ genannt worden sei. Wir erkennen es ferner sogleich in dem Oele, welches den Königen der Inder, wie der alte Ctesias ausführlich berichtet hat, bei Belagerungen alle Sturmböcke, Schildkröten und andere Belagerungsmaschinen entbehrlich machte. Erdene Gefäße mit dem Oele wurden gegen die Thore der belagerten Städte geschleudert, sodas sie zerbrachen und der Inhalt an den Thürflügeln herabfloß. Das dann entfachte Feuer, welches Soldaten in ihrer Rüstung verbrannt habe, sei nicht anders zu löschen gewesen als durch vieles Rehricht, welches man darauffschüttete, um die Flammen zu ersticken. Dies alles sowie die Bemerkung, daß man damit Menschen und Thiere zu Asche verbrennen könne, paßt nur auf das Petroleum, welches ja auch in dem letzten Kriege zwischen Deutschland und Frankreich zur Leichenverbrennung auf einzelnen Schlachtfeldern gedient hat. Aus guten Gründen hielten die Inder dies Mittel sehr geheim und gaben vor, daß es von einem Riesenwurme gewonnen werde, welcher im heiligen Flusse Indus lebe. Um das Geheimniß nicht preiszugeben, durfte keiner der Unterthanen auch nur einen Tropfen dieses Oels für sich behalten. In der Sakuntala geschieht dieses „Indischen Feuers“, welches kein Wasser zu löschen vermöge, ebenfalls Erwähnung.

Die Perser, in deren Heimatslande sich zahlreiche Petroleum- oder Naphthaquellen finden, waren natürlich gleichfalls mit den Kriegsvorthellen, welche diese Flüssigkeit gewährte, schon früher bekannt. Der römische Geschichtschreiber Ammianus Marcellinus, welcher unter Julian den persischen Krieg (363 n. Chr.) mitmachte, sagt: sie hätten gewöhnliches Del erst abgedocht und dann mit persischem Petroleum vermischt und damit Brandpfeile

getränkt, welche man langsam von einem schlaffen Bogen aus abgeschossen habe, weil ein zu schneller Flug das Feuer auslösche. Wo ein solcher Pfeil irgend stecken bleibe, dort brenne er auch weiter, und Wasser, mit dem man ihm etwa wehren wolle, mache den Brand nur noch heftiger; das einzige Bösmittel sei das Aufwerfen von Erde. Der Vortheil des nicht von Wasser gestörten Brennens erschien so bedeutungsvoll, daß sich die Griechen und Römer bald dieses Del zu verschaffen wußten, um es namentlich in Seekriegen zu verwenden. Thuchydides, Livius und viele andere Geschichtschreiber haben die Anwendung solcher Brandmittel, in deren Zusammensetzung Erdpech und Erdöl immer die Hauptbestandtheile waren, beschrieben. Die schöne Schilderung der Seeschlacht bei Marseille, sowie die Vernichtung einer ägyptischen Flotte durch Cäsar, beides Vorgänge, bei denen solche Brandmittel in Anwendung kamen, möge man in den „Pharsalien“ des Dichters Lucanus nachlesen.

Man nimmt allgemein an, daß die unter dem Namen „Griechisches Feuer“ berühmt gewordene Brandmischung einem starken Gehalte von Erdpech und Erdöl die Eigenschaft verdankt habe, selbst im Wasser weiter zu brennen. Der syrische Architect Callimicos soll das Geheimniß des Griechischen Feuers im Jahre 673 aus Heliopolis, von wo er flüchten mußte, nach Konstantinopel gebracht haben, wo die Zusammensetzung des Gemisches in ähnlicher Weise, wie wir es oben bei den Indern gesehen haben, als Staatsgeheimniß betrachtet wurde. Man suchte Ursprung und Bereitung in Mythen zu hüllen, und Konstantin Porphyrogenitus II. schärfte seinem Sohne Romanus in einer an ihn gerichteten Schrift noch ganz besonders ein, daß, wenn die Barbaren von ihm das Geheimniß des Griechischen Feuers verlangen würden, er antworten müßte, es sei ihm nicht erlaubt, dasselbe weiter zu geben, weil ein Engel, der es dem Kaiser Konstantin offenbart, demselben streng verboten habe, es andern Nationen mitzutheilen. Einige Personen, die es freventlich versucht hätten, dies Geheimniß zu ergründen und diese Mischung nachzumachen, wären durch die Gewalt des Feuers vernichtet worden. Wahrscheinlich war es mehrfach vorgekommen, daß die Masse, welche auch Schwefel, Salpeter und Kohle enthielt, bei der Mischung explodirt und ihre verderblichen Flammen zu früh ergossen hatte.

Das Griechische Feuer war in Wirklichkeit die Stärke der byzantinischen Kaiser und der Schrecken ihrer Feinde. Marcus Graecus, welcher ein besonderes Buch über die „Kriegsfeuer zum Verbrennen der Feinde“ geschrieben, von welchem sich eine alte Abschrift in der Bibliothek zu Oxford befindet, berichtet, daß es in verschiedener Form und in mannichfacher Weise angewendet worden sei. Entweder schleuderte man die zu großen Kugeln geballte Masse aus eisernen Röhren, oder warf sie in flüssiger Gestalt in irdenen Gefäßen auf die feindlichen Schiffe, oder tauchte Pfeile und Wurfspieße hinein, oder füllte auch steinerne oder metallene Hohlkugeln damit, welche man durch Schleudermaschinen in die feindlichen Verschanzungen und Schiffe warf.

Bei der Entzündung zeigte das Griechische Feuer zuerst einen dichten Rauch, welchem gleich darauf Knall und ein sich weithin verbreitendes Feuermeer folgte. Wie auch heutzutage pyrotechnische und artilleristische Erfindungen, so gab das Griechische Feuer fast regelmäßig den Ausschlag in den Kriegen des oströmischen Kaiserreiches. Die Sarazenen, welche dasselbe vielfach beunruhigten, sollen mehrmals allein durch die schreckliche Wirkung des Griechischen Feuers verjagt worden sein. Man erzählt, daß Kaiser Leo einmal eine Flotte von 1800, dann eine solche von 400 und zum dritten male von 350 sarazenischen Schiffen durch das Griechische Feuer vernichtet habe. Durch allerlei äußerliche Veranstellungen suchte man den Schrecken vor der Wirkung der Flammen noch möglichst zu vermehren. Aus einer Beschreibung, welche die gelehrte Prinzessin Anna Komnena von einem Seetreffen zwischen ihrem Vater Alexius Komnenus und den Pisanern gibt, erfleht man, daß auf den Bordertheilen der Schiffe Löwen, Drachen sowie die Gestalten anderer

wilden Thiere und Ungeheuer aus Erz angebracht waren, welche aus ihrem weit aufgesperrten Rachen das Griechische Feuer nach allen Richtungen hin, die man ihnen gab, anspien und allerdings einen grauerregenden Anblick gewährt haben mögen. Ein halbes Jahrhundert später bekämpfte Manuel Komnenus die Flotte des Normannenfürsten Roger von Sicilien in gleicher Weise.

Nachdem die Griechen länger als 400 Jahre in dem ausschließlichen Besitze dieses Geheimnisses gewesen waren, ging es durch Verrath an die Sarazenen über, welche sich desselben mit ungeheuern Vortheilen gegen die Christen in den Kreuzzügen bedienten. Bei den Belagerungen von Dyrhachium und Ptolemais wurden die Kriegsmaschinen und Thürme der Kreuzfahrer durch das Griechische Feuer vollständig vernichtet. In der Belagerung von Damiette (im Jahre 1218) warfen die Sarazenen eine derartige Feuermasse von der Größe einer Tonne aus der Stadt, welche mit lebhaftem Krachen dahinbrauste, mit ihrem Feuerschweife das ganze Lager der Christen erleuchtete und mehrere Schiffe in Brand steckte.

Bei der Eroberung von Konstantinopel (im Jahre 1204) sollen übrigens die Abendländer ebenfalls in den Besitz des Geheimnisses gelangt sein, aber aus religiösen Bedenken keinen Gebrauch davon gemacht haben. Die mittelalterlichen Schriftsteller Albertus Magnus und Roger Baco theilen zwar Vorschriften zur Bereitung des Griechischen Feuers mit, inzwischen gerieth dasselbe aber, wahrscheinlich weil man nicht das Richtige getroffen, doch völlig in Vergessenheit. Nur die Brandkugeln, welche man bis auf die neueste Zeit herab aus Mörfern warf und meistens unter Zusatz von Pech und fetten Oelen aus Schießpulver und Schwefel fertigte, kamen in den Gebrauch.

Nachdem aber in neuerer Zeit das Petroleum in so großen Massen in den Handel gelangt und die Bekanntschaft mit demselben eine allgemeine geworden, während zugleich die fortgeschrittene Chemie vielfache neuere Hülfsmittel für die Vernichtungszwecke des Krieges an die Hand gegeben, tauchte auch das Petroleum, meistens in Verbindung mit andern Stoffen, von neuem in verschiedenen Gestalten auf, welche durch ihre furchtbar verderbliche Wirkung selbst das Griechische Feuer völlig in den Schatten stellen. So schlug beispielsweise der als Chemiker, Photograph, Luftschiffer u. s. w. sehr bekannt gewordene Commandant des Louvre in Paris, Niepce de Saint-Victor, eine Brandflüssigkeit für den Seekrieg vor, welche durch Berührung mit Wasser nicht nur nicht ausgelöscht, sondern im Gegentheile entzündet wird. Ein Gefäß, welches Petroleum mit einigen Kaliumstücken enthält und auf ein Schiff geschleudert an Bord desselben zerschellt, überzieht alsbald die ganze Wasserfläche neben dem Schiffe mit einem Feuermeere, dessen Flammen an dem mit Petroleum benetzten Holzwerk blitzschnell emporlecken. Das Kaliummetall hat bekanntlich die Eigenschaft, das Wasser unter Flammerscheinung zu zersetzen, und dient nun zur Entzündung des Petroleums. Anstatt des ziemlich theuern Kaliums schlug Fontaine die gleiche Anwendung des ungleich billiger herzustellenden Phosphorcalciums in kleinen Stücken vor, welches ebenfalls bei der Berührung mit Wasser Flammen entzündet. Das Petroleum kann seinerseits durch Benzin oder Schwefelkohlenstoff, der um die Hälfte billiger und nicht weniger brennbar ist, ersetzt werden.

Im letzten amerikanischen Bürgerkriege kam unter dem Namen „Fenianfeuer“ ein Brandmittel zur Anwendung, welches an Gefährlichkeit die meisten andern übertrifft und durch seine Eigenschaft, sich selbst zu entzünden, sobald man es auf brennbare Gegenstände spritzt, an das oben erwähnte Del der indischen Fürsten erinnert, dem dieselbe Eigenschaft, wiewol mit Unrecht, zugeschrieben wurde. Das Fenianfeuer besteht in einer Auflösung von Phosphor in Schwefelkohlenstoff. Wird diese Flüssigkeit auf Holz, Stroh, Papier und andere dergleichen Gegenstände gegossen, so schlägt, sobald an den Rändern der befeuchteten Fläche der Schwefelkohlenstoff verdunstet ist, die Flamme empor, indem

der in feinvertheilter Gestalt aus der Auflösung zurückgebliebene Phosphor sich von selbst entzündet.

Der Bruderkampf in Paris hat aber das Petroleum endlich zu der traurigsten Berühmtheit gebracht und es als so gefährlich erscheinen lassen, daß die französische Regierung für einige Zeit allen Handel mit dem furchtbaren Stoffe mit Strafe bedrohen mußte. Bekanntlich hatte anfangs die republikanische Regierung selbst zu diesem Mittel gegriffen, oder es war doch unter ihrer Zustimmung geschehen, daß man versuchte, die belagernden Deutschen durch Androhung der unerhörtesten Brandmittel von einem Sturmversuche zurückzuschrecken. Man habe, verkündeten die Ballonbriefe und Zeitungen, alles in Paris vorhandene Petroleum mit Beschlag belegt, theils um es brennend von den Mauern auf die Angreifer zu schütten, theils zur Anfertigung von Petroleumbomben und Satansraketen, theils zu Brandzwecken, um nämlich die „heilige Stadt“ sofort zu entzünden, wenn es dem Feinde gelingen sollte, in dieselbe hineinzubringen. Ob alle jene neuen Brandgeschosse, von denen die pariser Zeitungen so vielen Lärm machten, sich den Erwartungen entsprechend bewährt haben würden oder ob sie überhaupt im weitern Maßstabe zur Anwendung gelangt sind, das dürfte noch nicht festgestellt sein; doch spricht die Umgebung von Paris allerdings für das letztere.

Von den zahlreichen patriotischen Erfindungen, welche die Franzosen in die Welt po-faunt haben, möge hier nur die „Satansrakete“ Erwähnung finden. Sie stellt eine gewöhnliche Rakete vor, an deren Spitze eine Kugel von dünnem Blech befestigt ist. In dieser befindet sich wiederum eine kleinere mit Schwefelkohlenstoff gefüllte Kugel, deren Inhalt durch einen Zünder mit der Rakete in Verbindung steht. Die äußere Blechkugel ist mit Petroleum gefüllt. Wird die Rakete abgeschossen, so platzt im gegebenen Augenblicke die Kugel, und das Petroleum ergießt sich brennend heraus. Nach dem Verhältnisse der Größe des Behälters, welchen man zu ein, zwei und drei Liter anfertigen könne, hieß es, solle von der brennenden Flüssigkeit eine Fläche von 16—24 Quadratmeter überspritzt werden u. s. w.

Diese barbarischen Drohungen der Nationalregierung mit ihren Petroleumkünsten sollten sich bekanntlich in einer nur zu schrecklichen Weise an ihr selbst, oder wenigstens doch an der heiligen Stadt Paris rächen, als in den letzten Tagen der Herrschaft der Commune Parteihäß und Verzweiflungskampf jede Spur von Mäßigung und Vernunft völlig erstickt hatten. Die einmal auf das Petroleum gelenkte Phantasie der Franzosen wußte sich dieses an sich harmlosen und doch so dämonischen Stoffes in ausgiebigster Weise zu bedienen. In den Gebäuden, welche der Vertheidigung wegen oder in blinder Zerstörungswuth, wenn nicht gar aus noch niedrigeren Motiven niedergebrannt werden sollten, wurden Fußböden, Möbel und alles Holzwerk überhaupt mit Petroleum getränkt, um den einmal angelegten Brand unlöslich zu machen. Rasende Weiber der gemeinsten Art waren es besonders, welche dieses Geschäft der furchtbarsten Feuertaufe verrichteten, und selbst die verwahrloste Jugend der pariser Straßen strolchte mit dem Petroleumkrüge umher. Der Name „Petroleusen“ hat sich für alle Zeiten unvergänglich gemacht, und mit ihm wird man die Schandthaten dieser Scheusale in Menschengestalt durch die ganze Geschichte brandmarken.

Die Wirkung des Petroleums bei solcher Brandstiftung ist eine kaum glaubliche. Mit Blitzesschnelle steht ein in solcher Weise dem Untergange geweihtes Gebäude vom Fundament bis zum Dachgiebel in lodernnden Flammen, und weder Gestein noch Metall vermag der verheerenden Glut dieses Feuers zu widerstehen. Im alten Babylon zeigte man, wie Plutarch erzählt, einst Alexander dem Großen, daß man vermittlest der brennenden Kraft des Erdbils geradezu mit Gedankenschnelle eine ganze Straße in Flammen hüllen könne; aber im neuen Babel war dies Höllenspiel zum entsetzlichen Ernste ausgeartet. Wir

müßten bei dem nächtlichen Flammen- und Rauchmeere immer und immer an Sodom und Gomorpha denken.

Wenn man bedenkt, daß die neuere Chemie noch viel furchtbarer verheerende Brandmittel zur Verfügung stellt als das Petroleum, so kann man nur dringend wünschen, daß die Regierungen aller civilisirten Länder sich dahin einigen möchten, den Gebrauch aller solcher Höllekünste in der Kriegführung als gegen das Völkerrecht verstößend zu erklären.

Von diesen letztern Erfindungen müssen wir noch auf zwei näher eingehen. Das „Feu-lorrain“ des französischen Chemikers Niclé besteht aus einer Mischung der schon oben erwähnten Auflösung von Phosphor in Schwefelkohlenstoff mit Schwefelchlorür, welche an der Luft zwar sehr stark dampft, aber sich nicht von selbst entzündet und in verschlossenen Gefäßen sich völlig gefahrlos aufbewahren läßt. Sobald aber mit dieser Flüssigkeit der bekannte Salmiakgeist (Ammoniakliquor oder =Flüssigkeit) oder Schwefelammonium in Berührung kommt, so bricht unter unbeschreiblich furchtbarer Explosion ein Feuer hervor, welches um so verheerender wirkt, als es durch nichts zu löschen ist. Diese Eigenschaft des höllischen Brandmittels hat man nun in verschiedener Weise benutzt: entweder wurden beide Flüssigkeiten in ein Hohlgeschloß gebracht, welches sie beide in getrennten Behältern enthielt, um sie beim Zerplatzen gleichzeitig zu ergießen, oder es wurde zuerst die Phosphorauflösung und dann die Ammoniakverbindung nacheinander auf ein Gebäude gespritzt. Die Wirkung ist in beiden Fällen so gewaltig, daß zwei bis drei Kubikcentimeter dieses „Feu-lorrain“ bereits einen Flammenstrahl von mehr als Meterhöhe erzeugen. Noch ungeheuerlicher ist die Selbstentzündung von Phosphorchlorür, wenn es mit Ammoniak in Berührung kommt.

Die sogenannten „Kathodhomben“, welche schon im Jahre 1854 dem englischen Kriegsministerium vorgelegt wurden, waren mit Arsenik oder Kathodhlorid, einer sehr übel riechenden Flüssigkeit, welche der französische Chemiker Cadet im Jahre 1760 bei der Destillation von essigsaurem Kali mit weißem Arsenik erhalten hatte, gefüllt. Beim Zerplatzen der Bombe entzündet sich die herausströmende Flüssigkeit ebenfalls von selbst und setzt alles in Brand, worauf sie sich ergossen. Aber damit noch nicht genug; sie verbreitet vielmehr auch noch einen höchst giftigen Dampf, welcher nahe stehenden Personen tödlich werden kann. Da wären doch die „Veratrinbomben“, welche während des letzten Krieges von einem Apotheker dem preussischen Kriegsministerium angeboten worden sein sollen, weit unschuldigerer Natur, denn bei ihnen lag bloß die Absicht vor, dieses oder jenes Bataillon, in dessen Nähe eine solche Bombe geworfen wird und zerplatzt, für eine halbe Stunde kampfunfähig zu machen, indem das umherstäubende feine Veratrinpulver alle Mannschaften in das heftigste Niesen versetzt.

Glücklicherweise haben weder die englische noch die deutsche Regierung die ihnen gemachten derartigen Anerbietungen angenommen; dennoch erscheint es, wie gesagt, wünschenswerth, daß man durch einen internationalen Vertrag alle unmenschlichen Mittel ein für allemal aus der Kriegführung ausschließen und sich mit ehrlichen Gußstahlkanonen und Zündnadelgewehren begnügen möge.

Wenden wir uns nun zu der friedlichen Bedeutung des Petroleums, d. h. seinen mannichfaltigen Verwendungen für verschiedene Zweige der Industrie, in der Heilkunde, Hauswirthschaft u. s. w. Unter ihnen erscheint am wichtigsten sein besonders neuerdings zu einer außerordentlichen Ausdehnung gediehener Gebrauch als Beleuchtungs- und Feuermaterial.

Auch in dieser Hinsicht hat das Petroleum eine vorzugsweise interessante Geschichte, zu der wir vorläufig nur einen kleinen Beitrag hier verzeichnen wollen. Als wir gegen

den Beginn des vorigen Jahrzehnts Professor Kosmäkler in Leipzig besuchten, fanden wir dort auf dem Familientische bereits eine Petroleumlampe. Dies durfte damals noch als ein außerordentliches Wagemüßig sein, denn jedermann fürchtete sich bei uns in Deutschland noch vor der Gefährlichkeit des neuen und immerhin bedenklich erscheinenden Beleuchtungsstoffes so sehr, daß derselbe nur schwierig Eingang in den allgemeinen Gebrauch fand. Es war jedenfalls ein beachtenswerthes Zeichen für den Scharfsinn Kosmäkler's, daß er von der verhältnißmäßig großen Harmlosigkeit des neuen Leuchtstoffes sich bereits überzeugt hatte, denselben als ein schätzenswerthes Hülfsmittel zur Bereicherung des Volkswohlstandes begrüßte und also auch in dieser Hinsicht mit der Würde des Naturforschers allem Volke voranging. Die Vortheile, welche die Petroleumlampe im Verhältnisse zu Oellampe, Talg-, Stearin- und Wachskerze bot, erschienen jedoch bekanntlich dann bald allenthalben unwiderrstehlich, sodaß man es wagte, trotz der vermeintlich großen Gefahr, die erstere mehr und mehr einzuführen, bis sie schließlich reizend schnellen Eingang in alle Volksschichten fand und seit Mitte der sechziger Jahre etwa in jedem deutschen Hause vom Palast bis zur Hütte ihr volles kräftiges Licht leuchten läßt. Wir begreifen jetzt kaum, daß wir uns früher mit den ungleich düsterern Oellampen- und Kerzenflammen begnügen konnten.

Um die Vortheile ermessen zu können, welche das Petroleum dem Haushalte und zahllosen Industrien gewährt, müssen wir dasselbe zunächst nach seinem ganzen Wesen kurz überschauen.

Ueber die Bildung und Entstehung des Petroleums gehen die Ansichten der Gelehrten noch ziemlich auseinander. Nach der einen Hypothese läßt es sich als ein natürlicher Theer in verschiedenen Zuständen der Consistenz betrachten, dessen Ursprung auf die Zersetzung von fossilen Pflanzen- und Thierresten, wie bei dem künstlichen Theer, zurückführt. Der künstliche Theer ist das Erzeugniß einer raschen Zersetzung auf feurigem Wege, der natürliche das Ergebnis einer höchst langsamen Zersetzung auf nassem Wege und in niederer Temperatur. Als ein natürlicher Theer sind diese Kohlstoffe (rohes Petroleum oder Erdöl und Erdpech) der Fabrikation der Mineralöle um eine ganze Stufe näher gerückt als die Kohlen, Schiefer und Torfe, und durch die niedere Temperatur, bei der sie entstanden, ist ihre Beschaffenheit für die Zwecke jener Fabrikation sehr entsprechend. Die ganz flüssigen hierher gehörenden Stoffe heißen Erdöl, Bergöl, Naphtha, Petroleum, die festern Bergtalg, Bergwachs; der festeste Asphalt. Bitumen oder Erdpech ist eine allgemeinere Bezeichnung für die beiden letzten Gattungen. Sie finden sich entweder so, daß ganze Erd- und Gesteinschichten davon durchdrungen sind, oder abgeschieden in größern Ansammlungen und Becken. Das Erdöl tritt häufig als Quelle an die Erdoberfläche. (Professor Dr. F. Knapp.)

Eine andere Anschauung stellt das Vorkommen von Erdölquellen, Salzquellen und der Entwicklung von brennbaren Gasen in der Natur in einen innigen Zusammenhang, welchen man durch die Annahme zu erklären versucht hat, daß in der Tiefe Lager von Steinsalz vorhanden sind, welches nach Beobachtungen von Dumas, G. Rose und Bunsen oft Kohlenwasserstoff im comprimierten Zustande enthält, daß dieses Steinsalz von unterirdischen Wässern aufgelöst, dabei das Gas freigemacht wird und nun dieses letztere theils zum Ausströmen gelangt, theils infolge starken Druckes im verdichteten Zustande als Naphtha ausfließt. Das aus dem sogenannten Knister Salz von Wieliczka beim Auflösen sich entwickelnde Gas besteht nach einer Untersuchung Bunsen's aus 84,60 Theilen Grubengas, 2,58 Theilen Kohlenensäure, 2,00 Theilen Sauerstoffgas und 10,53 Theilen Stickstoff. Durch Verdichtung des Grubengases ( $C_2 H_4$ ) könnte allerdings der flüssige, dem Grubengas homologe, also übereinstimmende Kohlenwasserstoff ( $C_{12} H_{14}$ ), der einen Hauptbestandtheil der flüchtigsten Theile des Erdöls ausmacht, und das Paraffin ( $C_{40} H_{82}$ ) sich bilden.

Dieselbe Gemeinschaftlichkeit von Petroleum, Steinsalz und brennbaren Gasen findet man überall, wo das Petroleum auftritt, wie z. B. in der großen nordamerikanischen Salzformation die meisten Bohrbrunnen mit der Salzsoole zugleich Kohlenwasserstoffgase und meistens auch Petroleum liefern. (Professor Dr. J. N. Wagner.)

Wiederum eine andere Ansicht hält das Petroleum für das durch unterirdische Wärme in Dampf verwandelte, an der kältern Erdrinde verdichtete flüchtige Del in frühern Perioden untergegangener Nadelholzwälder. Ferner nimmt man an, daß sich im Innern der Erde aus Kohlen säure und Alkalimetallen Acetylure (Kohlenwasserstoffgase) bilden, welche durch Wasserdampf Acetyl ( $C_4 H_2$ , das bis jetzt noch nicht isolirt dargestellte hypothetische Radical der Essigsäure) abgaben, welches letztere dann in Petroleum und ähnliche Producte übergehe. (Berthelot.) Die nordamerikanischen Geologen schließlich nehmen an, daß Anhäufungen von Seepflanzen, vorzüglich Fucusarten (Tangen) und von ehemaligen thierischen Meeresbewohnern das ursprüngliche Material zu dem Mineralöle dargeboten haben; das aus ihnen entstandene Erdöl sei in den Gebirgsschichten enthalten, welche mit den Bohrlöchern durchstoßen werden, und eine sehr langsame Destillation fördere dann aus diesen mit Del erfüllten Schichten und ihren Spalten dasselbe in die Bohrlöcher und weiter bis an die Oberfläche. Das aus den Gesteinsschichten kommende Del wird in den Bohrlöchern von aufsteigenden Wasserquellen getragen und ergießt sich, wenn der hydrostatische Druck mächtig genug ist, springbrunnenartig über die Erdoberfläche empor und bildet dann Artesische Brunnen, von Erdöl und Wasser zusammen. Da das Erdöl Paraffin enthält und außerdem flüssige Kohlenwasserstoffe, welche denjenigen ähnlich sind, die bei der trockenen Destillation von vegetabilischen Körpern sich bilden, so schloß man, daß das Erdöl selbst gleichfalls ein Erzeugniß der trockenen Destillation sei. Nach den bisherigen Beobachtungen über die zunehmende Temperatur des Erdinnern würden Mineralkohlenlager, welche in einer Tiefe von ungefähr 8000 Fuß liegen, der Siedetemperatur des Wassers ausgesetzt sein. Bei einem solchen Wärmegrade könnte aber nur das Erdöl aus den Schichten, welche es bereits fertig gebildet enthalten, destilliren und sich in den höhern Schichten verdichten; zu seiner Bildung dagegen durch trockene Destillation würde natürlich ein weit höherer Hitze grad gehören, welche einer Tiefe der Erdschichten entspricht, die man nicht wohl voraussetzen kann. (Wagner.)

Ebenso wie für die Zwecke des Krieges wurde das Petroleum aber auch für die des Friedens bereits seit dem hohen Alterthum nutzbar gemacht. Unter dem Namen „sicilianisches Del“ wurde das bei Agrigent gewonnene Erdöl bereits in Lampen gebrannt und von der Insel Zante her wurde ein Theil von Griechenland damit versorgt. Nehmen wir die verwandten Stoffe hinzu, so finden wir, daß das verdickte Erdöl (Erdpech oder Asphalt), welches aus Quellen in der Nähe des Euphrats geschöpft wurde, an Stelle des Mörtels bei den Bauten in Babylonien diente. Der Erdtheer wurde sodann auch zur Mumienbereitung und für verschiedene andere Zwecke gebraucht, so soll er z. B. zur Herstellung geschützter, schwach gebrannter und schwarzgefärbter Thongefäße als Zusatz notwendig gewesen sein. Schließen wir hieran sogleich seine Nutzbarkeit für die Gegenwart, so kommen wir auf die wichtigste Verwendung als Beleuchtungsmittel selbstverständlich noch eingehend zurück. In der Industrie dient es außerdem als Lösungsmittel für Harze, Fette u. dgl. bei verschiedenen Gelegenheiten. Die Heilmittelkunde bedient sich des reinen Petroleums als eines nervenstärkenden, krampfstillenden, wurmtreibenden Mittels, bei chronischem Darmkatarrh, Wassersucht u. s. w., sowie äußerlich bei Frostbeulen, brandigen Wunden, Schwinden einzelner Glieder und gegen jene ekelhafte Hautkrankheit, Krätze genannt. Als Volksheilmittel wird es auch unter dem Namen Berg-, Ruznuß-, Erd- und Steinöl und Bergnaphtha gegen Unterleibsbeschwerden und

die übrigen genannten Leiden innerlich und äußerlich gebraucht. In der Hauswirtschaft dient es, gleich dem Benzin und reinen Terpentinöl, zur Entfernung von allerlei Fett-, Del-, Harz-, Lack-, Delfarben-, Pech-, Schmutz-, Talg- und Theerflecken; ferner als ein der vorzüglichsten Hülfsmittel gegen alle Schmarozer von den winzigsten Kerbtieren bis zu Maus und Ratte hinauf. Als Hausmittel hat es sich vornehmlich zur Heilung von Frostbeulen und neuerdings gegen Rheumatismus mit Recht eingebürgert.

Mit Einschluß der schon mehrfach erwähnten nahe verwandten Stoffe kommt das Petroleum in sehr großer Verbreitung auf der Erde vor. Zu den großartigsten Fundorten gehören seit alters her einige Länder Mittelasiens, wie besonders Syrien und Mesopotamien, wo man bedeutende Massen verdichteten Erdöls findet; nur selten dehnt es sich zu ganzen Seen aus oder füllte sie doch zum großen Theil, wie z. B. das Todte Meer, welches früher der Asphaltsee (*Lacus asphalticus*) hieß und der Bitchlake auf Trimbab, welcher sogar vollständig aus Bergtheer besteht. In Europa kommt es in fast allen Staaten vor, in England, Frankreich, Spanien, Italien, Griechenland, Oesterreich (vornehmlich in Galizien) und im übrigen Deutschland besonders in Baiern, Braunschweig, Hannover und andern Theilen Preußens, in der Schweiz, in den russischen Provinzen des Kaspiischen, Schwarzen und Arowschen Meeres, am Kaukasus, in Asien sodann außer in Mesopotamien, besonders in Indien, in Afrika an verschiedenen Punkten und am reichlichsten in Nord- und Südamerika. Ueberblicken wir die wichtigsten Fundorte noch im einzelnen. Die ältesten derselben sind Amiano unweit Parma, Tegernsee in Baiern, Neuschätel in der Schweiz, Sehnde bei Hannover, Kleinschöppenstedt in Braunschweig, Bechelbronn im Elsaß, Coalbrookdale in England, an mehreren Stellen in den Pyrenäen, im samhorer Kreise, nordöstlich von Temberg, in Galizien. Weniger bedeutend sind Quellen in Ungarn, Siebenbürgen, Kroatien, in der Walachei u. s. w. Sehr große Massen Erdöl liefern dagegen die Halbinsel Apscheron an der Westküste des Kaspiischen Meeres und die an der Ostküste desselben liegende Insel Tschelekän, welche mehr als 3400 Erdölbrunnen mit jährlich 136000 Pud (54400 Ctr.) Erdöl in verschiedener Art liefern. Sodann geben die Quellen von Kangoon in Birma oder Burma an den Ufern des Irawadi in Hinterindien eine Ausbeute an Erdöl, welche man auf 400000 Fässer, jedes von ungefähr 6 Ctr. Gewicht, alljährlich schätzen kann. Am massenhaftesten aber ist das Erdöl in Nordamerika vorhanden, und zwar in den Schichten, welche dem Alleghanygebirge gleichlaufend liegen und sich vom Ontariosee bis in das Thal des kleinen Kanawah in Virginien verbreiten. Dieser sogenannte Delbistric beginnt von der Halbinsel der großen Seen in Canada und erstreckt sich als ein fünf bis sechs Meilen breiter Streifen durch die Staaten Newyork, Pennsylvanien, Ohio, Kentucky und verliert sich in Tennessee, Georgia und Alabama in einer Ausdehnung von mehr als 10 Breitegraden. Die hauptsächlichsten Delquellen in Amerika sind folgende: Meffa in der Landschaft Trumbull, im Staate Ohio, Titusville, Oil-City, Pithole-City, Kouseville, M'Clintockville in der Landschaft Venungo, im Staate Pennsylvanien, im Lande der Senecaindianer. In Canada sind die hauptsächlichsten Quellen Ingaspe, bei dem Seebusen von Sanct-Lorenz und in der Landschaft Lampton im westlichen Theile der Halbinsel zwischen dem Huronen-, Erie- und Ontariosee, namentlich in dem District von Enniskillen. Auch in Californien wird Erdöl in großer Menge gewonnen.

Seit uralter Zeit sind zwei Punkte am Ufer des Kaspiischen Meeres durch das Petroleum und verwandte Stoffe berühmt. Auf der schon erwähnten Halbinsel Apscheron und der danebenliegenden kleinen Insel Swatoi-Straw befinden sich im kleinen Umkreise neben den zahlreichen Naphthaquellen zugleich die „heiligen Feuer“ von Baku. Das hier gewonnene Erdöl unterscheidet man als die „schwarze“ und die „weiße Naphtha“. Erstere ist theils dickflüssig und dann rein schwarz, theils dünnflüssig und dann schmutzig

schwarzgrün und in beiden Fällen von durchdringend theerartigem Geruche; beim Erhitzen steigen beide unter Aufschäumen in den Gefäßen empor. Die „weiße Naphtha“ ist dunkelgelb von Farbe, dünnflüssig und verhält sich sonst wie die schwarze. Im Laufe der Jahre hat sich durch die Verdunstung der flüchtigern Theile des den Quellen entströmenden Erdöls eine oft mehrere Fuß mächtige Schicht einer Art Erdpech von Wachsconsistenz gebildet, das sogenannte Kir. Der zweite wichtige Fundort ist die am gegenüberliegenden östlichen Ufer befindliche Insel Tschelekän oder Naphthainsel, besonders reich an Erdpech, welches dort unter dem Namen Nest-gil (persisch, feste Naphtha oder Naphtha in Stücken) verarbeitet wird. Man reinigt es zuvor durch Schmelzen über Wasser. Es ist sehr paraffinhaltig. Die Fabriken des Kaspiischen Sees verarbeiten theils die Naphtha von Apsheron, theils das Nest-gil von Tschelekän und bedienen sich dazu des brennbaren Gases, andere des Kir als Brennstoff. Die Naphtha ist sehr dazu geneigt, beim Beginn der Erwärmung aufzuschäumen und überzustiegen. Es ist daher gebräuchlich, sie vor der Destillation in der geschlossenen Blase eine Zeit lang zu überhitzen, ehe man den Dämpfen gestattet, nach dem Kühlapparat abzuführen. Das Erdöl, welches die Quellen von Rangoon in Indien liefern, erscheint butterartig, im darauffallenden Licht gelbgrün, im durchfallenden braun; es ist jedoch ziemlich rein und enthält nur 10 Hunderttheile Sand und Wasser. Im westlichen Theile Galiziens, zwischen der Weichsel und den Karpaten, an den Ausläufern dieses Gebirges in der Gegend von Lumanow ist der Boden weithin überall ganz mit Erdöl getränkt. Teuft man dort einen Brunnen oder Schacht von 6—12 Fuß ab, so sammelt sich das Erdöl auf der Oberfläche des Wassers und kann leicht gefördert werden. Die Hauptmärkte für dieses Erdöl sind Stanislaw und Przemyśl, während das Erdöl vom Kaspiischen See, das indische und afrikanische fast völlig in England verbraucht werden oder nur eine locale Bedeutung haben.

Für den Weltmarkt hat jedoch jetzt bereits längst das amerikanische Erdöl die weitreichendste Bedeutung; wir wenden uns daher ihm ganz eingehend zu.

Das Gebiet der Bohrlöcher heißt Dil-Creek. Die Bohrlöcher sind etwa 22—23 Meter tief und bereits zu Hunderten vorhanden. Man unterscheidet Bohrlöcher mit beständigem Delausfluß (Flowing well) und Bohrlöcher, aus welchen das Del gepumpt werden muß (Pumping well). Das Erdreich, in welchem das Petroleum in Amerika vorkommt, gehört wesentlich der paläozoischen Formation und zwar in Canada der silurischen und devonischen Schichten, in Pennsylvanien und den Nachbarstaaten einem lockern Sandstein der obern devonischen Schichten an. Diese Gesteine sind von dem Erdöl mehr oder weniger durchdrungen und zugleich findet sich dasselbe in Masse in unterirdischen Räumen und Klüften. Mit großer Wahrscheinlichkeit ist anzunehmen, daß das Erdöl in den unterirdischen Klüften auf Wasser steht, während der obere Raum mit Gas gefüllt ist. Der gesammte Inhalt dieser Klüfte steht unter artesischem Druck, der das Gas wie im Windfessel einer Feuerspritze zusammendrückt. Beim Anbohren treibt das gespannte Gas die Flüssigkeit als einen Strahl hoch in die Luft empor, während der bleibende artefische Druck später das einfache Abfließen aus dem Bohrloche oder doch das Steigen bis in die Nähe seiner Mündung bedingt. Durch jene Voraussetzung eines dreifachen Inhaltes der Klüfte wird es erklärlich, daß die Bohrlöcher neben dem ausströmenden Gase auch fast immer mit dem aufsteigenden Erdöl bald süßes, bald salziges Wasser führen und zuweilen nur Wasser oder auch wol bloßes Gas ausströmen lassen.

Der Erfolg der Erdölbohrungen hängt ganz davon ab, ob man eine unterirdische Ansammlung, also eins der erwähnten Beden oder Klüfte erreicht oder nicht. Wenn es sich auch annähernd ermessen läßt, wie tief unter dem Boden der flührende Fels ansteht, so hat man doch keine Anzeige und kein Urtheil über den Ort, an welchem, und über die Tiefe, in welcher sich die unterirdischen Vorräthe befinden. Es erfordert eine

um so glücklichere Hand, letztere anzutreffen, da dieselben keine liegenden Becken, sondern mehr oder weniger flache oder abschüssige Klüfte ausfüllen. Daraus erklärt sich denn auch die sehr ungleiche Tiefe, in welcher bis jetzt das Erdöl erhohrt wurde; man hat es z. B. in Trumbull, Landschaft Ohio, schon in 10 Meter, aber auch bei einigen der besten Quellen Pennsylvaniens erst in 166 Meter Tiefe angetroffen, während die meisten Bohrlöcher bei 20—70 Meter Del ausgeben. Man beginnt mit dem Abteufen oder Einschlagen eines 1,5 bis 2 Meter weiten Schachtes bis auf den anstehenden Fels, in welchem man das 8—10 Centimeter weite Bohrloch ansetzt. Wenn dieses durchschlägig wird, d. h. auf eine mehr oder minder gefüllte Kluft trifft, so steigt das Erdöl von selbst auf, zuweilen so, daß es eben nur überfließt, zuweilen mit solcher Gewalt, daß es einen mächtigen Springquell bildet, deren bis zur Höhe von 20 Meter über dem Boden vorgekommen sind. In der Regel verliert sich die Triebkraft des Delausflusses mit der Zeit mehr und mehr, in welchem Falle dann die weitere Förderung des Dels durch eingesezte eiserne Röhren mit Pumpen geschieht.

Der Zeitpunkt, seit welchem das Erdöl in Amerika eigentlich schon bekannt oder in den Gebrauch gekommen war, läßt sich wahrscheinlich gar nicht mehr feststellen; man weiß nur, daß die Indianer jene Delstriche schon längst gekannt und daß dieselben dann auch den ersten französischen Ansiedlern in Canada bekannt geworden sind. Seit dem Jahre 1836 wurde das Erdöl in den amtlichen Berichten aufgeführt. Aber erst im Jahre 1857 begann die Firma W. M. Williams u. Comp. mit der Ausbeutung und zugleich Raffinirung des Petroleums. Ein Bohrloch wurde angelegt, welchem in der Tiefe von 21 Meter das Erdöl plötzlich in einer Masse von 4500 Liter täglich entströmte. Man erkannte damit das Vorhandensein der erwähnten unterirdischen Ansammlungen in mäßiger, dem Erdborhrer leicht zugänglicher Tiefe. Seitdem haben sich die Bohrungen auf Erdöl ins Unglaubliche vermehrt; aber insofern der Erfolg, wie wir bereits erwähnt, ganz und gar davon abhängt, ob man eine solche Ansammlung erreicht oder nicht, haben diese Unternehmungen nur zu sehr den Charakter eines Hazardspiels. Wie die übrigen Verhältnisse, so ist natürlich auch die Ergiebigkeit der Bohrlöcher an Erdöl entweder sogleich oder im Laufe der Zeit außerordentlich verschieden. Während manche Bohrlöcher täglich nur 10—20 Faß, jedes zu 182 Liter, also etwa 1800—3600 Liter ausgeben, liefern andere in derselben Zeit bis 200 Faß, also etwa 36000 Liter; die Bohrlöcher um Tidonté spenden täglich 250 Faß oder 45000 Liter, das berühmte Bohrloch von J. Shaw in der Landschaft Ennisville gab anfangs 1500 Faß, später noch 500 Faß oder 91000 Liter, und ebenso groß soll die Ergiebigkeit einiger Quellen zu Meffa in Ohio sein. In andern Gegenden Nordamerikas begnügt man sich damit, in den mit Erdöl durchtränkten thonigen Boden einen Brunnen oder Schacht zu graben, in welchem sich das Del dann ansammelt und ausgeschöpft werden kann. In Canada ist der poröse Kalkstein so sehr mit Erdöl durchzogen, daß es sich verlohnt, ihn ohne weiteres der Destillation zu unterwerfen, um das Del daraus zu gewinnen.

Es erscheint wol erklärlich, daß die Delgewinnung in Nordamerika eine ungeheuer Aufregung und ein wahres Speculationsfieber hervorrief. Man fand hier ja Schätze im Boden, welche bei verhältnißmäßig geringer Arbeit und Mühe zu unermeslichem Reichtum führen konnten, und in der That entwickelten sich hier Zustände, welche der californischen Goldgräberei durchaus ähnlich waren. Wir müssen uns leider bescheiden, auf die theils ergöglichen, theils tief tragischen, wildromantischen oder caritirt-sonderbaren Züge näher einzugehen, in denen sich hier einerseits der Charakter des specifischen Dankethums und andererseits die Berührungen des aus aller Herren Ländern in der hastigen Jagd nach Gold zusammengelaufenen Gesindels in den wunderlichsten Erscheinungen und Vorkommnissen abge spielt; wir verweisen unter anderm nur auf Gerstäcker's meisterhafte Feder,

welche z. B. im „Buch der Welt“ (Stuttgart, Hoffmann) so lebensvolle, gruselige und haarsträubende Schilderungen des amerikanischen Oelfiebers entworfen.

Die Jagd nach schnellem Reichthum und damit die Ueberstüßung und Planlosigkeit des Betriebes führte natürlich eine ungeheure Verschwendung des werthvollen Naturproductes herbei. Jeder hatte nur das Erbohren von Erdöl im Auge, keiner hatte an den doch mindestens genau ebenso wichtigen Transport des gewonnenen Oels aus den abgelegenen Districten gedacht, die von größern Flüssen und Eisenbahnen bis dahin noch ganz entblößt waren. Große Massen von Erdöl gingen auch ohne weiteres verloren, indem man unbedachterweise gebohrt, ohne vorher Fässer besorgt zu haben. Erst nach und nach gelangte man zu so viel Besinnung, daß man zu allen diesen nothwendigen Vorbereitungen sich Zeit ließ, und während anfangs der schwierige Transport bis zum Atlantischen Meere den Preis des Oels um das Drei- bis Vierfache seines Werthes am Ursprungsort vertheuerte, zeigen uns die jetzigen Preise in Europa doch bereits längst, daß man alle diese Hindernisse und Uebelstände bald begriffen und immer mehr abzustellen gestrebt hat.

Ein großer Uebelstand bei der Gewinnung des Erdöls liegt darin, daß das Ausströmen desselben fast immer mit großer Entwicklung von leichtentzündlichem Gas begleitet ist. Durch die bei dem übereilten Betriebe nur zu leicht vorkommende Undorfsichtigkeit entstehen daher häufig genug große Unglücksfälle. So entzündete sich unter anderm bei Tidonia in Pennsylvanien der aus einem soeben durchschlägig gewordenen Bohrloche gegen 14 Meter hoch aufsteigende Strahl, welcher 1500 Ctr. Erdöl in der Stunde ausgab und nun zu einem furchtbaren Feuer emporloderte, das mit einem Umfang von 600 Schritt Durchmesser die ganze Umgebung in seinen ungeheuern Brand hüllte. Solche Petroleumbrände sind aber nicht allein in Hinsicht der bei ihrem rapiden Ausbrechen und Explodiren des brennbaren Gases fast regelmäßig umkommenden Menschenleben und der vernichteten Nutzgegenstände aller Art beklagenswerth, sondern auch des durch sie regelmäßig in ungeheurer Menge vernichteten Petroleums wegen. Man darf es sich nämlich keineswegs verhehlen, daß man von einem Vorrathe zehrt, der zwar allerdings unermesslich groß zu sein scheint, sich aber sicherlich nicht — wenn überhaupt — in der Fülle wieder ergänzen kann, in welcher er verbraucht wird.

In welchem Umfange das amerikanische Petroleum gewonnen und consumirt wird, mögen hier einige Zahlen beweisen. Die Ausfuhr an rohem Del betrug im Jahre 1861 über 5 Mill. Liter, 1862 schon 49½ Mill. Liter, wovon aus dem Hafen von Newport allein 30½ Mill. Liter. Während die Ausfuhr in der ersten Hälfte des Jahres 1862 nicht voll 20 Mill. Liter betrug, stieg sie in der ersten Hälfte des Jahres 1863 auf 77½ Mill. Liter und nahm also in 6 Monaten um beinahe 58 Mill. Liter zu. Für das Jahr 1864 veranschlagte man eine Ausfuhr von nahezu 182 Mill. Liter. In dieser Zeit beschästigte die Gewinnung des Petroleums etwa 8000 Arbeiter und hatte, trotz der rohen Einrichtungen, ein Kapital von beinahe 14 Mill. Thlrn. im Betriebe. Angaben dieser Art aus neuerer Zeit sind uns leider nicht bekannt; der bekanntlich in deutscher und englischer Sprache ausgegebene „Bericht des Commissionärs des General-Landamtes der Vereinigten Staaten von Amerika“ (Washington), der uns bis zum Jahre 1868 vorliegt, theilt über das Petroleum durchaus nichts mit, so eingehend im übrigen seine Angaben auch über alle sonstigen Naturproducte in den genauesten Zahlen angegeben sind. Er sagt einfach: „In dem südöstlichen Theile des Staates Ohio wurden eine bedeutende Anzahl von Pumpen nach Steinöl gebohrt und große Quantitäten desselben ausgeführt.“ Ähnliche ganz magere Notizen oder auch gar keine gibt er auch in Betreff der übrigen Staaten des Oel-districts, während eine genauere Angabe der gewonnenen Ausbeute in jedem einzelnen Staat doch mindestens ebenso interessant und

wichtig erscheinen dürfte als die detaillirten Berichte über Johannisbeeren, Melonen, Kürbisse u. dgl.

Das rohe Erdöl ist je nach seiner Beschaffenheit mehr oder minder, doch immerhin so feuergefährlich, daß es leicht Brände veranlassen kann und dies auch bereits sehr vielfach gethan hat. Es darf daher in Amerika nicht mehr versendet werden, und das Gesetz gebietet, daß jedes Faß Erdöl einer Untersuchung unterworfen werden muß, bevor es in den Handel kommt, und daß kein Del zugelassen werden darf, welches bei einer Temperatur unter 100 Grad Fahrenheit (= 38 Grad Celsius) brennbare Dämpfe entwickelt. Dies Gesetz ist in den Vereinigten Staaten von Amerika und ähnlich auch in England (Petroleum-Bill) in Kraft. Um die Gefährlichkeit abzuwenden und das Petroleum so weit zu reinigen, daß es von den leichtflüchtigen und also brennbarsten Bestandtheilen frei ist, wird es der sogenannten „fractionirten Destillation“ unterworfen. Nur wenig Petroleum wird so rein in der Natur gefunden, daß es farblos ist und direct oder nach einmaliger Destillation zur Speisung von Lampen benutzt werden kann, wie das Erdöl von Apscheron und Baku; anderes Petroleum wird infolge seines großen Gehaltes an Paraffin, wodurch es eben butterartig erscheint, zur Darstellung des letztgenannten Stoffes verarbeitet, wie das Erdöl von Kangoon; noch andere Arten haben infolge beigemengter Schwefelverbindungen einen sehr unangenehmen Geruch und können erst nach einer kräftigen Reinigung mittels Natronlauge und Schwefelsäure zur Beleuchtung Verwendung finden, wie die Erdöle der ostindischen Inseln; die letzten schließlich sind in Hinsicht ihrer mehr oder minder flüchtigen Bestandtheile und damit ihres specifischen Gewichts, welches zwischen 0,8 bis 0,9 schwankt, sehr verschiedenartig und werden theils nur gereinigt, theils sind sie im Erdwachs vorhanden und werden bei Darstellung des Paraffins als Nebenproduct im reinen Zustande gewonnen. So ist es bei den galizischen Erdölen der Fall, welche in 22 Fabriken in der Gegend von Boryslaw und Drohobitz gearbeitet werden, und bei den amerikanischen Erdölen.

Der Werth des Petroleums und die Art und Weise seines Reinigungsverfahrens hängt sehr von seinem specifischen Gewichte ab; leichtere Sorten liefern bis 90 Proc. eines in Photogen und Solaröl sich spaltenden Deles, die schwerern dagegen enthalten viel Theer und geben nur 40—50 Proc. Lampenöl. Außer der Destillation besteht das Reinigungsverfahren entweder in der Behandlung mit Alkalien (Natron) und Säuren (Schwefelsäure), oder mit Alkalien allein neben der Anwendung von Wasserdämpfen von verschiedener Temperatur.

Im ganz rohen Zustande ist das Erdöl, auch abgesehen von seiner Feuergefährlichkeit, für keine Verwendung besonders geeignet; dazu bedarf es erst, ebenso wie der Theer, der erwähnten Reinigung oder Verarbeitung, d. h. Scheidung seiner Bestandtheile. Was die durch die verschiedenartige Behandlung gewonnenen Producte betrifft, so herrscht bis jetzt noch beträchtliche Namenverwirrung; sie werden nach einer gewissen Uebereinkunft, nicht aber nach scharfbestimmten wissenschaftlichen Merkmalen unterschieden, wodurch sie eben, je nach verschiedenen Orts- und Marktverhältnissen, großen Schwankungen unterworfen sind. Am sichersten unterscheidet man sie noch nach ihren Dichtigkeitsgraden oder ihren Siedetemperaturen.

Die fractionirte Destillation besteht im wesentlichen darin, daß man das Erdöl mehrmals hintereinander in besonders construirten Apparaten der Destillation unterwirft. In England pflegt man zuweilen die zuerst überdestillirende Flüssigkeit in zwei getrennten Antheilen aufzufangen, deren flüchtigster, von specifischem Gewicht 0,680, das „Kerosolen“ und der weniger flüchtige das „Benzin“ im engeren Sinne (nicht zu verwechseln mit dem eigentlichen Benzin oder Phenylwasserstoff, welcher bekanntlich aus dem Steinkohlentheeröl

gewonnen wird und unter anderm zur Darstellung der Anilinfarben dient) oder der „Petroleumäther“ ist. Gewöhnlich wird aber der flüchtige, den Leuchtölen vorausgehende Theil als ein einziges Destillat aufgefangen und heißt dann „Benzin“ im weitern Begriffe, auch künstliches „Terpentinöl“ (Turbentine substitute), oder „Petroleumgeist“. Die dann folgenden beiden Producte bilden das eigentliche Material für die Lampenbeleuchtung und zwar als das flüchtigere das „Photogen“ oder „rectificirtes Petroleum“, jetzt meistens überall gereinigtes Petroleum oder Petroleum schlechtweg genannt; als das weniger flüchtige wird das Solaröl erhalten. Das zuletzt überdestillirende schmalartig dicke Destillat wird in Paraffin und Schmieröl geschieden.

Das gereinigte oder raffinirte Petroleum oder Leuchtöl ist eine opalisirende, also perlmutterartig schillernde Flüssigkeit von gelblichweißer Farbe und specifischem Gewicht 0,81. Sein Siedepunkt liegt etwa bei 145—150 Grad C.; seine Dämpfe entzünden sich etwa bei 50 Grad C. und die Flüssigkeit brennt fort bei etwa 65 Grad C. Keinenfalls ist es daher feuergefährlicher als der Weingeist und weniger feuergefährlich als das Terpentinöl. Ganz entschieden darf man behaupten, daß es an sich durchaus nicht zur Explosion fähig ist, daß eine solche vielmehr nur vorkommen kann, wenn die Dämpfe erhitzten Petroleums sich in einem gewissen Verhältnisse mit der Luft mischen, ein Fall, der aber bei ausreichender Reinigung kaum zu befürchten ist.

Dennoch wird von zahlreichen Unglücksfällen berichtet, weil man nicht ausreichend gereinigtes Petroleum in den Handel brachte, und als Beleuchtungsmaterial in den Gebrauch nahm. Mehrere Regierungen haben nicht allein hierauf bezügliche Sicherheitsgesetze erlassen, sondern auch eine sehr strenge Ueberwachung derselben angeordnet. Erklärlicherweise ist bei einer solchen gesetzlichen Prüfung die Feststellung des Wärmegrades die Hauptsache, bis zu welchem das Petroleum erhitzt werden darf, bevor es sich entzündet. Da von den gefährlichen Petroleumsorten nicht selten beträchtliche Massen auch nach Deutschland herüberkommen, so wird es nicht überflüssig sein, wenn wir hier den Bericht der Sanitätscommission von Neuorleans für die Jahre 1869—70 in dem Auszuge anfügen, in welchem ihn die berliner „Industrieblätter“ von Dr. Sager und Dr. Jacobsen (Berlin, Louis Gerschel) veröffentlicht haben.

Im Jahre 1869 wurden etwa 70 Sorten verschiedenen Petroleums zur Prüfung gebracht, die von verschiedenen Kaufleuten der Stadt entnommen waren. Vierzehn Sorten zeigten den Entzündungspunkt von 110—120 Grad F., 19 von 100—110 Grad, 15 von 90—100 Grad, 13 von 80—90 Grad; 7 dagegen von 2—28 Grad, eine entzündete sich beim Gefrierpunkt und eine brannte sogar 2 Grad unter dem Gefrierpunkt. Dreiunddreißig Sorten von den 70 waren also dem in Newhork gebräuchlichen und veräußlichen ungefährlichen Petroleum (save-oil) gleich. In neun Fällen entzündete sich das Del von selber unter 90 Grad. Eine Sorte schweres Del, aber gemischt mit Benzin, entzündete sich bei 28 Grad. Und die übrigen 37 Sorten waren von der Beschaffenheit, welche das Gesetz von Massachusetts mit den Worten: „unsicher für Haus- und Erleuchtungszwecke“, verurtheilt. Man stellte folgende Versuche an: Eine Lampe, gefüllt mit Petroleum von der siebenundvierzigsten Sorte, brannte zwei Stunden, und als dann die Lampe absichtlich zerbrochen wurde, gerieth das ganze noch vorhandene Del augenblicklich in Flammen. Dasselbe geschah bei Delarten, welche die Nummern 1, 2, 3 und 5 trugen; die Dese brannten sofort und auch weiter, wenn Wasser darauf gegossen wurde, bis sie sich selbst verzehrt hatten.

Zwei Sorten dagegen, „Virginia Brand“ (Nr. 32) und „Dwoner's Del“ (Nr. 33), wurden, in derselben Weise geprüft, nicht entzündet; der Docht brannte fort, aber das Del nicht, und konnte auch bei wiederholten Versuchen nicht entflammt werden.

Dies Ergebniss zeigt sich bei jedem Petroleum, dessen Brennpunkt bei 110 Grad und

darüber liegt; ein solches entzündet sich niemals von selbst, sondern brennt erst, wenn es bis auf 135 Grad erhitzt worden ist. Die Sanitätscommission glaubt nun aus ihren Ergebnissen Folgendes schließen zu dürfen: Die Beimischung leichter Oele zum Petroleum ist in Amerika allgemein, und das Vermischen von schweren Oelen mit Naphtha geschieht gewöhnlich von Personen, welche ganz unbekannt mit der unheilvollen Wirkung sind, welche ein Gemisch aus einer kleinen Menge Naphtha und einem andern leicht entzündbaren Oel hervorbringen kann. Die verschiedenen Versuche haben bewiesen, daß selbst das beste Petroleum sich leicht zersetzen und große Gefahr hervorbringen kann, wenn auch nur eine ganz kleine Menge von Benzin hinzugemischt wird; in Lampen von schlechtem Material oder fehlerhafter Einrichtung ist eine Explosion fast regelmäßig die Folge.

Die Gefahr des Explodirens einer Lampe ist immer größer, wenn dieselbe mit gemischtem Oel gefüllt ist, als wenn sie nur reines Benzin enthält; denn das letztere verbrennt und verflüchtigt sich mit einer so großen Schnelligkeit, daß in den meisten Fällen die atmosphärische Luft aus den Behältern verdrängt wird, während doch eben nur dann die Gefahr des Explodirens sehr groß ist, wenn die Oeldämpfe, mit Luft vermischt, sich entzünden. Zu der Behauptung, daß die Dämpfe des ungemischten Benzins die Luft aus dem Behälter verdrängen, macht die Redaction der „Industrie-Blätter“ ein Fragezeichen.

Der amtliche Nachweis der Sanitätscommission vom Jahre 1870 zeigt eine Liste von 34 Explosionen, welche während dieser Zeit in Neuorleans stattgefunden. Bei denselben verbrannten sieben Frauen und ein Mann, zwanzig Personen, meistens ebenfalls Frauen wurden durch Brandwunden mehr oder weniger beschädigt und einige von ihnen wurden in arger Weise entstellt oder für Lebenszeit zu Krüppeln.

Da die Petroleumsorten auch in Deutschland zuweilen unter ihren amerikanischen Bezeichnungen verkauft werden, so geben wir auch die Namen der Oelarten an, welche die Commission als gefährlich kennzeichnet; es sind folgende: Petroline, Puroline, Black Diamond, Sunlight, Septoline, Anchor Oil. Vor den genannten aber und auch allen übrigen Petroleumsorten, mit schön klingenden und eleganten Namen, wollen sich unsere deutschen Leser hüten, dieselben wenigstens niemals früher kaufen, als bis sie sich durch die Entzündungsprobe von ihrer Ungefährlichkeit überzeugt haben. Bei dieser Probe in der Häuslichkeit ist aber die äußerste Vorsicht nicht außer Acht zu lassen, worauf wir hier noch den größten Nachdruck legen müssen. Man soll sich sehr hüten, daß beim Entzündungsversuche auf der Untertasse nicht etwa die Flamme plötzlich emporSchlage und den Versuchenden gefährde, leichte Kleidungsstücke in Brand setze oder wol gar den ganzen Oelvorrath, den man unvorsichtigerweise in der Nähe stehen ließ, in lodernde Entflammung bringe.

Die übrigen Eigenschaften des gereinigten Petroleums sind folgende: Es mischt sich nicht mit Wasser, stärkstem Spiritus und Holzgeist, dagegen leicht mit Schwefelkohlenstoff, Aether und Terpentinöl. Von Harzen und ähnlichen Stoffen wird Asphalt, Elini und venetianischer Terpentint in der Wärme in bedeutender Menge aufgelöst; Kautschuk wird erweicht, quillt auf und löst sich bei Anwendung von Wärme vollständig auf.

Unter dem Namen „Kerosin“ kommt neuerdings ein Leuchtstoff in den Handel, welcher aus dem amerikanischen Petroleum durch Destillation dargestellt wird, ein specifisches Gewicht von 0,78 bis 0,825 hat und mit dem ebenfalls als Brennmaterial dienenden „Pittöl“ übereinstimmend zu sein scheint. Von den flüchtigeren Destillationsproducten des Erdöls dient der Petroleumäther, außer „Kerosol“ in Amerika auch „Nigoten“ oder „Sherwood-Oil“ geheissen, auch als schmerzstillendes Mittel äußerlich zum Einreiben und als Anästheticum, d. h. Betäubungsmittel bei chirurgischen Operationen. Ein anderes flüchtiges Destillat wird in den sogenannten „Nigroinlampen“ gebrannt; diese letztern

sind jedoch so feuergefährlich, daß sie sich schwerlich für den allgemeinen Gebrauch einbüßern werden.

Eine sehr wichtige Verwendung des Petroleums scheint zu ergiebigerer Ausbeute noch der Zukunft vorbehalten zu sein, die nämlich als Brenn- und Heizmaterial. Zuerst hatte man derartige Versuche in der nordamerikanischen Dampfmarine angestellt, und dann hat man auch bei verschiedenartigem Maschinenbetriebe in mehreren Ländern Europas ähnliche Versuche angestellt. Dieselben scheinen günstig ausgefallen zu sein, denn ein Dampfer, mit Petroleum geheizt, konnte die See unter Dampf dreimal solange mit weniger Arbeit und größerer Deconomie halten als mit einem gleichen Gewichte von Steinkohlen. Auch können, da das Petroleum bei der Verbrennung keinen Rauch, sondern nur wässerigen Dampf bildet, die Rauchkamine wegfallen. Näheres ist bis jetzt jedoch noch nicht bekannt geworden.

Schließen wir diese Ueberschau eines der wichtigsten Nutzgegenstände, welche die neuere Zeit uns geschenkt hat, mit dem Hinweise auf die rastlose Thätigkeit des Menschengewisses, auf sein nimmer ruhendes Vorwärtsdrängen in Wissenschaft, Kunst, Industrie, mit der Hoffnung, daß mit dem immer helleren Lichte, der immer klarern Wahrheit auch immer höherer allgemeiner Wohlstand, immer fessellosere Freiheit und Unabhängigkeit bei allen strebsamen oder vielmehr nach Ernst und Würde strebenden Menschen eintreten werde.

Wir haben nur noch hinzuzufügen, daß wir in der Darstellung der naturwissenschaftlichen und technischen Seiten des Petroleums auf folgenden Werken stützen: „Die chemische Technologie“ von Johannes Rudolf Wagner (7. Aufl., Leipzig, Otto Wigand), „Lehrbuch der chemischen Technologie“ von Dr. Friedrich Knapp (Braunschweig, Vieweg) und „Commentar zu der siebenten Ausgabe der Pharmacopoea Borussica“ von Dr. Hermann Hager (Lissa, Ernst Günther); wir empfehlen diese vorzüglichsten Werke in den betreffenden Kreisen zur Beachtung.

# Chronik der Gegenwart.

## Politische Revue.

24. Januar 1872.

Während der Muße, welche der Deutsche Reichstag seinen Mitgliedern gönnt, tagen die Kammern der einzelnen Staaten und sind vorzugsweise mit der schwierigen Arbeit beschäftigt, Reichsrecht und Landesrecht in Einklang zu bringen. Es liegt in der Natur der Sache, daß hierbei die centrifugalen Tendenzen vorwiegen; mindestens findet die Reaction gegen die übergreifende Reichsmacht sehr eifrige Vertreter, welche sich oft der künstlichsten Interpretationen der Reichsgesetze bedienen, um der Particulargesetzgebung noch irgendeinen Schwerpunkt zu sichern. Das Streben nach Aufklärung und Verständigung über die zweifelhaften Grenzen ist freilich bei den bessern Elementen vorherrschend; doch die Zähigkeit der Particularisten hält sich an jeden Strohhalme, um der Strömung der Zeit Widerstand zu leisten, und das drohende Schreckbild des Einheitsstaates muß dazu dienen, alle Gemüther, denen noch die engere Heimat mit ihren Traditionen theuer ist, zur Wahrung der Landesrechte aufzurufen. Mindestens da, wo die Reichsgesetzgebung irgendeine Lücke gelassen hat, suchen alsbald die Kammern der einzelnen Staaten ergänzend einzugreifen und versuchen, kleine Zwischengesetze einzuschleiben, wo es sich nur um eine erweiternde Auslegung des Reichsrechts handeln kann.

Im preussischen Abgeordnetenhaus macht sich eher die entgegengesetzte Richtung geltend; man will Preußen möglichst in Deutschland aufgehen lassen; selbst die preussischen Gesandten an den deutschen Höfen erscheinen solcher Anschauung überflüssig, noch mehr die Militärbevollmächtigten. In der Sitzung des 15. Jan., bei der Berathung des Etats des Ministeriums des Auswärtigen, mußte Fürst Bismarck gegen die Proteste des Abgeordneten Löwe z. B. den Militärbevollmächtigten in München vertheidigen als einen Hilfsbeamten der dortigen Gesandtschaft, der auf militärischem Gebiete dasselbe zu erreichen suche wie der Gesandte auf politischem Gebiete. Der Reichskanzler benutzte diese Gelegenheit, um sein Doppelverhältniß als preussischer Minister und Reichskanzler in klarem Licht zu stellen, und erklärte es überdies für ein Grunddogma des neuen Reichsrechts, daß das Votum der Vertreter der Bundesstaaten nicht von der Zustimmung der Particularlandtage abhängt.

In Württemberg und Baiern stößt dies Dogma noch auf den lebhaftesten Widerspruch, wie überhaupt die „Patrioten“ in den süddeutschen Staaten tapfer für die Reservatrechte einstehen und in das Reichsrecht eine Bresche nach der andern zu legen suchen. Die allerunbedeutendsten Veranlassungen müssen dazu dienen, das particulare Recht zur Geltung zu bringen; ja der Abgeordnete Desterlen, der Perch Heißsporn der württembergischen patriotischen Opposition, hob sogar das alte gute württembergische Recht hervor, als es sich um eine durchaus nicht desinfectirte Cabinetsfrage der Hausbesitzer handelte. Wenn diese Opposition gegen das reichsfreundliche Ministerium gerichtet ist, so gibt es wieder andere Punkte, in denen die Regierung selbst gern „etwas Apartes für sich“ haben möchte und mit der Mehrheit der Kammer unterhandelt, um ihre Zustimmung für solche Lieblingsgedanken zu gewinnen. Hierzu gehört die Beibehaltung der königlich württem-

bergischen Gesandtschaften namentlich an einigen befreundeten Höfen wie dem russischen und münchener Hofe, für welche sich die Mehrheit der Kammercommission entschied.

In Baiern hat die Abgeordnetenkammer am 22. Dec. die Einführung des Deutschen Reichsstrafgesetzbuches genehmigt und auch die Kammer der Reichsräthe ihre Zustimmung zu dieser Einführung gegeben. Natürlich fehlte es nicht an jenen Protesten, in welchen die Partei der „Patrioten“ wenigstens ein Lebenszeichen zu geben sucht. Kurz vor der Abstimmung erhob sich in der Abgeordnetenkammer der Führer der Ultramontanen, der Abgeordnete Dr. Kuland, mit ihm seine ganze Partei, und verlas im Namen der letztern eine Erklärung, in welcher diese Partei durch ihre Zustimmung zu dem eben verhandelten Gesetzentwurfe auch nicht im mindesten dasjenige billigen wollte, was durch die nachträgliche Aufnahme eines §. 130a in das Strafgesetzbuch gewiß nicht zur Herstellung des innern Friedens in Baiern in den Verhandlungen des Bundesrathes und des Deutschen Reichstages geschehen sei; sie wollten durch ihre gezwungene, indirecte Mitwirkung zur Einführung dieses Gesetzbuches in Baiern nicht gutheissen, was dieses Ministerium in Berlin gethan habe. Dieser Protest, der dem Reichsgesetze gegen die Agitation der Priester gilt, zu welchem bekanntlich der bairische Minister von Luz die Initiative ergriffen hatte, mag dazu dienen, das Gewissen der Protestirenden zu beruhigen, welche sich in das Unabwendliche finden mußten; eine andere Bedeutung kann er nicht gewinnen.

In Baiern hängt der Kampf gegen die Reichseinheit auf das engste zusammen mit dem Kampfe der ultramontanen Partei gegen jede freiere Richtung in Kirche und Staat; gerade der Zusammenhang mit dem Deutschen Reiche gibt der Regierung in diesem Kampfe einen festen Halt, den sie alleinstehend in der jetzigen Epoche des kirchlichen Zwiespalts, in welcher alle mittelalterlichen Gelfüste Roms entseffelt sind und der Fanatismus unermildlich ist in der Bearbeitung namentlich der bäuerlichen Bevölkerung des Landes, nicht gefunden haben würde. Ueberbietet doch der revolutionäre und dreiste Ton der kirchlichen Presse alles, was man seit langer Zeit in Deutschland gewohnt ist, und selbst die socialistischen Blätter, wenn sie gegen das „Geldprogenthum“ eifern, erscheinen maßvoll gegenüber den Angriffen, welche der Cynismus der Ultramontanen gegen das feindliche Heerlager richtet. Als der Legationsrath von Dönniges, der Freund und Berather des Königs Max, welcher die Berufung der norddeutschen Gelehrten und Dichter an den münchener Königshof durchgesetzt hatte und selbst zu den „Nordlichtern“ gerechnet wurde, gestorben war, freute sich ein ultramontanes Blatt darüber, daß ihn der Teufel geholt, und sprach die Hoffnung aus, daß auch andere Gleichgesinnte bald von ihm geholt werden möchten. Andere Blätter erklären es öffentlich, sie bedürften gar keiner bessern Empfehlung, als daß die Regierung gegen sie klagbar werde, ja die Person des jungen Königs selbst wird von den Ultramontanen ganz rücksichtslos in die Debatte verwickelt. Neben diesem kleinen Kriege nimmt der große in Baiern lebhaften Fortgang; die altkatholische Bewegung hat selbst an dem Herde des Jesuitismus, in Regensburg, einen Triumph gefeiert, indem trotz aller Proteste dort eine von mehr als 6000 Personen besuchte Versammlung der Altkatholiken abgehalten wurde, in welcher ihre Hauptredner sprachen und Redens, einer der begabtesten, der, vertraut mit der Weisheit des Alterthums, den Aristoteles so gut kennt wie die Kirchenväter, in diese Demonstration die nöthigen Localfarben brachte, indem er die Bischöfe der guten Stadt Regensburg die Revue passiren ließ. Wenn auch bei Döllinger's Rectoratsrede in München die Mitglieder der theologischen Facultät nicht anwesend waren, so konnte dies die Bedeutung eines Protestes, der von solcher Stelle aus gegen den in Rom zurechtgemachten Neukatholicismus und seine Unfehlbarkeitsbeschlüsse geschleudert wurde, durchaus nicht abschwächen. Auf der andern Seite sind auch die Führer der Römlinge nicht müßig und bedienen sich sogar jener constitutionellen Waffen, welche bisher nur in den Händen der politischen Opposition von Gewicht waren. Die Bischöfe des Landes haben die Regierung der Verfassungsverletzung angeklagt und der Landtagsauschuß hat sogar in seiner Mehrheit diese Anklage für begründet erachtet.

In Sachsen, wo die Zweite Kammer vorzugsweise die wichtigen Gemeindeordnungen berüht, ist der Conflict zwischen Reichs- und Landesgesetzgebung in der Ersten Kammer zum Ausbruche gekommen. Vier königliche Verordnungen gaben die Veranlassung dazu,

namentlich die zweite und vierte, welche die Bestrafung der wahrheitswidrigen Aussagen vor öffentlichen Behörden und die Forstdiebstähle sowie einige damit in Zusammenhang stehende Vergehungen betreffen. In den Bericht der ersten Deputation, den der Vertreter der leipziger Universität, Professor Dr. Heinze, abgefaßt hatte, war besonders darauf hingewiesen worden, es müsse aus diesen vorliegenden Verordnungen, ehe ihnen Gesetzeskraft beigelegt werde, alles entfernt werden, worin mit einigem Anschein von Berechtigung ein Widerspruch gegen die Reichsgesetzgebung gefunden werden könne. Je geflüstelter die Reichsverfassung es vermeide, für die Entscheidung über staatsrechtliche Streitigkeiten zwischen Reich und Einzelstaaten den Weg des richterlichen Erkenntnisses zu eröffnen, desto behutsamer werde die einzelstaatliche Gesetzgebung die Grenzen ihrer Competenz festhalten müssen. Nach Art. 2 der Reichsverfassung gingen, soweit die Zuständigkeit der Reichsgewalt reicht, die Reichsgesetze den Landesgesetzen vor, und es sei ein fast unbestrittener Satz, daß die Gerichte ein Landesgesetz, welches mit einem gültigen Reichsgesetze in Widerspruch stehe, als ungültig zu betrachten, insoweit also ein Urtheil über die Rechtmäßigkeit der Landesgesetze zu fällen hätten. Von diesem Standpunkte aus erklärte sich die Mehrheit der Deputation gegen die Bestrafung wahrheitswidriger, aber nicht eidlich abgelegter Zeugnisse, die weder von dem Reichsgesetze noch überhaupt von irgendeiner deutschen Strafgesetzgebung mit Strafe belegt würden. Gleichwol wurde in der Sitzung vom 16. Jan. die Verordnung mit 34 gegen 8 Stimmen von der Kammer angenommen. In der Sitzung vom 18. Jan. kam die vierte, die Forststregel betreffende Verordnung zur Debatte. Während die Reichsgesetzgebung das Maximum der Strafe auf zwei Jahre normirt und dabei den Verlust der bürgerlichen Ehrenrechte nicht ausspricht, setzt diese Verordnung die höchste Strafe auf fünf Jahre fest und verschärft dieselbe noch durch den Verlust der Ehrenrechte. Doch die Abstimmung der Ersten Kammer fiel zu Gunsten der Landesgesetzgebung aus, obgleich in solchen Ergänzungen und Verschärfungen doch ein unleugbarer Widerspruch gegen die Reichsgesetzgebung liegt. Wenn auch diese strafrechtlichen Bestimmungen von geringer Wichtigkeit sind, so geben die Verhandlungen darüber doch ein Bild des Kampfes zwischen den Einheitsbestrebungen und den Tendenzen zur Behauptung eines Sonderrechtes auch auf dem Gebiete der Gesetzgebung, ein Kampf, der die Signatur der jüngsten Epoche bildet und wahrscheinlich noch auf lange hinaus bilden wird.

In dem preussischen Landtage hat der Minister des Innern die neue Kreisordnung vorgelegt, die Vorlagen des Cultusministers, auf welche derselbe großes Gewicht legte, sind indeß, die Vorlage über die Schulaufsicht ausgenommen, die der Berathung der Kammern unterbreitet wird, in das Schattenreich gewandert, da das Ministerium Mühlner ein zwar nicht unverhofftes, aber doch noch immer bezweifelt Ende gefunden hat. Die Ansicht des Staatsministeriums, daß bei der Unpopularität des Ministers seine Vorlagen durchaus keine Aussicht hätten, vom Landtage angenommen zu werden, sowie die durch einzelne Mißgriffe des Ministers hervorgerufene Abneigung des Reichskanzlers gegen denselben scheinen der Grund gewesen zu sein, daß Hr. von Mühlner um seine Entlassung einkam. Wenn sich damals, als der Reichstag das Pauschquantum für den dreijährigen Militäretat bewilligte, das Gerücht verbreitet hatte, die Bereitwilligkeit der großen Majorität des Reichstages hänge mit Zugeständnissen zusammen, welche der Reichskanzler in Bezug auf eine liberalere Richtung der innern Politik und auf eine anderweitige Besetzung einzelner Portefeuilles gemacht habe, so scheint der Rücktritt des Hrn. von Mühlner dies Gerücht zu bestätigen. An seiner Stelle ist am 22. Jan. der Geh. Oberjustizrath Dr. Falk, eins der thätigsten und tüchtigsten Mitglieder des Justizministeriums, zum Cultusminister ernannt worden.

Der Nekrolog des Cultusministeriums Mühlner ist in den deutschen Blättern nicht immer sine ira et studio geschrieben worden. Hr. von Mühlner war jedenfalls eine humane Persönlichkeit und auch ein Mann von vielseitiger Bildung. Man mag es bedauern, daß er gerade mit den schönen Künsten Unglück hatte, weil er auch diesen seine Theilnahme zuwendete. Mit der Dichtkunst hatte er sich in seiner Jugend beschäftigt und ein Volkslied gedichtet, dessen burschikoser Ton dem spätern Cultusminister so wenig zu Gesicht stand, daß die satirische Presse fortwährend in diesem Liebe eine Waffe gegen

denselben besaß, und in der letzten Zeit seiner Amtsverwaltung gerieth er mit der Musik und der bildenden Kunst in Conflict, die man zum Theil auf häusliche Einflüsse zurückzuführen suchte. Es bildete sich hierüber eine Legende, welche bei dem Volke Glauben fand, abgesehen davon, daß die Prüderie des Cultusministers gegenüber den Ruditäten, welche die Malerei aller Zeiten als ihr unveräußerliches Recht in Anspruch nimmt, daß seine ästhetischen Theorien, angekränkt von einer engherzigen Moral, alle Künstler in Harnisch setzten. Doch schon die Anklage eines Protectionswesens, das vom häuslichen Herde ausgeht, war bedrohlich für die Stellung des Ministers.

Wenn indeß auch die Anekdote, die geschäftig von Mund zu Mund geht, in den privaten Neigungen und Verhältnissen des Ministers reichen Stoff fand, so wurzelt seine Unpopularität doch wesentlich in der orthodoxen Strenge seines Kirchenregiments und in der theologischen Bevormundung der Schule und der ganzen geistigen Bildung des Volks. Diese Anschuldigungen würden schwerer ins Gewicht fallen, wenn Hr. von Mühler als der Schöpfer dieser ganzen Richtung, als der geistige Urheber eines der freien Bildung und Wissenschaft feindlichen Systems betrachtet werden müßte. Dies ist aber keineswegs der Fall, er führte nur eine Tradition fort, die sich von den frühern Cultusministern, die kurze Episode des Bethmann-Hollweg'schen Ministeriums ausgenommen, weiter vererbt, die in dem Ministerium selbst, in dem Oberkirchenrath, in den Consistorien, in allen Körperschaften, welche mit seinem Portfeuille in Zusammenhang standen, zahlreiche Vertreter hatte. Es ist das Los aller preussischen Cultusminister, unpopulär zu sein. Eichhorn war es in hohem Maße, ebenso Raumer, und Hr. von Mühler trat hierin nur das Erbe seiner Vorgänger an. Die Tradition der theologischen Volkserziehung, die in offenbarem Widerspruch steht mit allen andern Bestrebungen der Zeit, mit der erweiterten Theilnahme am politischen Leben, mit der glänzenden Entwicklung der Naturwissenschaften, hatte diese Unpopularität zur Folge, denn sie haftete an dem Träger des Systems, an seiner Spitze. Schon im Jahre 1848 war man auf den entscheidenden Ausweg gekommen, der hierin das Heil bringen konnte, man beabsichtigte eine Trennung des Cultus- und des Unterrichtsministeriums und hatte den Professor Karl Rosenkranz aus Königsberg bereits nach Berlin berufen, um das abgesonderte Portfeuille des Unterrichts zu übernehmen. Doch der Plan scheiterte damals an der Abneigung des Königs gegen die Hegel'sche Philosophie und einen Vertreter derselben wie Karl Rosenkranz. Jetzt verlautet wiederum von einem ähnlichen Plane — und es ist wol kein Zweifel, daß in ihm ein radikales Heilmittel gegen die chronische Unpopularität der preussischen Cultusminister liegt. Ein selbständiges Unterrichtsministerium, welchem auch die Künste und, wie wir hoffen, das Theater in einem besondern Ressort zugewiesen wird, kann ohne die fortwährenden Uebergriffe kirchlicher Tendenzen die Ziele einer freien Volksbildung in Schule und Universität, die Pflege einer nationalen Kunst befördern, wie es für den Staat Friedrich's des Großen und für das neue Deutsche Reich gegenwärtig ein unerlässliches Bedürfniß ist.

Wenn die bescheidene Ausstattung des Etats des Cultusministeriums von dem Abgeordneten Lasker ebenfalls auf die persönliche Unbeliebtheit des Ministers geschoben wurde, so ist der Grund dafür wol eher in der ganzen Zeitlage zu suchen, welche den Militäretat so in den Vordergrund drängt, daß für die andern Erfordernisse des Staatswesens nur das Allerdinglichste übrigbleibt. Eine Hebung der preussischen Universitäten, die gegenüber den andern deutschen, namentlich der Universität Leipzig in den Schatten getreten sind, ist ohne bedeutende Hülfsmittel nicht möglich — und jeder andere Minister würde sich bei dem gleichen Etat ebenso außer Stande gesehen haben, den Aufschwung der preussischen Hochschulen zu fördern. Wohl aber fehlte dem Ministerium Mühler wie den Ministerien Eichhorn und Raumer der gute Wille, einen solchen Aufschwung im Geiste freier Wissenschaft zu begünstigen. Erst in der letzten Epoche seines Wirkens nach den großen Ereignissen der Jahre 1870 und 1871 und namentlich nach den entscheidenden Herausforderungen des Jesuitismus und der ultramontanen Partei, welcher das Cultusministerium früher im Bewußtsein der Bundesgenossenschaft katholischer und protestantischer Orthodoxie über Gebühr geschmeichelt hatte, sah sich Hr. von Mühler zu einer Schwentung nach links gedrängt, zu einem energischen Auftreten gegenüber den bonner und braunsberger Katholiken, und auch seine letzten Vorlagen über Schulauf-

sicht und Civilehe tragen eine liberale Färbung, so daß sie mit dem strengen Parteidogma, zu dem sich der Cultusminister früher bekannte, in offenbarem Widerspruche stehen. Die Folge davon war, daß auch die „Kreuzzeitung“, wenn sie gleich dem frühern zehnjährigen Wirken Mühler's warme Anerkennung zollt, doch diese letzte Wendung des Ministers mit scharfen kritischen Glossen begleitet, und daß derselbe im Augenblicke, wo er aus seinem Amte scheidet, alle politischen Parteien gegen sich hat.

Der neue Cultusminister hat eine große Aufgabe vor sich; er soll Deutschlands politische Vormacht, Preußen, auch zu seiner geistigen Vormacht machen, Wissenschaft und Kunst, die in der Schätzung einer von Waffen klirrenden Zeit gesunken erscheinen, wieder zu ihrer hohen Bedeutung erheben, auf den Universtitäten neben den Fachwissenschaften namentlich jene vernachlässigten Zweige allgemeiner geistiger Bildung, Philosophie, allgemeine und neue Literatur zu erhöhter Geltung bringen, die Volksschule erlösen von aller dogmatischen Verwirrung und sie auf der Grundlage gesunder Bildung aufbauen. Auf kirchlichem Boden aber erscheint es als die wünschenswerteste Aufgabe, die Gemeinde wieder zur Trägerin des kirchlichen Lebens und zu ihrer eigenen Gesetzgeberin zu machen. Hat doch der reichenbacher Gesangbuchstreit, ein Streit, der zwischen dem breslauer Consistorium und der evangelischen Gemeinde der Stadt Reichenbach entbrannte, und welchem die beiden vom Consistorium ihres Amtes entsetzten Prediger König und Lauterbach zum Opfer fielen, von neuem die allgemeine Aufmerksamkeit auf diese Frage gelenkt, deren principielle Bedeutung unverkennbar ist, so geringfügig der Gegenstand sein mag, der hier den Conflict hervorrief. Es ist ein großer Wirkungskreis, der sich für einen neuen preussischen Cultusminister aufthut; denn es handelt sich um eine neue Aera, welche nicht mit dem Cultusministerium des letzten Jahrzehnts, sondern mit der Tradition von drei Jahrzehnten zu brechen hat.

Aus solcher Wandlung wird auch ein großer Segen ausströmen auf das ganze Deutsche Reich, das unmöglich in dem Mühler'schen Ministerium eine Leuchte erblicken konnte, welche andern Einzelstaaten auf dem Gebiete des Glaubens und der Wissenschaft den Weg zu zeigen vermochte. War doch zur Zeit der Mainlinie dies Ministerium der Anstoß, daß der Anschluß an Preußen in den Südstaaten bei den liberalen Parteien nicht mit Freuden begrüßt wurde, und daß man eine strenge geistige und geistliche Uniformirung noch mehr als die militärische Disciplin befürchtete.

Das Deutsche Reich selbst hat inzwischen in dem General von Stosch einen selbständigen Chef der Admiralität erhalten, ein Beweis dafür, wie dies Reich, welches die größte Handelsflotte nach der englischen besitzt, auch auf die Fortbildung seiner Kriegsflotte eifrig bedacht ist. Daß man ein tüchtiges Verwaltungstalant, das sich im Kriegswesen bewährt hat, für solche Stellung ausreichend hält, ohne genauere Kenntniß des Details des Marinewesens — das wird die seefahrenden Nationen nicht befremden, bei denen man seit langer Zeit eine ähnliche Praxis beobachtet; denn die Lords der Admiralität haben sich keineswegs vorher im Mastkorbe geschaukelt.

Oesterreich, der „Staat der Unwahrscheinlichkeiten“, wie ihn selbst sein ehemaliger Reichskanzler und jetziger Gesandter in London, Graf von Beust, getauft haben soll, nicht ohne für diese Wendung, die einem Stilisten von Esprit gerade keine Schande machen würde, von seinem Nachfolger im Amte zur Ordnung gerufen worden zu sein — Oesterreich befindet sich jetzt wieder in einer Epoche des politischen Sonnenscheines, nachdem das feudalsöberalistische Ministerium Hohenwart zu Fall gekommen und demselben bald darauf der vielgenannte Wahrer der Reichseinheit, Graf von Beust, nachgefolgt ist. Das Unberechenbare in diesen Vorgängen, das sich der politischen Logik entzieht, indem bald eine Principienfrage zu einer Personenfrage, bald eine Personenfrage zu einer Principienfrage wird, mochte den Erzkanzler zu jener zwar nicht unparlamentarischen, aber doch undiplomatischen Wendung begeistern. Eine eifrige Presse sorgt indeß dafür, daß des Kanzlers Ruhm nicht der Vergessenheit anheimfalle; namentlich schiebt sie ihm das Verdienst zu, bei dem Ausbruche des deutsch-französischen Krieges Oesterreich vor einem Bündnisse mit Frankreich gewarnt und so eine echt deutsche Gestattung bewährt zu haben. Die Organe des Grafen Andrássy behaupten freilich das Gegentheil; nur der magyarisches Staatsmann

sei den durchgehenden Kassen der Kriegspartei in die Zügel gefallen und habe verhindert, daß aus dem deutsch-französischen Kriege ein europäischer geworden sei, da bei einem Einschreiten Oesterreichs Rußland keinesfalls ein müßiger Zuschauer geblieben wäre. Es wird in dieser Frage noch viel Staub aufgewirbelt werden; wir wissen nicht ob einer von beiden, Beust oder Andrassy, damals als Politiker des Friedens aufgetreten ist; das aber wissen wir, daß Weiszenburg und Wörth für eine österreichische Friedenspolitik lebhafter plaidirt haben als der Kanzler von heute oder der Kanzler von gestern.

Der neuen Aera, welche in Ungarn volles Vertrauen zu einem Reichsministerium hervorrief, dessen Chef ein geborener Ungar ist, verdankt das cisleithanische Oesterreich das Ministerium Auersperg, ein Ministerium, welches die Tendenzen der Bürgerminister wiederum aufnimmt und sich auf verfassungsmäßigen Boden stellt, ja für diesen Boden selbst eine breitere Grundlage suchen muß als jene — die Wahlreform. Das Schibboleth Bismarck's, welches er als moralisches Sprengmittel gegen den alten Bundestag anwandte, das directe Wahlrecht, gegenwärtig die Grundlage, auf welcher das Deutsche Reichsparlament ruht, soll auch auf Oesterreich jetzt seinen verjüngenden politischen Zauber üben. Die liberalen Exminister selbst, welche, als sie im Amte waren, nicht den Muth zu einer so radicalen Reform des Wahlrechts hatten, treten jetzt als die Vorkämpfer derselben auf.

Den österreichischen Reichsrath, der zusammen mit dem neuen Ministerium die Aufgabe hat, die neue Aera über ein schon so oft mit neuen, aber kurz dauernden Aeren beglücktes Reich heraufzuführen, eröffnete der Kaiser selbst am 28. Dec. 1871 mit einer Thronrede, welche ein sehr erfreuliches Programm hinstellte. Die Thronrede gibt zu, daß die Bestrebungen gescheitert waren, den innern Frieden durch die äußersten, mit der Staatseinheit verträglichen Zugeständnisse an alle Volksstämme des Reichs herbeizuführen. Die neue Regierung halte es für ihre erste Aufgabe, den verfassungsmäßigen Rechtszustand zu befestigen und dem Geseze auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens unbedingten Gehorsam zu sichern. Eine selbständige Bildung der Reichsvertretung wird in Aussicht gestellt, die Sorge für den öffentlichen Unterricht der besondern Aufmerksamkeit des Reichstages empfohlen, denn das Gedeihen des öffentlichen Unterrichtes sei eine der wesentlichsten Bedingungen der Blüthe und des Aufschwunges des Gemeinwesens. Ernste und zugleich schonungsvolle Durchführung der Volksschulgesetze, sowie die Ordnung des Universitätswesens, die Ausfüllung der Lücken in der Gesetzgebung, welche durch Lösung der mit dem Heiligen Stuhle geschlossenen Conventionen entstanden sind, eine Reihe wichtiger Gesetzesvorlagen werden vorbereitet. „Die Völker Oesterreichs“, sagt die Thronrede, „sind des staatsrechtlichen Paders müde, sie verlangen nach Frieden und Ordnung“, und fügt hinzu, „daß der Befestigung der innern Zustände auf den Grundlagen von Recht und Freiheit die Gestaltung der europäischen Verhältnisse in hohem Grade günstig sei“. Mit stürmischem Jubel wurde eine Thronrede begrüßt, welche von Recht und Freiheit, von volksthümlichen Grundlagen, vom Geiste des Jahrhunderts mit einem Schwünge sprach, wie ihn selbst die glatte und in Bezug auf herzzgewinnende, zeitgemäß überflüssigste Wendungen keineswegs verlegene Stilistik Beust's in ihren Ergüssen nicht zu erreichen vermochte. Es konnte nicht fehlen, daß die Adressen des Reichstages ohne parlamentarische Kämpfe zu Stande kamen und so die Duverture der Sitzung in voller Harmonie ertönte. Die Adresse des Abgeordnetenhauses hatte Dr. Herbst abgefaßt, die Berathung derselben dauerte bis zum 13. Jan. 1872. Die Zurückweisung der Ansprüche der Tschechen, welche dem Königreiche Böhmen die Stellung eines selbständigen souveränen Staates vindiciren, erläutert den entsprechenden Passus der Thronrede in schärferer Weise. Eine dunkle Wolke schwebt indeß noch über dieser neuen, verfassungsmäßigen Aera — der Ausgleich mit Galizien. Schon die Thronrede hatte erklärt, daß die eigenthümlichen Verhältnisse des Königreichs Galizien eine besondere Berücksichtigung in der Gesetzgebung und Verwaltung erfordern, und daß die Regierung bereitwillig die Hand biete, um die im Schoße der Reichsvertretung geltend gemachten Wünsche innerhalb der Grenzen der Einheit und Macht des Gesamtstaates zu erfüllen und hiermit diese Gelegenheit zum endgültigen Abschlusse zu bringen. Die Adresse erklärte sich zustimmend — es besteht also eine galizische Frage. Thronrede und Adressentwurf bringen sie in Zusammenhang mit der Wahlreform; die Polen selbst sind mit einem Amendement zur

Adresse hervorgetreten, welches eine gefonderte Behandlung der galizischen Frage verlangt. In welchem Sinne — darüber läßt die von ihnen vorgelegte Resolution des galizischen Landtages keinen Zweifel übrig; ihre Tendenzen sind föderalistisch und autonomisch. Nimmt man hierzu die „südslawische Idee“, für welche der Landtag in Agram eintritt und welche gegen die pesther Regierung eine sehr oppositionelle Stellung behauptet und gegen alle Unionspläne protestirt, so sind jene tiefern Wurzeln des Föderalismus in Oesterreich unverkennbar, welche den Felsen der Reichseinheit immer wieder zu zersprengen drohen; die Auflösung der Landtage in Lemberg und Agram wird wol die Antwort der Regierung sein, und directe Wahlen, welche auch den Ruthenen in Galizien ein Stimmrecht geben, die Radicalcur gegen autonome Gelüste.

In Frankreich ist vor kurzem eine Crisis glücklich vorübergegangen: der offene Bruch zwischen dem Präsidenten der Republik und der Versammlung. Daß die rednerischen und staatsmännischen Gaben von Thiers, selbst wo er von ihnen einen vorurtheilsvollen Gebrauch macht, doch bedeutend sind, davon haben seine Reden in der Versammlung von Versailles wieder Zeugniß abgelegt. Die Rede, welche Thiers am 26. Dec. 1871 gegen die Einkommensteuer hielt, beruhte zwar auf veralteten volkswirtschaftlichen Theorien; sie bewies aber von neuem die Gabe des Redners, nicht nur mit allen Hilfsmitteln der Beredsamkeit, sondern auch mit einer stets bereiten Fülle statistischen Materials für seine Ueberzeugungen einzustehen. Ueberall kehrt dabei Thiers das specifisch Französische heraus; er will keine englische income tax, so wenig er eine preussische allgemeine Wehrpflicht will. In England würde er Freihandelsmann sein, in Frankreich sei er Schutzzölnner. Die Einkommensteuer sei in England exträglich, in Frankreich unerträglich. Thiers sucht nachzuweisen, daß die Vertheilung der Steuern in Frankreich die gerechteste sei, indem die Arbeiterklassen nur gegen 400 Millionen, die wohlhabenden Klassen gegen 1400 Millionen bezahlen; die Einkommensteuer sei eine doppelte und äußerst willkürliche Besteuerung. Diese Rede von Thiers, welche schließlich noch der Linken durch die Erklärung zu schmeicheln suchte, daß Regierung und Kammer gegenwärtig einen ehrlichen Versuch mit der Republik machten, verfehlt nicht, einen durchgreifenden Eindruck hervorzubringen, indem die Nationalversammlung die Einkommensteuer mit großer Majorität verwarf. Wenn sich indeß Thiers damit schmeichelte, daß die Vorlagen der Regierung in Betreff der auf die Rohstoffe zu legenden Steuern eine bereitwillige Annahme finden würden, so brachten die Sitzungen der Versammlung vom 18. Jan. 1872 und den nächsten Tagen ihm eine schmerzliche Enttäuschung. Die Erklärung von Thiers, man müsse sogleich das Princip votiren und eine Commission ernennen, welche die Zollsätze zu prüfen habe, die Lesung dürfe daher nicht aufgeschoben werden, fand nicht die Zustimmung der Versammlung, welche die Fortsetzung der Berathung auf den nächsten Tag bestimmte. Auch am nächsten Tage, wo die Freihändler, unterstützt von den Stimmen der Handelskammern der ersten Städte, eifrig protestirten, bestieg Thiers die Tribüne, um abermals eine rasche Erledigung der Sache zu verlangen, indem er gegen die „schamlosen“ Agitationen der Freihändler sich in sehr gereizter Weise aussprach. Die Aufregung der Versammlung ist groß und mit 377 gegen 329 Stimmen wird der Antrag Ferray's angenommen auf Ernennung einer Commission, um die neuen Steuern zu prüfen. Thiers steht hierin ein eclatantes Misstrauensvotum, und nachdem die Minister ihre Entlassung eingereicht haben, sendet auch er am 20. Jan. der Versammlung sein Dimissionsgesuch ein. Eine aus den Bureaux gewählte Commission der Versammlung bestimmt indeß den Präsidenten am 21. Jan. zur Zurücknahme seines Entschlusses, indem sie erklärt, daß in jener Abstimmung kein Misstrauensvotum liege und daß sie an den Patriotismus des Präsidenten appellire und die Annahme der Entlassung verweigere. Thiers konnte indeß nicht umhin, bei seiner Zusage darauf hinzuweisen, daß er neue Conflicte befürchte, wenn das Militärgesetz und die Rückkehr der Versammlung nach Paris zur Sprache kommen werde.

Serausgegeben von Rudolf Gottschall.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

# Baden im letzten Jahrzehnt.

Von

Wilhelm Müller.

## I.

Das Jahr 1860 war für das Großherzogthum Baden von entscheidender Bedeutung. Jetzt mußte es sich zeigen, ob Baden seinem Berufe, an der Spitze des deutschen Fortschritts zu stehen, treu bleiben, oder ob es mit seinen langjährigen Traditionen brechen, eine ruhmvolle Geschichte über Bord werfen und sich von dem österreichischen Concordatsstaate ins Schlepptau nehmen lassen wolle. Wie glänzend stand doch dieses schöne Land, diese Perle Deutschlands, in den dreißiger und vierziger Jahren da! Wer kennt nicht die Namen der wackern Freiheitskämpfer Rotteck und Welcker? wer nicht die Namen Ickstein, Mittermaier, Bassermaier, Mathy und andere? Die deutsche Bewegung von 1848 war zum großen Theile ein Werk dieser Männer. In allen Versammlungen, welche ihr vorausz gingen und sie vorbereiteten, standen badische Abgeordnete an der Spitze. So war es in der heppenheimmer Versammlung im October 1847, wo Oppositionsmitglieder verschiedener Kammern über eine Volksvertretung am Bundestage sich beriethen; so in der heidelsberger Versammlung vom 5. März 1848, wo die Führer der Kammeroppositionen über die Berufung eines Parlaments sich beriethen; so in dem Vorparlament zu Frankfurt, das am 31. März unter dem Voritze des Professors Mittermaier in der Paulskirche sich versammelte. Die badische Bevölkerung war die erste, welche auf die Nachricht von der pariser Februarrevolution ihrer liberalen Regierung jene Rechte und Einrichtungen abtrotzte, die unter dem Namen „Märzerrungenschaften“ sich einen geschichtlichen Namen erworben haben und zum Theil bis auf den heutigen Tag in dem Besitze des deutschen Volkes geblieben sind. Die Volksversammlung in Mannheim und der Massenzug nach Karlsruhe am 27. Febr. zwangen die Regierung, Pressfreiheit, Schwurgerichte, Volksbewaffnung herzustellen und auf ein deutsches Parlament hinzuwirken. Die Regierungen der andern Staaten, wenige Tage darauf dem gleichen Andränge ausgesetzt, folgten nach. So schlimm angeschrieben bei den conservativen Regierungen Deutschlands waren um jene Zeit die Koryphäen der badischen Opposition, daß Ickstein und Hecker, welche im Sommer 1845 eine Reise nach Berlin machten, nach einem Aufenthalte von wenigen Tagen einen Ausweisungsbefehl erhielten.

Kein Land schien für die Ideen von 1848 so reif wie Baden. Bald aber zeigte es sich, daß doch der größte Theil der Früchte noch unreif war und eine Partie derselben an bedenklicher Ueberreife litt. Dies führte zu den Aufständen im badischen Oberlande

und zuletzt zu den Orgien vom Mai und Juni 1849. Auf eine solche Zeit, wo aller Ordnung und Bildung Hohn geboten, wo in bürgerlichem Muthwillen der Staat in Trümmer zertrümmert und ein Chaos ohnegleichen hergestellt wurde, konnte nach dem Siege der Preußen und nach der Rückkehr des Großherzogs nichts anderes folgen als die Reaction. Sie hat die fünfzig Jahre beherrscht und führte zuletzt nach Rom. Die Regierung ging, wie dies in solchen Fällen gewöhnlich ist, sehr einseitig vor. Sie war hauptsächlich darauf bedacht, die liberalen Politiker niederzuhalten, und nahm von der erzbischöflichen Curie in Freiburg Reden und Handlungen hin, die einen gewöhnlichen Menschen in die Kasematten von Kaffstadt geführt hätten. Die Idee einer „freien Kirche im freien Staate“, für welche die frankfurter Grundrechte und später Graf Cavour plaidirten, war auf einen sehr fruchtbaren Boden gefallen. Der Erzbischof verlangte das Recht der freien Besetzung der kirchlichen Pfründen, der freien Verwaltung des Kirchenvermögens und die Aufhebung des katholischen Oberkirchenrathes. Denn diese dem Ministerium des Innern unmittelbar untergeordnete Staatsstelle, welche der Kirche gegenüber die staatlichen Interessen zu wahren, die Oberaufsicht über das Kirchenvermögen zu führen und das Volksschulwesen zu leiten hatte, mußte den herrschsüchtigen Neigungen der Curie am meisten verhaßt sein, weil sie das größte Hinderniß für die Verwirklichung ihrer Pläne war. Dieselbe scheute sich durchaus nicht, sich neben, ja über den Staat zu stellen und diesem zu erklären, daß nur die Befehle von Rom für sie bindend seien, daß sie sich um die Anordnungen der Staatsgewalt durchaus nicht kümmern werde. Die Fanatiker von Freiburg, nach einem Heiligenscheine dürstend, prunzten mit der Verkündigung des Satzes: „Man muß Gott mehr gehorchen als den Menschen“, ohne zu bedenken, daß so gut wie sie auch die Socialisten und Communisten und manche andere Heilige auf diesen Satz sich berufen können, und daß in dieser wunderarmen Zeit, wo Gott nicht mehr bei Patriarchen einkehrt, nicht mehr im feurigen Busch erscheint, es sehr schwer ist, den Willen Gottes zu erforschen und mit der Sicherheit eines Apostels Petrus, dem ja jener Satz nachgesprochen ist, auf diesen Willen als die einzige und untrügliche Norm hinzuweisen. Die Handlungen entsprachen den Worten. Der Erzbischof ging bei Besetzung erledigter Pfarreien als Autokrat vor, sprach über die Mitglieder des Oberkirchenrathes, welche seinen Anordnungen gegenüber auf ihren Diensttag sich beriefen, die große Excommunication aus, untersagte den Geistlichen jede geschäftliche Verbindung mit dem Oberkirchenrathe und wies die Stiftungsvorstände an, hinsichtlich der Verwaltung des Kirchenvermögens nur von ihm Befehle anzunehmen. Man stand mitten im großen „Kirchenstreite“.

Die niedere Geistlichkeit kam in eine üble Lage. Gehorchte sie ihrem Erzbischofe, so riskirte sie Geld- und Gefängnißstrafe von seiten des Staates; gehorchte sie der Staatsgewalt, so war sie der Excommunication sicher. Die Regierung wagte sich endlich, nachdem sie sich lange an das niedere Personal gehalten hatte, an den Herrn selbst, machte dem Erzbischofe den Proceß und gab ihm Hausarrest. Zugleich wurde mit Rom unterhandelt, obgleich vorauszusehen war, daß die Regierung von dort aus nur eine Niederlage erhalten könne. Diese blieb auch nicht aus. Zunächst mußte der Proceß des Erzbischofs niederge schlagen, alles, was Anlaß zum Kirchenstreite gegeben hatte, im Statu quo gelassen und sofort Unterhandlungen zum Abschlusse eines bindenden Vertrages eröffnet werden. Nach mehrjährigen Verhandlungen kam endlich am 28. Juni 1859 das Concordat zu Stande. Durch Verordnung vom 5. Dec. wurde dasselbe nebst der päpstlichen Bulle vom 10. Oct. im Regierungsblatte verkündigt und zugleich den Ständen zur Kenntnisaufnahme vorgelegt. Die Thronrede drückte sich hierüber sehr lakonisch aus: „Die mit dem päpstlichen Stuhle gepflogenen Verhandlungen, worüber den Ständen die Actenstücke vorgelegt werden sollen, sind zu dem gewünschten Abschlusse gelangt.“ Das

Volk und die Kammer waren anderer Ansicht. Sie glaubten, daß ein solcher Abschluß nicht gewünscht sei, und daß überhaupt, bevor die Stände dem Vertrage ihre Genehmigung erteilt hätten, von einem Abschlusse keine Rede sein könne. Denn die Rechte, welche dem Erzbischofe eingeräumt waren, erhöhten seinen Einfluß auf eine höchst bedenkliche Weise. Hierzu gehörte unter anderm Folgendes: „Der Erzbischof konnte religiöse Orden oder Congregationen beiderlei Geschlechts einführen (jedoch im Einvernehmen mit der Regierung). Sein Verkehr mit dem Papste einerseits und mit seinem Klerus und dem Volke andererseits war ganz frei. Keine Verordnung, keine Veröffentlichung desselben bedurfte vorher der Genehmigung, ja auch nur der Kenntnißnahme der Regierung. Die religiöse Unterweisung und Erziehung der katholischen Jugend hing ausschließlich von den Anordnungen des Erzbischofs ab. Demselben stand es frei, zur Heranbildung der Geistlichen ein Seminar zu gründen oder die Candidaten der Theologie in einem Convict unterzubringen und diese Anstalten ganz nach seinem Willen zu leiten. Ebenso standen die Professoren der katholischen Facultät in Freiburg derart unter seiner Aufsicht, daß er ihnen nach seinem Ermessen Lehraufträge erteilen oder entziehen konnte. Sein Verkehr mit sämmtlichen großherzoglichen Behörden fand nicht durch Vermittelung statt, sondern war ein unmittelbarer. Papst und Erzbischof hielten damit die Sache für abgemacht. Und damit jedermann wisse, woran er sich zu halten habe, schloß die Bulle mit den Worten: „Keinem Menschen sei es erlaubt, diese Urkunde zu entkräften oder ihr freventlich entgegenzutreten. Sollte aber jemand dies zu unternehmen sich vermessen, so wisse er, daß er dem Zorne des allmächtigen Gottes und seiner heiligen Apostel Petrus und Paulus verfallen werde.“

Dieses Concordat war am 28. Juni 1859 abgeschlossen, also vier Tage nach der Schlacht von Solferino. Ebendadurch wurde seine Durchführung eine Unmöglichkeit. Die päpstliche Curie hatte sich dieses Resultat selbst zuzuschreiben. Denn sie war es, welche durch ihre unerhörten Ansprüche die Verhandlungen ins Endlose zog und erst dann zur Unterzeichnung sich bereit erklärte, als die günstigste Zeit zur Verwirklichung ihrer Pläne schon verpaßt war. Bei der Schlawheit der frühern Reactionsjahre hätte das Concordat keinen großen Widerstand im Lande gefunden. Aber nach dem italienischen Kriege und zum Theil in Folge desselben regte sich auch in Deutschland wieder das politische Leben und die nationalen Hoffnungen, und alle Denkenden waren darüber einig, daß bei Solferino nicht sowohl die österreichischen Soldaten als die österreichische Concordatspolitik eine Niederlage erlitten hätten. Und dennoch wollte die badische Regierung, welche Jahrzehnte hindurch die natürliche Gegnerin Oesterreichs war, eben jetzt die Bahn dieser zu solchen Katastrophen führenden österreichischen Politik einschlagen. Man wurde an Baden ganz irre. Man fragte sich, wie seine Regierung so kurzichtig sein könne, um neben sich eine fremde, mit souveräner Machtvollkommenheit ausgestattete Regierung zu dulden, welche, im ausschließlichen Besitze des Schlüssels zur Himmelspforte, weit mehr Macht hat als sie, und welche durch ihre unbedingte Verfügung über die heranwachsende Geistlichkeit und die Volksschulen sich in wenigen Jahren in der zu zwei Dritttheilen katholischen Bevölkerung Badens ein dienstbares Heer heranziehen konnte, das die Parole hatte: „Man muß Gott, das heißt, dem Papste, dem Erzbischofe und der übrigen Geistlichkeit mehr gehorchen als den Menschen, das heißt der Staatsgewalt.“ Die leitenden Minister waren damals der Staatsminister Freiherr von Meysenburg, welcher das Ministerium des Auswärtigen unter sich hatte, und Freiherr von Stengel, Präsident der Ministerien der Justiz und des Innern. Dieselben neigten zu Oesterreich hin und schlossen aus verkehrten Zweckmäßigkeitsgründen, welchen auch der Großherzog damals Gehör schenkte, das Concordat ab. Die Verhandlungen wurden von Meysenburg geführt. Dieser Mann war aber einer solchen Aufgabe nicht gewachsen und ließ sich in dieser Angelegenheit von

einem seiner Untergebenen, den intriguanten, jesuitisch geschulten Legationsrath von Uriah-Saraghaga vollständig leiten und beherrschen. Die zweifelhafte Ehre, der Schöpfer des badischen Concordats zu sein und den Staat an die Curie verrathen zu haben, hat Uriah-Saraghaga, dessen bloßer Name schon auf wenig deutsch-nationale Gesinnung schließen läßt.

Begreiflicher Weise erregte die Veröffentlichung des Concordats in Baden ungeheures Aufsehen. Die gebildeten Katholiken und die Protestanten waren einstimmig in der Verdammung desselben, einstimmig in dem Urtheile, daß die Annahme desselben gleichbedeutend wäre mit einer wesentlichen Schwächung der Staatsgewalt, mit einem Herabsinken der Bildung, mit einem Aufhören der confessionellen Eintracht. Der nachhaltigste Angriff ging von der durlacher Conferenz aus. Sieben Männer aus Heidelberg, worunter Professor Häusser, Dr. Pagenstecher sen., Kirchenrath Dr. Schenkel, Pfarrer Dr. Zittel, veranstalteten am 28. Nov. 1859 eine Versammlung von Protestanten im Rathhaussaale zu Durlach, an welcher mehr als 400 Männer aus allen Theilen des Landes theilnahmen. Es waren kräftige und goldene Worte, die hier der Historiker Häusser sprach, dieser Mann mit seinem klaren Verstande, mit seiner scharfen Kritik, mit seiner classischen Ruhe, mit seiner edeln Sprache und seinem warmen deutschen Herzen: „Die Regierung schloß diesen Vertrag mit einer Macht, die sich in streitigen Fällen jederzeit den Rückgriff auf ihre kanonischen Rechte vorbehält, die auch in diesem neuerlich eingegangenen Vertrage gewisse Dinge nur bedingt, wie sie selber sagt, nur mit Rücksicht auf die Zeitverhältnisse zuläßt, einer Macht, welche wesentlichen Grundlagen alles heutigen Staatslebens feindselig und ablehnend gegenübersteht. Denn weder der Religionsfriede des 16. Jahrhunderts noch der Westfälische Friedensvertrag sind von dem römischen Stuhle je anerkannt worden; er hat dagegen jederzeit protestirt. Ihm sind heute noch die Protestanten nur abgefallene Ketzer; den Grundsatz der religiösen Gleichberechtigung, auf dem unser heutiges Staatsleben beruht, hat er niemals zugegeben. Ich weiß wohl, «Kirchenfreiheit» heißt die verlockende Parole, unter welcher heutzutage der denkwürdige Versuch gemacht wird, den Staat zur alten Knechtschaft zurückzuführen. Täuschen wir uns aber nicht, was diese angebliche Kirchenfreiheit bedeutet. Wenn wir Protestanten Kirchenfreiheit fordern, so verstehen wir darunter, daß sich alle kirchlichen Gemeinschaften in freier und selbständiger Entwicklung innerhalb der Staatsgesetze bewegen. Wir wollen damit weder einen Kirchenstaat noch eine Staatskirche schaffen; wir fordern nur Freiheit in religiösen Dingen, Freiheit für alle, aber innerhalb der ewigen Ordnungen wie der Gesetze des Staates. Die ultramontane Kirchenfreiheit ist etwas anderes; sie will nicht die Freiheit im Staate, sie will soviel als möglich die Befreiung vom Staate. Sie strebt die römisch-katholische Kirche loszumachen von den Ordnungen und den Gesetzen des staatlichen Lebens, um den Staat zu der Dienerrolle zurückzuführen, in der er vordem gebunden lag. Nicht um Freiheit handelt es sich hier, sondern lediglich um Herrschaft. Nach dem Begriffe dieser Kirchenfreiheit steht eine Kirche ebenbürtig und selbständig dem Staate gegenüber, in gewissem Sinne über ihm; alle andern unter demselben. Der Staat selbst darf nur dann, wenn vielleicht die äußern Machtmittel der so frei gewordenen Kirche nicht ganz ausreichen, mit seinem Schutzworte und mit seiner Polizeigewalt ihr zu Hülfe kommen. Freiheit für uns und Knechtschaft für alle andern, das ist der Sinn jener Kirchenfreiheit in der Theorie wie in der Praxis.“

In seinem weitern Vortrage sprach Häusser von den Gefahren, welche die Verzichtleistung des Staates auf das sogenannte landesherrliche „Placet“ nach sich zieht: „Ist es undenkbar, daß ein Hirtenbrief gegen den Begriff des paritätischen Staates polemisch auftritt, bestehende Landesgesetze, als dem kanonischen Rechte widerstreitend, angreift, bürgerliche Rechte und Gebräuche, auf denen der Friede des Landes beruht, verwirft, ge-

gen mißliebige Personen und Gewalten mit Waffen geistlicher Macht vorschreitet? Sind solche Menschlichkeiten außer dem Bereiche der Möglichkeit? Sie sind es niemals ganz und heutzutage am allerwenigsten.“ Auch berührte er die Gefahren für die Ehegesetzgebung und für die Freiheit der Lehre auf den Universitäten, da die Regierung nicht blos die theologische Facultät von Freiburg ganz unter die erzbischöfliche Autorität gestellt, sondern noch das weitere Zugeständniß gemacht habe, „auch in dem Falle «thunliche Rücksicht» zu nehmen, wo der erzbischöfliche Stuhl bei Lehrern der andern nichttheologischen Facultäten findet, daß ihre Lehren dem Glauben und der Moral der katholischen Kirche widerstreiten. «Dem Glauben und der Moral der katholischen Kirche», das ist, scheint mir, eine hinlänglich weite Bestimmung, um der Beschränkung der Lehrfreiheit, um selbst der Thicane und Verfolgung Mißliebiger Thür und Thor zu öffnen“. Schließlich tabelte er die in Aussicht gestellte Wiederherstellung der geistlichen Orden und Klöster, mit welchen aller Voraussicht nach auch die Jesuiten ins Land kommen werden, und fand es sonderbar, daß die Regierung ausdrücklich habe anerkennen können, wie „erzpriestlich für das Seelenheil“ das Bestehen solcher religiösen Genossenschaften werden könne. „Woher diese Erfahrung geschöpft ist, vermag ich nicht zu beurtheilen. Ich kenne aus eigener Anschauung viele Länder, in welchen solche Institute von neuem blühen oder aus alter Zeit in fast unverminderter Zahl und Macht bestehen; aber den Vorzug in Wohlfahrt, Bildung und Gesittung, welcher daraus der Staatsgesellschaft erwachsen soll, habe ich niemals wahrnehmen können. Vielmehr glaube ich, daß in allen diesen Punkten unser Land, wie es bisher beschaffen war, den Vergleich nimmer zu scheuen hatte mit den Staaten, wo die Klöster und Mönche in Blüte stehen.“

Auch die andern Redner, Stadtpfarrer Zittel, Kirchenrath Schenkel und Geheimrath Welcker sprachen markige, beherzigenswerthe Worte. Es wurde ausgeführt, wie unklug es von der Regierung sei, einen Zustand zu schaffen, der nothwendigerweise zu Conflicten und Gefahren für die Staatsgewalt und die Bevölkerung führen müsse, und wie die staatliche Verclausulirung, daß dies und jenes im Einvernehmen mit der Regierung geschehen dürfe, bald gar keinen Werth mehr haben werde, da der Staat schon jetzt, z. B. bei der Schließung gemischter Ehen, den Bürger nicht zu schützen vermöge. Wie werde es vollends sein, wenn das Concordat in Wirksamkeit trete und feste Wurzeln gefaßt habe. Es sei doch eigenthümlich, gefährliche Zustände heraufzubeschwören, mit dem Hintergedanken, sie nöthigenfalls bekämpfen zu wollen, anstatt das Aufkommen solcher Zustände von Anfang an mit aller Macht niederzuhalten. Zuletzt wurde beschlossen, daß die ganze Verhandlung als eine Denkschrift der durlacher Conferenz veröffentlicht und sowol der Regierung als den Rammern zur Kenntnißnahme mitgetheilt werde.

Diese Denkschrift, in mehrern Abdrücken unter die protestantische und katholische Bevölkerung Badens geworfen, hatte einen unglaublichen Erfolg. Sie mußte auch dem Verblendeten die Augen öffnen. Was noch die Gegner, darunter der Geh. Hofrath Dr. Zell und der theologische Professor Alban Stolz in Freiburg in ihren Broschüren dagegen sagen mochten, sie fanden wenig Gläubige, und die Durlacher blieben ihnen die Antwort nicht schuldig. Es begann eine allgemeine Agitation unter katholischen Laien und Protestanten gegen die Einführung des Concordats. In diesem Sinne wurden Adressen an die Regierung erlassen, Deputationen an den Großherzog abgesandt. Am meisten fühlte sich Freiburg, Universität und Stadtgemeinde, bedroht. Letztere fürchtete geradezu eine Aufhebung der Universität, falls der Erzbischof, wie ihm dies nach dem Concordat erlaubt war, die theologische Facultät von der Universität trenne und die Theologen in einem Convict unterrichten lasse, wie dies Bischof Ketteler von Mainz mit den gießener Theologen gemacht habe. Ob dann bei der geringen Anzahl der Studirenden anderer Facultäten der Fortbestand der Universität noch möglich sei, schien fraglich.

Natürlich trat die Universität selbst auch in die Schranken. Zwanzig Professoren beider Confessionen über sandten der Regierung ein „Promemoria“ und acht protestantische Professoren ein zweites an den evangelischen Kirchenrath. In beiden wurde nachgewiesen, daß die Rechte der Universität und die Freiheit der wissenschaftlichen Forschung durch das Concordat tief verletzt werde. Gegen den Wahn der Curie und der Regierung, daß das vom Papste und dem Großherzoge abgeschlossene und bereits unterzeichnete Concordat ebendamit vollständig gültig sei und daher der Zustimmung der Kammer nicht bedürfe, jedenfalls nicht in allen seinen Theilen, trat Geheimrath Stabel, Vicepräsident der Ersten Kammer, in einer besondern Schrift auf, worin er, den Streitpunkt vom juridischen Standpunkte aus erörternd, erklärte, es handle sich in der That heute weniger um die Convention als um die Constitution. Durch diese Convention mit dem päpstlichen Stuhle sei die Verfassung verletzt, ihre Einführung setze also eine Aenderung der Verfassung voraus, und eine solche könne doch nicht ohne Zustimmung der Kammer vorgenommen werden. Es sei ein Unrecht, daß man diese seither in dieser Sache umgangen habe.

Die von der Kammer aufgestellte Commission verhandelte mit den Ministern. Sie blieben starr wie die Curie auf ihrem Non possumus. „Suchen Sie Ihre Ansicht durchzubringen; das Ministerium bleibt bei der seinigen“, äußerte einer derselben und brach damit die Brücke hinter sich ab. Mit 8 gegen 1 Stimme beschloß die Commission auf den Antrag ihres Berichterstatters, des Hofgerichtsraths Hildebrandt, „das ohne Vorbehalt der ständischen Zustimmung abgeschlossene Vertragswerk für die Regierung und für das Land nicht als rechtsverbindlich abgeschlossen zu erkennen und auf den Grund des §. 67 der Verfassungsurkunde an den Großherzog die unterthänigste Bitte zu richten, die Verordnung vom 5. Dec. 1859, welche die päpstliche Bulle und die in diese aufgenommene Vereinbarung mit dem Heiligen Stuhle vom 28. Juni 1859 enthält, mit letzterer außer Wirksamkeit zu setzen, beziehungsweise nicht in Wirksamkeit treten zu lassen“.

Am 29. und 30. März 1860 debattirte die Abgeordnetenkammer über die Gültigkeit des Concordats. Die Minister Meysenburg und Stengel vertheidigten sich, so gut sie konnten. Sie hielten sich hauptsächlich daran, daß der Großherzog befugt gewesen sei, den Vertrag abzuschließen, und daß die Kammer ihn nicht einseitig wieder aufheben könne. Diesen Behauptungen stellte die Kammer die Consequenzen des constitutionellen Staates gegenüber. Trefflich sprachen der Berichterstatter Hildebrandt, die Abgeordneten Achenbach und Lamey. Ja selbst der als reactionär verschriene Schaaff trat zu den Gegnern der Regierung über. Es machte einen gewaltigen Eindruck, als Lamey, juridischer Professor an der freiburger Universität, ausrief: „Wenn ich die Männer, die einst hier saßen, und zwar nicht bloß die Abgeordneten, die da gewirkt haben, sondern die Männer, die seinerzeit auf der Ministerbank saßen, einen Winter, einen Bäck, einen Nebenius, einen Beck, einen Trefurt hierher rufen könnte und ihnen unser Concordat vorlegte, was glauben Sie, was diese dazu sagen würden? Sie würden fragen: welche Ereignisse sind denn in diesem Lande vorgekommen, um den bisherigen Bestimmungen der Gesetzgebung gegenüber einen solchen Vertrag abzuschließen? Sie würden staunen, daß es möglich war, so weit von den Grundsätzen abzugehen, die man in jener Periode für absolut wesentlich gehalten hat.“ Er gab dem Minister Stengel darin recht, daß die Kammer durch ihren verneinenden Beschluß Verlegenheiten herbeiführen könne. „Alein“, sagte er, „in einer Verlegenheit sind wir schon. Wir haben nur die Wahl zwischen zwei Uebeln, nämlich dem einen Uebel, daß das Concordat besteht, und dem andern, daß wir wieder in Conflict mit der Kirche gerathen.“ Das letztere erklärte er für das kleinere Uebel, da durch das Concordat der Friede mit der Kirchengewalt doch nicht geschlossen sei, und bei dem Wiederausbruche des Conflicts, nach Aufhebung des Concor-

dats, es nur eines patriotischen Zusammenwirkens, einer klaren und offenen Behandlung der Sache bedürfe, um über die Schwierigkeiten der Lage, die sich je nach den Zeitverhältnissen verstärken oder vermindern werden, glücklich hinwegzukommen.

Bei der Abstimmung wurde der Antrag der Mehrheit der Commission mit 45 gegen 15 Stimmen angenommen und dadurch das Concordat von der Abgeordnetenkammer für null und nichtig erklärt. Diesem Votum trat die Erste Kammer in ihrer Sitzung vom 15. Mai mit einer Mehrheit von 13 gegen 8 Stimmen bei und sprach sich für Regelung der Sache im Wege der Gesetzgebung, also unter Theilnahme der Stände aus. Dafür hatte sich die Regierung bereits entschieden, freilich nicht diejenige, welche zu Vertretern Meysenburg und Stengel hatte, sondern eine neue, welche die Gegner des Concordats zu ihren Koryphäen zählte. Der Auflösungsproceß entwickelte sich rascher, als man geglaubt hatte. Der Großherzog, fest entschieden, mit der Mehrheit seines Volkes, beziehungsweise der Volksvertreter zu gehen, berief die Herren Stabel und Lamey zu sich und besprach sich mit ihnen über den Ausgang der Sache. Sie sprachen sich dahin aus, daß zunächst das Resultat der Berathung und Abstimmung der Ersten Kammer zu erwarten sei. Damit war der Großherzog einverstanden. Aber bevor die Erste Kammer die Concordatsfrage auf ihre Tagesordnung brachte, thaten die Minister Stengel und Meysenburg einen kühnen Griff, wodurch sie zeigten, daß sie sich weder um den Mehrheitsbeschluß von drei Vierteln der Zweiten Kammer kümmern, noch die Rechte des Landesfürsten respectiren. Ohne Vorwissen des Großherzogs, ohne Mitwissen der übrigen Mitglieder des Ministeriums, im alleinigen Einverständnisse mit Meysenburg richtete Stengel am 31. März einen Erlaß an sämmtliche Amtsvorstände, dem einige Exemplare der Vorträge beigelegt waren, welche die Minister am 29. und 30. März gehalten hatten. In dem Erlasse hieß es: „Sie werden daraus den entschiedenen Willen der Regierung entnehmen, die Convention, getreu der vertragsmäßig übernommenen Verpflichtung und unter gewissenhafter Beobachtung der landständischen Rechte zum Vollzuge zu bringen. Es wird das Gerücht verbreitet, als ob in den höchsten Regierungskreisen die Anschauungen sich verändert hätten, und der Entschluß, die Convention zu vollziehen, schwankend geworden wäre. Sie werden dieser Unwahrheit auf das entschiedenste widersprechen, belehrend und beruhigend einwirken, böswilligen Ausstreunungen entgegenzutreten und in den geeigneten Fällen die Strenge des Gesetzes zur Anwendung bringen.“

Durch diesen Erlaß, für dessen intellectuellen Urheber, ja noch Verfasser man den Legationsrath Uriah hielt, war die Würde des Großherzogs aufs empfindlichste bloßgestellt. Es wurde von ihm die Frage in Erwägung gezogen, ob er seine Minister behalten und die Kammer auflösen oder die Kammer behalten und die Minister entlassen solle. Alle Zeichen der Zeit sprachen für letztern Entschluß, überhaupt für ein Einlenken in freisinnigere Bahnen. Am 3. April wurden Meysenburg und Stengel ihrer Dienste enthoben, Oberhofrichter Dr. Stabel zum Staatsminister der Justiz ernannt und ihm zugleich die einstweilige Leitung des Ministeriums des großherzoglichen Hauses und der auswärtigen Angelegenheiten übertragen, Professor Lamey zum Geheimrath und zum Präsidenten des Ministeriums des Innern ernannt, dem Geheimrath Müßlin, Mitglied des Staatsministeriums, der Charakter als Staatsrath verliehen. Es folgten noch weitere Personalveränderungen. Am 7. April wurde der Präsident des Finanzministeriums, Regenauer, pensionirt und Dr. Vogelmann an seine Stelle ernannt, zugleich der Director des katholischen Kirchenraths, Prestinari, zum Hofrichter in Konstanz, Legationsrath Uriah-Saraghaga zum Regierungsrath in Mannheim gemacht. Letzterer, bisher erster Rath im Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten, wollte sich diese Zurücksetzung nicht gefallen lassen, bat um Pensionirung oder Verleihung einer andern Stelle, wurde aber abschlägig beschieden, worauf er seine Entlassung aus dem Staatsdienste nahm. So

war das neue Haus so ziemlich gesäubert, die einflussreichsten Staatsstellen von Elementen, die zu dem neuen System nicht paßten und sich feindselig zu ihm verhielten, befreit.

Groß war der Jubel, als in der Sitzung der Zweiten Kammer am 2. April, abends 5 Uhr, Dr. Stabel die allerhöchste Eröffnung über die Ministerveränderung mittheilte, wonach den allerhöchsten, jenen entlassenen Ministern wohl bekannten Absichten durch den Stengel'schen Erlass vom 31. März in einer Weise vorgegriffen sei, „daß ein ferneres Zusammengehen nicht als thunlich erschien“. Ein stürmisches Hoch auf den Großherzog war die Antwort der Kammer. Eine Proclamation des Großherzogs vom 7. April, „Friedensworte an mein theueres Volk“, enthüllte das Programm der neuen Regierung. Mit aller Offenheit sagte darin der Fürst: „Mit tiefer Betrübniß erfüllte mich die Wahrnehmung, daß die getroffene Uebereinkunft mit Rom viele meines Volks in Besorgniß setzte, und den lauten Bedenken, ob nicht die verfassungsmäßigen Organe darüber zu hören seien, konnte ich meine ernste Aufmerksamkeit nicht versagen. Ein Beschluß der Zweiten Kammer meiner getreuen Stände hat diesen Bedenken einen Ausdruck gegeben, der einen verhängnißvollen Verfassungskstreit zwischen meiner Regierung und den Ständen befürchten ließ. Daß ein solcher Streit umgangen und die Rechtsunsicherheit vermieden werde, welche aus einem Zwiespalt der gesetzgebenden Gewalten hervorgehen müßte, fordern nicht minder die Interessen der katholischen Kirche als die Wohlfahrt des Landes. Es ist mein entschiedener Wille, daß der Grundsatz der Selbständigkeit der katholischen Kirche in Ordnung ihrer Angelegenheiten zur vollen Geltung gebracht werde. Ein Gesetz, unter dem Schutze der Verfassung stehend, wird der Rechtsstellung der Kirche eine sichere Grundlage verbürgen. In diesem Gesetze und den darauf zu bauenden weitem Anordnungen wird der Inhalt der Uebereinkunft seinen berechtigten Ausdruck finden. So wird meine Regierung begründeten Forderungen der katholischen Kirche auf verfassungsmäßigem Wege gerecht werden, und in schwerer Probe bewährt, wird das öffentliche Recht des Landes eine neue Weihe empfangen.“ Damit war das Concordat beseitigt und derjenige Weg eingeschlagen, welcher in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts der allein richtige ist, allein zu einer befriedigenden Lösung der kirchlichen wie aller andern Fragen führt. Dies ist der Weg der Gesetzgebung, wonach die Regierung, von ihrer Initiative Gebrauch machend, den Ständen einen von ihr ausgearbeiteten Entwurf vorlegte und mit diesen vereinbarte. Nach diesem Staatsgesetze hatte sich alles, was zum badischen Volk gehörte, zu richten. Wollte der Erzbischof oder der Papst dagegen protestiren, ihre Anerkennung verweigern, an dem Concordat festhalten, so konnten sie es; doch mußten sie sich darauf gefaßt machen, daß, sobald die Regierung energisch vorging, ihnen alle Mittel zur Durchsetzung ihrer Zwecke fehlten, ihnen Bannstrahl und dergleichen altväterisches Küßzeug übrigblieb, jener aber der ganze, gewichtige Apparat der weltlichen Gewalt zu Gebote stand.

Der Erzbischof, in seinen Souveränitätssträumen gar zu unsanft gestört, stellte sich zunächst auf die Seite der Opposition. In seinem Ausschreiben vom 21. April an die Geistlichkeit seines Sprengels sagte er unter anderm: „Die durch die Convention aufs neue vertragsmäßig garantirten Rechte der Kirche können ihr von dem einen Contrahenten (dem Staate) nicht einseitig entzogen werden. Die Convention ist durch die päpstliche Bulle als Kirchengesetz für uns Katholiken promulgirt. Wir haben deshalb die Pflicht, die darin enthaltenen Rechte der Kirche zur Durchführung zu bringen, und wir üben durch die Erfüllung dieser Pflicht nur unser Recht aus. Nach der Verfassung und Ordnung der katholischen Kirche sind wir in geistlichen Dingen den Anordnungen und Befehlen des Oberhauptes der Kirche, welche uns in authentischer Form zugehen und mit den allgemeinen Kirchengesetzen übereinstimmen, Gehorsam schuldig. Wir halten uns da-

her nicht für ermächtigt und halten es nicht für erlaubt, von den uns erteilten Weisungen des apostolischen Stuhles abzuweichen, ohne von ihm eine andere Weisung erhalten zu haben. Wir haben die Pflicht, an den durch die Convention der Kirche erwachsenen Rechten und den uns darüber zugegangenen Vorschriften des apostolischen Stuhles festzuhalten. Wir werden dieser unserer Pflicht nachkommen und sie, so gut wir vermögen, zum Vollzuge bringen. Nach diesen Grundsätzen, welche uns unsere oberhirtliche Pflicht gebietet, werden wir vorkommendenfalls selbst handeln und euch unsere von euch abzuwartenden Weisungen erteilen.“

Die Geistlichkeit war in zwei Parteien gespalten. Die jüngere, in ultramontanen Ideen aufgewachsen und eingeschult, Feindin jeder freien Forschung, hielt mit dem Erzbischofe die Convention für einen in alle Ewigkeit gültigen Vertrag; die ältere Geistlichkeit, aus der freisinnigen Schule Wessenberg's hervorgegangen, hatte Sinn für allgemeine Bildung und wissenschaftlichen Fortschritt und versprach sich von dem Concordat nur einen unerträglichen Zwang. Wessenberg selbst, jener edle Kämpfer für eine freiere Entwicklung der katholischen Kirche, welcher, nachdem er von 1814—27 das Generalvicariat des konstanzer Bisthums bekleidet hatte, nach Aufhebung des letztern in den Privatstand zurückgetreten war, erhob noch in seinen letzten Tagen (er starb am 9. Aug. 1860 in Konstanz) seine Stimme gegen das Werk der päpstlichen Curie, mit welcher er so viele Jahre offen und mannhaft gekämpft hatte. Am 11. Jan. 1860 schrieb er an einen Freund: „Jene Kundmachungen (gegen das Concordat) waren wahrhaft verdienstlich und nothwendig. Ihrem Zwecke war mein ganzes Leben und Wirken gewidmet und wird es ferner bleiben. Mich freut, daß so viele wackere Kämpfer für die gelästerte Wahrheit mit Muth und Entschlossenheit ohne eigennützige Absichten zusammenwirkten. Die lügenhaften Gerüchte des Tages müssen wir durch die That entkräften und dabei innig Gott vertrauen.“

Die Regierung konnte das erzbischöfliche Ausschreiben vom 21. April nicht unbeachtet lassen. Im Auftrage des Staatsministers erteilte Lamey, Präsident des Ministeriums des Innern, dem Erzbischofe eine vom 7. Mai datirte Antwort, worin es hieß: „Wir haben Ew. Exc. zu eröffnen, daß die den Staat betreffenden Fragen im Großherzogthum nicht von den Unterthanen Sr. königlichen Hoheit, welche Stellung diese auch bekleiden mögen, entschieden werden, sondern von den verfassungsmäßigen Organen und in höchster Instanz von dem durchlauchtigsten Landesherren selbst in freier Entschließungskraft der ihm allein zustehenden Souveränität. Die gänzliche Verkennung der Stellung eines Unterthanen aber, welche sich in dem Kundschreiben Ew. Exc. ausspricht, müssen wir entschieden als unstatthaft zurückweisen.“ Trotzdem beharrte der Erzbischof, durch Adressen verschiedener Landkapitel und durch eine in Appenweier veranstaltete Versammlung von Geistlichen ermuthigt, in seinem Widerstande und erließ eine umfangreiche Denkschrift, in welcher er gegen die von der Regierung vorzulegenden Gesetzesentwürfe zum voraus protestirte. Die Regierung ging ruhig ihren Weg. Sie legte am 22. Mai der Zweiten Kammer sechs Gesetzesentwürfe vor, welche die Bestimmung hatten, die Stellung der Kirche im Staate zu regeln und an die Stelle des Concordats zu treten. In denselben machte die Regierung der Kirche die liberalsten Concessionen, beschränkte sie in ihrem innern Departement keineswegs, verzichtete sogar auf das Placet, machte aber die Einführung religiöser Orden von ihrer Genehmigung abhängig, stellte alle Unterrichtsanstalten unter ihre Controle, regelte die Verhältnisse bei gemischten Ehen und bedrohte renitente Geistliche wegen Amtsmißbrauchs mit Strafen. Beide Kammern nahmen in ihren Sitzungen vom Juli und August 1860 mit wenigen Abänderungen die Entwürfe an. Nur über einen, freilich den wichtigsten, welcher einen integrierenden Bestandtheil der Verfassung ausmachen sollte, „über die rechtliche Stellung der Kirchen und kirchlichen Vereine im

Staate“, kam keine Vereinbarung zu Stande, weil die zur Annahme eines Verfassungsgesetzes erforderliche Mitgliederzahl in der Ersten Kammer nicht beisammen war. Die übrigen fünf kirchlichen Gesetze erhielten am 9. Oct. die großherzogliche Sanction, und zugleich wurde publicirt, daß „der Uebereinkunft mit dem päpstlichen Stuhle keine rechtliche Wirksamkeit beizulegen sei, an seine Stelle das erwähnte Gesetz zu treten habe, und zur Berathung über Aenderungen in der Verfassung der vereinigten evangelisch-protestantischen Kirche eine Generalsynode einberufen werde. Das letztere geschah im folgenden Jahre, in welchem der Großherzog am 5. Juni die evangelische Generalsynode mit einer Rede eröffnete. Freie Selbstthätigkeit in allen Gliederungen, sprach er, sei der leitende Gedanke des vorgelegten Entwurfs, und auf einen zweiten Hauptpunkt mache er aufmerksam, auf den innigen Zusammenhang der badischen Kirchenverfassung mit der großen Frage der deutschen evangelischen Kirche. Am 5. Sept. 1861 wurde die von der evangelischen Generalsynode beschlossene Verfassung von dem Großherzoge sanctionirt und dabei das bedeutsame Wort von ihm gesprochen: „Das Verfassungswesen der evangelischen Kirche mußte geordnet werden und zwar nach dem protestantischen Grundsatz, daß nicht der Lehrstand und die Behörden allein, sondern die gesammte Gemeinde der Christen die Kirche ausmache.“

Inzwischen zwar die Regierung bemüht, auch mit der päpstlichen Curie Frieden zu machen. Sie richtete am 14. Juni 1860 ein Schreiben an den Cardinal Antonelli und legte eine Denkschrift über den Gang der Verhältnisse bei, und der Großherzog sprach sich in einem eigenhändigen Briefe an den Papst über die Nothwendigkeit einer Aufhebung der Convention aus. Die Antwortschreiben des Papstes und des Cardinals vom 26. Juli waren von der Art, daß die Regierung sich veranlaßt sah, am 11. Sept. ein zweites Schreiben an Antonelli zu richten. Aber die päpstliche Curie war weder zu belehren noch zu versöhnen. Sie konnte es der Regierung eines deutschen Mittelstaates nicht verzeihen, daß diese ihr in dem Moment, wo sie ihrer Beute schon ganz sicher zu sein glaubte, dieselbe wieder entriß und dadurch das württembergische Volk ermutigte, den gleichen Weg einzuschlagen. Wie in Baden, so hatte auch in Württemberg die Regierung (am 8. April 1857) eine Convention mit dem Papste abgeschlossen. Dieselbe wurde am 16. März 1861 von der Kammer der Abgeordneten mit 63 gegen 27 Stimmen verworfen. In ihrer Allocution vom 17. Dec. 1860 bediente sich die päpstliche Curie einer Sprache, wie man sie sonst im internationalen Verkehre nicht gewohnt war. Sie sprach von „Aufforderungen“ an den Großherzog, von „Vertragsbruch“ der Regierung. Bei diesem Streite war die niedere Geistlichkeit am schlimmsten daran, nicht bloß deswegen, weil es ihr schwer wurde, ihre Pflichten gegen den Staat mit denen gegen den Erzbischof in Einklang zu bringen, sondern auch weil sie finanziell sehr beeinträchtigt wurde. Denn seit dem Concordatsstreit wurde keine Kirchenpfründe mehr definitiv besetzt, alle erledigten Pfarrstellen nur durch Verweser besorgt, denen ein Taggeld von 1 Fl. 30 Kr. angewiesen war. Die Regierung, von wohlwollenden Gesinnungen befeelt, schlug dem Erzbischofe vor, hinsichtlich der Pfründenauscheidung es bei den Bestimmungen der Convention zu lassen. Dieser erwiderte, daß er auf den Vorschlag nicht eingehen könne, weil eine vom päpstlichen Stuhle eingegangene Weisung es untersage. Aber dieser Zustand konnte unmöglich lange fort dauern. Seine Aufhebung lag mehr im Interesse des Erzbischofs und der Geistlichkeit als in dem der Regierung. Daher verstand sich jener endlich zu Unterhandlungen mit der Regierung, welche von Geheimrath Lamey und Hofgerichtspräsident Prestinari geleitet wurden. Dieselben bezogen sich auf Befetzung der Kirchenpfründen, Verwaltung des Kirchenvermögens und Einsetzung eines katholischen Oberstiftungsrathes. Endlich wurde eine Vereinbarung erzielt, und die Regierungsverordnung vom 20. Nov. 1861 enthielt die gesetzlichen Bestimmungen über die

Kirchenfründen und das Kirchenvermögen. Daß der Erzbischof seinerseits diese Verordnungen am 4. Dec. mit der Clausel veröffentlichte: „Der unsererseits hierdurch bewirkte Vollzug obiger Verordnung soll aber den Rechten des Heiligen Stuhles keinen Eintrag thun, weshalb wir an unserm Theile solche ausdrücklich gewahrt und die Bestätigung des Heiligen Stuhles vorbehalten haben“, konnte niemand wundernehmen, der die Taktik des Ultramontanismus kennt. Die Einsetzung eines vom Landesherrn zu ernennenden katholischen Oberstiftungsrathes (13. Oct. 1862) und die Verordnung der Regierung, daß alle inländischen evangelischen und katholischen Geistlichen, die schon im Amte befindlichen ebenso wie die neu eintretenden, neben dem Hulbigungsseide den Eid auf die Verfassung leisten und Gehorsam gegen die Landesgesetze schwören sollen, bildete den Schluß dieses kirchlichen Conflicts, bei dem es sich gezeigt hatte, was Festigkeit und Ausdauer auch gegenüber den Künsten des Jesuitismus vermag. Wer freilich glaubte, damit sei ein dauernder Friede, ein Friede von auch nur einigen Jahren getroffen, der dachte sehr naiv, denn die Curie gibt nichts auf; sie verschiebt höchstens, wenn sie augenblicklich ungünstige Chancen hat. Doch war es Zeit, daß diese kirchlichen Fragen beiseitegelegt worden; andere umfassendere, welche die Kraft des ganzen Staats, die volle Energie der Regierung erforderten, drängten sich unerbittlich in den Vordergrund der badischen und deutschen Politik.

Verschiedene Ereignisse waren es, welche am Schlusse des sechsten Jahrzehnts die politische Aufregung Deutschlands vermehrten. Die Regierung des Prinz-Regenten von Preußen, welcher seit dem 24. Oct. 1857 die Stellvertretung, seit dem 8. Oct. 1858 die volle Regentschaft für seinen schwererkrankten Bruder, den König Friedrich Wilhelm IV., übernommen hatte, bildete einen scharfen Gegensatz zu der olmtüger Regierung seines Bruders. Eben diese Schmach von Olmütz wurde in der militärischen Umgebung des Prinz-Regenten aufs tiefste empfunden, und niemand, der zu diesen Kreisen gehörte, machte ein Fehl daraus, daß Preußen die ihm gebührende Stellung in Deutschland um jeden Preis sich verschaffen, daß die Verfassung des Deutschen Bundes verbessert, daß namentlich die Bundeskriegsverfassung im Sinne eines raschen Zusammenfassens, einer raschen Mobilisirungsmöglichkeit, eines einheitlichen Oberbefehls geändert werden müsse. Die deutsche Nation begriff dies; in Baden besonders hatte man hierfür ein richtiges Verständnis. Dies um so mehr, als der italienische Krieg von 1859 in Deutschland sehr lebhaft Hoffnungen und Besürchtungen geweckt hatte. Was den Italienern gelungen war, ihr Staatenconglomerat zu vereinfachen und, mit Ausnahme Venetiens und des verkleinerten Kirchenstaats, in einen Einheitsstaat zu verwandeln, das hoffte und wünschte man auch in Deutschland wenigstens in der Form eines Bundesstaats einrichten zu können. Aber die Einverleibung Savoyens und Nizzas in Frankreich heunruhigte. Man sah hierin den traditionellen Appetit der Franzosen nach Eroberungen und Annexionen und erinnerte sich des französischen Sprichwortes: „L'appétit vient en mangeant.“ Die siegestrunkenen französischen Zeitungen trugen durch ihre Prahlereien mit der Unwiderstehlichkeit der französischen Waffen, durch ihre offene Verkündigung einer Suprematie Frankreichs über ganz Europa, durch ihr Geschrei nach der Rheingrenze, zur Vermehrung der Besorgnisse das Ihrige bei. Bei dem Dualismus der deutschen Großmächte, welcher seit der Regentschaft des Prinzen von Preußen und seit der Isolation Oesterreichs im italienischen Kriege an Schärfe bedeutend zugenommen hatte, und bei der schlechten Beschaffenheit der militärischen Zustände der deutschen Mittel- und Kleinstaaten, war es für Napoleon, der einen einheitlichen, compacten Staat mit der Sicherheit und Willkür eines Steuermannes lenkte, nicht schwer, Deutschland mit seinen ruhm- und raubgierigen Soldaten zu überfallen, Süddeutschland lahm zu legen, große Geschäfte in Divide et

impera zu machen, Oesterreich durch Hinwerfung eines Ridders, durch Aufstachelung seiner Eifersucht zur Unthätigkeit zu vermögen und einem isolirten Preußen die Spitze zu bieten.

Wie wenig Preußen auf seine norddeutschen Bundesgenossen zählen könne, hatte ja eben in jenen Tagen der hannoverische Minister von Borries so deutlich als möglich gezeigt. In der Sitzung der Abgeordnetenkammer vom 1. Mai äußerte er: „Der Nationalverein erstrebe eine Centralgewalt, welche dahin formulirt sei, daß die ganze Militärhoheit und die diplomatische Vertretung in die Hand Eines deutschen Fürsten und zwar, wie man aus dem ganzen Auftreten des Nationalvereins nicht anders annehmen könne, in die Hand der Krone Preußens gelegt werde. Das sei aber nichts anderes als eine völlige Mediatisirung aller übrigen deutschen Fürsten. Eine solche aber werde und könne sich keiner der größern Fürsten, ja solange noch Recht besteshe, auch keiner der kleinern gefallen lassen. Ein solcher Versuch würde zu Bündnissen der deutschen Fürsten untereinander führen, ja könne selbst zu Bündnissen mit außerdeutschen Staaten drängen, die sehr zufrieden sein würden, sich in Deutschlands Angelegenheiten mischen zu können; ein solcher Versuch würde nicht zur Einigkeit, nicht zur Stärke, sondern zu innern Kriegen, zur Einmischung von außen und zu Kriegen mit Außenmächten führen.“ Dieses in ganz Deutschland gebrandmarcte Wort war, wie es sich im Jahre 1866 zeigte, dem Könige Georg IV. aus der Seele gesprochen, daher er auch am 6. Juni seinen Minister in den Grafenstand erhob. Eine andere Beurtheilung fand es in dem heidelberger Nationalverein, welcher in seiner Sitzung vom 6. Mai im Beisein von 12 Mitgliedern aus Heidelberg, einigen wenigen aus Württemberg, Baiern, Hessen und 3 Norddeutschen folgende Erklärung veröffentlichte: „Das deutsche Volk ist entschlossen, keinen Fuß breit deutscher Erde unter fremde Bottschaft gelangen zu lassen; immer näher rückt die Gefahr, mit welcher eine fremde Macht uns unstrickt; immer tiefer und weiter verbreitet sich die Erkenntniß, daß nur die einheitliche Leitung der militärischen Kräfte und der auswärtigen Politik die drohende Gefahr erfolgreich zu bekämpfen vermag. Der deutschen Regierung, die angeichts dieser Gefahr mit mannhaftem Entschlusse an der Spitze der im Parlament geeinigten Nation für die Ehre, die Freiheit und die Macht des Vaterlandes in die Schranken tritt, wird das deutsche Volk mit Vertrauen die Vollmacht übertragen sehen, deren sie zur Lösung ihrer Aufgabe bedarf. Die deutsche Regierung dagegen, welche ihre Pflicht so schmachvoll vergessen würde, daß sie bei auswärtigen Mächten einen Rückhalt suchte in Fragen der nationalen Entwicklung, bei feindlichen Mächten Hilfe suchte oder annähme zur Abwehr der Opfer, welche zu kraftvoller Bekämpfung dieser Feinde von ihr gefordert werden, eine solche Regierung würde dem öffentlichen Urtheil und dem Schicksal verfallen, das Verräthern gebührt.“

Neben dieser Hauptfrage, welche die Gestaltung eines großen geeinigten, nach außen starken Deutschlands betraf, gingen andere, wenn auch untergeordnete, doch immerhin bedeutende Fragen her. Die schleswig-holsteinische Frage näherte sich ihrer Lösung. Die dänische Regierung war eben daran, ihre letzte Karte auszuspielen. Die vollständige Incorporation Schleswigs in Dänemark und die „Aussonderung“ Holsteins waren die Ziele dieser Fanatiker. Ebenso rechtlos war das Verfahren der kurhessischen Regierung. Seit der Occupation Kurhessens durch österreichische und bairische Truppen war hier von verfassungsmäßigen Zuständen keine Rede mehr. Nachdem im Jahre 1852 der Bundestag die Verfassung von 1831 nebst den Zusätzen von 1848 und 1849 außer Wirksamkeit gesetzt, den von der kurhessischen Regierung vorgelegten Entwurf gebilligt und letztere ihn als neue Verfassung publicirt hatte, war von friedlichen Zuständen keine Rede mehr. Protestationen der Kammer, Kammerauflösungen von seiten der Regierung, reactionäre Machtprüche von seiten des Bundestags wechselten in einförmigen Wiederholungen.

Mehrere deutsche Regierungen, Preußen voran, sprachen sich am Bunde für die Herstellung der Verfassung von 1831 aus und beantragten diejenigen Bestimmungen derselben, welche den Bundesgesetzen widersprachen, auszuscheiden und mit diesen in Einklang zu bringen. Die Kammern von 1860, 1861, 1862 erklärten sich nacheinander, kaum einberufen, für incompetent und wurden aufgelöst. So konnte es nicht fortgehen; es war nicht blos eine kurhessische, es war eine deutsche Calamität. Dies war die Ansicht Preußens; an Energie, sie durchzuführen, fehlte es der berliner Regierung nicht.

So standen die politischen Verhältnisse Deutschlands. Es fragt sich nun, welche Stellung die badische Regierung zu denselben nahm. An dem Fürstentage in Baden-Baden (16.—18. Juni 1860) nahm der Großherzog den lebhaftesten Antheil. Bei dieser Zusammenkunft, welche die süddeutschen Fürsten mit dem Prinz-Regenten von Preußen hatten, handelte es sich namentlich um den Ausdruck festen Zusammenhaltens bei jeder Bedrohung der Integrität Deutschlands durch Frankreich. Auch die Fürsten von Weimar, Koburg und Nassau waren erschienen, außerdem auch die Könige von Hannover und Sachsen und als sich selbst einladender Gast der Kaiser Napoleon. Die Bedingung, unter welcher der Prinz-Regent seinen Besuch annahm, war die, daß bei den Besprechungen die Integrität Deutschlands in keiner Weise in Frage gestellt werde. Wenn Napoleon mit seiner Reise die Absicht verband, den Prinz-Regenten entweder für seine Pläne zu gewinnen oder ihn in Deutschland zu discreditiren, so hatte er seinen Zweck vollständig verfehlt. Die Fürsten empfingen mit Vergnügen die friedlichen Versicherungen Napoleon's, zumal ihnen nach dessen Abreise der Prinz-Regent am 18. Juni in seiner Abschiedsrede versicherte, daß die Erfüllung der nationalen Aufgabe, die Sorge für die Integrität und Erhaltung Deutschlands bei ihm immer obenanstehen werden, und daß er den Zweck des Deutschen Bundes nicht in der Einwirkung auf innere Landesangelegenheiten im freiheitsfeindlichen Sinne, sondern in straffer Zusammenfassung seiner militärischen Kräfte sehe, wodurch die territoriale Zerrissenheit Deutschlands wenigstens dem Auslande gegenüber unschädlich gemacht werden solle. In dem Verhältnisse zum Auslande waren alle anwesenden deutschen Fürsten einig. Keine Scholle deutschen Bodens preiszugeben, war ihr fester einmüthiger Entschluß. Weniger einmüthig waren sie bei der Berathung über die innern Fragen, bei welchen besonders Hannover und Sachsen den Bundestag hauptsächlich als Polizeidirection benutzen wollten. Und wenn auch die gerade, offene Politik des Prinz-Regenten den an österreichische Führung gewöhnten mittelstaatlichen Fürsten imponirte, die Betonung der Ehre und Macht Deutschlands die etwas schlaff gewordenen nationalen Saiten bei ihnen wieder straffer anzog, so fragte es sich doch, wie lange diese Eindrücke anhielten, wie lange sie vor den Einflüsterungen der wiener Hofburg und der eigenen Selbstherrlichkeit standhielten. Sobald es sich um das Aufgeben gewisser Souveränitätsrechte, namentlich des Rechtes der unbedingten Verfügung über das Heerescontingent handelte, hörte bekanntlich der Humor und der gute Wille in den kleinen Residenzen merkwürdig schnell auf. Eine Ausnahme hiervon machte Baden. Nachdem es mit der Aufhebung des Concordats sich selbst wiedergefunden und die alte Fahne des verständigen Fortschritts wieder aufgepflanzt hatte, fand es auch wieder seine alte Stellung im Deutschen Reiche. Fürst, Regierung und Volksvertretung erklärten sich von nun an bereit, an der Lösung des schwierigen Problems einer Umwandlung des deutschen Staatenbundes in einen Bundesstaat theilzunehmen, unterstützten die preussische Regierung in ihren nationalen Bestrebungen, und wenn das Jahr 1866 sie auf der gegnerischen Seite fand, so werden wir sehen, daß die Schuld hieran nicht sie ausschließlich, ja nicht einmal hauptsächlich trifft.

Die kurhessische Verfassungsfrage kam noch auf dem Landtage des Jahres 1860 zur Sprache. Im April war Professor Häuffer an die Stelle des austretenden Abgeordneten Biffing von Heidelberg in der Stadt Pforzheim in die Abgeordnetenkammer gewählt worden. In ihm war der Kammermehrheit ein Führer gegeben, unter dem sie jede Schlacht, wer sie auch anbot, annehmen konnte, und auch das Ministerium fühlte zu seinem Vortheil die Einwirkungen dieser geistigen Kraft. Am 23. Mai 1860 wurde der Antrag Achenbach's berathen, die Kammer solle eine Aufforderung an die Regierung richten, ihren Bundestagsgesandten dahin zu instruiren, daß er für Wiederherstellung der kurhessischen Verfassung von 1831 seine Stimme abgebe, vorbehaltlich der Ausschcheidung etwa darin befindlicher bundeswidriger Bestimmungen, wobei die kurhessische Regierung zu veranlassen sei, diese Ausschcheidung in Vereinbarung mit den Ständen vorzunehmen. Der Antrag ging einstimmig durch. Häuffer hatte das ganze Gewicht seiner geistvollen Beredsamkeit in die Waagschale gelegt. Er wies die Bedeutung der kurhessischen Vorgänge für ganz Deutschland und den öffentlichen Rechtszustand aller deutschen Bundesstaaten nach, beleuchtete jenes Alt-Metternich'sche System, zu dessen Gunsten jener Beschluß von 1852 gefaßt worden war, welcher auf der Fiction eines in Wirklichkeit nie stattgehabten Aufstuhrs beruhe und, den Art. 56 der Wiener Schlußacte geradezu ignorirend, die Competenz des Bundes überschreite. Unbegreiflich, sagte er, sei es ihm, wie im Jahre 1860 die Bundespolitik von 1852 aufs neue sanctionirt werden könne, in einem Augenblicke, wo so reichlicher Anlaß vorhanden sei, Frieden im Innern zu schließen und den Abgrund zu überbrücken, der das öffentliche Rechtsbewußtsein zerklüfte; wo eine bekannte selbstsüchtige Politik, mit unumschränkter Machtvollkommenheit über die Kräfte einer einheitlich organisirten Nation gebietend, zum Tigersprunge bereit sei gegen das gebildete, geistreiche deutsche Volk, das selbst angefißt solcher Bedrohung nicht zur Einigung gelangen könne.

Im Ministerium ging eine bedeutsame Veränderung vor. Durch ein Handschreiben des Großherzogs vom 1. Mai wurde Minister Stabel der provisorischen Verwaltung des Ministeriums des Auswärtigen und des großherzoglichen Hauses enthoben, seine Thätigkeit auf die Leitung des Justizministeriums beschränkt, zugleich aber ihm der Vorsitz im Staatsministerium übertragen. Jene beiden Ministerien wurden dem Freiherrn Franz von Roggenbach übertragen, welcher als ein junger Mann von erst 36 Jahren durch seine Reisen im In- und Auslande, durch den Umgang mit hervorragenden Männern, durch Führung wichtiger diplomatischer Unterhandlungen bereits befähigt war, das verworrene deutsche Staatswesen mit richtigem Blicke zu betrachten und ein gereiftes Urtheil abzugeben. Er gehörte zu jener neuen politischen Schule, an deren Spitze Fürst Bismarck steht, welche die Restauration des Bundestages als das unseligste der neuesten Ereignisse erkannte, mit Widerwillen von diesem kleinlichen, engherzigen Intrigenwesen sich abwandte, die Auflösung der Bundesverfassung und den Austritt Oesterreichs aus dem Bunde als die nothwendige Bedingung jeder durchgreifenden Verbesserung unserer politischen Verhältnisse bezeichnete und in der gesunden Entwicklung des preussischen Staates die einzige Möglichkeit einer glücklichen Neugestaltung Deutschlands erblickte. Da aber keine Aussicht vorhanden war, daß auf friedlichem Wege jene Vorbedingungen eintreten, sprach er sich zunächst für ein Provisorium aus, für die Bildung eines engeren Bundes unter Preußens Führung, der neben und in dem weitern von dem österreichisch-preussischen Dualismus beherrschten und zersetzten Bunde bestehen sollte. An der Bekämpfung des Concorbats hatte er besondern Antheil genommen. Eine Folge der Ernennung Roggenbach's zum Minister des Auswärtigen war die Abberufung des Bundestagsgesandten Freiherrn von Marschall und seine Ersetzung durch den als Staatsrechtslehrer berühmten Professor Robert von Mohl (19. Juni), welcher sich neuerdings auch

durch sein staatsmännisches und freisinniges Auftreten in der badischen Ersten Kammer bemerklich gemacht hatte. Weniger im Einklange mit dem Geiste des neuen Ministeriums war die Ernennung des Freiherrn von Edelsheim zum Gesandten in Wien. Derselbe hatte die undankbare Aufgabe, das österreichische Cabinet, das dem treuen Bundesgenossen Preußens mit Misstrauen und unverhohlener Abneigung entgegenkam, bei möglichst guter Laune zu erhalten. Die Anträge, welche eben damals Baden am Bunde stellte, waren freilich nicht nach wiener Geschnack. In der „Oberfeldherrnfrage“ beantragte es am 31. Mai, „für den Fall, daß Oesterreich und Preußen mit ihrer Gesammtarmee im Vereine mit den übrigen Streitkräften des Deutschen Bundes zum Kriege schreiten, solle die Oberleitung und Eintheilung der vereinigten Streitkräfte den Regierungen dieser beiden Großmächte anheimgegeben, und für den Fall, daß nur eine der beiden Großmächte mit ihrer Gesammtarmee im Vereine mit den übrigen Streitkräften des Bundes zum Kriege schreite, solle die einheitliche Oberleitung der zum Kriege aufgestellten Bundesarmee sowie die Eintheilung der vereinigten Streitkräfte ersterer anheimgegeben und in beiden Fällen von Beobachtung der betreffenden Vorschriften der Bundeskriegsverfassung ganz abgesehen werden“. Und in der kurhessischen Frage stellte Baden am 4. Juli den Antrag, daß die, hauptsächlich durch österreichischen Einfluß erzwungenen Bundesbeschlüsse vom 27. März 1852 und vom 24. März 1860 „wegen rechtlicher und thatsächlicher Bedenken“ annullirt und die Verfassung vom 5. Jan. 1831, nebst den Aenderungen und dem Wahlgesetze von 1848 und 1849 wieder eingeführt werden solle unter den nähern Bestimmungen, wie sie in dem Achenbach'schen Antrage in der badischen Kammer angegeben waren.

Die Landtagswahlen, bei welchen ein Drittel der Abgeordnetenammer neu gewählt werden mußte, waren gerade für jene Zeit, wo sich das Volk über die Haltung der Regierung in der Concordatsangelegenheit und in der deutschen Frage auszusprechen hatte, von großem Interesse. Ministerpräsident von Roggenbach wurde in zwei Wahlbezirken als Candidat aufgestellt. In einer seiner Wahlreden sagte er, bezüglich der deutschen Politik anerkenne er die vollste Berechtigung des Particularismus auf allen Gebieten der innern Entwicklung und weise jede Uniformirung der Verwaltung und Gesetzgebung entschieden zurück. Dagegen könne der Particularismus nicht in denjenigen Angelegenheiten das maßgebende Princip bleiben, in denen es keine besondern Interessen der einzelnen Länder und Stämme, sondern nur Ein großes, allen gemeinsames deutsches Interesse gebe. So nachdrücklich er das Sonderleben da schirme, wo es wirklich existire und wohlthätig wirke, so rücksichtslos fordere er die Centralisation in allen Beziehungen Deutschlands zum Auslande. Die zu schaffende deutsche Regierung solle nur ein Minimum unentbehrlicher Rechte erhalten, dieses Minimum aber auch ganz und voll. Die deutsche Frage solle nicht, nachdem über den Bundestag eine fast funfzigjährige Geschichte gerichtet, mit einer neuen Halbheit abgethan, sondern zu einer wirklichen Lösung geführt werden. Diese Lösung sei aber nur zu gewinnen durch die Aufrichtung eines Regiments, das in der That regieren könne, d. h. eines Regiments, welches eine bestimmte Politik mit der Planmäßigkeit eines einheitlichen, persönlichen Willens verfolge. Nur bei einer solchen Regierung sei ein Parlament und wirkliche Verantwortlichkeit möglich, nur eine solche lasse Erfolge hoffen, wie sie die Tüchtigkeit der Nation verdiene. — Die Wahlen vom 24. Oct. 1861 waren ein glänzender Sieg des Ministeriums. Die reactionär-ultramontane Partei setzte trotz aller Anstrengung nicht einen einzigen Candidaten durch; Minister von Roggenbach wurde doppelt gewählt. Unter den von der Regierung in die Erste Kammer ernannten acht Mitgliebern befand sich auch der in religiösen und politischen Dingen liberal gestimmte Professor Bluntschli in Heidelberg. Der Großherzog eröffnete den Landtag am 30. Nov. mit einer Thronrede. Nach Aufzählung der die Interessen

Badens ausschließlich betreffenden Gesetze und Vorlagen fuhr er fort: „Die Erfolge alles Bemühens für das Wohl unserer geliebten Heimat bleiben jedoch stets untrennbar von der Zukunft unsers deutschen Vaterlandes. Immer erster tritt das Bedürfnis hervor, Deutschlands Macht und Ansehen zu kräftigen, damit es in allen Wechselfällen der Weltgeschichte seinen hohen geschichtlichen Beruf erfüllen kann. Wie anders wäre die Befriedigung der nationalen und politischen Interessen dieses großen Volkes möglich, als in einer festen und thatfähigen Organisation, welche Deutschland zur Vertretung seiner Macht und seines Rechts den Nachdruck eines einheitlichen Willens verschafft und dadurch der Selbständigkeit der Einzelstaaten zugleich eine unerschütterliche Stütze verleiht!“

Beide Kammern beschloffen, eine Adresse an den Großherzog zu erlassen. Die Erste Kammer berieth sich über die Adressadresse am 10. Dec. und stellte sich in der Fassung derselben sowol in der kurhessischen als in der deutschen Frage ganz unzweideutig auf seiten der Regierung. In der Zweiten Kammer, in welcher Hilbebrandt, Häusser und Kirchner als Präsidentschaftscandidaten gewählt und der erstere vom Großherzoge als Präsident bestätigt wurde, fand am 13. Dec. eine sehr erregte Adressdebatte statt. Der von der Adresscommission, deren Berichterstatter Häusser war, vorgeschlagene Entwurf enthielt über die deutsche Frage folgende Stelle: „Auch wir sind von der Ueberzeugung durchdrungen, daß der geschichtliche Beruf unserer Nation, ihre Sicherheit und ihre Machtinteressen eine Reform der deutschen Interessen dringend gebieten, und wir glauben, daß dieses tiefbegründete Gebot durch die gegenwärtige Lage der Welt zu einem unabwendbaren geworden ist. Nur eine bundesstaatliche Verbindung, welche für den militärischen Schutz des Ganzen und die Vertretung der Nation nach außen ein einheitliches constitutionelles Organ schafft und dasselbe mit einer Nationalrepräsentation umgibt, wird im Stande sein, das gute Recht aller mit kräftiger Hand zu schützen. Wenn sich so das Ganze in allen Angelegenheiten seiner Sicherheit und Macht fester zusammenschließt, wird zugleich dem vielfältigen Einzelleben unsers Volkes sein berechtigtes Dasein gewahrt und auf dem Gebiete innerer Entwicklung ein Kreis reicher Thätigkeit gesichert bleiben. Für die gesammte Nation, für ihre einzelnen Staaten und für ihre Fürsten sehen wir auf dieser Bahn gleich gedeihliche Erfolge und damit die Opfer belohnt, die solch eine Gestaltung allen auferlegt. Mit gerechtem Stolze begleitet aber das badische Volk Ew. königlichen Hoheit hochherziges Streben, mit dem Beispiel eigener Opferwilligkeit die vorhandenen Schwierigkeiten zu ebnen.“ Minister von Roggenbach ergriff zuerst das Wort und legte das Programm der Regierung dar. „Die Grundlage unserer Politik“, sagte er, „bildet die Anerkennung der Ungenügendheit der Bundeseinrichtungen, des Instituts, welches die höchste Behörde des deutschen Volkes bildet. Von der ganzen Nation aufgegeben, von allen Regierungen aufgehoben, glaube ich, hat die höchste Bundesbehörde, seit sie unter wesentlichen Vorbehalten und mit zweifelhaftem Recht wiederhergestellt worden ist, wenig gethan, eine bessere Meinung zu gewinnen.“ Eine Aenderung des politischen Systems, auf welchem die Bundesorganisation selbst beruhe, bezeichnete er als unerläßliche Bedingung jeder durchgreifenden Reform. Der Kern der Frage liege in der Schaffung einer obersten Bundesregierung, welche die Kraft und den Willen habe, den nationalen gemeinsamen Interessen des deutschen Volkes gegenüber allen Einzelinteressen Geltung zu verschaffen. Er unterzog die verschiedenen Reformvorschläge, darunter auch den Beust'schen Entwurf, einer Kritik, welche er in das Eine Wort zusammenfaßte, daß diese Vorschläge dem deutschen Volke statt eines Stückes Brot für seinen Hunger einen Stein bieten; denn in denselben sei zwar von einer Volksvertretung am Bunde die Rede, aber nur sofern eine solche als Ableiter der in dem Verlangen nach einer Centralgewalt erblickten Gefahr gebraucht werden solle. „Ich meinerseits werde immer gegen die Ausführung solcher Pläne sein, welche nur eine Gefahr und keinerlei Ele-

mente einer Lösung bringen, solange die Frage einer Bundesregierung unerledigt ist.“ Die Schwierigkeiten, welche einer erwünschten Lösung derselben entgegenstehen, verhehlte er sich nicht; nur unterschied er dabei zwischen wirklichen und illusorischen. Zu den letztern rechnete er jene Schwierigkeit, welche in der Verschiedenheit und in den tiefgehenden Antipathien der einzelnen Stämme liege, woran, wie die Gegner sagen, jeder Einigungsversuch scheitern müsse. Auch die Furcht vor dem Widerspruche Europas hielt er für eine eingebildete, da, solange die deutsche Frage sich innerhalb der Grenzen der Umgestaltung der Bundesbehörden halte, niemand in Europa sich berufen fühlen werde, in diese unsere eigenste Angelegenheit sich einzumischen. „Unter allen Umständen aber müssen wir festhalten, daß die deutsche Frage eine innere ist, die niemals der Cognition von Europa unterstellt werden kann.“ Den Einwurf, daß die Berechtigung der Souveränität der einzelnen Staaten in unlösbarem Widerspruche mit allen tiefgehenden und wahren Reformplänen sei, hielt er gleichfalls nicht für stichhaltig. Die einzige eigentliche, aber auch bedeutende Schwierigkeit sei das Vorhandensein zweier Großmächte im Bunde und das Verhältniß derselben zueinander. „Die Frage, wie deren Interessen im Falle einer Bundesreform zu wahren und wie das Interesse der deutschen Nation bei Forterhaltung dieser sich oft paralyisirenden zwei Willen zur Geltung kommen solle, ist bekanntlich zum Ausgangspunkte einer tiefgehenden Spaltung der Parteien in unserm Vaterlande geworden. Wir haben zwei Staaten vor uns, welche beide nicht nur vielfach verschiedene Interessen, sondern eine bestimmt gegebene, historisch und traditionell begründete politische Richtung innehalten, die es als ein Räthsel erscheinen lassen, wie dieselben entweder einträchtig zusammen deutsches Interesse pflegen oder in Deutschland nicht den Gegensatz, der in ihnen lebt, fortsetzen sollten. Wir gehen davon aus, daß eine Verständigung der beiden Großmächte über ihre Stellung zur Bundesreformfrage und zur Reorganisation des politischen Systems in Deutschland nicht unmöglich ist, und je weniger wir dazu beitragen können, dieselbe herbeizuführen, um so mehr können wir den beiden Großstaaten selbst und den drängenden Ereignissen überlassen, diese Verständigung herbeizuführen.“ Am Schlusse erwähnte er die in der Adresse ausgedrückte Anerkennung der Opferwilligkeit des Großherzogs und knüpfte daran noch die folgenden Worte: „Gerade im Gegensatze mit den Grundrissen, zu denen Sie sich bekennen, hat ein deutscher Staatsmann in einer berühmten gewordenen Rede geäußert, er hoffe nicht, daß der Minister oder der Diener seines Herrn sich finde, der demselben den Rath geben werde, freiwillig von dem Umfange seiner Berechtigung etwas zu opfern. Wir stehen mit Ihnen zu der entgegengesetzten Ueberzeugung, und wir werden den größern Verrath gewiß nicht begehen, dem Fürsten, dem wir dienen, jemals zu rathen, nicht an Hingebung und an Patriotismus seinem Volke voranzugehen.“

Wenn hier Roggenbach noch einen schwachen Schimmer von Hoffnung an eine friedliche Verständigung zwischen Preußen und Oesterreich kundgibt, so wird wol mehr der Minister als der Abgeordnete gesprochen haben. Die „drängenden Ereignisse“, wie sie ein paar Jahre später auf den Schlachtfeldern von Böhmen eintraten, mochten ihm wol schon damals als die einzige Möglichkeit erscheinen, den deutschen Knoten zu lösen. Rücksichtsloser konnten sich bei der Debatte die Abgeordneten äußern. Die Großdeutschen waren dünn gesäet. Dahmen, Regenauer, Schmitt, Haager bekannten sich zu dieser Fahne. Der erstere stellte an die Commission die Anfrage, ob die Vereinigung sämtlicher deutschen Bundesstaaten mit Ausnahme Oesterreichs, die Gründung eines Staaten- und Volkshauses und die Uebertragung der Centralgewalt an die Krone Preußen ihr Programm sei. Als der Berichterstatter Häuffer dies bejahte, erklärte sich Dahmen gegen die Adresse, wies auf die Stimmung in Württemberg und Baiern hin, welche gegen eine preussische Suprematie sei, und legte das Geständniß ab, „er liebe

Preußen, weil es deutsch sei; er liebe aber auch Oesterreich, weil es unglücklich sei und unglücklich durch deutsche Schuld". Mit dem letzten Urtheile können nur die Ereignisse von 1859 gemeint sein, und wann Dahmen die Schuld jener österreichischen Verluste auf Deutschland schiebt, so zeigt er, daß er mit der Geschichte auf einem ziemlich gespannten Fuße steht. Regenauer ging noch weiter. Er hielt einen Bundesstaat ohne Oesterreich für schlimmer als den jetzigen Zustand, und wagte, ohne hierfür ein Mandat, sei es aus dem Alten, sei es aus dem Neuen Testamente aufzuweisen, die Prophezeiung: „Wenn Oesterreich zu Grunde geht, geht Deutschland zu Grunde, dann gibt es keine deutsche Großmacht mehr.“ Schmitt sprach von den herrlichen Provinzen, welche im italienischen Kriege „uns“ entrissen worden seien, und Haager appellirte an den gesunden Menschenverstand, welcher uns sage, ein Weg, der in den Jahren 1849 und 1850 so großartig Fiasco gemacht, dürfe nicht noch einmal betreten werden. Dabei bedachte sein gesunder Menschenverstand nicht, daß, wenn auch jener Weg allerdings nicht mehr empfehlenswerth sei, doch, wie nach Rom, so auch zu diesem deutschen Ziele vielerlei Wege führen. Von den nationalgesinnten Abgeordneten sprach unter andern Knies von den zwei Fractionen warmer Freunde Oesterreichs, die es in Süddeutschland gebe. Die einen sagen: erst Deutschland und dann Oesterreich! und mit diesen lasse sich gemeinsam wirken; die andern sagen freilich: erst Oesterreich und dann Deutschland! und diesen werde die Erkenntniß schwer werden, daß nur ein starkes, geeintes Deutschland dem österreichischen Staate Hülfe bringen könne. Die deutsche Frage habe im deutschen Volke die Kraft eines instinctartigen Triebes erhalten; man könne nicht mehr stehen bleiben und könne sie nicht zurückdrängen; komme sie bei Gelegenheit eines großen Krieges oder sonstiger Bedrängniß zur Durchführung, dann werde dieselbe Dimensionen annehmen, welche dem uns nöthigen Einzelstaatsleben höchst bedauerliche Opfer auferlegen. Das jetzt geforderte Opfer sei die erste Preisforderung für die Sibyllinischen Bücher, in denen die Bedingungen deutscher Macht und deutscher Größe verzeichnet seien. Am Schlusse der Debatte gab der Berichterstatter Häuffer im Namen der Adresscommission die bestimmte Erklärung ab, daß, da die Adresse den Bundesstaat mit einheitlicher constitutioneller Spitze und Nationalvertretung betone, kein Zweifel bestehen könne, was dieses Programm bedeute. Es sei mehr als das Programm des Nationalvereins. Dieses schillere in verschiedenen Farben; von dem, was die Commission aufgestellt habe, sei eine verschiedene Deutung kaum zu denken. Er sei heute in dieses Haus getreten mit der Erwartung, daß die Melodie von dem Hinauswerfen Oesterreichs aus dem Bunde in den verschiedensten Tonarten abgespielt werden würde. Er bestreite durchaus, daß von einem Hinausdrängen oder Hinauswerfen die Rede sein kann, weil er bestreite, daß Oesterreich überhaupt wirklich im Bunde war. Außerlich und völkerrechtlich, ja, aber in der That und Wahrheit nie, seit der Gründung des Bundes. Wie jetzt die Dinge liegen, sei es im österreichischen wie im deutschen Interesse zu wünschen, daß Oesterreichs centralistische Bestrebungen gelingen. Wenn sie aber gelingen, so begreife er nicht, wie ein Gesamtstaat, dessen Schwerpunkt in der Verbindung liege, die aus Italienern, Slawen und Magyaren bestehe, den Mittelpunkt anderswo haben könne als im Kaiserstaate selbst. Er behaupte nicht allein, Oesterreich sei nicht mehr im Bunde; er sage weiter, nach der kleindeutschen Meinung werde gefordert, daß Oesterreich fester hineintrete als früher, eben durch den innigern Anschluß im weitem Bunde. Man habe auch mit großem Nachdrucke von der Mediatistruug der deutschen Mittel- und Kleinstaaten durch Preußen gesprochen. Es sei indessen bereits von der Regierung bemerkt worden, daß eine Minderung von Hoheitsrechten noch nicht die Mediatistruug bedinge. Auch er sei Particularist, insofern er den Einheitsstaat weder unserm deutschen Wesen noch unserer Geschichte entsprechend finde. Auf die militärische und diplomatische Führung sei aber der

Hauptnachdruck zu legen, das sei das Unentbehrliche. Mit aller einheitlichen Gesetzgebung, Münze, Maß, Gewicht werde noch nicht die politische Macht begründet. Der Adressentwurf wurde fast einstimmig angenommen.

Was bei diesen parlamentarischen Verhandlungen, welche im December 1861 geführt worden, Thronrede, Ministererklärungen und Adreßdebatte zusammengenommen, am auffallendsten erscheint, das ist der Umstand, daß Baden bereits damals die nämliche Stellung einnahm, zum nämlichen Programm sich bekannte, das nämliche Ziel verfolgte wie im Jahre 1870, und daß schon damals in dem badischen Landtagshause fast die nämlichen Worte gehört worden, wie sie in den Jahren 1867—70 zu Nutz und Frommen der etwas schwerhörigen östlichen Nachbarn so oft wiederholt werden mußten, wenn es sich um Abwendung des Südbundes und um den Anschluß an den Norddeutschen Bund handelte. Und was Häusser über das Ungenügende einer einheitlichen Gesetzgebung in Münze, Maß und Gewicht sagt, das hätte er gewiß einige Jahre später auch über das Zollparlament geurtheilt. So fern auch diese deutschen Verfassungskämpfe im Jahre 1871 nach der Gründung des Deutschen Reiches uns zu liegen scheinen, so liegen sie uns doch wieder sehr nahe; denn was wir seit 1866 erlebt und gehört haben, ist so ziemlich das Nämliche, nur daß es sich 1861 um den Anschluß sämmtlicher deutschen Staaten, mit Ausnahme Oesterreichs, an Preußen handelte, seit dem Prager Frieden aber nur noch um den Eintritt Süddeutschlands in den geeinigten Norden. Aber die Thänen um Oesterreichs Ausscheiden, um die theils wirklich, theils heuchlerisch gefürchtete Mediatistruug der Kleinstaaten, um die drohende Intervention des Auslandes, wir haben sie in den letzten Jahren in den Kammern und in der Presse Süddeutschlands so reichlich fließen sehen wie zu Anfang des siebenten Jahrzehnts in den nördlichen Kleinstaaten. Während in Baden bereits Fürst, Regierung und Volk die nationale Fahne schwangen, hat man in Württemberg und Baiern, in Sachsen und Hannover, in den beiden Hessen nichts Neues gelernt, ist bei dem alten Liebe, das den crassen Particularismus preist, stehen geblieben, und die wenigen Männer, welche wie ihre wackern Brüder in Baden dachten, konnten nicht durchdringen und sahen sich von seiten ihrer antediluvianischen Minister Maßregelungen jeder Art ausgesetzt. Das Baden der dreißiger Jahre, welches an der Spitze der nationalen Bewegung gestanden war, hatte sich nach einigen Verirrungen selbst wiedergefunden; aufs neue stand es, und zwar als süddeutsche Regierung mit einer großentheils katholischen Bevölkerung, an der Spitze der deutschen Einheitsbestrebungen; was damals „Welcker“ und „Kotted“ hieß, hieß jetzt „Koggenbach“ und „Häusser“. Daß Baden diese Männer hatte, war sein Glück, daß es sie benützte und ihnen die rechte Stelle anwies, sein Verdienst.

## Der Proceß der Commune von Paris.

### II.

Wir haben uns bereits in unserer Darstellung der Verwaltung der Commune eingehend mit den Finanzoperationen von Jourde, des Finanzministers der Commune, beschäftigt und dargethan, daß er einer der fähigsten und besten Köpfe der Commune war. Sein Proceß vor dem Kriegsgericht in Versailles bot viel Interessantes dar. Er ist ein junger Mann von hohem, elegantem Wuchs, kaum 28 Jahre alt, mit einem Gesicht voller Intelligenz, aus dem ebenso sehr Wahrheitsliebe wie Ehrlichkeit spricht; ein langer blonder, seidenartiger Bart läßt seine Züge nur noch edler erscheinen. Er besitzt ein wahrhaftes Rednertalent, das ihm erlaubt die finanziellen Discussionen klar und allgemein verständlich zu machen. Geboren 1843 zu Montauban, wurde er in der Ecole Turgot ausgebildet, widmete sich dann dem Studium der Medicin, das er jedoch bald aufgab, um in ein Bankhaus einzutreten, wo er sehr bald die Handhabung großer Summen erlernte und sich so auf seinen spätern Posten vorbereitete. Mitglied des Centralcomité der Nationalgarde, wurde er nach dem 18. März mit Paris zum Delegirten beim Finanzwesen ernannt, doch nach Constituirung der Commune verblieb er allein auf diesem Posten. Vielfach lehnte er sich in dieser Versammlung gegen die von seinen Collegen beantragten willkürlichen Maßregeln auf, was ihm mannichfache Feindschaften zuzog und ihn sicherlich auch gestürzt haben würde, hätte man nicht die Unmöglichkeit eingesehen, ihn durch einen andern zu ersetzen. Jourde war der Urheber des von uns eingehend besprochenen Gesetzes über die Wechsel, sowie er es gleicherweise war, der die Discussionen und das Decret über die Liquidation des Mont-de-Piété leitete. Jourde, der für die Giltigkeit der durch absolute Majorität herbeigeführten Wahlen votirt hatte, zeigte sich indessen als einer der heftigsten Gegner des Antrages Miot\*), der darauf hinauslief, einen Wohlfahrtsauschuß einzusetzen. Zuerst protestirte er ganz allein, später mit mehreren andern Collegen gegen Errichtung dieses Ausschusses, gegen den er bis ans Ende einen offenen und energischen Kampf führte. Ebenso lebhaft widersetzte er sich der Einmischung des Centralcomité in die Politik, die nach seiner Ansicht von der Commune allein geleitet werden sollte. Jourde, der

\*) Jules Miot, ein Apotheker, geboren 1810, ist ein ehemaliger Deputirter der Legislative, von rühmtester Färbung, der das Departement Nièvre vertrat, stets mit dem Berge stimmte und sich durch seinen Antagonismus gegen einen seiner Landsleute und Collegen, den Präsidenten Dupin, hervorthat. Nach dem Staatsstreich wurde er nach Algerien transportirt und kam erst 1859 nach Frankreich zurück, wo er sich in Paris, Rue Rivoli, als Apotheker niederließ. Allezeit ein Radicaler, wurde er als ein solcher im 19. Arrondissement (Buttes Chaumont) in die Commune gewählt, wo er den Antrag auf Einsetzung eines Wohlfahrtsauschusses stellte. Er gehört zu den fanatischsten Plagiatoren der Ideen von 1793, deren Sinn er durchaus nicht erfaßt hat.

zuerst nur Mitglied der Finanzcommission, später aber der einzige Delegirte bei diesem Dienstzweige war, hatte unter fortwährenden Angriffen der Majorität, an deren Spitze Piat mit seinen Partisanen stand, zu leiden. Mehrere Male reichte er seine Entlassung ein, die aber immer von der Commune zurückgewiesen wurde. Nach der Niederwerfung der Insurrection gelang es Jourde, sich auf einige Zeit den Verfolgungen der Behörden zu entziehen, doch am 30. Mai um 1 Uhr in der Nacht wurde er mit einem seiner Freunde in der Rue de Bac durch Nationalgardien der Ordnungspartei, denen das Auftreten der beiden nächtlichen Spaziergänger verdächtig erschien, verhaftet. Jourde versuchte zuerst seine Identität zu leugnen, doch sehr bald wurde er durch Zeugen, vor die er geführt zu werden verlangte, erkannt und darauf nach Versailles geführt. Das Interessanteste im Verhöre des Angeklagten sind die Aussagen des Marquis de Bloeu, Deputirten und provisorischen Gouverneurs der Bank von Frankreich während der Herrschaft der Commune. Derselbe gibt eine genaue Beschreibung seiner erfolgreichen und gefährvollen Anstrengungen, den Bankchatz für den Preis zeitweiliger Zahlungen an die Commune, gemäß den Requisitionen von Jourde, zu retten. Die von uns schon früher angegebenen Summen stimmen genau mit den in der Anklage aufgeführten überein. Aus den Angaben des Bankgouverneurs geht ferner hervor, daß er nur 400 Soldaten, schlecht bewaffnet und mit kaum 25 Patronen pro Mann versehen, im Bankgebäude hatte. Nichtsdestoweniger wies er zu wiederholten Malen Jourde darauf hin, da die Bank von Frankreich nur der Nation gehöre, sei es sehr leicht möglich, daß sie im Fall eines Angriffs von den Nationalgardien mit vertheidigt werden würde. Während der ganzen Zeit der Commune wehte die Tricolore auf dem Bankgebäude, und Marquis de Bloeu fügt hinzu, daß Beslay\*), ein Mitglied der Commune, das die nominelle Direction der Bank im geheimen Einverständnis mit ihm übernommen, dem Lande einen großen Dienst erwiesen habe. Beslay ist eins der wenigen Communemitglieder, die von Thiers einen Freipaß erhielten, um Frankreich verlassen zu können. Ein mit unserer schon früher ausgesprochenen Ansicht über Jourde übereinstimmendes Urtheil legt der Provostmarschall Kapitän Ossud ab, der den Angeklagten als einen der wahrheitsliebendsten und aufrichtigsten Gefangenen, die ihm je vorgekommen, schildert. Als er ihn gefragt, ob er Geld bei sich habe, hätte er ihm sofort 8000 Frs. in Bankbillets, die in seiner Weste ein-

\*) Charles Beslay, Alterspräsident der Commune, war am 4. Juli 1795 zu Dinan in der Bretagne geboren. Sohn eines Deputirten unter dem Kaiserreiche, der Restauration und unter Ludwig Philipp, wurde Beslay College seines Vaters in der Deputirtenkammer von 1830. Er ist ein Ingenieur von Ruf, der sich viel mit socialistischen Fragen beschäftigte und endlich dahin gelangte, sich ganz und gar den socialistischen Doctrinen und der Internationalen anzuschließen. Im Jahre 1848 saß er in der Constituante, wurde aber für die Legislative nicht wiedergewählt. Schon vor der Februarrevolution hatte er versucht, seine socialistischen Ideen bei seinen industriellen Unternehmungen praktisch auszuführen, wobei er einen großen Theil seines Vermögens verlor, was ihn jedoch nicht entmuthigte. Unter dem Kaiserreiche hielt er sich fern von der Politik, beschäftigte sich nur mit Lösung socialistischer Fragen und suchte sein Project einer Escomptebank in Ausführung zu bringen, welscher Versuch aber seinen Ruin vollendete. Beslay, Socialist der Proudhon'schen Schule, ist einer der Stürmer der Internationalen, und obgleich Bourgeois und aus einer Bourgeoisfamilie — sein Sohn ist augenblicklich Redacteur eines conservativen und literarischen Journals, des „Français“ — war er doch einer der radicalsten Mitglieder dieser Association. Mitglied der Commune, wurde er der Finanzcommission beigegeben und später zum Delegirten bei der Bank ernannt. Beslay widersetzte sich allen willkürlichen Maßregeln, protestirte mit der Minorität, suchte die Freilassung Chanbey's zu erwirken und die Zerstückung des Hauses von Thiers zu verhindern. Sein Auftreten gegenüber der Bank haben wir oben erwähnt. Beslay ist ein rechtschaffener, muthiger Mann, der sich trotz seiner exaltirten socialdemokratischen Ansichten der allgemeinsten Achtung erfreute. Er ging nach dem Falle der Commune nach der Schweiz, wo er sich in Genf niedergelassen hat.

genährt gewesen sein, eingehündigt. Seiner Meinung nach sei alles, was Soude sage, Wahrheit. Das dem Angeklagten zur Last gelegte Verbrechen, das Finanzministerium in Brand gesteckt zu haben, konnte nicht bewiesen werden, vielmehr hat es den Anschein, als ob dieses Gebäude durch die vom Montmartre von den verfallener Truppen auf die Stellungen der Insurgenten abgefeuerten Granaten in Flammen gesetzt worden sei.

Wir gelangen nun in der Reihe der Angeklagten zu Courbet, dem Maler, dem Socialisten und Atheisten. Dieser Mann, der als politischer Revolutionär keinen hervorragenden Platz in der Commune einnimmt, ist die am schwersten zu schildernde Persönlichkeit. Er ist nahe an 53 Jahre alt; die Entbehrungen, die er während seiner Haft erdulden mußte, und seine wenig sorgfältige Toilette lassen ihn nur noch älter erscheinen. Courbet ist ein dicker, corpulenter Mann, mit besonders fleischigen, muskulösen Armen, ein Neufundländer in Menschengestalt. Auf einem wahren Stiernacken ruht ein seiner Kopf mit breiter, aber nicht gewölbter Stirn; unter wellenförmigen Augenbrauen lagern ein Paar gutmüthige, kleine, sanfte, fast schläfrige Augen. Ueber der Nasenwurzel ist die Stirn in eine Falte zusammengezogen, die durchaus nichts Drohendes hat, sondern ganz und gar mit dem über das Gesicht ausgezogenen, schalkhaften, bäuerlichen Lächeln harmonirt. Der Mund ist fein, mit etwas sinnlichen Lippen; ein wohlgepflegter Vollbart und lange, schlichte Haare vervollständigen das Bild eines Mannes, dem niemand, der mit ihm in Berührung kommt, böse sein kann; es ist eine Natur, die in ihrem ganzen Wesen etwas Anheimelndes hat. Gustave Courbet ist am 10. Juni 1819 zu Ornans im Departement Doubs geboren. Nach Paris gesandt, um die Rechte zu studiren, widmete er sich bald nach seiner Ankunft in der Metropole der Malerkunst. Im Jahre 1844 trat er zum ersten mal mit einem Gemälde im Salon auf, doch sein Haupterfolg datirt von 1848, einer Epoche, in der er seine große realistische Revolution in der Kunst vollendete. Courbet, der Freund und Genosse Proudhon's, ist in der Malerei ein echter Revolutionär. Er erhob die Fahne des Realismus, und kühn und verächtlich ließ er den Strom heftiger Kritiken und der Polemik, die ihm sein Auftreten zugog, über sich ergehen; als Advocat seiner Sache stand ihm ein Schriftsteller von Verdienst, Champfleury, zur Seite. Während des Kaiserreiches lebte er von allen Intriguen und Parteien entfernt; er zuckte über Nieuwerkerke die Achseln und stellte seine Gemälde in einem eigenen Saale aus. Endlich brachte er es dahin, daß man ihm das Kreuz der Ehrenlegion anbot, das er sich aber das Vergnügen machte abzulehnen. Seine zahlreichen Gemälde zu erwähnen ist hier nicht der Platz, und wir führen hier nur einige, ganz zufällig herausgegriffene an: *Les casseurs de pierres*, das Porträt Proudhon's, *La femme au perroquet*, *La remise de chevreaux*, *L'hallali du cerf* u. a. Nicht unerwähnt darf sein politisches Glaubensbekenntniß bleiben, das er auf Anlaß der Wahlen zur Commune seinen Wählern mittheilte und das voller Bonhomie ist: „Nach 30 Jahren öffentlichen, revolutionären, socialistischen Lebens habe ich also meine Ideen noch nicht verständlich machen können? Indessen will ich mich dieser Anforderung unterwerfen, da die Sprache der Malerei nicht jedermann verständlich ist. Ich habe mich beständig mit der gesellschaftlichen Frage und den Philosophen, die sich ihr hingaben, beschäftigt, indem ich auf diesem Wege zusammen mit meinem Kameraden Proudhon ging. Indem ich das falsche und conventionelle Ideal verneinte, pflanzte ich 1848 das Banner des Realismus auf, der allein die Kunst dem Menschen dienstbar macht. Im Jahre 1848 errichtete ich einen socialistischen Club. Ich bin glücklich Ihnen mittheilen zu können, daß die Maler auf mein Anrathen bereits die Initiative zu einer Föderation ergriffen haben. . . Möchten alle Staatskörper der Gesellschaft diesem Beispiele folgen und es wird in Zukunft keine Regierung die unserige übertreffen können. . . Da sich die Associationen selbst angehören und nachdem sie sich gemäß ihren eigenen Interessen constituirt

haben, so werden dieselben «ihre eigenen Cantons bilden»; indem sie sich selbst regieren, werden sie die Aufgabe der Commune erleichtern. Die Commune wird sich nur mit den allgemeinen Interessen und ihren Beziehungen zum übrigen Frankreich zu beschäftigen haben. Aus diesem Umfange wird die Commune der föderalistische Conseil der Associationen werden.“

Da das Verhör des Angeklagten nichts besonders Interessantes darbietet, so wenden wir uns dem nächsten Gefangenen zu; es ist Trinquet, ein Schuhmacher aus Belleville. Eine kleine unbedeutende Persönlichkeit, Straßendemagoge und fanatischer Clubredner, mit dem sich weiter zu beschäftigen es nicht der Mühe lohnt. Er übernimmt übrigens die Solidarität für alle Handlungen der Commune, und muthiger als viele seiner mehr gebildeten Collegen fügte er hinzu: „Als ich von meinen Mitbürgern in die Commune gesandt wurde, glaubte ich nicht, daß es deshalb sei, um sie am Tage der Gefahr zu verlassen. Ich habe mich bis zum letzten Tage geschlagen. Mein Rüppi und mein Rock wurden von Kugeln durchlöchert; ich bedauere nur Eine Sache, nämlich die, nicht getödtet worden zu sein, denn dann würde ich heute nicht dem traurigen Schauspieler beizuwohnen, zu sehen, wie meine frühern Kameraden sich ihrer Verantwortlichkeit entziehen.“

Der Angeklagte Champy, der nun verhört wird, ist gleich Trinquet eine nichtsagende Persönlichkeit. Eiselenr, ungefähr 25 Jahre alt, mager und hektisch aussehend, leidet er an der Sprechkrankheit. Er war während der Belagerung einer der eifrigsten Redner in den Clubs, der bei jeder, auch der unpassendsten Gelegenheit das Wort ergriff und über alles, was ihm in den Weg oder in den Sinn kam, stundenlange Reden hielt. In seinem Verhör gibt er zu, Mitglied des Centralcomité gewesen und am 26. März in die Commune getreten zu sein. Er habe die Stelle nicht annehmen wollen und sein Alter und seine Unerfahrenheit vorgeführt. Man habe aber gesagt, daß die Commune die legale Körperschaft sei, welche sich mit Versailles verständigen werde, und er habe diese Ehre nicht ablehnen wollen. Er habe gegen viele Boten protestirt, besonders gegen das der Geffeln. Nicht einer seiner Collegen würde seine Zustimmung zu den Megeleien und den Brandstiftungen gegeben haben. Von der Nationalgarde sagte er, daß sie durch die Leiden, welche sie erduldet hatte, verrückt geworden sei. „Sie sah, daß man sie betrogen wollte, und sie sagte sich: es ist immer die nämliche Sache. Sie bestand aus einer großen Anzahl Gemüthskranker!“

Der Präsident schreitet nun zum Verhör Regère's, eines ehemaligen Thierarztes aus der Gegend von Bordeaux. Der Angeklagte, dessen voller Name Regère de Montmore ist, wurde am 15. April 1826 zu Bordeaux geboren, wo er die während des Staatsstreiches unterdrückte „Tribune de la Gironde“ gründete, deren heftiger antimonarchistischer Charakter ihm zugleich die Verbannung zuzog. Regère ist nicht arm; er besitzt in seiner Heimat mehrere kleine Liegenschaften; der wahrscheinliche Grund, weshalb er bei seinen socialistischen Collegen, denen jedenfalls das Wort „Rentner“ unangenehm in den Ohren klang, in nicht großer Achtung stand. Man klagte ihn häufig clerikaler Neigungen an; er selbst gibt solche im Verhör zu und sucht nachzuweisen, daß er seinen Stadttheil so wie den Luxemburg vom Verderben gerettet habe. Seine Person ist durchaus nicht dazu angethan, ihm Sympathien zu verschaffen. Er ist ein kleiner Mann, mit einer gewaltigen Stülpnase, kupferigem Gesicht, mit unangenehm heiser klingender Stimme, wässernm Gange. Als Mitglied der Commune nimmt er alle Verantwortlichkeit für deren Thaten auf sich, bemerkend, daß sie Paris regiert habe, nachdem es von seinen natürlichen Beschützern und Leitern verlassen worden sei. In seinem Arrondissement, dem des Panthéon, sei keine Feuersbrunst vorgekommen, das habe man ihm, dem Maire, zu danken, und nicht weniger die Erhaltung des Luxemburg. Auf die Frage des Präsidenten, wen er anklage, die Gebäude in Brand gesteckt zu haben, erwidert er: „daß

es das Volk gethan, das mit Wein, Branntwein und Elend berauschte Volk. Es gäbe nichts Furchtbareres als ein sich selbst überlassenes Volk!! Was ihn betreffe, so sei er weder Socialist noch Communist, sondern einfach ein Mann von 1848."

Die Reihe kam nun an einen der Helden und Hauptträbelsführer der Insurrection, den ehemaligen Marineleutenant Lullier, der eine Zeit lang auf Halbsohd stand, dann aber „wegen Mangels an Vernunft“ vollständig aus dem Dienste gestossen wurde. Man sieht es ihm an, daß er zu jenen leichterregbaren, wüthenden, thiergleichen Naturen gehört, die auch nicht den geringsten Widerspruch ertragen können. Doch muß auf der andern Seite zugegeben werden, daß er etwas intelligenter erscheint, wenn er steht und spricht, als wenn er sich im passiven Zustande befindet. Während der Verhandlungen zeigt er sich als ein Meister der Volksberedsamkeit. Er ist unter den Gefangenen, Zeugen und Advocaten die einzige Person, deren Stimme während einer halben Stunde die weiten, aller Musik entbehrenden Räume des Reithauses ausfüllt. Mit nicht wankendem Selbstbewußtsein erzählt er die Geschichte der Wegnahme von Paris, als er als Oberbefehlshaber der Nationalgarde, welche damals nahe an 200000 Mann zählte, die militärischen Bewegungen leitete. Er gestand ganz offen ein, daß er es darauf abgesehen habe, sich zum Dictator von Paris zu machen, da er wahrgenommen, daß die Commune zu nichts zu gebrauchen gewesen sei. Er habe mit Thiers unterhandelt, nicht um Paris zu verrathen oder auf die Rechte der Nationalgarde zu verzichten, sondern einfach, um die Commune und das Centralcomité hinwegzulegen, mit denen er lange Zeit in offenem Kriege gelebt habe. Zwei wichtige Zeugen, die zwischen ihm und Thiers als Unterhändler gebient hatten, wurden vorgerufen, doch schweres Unwohlsein hatte ihr Erscheinen verhindert. Der Vertheidiger beantragte deshalb, daß die Zeugen, sobald sie wohlher seien, vernommen werden sollten; doch Lullier unterbrach ihn mit den Worten: „Das ist ganz unnöthig. Ich habe bereits gesagt, daß diese Herren mir die Unterstützung von Versailles — pecuniäre wie andere — versprochen hatten. Sie versprachen mir ferner im Namen der versailer Regierung, daß ich in keiner Weise belästigt werden solle. Keiner von ihnen verneint dies. Die Regierung wünscht ihr Wort zurückzunehmen — möge sie es.“ Die Aussagen der beiden nicht erschienenen Zeugen wurden alsdann verlesen. In einer derselben gab ein Baron du Tihl ausdrücklich an, daß man übereingekommen sei, daß weder Lullier noch du Biffon verhaftet noch in irgendeiner Weise belästigt werden solle. Sie forderten eine Biancofsignatur, diese aber wurde verweigert, jedoch gab man ihnen die Versicherung, daß stricte Befehle gegeben werden sollten, sie nicht zu belästigen. In einer andern Aussage bestätigte ein Hr. Camus die obigen Angaben. Man hatte Lullier 50000 Frs. versprochen, von denen er sich weigerte auch nur einen Centime anzurühren; das ganze Geld sollte zur Bezahlung der von ihm angeworbenen Männer angewandt werden. Eine Anzahlung von 2000 Frs. ist ihm seinerzeit gemacht worden, die er auch in erwähneter Weise verbraucht hat. Diese ganze unsaubere Affaire ist von seiten der Regierung nie recht aufgeklärt worden und läßt einen dunkeln Fleck auf dem Charakter Thiers' zurück. Es mögen Umstände genug vorhanden gewesen sein, die es rathsam erscheinen ließen, das ganze Unternehmen aufzugeben, aber nach dem feierlichen Versprechen, ihn ungehindert zu lassen, kann man es nur höchst befremdend finden, daß sich Lullier auf der Anklagebank vor einem Kriegsgerichte befand für Thaten, mit denen die versailer Regierung vollständig einverstanden war. Einer der Hauptpunkte, auf den sich die Anklage basirte, war Lullier's Versuch, das 69. Marschregiment zum Treubruche zu verleiten und es zu bewegen, Dienst unter der Commune zu nehmen.

Der demnächst verhörte Angeklagte ist Paschal Grouffet, der ehemalige Minister der auswärtigen Angelegenheiten. Er ist ohne Frage der eleganteste unter den Mit-

gleichen der Commune, in der er das ausschneiderische, von Größenwahnsinn geplagte Element der Boulevardliteratur repräsentirte, dessen Incarnation der ohnmachtengeplagte Rochefort ist. Der Angeklagte war am 7. April 1844 zu Corte auf Corsica geboren und ist der Sohn eines ehemaligen Provisseurs des Lyceums zu Tours. Republikaner aus Ehrgeiz, ist Groussset nicht immer so radical gewesen, wie er sich unter der Commune gezeigt hat. Ehe er republikanischer Journalist und Mitglied der Commune wurde, ist er durch manche sich einander gegenüberstehende Lager gegangen, ohne sich in irgendeinem anzuhalten, und zwar, weil er in keinem die hohe Stellung fand, die sein Ehrgeiz erträumte, und die er nun unter der Commune gefunden zu haben glaubte. Nachdem er Medicin studirt hatte, warf er sich in den Journalismus und machte seinen ersten literarischen Waffengang im „Etendard“, für den er wissenschaftliche Artikel schrieb; auch an der „Epoque“ war er eine Zeit lang Mitarbeiter. Sein stark zur Intrigue neigender Geist reihte ihn bald unter die Opposition, die zu jener Zeit allen jungen, von Ehrgeiz geplagten Leuten als Piedestal diente. Der „Figaro“ zählte Groussset zu seinen fleißigsten Mitarbeitern, sowie er auch für „Evénement“ und „Temps“ schrieb. In den letzten Jahren des Kaiserreiches veröffentlichte er mehrere Broschüren, oder besser Bände: „Rêve d'un irréconciliable“, „Origines d'une dynastie“, „Le 18 Brumaire“, und „Procès du général Malet“, den er aus mehreren Werken abschrieb, was zu einem kleinen literarischen Scandal Veranlassung gab. Groussset war auch der Autor des wissenschaftlichen Theiles eines Werkes unter den Titel „Le bilan de 1868“. Als Mitarbeiter an Rochefort's Journal „La Marseillaise“, war er die unfreiwillige Ursache der Ermordung Victor Noir's. Man erinnert sich, daß infolge eines Artikels von Pierre Bonaparte gegen die Redacteurs eines corsicanischen Journals: „La Revanche“, an welchem Groussset gleichfalls Mitarbeiter war, dieser dem Prinzen seine Zeugen, Victor Noir und Fonvielle, zusandte. Die Ereignisse, die ihrem Besuche folgten, sind zu bekannt, um wiederholt zu werden; wir bemerken nur, daß Groussset's Popularität von diesem Tage an datirt. Nach dem Tode Victor Noir's warf sich der ehemalige Mitarbeiter am „Etendard“ und dem „Temps“ in die heftigste Opposition gegen das Kaiserreich und veröffentlichte in der „Marseillaise“ Artikel, die ihm einen langen Aufenthalt in Sainte-Pélagie zuzogen, wo er jedoch nichts von seiner Eleganz und seiner Koketterie einbüßte. Nach dem 4. September übernahm Groussset die Leitung der „Marseillaise“, deren Veröffentlichung er aber nach der öffentlichen Desavouirung ihrer Politik durch Rochefort, die durch einen Artikel von Cluseret herbeigeführt wurde, suspendirte. Groussset, der bereits in der „Marseillaise“ begonnen hatte, die Regierung der nationalen Vertheidigung anzugreifen, fuhr in seinem Kampfe gegen dieselbe in den öffentlichen Versammlungen während der Belagerung fort. Im Februar 1871 veröffentlichte er eine kleine Wochenschrift: „La bouche de fer“, die erst durch die vom General Vinoy über sie verhängte Unterdrückung in weitem Kreise bekannt wurde. Am Tage nach dem 18. März wurde er als Candidat für die Commune auf die Liste des Centralcomité gesetzt und blieb selbst nach seiner Wahl Chefredacteur des „Affranchi“, welcher der „Nouvelle république“ folgte. Nach seiner Wahl in die Commune wurde Groussset zum Mitgliede der Commission für „äußere Beziehungen“ ernannt und später als Delegirter bei demselben Dienstzweige belassen, in welcher Eigenschaft er mehrere Adressen an die Departements zeichnete. Groussset, dessen frühere politische Ansichten ihn unter die gemäßigten Mitglieder der Commune hätten reihen sollen, zeigte sich im Gegentheil als Feind aller Versöhnungsversuche, die in dieser Versammlung laut wurden. Er war es auch, der im Namen der Majorität aufs heftigste die dissentirenden Mitglieder der Commune angriff, die weiter kein Verbrechen begangen hatten, als sich den willkürlichen Maßregeln des Wohlfahrtsausschusses entgegenzusetzen. Groussset stimmte für die Gültigkeit der Wahlen bei absoluter Majorität der

Stimmberechtigten und für die Bildung eines Wohlfahrtsausschusses. Seiner süßlichen Exaltation, seinem unbändigen Ehrgeiz sowie seiner Sucht, eine große Rolle zu spielen, muß sein heftiges Revolutionsfieber zugeschrieben werden, das ihn während des kurzen Wirkens unter der Commune erfaßt hatte. Als einer der Parvenus der radicalen Demokratie, glaubte er wahrscheinlich seine Vergangenheit dadurch vergessen machen zu können, wenn er sich als eins der intolerantesten Mitglieder der Commune geberdete. Am 17. Mai, in einer ewig denkwürdigen Sitzung der Commune — man beschloß nämlich, keinem General mehr zu trauen und einem jeden, wie es die Mitglieder des alten Convents gethan, einen Civilcommissar beizugeben — brach Grouffet in die Worte aus: „Ich werde bis zum Siege oder bis zum Tode auf dem Kampfposten bleiben, den uns das Volk anvertraut hat.“ Der Minister des Auswärtigen dachte wahrscheinlich später über das Unkluge und Gefährliche dieses Entschlusses nach, denn als die Soldaten in Paris einbrangen, versteckte er sich schleunigst bei seiner Maitresse, einem jungen Mädchen, Caroline Accard, und trug, um nicht erkannt zu werden, Frauenkleider. Ein ähnliches Gefühl von „Muth“ schien ihn zu befeelen, als er sich im Verhör von aller Mitschuld an den unter der Commune ausgeübten Greuelthaten rein zu waschen suchte und ausrief: „Die Commune hatte einen wirklichen Abscheu vor Blutvergießen“ — eine Aussage, die heftiges Murren unter den Anwesenden hervorrief — „wenn sie Geißeln nahm, so war es eine militärische Maßregel, um die Execution unserer Gefangenen zu verhindern. Diese Geißeln sollten nicht erschossen werden!! . . . Was mich betrübt, ist, daß unsere Partei die Schmach dieser Hinrichtungen tragen wird.“ Auf die Bemerkung des Präsidenten, daß er der Mitschuld an der Zerstörung und Verbrennung der Monumente angeklagt sei, bricht er in folgende Phrase sichtlich und sittlich entriistung aus, die den Partisanen und Vertheidigern der Brandstiftungen wenig gefallen wird: „Wer könnte glauben, daß ich, Freund der Künste, ich, Schriftsteller, die Bibliotheken verbrennen würde, wo ich mein Leben zugebracht habe! Mein Ministerium wurde nicht verbrannt“.

Es folgen nun die Verhöre der weniger gravirten Angeklagten, Verdure, Rastoul, Descamps, Ferrat, Ulysse Parent, Clement; der Mitangeklagte Schauspieler Bisbonne ist wegen Krankheit abwesend. Verdure, der 1825 zu Nemilly geboren ist, war ehemals Schullehrer, dann Buchhalter in einem Handlungshause. Während der letzten Jahre des Kaiserreiches hatte er sich vielfach mit der Gründung cooperativer Gesellschaften beschäftigt, ohne sich im übrigen an der Internationalen zu betheiligen, der er erst im September 1870 beiträt. Er ist einer der Hauptstützen des Crédit au travail, eines Systems, das durch Beluze gegründet wurde, der ihn als Associé in die Provinzen sandte, mit dem Mandat, Propaganda für dies neue Associationsprincip zu machen und den Arbeitern in der Gründung und Organisation ihrer Gesellschaften mit Rath und That zur Seite zu stehen. Das, aus einer generösen Absicht gegründete Unternehmen nahm ein klägliches Ende, da es durch zu enthusiastische Personen geleitet wurde, die zu sehr auf die Resultate der Cooperation vertrauten. Verdure trägt einen langen, schwarzen, seit den letzten Ereignissen aber schon etwas grau gewordenen Bart. Er ist ein fleißiger und den Studien ergebener Mann, von dem man eigentlich nicht recht weiß, was er in der Commune that. Rastoul ist ein 35 Jahre alter, zu Bezières geborener Arzt. Er hat ein energisches Aussehen und ist ein Südfranzose voller Eitelkeit und ein gewaltiger Quereleur. Expräsident des Clubs der Montagnards, einer der wildesten während der Belagerung, war er Mitglied des Ueberwachungscomité im 10. Arrondissement und wurde in dieser Eigenschaft in die Commune gewählt. Als Mitglied derselben gehörte er der Commission für den öffentlichen Dienst an und wurde später zum Generalinspector der Ambulancen der Commune ernannt, welche Function er aber in Folge verletzter Eitelkeit aufgab. Er wurde nämlich

an einem Thore der Stadt, da er das Lösungswort nicht kannte, von der Schildwache angehalten und am Verlassen der Stadt gehindert, worüber er sich heftig bei der Commune beklagte, die aber seine, in echt südblicher Manier vorgetragenen Klagen sehr kalt aufnahm. Beleidigt durch diesen Indifferentismus der Versammlung, die an seinen Leiden einen so geringen Antheil zu nehmen schien, reichte er seine Entlassung als General-inspector ein und bewahrte der Commune, an deren Sitzungen er nur sehr selten theilnahm, von diesem Tage an einen gewissen Groll. Beim Eindringen der Truppen in Paris hatte er den edelmüthigen Gedanken, den Antrag zu stellen, daß sich alle Mitglieder der Commune den Versaillesn als Gefangene stellen sollten, um dadurch den einfachen Soldaten, die nur gehorcht hatten und nur Werkzeuge der Commune waren, das Leben zu retten. Einige Mitglieder stimmten diesem Antrage bei, doch der schnelle Gang der Ereignisse verhinderte dessen Ausführung.

Descamps ist ein schwächlicher Mann von 37 Jahren, der durch seine schlechte Gesundheit gezwungen wurde, sein ehemaliges Handwerk, Eisenformer, aufzugeben und nach zurückgelegter Militärzeit als Bureaugehilfe in die Administration der öffentlichen Wohlthätigkeitsanstalten zu treten. Während der Belagerung war er Nationalgardist und wurde als solcher zum Mitgliede des „Familienrathes“ seines Bataillons erwählt. Ohne an irgendeiner Manifestation, welche dem 18. März vorangingen, theilgenommen zu haben, wurde er auf sein Ansuchen durch das Comité seines Arrondissements (dem 14., Observatoire) als Candidat für die Commune aufgestellt und hatte einen Erfolg (nämlich 5834 Stimmen), den man nur der Abwesenheit jedes Concurrenten beimessen kann.

Ueber Ferrat ist uns nichts weiter bekannt, als daß er ein Schriftsteller ist, der für verschiedene Blätter des Boulevard geschrieben; von Ulysse Parent wissen wir gleichfalls nichts, und scheint es, als ob er aus Versehen für einen Namensvetter, einen gewissen Oberlieutenant Parent, verhaftet worden ist, der, ohne Mitglied der Commune zu sein, eine bedeutende Rolle in den Kämpfen spielte. Parent wurde während der ersten Wahlen zur Commune im 9. Arrondissement erwählt, legte aber schon am 5. April sein Mandat nieder. Es erregte allgemeine Verwunderung, daß Manc (Gambetta's Secretär zu Tours und Bourdeaux), der erst am nächsten Tage resignirte und das Decret, welches die Verhaftung von Geiseln anordnete, mit unterzeichnete, auf freiem Fuße blieb. Man gibt als Grund hiervon an, daß er mit Thiers hinsichtlich der Wahlen zur Commune in Verbindung gestanden, von denen letzterer wünschte, daß sie stattfinden möchten. Victor Clement ist ein im Jura geborener Färbergeselle und 45 Jahre alt. Er sieht wie ein Dorfklüster aus, ist ein wahrer Koloss mit breiten Schultern und hat eine auffallende Ähnlichkeit mit dem Prinzen Napoleon. Sein bartloses, glattes Gesicht ist voller Bonhomie und Aufrichtigkeit. Er ist ein dunkler, braver Ehrenmann, in des Wortes schönster Bedeutung; sein Leben war, bis es wider Willen ein öffentliches wurde, ein Leben voller Arbeit und Mühen, das Leben eines fleißigen Arbeiters, um das ihn viele andere sozialistische Faulenzer beneiden dürften. Victor Clement, gleich einer kleinen Anzahl Arbeiter, welche zur Commune gehörten, hatte sehr vernünftige und sehr ruhige Ansichten. Er trat allen Ungeheuerlichkeiten und Gewaltthätigkeiten mit Entschiedenheit entgegen, und sehr häufig verhinderte er sie. Sein Verhör wurde rasch beendet.

In diesem Proceß wurde indeß die Beendigung der einen Sache häufig durch die ergänzenden Aufklärungen einer andern unterbrochen, die auf Antrag des Regierungskommissars aufgenommen wird. Die Gefangenen stehen auf und halten, sobald es ihnen beliebt, kleine Reden, denen man gewöhnlich mit außerordentlicher Geduld zuhört. Es ist besonders Kuller, der allezeit in Bewegung ist, gar häufig aufspringt, den Arm ausstreckt und ruft: „Ich bitte ums Wort“, gerade als wenn er ein Abgeordneter der Nationalversammlung wäre. In einer solchen Improvisation bemerkte er, daß, während er sich

mit den militärischen Angelegenheiten beschäftigt, er nur sieben Stunden während dreier Tage und Nächte geschlafen habe und daß während dieser Zeit die Mitglieder der Commune im Stadthause ein luxuriöses Leben geführt hätten, wo schöne Cantinièren die Gläser bis an den Rand mit dem „Wein des Triumphes gefüllt hätten“. Dieser Bemerkung trat der Angeklagte Negère mit Heftigkeit entgegen und behauptete, daß niemand von ihnen im Stadthause auch nur ein Glas Wein mit Wasser getrunken habe. Auf Ansuchen von Negère's Verteidiger verliest der Präsident des Gerichtshofes einen Theil der Aussagen des Mitangeklagten Lisbonne, der durch Krankheit verhindert war, vor den Schranken zu erscheinen. Er erklärt, daß er vom General Cudes einen Befehl erhalten, das Panthéon in Brand zu stecken, doch die Ausführung dieses Befehls verweigert habe; nachdem er die Angelegenheit Negère und Balles mitgetheilt, seien sie übereingekommen, alle Mittel anzuwenden, eine so „schreckliche That“ zu hintertreiben. Paschal Groussset beantwortete den ihm gemachten Vorwurf, auf unpatriotische Weise mit dem General Fabrice, dem „preussischen Commandanten“ in Vincennes, in Unterhandlung gestanden zu haben, durch folgende Erklärung: „Einige Tage vor dem 21. Mai brachen zwei Nationalgardisten gewaltsamerweise in die amerikanische Gesandtschaft ein. Hr. Washburne sandte mir einen seiner Secretäre, um sich zu beklagen. Ich schickte sofort einen meiner Secretäre ab, um diese Ruhestörer zu verhaften, und schrieb an den Gesandten einen Brief, in dem ich mein Bedauern über diesen unwürdigen Vorgang ausdrückte. Ich erhielt alsdann einen Brief vom General Fabrice, der, die Beschimpfung als eine persönliche betrachtend, drohte, mit den Waffen zu interveniren, wenn man die Schuldigen nicht bestrafe. Ich begab mich in den Wohlfahrtsausschuß, um den Ernst dieser Drohung zu erklären. Eine Note wurde rebigirt und an das officielle Blatt und den preussischen General gesandt. Dies ist die ganze Correspondenz zwischen der Commune und den Preußen.“ Dr. Kastoul läßt sich im Anfange seines Verhörs zu folgendem Verdammungsurtheil über die Commune herbei: „Ehe ich, Herr Präsident, auf Ihre Fragen antworte, erkläre ich, daß ich mit ganzer Kraft und mit höchster Entrüstung gegen alle Verbrechen, Mordthaten und Brandstiftungen protestire, welche in der letzten Zeit der Commune begangen wurden. Ich habe keine Solidarität mit den Männern, die Paris verbrannt und die Geiseln dem Rechte, der Gerechtigkeit und der Menschheit zum Troß ermordet haben. Ich weise daher jede Verantwortlichkeit für die gehässigen Attentate zurück, welche die Idee des Fortschrittes und der Wiebergeburt, welche die Commune auf so schlechte Weise repräsentirte, gefälscht, entstellt und entehrt haben.“ Wahrlich, wenn ein Mitglied und Anhänger der Commune ein solches Verdammungsurtheil ausspricht, dann wird man uns nicht der Ungerechtigkeit anklagen können, wenn auch wir die Commune mit gleichem Maße gemessen haben.

Clement's Verhör bringt folgende wahrhaft rührende Geschichte an den Tag. Clement war Altgeselle bei einem Meister Namens Hallu in Baugivard. Derselbe erzählt, daß, als die deutschen Bomben in dieses Stadtviertel gefallen seien, ihn seine Arbeiter, mit alleiniger Ausnahme Clement's, verlassen hätten. Dieser half ihm sein Eigenthum in den Keller hinabtragen und schlief mit ihm darin. Eines Tages habe ihm Clement berichtet, daß im nahen Hospital kein guter Wein für die Verwundeten vorhanden sei, und deshalb seinen Meister gebeten, ihm für einen Theil seines Arbeitslohnes sechs Flaschen Wein aus seinem Keller zu überlassen. Der Meister willigte ein und fügte seinerseits als Geschenk sechs Flaschen hinzu. Drei Wochen darauf wurde er in die Commune gewählt und zum Maire des 18. Arrondissements gemacht, als welcher er seinen Meister besuchte und bei diesem speiste. In ihrer Unterhaltung über die Commune sagte er, und man bemerkte dies wohl, es ist die Aeußerung eines republikanisch und socialistisch gestimmten Arbeiters und keines Bourgeois: „Ich fürchte, sie sind eine Herde

von Schurken; eine Bande von Jakobinern, die nichts Gutes zu Stande bringen werden, und ich wünschte, ich wäre erst wieder in meinen Holzschuhen.“ Der Meister fragte ihn darauf, warum er die Commune und seinen Posten als Maire nicht verlasse und wieder zu arbeiten anfange, worauf er entgegnete, daß, nachdem er einmal den Posten eines Maire übernommen habe, er diesen nicht verlassen könne, weil daraus leicht großes Unheil entstehen dürfte. Eine Menge Zeugen bekundeten, daß Clement Priester, Nonnen und Kirchen mit außerordentlicher Energie und großem Eifer beschützt habe. Priester besonders sprachen mit Beredsamkeit zu seinen Gunsten und sagten, daß er das Urbild eines ehrenwerthen und rechtschaffenen Mannes sei. Als die versailer Truppen in Paris einbrangen und die Commune niedergeworfen wurde, kam Clement zu seinem alten Meister und vertraute diesem die Summe von 10600 Frs. an, den Betrag der der Mairie angehörenden Gelder. „Dieses Geld“, so sagte er, „gehört den Armen meines Arrondissement; der Himmel weiß, was aus mir werden wird, doch Ihnen kann ich vertrauen, daß Sie dieses heilige Depositum den gesetzmäßig eingesetzten Autoritäten einhändigen werden.“ Der Meister fügte hinzu, daß der einzige Vorwurf, den man Clement machen könne, der sei, daß ihm die socialistischen Ideen Proudhon's den Kopf verdreht hätten.

Nachdem am 21. Aug. das Zeugenverhör geschlossen war, das in seinem Verlaufe noch neue gravirende Thatfachen gegen Ferré zu Tage gebracht hatte, folgte am 22. Aug. die Verlesung des Antrags seitens des Regierungscommissars. Derselbe stellt folgende Sätze auf: 1) Alle Mitglieder des Centralcomité und der Commune sind für die Acte und Decrete des Comité und der Commune während der Ausübung ihrer Functionen verantwortlich. Denen, welche heute behaupten, den Berathungen betreffs dieser Acte und Decrete fremd geblieben zu sein, stand der Weg offen, die Verantwortlichkeit zu vermeiden, die ihnen zufällt, es reichte für sie hin zu protestiren oder ihre Functionen niederzulegen. Dies hat der Angeklagte Ulysse Parent gethan, der nur für die Acte und Decrete verantwortlich ist, die während seiner Theilnahme an der Commune erlassen wurden. 2) Da jede Regierung von Rechts wegen für die Wirkungen ihrer Decrete und Handlungen verantwortlich ist, so fällt auf die Mitglieder des Centralcomité und der Commune die schreckliche Verantwortlichkeit für die Decrete und Acte ihrer Regierung. 3) Die Regierung der Commune ist verantwortlich für die Verbrechen, welche ihre Delegirten und Agenten begingen. Der Commissar fügte hinzu: „Diese Principien, welche der Präsident des Kriegsgerichts während der Debatten aufgestellt hat, sind bei allen ehrlichen Männern feststehend. Indeß geben die Angeklagten ein gewisses Erstaunen kund, wenn man sie der Mitschuld an der Ermordung der Geiseln und an den Brandstiftungen anklagt. Wird man zu behaupten wagen, daß es politische Männer sind, daß sie politische Verbrechen begangen, daß sie gesucht haben, eine regelmäßige Regierung an der Stelle der bestehenden zu errichten? Wer wird das zu versuchen wagen? Ihr Programm ist bekannt. Sie wollten Vernichtung der Familie, des Eigenthums, der Religion, mit Einem Worte: die Vernichtung der Gesellschaft. Und sie bilden sich ein, daß sie nach ihrer gouvornementalen Orgie keine Rechenschaft über die Unglücksfälle abzulegen haben, welche ihr Attentat verursacht hat, daß sie nicht Rechenschaft für das vergossene Blut, für die Feuersbrünste, die sie angezündet, für die Plünderungen, zu denen sie das Beispiel gegeben, schuldig sind? Diese Männer sind schuld an dem Tode von Tausenden von unschuldigen Opfern, von tapfern Soldaten, welche für das Heil des Landes kämpfen sollten; diese Männer haben mit Anwendung von Gewalt Tausende von Bürgern, welche ihren Doctrinen fremd waren, in den Tod gesandt. Der Angeklagte Vallier hat Ihnen gesagt: «Ein großer Theil der Nationalgarde hat sich bald von der Commune getrennt.» Die 200000 Föderalisten wurden auf 69000 reducirt, dann —

und dies ist ihr größtes Verbrechen — decretirte die Commune die Massenaushebung, ein verbrecherisches Attentat gegen die Bürger, und scheute kein Mittel, ihre Decrete auszuführen. So trieben diese Männer eine Masse der Sache der Ordnung ergebene Leute in den Kampf, während sie selbst im Stadthause thronten. Sie stellten die Widerspenstigen vor Kriegsgerichte. Sie begingen durch diese wilden Maßregeln ein doppeltes Attentat. Sie errichteten eine revolutionäre Gerichtsbarkeit, und sie erschossen Unschuldige ohne Urtheil. Deshalb zögere ich auch nicht, die Richter der Kriegsgerichte als Mörder und die Männer der Commune als ihre Mitschuldigen zu bezeichnen. Die hier anwesenden Mitglieder der Commune und des Centralcomité sind also für Verbrechen verantwortlich, die während ihrer Usurpation begangen worden sind. Alle sind des Attentats gegen den Staat sowie der Usurpation von Titeln und Functionen schuldig. Die Mitglieder der Commune, die bis zum letzten Tage ihre Functionen versehen haben, haben sich wegen der Mitschuld an der Mordthat, an der Brandstiftung, an der Zerstörung von öffentlichen Gebäuden und bewohnten Häusern, an ungeseligen Verhaftungen und an der Sequestration von Personen zu verantworten. Mein Antrag zerfällt daher in drei Theile: der erste betrifft die Anklagepunkte, welche allen Angeklagten gemeinschaftlich sind; der zweite betrifft die Mitglieder der Commune, welche ihre Functionen bis zuletzt ausübten, und im dritten Theile werde ich die besondere persönliche Betheiligung eines jeden Angeklagten an der Insurrection der Prüfung unterwerfen. Folgende Anklagepunkte sind allen Angeklagten als Mitglieder des Centralcomité oder der Commune gemeinschaftlich: 1) Attentat gegen die bestehende Regierung; 2) Attentat, das den Zweck hat, zum Bürgerkriege aufzureizen; 3) die Thatsache, bewaffnete Truppen ohne Befehl oder Ermächtigung ausgehoben zu haben; 4) Usurpation von Titeln und Functionen.“ Der Regierungscommissar entwickelt nun die Anklagepunkte, indem er die verschiedenen Gesetze citirt und commentirt und indem er alle Decrete, Manifeste und Befehle aufführt, welche das Centralcomité und die Commune erlassen haben, er stellt dann die allgemeine Betheiligung fest, welche die Angeklagten an den Plünderungen, Zerstörungen, Mordthaten und Brandstiftungen gehabt, die auf ihren Befehl oder unter ihrer Autorität ausgeführt wurden. Nachdem er so die allgemeinen Anklagen gegen alle Angeklagten abgethan, und, wie wir gesehen, auf der Verantwortlichkeit aller für die Acte eines jeden bestanden, trug er alsdann seine Ansicht über die specielle Mitschuld eines jeden Angeklagten vor. Dies machte er in den meisten Fällen sehr kurz ab. Ferré beschreibt er als den wildesten und blutdürstigsten der ganzen Bande. Derselbe lache vor seinen Richtern und trage den Kopf hoch gegenüber der allgemeinen Entrüstung. Er sei der Gehülfe des verabscheuungswürdigen Raoul Rigault gewesen und habe sich zum Scharfrichter dessen gemacht, der sich der Procurent der Commune nannte. Er habe Viollet niedermekeln und zwei arme Polizeidiener ermorden lassen, die Ermordung der Geiseln, die Inbrandstetzung der Polizeipräfecture und des Finanzministeriums befohlen. Der Regierungscommissar theilt alsdann eine Rede mit, welche Ferré in der Sitzung der Commune am 28. April gehalten und worin er verlangt habe, daß, um auf das Verfahren des elenden Thiers zu antworten, man die Köpfe der hohen Geistlichen herunter schlagen müsse. „Wir sind zu gut“, sagte er, „zu gemäßigt für diese Klasse von Schuften (er meinte die Geistlichen), die an allem Unglück Frankreichs und der Republik schuld sind.“ Der Antrag Ferré's sei einstimmig votirt worden. Der Regierungscommissar erinnert daran, daß Ferré nach dem Niederbrennen des Stadthauses aus dem Gefängnisse La Roquette sein Hauptquartier gemacht habe. Dort seien die letzten Grausamkeiten verübt worden. Ferré — flücht der Regierungscommissar hinzu — erhielt Briefe aus ganz Europa. Einer aus Kopenhagen sagt: „Setzt euer Werk im Namen der Menschheit fort; fahrt mit euren Nachsuchungen in den Klöstern fort. Die Billigung Europas wird euch zutheil werden; euer Name wird in der Zukunft geehrt werden, wie

einer von denen, welche der Menschheit die größten Dienste geleistet haben. Ich zweifle nicht, daß die Bewegung Orleans bald erreicht hat. Ihr werdet dafür sorgen, daß die Kaiser dieser heiligen Stadt durchsucht werden.“ Gegen Assi hält der Regierungscommissar alle vorgebrachten Anschuldigungen aufrecht. Er stellt ihn, den Aufwiegler von Kreuzot, das rüstige Mitglied der Internationalen, den Brandbombenfabrikanten und den Zubereiter der Gifte als eins der vornehmsten Häupter der Insurrection dar. Es ist wahr, daß dieser Angeklagte, so fügt der Regierungscommissar hinzu, die von ihm verübten Verbrechen von sich abweist und behauptet, daß er sich auf die Bereitung der Munition beschränkt habe und allem fremd geblieben sei, was geschah; aber wir werden feststellen, daß er das Decret betreffs der Geiseln unterzeichnet und die Truppen zu verleiten gesucht hat. Von Urbain sagt der Commissar, daß, nachdem er sich mit seiner Concubine in der Mairie des 7. Arrondissements installiert, er seine Gefangenen beraubt und seine Concubine mit den gestohlenen Juwelen geschmückt habe. Er habe Requisitionen anbefohlen, indem er die Instruction ertheilte, die niederzuschießen, welche Widerstand leisten. Er habe verlangt, daß man die Geiseln niederschiesse, um eine Marktenderin zu rächen, die, wie er glaubte, von den Truppen getödtet worden sei. Einer der Witthendsten der Commune sei Billioray. Er habe keinen Anspruch auf das geringste Mitleid. Rastoul sagt von Billioray: „Billioray gehört zur Majorität, die für Blanqui war. Deshalb wurde er in den Wohlfahrtsausschuß gewählt. Er spricht viel; er ist sehr exaltirt, äußerst unbulbsam und gibt sich gern die Miene eines Dictators.“ Billioray unterschrieb das Gesetz über die Verdächtigen und die mordbrannerischen Manifeste. Der Regierungscommissar geht nun zu Jourde über. Weit davon entfernt, den geringsten Antheil an der Verantwortlichkeit für die Acte der Commune zuzulassen, behaupte dieser, sich um das Wohl des Vaterlandes verdient gemacht zu haben, und sei nur um die Integrität seiner finanziellen Verwaltung besorgt. Dennoch habe er nachweislich schon während der Belagerung die Bewegung vorbereitet, welche am 18. März ausbrechen sollte. Er sei Secretär des Centralcomité gewesen; habe die Wähler zusammenberufen und die Proclamation unterzeichnet, welche das Signal zur Revolte gab. Er sei nicht allein der Mithschulbige aller Verbrechen der Commune, er habe außerdem die Siegel abgenommen und öffentliche Gelder entwendet. Endlich müsse es unmöglich scheinen, daß er die Vorbereitungen nicht gekannt habe, die seit längerer Zeit für die Inbrandsteckung des Finanzministeriums gemacht wurden. Auch Tringuet habe an allen Handlungen der Commune theilgenommen, besonders an den Executionen vom 26. und 27. Mai. Er habe persönlich ein abscheuliches Verbrechen verübt, indem er seinen Revolver auf einen Mann abschoss, der schon am Boden lag. Nichts spreche zu seinen Gunsten. Strenge Anwendung des Gesetzes sei gegen ihn am Plage. Champy, eins der pünktlichsten Mitglieder der Commune, wird als der Urheber der Beschlagnahmen und Requisitionen hingestellt; dann, als der Moment kam, wo man sich vertheidigen sollte, habe er sich versteckt, jedoch im letzten Augenblicke nicht vergessen, sich 1000 Frs. von Jourde auszahlen zu lassen. Es liege ein Befehl von ihm vor, sich der Petroleumbomben zu bemächtigen, um sich derselben gegen den Nyoner Eisenbahnhof zu bedienen. Den achten Angeklagten, Regère, schildert der Regierungscommissar als einen sehr gefährlichen Menschen. Die Anklage ist insolge eines Briefes von Regère an den Commandanten der Forts zu glauben berechtigt, daß der Vater seinen Sohn dazu getrieben, seine Fahne zu verlassen (der Sohn des Angeklagten diente in der verfallenen Armee). Als ein vorsichtiger Mann dachte Regère, daß er auf dem stürmischen Meere der Insurrection doch Schiffbruch leiden könne, und deshalb rettete er einigen Individuen das Leben, die ihm dafür Erkenntlichkeit bewiesen. Er war indessen doch eins der thätigsten Mitglieder der Commune. Er theilte Courbet's Haß gegen die Säule. Nun kommt Kullier an die Reihe. Er leugne, der Internationale angehört zu haben; zwei Documente bewiesen

aber das Gegentheil. Wol sei er energisch, muthig, er verachte den Tod; mit diesen Eigenschaften werde man aber vielleicht noch gefährlicher. Die Gesellschaft, die durch ihn schon viel gelitten hat, verlange Garantien für die Zukunft. Rastoul habe nicht minder activen Theil an der Commune genommen, er weise alle Verantwortlichkeit für die abschaulichen Handlungen zurück. Es würde jetzt freilich in der That bequem sein, wenn Männer von guter Erziehung und Bildung die Massen aufreizen und dann, wenn das Blut in Strömen geflossen ist, sagen dürften: „Es ist nicht meine Schuld.“ Der nächste Angeklagte ist Groussset. Es sei nicht zweifelhaft, daß er den größten Einfluß in der Commune ausübte. Außerdem sei er der Entwendung von Staatsgeldern und Acten angeklagt. Was die Strafbarkeit des Angeklagten noch vermehre, sei seine gute Erziehung und seine Familienstellung. Der Regierungscommissar geht nun auf Ferrat und Descamps über, gegen welche er die strengste Anwendung des Gesetzes verlangt. „Element“, so sagt der Regierungscommissar, „ist ein fleißiger Arbeiter, dessen Gehirn verwirrt wurde, weil er die Werke eines Mannes\*) las, der sein unbestreitbares Talent dazu verwandte, die Abschaffung des Eigenthums zu predigen. Wenn Ihr Herz durch die Zeugnisse gerührt wurde, welche hier zu seinen Gunsten vorgebracht wurden, so werden Sie darüber nicht die unheilvollen Thaten vergeffen, welche die Commune ausübte, welcher er angehörte.“ Courbet behandelt der Regierungscommissar ziemlich mild. „Nicht ohne Betrübniß“, sagt er, „sehen wir inmitten dieser aus der Gesellschaft gestoßenen Leute einen Mann, der ein talentvoller Künstler ist. Unglücklicherweise ist dieser begabte Mann durch eine Verwirrung seiner Intelligenz auf den Weg hingerissen worden, welcher ihn heute vor Sie geführt hat. Daß der Beweggrund, der ihn handeln ließ, nichts gemein hat mit den Projecten der Internationalen, geben wir zu; aber er, der eine so hohe Stellung in unserer Gesellschaft einnahm und ein unabhängiges Vermögen besaß, das er seinem Talent verdankte, hat sich zu den Männern gesellt, die ihn hier umgeben; an Ihnen ist es, zu beurtheilen, ob die Schwäche seines Urtheils Nachsicht verdient.“ Ulysse Parent sei schuldig, das Banner der Revolte erhoben zu haben, doch er habe die Commune sehr früh in ihrer Laufbahn verlassen, und er zögere deshalb nicht, für ihn mildernde Umstände zu beantragen. Der Regierungscommissar schließt: „Die Partei, welcher diese Männer angehören, ist nicht besiegt. Es kommt hauptsächlich der Armee zu, über das Wohl Frankreichs zu wachen. Sie wird hier dem Vaterlande die nämlichen Dienste leisten wie auf den Schlachtfeldern. Um das Land und die Gesellschaft gegen solche verbrecherische Unternehmungen sicherzustellen, wie die, worüber ich Ihnen Vortrag gehalten, werden Sie nur die einzige Waffe anwenden, welche den Richtern zukommt, nämlich das Gesetz, aber Sie werden es in seiner ganzen Strenge gegen die Häupter und Mordbrenner in Anwendung bringen. Erinnern Sie sich beim Eintritt in Ihr Berathungszimmer der Worte, die ein ehrwürdiger Missionar gesprochen hat: «Ich habe 25 Jahre unter Wilden gelebt, aber ich habe dort nichts so Schreckliches gesehen als die Gesichter der Männer und Frauen, die bei der Todesfahrt von Mazas nach La Roquette uns mit hartnäckiger Wuth verfolgten.»“ Der Regierungssecretär stellt nun seinen Strafantrag und citirt die verschiedenen Artikel des Gesetzes, die bei fast allen auf Todesstrafe lauten.

Der Präsident des Gerichtshofes fordert hierauf den Advocaten Marchand, Vertheidiger Ferré's auf, die Plaidoyers zu eröffnen. Derselbe erhebt sich und benachrichtigt den Gerichtshof, daß Ferré sich geweigert habe, einen Vertheidiger zu wählen, weshalb er von dem Präsidenten ex officio als solcher ernannt worden sei. Sein Client habe den Wunsch ausgesprochen, sich selbst zu vertheidigen. Da dem Gesetze durch seine (des

\*) Proudhon.

Vertheidigers) Gegenwart Genüge geleistet sei, so verzichte er auf ein Plaidoyer und bitte, daß man Ferré hören möge. Der Präsident erwiderte, daß der Gerichtshof ganz sicherlich Ferré hören werde, da dies die Pflicht erheische. Doch er mahne den Angeklagten, seine Verttheidigung in einer anständigen, ordentlichen und bescheidenen Weise zu führen, denn wenn er versuchen werde, irgendeine schwülstige Rede zu halten und die Commune zu verherrlichen, so würde er ihm sofort das Wort entziehen. Ohne Zweifel wußte der Präsident, was Ferré zu sagen wünschte, denn er hatte versucht im Laufe des Morgens die folgende Copie seiner geschriebenen Verttheidigung zu vertheilen: „Nach dem Abschlusse des Friedensvertrages, einer schmachvollen Consequenz der Verttheidigung von Paris, war die Republik in Gefahr; die Männer, welche dem in Roth und Blut zusammengebrochenen Kaiserreiche gefolgt waren, klammerten sich an die Gewalt fest, und obgleich von der öffentlichen Verachtung niedergeschmettert, bereiteten sie im geheimen einen Staatsstreich vor; sie beharrten auf ihrer Weigerung, Paris die Wahl seines Gemeinderaths zu bewilligen. Die ehrlichen und aufrichtigen Blätter wurden unterdrückt, die besten Patrioten zum Tode verurtheilt, die Royalisten bereiteten sich auf die Theilung Frankreichs vor. In der Nacht vom 18. März glaubten sie endlich bereit zu sein und versuchten die Entwaffnung der Nationalgarden und die Massenverhaftung der Republikaner. Ihr Versuch scheiterte an der Opposition von ganz Paris und dem Abfalle ihrer eigenen Soldaten; sie ergriffen die Flucht und retteten sich nach Versailles. In das sich selbst überlassene Paris versuchten energische und muthige Bürger mit Gefahr ihres Lebens die Ordnung und Sicherheit zurückzuführen. Nach einigen Tagen sollte die Bevölkerung zur Wahlurne berufen werden, und die Commune von Paris wurde so constituirt. Die Pflicht der Regierung von Versailles bestand darin, die Gültigkeit der Abstimmung anzuerkennen und mit der Commune in Verhandlung zu treten, um die Eintracht zurückzuführen. Ganz im Gegentheil, und als ob der fremde Krieg nicht schon genug Elend und Ruinen geschaffen, fügte sie den Bürgerkrieg hinzu; und von Haß gegen das Volk und von Rache beseelt, griff sie Paris an und legte ihm eine neue Belagerung auf. Paris widerstand zwei Monate und wurde erobert, und während zehn Tage ermächtigte dort die Regierung zur Mezelei der Bürger und zur Erschießung ohne Urtheil. Diese düstern Tage versetzen uns in die Bartholomäusnacht zurück; man findet Mittel, den Juni und December zu übertreffen! Bis wann wird man fortfahren, das Volk mit Kartätschen zu beschießen? Mitglied der Commune von Paris, bin ich in den Händen ihrer Besieger; sie wollen meinen Kopf — mögen sie ihn nehmen! Frei habe ich gelebt, so will ich auch sterben. Ich füge nur noch ein Wort hinzu: das Glück hat seine Launen. Ich vertraue der Zukunft die Sorge für mein Andenken und meine Sache. H. Ferré.“

Nur wenige Worte dieser Verherrlichung der Commune und ihrer Schandthaten, dieser persönlichen Angriffe statt einer Verttheidigung, wurden dem Angeklagten erlaubt vorzulesen; bei den Worten „Roth und Blut“ unterbrach ihn der Präsident und befahl ihm sich niederzusetzen. Es gelang jedoch Ferré noch, die letzten Phrasen seiner Verttheidigung vorzulesen, bei welcher Gelegenheit sich der Präsident bezüglich der Worte des Angeklagten: „Ich vertraue der Zukunft die Sorge für mein Andenken“, zu der ungesetzmäßigen und raschen Aeußerung hinreißen ließ: „Das Andenken an einen Mann, der des Mordes angeklagt ist“, gegen welche Worte denn auch, wie es nicht anders sein konnte, der Verttheidiger Ferré's Widerspruch erhob, da diese dem Urtheil vorgriffen. Diesem Protest schlossen sich noch die Verttheidiger für Verdure, Manchon, für Groussset, Gatineau, und für Element, Delzant, an, indem sie den Gerichtshof durch eine von Manchon vorgelesene Schrift aufforderten, die vom Präsidenten gemachte Aeußerung zu Protokoll zu nehmen. Die Verttheidigung der Angeklagten, auf die näher einzugehen

hier nicht der Ort ist, wurde im großen und ganzen mit vielem Takt und Geschick geführt; es waren besonders der Vertheidiger Assi's, Bigot, ferner der junge Advocat André Rouffelle, Vertheidiger Urbain's, und der Stabträger der versailer Advocaten, Renaud, Vertheidiger Kastoul's, die sich vor allen andern auszeichneten.

Die Schlusßsitzung, in welcher das Urtheil gefällt wurde, fand am Sonnabend, 2. Sept., am Jahrestage der Schlacht von Sedan, statt. Die Anklagen, über welche das Kriegsgericht zu entscheiden hatte, waren folgende: 1) Attentat gegen den Staat; 2) Aufreizung zum Bürgerkriege; 3) Aushebung von Truppen ohne Befehl und Ermächtigung der Regierung; 4) Usurpation von Titeln und Functionen; 5) Mitschuld an Mordthaten; 6) Mitschuld an Brandstiftung in öffentlichen Gebäuden und bewohnten Orten; 7) Mitschuld an der Zerstörung von Privathäusern; 8) Mitschuld an der Zerstörung öffentlicher Monumente; 9) Willkürliche Versetzung und Sequestration von Personen; 10) Fabrication von Waffen, welche vom Gesetze verboten sind; 11) Verleitung von Militärpersonen; 12) Annäherung des unberechtigten Befehls über eine bewaffnete Truppe; 13) Entwendung von Acten und Titeln; 14) Diebstahl von Papieren vermittelst Gewaltthätigkeit und durch Vorzeigung falscher Papiere der Behörden; 15) Bruch der Siegel und Diebstahl von Staatspapieren.

Nach langstündigen Berathungen, gegen 6½ Uhr abends, bei hereinbrechender Dunkelheit, trat das Kriegsgericht wieder in den Sitzungsaal, und der Präsident Oberst Merlin beginnt alsdann im Namen des französischen Volks und der französischen Republik mit dem Vortrage des Urtheils. Die Fragen, die allgemeinen und die, welche jeden Angeklagten persönlich betreffen, sind 503 an der Zahl. Die Antworten auf die Fragen betreffs Ferré's lauten einstimmig bejahend. Assi wird auf alle Fragen einstimmig für schuldig erkannt, die betreffs der Geiseln und der willkürlichen Verhaftungen ausgenommen. Urbain wird auf alle Fragen einstimmig für schuldig erklärt, eine einzige ausgenommen, wo er mit sechs Stimmen gegen eine für nichtschuldig erklärt wird; mildernde Umstände werden ihm zuerkannt. Billioray wird auf alle Fragen für schuldig erkannt, mit Ausnahme der betreffs der Verhaftungen. Jourde, auf alle übrigen Fragen für schuldig erkannt, wird an der Mezelei der Geiseln, den Brandstiftungen und dem Erbrechen der Siegel für nichtschuldig erkannt; mildernde Umstände werden zu seinen Gunsten zugelassen. Trinquet wird auf alle Fragen für schuldig erklärt; mildernde Umstände werden zugelassen. Champy wird einstimmig für schuldig erklärt, mit Ausnahme der Mordthaten, der Brandstiftungen und der Verhaftungen, wo ihn drei Stimmen für unschuldig und eine für schuldig erkennen. Regère wird einstimmig auf alle Fragen für schuldig erklärt, mit Ausnahme der Mordthaten. Kullier wird auf alle Fragen einstimmig für schuldig erklärt. Kastoul wird auf alle Fragen, die Mordthaten und Brandstiftungen ausgenommen, für schuldig erklärt; mildernde Umstände werden ihm zuerkannt. Grouffet, auf die Hauptfragen für schuldig erkannt, wird, was die Zerstörung der Monumente, die Wegnahme der Titel und den Papierdiebstahl betrifft, für unschuldig erklärt. Verdure wird der Mordthaten, der Brandstiftungen und der willkürlichen Verhaftungen für nichtschuldig erkannt; auf die übrigen Fragen lauten die Antworten bejahend. Descamps wird auf alle Fragen für nichtschuldig erklärt. Clement wird für nichtschuldig erklärt, mit Ausnahme der Frage betreffs der Usurpation von Functionen; mildernde Umstände werden zu seinen Gunsten zugelassen. Courbet wird nur der Zerstörung der Vendôme'ssäule für schuldig erklärt. Parent wird auf alle Fragen für nichtschuldig erklärt. Infolge dessen verurtheilt das Kriegsgericht Ferré einstimmig zum Tode; Assi zur Deportation in eine Festung; Urbain zu lebenslänglicher Zwangsarbeit; Billioray zur Deportation in eine Festung; Jourde zur einfachen Deportation; Trinquet zu lebenslänglicher Zwangsarbeit; Champy zur Deportation in eine Festung; Kullier zum Tode; Regère, Grouffet, Verdure und Ferrat zur Deportation in eine Fe-

fung; Clement zu 3 Monaten und Courbet zu 6 Monaten Gefängniß und 500 Frs. Strafe und spricht Descamps und Parent frei. Der Vortrag des Urtheils dauerte über zwei Stunden bis 8½ Uhr abends.

Währenddessen war die Nacht hereingebrochen, und man sah sich genöthigt, Wachkerzen in den Saal zu bringen, da es dort kein Gas gibt. Die Zahl der Richter war aber sehr gering, sodaß der Saal ein äußerst düsteres Aussehen erhielt. Die Angeklagten wohnten dem Vortrage des Urtheils nicht bei. Nachdem der Saal geräumt worden war, wurden die Angeklagten eingeführt, und der Gerichtsschreiber theilte ihnen das Urtheil mit. Alle nahmen es mit Schweigen auf; selbst Ferré und Lullier, die beiden zum Tode Verurtheilten, sagten kein Wort. Nur wenige Mitglieder des Gerichtshofes wohnten der Ceremonie bei, wohl aber der Regierungskommissar und sein Substitut. Der Berichterstatter der „Times“ gibt über diesen Schlußact in den Verhandlungen gegen die Insurgenten einen trefflichen Bericht, aus dem das Hauptsächlichste mitzutheilen wir keinen Anstand nehmen: „Das lange Warten auf den Urtheilspruch, für jedermann äußerst ermüdend, muß für die Verwandten und Freunde der Angeklagten, von denen nicht wenige im Gerichtssaale waren, geradezu schrecklich gewesen sein. Die Schwester Ferré's erregte allgemeine Aufmerksamkeit, zum Theil wegen des schrecklichen Schicksals, welches man mit Gewißheit für ihren Bruder erwartete, zum Theil aber auch, weil Gerüchte im Schwange waren, daß sie, falls er zum Tode verurtheilt würde, beabsichtige, sich zu erheben und den Richtern öffentlich mit ihrer Rache zu drohen. Endlich, nachdem selbst die Sanguiniker aufgehört hatten noch heute das Fällen des Urtheilspruches zu erwarten, und eine große Anzahl der Verzagenden bereits weggegangen waren, öffnete sich die Thür, welche den ganzen Tag hindurch so ängstlich bewacht worden war, und es erschienen die Richter. Sie sahen blaß und abgemattet aus, wie sich dies nach einer dreizehnstündigen Berathung leicht denken läßt. Schon die vierwöchentlichen Verhandlungen hatten sie hart mitgenommen. Es war eigenthümlich, Woche für Woche die Veränderungen wahrzunehmen, welche die langen Sitzungen in einem überfüllten Gerichtssaale, verbunden vielleicht mit der abspannenden Natur der vorliegenden Arbeiten, bei den meisten hervorgebracht haben. Einige der Gefangenen haben sich ohne Uebertreibung dermaßen verändert, als ob ganze Jahre über sie hinweggezogen wären, ihr Aussehen stimmte zu dem düstern und sorgenvollen Ausdruck auf dem Gesichte der Richter. Die Ceremonie des Urtheilspruches war in einigen Beziehungen durchaus interessant und imponirend, in andern jedoch so langweilig durch die kaum verständlichen Formeln, daß gegen Ende selbst die Feierlichkeit und Bedeutung der Sache nicht mehr im Stande war, die Aufmerksamkeit der Zuhörer gefesselt zu halten. Das Impofante wurde durch die Dunkelheit vielleicht noch vermehrt. Man denke sich einen langen hohen Raum, von einer ängstlich harrenden Volksmenge überfüllt und nur am obern Ende spärlich erleuchtet. Am untern Ende flackern auf einer Galerie längs der Wand zwei einsame Kerzen, welche gerade genug Licht geben, um die nächsten Gegenstände in ein um so tieferes Dunkel zu hüllen. Die Mitte der geräumigen Halle ist gar nicht erleuchtet und nur mit Mühe kann man unterscheiden, daß sie mit einer wirren Masse ängstlich laufschender Zuhörer angefüllt ist, die in athemlosem Schweigen der Stimme des Präsidenten folgt, oder, wenn diese Stimme einen Augenblick lang innehält, sich von der Spannung steter Aufmerksamkeit erholt, um eine Haltung der Erleichterung anzunehmen. Gegen das obere Ende der Halle zu, wo diese bis zu einem gewissen Grade durch zwei oder drei Lampen und vielleicht etliche 20 Kerzen erleuchtet ist, werden blasse Gesichter durch das Halbdunkel sichtbar, und am äußersten Ende steht hinter einem langen Tische die Hauptfigur der ganzen Scene, der Präsident, vornübergeneigt, um bei dem Scheine der vor ihm stehenden Lampe das Actenstück zu verlesen, in welchem das Geheimniß verborgen

liegt. Zu jeder Seite neben ihm stehen, bewegungslos wie Standbilder, drei Mitglieder des Gerichtshofes und unten an den Stufen, die zum Präsidententische führen, stehen noch mehrere statuengleiche Figuren, deren Bajonnete die glimmernden Lichtstrahlen zurückspiegeln. Für das Auge war die Scene allerdings eigenthümlich imponant, aber dem Geiste wurde es schwer, den ungemein langweiligen Förmlichkeiten einiges Interesse abzugewinnen. Der Präsident hatte 500 Fragen über die verschiedenen Angeklagten zu verlesen, und so schnell er dies auch that, nahm es eine ganze Stunde weg. Das Beantworten der Fragen nahm eine weitere halbe Stunde in Anspruch, und so waren anderthalb Stunden geradezu mit lauderswelschen Formeln verschleudert worden. Endlich kam derjenige Theil, den wir alle so ängstlich erwartet hatten, und die Stille wurde plötzlich so tief, als ob niemand auch nur zu athmen wagte, sodas man das leiseste Flüstern im ganzen Saale hätte vernehmen können. Nach kurzer Einleitung verlas der Präsident den Urtheilspruch. Als Ferré zum Tode verurtheilt wurde, drehte ich mich um, in der Erwartung, einige Sensation wahrzunehmen, aber jedermann hatte diesen Ausgang mit solcher Sicherheit erwartet, daß die Ankündigung nicht den mindesten Eindruck hervorrief. Ein Gleiches galt bei Verkündigung der übrigen Urtheilsprüche, nur die Verurtheilung Lullier's zum Tode verursachte das, was die Franzosen so treffend mit dem Worte «Sensation» bezeichnen, wenn eine große Volksmenge plötzlich, und gleichmäßig von derselben Aufregung ergriffen wird, wenn jedermann weiß, daß sein Nachbar genau so fühlt wie er, obwol keiner von beiden seinem Gefühle Ausdruck zu geben vermag. Lullier's Urtheil hat jedermann in Erstaunen gesetzt, keiner kann glauben, daß er hingerichtet werden wird, und die Regierung ist verpflichtet, seine Sache noch einmal in Erwägung zu ziehen."

Das über die angeklagten Insurgenten gefällte Urtheil kann im großen und ganzen nicht als ein strenges bezeichnet werden. Im Gegentheil, wenn man die Verbrechen in Betracht zieht, deren die Gefangenen angeklagt waren und deren sich manche unter ihnen ganz ohne Frage moralisch, wenn nicht legal schuldig gemacht hatten, so muß man ihre Behandlung als eine milde bezeichnen. Wären diese Männer innerhalb einer Woche nach den Bränden in Paris vor Gericht gezogen, so steht es außer Zweifel, daß sie sämtlich erschossen worden wären; aber auf der andern Seite ist es die Frage, ob ein gewöhnlicher Criminalgerichtshof über sie ein härteres Urtheil gefällt haben würde. Da man allgemein wußte, daß das Kriegsgericht die Ansicht, als seien sämtliche Verbrechen rein politischer Natur — was jede Verurtheilung zum Tode nach französischem Gesetze unmöglich gemacht hätte — bestritte, so nahm man allerorten in Frankreich an, daß ein Todesurtheil das Los einer beträchtlichen Zahl unter ihnen sein würde, wogegen nur zwei, Ferré und Lullier, eine so schwere Sentenz traf. Urbain und Trinquet haben lebenslängliche Zwangsarbeit als Lohn für ihre Thaten erhalten, wogegen Assi das Glück hatte, dem Geschick, das seinen wilden und principienlosern Spießgesellen Ferré betroffen, zu entriunen, und mit Villioray, Champy, Negère, Grouffet, Verdure und Ferrat zur Transportation in eine Festung bestraft worden ist. Dies Strafurtheil bedeutet nicht, daß die Verurtheilten in Frankreich bleiben, sondern im Gegentheil, es schließt nach der Verurtheilung zur Zwangsarbeit, die im civilisirten Frankreich, wie jedermann weiß, auf die barbarischste Weise gehandhabt wird, das härteste Strafmaß ein und besteht in einer Transportation nach einer entlegenen Colonie, gewöhnlich Cayenne, wo die Gefangenen unter Aufsicht von Gardes chiourmes sehr häufig in Gemeinschaft mit gemeinen Verbrechern arbeiten müssen, wofür ihnen Nahrung, wie unsere Gefangenen in Frankreich es ja erfahren, allezeit von der schlechtesten Qualität verabreicht wird; des Nachts werden die Verurtheilten unter Schloß und Riegel gehalten, oder doch, wo dies nicht stattfindet, scharf überwacht. Einfache Transportation, wozu Bourde und Rastoul verurtheilt

wurden, bedeutet eine Transportation nach irgendeiner Colonie, wo der Verurtheilte, solange er sich ordentlich beträgt und sich alle zwei Wochen auf dem Polizeibureau seines Districts präsentirt, hingehen kann, wohin es ihm beliebt, und thun, was ihm gefällt. Er kann ein Handwerk treiben, Dienst nehmen, kaufen, verkaufen, heirathen, oder wenn er Mittel dazu hat, seine Familie aus Frankreich nachkommen lassen, und wenn eine Revolution ausbricht, so sind Chancen vorhanden, daß er seinen Weg nach Paris finden und dort, wenn ihm das noch immer Spaß macht, wieder hinter einer Barrikade fechten kann.

So verschwand denn nun von der öffentlichen Bühne eine Anzahl von Personen, deren Geschichte durch die Verhandlungen keineswegs ganz aufgeklärt wurde. Denn während vier langer Wochen mußten die 18 Angeklagten einen langweiligen Proceß durchmachen, und die Aufmerksamkeit von Europa war auf Versailles gerichtet, in der Hoffnung, daß man irgendeine Aufklärung über eine Bewegung erhalten würde, die von Anfang bis zu Ende in ein gewisses geheimnißvolles Dunkel gehüllt war. Wer waren alle die Socialisten und Communisten? Was waren ihre Absichten? Die Verhandlungen haben keine Antwort hierauf gegeben. In unsern Artikeln über die Commune sprachen wir nur unsere eigene, auf glaubwürdige Berichte und eigene Erfahrungen basirte Meinung über die ephemeren Herrscher von Paris aus, und diese zu ändern hat uns der Proceß keine Veranlassung gegeben. Die Insurrection war eine ebenso muthwillige wie grundlose. Ihr Vorwand war der ganz gerechte und nothwendige Entschluß der Regierung, sich der Artillerie wieder zu bemächtigen, welche gewisse unzufriedene Bataillone der Nationalgarde, Bataillone, ebenso hervorragend durch ihre Feigheit vor dem gemeinsamen Feinde als feindselig gegen die Majorität der französischen Nation, ganz ungesetzmäßig hinweggeschleppt hatten. Das Verbrechen dieser Nationalgarden war nichts Oeringeres als Hochverrath und Meuterei; doch die Regierung, in ihrer unsinnigen Rachsch, wünschte sie weder zu bestrafen noch zu entwaffnen; sie wollte ihnen nur die Kanonen wegnehmen, mit denen sie nichts zu thun hatten. Auf diese alberne Entschuldigung hin brachen die Socialisten von Paris in offene Revolte aus; ihre wahre Absicht war die Errichtung einer socialdemokratischen Republik und die Erhebung der arbeitenden Klassen; mit andern Worten, der Despotismus einer Minorität der Bevölkerung von Paris und von Paris über Frankreich und die Plünderung aller, die Eigenthum zu verlieren hatten, zum Vortheil jener, die nichts besaßen. Soweit irgendeine Absicht laut wurde, so war es diese. Wenn dies aber nicht das Ziel der Insurgenten war, so gab es gar keinen verständigen Grund, und sie erhoben die Fahne der Revolte aus reinem Muthwillen und getrieben von niedern Factionsgelüsten. Von jedem Gesichtspunkte aus war ihr Verbrechen ein scheußliches, und die Gefahr, mit der es die Gesellschaft bedrohte, eine schreckliche. Um irgendeine Parallele aufzufinden mit dem Schrecken, den sie überall im Lande verbreitete, müssen wir in die Zeiten der Pulververschwörung unter Jakob I. zurückgehen. Hochverrath, Revolte, Verführung bildeten einen Theil und nicht einmal den schlimmsten Theil in der Anklage. Die Insurgenten haben theilweise das ausgeführt, was Fawkes und seine fanatischen Helfershelfer zu thun so zeitig verhindert wurden. Die Zerstörung der Wendesäule war vergleichsweise unwichtig. Jede Revolution zerstört Standbilder, und dieser bronzene Pfahl, eine ganz gemeine Copie des herrlichen Originals im Forum des Trajan, ist nicht das erste Gözenbild, das im Sturm der Zeiten gebrochen wurde. Doch die Männer des 18. März waren Virtuosen in ganz andern Verbrechen. Die Untersuchung hat es klar bewiesen, daß die Brandstiftungen absichtliche und planmäßige und die Ermordungen vorbedachte waren. Die öffentlichen Gebäude wurden nicht durch Petroleumbomben der versailer Truppen in Brand gesteckt, und die Ermordung der Geiseln wurde nicht im wilden Impuls von Furcht und Rache,

als sich die Insurgenten hoffnungslos bestegt sahen, ausgeführt. Die Socialisten und ihre Anhänger mögen den Beweis versuchen, daß die Niederbrennung der öffentlichen Gebäude eine militärische Maßregel und die Execution der Geiseln eine legitime Repressalie gegen die barbarischen Acte der Regierungstruppen war; doch sie werden wenig mit diesen Entschuldigungen für zwei der verabscheuungswürdigsten Verbrechen, die in unserm Zeitalter begangen wurden, erreichen. Die Geschichte hat selten ihr Urtheil über ein teuflischeres Document zu fällen als' das, welches der Präsident des Gerichtshofes verlas und das also lautete: „Executiren Sie den Erzbischof und die andern Geiseln; stecken Sie die Tuilerien und das Palais-Royal in Brand und ziehen Sie sich auf Saint-Germain-des-Près zurück. Alles geht gut. Der Generalprocureur der Commune, Raoul Rigault.“ In Vergleich mit diesem Schriftstücke ist der Befehl Ferré's: „Faites flamber Finances“, unbedeutend. Vor sechs Jahren war die ganze civilisirte Welt entriistet über den Mord Abraham Lincoln's durch den halbwahnsinnigen John Wilkes Booth, und man konnte nur einstimmen in die strenge Justiz, mit der gegen die Mitschuldigen des Mörders verfahren wurde, obgleich sich unter ihnen eine Frau befand. Doch die Schandthat, welche die Vereinigten Staaten ihres Präsidenten beraubte, erblickt vor einer weit empörendern Handlung, dem kaltblütigen, satanischen Mord des Erzbischofs von Paris und der andern Geiseln. Booth zeigte wenigstens Muth bei seinem Verbrechen; die Niedermetzlung des Prälaten und seiner Mitgefangenen aber war einfach eine blutige und feige Schlächterei. Obgleich wir davor zurückschrecken, einem der Verurtheilten eine Theilnahme an dem Verbrechen aufzubürden, so ist es doch gewiß, daß unter ihnen eine Solidarität vorhanden war, und deshalb kommen sie unter die Anwendung des Gesetzes: „Qui facit per aliam, facit per se.“ Wenn wir auch einen großen Theil der übertriebenen Gerichte über Anwendung des Petroleums ins Reich der Fabeln verweisen, so ist es doch gewiß, daß die Zerstörung der Tuilerien und des Stadthauses durch Feuer eine vorbedachte und nicht nothwendige war, und Brandstiftung ist sowenig ein „politisches Verbrechen“ wie Mord.

Kurze Zeit nach diesem Proceß der „Achtzehn“ wurden Kossel und Rochefort, einer nach dem andern, vor die Schranken des Gerichts gerufen, um gleichfalls Rechenschaft über ihr Thun während der Herrschaft der Commune abzulegen. Der erste, mit dem wir uns schon im zweiten Artikel über die Commune eingehend beschäftigt haben, wurde als Deserteur vom Kriegsgerichte zum Tode verurtheilt. Wenn sich auch gegen dieses Urtheil sowie gegen die Benennung Kossel's als „Deserteur“ manches einwenden läßt, so muß doch andererseits auch wieder zugegeben werden, daß das Kriegsgericht consequenterweise kaum zu einem andern Resultat gelangen konnte. Kossel hat während seines Processus unser über ihn gefälltes Urtheil bestätigt. Seine Entschuldigung, daß er zur Commune übergegangen sei, weil er geglaubt habe, daß diese den Krieg gegen Deutschland fortsetzen oder vielmehr wieder aufnehmen werde, steht ganz in Harmonie mit seinem hinterlistigen Auftreten gegen seinen Vorgesetzten Cluseret. Lüge, Bruch des Ehrenwortes und des Fahnenweides begegnen sich in ihm; denn vom ersten Augenblicke an hatte die Commune jedem Nichtblinden gezeigt, daß sie vor allem Deutschland ungeschoren lassen, ja sich dessen Freundschaft oder doch wenigstens dessen Neutralität zu gewinnen strebe. Kossel wußte dies ebensowol wie alle andern leitenden Persönlichkeiten unter den Insurgenten. Nichts als Eigennuz und Ehrgeiz trieb ihn, seinen Posten in Nevers zu verlassen und sich unter das Banner der Aufständischen zu stellen, denn er glaubte fest, diese würden die Oberhand behalten. Einmal im Strudel, suchte er sich durch Intrigue ans Ruder zu bringen, und als er sah, daß dies ein zu schwieriges Unternehmen war, trat er feige zurück und ergriff die Flucht, anstatt wie Dombrowski und andere Soldaten wenigstens eines ehrlichen Todes zu sterben. Ueber Rochefort, der wegen seiner aufreizenden Schriften gegen Versailles zur Transportation verurtheilt wurde, eine für bloße Preßvergehen jeden-

falls zu harte Strafe, weiter zu reden, würde überflüssig sein, da „Unsere Zeit“ bereits früher über diesen Helden und Boulevardliteratur eine biographische Skizze brachte.

Was nun die Prozesse in ihrer Gesamtheit anbetrifft, so bieten sie wenig Hoffnungsvolles für die Zukunft Frankreichs dar. Was kann Thiers, was ein Minister, was ein Kaiser oder König für ein Volk thun, das die Revolution fast für eine legale Institution hält? Die Dinge, die täglich im Gerichtshofe vorgingen, die Haltung der Nationalversammlung, kurz die ganzen Zustände des Landes verkünden wenig Gutes für die Zukunft und machen die Beständigkeit der Ordnung in diesem Lande außerordentlich zweifelhaft. Wir mögen uns irren, doch nach dem Worte eines hervorragenden Deputirten der Nationalversammlung ist Frankreich augenblicklich so tief gesunken, daß eine Besserung kaum möglich ist!

Kaum hatte der dritte Martialhof sein Vergeltungswerk vollbracht, kaum war der Vorhang herabgerollt über die aufregenden Scenen, die sich vor seinen Schranken in der Reitbahn abgespielt hatten, als sich die Kunde in Paris verbreitete, daß der vierte Martialhof, unter dem Vorstize des Obersten Boisdemetz vom 135. Linienregiment, seinen Sitz vom versailer Justizpalast nach dem Schauplatze der Thaten des Obersten Merlin verlegt habe, um daselbst über 40 „Petroleusen“, jene fabelhaften Megären, zu Gericht zu sitzen, die Paris, mit einem Petroleumpinsel in der einen, mit der Fadel in der andern Hand, angezündet haben sollten. Fieberhafte Erregung herrschte in allen Kreisen der sensationsbedürftigen französischen Metropole über „die furchtbaren Enthüllungen“, die dieser Proceß der Brandstifterinnen zu Tage fördern würde. Der Tag des Gerichts, der 4. Sept., brach an; eine Menge Neugieriger, in der besonders das zarte Geschlecht stark vertreten war, strömte in die Räume der weiten Reitbahn, doch eine arge Enttäuschung wartete ihrer. Anstatt der 40 Angeklagten fanden sie in der Loge der Angeklagten nur 5 arme, abgemagerte, grundhäßliche Frauengestalten, aus den untersten Volksschichten; Kettise, Sueten, Marchais, Papavoine und Vocquin sind ihre Namen, gegen welche der öffentliche Ankläger selbst erklärte, keine andere Anklage vorbringen zu können, als daß sie als Marketennerinnen oder Ambulancefrauen einer Bande angehört hätten, die es versucht habe, die bestehende Regierungsform zu ändern, zum Bürgerkriege, durch Bewaffnung der Bürger gegeneinander, aufzureizen, und die ferner mehrerer Plünderungen, Niedermegelungen und Zerstörungen im 7. Arrondissement in Paris schuldig sei. Und wegen dieser Verbrechen wurden drei der Weiber: Kettise, Sueten und Marchais, zum Tode verurtheilt. Es ist hier nicht der Ort, uns in Betrachtungen über die augenblicklich in Frankreich gehandhabte Gerechtigkeit zu ergehen, noch die Handlungsweise von Gerichtshöfen zu kritisiren, welche Weiber wegen nicht bewiesener Verbrechen zum Tode verurtheilen, und Mörder, die bewiesener- und eingestandenmaßen deutsche Soldaten nach dem Friedensschlusse menschen, freisprechen; darüber wird dereinst die Geschichte ihr Urtheil fällen. Was bei dem soeben erwähnten Urtheile das Rechtsgefühl eines jeden Denkenden schwer verletzen muß, ist der Umstand, daß jene Frauen, nachdem sie vor der Welt als Scheusalen gebrandmarkt waren, die für Geld in Paris herumgelaufen seien, um Petroleum in die Keller zu gießen und es anzuzünden, wie es Beweise lehrten, nichts derartiges gethan hatten und trotzdem mit all der Feierlichkeit eines Martialhofes gerichtet wurden, für den „Versuch, die bestehende Regierungsform zu ändern“. Die Anklage selbst ist eine lächerliche, und das Verdict ein Hohn auf Gesetz und Recht. Nichts „Specielles“ wurde gegen die armen unwissenden, kaum von einem Advocaten vertheidigten Angeklagten bewiesen. Sie bildeten einen Theil des weiblichen Elements der Insurrectionarmee von 200000 Menschen, und das ist alles. Demzufolge waren sie der Theilnahme am Bürgerkriege schuldig und nach dem Militär-

strafgesetze dem Tode verfallen. Aber diese Frauen wurden unter einer falschen Anklage verhaftet, vor Gericht geschleppt und verurtheilt. Dem blutdürstigen französischen Volke wurde vorgegeschwindelt (wir haben keinen mildern Ausdruck für das Verfahren der versailer Regierung in diesem Falle), daß es in ihnen häßliche und außerordentliche Specimen weiblicher Ungeheuer sehen würde, welche die „Circotensen von 1790“ noch bei weitem überträfen, wogegen es doch die nüchterne Thatsache war, daß sie ganz gewöhnliche Frauenzimmer aus den niedern Volksschichten waren, die, einem unwiderstehlichen Einflusse folgend, mit der Gesellschaft, in der sie sich bewegten, und in Gemeinschaft mit ihren Liebhabern, die ihre Sympathien ebenso sehr beherrschten, wie es Ehemänner gethan haben würden, an einer Insurrection theilnahmen, von deren Bedeutung sie auch nicht die geringste Ahnung hatten. Tausende und aber Tausende von Frauen in Paris befanden sich in gleicher Lage und hatten das Gleiche gethan. Die von der Nationalversammlung eingesetzte Begnadigungscommission scheint denn auch von der Ungerechtigkeit und Widersinnigkeit des gefällten Urtheils durchdrungen gewesen zu sein, da sie das erkannte Todesurtheil in Freiheitsstrafe umwandelte.

Drei Tage nach dem Proceß der „Petroleusen“ wurde der Geh. Kriegsrath und Secretär im Ministerium des Krieges unter Gambetta zu Tours, George Cavalier, besser gekannt als Piepe-en-Bois, vor die Schranken des dritten Martialhofes gerufen, der diesmal im Aßisenhofe des Justizpalastes zu Versailles tagte, um sich über seine Theilnahme als Chef des Straßenreinigungswesens unter der Commune zu rechtfertigen. George Cavalier, noch jung an Jahren, hat ein Gesicht wie aus einem Kürbis geschnitten, oder gemeinverständlicher, ein wahres Laternengesicht. Er schaut während der ganzen Verhandlungen recht traurig darein, und nichts an ihm erinnert mehr an den eleganten Cavalier, der zu Tours in seinen rostigen Tagen geheimen Kriegsrathsstzungen in der Abwesenheit des Dictators präsidirt hatte. Er ist ein Civilingenieur seines Zeichens, dem es 1869 in den Sinn kam, anstatt civile Pläne zu zeichnen, politische Pläne zu schmieden und Neben in den Bierhäusern zu halten, während welcher Epoche ihm der Volkswitz wegen seiner komischen Gesichtsbildung den bezeichnenden Namen „Piepe-en-Bois“ beilegte. Nach Abschluß des Friedens gleich seinem Herrn und Meister außer Thätigkeit gesetzt, eilte er nach Paris, schloß sich der insurrectionellen Bewegung an und erhielt von der Commune am 7. April den Posten eines Generalinspectors der Straßen, Chaussees und öffentlichen Promenaden. Da er in der Ausübung seiner Functionen, wie alle seine Collegen, sich willkürlich und gewalthätig gezeigt, auch am 22. Mai Omnibusse requirirt hatte, um Kriegsmunition zu transportiren, und ferner an demselben Tage allen seinen Sectionschefs anbefohlen hatte, ihre Leute zu den Barrikaden zu senden, so wurde er angeklagt: 1) der Ufurpation von Functionen; 2) der Theilnahme an einem Verbrechen, dessen Gegenstand es gewesen, die bestehende Regierungsform zu ändern, und 3) der Hülfsleistung beim Bau von Barrikaden und anderer Werke, mit der Absicht, das Vordringen der französischen Armee zu verhindern, und insolge dessen zur Transportation in einen befestigten Platz verurtheilt. Bemerkenswerth bei diesem Proceß war, daß sich Gambetta geweigert hatte, als Entlastungszeuge für seinen ehemaligen Freund zu erscheinen.

Nicht ganz unerwähnt darf in der Reihe der verschiedenen, gegen die gefangenen Insurgenten angestregten Proceße der gegen die schöne Madame Leroy, der Maitresse Urbain's, gelassen werden. Ihre Sache wurde am 18. Sept. gleichfalls vor dem Obersten Merlin und seinem Gerichtshofe verhandelt. Die junge und anziehende Person, die ein gutes Theil Schauspielertalent besitzt, erschien vor ihren Richtern in der Haltung und mit der Miene einer büßenden Magdalena. Sie hatte, um ihre delicatesen, während der Haft recht bleich gewordenen Züge noch bleicher erscheinen zu lassen und um ihrer Schönheit einen passenden Rahmen zu verleihen, ein einfaches schwarzes Gewand angelegt.

Ihr bescheidener Hut war nur mit wenigen Blumen geschmückt, gerade genügend, um der Mode Rechnung zu tragen, und nichts mehr. Graue sogenannte Halbtrauerhandschuhe bedeckten ihre kleinen zarten Hände, in denen sie ein schneeweißes Schnupftuch hielt, das sie während ihrer Vernehmung mit Grazie und Geschick zu benutzen wußte und das nicht zu jenen kleinen, nur zur Schau getragenen Tülltüchern gehörte, sondern vermöge seiner Einfachheit und seiner respectablen Größe expresse für die vorhergesehene Nothwendigkeit gemacht schien. Nach Beantwortung der gebräuchlichen Vorfragen, nach Namen, Stand und Alter (sie gab nur 21 Jahre zu), saß sie bewegungslos mit niedergeschlagenen Augen da, während der Regierungscommissar seine Anklage verlas. Wer und was ihr kaum vor einem Jahre verstorbener Mann gewesen, war nicht aus den Verhandlungen ersichtlich. Sprache und Haltung der jungen Witwe zeigen, daß sie sich in der „Welt“ bewegt hat; ihre sociale Stellung ist die einer „Kleidermacherin“. Doch die Aufschlüsse über ihr früheres Leben, welche die Voruntersuchung an den Tag gebracht hat, verwischen den Heiligenschein, den sie sowol wie Urbain während des Processes der „Siebzehn“ um sich zu verbreiten suchte. Urbain hatte sie in seinem Testament als eine wahre Heilige hingestellt, als sein Weib vor Gott, das seinen verwaisten Kindern eine zweite Mutter geworden sei, mit der er sich nur während der stürmischen Zeiten nicht habe gesetzmäßig vertheilt haben können. Doch nun wurde es klar nachgewiesen, daß Madame Leroy, drei Wochen bevor sie Urbain's Bekanntschaft gemacht, bereits mit einem andern Wittwer in wilder Ehe gelebt hatte. Ihr erstes Zusammentreffen mit Urbain fand am 27. April in dessen Mairie statt, wo sie ihn aufgesucht hatte, um von ihm die Autorisation zur Gründung einer Waisenunterstützungsgesellschaft zu erhalten. Bei dieser Gelegenheit wußte sie ihre Reize in einem so verführerischen Lichte zu zeigen, daß sie von Stunde an die Frau Maire des 7. Arrondissements wurde. Nicht minder wurde es nachgewiesen, daß Madame Leroy vor drei Jahren, als sie noch ledig war, wegen eines Diebstahls von 11 Frs. eine einmonatliche Gefängnißstrafe erlitten hatte, ein Umstand, der gewaltig in die Waagschale gegen ihren Ruf als politische Heldin fällt. Angeklagt, zum Bürgerkriege, zur Plünderung und zu Niedermegelungen aufgereizt zu haben, sowie der Theilnahme an der Verraubung von Landau und Frau, wurde sie von der letzten Anklage freigesprochen und nur der ersten unter mildernden Umständen für schuldig befunden, weshalb sie der Gerichtshof zur verhältnißmäßig leichten Strafe einfacher Deportation verurtheilte. Der schönen Bisherin mag immerhin noch eine große und angenehme Laufbahn bevorstehen, denn man wird sie nach Nukahiva senden, wo schöne Frauen selten sind, und sie thun und lassen kann was sie will.

Das Erscheinen des Grafen Henri de Rochefort de Lucay am 20. Sept. in der Angeklagtenloge der versailer Reitbahn gab dem bereits sehr im Abnehmen begriffenen Interesse an den Communistenprocessen einen neuen Aufschwung. Die weite Arena des Hauses war bis in den letzten Winkel überfüllt. Diplomaten, Abgeordnete, die schöne und die Halbwelt von Paris, die Vertreter der Presse in geschlossenen Reihen, ernste Richter, Advocaten, Börsenmänner, kurz alle, die für Geld und gute Worte einen Platz hatten erhaschen können, waren zugegen, um dem in der That außerordentlichen Schauspiel beizuwohnen. Ein Journalist, dessen Feder mehr als irgendeine andere dazu beigetragen, das zweite Kaiserthum zu schädigen und unhaltbar zu machen, aus dem Gefängniß durch den Staatsstreich am 4. Sept. befreit, dann plötzlich auftauchend in der Regierung der Nationalverteidigung mit Trochu, Favre, Picard und Jules Simon (letzterer noch heute ein College von Thiers), wird ohne Nachsicht und Erbarmen durch das Thiers'sche Regiment, dessen militärischer Procureur auf die höchste Strafe nach der Todesstrafe gegen ihn anträgt, verfolgt. Als beschwerende Umstände bringt man gegen

ihn vor, daß er in der „Latene“ feindliche Artikel gegen das Kaiserreich geschrieben habe, welches die Nationalversammlung, unter deren Autorität der zu Gericht sitzende Martialhof agirt, zu Bordeaux einstimmig für immer und ewig als abgesetzt erklärt hat. Rochefort schien geistig wie körperlich gebrochen. Sein Gesicht war von Sorgen durchfurcht und sah abgelebt und geistlos aus. Die ursprünglich gegen ihn erhobene Anklage, nämlich der Mitschuld an der Ermordung des Erzbischofs von Paris und der andern Geiseln, war zurückgezogen worden. Dagegen wurde ihm ganz ungerechter- und unklugerweise ein im „Mot d'Ordre“ während der Commune unter dem Titel „Die Geiseln“ veröffentlichter Artikel zur Last gelegt. Dieser Artikel beweist sonnenklar, daß Rochefort ganz und gar gegen das Princip der Ergreifung von Geiseln war und noch weit mehr gegen deren Hinrichtung. Doch es gefiel der Regierung oder vielmehr ihrem Commiffar, den Umstand zu ignoriren, daß Rochefort, unter der Herrschaft der Commune lebend, bis zu einem gewissen Grade mit ihr sympathisirend und sie als eine bestehende Regierung ansiehend, wegen der Existenz seines Blattes von ihr abhängig war, derselben deshalb nicht direct entgentreten noch direct die Gültigkeit ihrer Acte verneinen konnte. Mit der ihm eigenen Fähigkeit und Schlagfertigkeit hatte er eine Menge Argumente gegen die Hinrichtung der Geiseln vorgebracht. Er befand sich in offener und unzweifelhafter Opposition mit Versailles und stellte deshalb, obgleich er es entschieden aussprach, daß er aus eigener Initiative niemals Geiseln ergriffen haben würde, eine Hypothese auf, der zufolge die Maßregel gerechtfertigt sei. Die Maßregel war ein Mittel, um die Execution gefangener Communalen durch die Versaillisten zu verhindern. Er hielt es für ganz gerechtfertigt, die Auswechslung des Erzbischofs von Paris gegen Blanqui zu versuchen, wobei er bemerkte, er glaube, daß Blanqui's Anwesenheit in der Commune die Megeleien und Brandstiftungen verhindert haben würde. Doch der incriminirte Artikel im „Mot d'Ordre“ trat mit gesunder Vernunft gegen das Decret der Commune auf, „drei“ Geiseln für „einen“ in Versailles erschossenen Communalen hinrichten zu lassen. Dieses Princip, so schrieb er, führe zu einer allgemeinen Ausrottung, da es für die Versailler ein ganz Leichtes sei, sechs für drei u. s. w. zu erschießen, und wenn die Herausforderung auf demselben Fuße aufrecht erhalten bliebe, so würde man am Ende bei einer reductio ad absurdum anlangen. Rochefort sagte in seinem Blatte ferner, daß er niemals die Zerstörung des Thiers'schen Hauses angerathen haben würde, da er sehr wohl wisse, daß man es auf öffentliche Kosten, d. h. aus dem Geldbeutel der Steuerzahler, wieder aufbauen werde. Die gegen ihn vorgebrachten Schuldbeweise bestanden hauptsächlich aus Artikeln im „Mot d'Ordre“, deren Vorlesen volle zwei Stunden in Anspruch nahm. Diese Artikel zeigten allerdings, daß Rochefort Thiers und seine Regierung mit all dem Schwunge, mit all der Schärfe angegriffen hatte, die er ehemals gegen das Kaiserreich gezeigt hatte. Schonungslos war er in seinen Sarkasmen auf Thiers, Mac-Mahon, Binot, Ducrot u. a. gewesen. Der Vorsitzende des Gerichtshofes erinnerte ihn deshalb auch an das Sprichwort, daß in Frankreich „das Lächerlichmachen tödtet“, und fügte hinzu, daß ein Mann von seiner Intelligenz habe wissen müssen, daß er damit auf den Umsturz der bestehenden Regierung lossteuere. Der Regierungskommissar forderte deshalb die äußerste Strenge gegen den Angeklagten und seine beiden Mitarbeiter am „Mot d'Ordre“, Mourrot und Maret, obscure literarische Zigeuner. Mit Nachdruck betonte er ferner die Nothwendigkeit einer Anwendung der ganzen, in die Hände des Gerichtshofes gelegten Gewalt gegen eine „pestilenzialische Masse“ junger Journalisten, deren Anführer Rochefort sei und die ein Geschäft aus der Verführung machten. „Sie müssen aus dem Wege geschafft werden, damit sie künftig keinen Schaden mehr thun können.“ Ungeachtet einer sehr berebten Vertheidigung durch den jungen Advocaten Albert Volz, der bereits den ehemaligen Delegirten des Kriegswesens unter der Commune, Ma-

Amiel Kossel, während seines Proceßes vor dem dritten Kriegsgerichte, auf den wir sofort näher eingehen werden, vertheidigt hatte, wurde Kossel zur Transportation in einen befestigten Platz, Mourot zu einfacher Transportation und Maret zu fünfjähriger Gefängnißstrafe verurtheilt.

Wir gelangen jetzt zu Kossel's zweiter Verurtheilung. Der Revisionshof hatte wegen einiger Unregelmäßigkeiten das erste gegen ihn gefällte Urtheil cassirt, besonders wegen der auf ihn gemachten Anwendung des Art. 238 des Militärcodex, in dem nur von einer Desertion zum „Feinde“, d. h. zu einer fremden Armee, die Rede ist, und wegen der fehlenden Beziehung auf Gesetzesparagraphen, in denen „bewaffnete Rebellen“ erwähnt werden. Kossel erschien deshalb am 7. Oct. nochmals vor dem Kriegsgerichte, und zwar vor dem vierten unter Vorsitz des Obersten Boisdemey. In allen vor sein Forum kommenden Fällen hatte sich dieser Offizier durch seine außerordentliche Strenge den Gefangenen gegenüber bemerkbar gemacht und war allezeit so schnell mit seinem Urtheil bei der Hand gewesen, daß verschiedene seiner Sentenzen für null und nichtig erklärt werden mußten. Oberst Boisdemey, bereits vom Volke wegen seines hitzigen Temperaments mit dem Beinamen „Boîte d'allumettes“ belegt, ist ein Mann von ungefähr 45 Jahren, hoher Statur und außerordentlicher Hartherzigkeit. Auf die von ihm an Kossel gerichtete Frage, ob er irgendetwas zu seiner Vertheidigung anzuführen habe, antwortete ihm derselbe, daß er sie seinem Vertheidiger Joly übertragen habe. Der Oberst bestand jedoch auf einer vorausgehenden Selbstvertheidigung des Angeklagten. Dieser, nachdem man ihm längere Zeit hart zugesetzt hatte, erklärte kurz, wie er dies bereits während seines ersten Proceßes gethan, daß er einfach zur Commune übergegangen sei, weil er gehofft habe, die Pariser würden den Kampf gegen die Preußen wieder aufnehmen. Allerdings sei es wahr, daß er sehr bald die Absicht der Commune erkannt habe, im möglichsten Frieden mit den Deutschen zu leben, doch habe er diese Entdeckung erst gemacht, als es bereits zu spät gewesen sei. Der Vorsitzende entgegnete ihm darauf nicht mit Unrecht, wie er habe hoffen können, Paris gegen die Deutschen zu vertheidigen, solange diese im Besitze der Ost- und Nordforts gewesen wären, und die Pariser nichts anderes gehabt hätten als die nackte Enceinte der Stadt, worauf Kossel die ebenso kinbische wie unverständige Antwort gab, diese Enceinte habe die versailer Armee über zwei Monate abgehalten, es sei deshalb auch möglich gewesen, die Preußen von ihr zurückzutreiben. Nach manchen andern Kreuz- und Querfragen wurde von Kossel ferner verlangt, er solle sich über die Möglichkeit aussprechen, nach dem Falle von Paris den Krieg gegen die Deutschen noch fortzusetzen, worauf er die ausweichende Antwort gab, die Zeit sei noch nicht gekommen, die Nothwendigkeit eines Friedensschlusses im Februar zu prüfen, doch sei er der Ansicht, daß Widerstand nach der Capitulation von Paris noch im Bereiche der Möglichkeit gelegen habe. Hierauf entspann sich zwischen Oberst Boisdemey und dem Angeklagten ein heißes Wortgefecht über die Zulässigkeit eines von Kossel erlassenen Tagesbefehls, in welchem er seinen Soldaten anbefohlen hatte, das Feuer auf die Gegner nicht einzustellen, selbst wenn diese zum Zeichen ihrer Ergebung die Kolben in die Luft halten sollten. Aus diesem Wortgefechte ging Kossel, durch seine Citate aus den Schriften Napoleon's I., als unzweifelhafter Sieger hervor, doch erhielt er auf seine Bemerkung, Oberst Boisdemey müsse die Ritterlichkeit haben anzuerkennen, daß er, Kossel, stets als ein „loyaler Gegner“ gehandelt habe, die ärgerliche Antwort: „Gegen einen Feind mag man ritterlich sein, aber nicht gegen einen Verräther.“ Der Vertheidiger ließ es sich nach Kräften angelegen sein, den wichtigen Punkt zu entwickeln, ob sein Client der Desertion zum „Feinde“ schuldig befunden werden könne, da er nur zu „Rebellen“ übergegangen sei. Der Gerichtshof erklärte nach einer halbständigen Be-

rathung, daß er „Feinde“ und „bewaffnete Rebellen“ für synonym halte, weshalb er ihn zum Tode mit militärischer Degradation verurtheilte. Diese Sentenz ist sowol in Frankreich als auch anderswo scharf kritisiert und der von ihr Betroffene seines Loses wegen vielfach bedauert worden. Wenn wir nun auch sein hartes Geschick bedauern, so können wir durchaus nicht in den Tadel dieses Urtheils mit einstimmen. Kossel, nach dem Falle von Metz als wortbrüchiger Offizier aus deutscher Gefangenschaft entronnen, hatte freiwillig wiederum Dienste unter der neuen Regierung genommen und war auch nach Einberufung der Nationalversammlung und Einsetzung einer andern, theilweise aus der alten hervorgegangenen Regierung nicht aus dem Dienste getreten, hatte also damit ihre Rechtsbeständigkeit anerkannt. Später, nachdem die Insurrection in Paris ausgebrochen war, hatte er heimlich seinen Posten zu Nevers verlassen, um zu den Rebellen überzugehen; sein Verbrechen war also „Desertion seines militärischen Postens“. Kein Militärtribunal kann getadelt werden, wenn es seine Entscheidung auf diese Theorie gründet. Nicht der geringste Zweifel konnte über Kossel's Schuld walten. Er war in einen Truppenkörper eingetreten, der sich mit den Waffen in der Hand gegen die bestehende Regierung in Frankreich erhoben hatte. Militärische Subordination würde zu einem lächerlichen Spielzeuge werden, wenn ein Kriegsgericht die Entschuldigung zulassen wollte, daß der Angeklagte die Politik seiner Regierung für falsch oder feig gehalten und deshalb seinen Gehorsam auf einen feindlichen Souverän übertragen habe. Und dann jenes Vorgeben, das vielfach zu seiner Entschuldigung, ja zu seinem Lobe vorgebracht worden, als habe ihn sein Haß gegen die Deutschen zum Glauben verleitet, die pariser Insurrection könne zu einem Hebel für die Wiederaufnahme des Krieges gemacht werden. Schon in unsern frühern Artikeln haben wir auf Kossel's zweideutige Haltung gegenüber seinem Vorgesetzten unter der Commune, Cluseret, hingewiesen und gezeigt, daß es ihm nur um Rang und Macht zu thun war, die er schneller unter der Commune, an deren Sieg er glaubte (ein anderer Beweis seiner Scharfsichtigkeit in militärischen Dingen), als in der regulären Armee zu finden hoffte. Sein Ehrgeiz allein, und nichts anderes verleitete ihn zur Desertion, denn von einem Manne wie Kossel, der ein theoretisch wie praktisch nicht ungebildeter Militär war, kann kaum angenommen werden, daß er sich nicht der Macht der Sieger bewußt war, Paris von den Forts aus beim geringsten Zeichen einer Feindseligkeit in einen Aschenhaufen zu verwandeln, ohne nöthig zu haben, gleich der versailer Armee Laufgräben gegen die Enceinte zu eröffnen. Wir wiederholen unser Bedauern über das harte Los, das ihn so früh getroffen, können aber andererseits nicht umhin, dasselbe als ein verdientes anzusehen; Milde gegen einen solchen Mann war nicht angebracht.

Nach Beendigung dieses Processes ruhte die Thätigkeit der Martialhöfe während eines Monats, sie nahmen dieselbe dann am 4. Nov. mit dem Proceß gegen 25 ehemalige Soldaten der Commune wieder auf, die unter der Anklage einer Theilnahme an der Ermordung der Generale Clement und Thomas standen. Fast alle Angeklagte sind gesund und blühend aussehende junge Männer, von denen der größte Theil in der Armee gedient hat, ein Umstand, der deutlich zeigt, wie tief zur Zeit des 18. März der Glaube an die Commune und die Unzufriedenheit mit Versailles in der Armee Wurzel gefaßt hatte. Auch ein Knabe von 15½ Jahren befand sich unter den Gefangenen, der sich selbst als einen der Mörder der Generale angegeben hatte. Die Anklage in dieser Sache war ebenso unbestimmt und ungenau wie die gegen die Petroleumsen. Aus derselben ist deutlich ersichtlich, daß General Lecointe auf Befehl einen Nachtmarsch unternommen und sich der Kanonen auf dem Montmartre durch Ueberfall bemächtigt hatte. Fast ohne Verlust auf beiden Seiten hatte er um 6 Uhr morgens sämtliche Vertheidiger der Kanonen vertrieben und wartete nur auf Pferde, um sie fortzuschaffen. Diese Pferde (schwer

liegt die Nachlässigkeit auf dem, der dafür verantwortlich war) kamen nimmer. Volksmassen sammelten sich und ergriffen Partei für die Nationalgardisten gegen die Armee. Das 88. Marschregiment, dem der General Lecomte eine wichtige Position anvertraut hatte, ging zu den Insurgenten über. Der General wurde gefangen genommen, nach dem Hause Nr. 6 in der Rue des Rosiers geschleppt, wo er jedoch mit dem Centralcomité, wie ihm versprochen, niemals in Berührung gebracht wurde. Nach einer Haft von wenigen Stunden wurde er mit dem General Thomas, der in Bürgerkleidern ergriffen worden war, ohne die geringste gerichtliche Procedur in den hinter dem Hause gelegenen Garten geführt und dort erschossen. Der Anklageact besagt, daß kein bestimmtes Ereactionspeloton vorhanden gewesen sei, auch nicht daß irgendjemand besonders das Feuer commandirt habe. Das Verhör der Gefangenen bietet wenig Interessantes dar. Nur der Mitangeklagte Verdaguer, ehemals Unteroffizier im 88. Marschregiment, erscheint merkwürdig als ein leuchtendes Specimen der Communehelden, jener Helden, die, solange sie das Heft in der Hand hatten, sich mit ihrem Muth und ihrer Macht spreizten und frech die gemeinsten Verbrechen begingen, dann aber, nachdem ihre Sache verloren, ihren wahren Charakter zeigten, nämlich Heuchelei und Feigheit. Des braven Verdaguer Laufbahn war eine sehr wechselvolle: zuerst Sakristan, dann Kapitän unter dem Raubgesindel der Franc tireurs, dann Unteroffizier in der Armee und zuguterletzt Oberst in der Nationalgarde unter der Commune. Sein Auftreten vor dem Gerichtshofe ist das eines verächtlichen Feiglings und Heuchlers. Er behauptet, seine Stellung unter der Commune nur acceptirt zu haben, um der versailer Regierung, wenn er soviel Menschen als möglich vom Kampfe abhielt, zu dienen. Er hatte 2000 unter seinem Befehle und an diese eine Proclamation erlassen, in der er sie aufforderte, bis in den Tod für die Republik und die Commune zu sechten. Auch als frommer Christ, guter Ehemann und Vater sucht er sich zu zeigen, obgleich er in ehebrecherischem Umgange mit gemeinen Dirnen lebte, in deren Gemeinschaft er das Haus des Generals Ambert erbrach, dessen Wein mit seinen Maitreffen trank und dann die Juwelen der Generalin mit stehlen half. Zu seiner Vertheidigung führt er an, daß er alles dies nur gethan habe, um das Eigenthum des Generals vor den räuberischen Händen der „communalen Schurken“, jenen Schurken, unter denen er Dienste genommen, zu sichern. Doch der Gerichtshof ließ sich durch seine Spiegelschere nicht irremachen und verurtheilte ihn mit noch 7 andern zum Tode, 11 der Angeklagten wurden mit Freiheitsstrafen belegt, die übrigen aber freigesprochen. Den Beschluß der Kriegsgerichtssitzungen im Jahre 1871 bildete die Verurtheilung Fontaine's, Director der Staatsdomänen unter der Commune, und der Mitangeklagten Mirault, Lainé, Thouin-Beaufné, Bané und Guillaumet, wegen Zerstörung des Thiers'schen Hauses. Fontaine trafen 20 Jahre Zwangsarbeit, Mirault 10, und die übrigen 2 Jahre Gefängniß.

Was nun die im Proceß der „Siebzehn“ gefällten Todesurtheile und besonders das über Kossel anbetrifft, so war von den Betreffenden bei der Gnadencommission ein Gnadengesuch eingereicht worden, doch waren sie sämmtlich, mit Ausnahme desjenigen von Lullier, verworfen worden. Infolge dessen wurden Ferré, Kossel und mit ihnen ein Unteroffizier des 45. Linienregiments, Namens Bourgeois, der gleichfalls wegen seiner Theilnahme an der Insurrection vom zweiten in Paris sitzenden Kriegsgerichte zum Tode verurtheilt worden war, am 24. Nov. morgens in Satory erschossen. Aus den verschiedenen, über Kossel's und Ferré's letzte Stunden bekannt gewordenen Nachrichten geht hervor, daß der Vertheidiger des erstern, Solh, seinen Freund im tiefsten Schlafe fand, als er in früher Morgenstunde, es war etwa 4 Uhr, in dessen Zelle trat, um ihn zum letzten Gange aufzufordern. Seine ersten Worte beim Erwachen waren: „Freund, es ist für heute Morgen?“ Auf die ihm gewordene bejahende Antwort bat er um die Erlaubniß,

einige Minuten allein bleiben zu dürfen, doch mußte ihm diese Bitte, als der Gefängnißordnung zuwider, versagt werden. Nun kleidete er sich schnell an, nahm Abschied von seinem Vertheidiger und empfing dann den protestantischen Pastor Pasca, der mit ihm bis zum Verlassen der Zelle betete. Ferré sprang, als ihm die unheilvolle Nachricht zu theil wurde, mit Einem Sage von seinem Lager auf, verbat sich höflich die Gegenwart des katholischen Gefängnißgeistlichen und machte dann mit größter Sorgfalt Toilette. Etwa gegen 6 $\frac{1}{4}$  Uhr verließen drei vom Escadronschef Creng commandirte Ambulancewagen das Gefängniß der Rue Saint-Pierre, in welchem die Gefangenen detinirt waren. Im ersten Wagen befand sich Kossel, im zweiten Bourgeois, im dritten Ferré. Sechstausend Mann Militär aller Waffengattungen waren auf dem Executionsplatze in Parade aufgestellt, und dem Obersten Merlin fiel die traurige Pflicht zu, seine eigenen Sentenzen auszuführen. Der Morgen war kalt und nebelig; nur wenige Civilpersonen waren Zeugen der Hinrichtung. Drei 6 Fuß hohe Pfähle waren etwa 30 Schritte voneinander entfernt im Polygon von Satory, den großen Schießwällen der Artillerie gegenüber, errichtet. Vor einen jeden dieser Pfähle wurde ein Verurtheilter gestellt, Kossel zur Linken, Bourgeois in der Mitte und Ferré zur Rechten. Das erste Executionspeloton wurde von Kossel's eigenem Regiment gebildet, das zweite vom 45. Linienregiment und das dritte, welches Ferré erschießen sollte, vom 51. Regiment. Keiner der Verurtheilten wurde angebunden, sondern sie standen frei und aufrecht vor ihrem Pfahle. Kossel und Bourgeois ließen sich die Augen verbinden, doch Ferré weigerte sich; er behielt seinen Hut auf dem Kopfe und rauchte in einer etwas krampfhaften Weise eine Cigarre. Ein dumpfer Trommelschlag ließ sich hören. Das Verlesen der Todesurtheile fand zu gleicher Zeit und sehr rasch statt durch die Beamten des zweiten, dritten und vierten Kriegsgerichts. Sobald das Verlesen beendigt war, gab der Truppencommandant das Zeichen, die drei Adjutanten hoben ihre Säbel, in demselben Augenblicke Pelotonfeuer, und die drei Verurtheilten fielen. Kossel war von sieben Kugeln in die Brust getroffen worden und sein Tod war ein unmittelbarer gewesen; jedoch Bourgeois und Ferré, auf die man weniger gut gezielt hatte, mußten, da sie nur schwer verwundet waren, den Gnadenschuß erhalten. Unmittelbar nach der Execution defilirten alle Truppen, welche auf dem Polygon vereinigt waren, mit den Tambours und der Musik an der Spitze, an den drei Todten vorüber.

## Ludolf Wienbarg.

Es gibt verschollene Autoren, bei deren Namensaufruf niemand antwortet, und doch ruft die Literaturgeschichte immer wieder ihren Namen, weil sie in einer bestimmten Epoche, bei einer bedeutsamen Wendung des literarischen Geistes in erster Linie mitkämpften. Zu diesen gehört der am 2. Jan. 1872 in Altona verstorbene Ludolf Wienbarg, einer der vielgeächtetsten Schriftsteller des Jungen Deutschlands, welcher diese ganze literarische Richtung über die Taufe hielt, welcher als der Schöpfer der literarhistorischen Kategorie des „Jungen Deutschlands“ betrachtet werden kann.

Es ist freilich eine eigene Sache um den literarischen Ruhm. Mikroskopische Untersuchungen dieses geflügelten Wesens haben noch immer nicht ergeben, worin die Eigenthümlichkeit seines weitreichenden Fluges besteht; doch so viel steht fest, daß es leichter von den Fangnetzen einer literarischen Genossenschaft erhascht wird als von einem einzelnen, der ihm athemlos nachjagt. Wer namentlich in Deutschland einer Schule, einer Richtung angehört, der hat schon eine gesicherte Anwartschaft auf die Unsterblichkeit. „Mitgefangen, mitgehangen“, sagt die Literaturgeschichte. Die Rubrik, die Ueberschrift, die Gruppe, das ist ja ein Segen für sie. Erste schlesische Dichterschule, in welcher beiläufig die Hälfte der wichtigern Dichter nicht zu den Schlesiern gehört, während andere gleichstrebende und hochbegabte Poeten, wie Weckherlin, vor der Thür gelassen werden; zweite schlesische Dichterschule, Stürmer und Dränger, politische Lyrik, Junges Deutschland — welche erfreuliche Kapitelüberschriften, welche liebenswürdig entgegenkommende Gruppierung! Und wer da mit in Reih und Glied marschirt, der wird eingetragen in die Stammrollen der Unsterblichen. Die unglücklichen Dichter aber, die einsam dastehen, die sich nicht unterbringen lassen in bestimmten Rubriken, sie werden vergessen oder auf einen sehr verlorenen Posten gestellt.

Wir zweifeln, daß der Name Ludolf Wienbarg noch irgendeinen Klang in der Literatur haben würde, wenn der Autor nicht als ein Vertreter des Jungen Deutschlands von Haus aus viel genannt und in den Büchern der Literaturgeschichte fortgeführt worden wäre; denn mit mehreren Bänden Reiseskizzen, mit einem Bändchen Vorlesungen und einem andern voll pikanter literarischer Tutti-frutti ist man sonst nicht gefestigt gegen die Verwüstungen der literarischen Sündflut. Bringt doch jeder Messtatalog eine neue Uebersetzung mit 10000 Werken, und das skizzenhaft Pikante fehlt darunter nicht; doch es muß sich im besten Falle begnügen mit dem vergänglichen Rufe des Tages. Es kommen neue „geistreiche“ Schriftsteller, welche die alten verdrängen; und wer überhaupt wäre heutigentags nicht geistreich? Es ist wahr, jene jungdeutschen Autoren hatten außerdem ein Princip, oder, wenn man will, einen prophetischen Instinct, einen ahnungsvollen Trieb, und das ist zukunftsvoller als die Escamotage spielerischen Witzes oder die Vorzüge

glänzender Schilderung. Diese Witterung einer neuen Epoche der Literatur, ja der Menschheit, war am stärksten ausgebildet bei den unproductivsten Köpfen, die das alles nicht aus sich heraus schreiben, nicht in Gestalten kleiden konnten. Zu diesen Köpfen gehörte Ludolf Wienbarg, ein Geist von kühnen Anschauungen, von großer Energie des Denkens, von prophetischer Geste; aber mit der Initiative hatte er sein Bestes ausgegeben; er hatte nichts Schöpferisches, nichts Systematisches; er verstand ein geniales Programm zu schreiben, aber andern überließ er dessen Erfüllung. Sein Geist war nicht reich, aber tief, und tiefe Geister legen oft ihr Alles in eine einzige Offenbarung. Was außer ihr in ihnen zurückbleibt, hat etwas Unergründliches; sie selbst verstehen ihm keine Form, keinen Ausdruck zu geben, und für die andern bleibt nur die Ahnung verborgener Schätze bei solchen Geistern. Es gibt geistreiche Stumme in der Literatur, die nur durch Zeichen sprechen.

Männer des Programms, der Initiative hat es stets in Deutschland gegeben. Schon der wädrere Dpitz, so harmlos auch seine Poetik war, gehört zu den Pfadfindern und Bahnbrechern: auch Lessing ist zu ihnen zu rechnen, wenngleich sein Wirken im Grunde polemisch war und er sich mit der Art den Weg durch das Dickicht hieb. Ihm fehlte die Inspiration der Propheten, er war kritisch auch gegen sich selbst, und Offenbarungen, die in die Zukunft hinausreichen, vertragen keine Kritik, welche das Scheidewasser aller Illusionen ist. Wo aber gibt es eine Prophezeiung ohne Illusion? Und mit der letztern wird in der Regel auch die erstere aufgelöst. Die Romantiker dagegen waren Programmschreiber von Fach, Propheten aus innerm Triebe, geistige Revolutionäre theils aus Beruf, theils aus Renommage — namentlich die Schlegel hatten die Manie einer neuen Welterschöpfung, kamen indeß nicht über das Chaos, über den geistigen Urbrei hinaus; alles sollte neu werden unter ihren Händen, die Literatur, die Wissenschaft, die Sitte, die Religion; es waren kecke Schwärmgeister auch im eigenen Leben; sie hatten ihre neuen Heiligen, ihre neuen Legenden; ihre Evangelien waren das „Athenäum“ und die „Europa“; doch die kühnen Anläufe forderten den Witz des gesunden Menschenverstandes heraus und scheiterten unbegriffen, weil sie in eine mystische und paradoxe Form gekleidet waren.

Nicht viel besser erging es dem Jungen Deutschland, welches an das erste Auftreten der Romantiker lebhaft erinnerte. Hier zeigte sich derselbe prophetische Lärmel, derselbe heißblütige Reformdrang, in Bezug auf die Sitte die gleiche Emancipationslust; nur war man mehr rationalistisch als mystisch und die Julisonne hatte auch politische Tendenzen von größerer Schwungkraft ausgebrütet. Wohl schwärmten die Schlegel, namentlich Friedrich, der einen sehr radicalen Anlauf nahm, um später als Convertit, päpstlicher Ritter und revolutionärer Diplomat desto klüglicher zu enden, auch für die Französische Revolution, doch diese Schwärmerei blieb mehr Privatfache; sie nahmen sie nicht mit auf in ihr Programm. Bei den Jungdeutschen aber stand die politische Freiheitsbegeisterung mit in erster Linie.

Die Rollen waren in dieser Gruppe jungen Autoren, die nur der Zufall, die Wienbarg'sche Taufe und der Bundestag zusammenwarf, nicht gerade nach bestimmten Fächern vertheilt; aber doch hatte jeder derselben seine hervorragende Eigenthümlichkeit. Heine und Börne waren die Evangelisten, zu denen sie Commentare schrieben, Laube war nur Heine der Zweite, dreifacher als sein Vorbild, flotter, renommistischer, aber an Grazie und Witz weit hinter ihm zurückstehend; Gutzkow erschien als der schärfste, kritisch verwegenste unter ihnen, der die alten Literaturgötter stürzte, die politischen Größen in scharfer Silhouettirung ausschneidete und moderne Lucinden, wenn auch nicht in schönsten Situationen, doch in herausfordernden plastischen Attituden hinstellte; Theodor Mundt jeanpaulisirte in kleinstädtischen Humoresken, grübelte über das Ideal der modernen Madonna und

strebte die Emancipation des Fleisches aus den Gemäldegalerien ins Leben zu übertragen. Ludolf Wienbarg schrieb für das Junge Deutschland eine „Vorschule der Aesthetik“, in welcher es gährte von neuen Gedanken und Problemen; er war der Prophet der Schule und verkündete den neuen „Welttag“ mit begeistertem Schwunge.

Von seinen Lebensverhältnissen ist wenig bekannt geworden. Er wurde in Altona geboren den 25. Dec. 1802, und verleugnete nicht die holsteinische Abkunft in der Fähigkeit, mit der er an seine Ideen hing, und in der geringen Beweglichkeit, mit der er dieselben in Fluß zu bringen wußte. Daß er ein guter Patriot war, bewies er in späterer Zeit, als er für Holstein zugleich das Wort und die Büchse ergriff und für die deutsche Sache kämpfte. Seine Schulbildung genoß er in Altona und bezog dann die Universität zu Kiel. Fast drei Jahre lang lebte er dann als Erzieher der Kinder des Grafen Bernstorff im Lauenburgischen, setzte dann in Bonn seine Studien fort und promovierte als Doctor der Philosophie mit einer Abhandlung über die Platonischen Ideen. In Hamburg trat er Heine näher und übersetzte den Pindar. Genöthigt, für seine Existenz zu sorgen, nahm er eine Hauslehrerstelle im Haag an als Erzieher der Söhne des dänischen Gesandten daselbst. Dieser Aufenthalt in Holland und eine Reise nach Dänemark hatten seinen Horizont erweitert; landschaftliche und Städtebilder, sociale Zustände, nationale Physiognomien seine Auffassungsgabe, seinen Scharfsinn herausgefordert. In den beiden Reisetagebüchern, in denen er Holland und Kopenhagen schilderte, zeigte er lebendiges Darstellungstalent, soweit es der kühle Farbenton nordischer Landschaft und nordischen Lebens gestattete. Etwas vom Skalden lag in seiner holsteinischen Natur — auch wenn er prophetisch in die Saiten griff, hatten seine Klänge etwas gediegen Schweres; es fehlte der freie Phantasierguß, der sich bei mittel- und süddeutschen Naturen findet.

Im Jahre 1833 habilitirte er sich an der Universität zu Kiel und hielt Vorlesungen, die unter dem Titel „Aesthetische Feldzüge“ (Hamburg 1834) im Druck erschienen. Das Werk hatte Wienbarg dem Jungen Deutschland gewidmet, das er ganz allgemein auffaßte im Gegensatz gegen das adeliche gelehrte oder philiströse alte Deutschland. Es lag in diesem Programm eine Kriegserklärung gegen die todte Gelehrsamkeit, gegen das Studium, welches Sklaverei und nicht Freiheit ist, gegen die Universitäten, über deren altes Gemäuer die Zeit den Fluch ausgesprochen hat, gegen das „altdeutsche Philisterium“, welches das Junge Deutschland bis unter den Zipfel der wohlbekannten Nachtmütze unerbittlich verfolgen soll. Zunächst fand das Umgekehrte statt; der deutsche Bundestag, als Vertreter der politischen Nachtmütze, verfolgte unerbittlich das Junge Deutschland, einen Sammelbegriff, den er bereitwillig acceptirte, und widmete ihm 1835 einen bundestäglichen Beschluß, der Heine's, Gutzkow's, Laube's, Mundt's und Wienbarg's Schriften, nicht bloß die vorhandenen, sondern auch die ungeborenen der Zukunft verbot.

Wodurch hatte Wienbarg ein solches Verbot verdient? Keinesfalls bloß als Pathe der neuen Schule — es wehte ein rebellischer Geist durch seine „Aesthetischen Feldzüge“, er ließ sich nirgends recht greifen und vor Gericht schleppen; aber die geistigen Kerzen, die Wienbarg aufsteckte, waren vergiftet; mindestens erschienen sie so dem polizeilichen Gewissen des Bundestages.

Der Gedantengang dieser „Aesthetischen Feldzüge“, deren vorausgehende Kriegserklärung wir schon ins Auge gefaßt haben, bewegt sich nicht in der dialectischen Folge, wie sie die Hegelianer lieben; er hat etwas an sich von der Schelling'schen Inspiration, streift aber vielfach das Herbart'sche Gedankengebiet. Wienbarg denkt sehr gering von der bisherigen Aesthetik und erkennt nur Jean Paul's „Vorschule“ als genial und ästhetisch und Solger's „Erwin“ als eine Auffassung der Aesthetik im griechisch-platonischen Sinne. „Die Aesthetik“, ruft er aus, „ist als Wissenschaft für Deutschland zu früh

gekommen. Das Gefühl des Schönen muß sich vor allem erst durch das Leben befruchten und bilden, wenn es in Büchern und Hörsälen würdig dargestellt und ein wahrhaft integrierender Theil der Philosophie werden soll. Das Schöne selbst aber schwebt nicht in der Luft, ebenso wenig wie die Blüte und das Rosenblatt; es muß befestigt sein an einem Stamme, es muß Charakter haben, und nichts fehlte zur Zeit, als Baumgarten seine «Aesthetik» schrieb, der deutschen Nation mehr als dieser. Nationalgefühl muß dem Gefühl fürs Schöne, politische Bildung der ästhetischen vorausgehen. Ohne Kraft gibt es keine Gewandtheit, ohne Charakter keinen Ausdruck, ohne Ausdruck keine Schönheit, weder im Stil des Bildhauers noch im Stil des Schriftstellers.“

Dies ist der durchgängige Grundton der „Aesthetischen Feldzüge“. Den Widerspruch zwischen der Moral und Aesthetik, dem kategorischen Imperativ und der Schönheit erkennt Wienberg nicht an; ihm erscheint die Moral selbst als eine Kunst, als die Kunst den Charakter zu bilden und das Leben zu gestalten. Jedermann ist ihm Künstler und Kunstwerk zugleich. Entsprechend diesem ganzen Standpunkte legt Wienberg den Ton auf das Charakteristische und geistig Bedeutende im Schönen, erklärt sich gegen den nackten Realismus, das Abschreiben und äußerliche Nachahmen der Natur. Alles Körperliche soll der Künstler nur als Symbol des Geistigen betrachten, jenen im Innern der Dinge wirksamen, durch körperliche Sinnbilder zum Auge Sprechenden Naturganz in sich lebendig machen und erst nach lebendiger Ergreifung desselben zur Nachahmung des Naturwerkes schreiten. Treffliches sagt Wienberg über die Musik, wenig Bedeutendes über das Drama und bespricht außerdem eingehend Byron und Heine als die modernen Dichter, deren Analyse für seine ästhetischen Grundsätze sich am fruchtbringendsten zeigt.

Die jungdeutsche Tendenz Wienberg's zeigt sich vor allem in dem Streben, „das Recht des Sinnlichen geltend zu machen gegen die Annahmen des Spiritualismus“, und in der Ueberzeugung, daß die ganze Zeit prophetisch sei, die Ahnung der Zukunft die Gemüther durchdringe und deshalb jetzt auch keine abgeschlossene Aesthetik möglich sei. Wohlthuend berührt aber, gegenüber dem vagen Kosmopolitismus anderer Jungdeutschen, Wienberg's tüchtige nationale Gesinnung; er spricht es als seine Ueberzeugung aus, daß keine einzige von den großen europäischen Nationen von der Natur besser bedacht worden sei als die deutsche, und obwol er sagt, daß wir an nüchterner Historie krank sind, daß das Mittelalter sich überlebt habe, so sucht er dennoch die Herrlichkeit der deutschen Nation gerade an der Zähigkeit und Unzerstörbarkeit der mittelalterlichen Form zu beweisen, welche eben der deutsche Geist geschaffen habe.

Weniger bedeutend sind Wienberg's „Wanderungen durch den Thierkreis“ (1835). Der Gedanke, eine Reihe von Skizzen novellistischer und humoristischer Art unter die Sternbilder des Zodiakus mit leisen symbolischen Beziehungen zu rubriciren, erinnert an ähnliche Kapiteleinrichtungen Jean Paul's, für welchen Autor Wienberg überhaupt die größte Zuneigung und Bewunderung hegt. Für die Novelle hatte Wienberg's Talent etwas zu Gedankenschweres; „Das goldene Kalb“, das er unter dem Sternbilde des Stiers erzählt, mag als eine Kriegserklärung gegen die Macht des Goldes ihren Werth haben, als Novelle ist diese Skizze unbedeutend. Dagegen enthalten die Untersuchungen über „Wollust und Grausamkeit“, die er in den Ort seines Thierkreises rückt, wo das Sternbild der Zwillinge steht, Stellen von psychologischer Wahrheit und von großer Kühnheit. „Was ihr Laster scheltet“, ruft der Apostel einer neuen Zeit aus, „ist fast immer göttlicher als euere Tugend, euere scheinheilige Erhabenheit, euere eumenschliche Lasterlosigkeit. Gott ist euch näher im flammenden Busche der Wollust als im herbstlichen Blätterfäufeln der Prüderie.“ Unter dem Sinnbilde des Krebses behandelt Wienberg das Unvermögen der Zeit zu glauben und zu handeln. Dieser Text paßte für die

jungdeutsche Epoche nach der Julirevolution; jetzt muß das sonntägliche Evangelium anders lauten und nicht in das Zeichen des Krebses, sondern in das des Löwen gerückt werden. Sehr treffende Bemerkungen über „faule und frische Romane“ enthält der Abschnitt „Die Fische“.

Es war ein kecker, reformatorischer Ton, welcher die Thierbilder dieses Zodiakus besetzte. Die Einleitung erklang dithyrambisch voll, feierte den Schimmer des neuen Welttags, der auf den Höhen der Menschheit leuchtet, während die Wogen der Völkergeschichte unruhig in der Tiefe rauschen. „Lebt und lebt einmal wieder, ihr zagen Herzen, Gott zu Gefallen und dem Teufel zum Trost, als die Fürsten der Schöpfung, denen alles unterthan sein soll und vornehmlich die eigene Vergangenheit. Laßt die Todten ihre Todten begraben und führet auf den unsterblichen Reigen der Menschheit auf der Blumenwiese aller eurerer Gräber. . . . Werdet frei und lächelt — dem Lächeln der Freiheit gehört die Welt.“ Auch enthält diese hymnenartige Einleitung das merkwürdige Bekenntniß: „Weiß ich's doch an mir selbst, wie unflüßig und versteckt noch so viele Ideen in mir sind, die zum Strom der jungen Welt gehören; glaube ich doch noch gar nichts gethan zu haben und harre der Stunde, wo die schöpferische Kraft, die in den Tiefen meines Lebens braust, mein ganzes Ich ergreifen und glühend in die harrende Form überströmen wird.“

Diese Stinde aber hat für Ludolf Wienbarg nie geschlagen; seine schöpferische Kraft fand keine dichterische Form, ja selbst seine prophetischen Offenbarungen verstummten. In Kiel hatte man ihm eine Professur verweigert; die „Deutsche Revue“, die er 1835 mit Gutzkow zusammen in Frankfurt a. M. herausgab, wurde unterdrückt, als Gutzkow wegen der „Wally“ verhaftet wurde. Dann lebte Wienbarg, aus Hamburg ausgewiesen, lange Jahre in Altona. Einmal noch bewährte er seinen Patriotismus, als der Schleswig-holsteinische Krieg ausbrach; er machte ihn 1848 mit als Stabsadjutant im Freicorps, 1849 als freiwilliger Jäger. Seine Schriften: „Der dänische Fehdehandschuh“ (Hamburg 1846), „Darstellungen aus den schleswig-holsteinischen Feldzügen“ (Kiel 1850—51), „Geschichte Schlesiens“ (2 Thle., Hamburg 1861—62), blieben indeß in der Fülle deutscher Streitschriften gegen dänische Vergewaltigung unbeachtet. Die „Literarischen und Kritischen Blätter der Börse-Halle“ trugen lange seinen Namen; aber den genialen Ton seiner Erstlingschriften hätte man vergebens darin gesucht.

Und so blieb er der unproductivste Autor in einer hyperproductiven Zeit, der „ewige Dämling“ in der Literatur, der nur seine stürmischen Jugendergüsse angehört, während er selbst einsam und vergessen alterte, vergessen über hundert neuen Namen, die fröhlich aufstauchten, um bald gleichem Geschicke zu verfallen — und als der Tod diesen Autor hinwegraffte, erstaunte ein jüngeres Geschlecht über den fremd klingenden Namen, dem die Zeitungen ein Angebenken widmeten, als wäre ein berühmter Autor geschieden!

# Chronik der Gegenwart.

## Nekrologe.

Im 53. Lebensjahre starb in der Mitte des November 1871 zu Wiesbaden der Generalmajor a. D. Richard von Stutterheim. Der Verstorbene hatte ein vielbewegtes Leben hinter sich. Er war als ein Sohn des zu Blankenburg verstorbenen Oberforstmeisters von Stutterheim in Braunschweig geboren. Seine militärische Laufbahn begann er als Lieutenant in einem preussischen Dragonerregiment. Bereits nach kurzer Zeit mußte er infolge eines Duells, welches, wenn wir nicht irren, für seinen Gegner einen tödlichen Ausgang hatte, aus dem preussischen Militärdienste austreten. In die englische Legion eingetreten, kämpfte er in Spanien für die Königin Isabella mit Auszeichnung. Seine vorzügliche Bravour brachte ihm die Stellung eines Rittmeisters bei dieser Legion ein, und seine soldatische Tüchtigkeit und persönliche Tapferkeit machten ihn zu den hervorragendsten Persönlichkeiten des Corps, dem er angehörte. Nach Beendigung des Feldzuges kehrte er nach Braunschweig zurück und nahm als Lieutenant Dienste in der herzoglichen Artillerie. Als solcher nahm er an den Feldzügen in Schleswig-Holstein gegen die Dänen in den Jahren 1848 und 1849 unter glänzenden Auszeichnungen theil, schied aber im Sommer des Jahres 1850 aus den braunschweigischen Diensten aus und trat in die unter dem Commando des Generals von der Horst stehende schleswig-holsteinische Armee ein. Ihm ward in derselben der Rang eines Majors zuertheilt und er brachte es später bis zum Chef des Generalstabes. Ein bedeutender Wechsel trat in dem Leben Stutterheim's ein, als er nach Auflösung des schleswig-holsteinischen Heeres bei dem mexicanischen Gesandten in Berlin die Stelle eines Privatsecretärs annahm. Während des Krimkrieges war er mit der Anwerbung und Organisation der britisch-deutschen Legion beschäftigt, welche er als Brigadegeneral befehligte. Er bewerkstelligte mit vieler Umsicht und Energie die Einschiffung der Legion nach der Krim. Allein kaum hatte dieselbe ihre Landung zu Stande gebracht, als bekanntlich der Friede geschlossen und somit ihre Existenz eine unnöthige wurde. Durch die Organisation der britisch-deutschen Legion sah sich Stutterheim in eine sehr glückliche finanzielle Lage versetzt. Da er nämlich für jeden Offizier, den er anwarb, 17, für jeden gemeinen Soldaten 10—12 Pfd. St. erhielt, mittels welcher Gelder er verpflichtet war, Handgeld und theilweise Ausrüstung für die Mannschaften zu liefern, so ergab die aus solchen Anwerbungsgeldern erwachsende Summe bei der billigen Herstellung der Ausrüstungen einen bedeutenden Ueberschuß für den Organisator. Bis zum 1. April 1856 hatte er mit seltenem Glück zehn Regimenter, jedes Regiment zu 800 Mann gerechnet, zu stellen genützt, wofür ihm eine Gratification von 40000 Pfd. St. zugestanden wurde. Nachdem die Fremdenlegion aufgelöst worden war, lebte Stutterheim eine Zeit lang auf einem von ihm gekauften Landgute in Schlesien, später in Braunschweig, zuletzt in Wiesbaden. Er war ein vorzüglicher Soldat, dessen hervorragendste Begabung auf dem Gebiete der militärischen Organisation lag.

Am 18. Oct. 1871 starb in Berlin der Archäologe und Kunstschriftsteller Carl Friedrichs. Er wurde am 7. April 1831 zu Delmenhorst im Oldenburgischen als Sohn eines dortigen Justizrathes geboren. Nach genossener Gymnasialbildung in Bremen und Oldenburg ging er bereits im 17. Lebensjahre auf die Universität, um Philologie zu studieren. Göttingen und Erlangen besuchte der junge Student mit gleichem Nutzen. In Erlangen waren seine liebsten Lehrer Kaumer, Heyder, Hofmann und ganz vorzüglich Döderlein und Nügeltsbach, welcher letztgenannte auf die Denkweise Friedrichs für immer von größtem Einflusse blieb. In Erlangen zum Doctor philosophiae promovirt, hatte er eine kurze Zeit hindurch in Elsfleth in Oldenburg ein Lehramt inne und ging dann, einem lange gehegten Wunsche genügend, zu seiner wissenschaftlichen Fortbildung nach Berlin. Von seinem berliner Aufenthalte her datiren seine bedeutendern archäologischen Studien und Arbeiten. Es war namentlich Eduard Gerhard, welcher den schnell gewonnenen Freund und Gleichstrebenden mit Eifer und durch anregendes Beispiel immer mehr für die Kunststudien zu gewinnen wußte. Das königliche Museum bot für die gemeinschaftlichen Bestrebungen beider reiches und fast unerschöpfliches Material. Friedrichs' wissenschaftliche Richtung war mit diesen Studien entschieden: er widmete sich fortan ausschließlich der Archäologie. Im Jahre 1855 ließ er sich als Docent der Archäologie an der Universität Erlangen nieder, wo er bald zahlreiche Schüler fand. Oftern 1858 erging an ihn der ehrenvolle Ruf, die durch Panofka's Tod erledigte Stelle eines Custoden am berliner Museum einzunehmen, ein Ruf, den er wol besonders der an höchster Stelle ins Gewicht fallenden Fürsprache seines Freundes und Gönners Gerhard verdankte und dem er um so lieber Folge leistete, als diese Stellung neben einem entsprechenden Einkommen ihm die willkommene Gelegenheit bot, an den Schätzen des Museums der Residenz dauernde Studien zu machen. Nachdem er noch in demselben Jahre von Berlin aus einen ihm zugekommenen Ruf als ordentlicher Professor nach Erlangen zurückgewiesen hatte, wurde ihm sofort nach diesem Abschlage eine außerordentliche Professur an der Universität Berlin selbst zutheil. Im Jahre 1868 wurde er an Stelle des mit Tode abgegangenen Eduard Gerhard Director des Antiquariums im Museum. Zu bedauern ist, daß ein chronisches Brustleiden, den begabten Kunstforscher gerade jetzt, da seine äußere Stellung sich wesentlich verbessert hatte und ihm daher Muße und Ruhe zu Kunststudien mehr als früher blieb, immer mehr in seiner Thätigkeit lähmte und ihn nicht dazu kommen ließ, das Facit seiner archäologischen Studien in einem umfangreichern Werke zu ziehen, was doch im Interesse der Wissenschaft so sehr zu wünschen gewesen wäre. Unter seinen Schriften heben wir hier als besonders gehaltvoll und durch neue Entdeckungen und Gesichtspunkte mannichfach bedeutend seine Arbeiten über Praxiteles und Philostratus und seine „Bausteine zur Geschichte der griechischen Plastik“, die dem Vernehmen nach fast vollendet vorliegen, rühmend hervor.

Die Naturwissenschaft hat einen ihrer tüchtigsten und strebsamsten Vertreter verloren. Am 10. Oct. 1871 starb in der Mitte der Jahre beim Bergwerk Sabali in Nicaragua der rühmlichst bekannte Dr. Berthold Seemann. Geboren im Jahre 1825 zu Hannover, legte er den Grund zu seiner gelehrten Bildung auf dem Lyceum seiner Vaterstadt und wurde dann als Student der Naturwissenschaften in Göttingen immatriculirt. Anthropologie und Botanik waren die Lieblingsstudien des jungen Forschers. Nachdem er sich in Göttingen den Grad eines Doctors der Philosophie erworben, ging er, um seine wissenschaftliche Bildung zu vollenden, nach England. Im Jahre 1846 wurde er von der britischen Admiralität der Expedition des Herald als Naturforscher beigegeben. Mit diesem Kriegsschiffe machte er die bekannte Reise um die Welt und drei arktische Kreuzfahrten zur Auffuchung des verschollenen Sir John Franklin mit. Wir finden den thatkräftigen Gelehrten um die Mitte des Sommers 1846 in England eingeschifft, von wo er Madeira, Westindien und Panama besuchte und auf Anlaß dieser wissenschaftlichen Reisen nicht nur für die Naturwissenschaft, sondern auch für die Archäologie werthvolle Entdeckungen machte. Vom Herald aus durchkreifte er dann die Anden von Peru und Ecuador sowie einige Gegenden des westlichen Mexico. Von den drei arktischen Kreuzfahrten brachte er als hauptsächlichste wissenschaftliche Ausbeute ein reichhaltiges Material zu einer vollständigen Flora jener Gegenden heim. Im Juni des

Jahres 1851 kam die Expedition des Herald wieder nach London zurück. Seemann publicirte bereits im nächsten Jahre sein Werk: „Narrative of the voyage of H. M. S. Herald and three cruises to the arctic regions in search of Sir John Franklin“ (London), welches bedeutendes Aufsehen machte und bald nach seinem Erscheinen in zwei Bänden auch in deutscher Sprache herauskam. Im Jahre 1853 gründete Seemann die botanische Zeitschrift „Bonplandia“, welche in der ersten Zeit in Hannover, seit dem Jahre 1863 aber in London unter dem Titel „Journal of Botany“ erschien. Veranlassung zu einer abermaligen größeren Reise Seemann's gab im Jahre 1860 seine durch das Colonialministerium ins Werk gesetzte Ernennung zum Mitgliede einer Commission, welche nach dem Fidschiinseln gesandt wurde, um Untersuchungen darüber anzustellen, ob dieselben zur Anlegung einer britischen Colonie geeignet seien. Auf dieser Reise besuchte Seemann Aegypten, Mauritius, Sidney u. s. w. Nach England zurückgekehrt, ließ er im Jahre 1862 sein Werk „Viti, an account of a government mission to the Vitian or Fijian Islands“ (London) und seine „Flora Vitiensis“ (ebendasselbst), letzteres Werk mit 100 werthvollen botanischen Tafeln geschmückt, erscheinen. Im Auftrage einiger holländischen Unternehmer ging Seemann im Jahre 1864 nach Venezuela, von wo er ein Jahr darauf Centralamerika aufs neue bereiste. Nicaragua durchforschte er nach allen Richtungen hin und vermittelte den Ankauf der reichsten Gold- und Silbermine von Centralamerika, der Javali. Etwa um den Augustmonat des Jahres 1866 kehrte er nach Europa zurück, um bereits im Herbst desselben Jahres wieder nach Nicaragua zu gehen. Er übernahm daselbst die Leitung der erwähnten Mine Javali als deren provisorischer Director. Seemann veröffentlichte im Jahre 1867 das Werk „Dottings of the roadside“ (London), welches in der wissenschaftlichen Welt vielen Beifall fand. Von seinen übrigen Arbeiten mögen hier noch erwähnt sein: „Die in Europa eingeführten Aziden“ (Hannover 1852), „Populäre Geschichte der Palmen“ (Hannover 1855), „Populäre Nomenclatur der amerikanischen Flora“ (Hannover 1851) und „Die Geschichte des Isthmus von Panama“ (Panama 1867). Der Name Seemann's wird in den Annalen der Naturwissenschaft dauernd fortleben.

Am 11. Dec. 1871 starb zu Wiesbaden an einem Herzleiden der Publicist und Dramendichter Bernhard Scholz, durch dessen frühzeitiges Hinscheiden die deutsche Literatur einer erfreulichen Hoffnung beraubt worden ist; denn es wohnte dem Verstorbenen ein eigenartiges Talent inne, welches es namentlich auf dem Gebiete des Drames zu trefflichen Leistungen gebracht hat und bei längerer Dauer des Schaffens sicher eine wahrhaft künstlerische Höhe erreicht haben würde.

Bernhard Scholz wurde im Jahre 1831 zu Wiesbaden geboren. Er besuchte die Universitäten Marburg, Bonn und München und debutirte, nachdem er seinen Wohnsitz in seiner Vaterstadt Wiesbaden genommen hatte, als Publicist im Jahre 1856 in der damaligen „Rassauischen Allgemeinen Zeitung“. Das Jahr darauf verlegte er seinen Wohnsitz von Wiesbaden nach Wien und war daselbst nach der Reihe an der „Donau-Zeitung“, oder „Glocke“ und dem „Fremdenblatte“ thätig. Das letzterwähnte Blatt redigirte er eine Zeit lang mit großem Erfolge. Beim Ausbruche des Krieges vom Jahre 1866 kehrte er in seine Vaterstadt Wiesbaden zurück und gründete dort den „Rheinischen Kurier“, ein Blatt, welches in Folge der großen Umsicht des strebsamen Redacteurs in kurzer Zeit das verbreitetste in Nassau wurde. Im Winter des Jahres 1869 kam ein bereits früher von Scholz verfaßtes Schauspiel: „Maske für Maske“, mit glänzendem Erfolge am münchener Hoftheater zur Aufführung und machte von da aus unter andauerndem Beifalle seinen Weg über die ersten Bühnen Deutschlands. Diefem Schauspiele folgten, außer einigen andern dichterischen Arbeiten des talentvollen und gewandten Verfassers, namentlich die Bühnendichtungen „Hans Waldbmann“ und „Eine moderne Million“; letzteres Stück erzielte ebenfalls auf mehreren Bühnen glückliche Erfolge und machte gleich jenem ersten den Namen des Dichters in den weitesten Kreisen bekannt. Als Publicist führte Scholz eine in allen Sätteln gerechte Feder, welche ebensowol durch Schärfe des politischen Urtheils und Gewandtheit des Stils wie durch Gründlichkeit des Wissens und Selbstständigkeit der Anschauungen excellirte und dem nimmermüden Schriftsteller eine geachtete Stellung in der deutschen Presse verschaffte.

## Revue der Erd- und Völkertunde.

Im Jahre 1871 hat man sich der geheimnißvollen Polarregion von verschiedenen Seiten zu nähern gesucht. Der um die arktische Forschung so verdiente Rosenthal in Bremen schickte im Jahre 1870 den Bienenkorb mit einer norwegischen Besatzung und unter Befehl des norwegischen Kapitäns Malsom nach Ostspitzbergen auf den Robbenfang und das Schiff kehrte nach kurzer Reise mit der außerordentlichen Ausbeute von 6000 Seehunden heim. Im Jahre 1871 mietete Rosenthal die Germania, das berühmte Entdeckungsreise-schiff, versah es mit Vorräthen auf 15 Monate und wissenschaftlichen Instrumenten und sandte es unter Kapitän Malsom, begleitet von den Herren Benglin und Lagard, auf Entdeckungsreisen aus. Die Expedition sollte nach Nowaja-Semlja fahren, in das Karameer einzudringen und die Mündung des Ob zu erreichen suchen, um dort einen Zufluchtsort einzurichten, dann ihre Operationen weiter nach Nordosten fortsetzen, um das nördlichste Vorgebirge Asiens zu umschiffen und nach Neu-Sibirien zu gelangen. Auf dem Rückwege sollten möglichst viele Landungen gemacht werden, um die nördliche Spitze des Festlandes zu untersuchen, besonders auch an den Mündungen des Ob und Jenisei umfassende physikalische Beobachtungen anzustellen und zugleich möglichst große naturwissenschaftliche Sammlungen zu gewinnen. Die Expedition fuhr am 25. Juni von Bremen ab, ging erst nach Sönsberg, dann nach Tromsø, von wo ihre letzten Berichte vom 21. Juli laufen.

Lieutenant von Payer und Weyprecht unternahmen eine Fahrt nach Gillsland (König-Karls-Land) und Ostspitzbergen. Sie benutzten dazu den Isbjörn, ein neues Schiff von 55 Tonnen Gehalt, 60 Fuß lang, 15 Fuß breit und von 6 Fuß Tiefgang, das in Tromsø eine Panzerung erhielt, und wurden von der österreichischen Regierung und der Wiener Akademie der Wissenschaften mit Instrumenten und Waffen reichlich versehen. Der Plan war, in der Richtung nordöstlich vom Nordcap zwischen Spitzbergen und Nowaja-Semlja vorzugehen, wo Dr. Emil Bessels auf der Albert-Expedition des Hrn. Rosenthal in  $74^{\circ} 45'$  nördl. Br.,  $31^{\circ}$  westl. L., offenes Wasser von  $4^{\circ}$  N. Wärme fand. Payer und Weyprecht sind von ihrer wichtigen Recognoscirung mit den Resultat zurückgekommen, ein Vielinselland entdeckt zu haben, welche sich von  $78^{\circ}$  nördl. Br. zwischen  $42$  und  $60^{\circ}$  westl. L., vielleicht bis zum Pol erstreckt. Das Wasser enthielt Wale in Menge.

Es ist jedoch bekannt, daß  $80^{\circ}$  nördl. Br. bei Spitzbergen fast immer zu Schiffe erreicht werden kann. Der Schotte Lamont hat auf die Fahrten, die er jährlich in seinem Yachtschiff unternimmt, diese Breite wiederholt ohne Beschwerde erreicht. Er ist auch im gegenwärtigen Jahre in den spitzbergenschen Gewässern gewesen, hat jedoch nichts besonders Neues für die Geographie mitgebracht.

Die Schweden haben ein Schiff unter Baron von Otter nach Ostgrönland geschickt, um eine große Masse Meteorsteinen, die sie im vorigen Jahre dort gefunden hatten, zu holen. Der ausgezeichnete Lichenologe Theodor Fries begleitete die Expedition.

Hr. Octavius Pavy hat eine Fahrt mit Rennthier- und Hundeschlitten nach Wrangell-Land unternommen.

Von der neuen Nordpolfahrt des amerikanischen Kapitäns Hall im Dampfer Polariss hat man bis Ende August reichende Nachrichten aus Westgrönland, nach welchen sich ihre Ausfichten sehr getrübt hatten. Man hatte weder in Holsteenberg Rennthierfelle noch überhaupt im dänischen Grönland Hunde bekommen können, weil diese den Grönländern unentbehrlichen Zugthiere seit mehreren Jahren durch Seuchen hingerafft worden sind. Man hoffte am Smithsund Hunde zu bekommen, was jedoch sehr zweifelhaft sein dürfte. Es war zu ernstlichen Zerwürfnissen gekommen zwischen Hall und seinen Seeoffizieren, indem diese kein Vertrauen haben auf die nautischen Fähigkeiten des Kapitäns, der seines Zeichens eigentlich Kupferstecher ist. Buddington, der sailing-master, d. h. der eigentliche Schiffsbefehlshaber, ist in Grönland ausgetreten. Ebenso war Dr. David Walker, welcher früher McClintock begleitete, schon vor der Abfahrt von Newyork wieder ausgetreten. Dagegen darf man sich von Hall's wissenschaftlichem Corps, das unter der Leitung des

bereits oben erwähnten ausgezeichneten arktischen Forschers Dr. Bessels steht, die vorzüglichsten Leistungen versprechen. Es gehören dazu außer Bessels Bryan, welcher als Astronom, und Meyer, welcher als Meteorologist sehr tüchtig ist. Beide haben bereits eine Reihe von interessanten Beobachtungen gemacht. Bessels berichtet in einem Schreiben aus Godhaven vom 16. Aug., daß er das physikalische Verhalten der grönländischen See genau erforscht, namentlich eine besondere Färbung des Seewassers und dessen unerwartet große specifische Schwere untersucht habe. Das Maximum Dichtigkeit, welche er notirt hatte, betrug 1,028.

Die Waljäger sind im gegenwärtigen Jahre sehr früh und mit reicher Ausbeute von der Davisstraße zurückgekommen, weil sie nämlich tief in den Klippesund an der Spitze der Pondbai eingedrungen sind und hier eine neue Region gefunden haben, wo die Wale so häufig wie fast sonst nirgends sind.

Dagegen ist der Walfang in der Beringstraße in diesem Jahre recht unglücklich ausgefallen. Zwischen Point-Belcher und Wainwright-Inlet wurden 20 Walfangschiffe vom Eise eingeschlossen, nachdem 13 andere schon vorher im Eise versunken waren. Die Bemannung der verunglückten Schiffe, gegen 1200 Personen, vertheilte sich auf andere, noch frei gebliebene Schiffe, welche entkamen. Der durch dieses Unglück verursachte Verlust wird auf 1½ Mill. Dollars geschätzt.

Erst seit den letzten 20 Jahren sind die Beringstraße und die benachbarten Gewässer näher bekannt geworden. Die Angaben über die Entdeckungen des unglücklichen Bering sind sehr unbestimmt, und die kurzen Sommerfahrten Cook's, Kozebue's und Beechey's warfen auch nur unvollständige Lichter auf diese Region. Im Jahre 1848 brachte aber Koy's als Kapitän der Bark Superior aus Sag Harbour in den Vereinigten Staaten die erste Ladung Walthran aus jener See und zeigte, daß der große grönländische Wal mit Erfolg im nördlichen Stillen Ocean zu jagen sei. Seitdem zogen jährlich Flotten von Hunderten von Whalern dahin. Ein großer „Bowhead“ liefert 150 Faß Thran. Der nördliche Stille Ocean enthält auch Walrosse in großer Anzahl; dieselben werden aber nur selten, nur etwa zur Abwechselung oder des Bergnitgens halber gejagt; denn ihr Thranertrag ist nicht beträchtlich und auch das Elfenbein (die Stoßzähne) hat nur geringen Werth.

Ohne auf die Frage der Nordpolfahrt hier näher einzugehen, können wir doch nicht umhin zu bemerken, daß es noch immer zweifelhaft scheint, ob der Pol jemals zu Schiffe erreicht werden kann, und noch immer zu befürchten bleibt, es möchten sich alle jene Polynesten, die man von Zeit zu Zeit im Eismeere entdeckt, für die Zwecke der Schifffahrt trügerisch erweisen. Den sichersten Erfolg scheint noch immer die Schlitzenfahrt, wosöglich mit grönländischen Zugbunden, zu versprechen, wenn dieselbe nämlich im Frühjahr, zwischen März und Juni, unternommen würden. Zum Behuf einer solchen Schlitzenfahrt hat man die Wahl zwischen dem Smithsund und Spitzbergen als Ausgangspunkte. Im Smithsund ist der 78. Breitengrad der höchste Punkt, der mit Sicherheit zu Schiffe zu erreichen ist, von wo die Entfernung zum Pol, hin und zurück, die Schwierigkeiten des Grundes im Anschlag gebracht, an 1600 englische geographische Meilen betragen würde. Bei Spitzbergen kann man stets den 80. Breitengrad erreichen, von wo die Entfernung hin und zurück an 14—1500 englische geographische Meilen betragen würde.

Die Regierung der Vereinigten Staaten trifft Anstalt, unter der Leitung des Superintendent of Coast Survey eine umfassende und genaue Untersuchung des Golfstromes und des Meerbodens unter demselben vornehmen zu lassen.

Ehe wir in unserer Rundschau weiter gehen, nehmen wir Notiz von der merkwürdigen Colonisation einer bisher unbebauten Wüstenstrecke, die bei einem der höchst- und ältestberühmten Kulturstitze Europas vor sich geht: der der Campagna di Roma. Das jüngst dem Königreiche Italien einverleibte Gebiet, die Provinzen Rom, Comarca, Civita-Vecchia, Viterbo, Velletri und Frosimone, enthält zusammen 1,191700 Hektaren, die beiden großen Provinzen Rom und Comarca umfassen davon 454880 Hektaren. Zu Füßen der reizenden Albanerberge, von den Pontinischen Sümpfen bis Acquapendente, 20—30 Kilometer weit, zieht sich die Campagna, jene öde, braune, flache, von der *Aria cattiva* durchwehte Wüste, in deren Mitte Rom liegt. Das Land gehört

einer geringen Anzahl adelicher Grundeigentümer und religiöser Körperschaften. Man trifft hier nicht Ein Haus, nicht Einen Baum. Am meisten wird das Feld wol von den englischen Fuchsjägern benutzt. Die italienische Regierung gedenkt zuvörderst den Agro Romano zu besiedeln, den bei Rom gelegenen Theil der Campagna, einen Landstrich, welcher 203589 Hektaren uncultivirtes und 8690 Hektaren cultivirtes Land enthält. Das Grundeigenthum besitzen 113 Laien und 128 religiöse Körperschaften. In den 8690 Hektaren cultivirtes Land sind die Bignen, die Villas Borghese, Albani, Tortonia, Theile der Commune Albano, Frascati u. s. w. mitgerechnet, und sogar diese wenigen Hektaren verdanken ihr Dasein hauptsächlich den fortdauernden Bemühungen Pius' VII. Seit dieser Zeit hat man die Campagna ruhen lassen. Gegenwärtig ist man aber zu der Ueberzeugung gekommen, daß die Campagna in wenigen Jahren in eine gesunde, blühende und wohlhabende Landschaft verwandelt werden könne, und hat dazu auch die geeigneten Leute gefunden, die dies zu vollbringen versprochen haben. Es hat sich eine große Anzahl wohlhabender Oekonomen im Val d'Aosta in Piemont und in der Lombardei, Gegenden, aus denen bisher eine große Auswanderung nach Südamerika stattfand, zur Ansiedelung in der römischen Campagna angemeldet. Es wird also dort die malerische Tracht des römischen Landmannes wol bald eine seltene Erscheinung sein unter den breitschulterigen Gestalten der Piemontesen und Lombarthen. Gründliche Belehrung über die Campagna und die physische Beschaffenheit des ganzen bisher römischen Gebietes geben die so eben erschienenen „Cenni sulle condizione fisico-economica di Roma e suo territorio“ von Felice Giordano. Diese Schrift schildert die allgemeine Topographie, die geologische Formation, das Klima des römischen Gebietes, den Zustand der Campagna und behandelt schließlich ausführlich das Problem der Aufbesserung derselben.

Noch immer fehlen Nachrichten von Livingstone, und auch über Sir Samuel Baker's Expedition nach dem obern Nil! Nach den Berichten des Dr. Kirk, des englischen Consuls in Zanzibar, welche bis Mitte August gingen, waren die arabischen Kaufleute, mit denen Livingstone von Süden her nach Manjemeh, einem Plage im Westen des Tanganjikasees, gereist, von dort nach Utschidschi (am östlichen Ufer des Tanganjika) gekommen und wurden Anfang Juni in Unjanjembe (an der Heerstraße nach der Ostküste, Zanzibar) erwartet. Inzwischen war ein neuer Reisender, der die Geheimnisse des innern Afrikas zu enthüllen wünscht, eingetroffen, Hr. Stanley, ein junger thatkräftiger Amerikaner. Reichlich mit Instrumenten und Vorräthen versehen, war er im Februar von Bagamojo (an der Ostküste, Zanzibar gegenüber) abgereist. Er ging mit einer Karavane arabischer Kaufleute und einer Zahl an der Ostküste gemieteter Diener, zu welcher auch Bombay gehörte, der sich auf der Expedition Burton's und Speke's und später auf der Speke's und Grant's so tüchtig bewährt hatte. Stanley beabsichtigte, zuvörderst Livingstone aufzusuchen, bevor er sich weiter ins Binnenland begab. Er nahm Briefe und Vorräthe für Livingstone mit. Nun ist aber von Dr. Kirk ein Brief aus Zanzibar vom 25. Sept. eingetroffen, welcher in der Sitzung der londoner Geographischen Gesellschaft am 27. Nov. verlesen wurde, er enthielt die Mittheilung, daß in Unjanjembe ernstliche Unruhen ausgebrochen seien. Ein Negerhäuptling, welcher von den in Unjanjembe angestellten Arabern angegriffen worden war, hatte sich in einen Hinterhalt gelegt und den mit ihrer Beute zurückkehrenden Arabern eine Niederlage beigebracht. Viele ihrer Leute fielen. Stanley war mit im Gefechte; die Araber aber flohen und ließen ihn in schmachlicher Weise im Stich. Es war Stanley zwar gelungen, Unjanjembe wieder zu erreichen; er lag dort jedoch fieberkrank danieder und seine weitem Schritte waren ungewiß. Infolge dieser Feindseligkeiten wird besorgt, daß die Straße über Unjanjembe gesperrt und es sehr zweifelhaft werden könnte, ob die für Livingstone bestimmten Vorräthe ihn erreichen. In Zanzibar war das Gerücht verbreitet, dem Dr. Kirk jedoch keinen Glauben schenkte, daß Livingstone mit dem Araber Mohammed Ben Gharib, bei dem er gewohnt hatte, über Marunga im Süden des Tanganjika nach der Küste zurückkehre, mithin die durch Unruhen bedenklich gewordene Gegend vermeide. Hauptmann Burton, der berühmte Reisende, welcher dieser Sitzung der londoner Geographischen Gesellschaft beiwohnte und mit Bezug auf Binnenafrika jedenfalls die erste Autorität ist, sprach sich dahin aus, daß solche Handel zwischen den ara-

bischen Kaufleuten und den Negerstämmen oft vorkommen, und daß die ausgebrochenen Unruhen allerdings zwei oder drei Jahre fortdauern könnten; er glaubt jedoch, daß es für Livingstone nicht schwierig sein würde, im Süden des Sees zurückzukehren, und daß ein so furchtloser und der einheimischen Sprachen so kundiger Mann wie Livingstone auch im Stande sein würde, durch die beunruhigten Gegenden hindurchzukommen. Er hege wegen Livingstone's keine Besorgniß. Auch bezüglich Sir Samuel Baker's berichtet der englische Generalconsul in Aegypten, daß die Regierung des Khedive ohne Besorgniß sei.

Frederick Elton hat über seine Reise am untern Limpopo im Osten der Transvaal-Republik in Südafrika vom 6. Juli bis 8. Aug. 1870 berichtet. Die Reise ging vom Tatigoldfelde östlich nach der Mündung des Zuliflusses in den Limpopo, dann diesen großen Fluß hinunter oder an dessen Ufern bis jenseit der Mündung des Sipalule, endlich von dort über Land nach Lorenzo Marques an der Delagoabai. Der mittlere Limpopo zwischen dem Zuli und Sipalule wird durch eine Reihe von starken Stromschnellen und Wasserfällen unterbrochen. Das Land ist im höchsten Grade fruchtbar und voll von Wild aller Art.

Kapitän Musters von der englischen Flotte hat ein ganz neues Land uns erschlossen durch seine Reise durch Patagonien, über die er in seinem in London erschienenen Werke berichtet: „At Home with the Patagonians; a year's wanderings over untrodden ground from the straits of Magellan to the Rio Negro.“ Er ist der erste Europäer, dem es gelang, die ganze Länge des Landes, von der Magellansstraße bis an die Grenze der Araucanier zu bereisen und dabei, dank seiner hohen Ausbildung als Sportsman, sich ganz an das Leben des wilden Jägervolkes anzuschließen, sich gewissermaßen selbst einheimisch zu machen. Vidma und Fitzroy sind nur durch die Quere des Landes hindurchgekommen, der englische Jesuit Falkner ist nur bis an die Grenze des Landes gekommen. Das vor kurzem erschienene Werk Guinnard's: „Three years slavery among the Patagonians“, enthält einen falschen Titel, indem der Verfasser gar nicht nach Patagonien selbst gekommen ist. Musters bestätigt vollständig die Angaben über die riesige Größe der Tehuelches, wie die Patagonier eigentlich heißen. Sie theilen sich in zwei Hauptstämme, einen nördlichen und einen südlichen, der südliche ist am kräftigsten gebaut. Sie zählen zusammen an 500 Krieger und 3000 Personen.

Von Dr. Carpenter im Herbst 1871 angestellte Untersuchungen haben erwiesen, daß die vielbestrittene Unterströmung in der Straße von Gibraltar, durch welche das Mittelmeer nämlich ausströmt, während es dort an der Oberfläche einströmt, wirklich besteht. Dr. Carpenter wird mit Unterstützung der englischen Royal Society und der englischen Admiralität seine höchst verdienstlichen Untersuchungen über die Temperatur, die Beschaffenheit, die Strömungen, die Fauna der Meere und des Meerbodens weiter fortsetzen.

Dr. Karl Appun's „Wanderungen in Venezuela, am Orinoco, in Britisch-Guiana und im Amazon in den Jahren 1849—68“ ist das wichtigste Werk über die Naturgeschichte und Ethnologie Südamerikas, das seit Agassiz' „Brasilien“ erschienen ist.

Professor Cope hat in den dunkeln Höhlen von Kentucky 14 Specimen lebendiger Thiere, Fische, Reptilien, Crustaceen gesammelt, welche sämmtlich ohne alle Gesichtsansichten sind, weil es in den Höhlen gänzlich an Licht mangelt. Dafür sollen die Gehörorgane äußerst sensitiv sein.

Die geologische Expedition unter Dr. Hayden nach den Rocky-Mountains im Quellgebiete des Missouri und Snakeflusses hatte am 18. Sept. Fort Hall in Idaho erreicht. Nach Aufnahme des Yellow-Stone-Flusses verließ die Expedition am 5. Sept. Fort Ellis, ging das Gallatinthal hinunter nach den Three Forks und dann am Jefferson hinauf bis zu dessen Quellarmen, welche sie größtentheils erforschte. Die großen Thäler des Gallatin, Madison und Jefferson waren zahlreich besiedelt von betriebsamen Landwirthen und Bergleuten, während Dr. Hayden, als er diese Gegenden vor zehn Jahren besuchte, dort nicht einen einzigen Einwohner fand. Die Expedition überschritt

die Wasserscheide der Rocky-Mountains an der Quelle des Horse-Plain-Creek, von wo sie hinüberging zum Medicine-Lodge-Creek, welcher in die Snake-River-Ebene hinuntergeleitete. Auffallend war, daß im Medicine-Lodge-Creek und andern Flüssen, welche sämmtlich nach einem Laufe von 50—75 englischen Meilen in der Ebene verfließen, zwei Arten von Forellen gefunden wurden, welche überall gleich waren, obgleich keine sichtbare Verbindung zwischen den Flüssen besteht.

Der soeben herausgekommene Bericht des amerikanischen Commissars R. W. Raymond über den Zustand des Montanwesens in den westlich von den Rocky-Mountains gelegenen Staaten und Gebieten im Jahre 1870 bildet einen stattlichen Band von 600 Seiten nebst zahlreichen Illustrationen und Grundrissen. Derselbe gibt eine ausführliche Darstellung des gegenwärtigen Zustandes der Montanindustrie in Californien, Nevada, Oregon, Idaho, Montana, Utah, Arizona, Neumexico, Colorado und Wyoming. Der Bericht lautet sehr günstig, sowol wegen der vermehrten Ausbeute wie des in der Regel ruhigen Ganges des Geschäfts.

Es ist bekannt, daß Californien bereits im Getreidebau und in der Weinzucht hoch steht, nicht sowol, daß auch seine Obstzucht eine sehr entwickelte ist. Es treibt die Obstgärtnerei in großartigem Maßstabe. So besteht bei Yuba eine Obstgärtnerei von 400 Acres. Die Pflanzschule enthält 25000 ein Jahr alte Pfirsiche, 16000 Pflaumen-, 16000 ostamerikanische Walnuß-, 25000 californische Walnuß-, 2000 Aepfel-, 500 indische Kastaniensbäume. Der eigentliche Obstgarten enthält 600 zwei Jahre alte Pfirsichbäume, welche im vorigen Jahre je an 150 Pfund Pfirsiche trugen, 3000 Kirschbäume in 15 Varietäten, 2500 Pflaumenbäume, 505 Aepfelbäume, 2000 Aprikosenbäume.

Britisch-Columbia, welches gegenwärtig auch in den Bundesstaat die Dominion Canada eingetreten ist, enthält 280000 englische Quadratmeilen = 179,200000 englische Acres. Die Colonie hatte im Jahre 1870 10496 ansässige weiße Einwohner, einschließlich 1947 Chinesen. Die Zahl der Indianer wird auf 30—50000 geschätzt. Hr. Erutch, der Surveyor-General der Colonie, hat eine in großem Maßstabe ausgeführte Karte von Britisch-Columbia herausgegeben.

Ranaimo, das Kohlengewerk auf Vancouverinsel, hatte im Jahre 1869 eine Ausbeute von 40833 Tonnen, was sehr beträchtlich ist bei der Schwierigkeit, dort Arbeitskräfte zu bekommen.

Nachdem durch den Eintritt von Britisch-Columbia das neue nordamerikanische Colonialreich der Engländer in seiner ganzen Ausbreitung von Ocean zu Ocean zur Begründung gekommen ist, wird die gleichzeitig bei dieser Begründung projectirte große canadische Pacific-Eisenbahn das dringlichste Bedürfniß der Dominion wie die Bedingung ihres Bestehens. An das bereits vorhandene ausgedehnte canadische Eisenbahnnetz sich anschließend, würde der Bau dieser Bahn auf keineswegs sehr erhebliche Schwierigkeiten stoßen; sie würde bei weitem nicht so ausgedehnte Wüstenstrecken, so zahlreiche Hochgebirgsketten zu übersteigen haben wie die San-Francisco-Pacificbahn, während die Vortheile, die sich bei diesem Project in Aussicht stellen, wirklich unabsehbar sind.

Dieses große Project bringt den merkwürdigen Archipel, welcher der Westküste Britisch-Columbias vorgelagert ist, und welcher, im innersten Winkel des Oceans verborgen, bisher unbekannt und unbeachtet geblieben ist, an das helle Tageslicht der Weltverkehrsstraße. Derselbe ist der inselreichste, den es gibt. Zwischen San-Juan de Fuca und der Breite von Fort Simpson im Norden von Britisch-Columbia liegen an jener Küste gegen 20000 Inseln, Eilande, Holme, Scherren.

Unter den erwähnten Umständen bewillkommen wir mit lebhaftem Interesse ein eben in London erscheinendes Reisewerk: „Queen Charlotte Islands. A Narrative of Discovery and Adventure in the North Pacific, by Francis Poole C. E. Edited by John W. Lyndon.“ Die Queen-Charlotte-Inseln sind durch ihr günstiges Klima, ihren mineralischen Reichthum, ihre Bodenfruchtbarkeit der anziehendste Theil jener Inselgruppen; und wir erhalten hier zum ersten mal eine nähere Beschreibung derselben, da der Verfasser, ein Civil- und Bergbauingenieur, der erste Europäer ist, der sich dort längere Zeit aufgehalten hat. Er ist zwar mehrere Jahre verhindert worden, sein Reisetagebuch für die Presse zu bearbeiten; doch macht dies bei dem nicht weiter von Europäern

befuchten Lande wol keinen Unterschied, und das Manuscript ist gegenwärtig von kundiger und gewandter Hand bearbeitet worden.

Die Queen-Charlotte-Inselgruppe liegt im nordpazifischen Ocean in 52—54° nördl. Br., 132—134° westl. L. Sie wurde im Jahre 1776 von Cook entdeckt, welcher auch an der jetzt Cook's Inlet genannten Stelle landete. Er gibt eine Beschreibung der von ihm gesehenen Nordküste in seinen „Voyages to the Pacific-Ocean“, II, 416. Die Stelle war jedoch schon vorher von einigen Russen und namentlich von dem spanischen Kapitän Juan Perez auf dessen Expedition zur Entdeckung der Nordwestdurchfahrt aus der Entfernung gesehen worden. Es war jedoch auch Cook unbekannt, ob jenes von ihm gesehene Land eine Insel oder ein Theil des Festlandes sei. Erst Kapitän Dixon, welcher die Inseln im Jahre 1787 besuchte, fand, daß dieselben eine ausgedehnte Gruppe von Inseln bilden; er nahm Besitz von der Gruppe im Namen des Königs Georg's III. und benannte sie nach dessen Gemahlin Königin Charlotte.\*) Später wurden die Inseln nicht weiter besucht, außer im Jahre 1852, wo Hauptmann Mitchell von der Hudsonsbai-Compagnie nach Moresbyinsel, der südlichen der beiden größern Inseln, gesandt wurde, um dort Gold zu suchen, und dann im Jahre 1859, wo Downie, ein alter californischer Grubenmann und Explorator, mit einer Partei von 27 Mann nach Gold-Harbour an der Westküste von Moresby und von dort nach Sidagat kanal, welcher die beiden Hauptinseln voneinander trennt, ging, worauf in demselben Jahre noch Hauptmann Torrens mit einer andern kleinen Reisegesellschaft dahin kam, welche nur mit genauer Noth der Niedermekelung durch die Eingeborenen entkam. Alle diese Parteien gingen jedoch bloß auf das Goldsuchen aus und kehrten unmittelbar wieder zurück. Poole hielt sich aber zwei Jahre lang auf den Inseln auf.

Die Gruppe besteht aus zwei größern Inseln, der Grahaminsel im Norden und der Moresbyinsel im Süden, welche durch den Sidagat kanal voneinander getrennt werden, und aus zwei kleinern Inseln, der Northinsel und der Prevostinsel, und hat zusammen 180 englische Meilen in der Länge und 60 Meilen in der größten Breite. Um diese größern Inseln liegen kleinere Eilande ohne Zahl ringsumher. Diejenigen von diesen Felseilanden, welche in den pacifischen Ocean vorgerrückt stehen, sind äußerst kahl und öde; denn an ihnen brechen sich zuerst die mächtigen Wogen des Oceans nach ihrem Tausende von Meilen langen Anlaufe. Sie dienen zu einer Schutzwehr gegen die wilden Winde und Gewässer für die Hauptinseln, welche auch selbst dem Ocean hohe und steile Felsküsten entgegensetzen. Der Anblick, den die Hauptinseln gewähren, ist ein prachtvoller. Dieselben werden von Bergen mit scharf zugespitzten Gipfeln durchzogen; zwischen den Bergen erstrecken sich weite Ebenen, welche mit riesigem Hochwalde, namentlich Fichten und Cedern, dicht bestanden sind. Meilenweit zur See hinaus ist die Luft mit den feinen Düften des Waldes geschwängert.

Die Seeströmung kommt aus Südwesten, wodurch die See warm gehalten und das Klima wesentlich gemildert wird. Dieselbe Wirkung haben die vorherrschend westlichen Winde. Das Klima hat viel Aehnlichkeit mit dem von Schottland, doch ist der Winter milder und die Sommerhitze geringer. Während Poole's Anwesenheit war die Temperatur im Winter nie unter — 8° F., im Sommer nie über + 80° F. Die Atmosphäre ist gewöhnlich klar, trocken und rein. Der Herbst, der indianische Sommer, ist die angenehmste Jahreszeit. Darauf folgt einige Wochen trübes und feuchtes Wetter. Einen eigentlichen Winter gibt es nicht; doch finden dann heftige, orkanartige Stürme und gewaltige Regengüsse statt. Der reichliche Regen ist bei der Dichtigkeit der Waldung leicht erklärlich; im Januar und Februar hatte man gegen 21 Zoll Regenfall. Doch wird von den regelmäßigen Winden der Boden schnell getrocknet. Schnee fällt selten und in geringer Menge.

In mineralischer Hinsicht zeichnen sich die Inseln besonders durch außerordentlichen Reichthum von Kupfer aus, welches namentlich auf den Kleininseln im Südosten von Moresby in mächtigen Gängen zu Tage tritt. Den wichtigsten Gang fand Poole auf der Kleininsel Burnaby, wo das Kupfer in einem Gange von Schmelz, Hornblende, Gra-

\*) Vgl. Dixon, „Voyage to the North West Coast of America“.

raien, Spat ansteht und sowol gelbes und graues schwefelsaures wie 'blaues und grünes kohlen-saures Erz liefert. Wegen ihrer großen Mächtigkeit und ihrer für den Transport bequemen Lage unmittelbar am Meere ist die Stelle von besonderer Wichtigkeit; der Untergrund auf Burnaby besteht aus halbkrySTALLINISCHEM Kalkstein und vereinzelt Schichten von dunkeln schwarzen Schiefer, vielfach durchzogen von Grünstein- und Granitgängen. Außerdem ist diese Insel durchsetzt von 2 — 6 Zoll breiten erzführenden Quarzadern, welche in paralleler Richtung von Trappdämmen begleitet sind. Eisenpyriten sind überall in größter Menge verbreitete. Bei Harriet Harbour auf Moresby, westlich von Burnaby, fand Poole ganze Felsenhügel, die aus einer einzigen soliden Masse reinen magnetischen Eisens bestehen, welches 82½ Proc. Protoxyd und 4,50 Proc. Protoxyd enthält. Downie, welcher vier Jahre vor Poole am Skidagatkanal (zwischen dem beiden großen Inseln Graham und Moresby) sich aufhielt, fand dort im Süden der Meerenge Trapp, Hornblende und schmale Quarzadern, im Norden der Meerenge Schiefer, Quarz, rothe Erde, Talk, Kohlen. Poole sah Proben von Anthracit aus den Queen-Charlotte-Inseln in Victoria auf Vancouver, nach denen er glaubt, daß für Hoehöfen dieser Anthracit dem berühmten pennsylvanischen vollkommen gleichkomme. Von Gold sind alle Anzeichen vorhanden, doch ist es bisher noch nicht gefunden worden. Es ist natürlich bisher nicht möglich gewesen, irgendeine nähere Untersuchung der Gesteinsbildung vorzunehmen. Bei der Dichtigkeit der Waldung und der Tiefe des aus der Zersetzung von Pflanzenstoffen gebildeten Bodens vermag man gegenwärtig nicht, die Lage und Erstreckung der Gesteine zu verfolgen. Besonders wird man durch die Menge der umgestürzten Niesenbäume aufgehalten. Nachdem man sich stundenlang durch das Gestrüpp hindurchgeschlagen hat, kommt man mitunter plötzlich an eine anscheinend lichte Stelle; betritt man diese, so bricht die dünne Erdrinde plötzlich ein, und man stürzt gegen 20 Fuß tief nieder zwischen vermoderte Wurzeln, Alder, Krähen, wilde Hunde, Bären und sonstige Fauna. Solche Fallgruben sind gewöhnlich trocken, sodas man weiter keinen Schaden nimmt. Allein unter solchen Umständen sind nähere geognostische Untersuchungen hier noch nicht auszuführen.

Der Wald erreicht durch die Riesengröße der Bäume, durch ihre regelmäßigen Formen, ihre reiche Belaubung fast tropische Großartigkeit; dazu kommt, daß man hier nicht durch gefährliche Thiere, nicht einmal lästige Insekten in der Freude an der Waldpracht gestört wird. Die häufigsten Waldbäume sind Fichte, Sprossenfichte, Holunder, Holzappel, Eder (*Thuja gigantea*). Man hat auf Vancouver eine riesige Fichte, „The old guardsman“ genannt, welche dort für eine große Sehenswürdigkeit gilt. Dieselbe steht bei Richardson's Haus in Chemainis Prairie am Chemainisfluß und hat 51 Fuß Stammumfang und 150 Fuß, früher 200 Fuß Höhe. Die Fichten der Queen Charlotte-Inseln sind in der Regel größer als der alte Gardist. Poole maß mehrere von über 300 Fuß Höhe und 60 Fuß Stammumfang. Die Cedern erreichen noch größere Dimensionen; die Fichten haben regelmäßigeren Wuchs. Sie schießen gleich Palmen schnurgerade auf, ohne einen Zweig oder selbst einen Knorren bis zum Wipfel, der dann in gewaltigen Ästen ausschweift. Das Land ist sehr reich an Beeren, namentlich Erdbeeren, Himbeeren, Preiselbeeren und einer noch unbenannten Veere, welche überall in großer Menge wächst. Der Busch ist 4 Fuß hoch, die Blätter denen des Birnbaumes gleich, jedoch kleiner; die Frucht gleicht der Stachelbeere, hat einen angenehmen süßen Geschmack und viel Nahrungstoff; dieselbe wird von den Eingeborenen in Menge an der Sonne gedörret und bildet einen Hauptbestandtheil ihrer Speise im Winter. Die Eingeborenen bauen Kartoffeln und Rüben in großer Menge und haben beträchtlichen Absatz davon in den europäischen Niederlassungen in Britisch-Columbia. Der sehr tiefe Boden besitz einen hohen Grad von Fruchtbarkeit und ist für landwirthschaftliche Zwecke vorzüglich geeignet.

Man hat Muscheln in zahlloser Menge, auch gibt es große Aустern. Lachs in verschiedenen Arten, Forellen, Kabeljau, Helbutte, Stör, Schellfisch, Weißling, Stint, Hering, Sander sind häufig in den Gewässern, auch verschiedene Arten von Walfischen und Seehunden. Schnepfe, Ente, Gans, Hermelin, Marder, Otter, Seeotter, Bär sind die gewöhnlichen Jagdthiere.

Der einheimische Indianerstamm nennt sich selbst die Hydah und scheint ein intelli-

genter Volkschlag zu sein, der mit einiger Umsicht und Vorsicht vielleicht für die Cultur gewonnen werden könnte. Sie zählen gegen 5000 Personen und theilen sich in die Stämme Ninsence, im Süden bei Cap Saint-James, Klue, Skiddens, Cumshewas, an der Ostküste von Moresby, Gold-Harbour und Skidagates, an der Westküste von Moresby, Skidagate in Grahamsinsel. Sie haben einen stattlichen Wuchs und (von Natur) eine ganz lichte Hautfarbe, stark hervorragende Backenknochen und dichtes, struppiges, schwarzes Haar, das lose am Nacken herunterfällt und stark mit Thran eingerieben wird, weshalb sie, wie die meisten nordamerikanischen Indianer und wie Caliban im „Sturm“, den eigenthümlichen „very ancient and fishlike smell“ haben. Die Männer tragen keinen Bart; jedes Barthaar wird ausgerupft, sobald es erscheint, zu welchem Behufe sie eine Zange stets bei sich tragen. Die Männer haben oft bogenförmige Beine wegen ihres vielen Sitzens in ihren schmalen Röhren. Beide Geschlechter tragen große silberne Ringe in der Nase und allerlei Zierath in den Ohren. Zu diesem Behufe werden dieselben mit mehreren Löchern durchbohrt, die so groß sind, daß man den kleinen Finger hineinstecken kann. Sie wären ganz hübsch von Gestalt, wenn sie sich nicht dadurch entstellten, daß sie sich den ganzen Leib mit Kienruß schwarz, theilweise auch mit Zinnober roth anstrichen; dies geschieht besonders bei allen festlichen Gelegenheiten, es ist in der That ihr Festtagscostüm. Die Weiber entstellen sich weiter den sonst oft ganz lieblichen Leib, daß sie den ganzen obern Theil desselben mit Figuren von Häuptlingen, Fischen, Vögeln, vierfüßigen Thieren tätowiren. Die Kleidung besteht bei beiden Geschlechtern ausschließlich in einem kurzen Blanket (Wolldecke), welcher lose um die Schultern wie ein spanischer Hibalgomantel getragen wird. Die Ohrringe sind von Knochen und werden von ihnen selbst gemacht; kann ein Weib sich keine Ohrringe verschaffen, so steckt sie sonst etwas, ein Stück Wollzeug, ein Stöckchen u. s. w. in die Ohren. Sie tragen auch metallene Arm- und Beinriemen; letztere werden oft in der Jugend angelegt und nie abgenommen, was dann gewöhnlich Lahmheit erzeugt. Sie bauen sehr reichlichen Ertrag. Außerdem besteht ihre Speise hauptsächlich in Pelbutte, von dem sie für den Winter einen großen Vorrath dörren. Beim Essen wird der gedörrte Fisch in Stücke gebrochen und in Thran oder Fischfett eingeweicht. Dazu kommen dann die gedörrten Beeren. Sie fischen mit Netzen, Angeln und wenden dabei auch eine Art Keule oder platten Hammer an. Bären und dergleichen Thiere werden in Fallen gefangen. Sie hatten vor Einführung der Feuerwaffen durch die Europäer weder Lanzen noch Pfeil und Bogen. Die Ehe ist unbekannt. Das Weib ist einfach ein Gut, das man für eine Anzahl Wolldecken, Schmucksachen u. dgl. kauft. Der Preis für eine Häuptlingstochter ist drei Wolldecken. Man kauft auf einen Monat Probe, worauf man das Weib an die Aeltern zurückgeben kann. Diese Einrichtung wird von den californischen Handelsleuten, die hier verkehren, vielfach mißbraucht. Es findet thatsächlich unbeschränkter geschlechtlicher Umgang innerhalb des Stammes statt, doch selten außerhalb des Stammes. Manche Frauenzimmer gehen nach Victoria; wenn sie, reich an Geld und Gut, in die Heimat zurückkehren, stehen sie hier in großen Ehren. Das Spiel ist die Hauptleidenschaft der Hydah wie bei allen nordamerikanischen Indianern. Poole war gegenwärtig, wie ein Häuptling drei Tage lang fortspielte, ohne Speise zu kosten; er verlor beständig, verspielte all sein Hab und Gut und hatte am vierten Tage die Wolldecke vom Leibe hingegeben. Ein Weib seines Stammes lieb ihm aus Mitleid ihre eigene Wolldecke. Er erneuerte den Kampf und gewann nicht nur, was er verloren hatte, sondern auch das ganze Vermögen seines Gegners, welcher eine Menge Munition, Musketen, Revolver, Wolldecken, Felle, Färbestoffe, Fische, Taback besaß. Die Hydah bestehn in manchen Dingen große Geschicklichkeit. Ihre Röhren, die aus einem einzigen Cedernstamme ausgehöhlt sind, sind bewunderungswürdige Fahrzeuge, mit denen sie längere Reisen in ihren stürmischen Meeren vornehmen können, wie sie auch in der Schifffahrt selbst sich als Meister bewähren. Poole kaufte von einigen Skidagates um 5 Doll. eine aus einem blauen Talfstein gemachte Flöte, welche ein wahres Prachtstück war. Die beiden Enden des Instruments waren mit Blei eingelegt, was sich wie Silberbesatz ausnahm. Die Tasten stellten sitzende Frösche vor, die Augen waren von polirtem Blei. Die Hydah haben eine dunkle Vorstellung vom Großen Geiste. Wenn sie sterben, kommt ihre Seele in die glücklichen Jagdgründe. Es findet keine Verehrung des Großen Geistes

statt, sie sind aber frei von den schrecklichen abergläubischen Gebräuchen, die man bei vielen nordamerikanischen Stämmen trifft. Sie haben viele Feste im Laufe des Jahres, aber nur gesellige, keine religiöse. Dann wird die alte Farbe vom Leibe sorgfältig abgewaschen, der Leib mit frischem Fischöl eingerieben, damit die neue Farbe gut stehe, und sodann der Leib schwarz angestrichen und glänzend polirt, Gesicht, Brust und Arme mit Figuren von Personen, Vögeln, Fischen bemalt. Schließlich bestreut man sich von Kopf bis zu den Füßen dicht mit feinen Gänse- oder Entendaunen. Dies ist die Festtagstracht, wahrscheinlich das Vorbild des in den Staaten üblichen „Tarring and Feathering“. Beim Feste sind die von den Weibern vorgeführten Tänze und Gesänge die Hauptsache, wobei die in weitem Kreise sitzenden Männer mit doppelten Stäben Takt schlagen. Die Tänze bestehen hauptsächlich in allerlei wunderbaren Verdrehungen und Verrenkungen des Leibes, die Weine bleiben dabei fast unbeweglich.

Poole ging nach dem Königin-Charlotten-Inseln als der Mining Engineer der Queen Charlotte Islands Mining Company, welche sich in Victoria auf Vancouver zur Exploitation der dortigen Kupferlager gebildet hatte. Klue (Kinguen), einer der angesehensten Häuptlinge der Inseln, der sich gerade in Victoria befand, versprach dem Gouverneur Sir James Douglas, bei dem er nebst Poole deshalb Vorstellung hatte, Poole's Expedition gegen feindlich gesinnte Stämme zu beschützen, und begleitete ihn dahin. Eine um beträchtlich hohe Löhnung gedungene Anzahl von Amerikanern begleitete Poole als Bergleute. Die Expedition etablirte sich zuvörderst auf der Kleininsel Skincuttle im Süden der Gruppe, nordwestlich von der Cap Saint-James genannten Kleininsel, der südlichsten der Gruppe. Ein Kupfergang, unmittelbar am Meere, wurde hier sofort gefunden und in Angriff genommen.

Poole, begleitet von Klue und mehreren andern Häuptlingen sowie von vier von seinen Bergleuten, machte hierauf einen Ausflug nach dem Norden von Moresby im Kahn. Es ging zuvörderst nach Laskeel, dem Hauptorte von Klue's Stamm, an der Ostküste von Moresby in 52° 50' nördl. Br., 131° 28' westl. L., wo die Reisenden bei der Landung vom Kluestamm bewillkommnet wurden. Alle hatten zum besondern Beweis des tiefen Respects eine extraschwarze Wicse angelegt, sodas auch nicht ein Gesichtszug zu erkennen war. Von hier fuhr die Gesellschaft nach dem weiter nördlich gelegenen Skidben, dem Hauptorte des Skidbenstammes, dessen Häuptling die Oberhäuptlingschaft über die ganze Insel beanspruchte. Poole wurde von diesem hohen Fürsten in Gala empfangen. Derselbe saß auf einer hölzernen Pritsche mit untergeschlagenen Beinen wie ein Schneider. Als die Gesellschaft eintrat, stand er nicht auf, sondern blieb sitzen. Poole wurde angewiesen, ihm zur Rechten zu stehen, während Poole's Koch, der den Secretär vorstellte, sich ihm zur Linken stellen mußte. An 700 Personen des Stammes waren in der Halle anwesend; diese setzten sich jetzt auf niedrige Bänke nieder. Der Fürst hielt hierauf eine lange Anrede an das Volk, indem er es ermahnte, dem Fremden allen Schutz und Beistand zu gewähren. Die Rede wurde mit Beifall aufgenommen, worauf Poole Pfeifen Tabak unter den Versammelten vertheilte sowie auch Stüchken beschriebenen Papiers, welche von den Eingeborenen als Zeugnisse, mit Weißen freundschaftlichen Verkehr gehabt zu haben, sehr hoch geschätzt werden, wobei es natürlich auf den Inhalt der Schrift gar nicht ankommt. Poole erhielt schließlich ein werthvolles Fell, ein paar seltene Enten und einige andere Seltenheiten zum Gegengeschenk und wurde entlassen. Die Halle, in welcher die Versammlung stattgefunden hatte, war ein stattliches solid gebautes Blockhaus in regelmäßiger Quadratform, 50 Fuß lang 50 Fuß breit, und enthielt bequem die zahlreiche Versammlung. Der Boden war gegen 10 Fuß tief ausgegraben, sodas die ganze Höhe ungefähr 40 Fuß betrug. Der ehrenvolle Empfang, der Poole hier zutheil wurde, wurde von ihm jedoch nur dem Gerüchte zugeschrieben, das englische Kanonenboote auf dem Wege nach den Inseln seien. Er traute dem Skidben nicht, der in dem Kufe stand, der verschmitzteste und tückischste Wilde an der Küste zu sein, eilte fort ohne weitem Aufenthalt und war froh über jeden Ruderschlag, der ihn weiter hinwegbrachte. Gegen Abend erreichte er Cumnshewas, 15 Meilen nördlich von Skidben, wo er am folgenden Morgen in einer ähnlichen Halle und mit ähnlichen Förmlichkeiten wie in Skidben empfangen wurde. Die Wände des Gebäudes hatten einen Behang von feiner, weißer Leinwand, welcher, wie Poole von Klue erfuhr, von

einem vor einigen Jahren in diesen Hafen eingelaufenen Rauffahrteischiff herrührte, dessen Mannschaft ermordet und dessen Fracht geplündert worden war. Der Empfang Poole's war hier aber viel herzlicher und aufrichtiger als in Skiddon. Auf dem Rückwege schloß Poole im Hause seines Freundes Klue, das gleichfalls ein stattliches Blockhaus war, jedoch ohne Schornstein und Fenster, sodasß man vor dem dichten Rauch des in der Mitte der Flur lodernen Feuers kaum irgendetwas im Hause erkennen konnte. Poole schloß auf Matten zwischen dem Hausherrn und dessen Tochter, zu seinem Entsetzen entdeckte er zu spät, daß dieser Ehrenplatz bezeichnet war durch einen über seinen Kopf emporragenden Pfahl, an dem wol an hundert abgerissene Kopfhäute prangten!

Nach Skincuttle zurückgekehrt, fuhr Poole mit dem Schachtbau fort und errichtete die erforderlichen Baulichkeiten, wurde jedoch bald in dem ruhigen Betriebe des Geschäfts arg gestört. Große Scharen von Eingeborenen fanden sich ein, in vollständiger Kriegstracht, setzten sich auf der Insel fest, behelligten die Ansiedler auf jede Weise und drohten fortwährend mit der äußersten Gewalt. Poole hatte bei seiner Ankunft auf Skincuttle dem Minstenehäuptlinge im Süden von Moreshby, der die Grundherrschaft auf Skincuttle beanspruchte, 50 Wolldecken für die Erlaubniß, das Gewert anzulegen, gezahlt, mehrere andere Häuptlinge, namentlich Skidagates, wollten nun andere 50 Wolldecken erpressen, Poole weigerte sich beharrlich solchem Ansinnen zu willfahren; da aber das Kupfer auf Burnaby sich noch besser anließ als auf Skincuttle, so gab er dieses auf und zog nach Burnaby hinüber, wo er, in der Hoffnung hier in Frieden arbeiten zu können, ein großes Blockhaus, geräumige Werkstätten und sonstige Gebäude errichtete. Sehr wirksam zur Beschwichtigung der indianischen Gemüther erwies sich jetzt die Ankunft von Ihrer Majestät Kanonenboot Heste, dessen Kapitän den kriegerisch gestimmten Häuptlingen erklärte, werde Poole weiter behelligt, so werde er zurückkehren und ihnen Haus und Hof über dem Kopfe anstecken.

Burnaby ließ sich so gut an, daß Poole persönlich nach Victoria eilte, um der Gesellschaft Bericht zu erstatten. Als er zurückkehrte, erwies es sich jedoch bald, daß es nicht die Hydah seien, von denen dem Unternehmen wesentlich Gefahr drohe, sondern die eigenen europäischen Arbeiter selbst. Ihre Widersegligkeit, ihre Fahrlässigkeit steigerte sich mit jedem Tage. Es zeigte sich von neuem, daß keine Gesellschaft bestehen kann, wo nicht die Macht vorhanden ist, das Gesetz zu erzwingen. Die Leute hatten sich im Grunde über nichts wesentlich zu beklagen, außer über die Abgeschiedenheit des Aufenthalts. Allein die Vorstellung, die Interessen der Gesellschaft in Händen zu haben, wirkte nicht als ein Sporn zu Anstrengungen, sondern nur als ein Reiz auf das gemeine Gemüth, jede Gelegenheit zur Widerssegligkeit wahrzunehmen. Dazu kam die Versuchung, die in der Nähe des Cariboo Goldfeldes in Britisch-Columbien lag. Dabei hatten sie fortwährend Streitigkeiten mit den Indianern, bei denen die weißen Wilden meistens im Unrecht waren. Und andererseits war ihre Familiarität mit den Indianern zu groß, namentlich mit den Indianerinnen. Lieberliches Leben seitens der Weißen und Diebstahl seitens der Wilden war fortan die Tagesordnung. Poole entschloß sich daher, sich nach Victoria zu begeben, um seine Stelle niederzulegen, und da keine andere Schiffagelegenheit da war, faßte er den kühnen Plan, sich in einem Rahne mit Eingeborenen zu entfernen, und traf zu diesem Behufe insgeheim Vorbereitung mit seinem Freunde Klue. Als dann Klue mit zwei großen wohlbemanteten Rähnen erschien, wollten die Arbeiter sich der Abfahrt Poole's mit Waffengewalt widersetzen. Allein zwei große Scharen von Klue- und Skidagateindianern standen bereit zu seiner Verteidigung, und Poole erlebte die Beschämung, den Schutz der Wilden gegen seine eigenen europäischen Stammesgenossen anrufen zu müssen.

Serausgegeben von Rudolf Gottschall.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

# Die französische Presse und Deutschland.

Von

Rudolf Gottschall.

I.

Vor dem deutsch-französischen Kriege.

Wir wollen, was bisher noch nicht versucht worden ist, die Anschauungen genauer verfolgen, welche sich in Frankreich über deutschen Volkscharakter und deutsche Politik, über unsere Nationaleigenthümlichkeit gebildet haben, und zwar seitdem der deutsche Krieg von 1866 und der Sieg von Sabowa, der von den meisten Franzosen als eine Niederlage Frankreichs empfunden wurde, unsern deutschen Zuständen die immer erregtere Theilnahme der französischen Nation und ihr krampfhaft gesteigertes Interesse zuwendeten. Wir können uns dabei natürlich nicht in die Sündflut der französischen Journalistik verlieren; es wäre vergeblich, das ganze Danaidenfaß einer nationalen Presse ausschöpfen zu wollen. Wir halten uns vorzugeweise an das vornehmste und anständigste Organ Frankreichs, die „Revue des deux Mondes“, welches die öffentliche Meinung in maßvoller Haltung widerspiegelt, und an den Auffassungen wie an den Ausschreitungen dieser hervorragenden Zeitschrift werden wir sowol das Wachsthum der Gehässigkeit gegen Deutschland beobachten, wie den Schlüssel finden zu den Tollhäußereien, in denen die Literatur der Masse sich erging. Aus dieser selbst wollen wir nur gelegentlich herausgreifen, was besonders geeignet scheint, ein blendendes Streiflicht auf den dumpfen Fanatismus zu werfen, zu welchem sich die einzelnen fixen Ideen der führenden Geister in diesen tiefern Schichten des nationalen Bewußtseins verdichteten.

Die „Revue des deux Mondes“ hatte stets einen kosmopolitischen Zug; es gehört zu ihren Verdiensten, die gebildete Welt Frankreichs mit der deutschen Literatur bekannt gemacht zu haben, und zwar nicht bloß mit den Leistungen unserer Classiker, sondern auch mit den Schöpfungen der modernen Schriftsteller. Namentlich Saint-René Taillandier sah es als seine Lebensaufgabe an, die neuere deutsche Literatur zu durchforschen und in anziehender Gewandung darzustellen, und obwohl er für die Bedeutung der deutschen Schriftsteller nicht immer das rechte Organ hatte, obwohl er bisweilen durch die trübe Brille der deutschen Realisten sah, oder sich durch das Urtheil seiner Freunde vom deutschen Parnass, eines Heinrich Heine und Moriz Hartmann, in seinen Auffassungen bestimmen ließ, so hat doch seine im ganzen wohlwollende und geistreiche Darstellungsweise eine Lücke in der französischen Literatur ausgefüllt und das Dunkel, das jenseit des Rheines für den französischen Blick chaotisch zerflossen gleich den Nebeln des Teutoburgerwaldes schwebte, wesentlich gelichtet. Die Franzosen sahen, daß auch hier eine

geistige Bewegung in Literatur und Kunst lebendig war, die für ihr eigenes Streben aneignungswerthe Resultate bot. Jüngere Autoren traten in die Fußstapfen Saint-Hené Taillandier's; gleichzeitig schöpften die theologischen Kritiker und radicalen Philosophen aus den Werken eines Feuerbach und Strauß sowol die Anregung als auch die geistigen Mittel zu einem geistig verwandten Schaffen, und der Historiker auf dem Throne der neuen Cäsaren, der dritte Napoleon, der in den Helden Roms einen Vorläufer der Napoleonischen Ideen erblickte und so seinen Bestrebungen durch ein großes Vorbild einen unvergänglichen Glanz zu geben suchte, konnte bei seinem Werke der deutschen Wissenschaft nicht entbehren, und noch in neuester Zeit sahen sich namhafte Philologen wie Mitsch, namhafte Historiker wie Mommsen genöthigt, sich wegen ihrer Beziehungen zu dem französischen Cäsar gegen öffentliche Anklagen zu vertheidigen.

So schien ein erfreuliches Gesamtwirken beider Nationen für höhere Culturzwecke gesichert und das Ideal, welches Arnold Ruge und die philosophischen Radicalen in den „Deutsch-Französischen Jahrbüchern“ dem europäischen Geistesleben gestellt, die Allianz des germanischen Genius diesseit und des romanischen jenseit des Rheines, der Verwirklichung nahe. Doch man hatte die stillschweigende Bedingung vergessen, unter welcher die Franzosen diese Allianz acceptirten, sie waren wol bereit, von den Deutschen zu lernen, doch diese Lehrmeister sollten in den engen Kreis der Schule gebannt bleiben; ein Volk von Denkern und Dichtern, seinen Idealen nachstrebend im Reiche der Kunst und Wissenschaft, der friedlichen Cultur, war zu politischer Nichtigkeit verdammt. In der Aera der großen Politik sollte Deutschland nie mitzusprechen wagen. Schienen doch auf lange Zukunft hinaus die staatlichen Bedingungen der Länder jenseit des Rheines danach angethan, den Deutschen eine größere politische Rolle unmöglich zu machen. Der Dualismus der beiden Großmächte hob jedes gemeinsame Wirken auf; die Machterweiterung der einen wurde von der andern mit schelen Augen betrachtet, und daß gerade das innerlich vielfach gehemmte Oesterreich in den letzten Jahrzehnten die deutsche Suprematie behauptet hatte, war eine Bittgenschaft für die Ohnmacht Deutschlands nach außen. Hierzu kam der Föderalismus der einzelnen Stämme, der so eng mit dem deutschen Gemüthsleben zusammenhing, die Verherrlichung der heimathlichen Scholle, welche die eifrigsten Particularisten gleichsam als glebae adscriptitii erscheinen ließ, der Zwiespalt zwischen Süd und Nord, die Eifersucht der andern Königreiche auf das mächtigere Preußen. Fürwahr, man brauchte die Franzosen gerade nicht politischer Kurzsichtigkeit anzuklagen, wenn sie lange Zeit hindurch glaubten, jenseit des Rheines ungestört in die Schule gehen zu können, ohne daß ihre Lehrmeister die Ansprüche auf politische Rivalität erheben durften.

Der schleswig-holsteinische Krieg von 1864 machte zuerst die Franzosen stutzig, das Zusammengehen von Preußen und Oesterreich war allerdings ein so auffallendes Ereigniß, daß es auch den Cirkel schärferer politischer Denker störte. Der Sieg über das kleine Dänemark, erfochten von einer gewaltigen Uebermacht, rief nur Unmuth über die Sieger und ritterliche Theilnahme für die Besiegten hervor. Doch Napoleon's vorsichtige Politik, durch Englands Zaudern wesentlich mitbestimmt, hatte die Sympathien der Mehrheit der Nation. Der Krieg blieb „localisirt“ und die Beweggründe zu demselben sowie die ganze schleswig-holsteinische Frage, deren staatsrechtliche Verwickelungen französischer Ungebuld schwer einleuchtend zu machen waren, gaben hinlänglichen Grund, sie als innere Angelegenheiten des deutschen Volkes hinzustellen. Zwar machten die glänzenden Kriegsthaten Preußens, die militärische, fast abenteuerliche Bravour, welche seine Krieger, zum Beispiel in der nächstlichen Ueberfahrt nach Alfen und in der raschen Eroberung dieser Insel, zeigten, die Franzosen nachdenklich; denn diese Thaten stimmten wenig zu dem Bilde eines steif dressirten Friedensheeres mit veralteter Kriegspraxis, welches sie sich von der preussischen Armee zu machen pflegten. Es lag etwas in den Lüften wie le réveil

da lion, und dafür hatte die französische Nation mit ihrem vielgerühmten élan die feinste Bitterung. Man verfolgte etwas aufmerksamer die Begebenheiten in Deutschland, die wie ein Kaleidoskop die merkwürdigsten Figurationen zeigten; man glaubte schon die Hand des Staatsmannes zu erkennen, der dieses Kaleidoskop schüttelte. Das schleswig-holsteinische Condominium, der Vertrag von Gastein, der den drohenden Conflict zwischen den Großmächten vertagte, gemeinsamer Besitz mit getrennter selbständiger Verwaltung, eine diplomatische Zwitterbildung, wie sie die Geschichte selten zeigt, und die dem spielerischen Scharfsinn eines erfindungsreichen Staatsmannes alle Ehre macht, wenn sie gleich nicht auf Dauer berechnet war und nicht berechnet sein sollte, sondern eine unmögliche Situation durch eine nicht minder unmögliche verbesserte, die sich aber erst als solche zu erweisen hatte, die Gelüste der Mittelstaaten, auch ihr Schwert in die Brennuswage der deutschen Politik zu werfen, des Deutschen Bundes letzte energische Lebensäußerungen, die zu seinem baldigen Tode führten — das alles mußte die Geister in Frankreich in hohem Maße beschäftigen, um so mehr, als diese Verwickelungen nur dem flüchtigen Blicke ein chaotisches Durcheinander erschienen, als man bei schärferer Prüfung ihre tiefere Bedeutung herausfand, und daß sich in allen diesen Ausweichungen doch ein fester Gang nach festem Ziele erkennen ließ. In dem unpolitischen Lande der Denker und Dichter regte sich etwas von jener großen Politik, welche Frankreich bisher als sein Monopol betrachtet hatte.

Da kam das Jahr 1866, ein Krieg mit einer der größten Entscheidungsschlachten des Jahrhunderts, der Zusammensturz des Deutschen Bundes, das Herauswerfen Oesterreichs aus Deutschland, die großen Annexionen, Preußens außerordentliche Machterweiterung. Und Frankreich mußte dies alles ruhig mit ansehen; zu rasch war der Gang der Ereignisse, zu unfertig noch die französische Armeeorganisation, um ihm ein energisches Schiedsrichteramt möglich zu machen. Die kurze Gloire der Schenkung Venetiens verrauchte wie ein bengalisches Feuerwerk, und zweifelhaft blieb, inwieweit französischer Einfluß namentlich in Bezug auf das Schicksal Sachsens in die Friedensverhandlungen mit eingegriffen habe. Die Zuschauerrolle, zu welcher der tonangebende Staat Europas verurtheilt worden war, empörte das französische Nationalgefühl; es hatten sich so große Dinge ohne Frankreichs Mitwirkung, ja im Grunde gegen seinen Willen vollzogen. Denn wenn die Napoleonische Politik auch Preußen einen Zuwachs seiner Macht durch Annexionen verstaten wollte, ja selbst in diplomatischen Verhandlungen eine ermunternde Initiative hierzu ergriffen hatte, so sollte doch Frankreich nicht um den Preis dieser Zugeständnisse kommen und Preußen dagegen ruhig zusehen, wenn der französische Staat seine unbequemen Wiener Congreß-Grenzen erweiterte. Eine Machtvergrößerung Preußens ohne eine Machtvergrößerung Frankreichs war ein harter Schlag für die Napoleonische Politik und den französischen Ehrgeiz. Die hinterdrein verlangte Abfindung mit dem Kohlenbeden an der Saar stieß auf Preußens Widerspruch, selbst der Erfolg des luxemburger Conflicts erschien zweifelhaft. Seit 1866 war der Zeitpunkt gekommen, wo die Franzosen die deutschen Zustände studiren mußten, wie man die Karten eines mit Krieg zu überziehenden Landes aufnimmt; lange Serien von Artikeln in den literarischen Hauptorganen geben uns Probleme dieser Studien; wir wollen jetzt näher ins Auge fassen, wie Deutschland den hervorragenden französischen Publicisten nach 1866 erschien.

Einer der hervorragendsten Schriftsteller, welche der französischen Nation ein Bild der deutschen Zustände nach 1866 entrollten, war Victor Cherbuliez, ein geborener Venfer, der zum Theil eine deutsche Erziehung genossen und auf deutschen Universitäten, in Berlin und Bonn, studirt hat. Victor Cherbuliez gehört zu den geistreichsten Mitarbeitern der „Revue des deux Mondes“, mag er nun ein politisches Situationsbild zeichnen oder eine psychologisch feine Novelle abfassen. „Das politische Deutschland sei

dem Prager Frieden“, eine Reihe von Aufsätzen der großen französischen Revue, ist ein Probestück seines publicistischen Talents und zugleich charakteristisch für die Anschauungen, welche ein Halbfranzose, der sich politisch ganz als Franzose fühlt, von deutschen Zuständen hegt. Treffendes und Schlagendes bis zu epigrammatischer Schärfe macht diese politischen Studien zu einer pikanten Lektüre; aber des Halbwahren und Schiefen enthalten sie so viel, daß die Bedeutung des Wahren, das sie uns bieten, wesentlich beeinträchtigt wird. Schicken wir gleich voraus, daß Cherbuliez die Situation von 1870 mit prophetischer Intuition vorausgesehen hat und daß nur zu ihrem eigenen Schaden Napoleon III., Ollivier, Gramont und der Marschall Leboeuf lässige und ungläubige Leser der „Revue des deux Mondes“ gewesen sind und sich jene vielsagenden Worte eines Cherbuliez nicht tief eingepägt haben: „Que la France étende le bras pour s'emparer du Rhin, l'Allemagne se lèvera comme un seul homme.“ Hätten die Machthaber in Frankreich auf diese Worte gehört, statt auf die einseitigen Berichte ihrer bei den süddeutschen Höfen accreditirten Diplomaten — die große Katastrophe von 1870 hätte das second empire nicht zertrümmert.

Cherbuliez beginnt seine Studien mit einer Verherrlichung Frankreichs, bei welchem Deutschland nach seiner Ansicht in die Schule ging, und zwar zunächst bei dem ersten Napoleon, unter dessen Zuchttrühe es sich die Elemente der Demokratie und des modernen bürgerlichen Rechts angeeignet habe. Dann habe es über 30 Jahre lang der französischen Tribune Gehör geschenkt und sich von Frankreich Gleichheit vor dem Gesetz, die Repräsentativverfassung, Oeffentlichkeit des Staatshaushaltes, die Souveränität der öffentlichen Meinung angeeignet. Jetzt indeß sei Deutschland stolz geworden und wahre sich gegen den Import; die deutschen Liberalen meinten jetzt, von allen Völkern Europas seien die Franzosen am wenigsten der Freiheit fähig, und nur die Radicalen seien noch überzeugt, daß die Franzosen allein sich darauf verstehen, ein Erdbeben zu machen, und daß in Paris noch die Schmiede von Lemnos existire. Doch auch Frankreich hege Misstrauen gegen sich selbst. Misstrauen sei der Anfang der Weisheit. „Frankreich hat, Gott sei Dank, in dieser Welt große Dinge genug vollbracht, um, ohne sich zu schaden, seine Irthümer öffentlich einzugestehen, seine schwarze Wäsche unter Gottes freiem Himmel im Angesichte Europas waschen zu können.“ Daran hat es nun freilich in letzter Zeit nicht gefehlt, und Cherbuliez selbst wird einräumen müssen, daß das zusammenbrechende empire mit den gegenseitigen Anschuldigungen seiner letzten Staatslenker, daß der blutige Communistenaufstand mit seinen Processen, die versäilte Versammlung mit ihren Debatten, Anklagen und Herausforderungen im Angesicht Europas mehr schmutzige Wäsche gewaschen haben als alle andere Nationen in letzter Zeit zusammengekommen. Cherbuliez meint, daß Frankreich jetzt eine ihm früher unbekante Lernbegierde zeige, daß es sich bei andern Nationen und über dieselben unterrichten, daß es auch Deutschland studiren wolle, aber in dem deutschen Gemüth finde sich etwas Sonderbares und schwer Faßliches, was seinen guten Willen in Schach halte. Und nun entwirft unser Dichter das Porträt des Deutschen, wie es den Franzosen nach 1866 erschien, ehe der Deutsche sich durch den letzten Feldzug für das französische Bewußtsein in einen mit Blut tödteten Kannibalen verwandelt hat. Sehen wir unser Bild im Spiegel des Genfers Cherbuliez uns einmal näher an.

Bei uns herrscht der mächtige Localgeist in seiner ganzen Stärke. Der Deutsche ist seinem Kirchturm leibeigen und ebendeshalb auch Weltbürger; denn ist er einmal aus dem Bereich seines Heimatlandes, so liegt ihm wenig daran, wohin er geht. Nimmt man drei Deutsche, wie sie der Zufall bietet, so stößt man auf drei verschiedene Meinungen, selbst auf vier, weil einer von den Dreien noch eine zum Wechseln hat. Das kommt aber nicht daher, weil in Deutschland mehr Originalität des Geistes oder Un-

abhängigkeit des Charakters ist als in Frankreich, sondern die persönliche Einwirkung des Menschen auf den Menschen ist dort nicht so stark, die Gabe, sich mitzutheilen oder aufzubringen, seltener. Die Deutschen lassen sich wol von einem Mann, dem ein paar Epauletten das Recht zum Befehl geben, in Zucht nehmen; aber einer Parteidisziplin sich zu unterwerfen verstehen sie nicht so leicht. Die Unschlüssigkeit des Deutschen rührt oft daher, daß es ihm schwer fällt, etwas zu opfern, bei jeder Frage wägt er gewissenhaft das Für und Wider gegeneinander ab: das Eine gefällt ihm, das Gegentheil hat aber auch sein Gutes. Seine Sprache ist geschmeidig, süßamer als die französische; er wird eine Formel zu finden wissen, die seinen Kopf mit seinem Gewissen in Harmonie setzt. Eine Parallele zwischen Deutschland und Frankreich, welche Cherbuliez zieht, hat viel Schlagendes:

„Der Rhein ist keine eingebilbete Grenze. Er trennt zwei Völker, die zu einer Wechselwirkung aufeinander den Beruf haben, in dem Grade, wie sie verschieden sind. Das eine, von lebhafter, mittheilbarer, elektrischer Art, ist von der geschriebenen und gesprochenen Rede rechtmäßig beherrscht und man sieht bei ihm mitunter eine große gemeinsame Leidenschaft sich wie ein Lauffeuer verbreiten und alle Geister in Flammen setzen; das andere, langsam und bedächtig, unterwirft seine Eindrücke der Ueberlegung, untergräbt seine Leidenschaften und küßt sie durch Erörterungen ab, mißtraut dem, was sonnenklar scheint. Jeder hängt über alles an seiner eigenen Meinung, hat mitunter zum Ueberfluß deren zwei; das eine dieser Völker liebt klare Ideen, die bisweilen beschränkt sind, das andere zielt stets auf das Vollständige und gibt sich dabei oft mit verwirrten Ideen zufrieden, die es zu einem Ziel führen, welches gar nicht in seiner Absicht liegt. Mit Einem Worte, das eine Land ist das der Methode, der Beredsamkeit, der Lieder und leidenschaftlicher Thorheiten; das andere das der Systeme, der kühnen Kritik, der ausdauernden Geduld und kühler Verfehrtheiten. Beide Völker, Franzosen und Deutsche, unterhalten sich miteinander über den Rhein hinüber, aber sie verstehen sich nicht immer, und sobald die Eigenliebe sich einmisch, verstehen sie sich gar nicht mehr.“

Die Unterhaltung über den Rhein hinüber ist in letzter Zeit etwas lebhaft geworden und das gegenseitige Verständniß hat ganz aufgehört. Sonst liegt in den Contrasten der beiden Nationalitäten, wie sie Cherbuliez hier mit seinem Sinn vorführt, viel Wahres — nur daß er Frankreich das Land der „Lieder“ nennt, erscheint sehr einseitig; denn Deutschland hätte ein weit größeres Recht darauf, so genannt zu werden. Cherbuliez kann indeß nicht seine Verwunderung darüber unterdrücken, daß dies Deutschland durchaus jetzt eine politische Bedeutung gewinnen will — und hierin spricht er ganz als Franzose. Es genügt den Deutschen nicht mehr, in der Culturgeschichte eine bedeutende Rolle zu spielen, eine der Haupttrassen der Menschenwelt zu sein, die fruchtbarste von allen, eine der reichsten an großen Geistern und mannichfaltigen Fähigkeiten; sie wünschen ein Volk zu werden, in allen Fragen, die Europa zu lösen haben mag, ihr Wort mitzureden, vielleicht ein entscheidendes Wort. Wenn Cherbuliez dabei dem Deutschen Bund eine schmeichelhafte Grabrede hielt und ihn eine Vertheidigungsanstalt von unbestreitbarer Wirksamkeit nennt, so läßt er sich durch sein Unbehagen über Deutschlands politische Großmannsucht zu weit fortreißen; denn der Deutsche Bund war gerade eine sehr klägliche Vertheidigungsanstalt und auch in dieser Hinsicht werth, daß er zu Grunde gehe. Dagegen kann man die folgenden Züge unsers nationalen Porträts nur als wohlgetroffen betrachten. Cherbuliez sagt: „Die Deutschen wollen die Einheit, hängen aber doch sehr an ihrem Particularismus, der in der Erinnerung, der Gewohnheit, der Ueberlieferung lebt als Garantie ihres Glückes. Schwaben und Baiern würden wol gern mit dem ganzen Gewicht eines großen geeinigten Deutschlands auf die Waagschale der Geschichte Europas drücken; doch möchten sie auch Schwaben und Baiern bleiben; die Einheit, welche ver-

schmilzt und gleichförmig macht, ist nicht ihre Sache; sie wollen geeinigt sein, aber dabei unabhängig bleiben. Darin liegt die erste Schwierigkeit, welche zu lösen ist. Andererseits wollen die Deutschen stark sein; aber durch ihre Gemüthsanlagen und geistigen Gewohnheiten sind sie so ernsthaft liberal wie kein anderes Volk auf der Welt. Die Freude groß zu sein und Furcht zu erregen, könnte ihnen nicht alles ersetzen; nach einer vorübergehenden Betäubung würde ihr Gewissen sich gegen ihren Ruhm auflehnen und der Deutsche kann nicht lange glücklich sein ohne Harmonie mit seinem Gewissen. Stark zu sein, ohne damit seine Freiheit aufzugeben, das ist die zweite Schwierigkeit.“

Wie über den deutschen Nationalcharakter spricht sich Cherbuliez an einer andern Stelle über den preussischen Charakter aus. Wenn die Deutschen „civilisirte Germanen“ sind und als solche so wenig wie möglich regiert sein mögen, so gilt dies nach unserm Autor nur noch von den Süddeutschen. „Gehen wir über den Main, so kommen wir in ein großes Land, das deutsch redet, worin aber die römische Idee vom Staate in ihrer ganzen Stärke besteht und sich in die Gemüther mit einer Macht eingewurzelt hat, wie sich's vielleicht nirgends sonst in Europa finden ließe. Der Main trennt zwei Ideen, im Süden gilt die Gesellschaft mehr als der Staat, im Norden der Staat mehr als die Gesellschaft.“ Und wie erscheinen diese staatl. d. b. r. „Germanen“ in den Augen des genfer Ethnographen? „Man denke sich ein kaltes, überlegames Volk, das den lärmenden Leidenschaften der südlichen Naturen fremd ist und auch nicht das concentrirte Feuer des Engländer's besitzt, noch die stille Wuth der Willenskraft, welche durch Schwierigkeiten nur gereizt wird und alle Hindernisse wegstößt. Friedrich II. machte seinen Preußen den Vorwurf, daß sie keine tiefen Leidenschaften hätten; aber dieses Volk ist solid in seinem Geschmacke und seiner Anhänglichkeit, zähe bei seinen Vorsätzen, ausdauernd in der Mühe, nachdrücklich beim Erfolge. Hat es auch nicht die rasche Unmittelbarkeit des Verstandes, nicht die Feinheit der Auffassung, welche das Erbtheil bevorzugter Naturen ist und ihrer Unwissenheit gestattet, Genie zu haben, so hat es dagegen geraden Sinn und treffendes Urtheil; es ist fleißig, widmet seiner Arbeit sich ganz, und so versteht es auch gut, was es gelernt hat, und weiß es zu verwenden. Uebrigens wenig Phantastie — Dichter muß man in Schwaben suchen oder zu Frankfurt, nicht an den Ufern der Spree — mächtige Originalität des Geistes, wie bei einer Klasse natürlich, in der die Fähigkeit zu fühlen und zu ahnen unterhalb der Fähigkeit zu lernen steht; eine aurea mediocritas, eine gewisse sehr verbreitete Fertigkeit im Geistigen, ein äußerer Bildungsstand, der höher liegt wie andernwärts, den jedoch wenige überragen. Von allen Ländern Deutschlands hat Preußen am wenigsten Genies hervorgebracht. Sein größter Denker, der unter trübem Himmel geboren ward, ist Kant, der Begründer des Criticismus; und in der That ist der vorherrschende Zug des Preußen eine kritische Neigung, welche die Dinge genau bestreift und immer etwas daran auszusetzen hat, eine Art schlauer Ironie, welche dem Anschein nicht traut, alle Blasen zerdrückt, alle Windmühlen zerstört, alle Luftschlösser mit einer Weisheit verdammt, die recht hat, aber nur zu sehr recht. Doch ist dieses ironische und kritische Volk voll Respect gegen die, welche es regieren; bei ihm allein bedarf der Respect nicht der Illusionen, und trotz seiner natürlichen Kälte hat sich der öffentliche Geist bei ihm mit einer Macht und Stärke entwickelt, die man anderwärts vergeblich suchen würde.“

Man kann diese Schilderung von Cherbuliez weder feindselig noch geschmeichelt finden; die Lebendigkeit und Strenge des preussischen Staatsbewußtseins, die staatsbildende Kraft, die in ihm liegt, und deshalb der Beruf des preussischen Staates zur Führerschaft in Deutschland ist ja auch schon von deutschen Publicisten, besonders von Treitschke, noch vor der großen Krisis von 1866 hervorgehoben worden. Gleichwol hat die Charakteristik des „preussischen Volkes“ als solchen etwas Einseitiges und paßt nur auf die Branden-

burger, die Pommern, die Ostpreußen; doch wenn es sich um den Stammcharakter handelt, so muß auch die Eigenart anderer Volksstämme, welche dem preussischen Staate ebenso gut angehören, mit in Betracht gezogen werden, und dann gewinnt die Phytognomie des „preussischen Volkes“ einen wesentlich modificirten Charakter. Phantasie darf man den Schlesiern gewiß nicht absprechen, und Dichter kann man so gut in Schlesien suchen wie in Schwaben. Die leichtblütigen Rheinländer haben durchaus nicht jene vorwiegend kritische Richtung, welche dem Berliner eigen ist, und oft scheint es, als wenn der genfer Autor das Preussenthum zu schildern glaube, wenn er das Berlinerthum schildert. Mag das preussische Staatswesen seinen Grundcharakter von den ältern führenden, und wenn man will annexirenden Stämmen erhalten haben — das jetzige Preussenthum ist vielseitiger und reicher, als das durch die Schablone gezeichnete Preussenthum von Cherbuliez annehmen läßt — und auf der Walfstatt von Königgrätz bildeten die phantasievollen Schlesier und die lebenslustigen Rheinländer die äußersten Enden des bewaffneten Halbkreises der Sieger, in dessen Mitte die zähen Märker, die eisenfesten Pommern, die gebiegenen Altpreußen vorrückten.

Wenn in dieser Auffassung des preussischen Volkes, mag es auch die verbreitete sein, eine Einseitigkeit liegt, welche den neuen Mischungen der Stämme nicht gerecht wird, so hat Cherbuliez dagegen das Verdienst, den Auffassungen der welfischen Geschichtschreiber, welche behaupten, daß die Preußen keine echten Deutschen seien, sondern stark mit slawischem Blut vermischt, daß sie von den Sorben, Wilzen und Obotriten abstammten, mit Entschiedenheit entgegenzutreten. „Es ist wol möglich“, sagt er, „daß im preussischen Blute einige Tropfen von wilzischem oder obotritischem enthalten sind; das wäre für Preußen kein großes Unglück, denn durch Mischung der Stämme werden die Völker gestählt. Sicherlich aber sind sie keine Slawen. Sie gleichen in ihren Vorzügen wie in ihren Fehlern ebenso wenig den Russen wie den Polen; sie sind 100 Meilen weit entfernt von der genialen, heroischen und tollern Anarchie des liberum veto, ebenso 100 Meilen weit von jenem passiven Gehorsam, der unter der Krute zittert und von Zeit zu Zeit sich durch schreckliche Aufstände für seine Unterwürfigkeit rächt. Keine Nation ist weniger phantastisch, weniger ritterlich, fremder der Geschmeidigkeit des Slawen, seinem leichten Humor, seinem edeln Schwung; ihr gesunder Verstand schützt sie vor allen gefährlichen Thorheiten; sie wird nie für eine Idee Krieg führen, und wenn sie etwa den Schein annimmt, sich in eine Dulcinea zu verlieben, so kann man sicher sein, daß diese eine gute Mitgift bekommt. Andererseits gibt es keine Nation, die weniger schafsamüßig, weniger servil wäre; wenn ihre Herren ihnen vormals Stockprügel gaben, erklärten sie ihnen, weshalb, und man glaubte ihnen, daß sie recht hätten. Die Preußen sind mehr als ein anderes Volk der Welt disciplinirbar und disciplinirt; aber ihre Mannszucht raisonnirt, sie ist durch den öffentlichen Geist verebelt. Was sie waren und was sie geworden sind, erklärt sich weit besser durch die Umstände als durch die Obotriten, und es sind nicht gute Deutsche, die an den Ufern der Havel und Spree wohnen, aber Deutsche, aus denen eine besondere, durch die Umstände vorge schriebene Erziehung Preußen gemacht hat.“

Cherbuliez schildert in seinen folgenden Artikeln die politischen Parteien und sagt namentlich über die Feudal-, die Kreuzzeitungs- und Junkerpartei manches Zutreffende. Er weist jeden Vergleich derselben mit den altenglischen Tories, mit der legitimistischen Aristokratie von Frankreich oder gar mit jener Aristokratie des 18. Jahrhunderts zurück, die ihre Mühe auf Lektüre der Philosophie wendete und am 4. Aug. sich den Ruhm erwarb, ihre Privilegien selbst aufzugeben. „Die preussischen Conservativen haben nie etwas aufgegeben; das Königthum von Gottes Gnaden und die Armee, das ist ihr Preußen. Die einzige Reform, die sie fassen können, ist eine Decentralisation, durch welche die Bureaucratie geschwächt und die Macht der Provinziallandtage erhöht wurde.“

Demokratie und Parlamentarismus sind in ihren Augen ausländische, exotische Ideen oder auch Erfindungen einer ungläubigen Philosophie. Keine Aristokratie in Europa ist indef von größerem Pflichtgefühl befeelt, arbeitsamer, verdienter; die Anhänger der Junkerpartei hängen an ihren Privilegien, übernehmen auch deren Verbindlichkeiten; sie sehen sich als Erhalter des Staates an, jederzeit bereit, mit ihrer Person einzustehen. Sind sie beschränkt und starr in ihren Ideen, militärisch steif, hochmüthig, so haben sie auch alle guten Seiten ihrer Fehler, vor allem guten Glauben und Offenheit.“ Weit flüchtiger skizzirt ist die liberale Partei; die Gegensätze zwischen den National-Liberalen und Fortschrittsmännern sind nicht scharf genug hervorgehoben; auch vermissen wir eine Geschichte dieser Parteien, welche einen chemischen Proceß von mehrfacher Loslösung und Verschmelzung durchgemacht haben, einen für die innere Geschichte der preussischen Politik höchst wichtigen Proceß.

Was die Charakteristik und Kritik des Norddeutschen Bundes betrifft, welche die Halbsheit und Unhaltbarkeit dieser politischen Organisation nachzuweisen sucht, so hat dieselbe gegenüber der jetzigen einheitlichen deutschen Reichsmacht ihre Pointen verloren. Die Ueberzeugung, daß der „Norddeutsche Bund“ blos eine politische Zwischenstation sei, war ja gleich lebendig bei seinen Gründern und Anhängern wie bei seinen Gegnern; daß seine Existenz, dank der von Cherbuliez nicht hinlänglich aufgeklärten französischen Nation, eine so kurze sein würde, konnte niemand voraussehen. Uebrigens zeugt die Darstellung des genfer Autors in der That von genauer Kenntniß der Verhältnisse, wenn auch nicht von einer wohlwollenden Auffassung derselben. Er sucht nachzuweisen, daß Hr. von Bismarck durch den Norddeutschen Reichstag nicht nur die preussische Verfassung, sondern auch das preussische Ministerium zu seinen Gunsten mediatisirt habe. Die Schilderung der Süddeutschen, des bairischen und schwäbischen Volkscharacters, der politischen Zustände in diesen Staaten war durch die schroff heraushebende Betonung des Localpatriotismus wol danach angethan, unter den gebildeten Kreisen der „Revue des deux Mondes“, d. h. den tonangebenden Kreisen in Frankreich, doch die leise Hoffnung wach zu halten, daß ein gewaltsam von außen eingeschobener Keil das Band zwischen Nord- und Süddeutschland sprengen könne, obwol Cherbuliez selbst der entgegengesetzten Ueberzeugung war. Doch konnte man aus den Prämissen, die er selbst an die Hand gab, leicht zu solchem Schlusse verleitet werden. Gibt unser Autor doch zu, daß die großpreussische Partei in Württemberg und Baiern von einer Majorität im Schach gehalten werde, die wenig geneigt sei, sich mit ihr zu vergleichen, und selbst aus einer Vereinigung verschiedenartiger Elemente bestehe, aus Patrioten, Katholiken, Constitutionellen, Demokraten. Doch so verschieden auch die besondern Zwecke dieser Männer seien, sie hätten eine gemeinsame Leidenschaft, sie wünschten den Sturz Babels und die Wiederherstellung von Jerusalem. Diese Majorität habe sich seit 1866 wesentlich verstärkt, der Nimbus großer Siege verschwinde mit der Zeit; man erkläre sie und räume dem Glücke seinen gebührenden Antheil ein. Den südlischen Völkern habe es auffallen müssen, daß in den annectirten Staaten das Volk feindselig bleibe und daß es Preußen schwer falle, seine Eroberungen zu verbauen. Und wenn Cherbuliez dann die edle, verständliche, verschwiegene und zurückhaltende Haltung Frankreichs in Süddeutschland hervorhebt, welche die vollendeten Thatfachen mit ihren unvermeidlichen Folgen gelte, aber doch nicht vergeffen läßt, daß es da ist, daß es sich interessirt für das, was vorgeht, so kann diese wohlwollende Auffassung der französischen Politik nicht darüber täuschen, daß die mit Preußen groellende Majorität in Süddeutschland von den französischen Diplomaten mit einer Vergrößerungsbrille angesehen wurde, und daß die Berichte nach Paris die kriegslustigen Kreise keineswegs entmuthigten.

Wir können den Auseinandersetzungen von Cherbuliez, welche bisweilen eine sein-

ironische Kritik enthalten, nicht bis in alle ihre Schlupfwinkel folgen, in denen oft ein Nest unrichtiger Voraussetzungen zu finden ist; im ganzen aber gehören sie zu dem Besten, was die französische Presse vorher und nachher über deutsche politische Zustände gebracht hat. Wir wollen nur noch zwei Stellen von pikanter Fassung aus denselben herausheben. Die erste enthält eine zusammenfassende Kritik des Norddeutschen Bundes: „Der Publicist, welcher die neue Verfassungsurkunde, die neue von dem fruchtbaren Genie des Hrn. von Bismarck erfundene politische Maschine bis zu den Wolken erhebt, hat nicht unrecht. Etwas zu fabriciren, was einem Bunde ähnlich und doch wieder sehr davon verschieden war, etwas, das einem Deutschland im verkleinerten Maßstabe gleich, und doch nur ein vergrößertes Preußen war, eine Verfassung, die, von fern gesehen, ein gewisses liberales und demokratisches Aussehen hatte, und in der Nähe betrachtet, gerade das Gegentheil war: das war keine geringe Arbeit; das erforderte eine gründliche Kenntniß der Linear- und Luftperspective und Anwendung auf die Politik, sowie aller Geheimnisse der Theateroptik. Der Publicist hat recht, es findet sich nichts, was diesem Meisterstück zu vergleichen wäre; weder die Vereinigten Staaten noch die Schweiz bieten etwas Ähnliches; der Achaäische Bund gleicht ihm ebenso wenig wie das eineckige Haus einer ägyptischen Pyramide.“

Die zweite Stelle ist eine Charakteristik Bismarck's aus dem Munde eines preussischen Conservativen, eine im ganzen sehr geistvolle Porträtirung, welche die verschiedenen, im Werke zerstreuten Striche zum Porträt des Ministers vereint: „Es ist euch unmöglich, euch Welschen, Franzosen oder Romanen, unsern Premier zu begreifen. Ein solcher Mann konnte nur in Preußen geboren werden, nur auf dem berliner Pflaster aufwachsen und emporkommen. Er hat das Zeug vom Univeritätsburschen, vom Junker, vom Gardeleutnant, Diplomaten, Despoten und Revolutionär — das alles mit einer Art ironischer Phantasie gewürzt, welche ihn zum Künstler, ja fast zum Poeten macht. Aristokrat ist er bis ins Mark des Gebeines, nicht als hätte er Vorurtheile oder Respect vor Traditionen, sondern aus Gemüthsanlage, aus immenser Verachtung der liberalen Phrase. Scepticismus ist der Grundstoff seiner Seele, er glaubt nur an die menschliche Dummheit und hat nie in seinem Leben Blasen für Laternen gehalten.“

Schon vor Cherbuliez hatte in den Jahrgängen 1867 und 1868 der „Revue des deux Mondes“ Emile de Laveleye in einer Folge von Artikeln: „L'Allemagne d'après la guerre de 1866“, das Geheimniß der preussischen Siege und des glorreichen Aufschwungs der preussischen Monarchie zur Herrschermacht in Deutschland und zu einer wahrhaften Großmacht zu ergründen gesucht, und war dabei noch gründlicher als Cherbuliez zu Werke gegangen, indem er die Entwicklung Preußens an der Hand der Geschichte verfolgte und die geographischen Grundzüge des Landes, die agrarischen Eigentumsverhältnisse auf der Grundlage staatswirtschaftlicher und statistischer Studien darstellte. Uns Deutschen mag es vielleicht scheinen, als ob Laveleye zu sehr ab ovo anfinge, wenn er einen Grundriß brandenburgisch-preussischer Geschichte, wie ihn unsere Schulbücher enthalten, in einer Zeitschrift von dem Range eines Weltjournals vorträgt; doch derartige elementarische Studien sind für die Franzosen keinesfalls entbehrlich, und dem Raisonnement ins Blaue hinein, der voreiligen Besprechung der jüngsten Ereignisse in Deutschland wird wenigstens eine solidere Grundlage gegeben, wenn der Zusammenhang der preussischen Geschichte, sei es auch nur in den allgemeinsten Zügen, entrollt wird. Laveleye, wie Cherbuliez, befließigt sich einer gewissenhaften, wahrheitsgetreuen Darstellung, und es bleibt nur zu bedauern, daß die Franzosen so wenig aus diesen Arbeiten gelernt haben, und daß sie erst ein so schweres Lehrgeld bezahlen mußten, ehe ihnen das Verständniß deutscher Zustände vollkommen zugänglich geworden war.

Laveleye beginnt seine Darstellung mit einem Blick auf Preußens Lage vor dem Kriege von 1866, wo Preußen die schwächste in der Pentarchie der europäischen Großmächte war; es war um die Hälfte weniger bevölkert als Frankreich und Oesterreich, viermal weniger als Rußland. Seine Einnahmen erhoben sich nicht bis zum vierten Theile der Millionen des französischen Kaiserreichs. Selbst der jüngstgeborene europäische Staat, Italien, hatte ein doppelt so großes Budget als Preußen. Laveleye schildert die Situation bei Beginn des Krieges als durchaus ungünstig, die öffentliche Meinung diesem nur von Einem Manne gewollten Kriege abgewendet, die Volksvertretung im Kampfe mit der Regierung, Oesterreich siegesgewiß unter einem erprobten General, Sachsen und Hannover Preußen in der Flanke bedrohend — und doch diese glänzenden, raschen, entscheidenden Siege. Wie sind sie zu erklären? fragt Laveleye. „Der militärischen Erfolge“, fügt er hinzu, „braucht sich ein Volk in unserer Epoche nicht besonders zu rühmen. Die edelsten Triumphe sind diejenigen, die man über die Natur und die Unwissenheit davonträgt, und es ist mehr werth, die materielle und moralische Lage der Arbeiter zu verbessern, als Provinzen zu annectiren. Gleichwol, wenn ein Staat plötzlich Beweise einer Macht gibt, die mit seinen anscheinenden Hülfsmitteln durchaus nicht im Verhältnisse steht, ist es von Wichtigkeit, zu erfahren, woher er diese neue Kraft geschöpft habe.“ Eine Antwort, welche das Zündnadelgewehr als den Thäter dieser Thaten in den Vordergrund stellt, läßt Laveleye nicht gelten: „Diese oberflächliche Erklärung mag einer historischen Schule genügen, welche sich darin gefällt, immer zu den großen Wirkungen die kleinen Ursachen zu suchen; aber sie ist nicht einmal genau als militärische Thatsache, denn an dem entscheidenden Tage von Sadowa hoben die von den Oesterreichern eingenommenen Defensivstellungen vollkommen den Vortheil auf, den das rasche Zündnadelgewehr den Preußen gewährte. Nein, solche Resulrate gehen aus ganz andern Ursachen hervor als aus der Vervollkommnung eines Gewehrs und neuer Patronen. Gewisse Einflüsse wirken geheim und bereiten unmerklich die Ereignisse vor, welche plötzlich die Welt überraschen. Oekonomische Ursachen, die selbst wieder mit moralischen zusammenhängen, erzeugen im stillen jene Kräfte, welche am entscheidenden Tage den Sieg verbürgen. Und selbst die so berühmte Waffe, welcher man den ganzen Erfolg zuschreibt, warum befand sie sich in den Händen der einen und nicht in den Händen der andern? Offenbar deshalb, weil die Preußen einen weit schärfern Blick dafür hatten, ihre Vorzüge zu würdigen, und mehr Geld, um sie in erforderlicher Zahl anzuschaffen. Und warum hatten sie größern Scharfblick und mehr Geld als ihre Gegner? Weil in Preußen das Unterrichtswesen besser, der Erfindungsgeist gewakter, der Sinn für den Fortschritt regsam, die Arbeit besser geleitet, die Finanzen besser verwaltet sind, mit Einem Worte, in allen Dingen mehr Ordnung, Oekonomie und Intelligenz herrscht. Es zeigt sich auch hier wieder, daß man immer auf sittliche Gründe zurückgehen muß, um die Thatsachen der Geschichte zu erklären, und daß jeder große Erfolg in der Welt immer das Resultat einer geistigen Kraft und einer Tugend des Charakters ist.“

Gegen diese Geschichtsphilosophie des Hrn. von Laveleye lassen sich keinerlei begründete Einwendungen machen; sie ist durchaus gesund und vernünftig; wir finden Geschmach an derselben und hätten nur gewünscht, daß auch die Franzosen mehr Geschmach an ihr gefunden und die Nutzenanwendung auf sich selbst gemacht hätten. Wenn uns die Geschichte Brandenburgs und Preußens, wenn uns die Schilderung der preussischen Heereseinrichtung an und für sich nichts Neues bieten kann, so müssen wir doch einige weitere geschichtsphilosophische Betrachtungen herausheben, welche unsere Sympathie für den Autor zu steigern geeignet sind. Zwar die Theorie von der Entstehungsgeschichte der Staaten erscheint uns etwas zu „staatsphysiologisch“, zu sehr an Heinrich Leo erinnernd, obgleich sie immerhin ein wichtiges Moment der Staatenbildung hervorhebt: „Die Nationalitäten bilden sich in

der Art und Weise der organischen Körper; mitten in einer verworrenen Masse von Molecules findet sich eins, welches vom Lebensprincip, von der plastischen Kraft befeelt ist. Es absorbiert die andern, ernährt sich durch sie, wächst auf ihre Kosten, bis das lebende Wesen sich gebildet hat. Die Entstehungsgeschichte der Staaten bietet dasselbe Schauspiel dar. In der chaotischen Masse vieler tausend feudalen Souveränitäten, wahrer politischer Molecules, findet sich eins im Schoße jeder Nationalität, welches mit einer reglamen Lebenskraft, mit einer größern Expansionskraft begabt ist, welches die andern allmählich aufsaugt und sich so weiter ausdehnt, bis daß der moderne Staat seine natürliche Entwicklung erreicht hat.“ Merkwürdigerweise erklärt unser Autor diese im Grunde elementare Staatenbildung für die eigentlich moderne und sagt: „Die Völker bilden sich, sobald sie mündig geworden sind, selbst durch den freien Beitritt der Bürger; früher oder war die Bildung eines Staates die That einer Dynastie, einer Reihenfolge von Souveränen, die nur ihre eigene Größe im Auge hatten.“ Nach unserer Ansicht findet die Staatenbildung der Gegenwart allerdings durch den Druck und Zug geschichtlicher Nothwendigkeit statt; aber die ausführenden Organe dieser Persönlichkeit sind doch immer die einzelnen Persönlichkeiten, in Europa die Fürsten und Staatsmänner — und gerade das neue Deutschland und das neue Italien liefern den schlagendsten Beweis hierfür. Laveleye unterscheidet zwar in Preußen wenig zwischen Dynastie und Volk; er meint, daß die Vorzüge der ersten durch eine Art von moralischer Transfusion auf das letztere übergegangen seien; er stimmt dabei dasselbe Loblied auf den preussischen Charakter an wie Cherbuliez: „Kein Vorwiegen zarter und poetischer Gefühle, keine Spur jener Hinnneigung zur Träumerei, für welche die deutsche Sprache ein reizendes Wort hat: «schwärmerisch»; Respect vor den Thatfachen, Verachtung der Chimären; Sinn für die Geschichte, nicht für den Roman; Muth und Ausdauer besonders in der Stunde der Gefahr; Klugheit, Berechnung, einen klaren richtigen Blick für die wirklichen Dinge; größte Ordnung, kein Bedürfniß prunkhafter Schaustellung, strenge Deseonomie, einfache, regelmäßige, durch ein tiefes Pflichtgefühl geleitete Lebensweise“ — das sind die Vorzüge, welche Laveleye zugleich den Hohenzollern und dem preussischen Volke zuschreibt. Für den Aufschwung Preußens zu einer Großmacht findet er drei Hauptursachen, zuerst jene Kraft der Concentration, welche die modernen Nationen geschaffen hat, dann die Refor-mation und endlich die Organisation der Armee. Alle diese Punkte werden näher ausgeführt; bei dem letzten verweilt Laveleye mit besonderer Vorliebe und gibt den Franzosen ein vollkommen correctes Bild der preussischen Militäreinrichtungen, deren Vortheile er mit Wärme hervorhebt. Er kommt nun wieder darauf zurück, daß in Preußen der Kriegsdienst nie als Selbstzweck betrachtet wird, daß der preussische Soldat eine Heimat hat, nach der er sich zurücksehnt, in die er zurückkehrt nach vollbrachter Arbeit, während in Frankreich alle Wurzeln, welche den Soldaten an den Heimatsboden fesseln, zerschnitten werden, die Familienbände sich lösen, nur das Leben der Kasernen seinen Einfluß übt. Ob der Soldat nach Rom oder nach Mexico und Cochinchina abmarschirt, es ist ihm ganz gleich, denn das ist für ihn nur ein Wechsel der Garnison.

Emile de Laveleye ist ohne Frage ein erleuchteter und wissenschaftlich gebildeter Vorkämpfer der Humanität — schade, daß das französische Staatsschiff im entscheidenden Augenblicke nicht solche Lootsen hatte, welche den verhängnißvollen Anprall vermieden! Schon 1867 waren Gerüchte eines bevorstehenden Krieges zwischen Frankreich und Preußen im Umlauf, der im folgenden Jahre ausbrechen würde. Laveleye sprach damals beherzigenswerthe Worte der Warnung, die für uns nur dadurch eine leise komische Färbung erhalten, daß er von dem Siege Frankreichs überzeugt war und von den Schattenseiten eines eroberten „rheinishen Venetiens“ spricht, während jetzt die Franzosen von einem „rheinishen Venetien“ sprechen, welches Deutschland erobert hat.

„Es geht das abgeschmackte Gerücht“, sagt Laveleye, „daß Frankreich im nächsten Jahre Preußen angreifen werde. Durch welchen bedauerlichen Widerspruch sollte Frankreich, welches die Alpen überschritten hat, um im Namen des Princips der Nationalitäten ein einheitliches Italien zu schaffen, jetzt den Rhein überschreiten, um sich der Einheit Deutschlands zu widersetzen? Das hieße nur sie in nächster Zeit unvermeidlich machen. Hat nicht Baiern, sonst so feindlich gegen Preußen, soeben erklärt, daß es sich unter dessen Befehle stellen werde, um jeden feindlichen Angriff zurückzuweisen, und sehen wir nicht schon die andern Staaten des Südens sich um Preußen gruppiren? Die Furcht vor Oesterreich hat Italien einig gemacht, die Furcht vor Frankreich würde Deutschland einigen. Und welchen Ersatz dürften wir überdies hoffen für so viel Blut, für so viele Millionen, die wir opfern müßten? Einige Landstriche den Rhein entlang, von dem großen deutschen Vaterlande losgerissen, ein ewiger Grund zu Haß und Streit, eine Art von rheinischem Venetien auf der Flanke Frankreichs, welches von jetzt ab verurtheilt wäre, nur die Waffe in der Hand und mit brennender Lunte dazustehen, um eine Eroberung zu behaupten, die es im vollen Widerspruche mit dem so oft angerufenen Völkerrechte gemacht hat. Nein, wir hoffen auf eine andere Zukunft, der wir entgegengehen. Die alten Rivalitäten der Völker werden aufhören; denn es ist längst nachgewiesen, daß kein Grund für sie vorhanden ist. Ehemals glaubte man, daß die Interessen der Völker sich widersprächen; jetzt weiß man, daß sie in Einklang sind. Der Nutzen des einen ist der Schaden des andern, sagte Montaigne, und Voltaire wiederholte, ich kann nicht die Größe meines Vaterlandes wünschen, ohne die Demüthigung seiner Nachbarn zu wollen. Das war das alte Vorurtheil, welches bis an das Ende des letzten Jahrhunderts geherrscht hat. Aufgeklärt durch nationalökonomische Studien, wird die Menschheit bald zu ihrer Devise die christliche Idee nehmen, welche in diesen zwei schönen Versen sich ausprägt:

Geliebt zu werden bringt uns selber Heil,  
Und lieben, lieben heißt dem andern nützen.

Wenn mein Nachbar seinen Reichthum, seine Macht, seine Kenntnisse vermehrt, so läßt mich der commercielle und literarische Tauschverkehr alsbald daran theilnehmen. Wenn Deutschland, wiedergeboren nach seinen nationalen Wünschen, die Schöpfungen der Arbeit und des Genius seiner Kinder sich vermehren sieht, würde Frankreich nicht zuerst die Vortheile davon haben? Die Werke Goethe's und Schiller's, Beethoven's und Mozart's, die Eroberungen der Wissenschaft jenseit des Rheines — genießt es dieselben nicht, als wenn es seine eigenen wären? Und wenn Deutschland verwüstet wäre, seine Städte in Asche lägen, seine Universitäten zerstört, seine Werkstätten zertrümmert, und an die Stelle eines aufgeklärten und blühenden Volkes elende und unwissende Bevölkerungen getreten wären — würde Frankreich deshalb größer, glücklicher und freier sein?“

Gewiß, goldene Worte, welche den Krieg, von dem sie abriethen, überdauern sollten und die Erklärungen jener gelehrten Körperschaften beschämen, welche neuerdings nicht ermüden, auf deutsche Wissenschaft ihr lächerliches Anathem zu schleudern und sich Loszulösen von der Solidarität des geistigen Strebens, dem werthvollsten Palladium der heutigen Zeit!

In seinen zwei nächsten Aufsätzen in der „Revue des deux Mondes“ unterrichtet Laveleye seine Landsleute über die Beschaffenheit des Bodens in Preußen, über die Eigenthumsverhältnisse und die neuen Fortschritte des Ackerbaues in ruhig gebiegener Auseinandersetzung, mit Benutzung aller zugänglichen statistischen Angaben. Ueber die Agricultur- und Fortbildungsschulen, über die Landesmeliorationen, Landesökonomiecolle-

gien u. s. f. erstattet er den Franzosen Bericht und hebt namentlich wieder die persönliche Tüchtigkeit hervor, mit welcher die Jugend in Preußen selbst Hand ans Werk legt, indem Barons- und Bankiersöhne hinter dem Pfluge einhergehen, um seine Handhabung zu lernen, die Söhne reicher Hotelbesitzer in andern Gasthöfen als Kellner figuriren, sodas man in dem feudalen Preußen Sitten findet, wie sie in Frankreich und England durchaus fremd und nur in dem demokratischen Nordamerika heimisch sind. „Die Verachtung der Handarbeit“, ruft unser Autor aus, „dies ungerechte Vorurtheil früherer Epochen, abt sich wie eine Krankheit noch immer in unsern modernen Gesellschaften fort. In Worten feiert man die Arbeit, die Schöpferin des Kapitals, in der That aber ist es der Kapitalist und nicht der Arbeiter, vor dem man Respect hat.“ Wenn indeß Laveleye die preussischen Städte weder schön noch ansprechend, sondern nur langweilig findet und ausruft: „Glücklich das Land, dessen Städte langweilig sind; denn dann sind die Reichen auf dem Lande heimisch und dieses hat den Gewinn davon“, so kann diese Behauptung weder von Berlin noch von Breslau oder Königsberg, ebenso wenig von vielen kleinern Städten gelten. Freilich, einen so das ganze Land aufziehenden Centralpunkt wie Paris gibt es in Preußen nicht; aber Kunst und Wissen, gesellschaftliches Leben mit mannichfachen Zerstreuungen, oft mit vielem äußern Glanze fehlen weder in Berlin noch in den preussischen Provinzialhauptstädten und üben eine hinlängliche Anziehungskraft auf die Landbewohner in ihren einsamen Schlössern aus. Was aber Paris betrifft, so citirt Laveleye selbst den Vater Mirabeau, der in „L'Ami des hommes“ gegen die Vergrößerung der Hauptstadt seine Philippiken schleudert: „Eine Hauptstadt ist dem Staate ebenso wüthig wie das Haupt dem Körper; aber wenn das Haupt zu sehr wächst und alles Blut dorthin drängt, wird der Körper apoplektisch und alles geht zu Grunde. Das Wachsthum der Hauptstadt kann für einen Beweis des Ueberflusses in einem Staate nur etwa in dem Sinne angesehen werden, wie enorme Beulen es für die Gesundheit des Körpers sind. Alles Geld strömt nach Paris, und der Mensch folgt dem Metall, wie der Fisch der Strömung des Wassers. Daher das wunderbare Anschwellen dieser Stadt, die Ursache der Lähmung und Erstarrung, an welcher das übrige Land leidet.“

In einem vierten Artikel kommt Laveleye auf dasselbe Thema, welches Cherbuliez so eingehend behandelt, auf die deutsche Einheitsbewegung und den Nordbund; er wirft einen Blick auf die deutsche Geschichte, auf den Traum der Universalmonarchie, an dem das deutsche Kaiserthum gescheitert ist; er charakterisirt die politischen Parteien Deutschlands, entwirft ein Porträt von Bismarck, gibt ein Bild des Norddeutschen Bundes — alles von einem wohlwollenden Standpunkte aus. Energischer als Cherbuliez, hebt Laveleye hervor, daß die deutsche Einheit sich unaufhaltsam vollzieht, daß man sich kaum Illusionen darüber hingeben darf — die Vereinigung von Nord und Süd werde von der ungeheuern Majorität der Bevölkerung auf beiden Seiten des Mains gewünscht. Auch liege hierin für Frankreich keine Gefahr — die Gefahr hätte nur in der Durchführung des großdeutschen Programms gelegen. Dies Programm habe einen Glanz entfaltet, der den deutschen Patriotismus herauschen konnte: „Alle deutschen Länder, Oesterreich mit eingeschlossen, gruppirt unter dem Scepter des Kaisers, die andern österreichischen Staaten, Ungarn, die Lombardei, Galizien nothwendig damit verbunden, und so in der Mitte Europas ein furchtbarer Staat von 70 Mill. Einwohner, den Norden Italiens und Toscana besiegend und über die übrige Halbinsel uneingeschränkt gebietend, Dänemark durch Schleswig-Holstein, die Donauprovinzen durch die Walachen Transylvaniens, die Slawen der Türkei durch ihre Stammesgenossen in Croatien und dem Banat an sich ziehend, so auf der einen Seite die Ost- und Nordsee, auf der andern das Mittelämbische und Schwarze Meer beherrschend, Frankreich bei weitem schlagend durch die Ziffer seiner Bevölkerung, Rußland durch Fleiß, Reichthum, geistige Cultur, endlich den groß-

artigen Traum der Ottonen, der Hohenstaufen und der Habsburger verwirklichend.“ Die kleindeutsche Partei, die Partei „de l'Allemagne restreinte“, habe diesen verführerischen Plan der Großdeutschen, der Partei „de la grande Allemagne“ verworfen, weil sie überzeugt war, daß er an dem Widerspruche Preußens und an dem in Permanenz erklärten Dualismus der beiden Hauptmächte scheitern mußte; sie habe deshalb alle andern deutschen Staaten, mit Ausschluß von Oesterreich, unter der Hegemonie Preußens versammelt. Laveleye, der wiederholt erklärt, daß das geeinigte Deutschland, wenn es frei ist, und frei werde es unfehlbar sein, keine Gefahr für Frankreich sein könne, da beide Staaten dieselben Interessen, dieselben Bedürfnisse, dieselben Tendenzen hätten, während diese Gefahr in einem großen germanoslawischen Reiche und seiner nothwendigerweise despotischen und deshalb den Principien und dem Genius Frankreichs feindlichen Verfassung gelegen habe. Laveleye findet am Schlusse seiner Abhandlung glücklich heraus, daß die deutsche Einheit eigentlich das Werk Frankreichs sei! „Friedrich der Große, erzogen durch die Réfugiés des Edicts von Nantes, war nur ein Franzose auf dem preussischen Throne. Die Französische Revolution, indem sie das Völkerrecht an die Stelle des dynastischen Rechtes setzte, hat das deutsch-nationale Gefühl erst wach gerufen, die Kriege des Kaiserreiches haben seine gewaltsame Entfaltung herbeigeführt, die Revolutionen von 1830 und 1848 haben ihm einen neuen und entscheidenden Aufschwung gegeben und endlich hat unter unsern Augen die Proclamation des Princips der Nationalitäten, die Befreiung Italiens, die wohlwollende Neutralität der französischen Regierung die Vollendung des Unvermeidlichen beschleunigt. Soll man dies beklagen, soll Frankreich das Gebäude wieder untergraben, welches zu errichten es so wesentlich mitgeholfen hat?“

In der That hat Frankreich dies versucht, aber damit erst die Trugschlüsse und halben Behauptungen Laveleye's zu voller Wahrheit gemacht. Die jetzige deutsche Einheit des Reiches und Kaiserthums ist ohne Zweifel das Werk Frankreichs, aber nicht die wohlwollende Neutralität der Regierung hat diesen Schlüsselstein zum Bau des einigen Deutschlands gelegt; der dynastische Ehrgeiz, die ungelehrige Eifersucht, der fanatisch geschürte Völkerhaß führten zu einem blutigen Kriege, und der besiegte Nachbar erst sah ein einiges Deutsches Reich jenseit des Rheines erstehen und mußte die Wahrheit des Laveleye'schen Ausspruches erfahren: „Es ist wahrscheinlich zu spät für den Versuch, den Bau der deutschen Einheit zu erschüttern; gegen Thatfachen, welche aus der Logik der Geschichte hervorgehen, ist es schlimmer anzukämpfen.“

In einer größern Serie von Artikeln behandelt Laveleye hierauf die Zustände Oesterreichs, Ungarns, Galiziens, die Concordatsverhältnisse mit anerkenntnswerther Sachkenntniß.

Auch der Minister des Kaiserkönigthums, der politische Doctrinär, der Puritaner aus Genf, Guizot, erhob in der „Revue des deux Mondes“ seine Stimme über die europäische Situation im Jahre 1868, die Stimme des Predigers in der Wüste, welche ungehört verhallte, so wie die frommen Wünsche und feierlichen Beschwörungen eines Laveleye. Die aufgeklärten Geister, die besten Köpfe Frankreichs hatten alle das dunkle Gefühl, daß ein Krieg zwischen Frankreich und Deutschland in der Luft liege, daß beide Staaten darauf lossteuereten, wie von einer hochgehenden Sturmflut gegeneinandergetrieben — und doch sträubten sie sich mit Recht gegen die Anerkennung einer zwingenden Nothwendigkeit, welche in dem Jahrhundert der Bildung und Humanität für zwei große Nationen einen solchen Krieg unvermeidlich mache. Alle suchten nachzuweisen, daß die Einigung Deutschlands der Abschluß einer innern Geschichte sei, welcher den Nachbarvölkern keine Gefahr bringe; sie suchten die nationalen Vorurtheile, die Illusionen, die Bestürzungen zu zerstreuen, welche wie ein dunkel waltender Zwang in den Krieg hineintrieben. Es ist zu bebauern, daß solche Bemühungen, die allein dem Genius des 19. Jahrhun-

berts ziemten, fruchtlos blieben, daß die Geschichte wiederum den Schiller'schen Spruch bestätigten mußte:

Wo die Mehrheit ist, da ist der Unstimm,  
Verstand ist stets bei wen'gen nur gewesen.

Gleichwol ist nicht zu verkennen, daß diese geistreichen, auf genauer Kenntniß ruhenden Auseinandersetzungen den eigentlichen Schwerpunkt der Frage nicht berühren, kaum auf denselben hindeuten durften. Was sie immer über die Berechtigung der deutschen Einheitsbewegung sagen mochten — es blieb stets ein irrationaler Rest übrig, der dem Verständniß der Franzosen nicht einleuchtend zu machen war, weil sich der Volksinstinct dagegen wehrte. Dieser Volksinstinct verlangte die Hegemonie Frankreichs in Europa, und gerade sie erschien ihm bedroht durch die Neugestaltung Deutschlands und seine centrale Machtstellung. Auf der Hegemonie Frankreichs beruhte aber auch die Glorie der neuen Napoleonischen Dynastie — sie mußte nicht nur den Volksinstinct schonen, weil in ihm die Wurzeln ihrer Macht lagen; sie verfolgte bewußt und zweckvoll dasselbe Ziel, welches jener gleichsam mit dunkeln Trieben anstrebte. Darum war auch, was den Krieg mit Preußen betraf, Dynastie und Volk im wesentlichen vollständig einig, und die warnenden Stimmen einzelner, wie des jetzigen Präsidenten der Republik, richteten sich nur gegen den ungünstigen Zeitpunkt, gegen die nicht genügende Vorbereitung und den vom Jaun gebrochenen diplomatischen Anlaß, welcher Frankreich der Sympathien und Bundesgenossen beraubte! Sollten aber jene Autoren in einer französischen Zeitschrift den Ehrgeiz der Dynastie anklagen oder sich gegen den Ehrgeiz einer Nation wenden, welchen das politische Uebergewicht in Europa für ein unantastbares Dogma gilt?

Auch Guizot berührt in seinem Aufsatz „La France et la Prusse responsables devant l'Europe“ diesen wunden Fleck nur mit Behutsamkeit. Der herrschende Charakter der damaligen politischen Situation erscheint ihm befremdlich. Mitten in tiefer materieller Ruhe werden die Geister beherrscht von einer hartnäckigen Unruhe, welche alle Geschäfte lähmt. Werden wir Krieg oder Frieden haben? Dabei ist die Sprache der Regierungen friedlich. Guizot untersucht, ob diese friedliche Sprache nur eine kluge Taktik sei, ein Mittel, um Zeit zu gewinnen und über ihre Absichten zu täuschen; doch Guizot meint, daß die Sprache der französischen Regierung ernst gemeint sei, daß es überhaupt gegenwärtig keine Nation gebe, welche vom kriegerischen Fieber beherrscht, keine ehrgeizige und eroberungsfüchtige Staatsleitung. Guizot wirft einen Blick auf die neuere französische Geschichte und ist voll des Lobes für die friedliche Politik der Julidynastie, für seine eigene Politik: die drei Kriege Napoleon's III. in der Krim, in Italien und Mexico seien politische Kriege gewesen, welche durch den Willen und für die Zwecke einer Regierung, keineswegs unter dem Drucke einer nationalen Idee oder eines nationalen Ehrgeizes unternommen worden seien; im Grunde sei Frankreich unter der Restauration, der Monarchie von 1830, der Republik und dem Kaiserreiche durchaus friedlich gewesen und sei es auch jetzt noch. Nach einer kurzen Betrachtung Englands kommt Guizot auf Deutschland zu sprechen und nennt die Deutschen heutzutage „die revolutionär kriegerische Nation“ von Europa; er entwirft ein stüchtiges Bild des frühern Deutschen Reiches, des jetzigen Deutschen Bundes, der Ereignisse, welche den Charakter der Bundesgenossenschaft deutscher Stämme in einer gemeinsamen Conföderation aufhoben, von Friedrich dem Großen bis zur Schlacht von Sadowa. Die Zeit des „Norddeutschen Bundes“ charakterisirt Guizot mit folgenden Zügen:

„Es wäre gleich kindisch, in dieser großen Thatfache alles das zu sehen, was die Sieger von Sadowa oder systematische Träumer darin sehen wollen, oder die Bedeutung derselben zu verkennen. Es handelt sich weder um einen Triumph der deutschen Nationalität noch um die Begründung der deutschen Einheit; geschah es kraft des Princips

der Nationalität oder zu Ehren desselben, daß die deutschen Sieger von Sadowa aus Deutschland und der gemeinsamen Berathung über seine Angelegenheiten 8,782000 Deutsche vertrieben haben, welche noch einen Theil des österreichischen Kaiserstaats bilden, und daß sie unter preussischer Herrschaft den Theil von Schleswig behalten, dessen Bevölkerung dänisch ist? Ist die deutsche Einheit hergestellt, wenn auf der einen Seite 8,782000 österreichische Deutsche ihr fehlen und auf der andern vier deutsche Südstaaten, Baiern, Württemberg und die Großherzogthümer von Hessen-Darmstadt und Baden sich weigern, dem neuen Bunde beizutreten, den unter dem Namen des Nordbundes Preußen um seine siegreichen Fahnen vereinigt? Bilden Sachsen, Hannover und die Freie Stadt Frankfurt aus freien Stücken einen Theil dieses neuen Bundes und betrachten sie ihr Schicksal und ihre Wünsche erfüllt seit ihrer Einverleibung in denselben? Durch Worte und den Schein läßt sich eine feste und gesunde Einsicht nicht täuschen; man muß die Dinge sehen wie sie sind und sie mit ihrem wahren Namen nennen. Die Ideen und Worte «Nationalität» und «deutsche Einheit» haben bei den großen Ereignissen von 1866 eine lärmende Rolle gespielt; aber sie bilden nicht ihren wahrhaften ernstern Charakter. Dieser Charakter ist eine radicale Umwälzung in dem politischen Zustande Deutschlands und Europas, vollzogen durch eine deutsche Macht und zu ihrem Nutzen; es gibt keinen Deutschen Bund mehr, es gibt keinen Streit, kein Gleichgewicht zwischen zwei großen deutschen Staaten mehr, es gibt keine Unabhängigkeit, keine sichern Mittel des Widerstandes mehr für die deutschen Staaten zweiten Ranges. Sadowa ist ein Act der Vergrößerung und Eroberung, vollbracht durch die militärische Macht Preußens und durch seinen Einfluß in dem Reiche deutscher Bildung; es ist das Werk Friedrich's des Großen wieder aufgenommen und weiter geführt mehr durch sein Volk als durch seinen Nachfolger auf dem Throne; es ist eine kriegerische, ehrgeizige und geschickte Macht, welche entschieden unter den größten Staaten Europas ihre Stelle eingenommen hat."

Gleichwol bestrachtet Guizot von Deutschland keine weitere Friedensführung, trotz der neuen Situation, die hier geschaffen worden und namentlich für Frankreich ohne Frage sehr ernst sei, weil es jenseit des Rheins wie jenseit der Alpen jenen bescheidenen, aber nicht unwichtigen Schutzgürtel kleiner Staaten verloren habe, und nun großen Nachbarn gegenüberstehe, die unter Umständen furchtbare Feinde werden könnten. Doch der Ehrgeiz Preußens sei kein maßloser; er sei ein wesentlich deutscher Ehrgeiz und strebe nur nach der Herrschaft in Deutschland. Hierzu kämen die Schwierigkeiten der innern Lage, der widerstrebende Sinn der annectirten Bevölkerungen; auch würde Preußen in Italien und Rußland keine Bundesgenossen finden.

Von der Betrachtung der politischen Lage wendet sich Guizot zur Charakteristik der hervorragenden politischen Charaktere, in deren Händen die Geschichte Europas liegen. Er beginnt mit einer vorsichtigen Skizze des Kaisers Napoleon III. Er habe, meint Guizot, seinem kriegerischen Stern genug gehuldigt und mit zwei glänzenden Kriegen in der Krim und Italien seine Schuld gegen den Namen und das Vorbild Napoleon's I. vollständig bezahlt. So denke jetzt Frankreich, und wenn er sich nicht sehr irre, auch der Kaiser selbst. „Ich weiß nicht, ob er noch diesen Glauben an sein Schicksal, dieses volle Vertrauen auf sein Glück bewahrt, welche lange Zeit sein Benehmen und sein Leben charakterisirten. Die Erfahrung der Rückschläge und Verrechnungen ist eine schwere Last auch für die hartnäckigsten Optimisten und Fatalisten. Außerdem kommt das Alter und mit dem Alter weniger persönliche Interessen und andere Lieblingsbeschäftigungen, als die mit den Launen der Phantasie und den Combinationen des einsamen Gedankens. Nach diesen Thatfachen und moralischen Wahrscheinlichkeiten nehme ich an, daß gegenwärtig in der Frage des Friedens oder Krieges, die sich infolge der Ereignisse in Deutschland erhebt, der Kaiser Napoleon, trotz des Aergers und Mißvergnügens, das er

nothwendig empfinden muß, mehr zum Frieden als zum Kriege geneigt ist und daß er mehr bestrebt sein wird, allmählich die Wunden Frankreichs und seine eigenen zu schließen als sie zu verschlimmern, indem er sich neuen Schicksalschlägen aussetzt.“ Auf die Kriegspartei, die sich in der Nähe des Kaisers befinden soll, legt Guizot geringes Gewicht; der Einsicht und der Wille Napoleon's allein seien entscheidend über Frankreichs Geschick.

Nachdem Guizot so sich selbst und die öffentliche Meinung über den Kaiser beruhigt hat, indem er ihn gleichsam zum alten Eisen wirft, nachdem er auch die englischen und russischen Staatsmänner *Revue* passiren läßt, kommt er endlich bei dem preussischen Monarchen und seinem Rathgeber, diesem eigentlichen Störenfried, an, über welchen Guizot selbst schon früher einen jetzt mit Behagen citirten Ausspruch gethan hat: „Il n'y a qu'un ambitieux et un audacieux en Europe, c'est M. de Bismarck.“ Den König Wilhelm nennt Guizot einen aufrichtig conservativ gesinnten, redlichen Fürsten. „Es bedurfte aller Gewalt des nationalen preussischen Geistes und von seiten des Hrn. von Bismarck einer geschickten und ausdauernden Einwirkung, um die Bedenken des Königs und seine Erinnerungen zu besiegen und um vor jeder Eroberung in Deutschland in Preußen den König von Preußen selbst zu erobern.“ Der König Wilhelm selbst sei indeß nicht umgewandelt; er habe Oesterreich angegriffen, Hannover mit Krieg überzogen, Frankfurt mit Gewalt genommen, aber er glaube seine Pflicht gegen Preußen erfüllt und dem Willen Gottes gehorcht zu haben, sowol in Bezug auf sein Volk wie auf sich selbst. Er habe in seiner Haltung und seiner Sprache seit der Schlacht von Sabowa nirgends die Anmaßung und die unbegrenzten Ansprüche eines Siegers zur Schau getragen; er habe sich bescheiden in seine neue Situation gefunden. Weder sein Charakter noch sein persönlicher Ehrgeiz würden neue Kriege hervorrufen; er bleibe ein gemäßiger und friedliebender Fürst. Auch Bismarck ist in Guizot's Augen zwar eine rauhe, kühne, ehrgeizige, gewaltsame Natur; aber seitdem er die Gewalt in Händen hat, weiß er sich zu bescheiden, und hat sich maßvoll, klug und geduldig gezeigt. Guizot glaubt nicht, daß er sich leicht in neue Gefahren stürzen werde.

So herrscht denn überall in Europa das schönste Friedenswetter — quod erat demonstrandum. Doctrinär sind schlechte Propheten, aber nicht immer schlechte Rathgeber. So war auch der Rath Guizot's, Frankreich solle seine Armee auf den Friedensfuß setzen, an und für sich ein vortrefflicher. Die Befolgung desselben hätte vielleicht den Krieg von 1870 vermieden. Daß er aber nicht befolgt wurde, bewies nur zu deutlich einen Rechnungsfehler in Guizot's politischem Calcul; er hatte, wie schon erwähnt, vergessen, daß ein auf seine europäische Machtstellung eifersüchtiges Volk und eine Dynastie, die ihren wichtigsten Halt in dem Glauben an solche Hegemonie findet, das Emporkommen eines Nachbarvolkes zu ebenbürtiger politischer Bedeutung nicht dulden kann. Im Instinct der beunruhigten Völker lag ein richtigeres Urtheil als in den Auseinandersetzungen doctrinärer Weisheit. Um Fragen der Macht und Vormacht geht aller innere und äußere politische Kampf. Kriege sind gewaltsame Versuche, das politische Gleichgewicht herzustellen, wie Stürme das Gleichgewicht des Luftmeeres herstellen. Der Anlaß des letzten Krieges war ein frivoler; der tiefere Grund lag in dem Jahrhundert alten Glauben Frankreichs an seine politische Mission als die Führermacht des Continents. Für diesen Glauben griff Frankreich zu den Waffen und war so durchdrungen von seinem geschichtlichen Rechte, daß es den thörichtsten diplomatischen Vorwand wählte. Kann es doch in seinen Augen darauf gar nicht an — der Anlaß war gleichgültig, wo es sich im Grunde um die erträumten höchsten Güter der Nation und das unveräußerliche Vorrecht handelte, an der Spitze der Civilisation zu marschiren.

Wie mit seiner Friedenspropheteiung, so hatte Guizot auch Unglück mit der Vorher-

verkündigung, daß ein Duell zwischen Frankreich und Preußen unfehlbar ganz Europa in Mitleidenschaft ziehen werde. Das Duell fand zwischen Frankreich und Deutschland ohne alle Secundanten statt, und die deutschen Terzen und Quarten schlugen alle Paraden durch und gaben den französischen Hegemoniegelüsten auf lange Zeit hin eine unvergeßliche Lehre.

Mit dem Ausbruche des Krieges änderte sich aber auch in der ersten französischen Zeitschrift die Sprache; einer ruhigen und unbefangenen Würdigung deutscher Verhältnisse folgte, wie wir sehen werden, eine erhitzte und grollende Wendung gegen den Feind, die sich zur maßlosen Erbitterung gegen den Sieger steigerte.

---

# Slawische Gänge durch die Lausitz.

Von

Richard Andree.

I.

## Bauzen und die Bestrebungen der Wenden.

„Nach Bauzen müssen Sie gehen, wenn Sie die Wenden noch unverfälscht und rein erkennen wollen. Dort weht urslawischer Athem. Dort hat das tyrannische Anstürmen der Deutschen den edeln slawischen Stamm noch nicht zu erdrücken vermocht, dort finden wir die ersten Brüder wieder, wenn wir den Fuß über die deutsche Grenze gesetzt haben, dort verehrt man Mütterchen Moskau so gut wie im goldenen Prag.“

Diese Worte sprach im blühenden, wohlgelesenen Czechisch ein prager Student zu mir, der in der Slovanska Kavarna (im slawischen Kaffeehause) saß und eine Nummer der zu Bauzen erscheinenden „Serbske Nowiny“ in der Hand hielt. Dort, wo aus allen slawischen Ländern Zeitungen ausliegen, durfte auch das kleine Blatt nicht fehlen, welches den oberlausitzer Wenden die politischen Neuigkeiten in ihrer Muttersprache vorführt.

Der junge Czeche in der schnitrenbesetzten Tschamara redete sich immer tiefer in die Herrlichkeit und den Jammer des Wendenvolks hinein. Er sah es tief geknechtet, von den Deutschen zu Heloten herabgedrückt, um alles geistige Dasein betrogen und doch wieder zähe slawisch ausharrend, edel, großmüthig, geistig hochbefähigt und auf die bessere Zukunft wartend, welche die Wenden einst unter der Herrschaft des russischen Zaren genießen werden, wenn alle slawischen Völker unter dessen segensreichem Scepter vereinigt sein werden. „Dann ist der Wende der Herr und der Deutsche sein Knecht.“

Die Begriffsverwirrung in vielen slawischen, namentlich czechischen Köpfen ist ungeheuer. Die völlig fruchtlosen Bestrebungen einiger Wenden, die keinen Boden in ihrem conservativen Völkchen finden, das heute schon halb germanisirt ist, erscheinen ihnen als eine That von großer Tragweite, als die Morgenröthe des neuermachenden Wendenvolkes. Der Verkehr geht herüber, hinüber und gelegentlich bringen die czechischen Blätter Prags Schilderungen von dem slawischen literarischen Leben in der Lausitz, die in hohem Grade übertrieben sind und nur durch das Jammern über die deutschen Bedrückungen abgeschwächt werden. Trotzdem „weht in Bauzen noch urslawischer Athem“. Betrachten wir die Stadt.

Wenige Städte Sachsens bieten einen so malerischen und freundlichen Anblick wie dieses alte Bauzen, das trotz vieler Feuersbrünste sich immer noch einen alterthümlichen Charakter in seinen Hauptgebäuden bewahrt hat. Hoch aus der Masse der Häuser her-

aus tritt das Schloß, die deutsche Ortenburg mit ihren massigen Gebäuden, in deren Schutze die Bürger sich ansteden; da ragt der Petersdom hervor, da stehen auf den alten Mauerresten zahlreiche hohe Thürme mit interessanten Sculpturen, erheben sich viele schöne öffentliche Gebäude neuer Zeit, und wer durch die breiten, wohlgeplasternten, mit Granitplatten an den Seiten belegten Straßen nach dem Haupttheile der Stadt, am Markte, sich begibt, der empfängt dort einen fast großstädtischen Eindruck, trotzdem Baugen nur 13000 Einwohner zählt. Alles ist sauber, freundlich, nett. Im Westen begrenzt die vielfach gekrümmte Spree die Stadt; hier, wo sie an den hohen Felsenufeln gegenüber dem Brotschenberge eine Furt bildet, lag wol die erste Ansiedelung der Slawen, der Ort Budyschin, dessen Name officiell bis 1868 als Budissin in Geltung war, wo er der mehr germanisirten und allgemein üblichen Form Baugen auch amtlich Platz machen mußte.

Was Baugen aber als Stadt ist, ist es nur durch Deutsche. Niemals waren die Wenden Städtegründer; nur der Name ist von den Slawen der Stadt geblieben, der Name aber der Schutz- und Zwingburg, in deren Bann sich die Bürger Baugens niederließen, wohl befanden und zu Gedeihen kamen, ist deutsch. Wie in Polen, Schlessen, Böhmen gründete der Deutsche auch hier im Wendenlande seine Städte, die niemals ein slawisches Gepräge zeigten, auch keine Perioden vorübergehender oder anhaltender Slawisirung wie in Polen oder Böhmen kennen. Selbst die Straßennamen Baugens sind fast nur deutsch; wir finden da auf deutsche Gewerthätigkeit hindeutend eine Tuchmacher-, Töpfer-, Gerber-, Fleischer-gasse; als Sitz der Wenden aber, geschieden von den deutschen Gassen, die Wendengasse und den Wendengraben, wol so, wie man die Judengassen in andern Städten scheidet; denn das Recht des Wenden in der deutschen Stadt war nicht größer als jenes des Juden, und in eine Zunft wurde er nicht aufgenommen.

Baugens Kern ist das alte Schloß Ortenburg, im Westen der Stadt auf jähem Fels an der Spree, ein weitläufiger Gebäudecomplex, um den sich das Burglehn, der Sitz der ehemaligen Adelichen herumzieht. Wann der erste Anbau hier erfolgte, ist zweifelhaft, obgleich von einer Festsetzung der Deutschen im Jahre 807 und dergleichen gefabelt wird; sicher ist aber, daß im 10. Jahrhundert bereits die Deutschen sich festsetzten. In der Chronik des Jahres 1002 erwähnt Ditmar Baugen bereits als Stadt und Hauptort der Milzener. Von Meissen aus, das Heinrich I. 928 gründete, erfolgte die Besetzung und Germanisirung Baugens. Man nimmt gewöhnlich an, daß 958 zur Zeit Otto's des Großen die Erbauung der Burg stattfand und daß diese den Namen Dorotheenburg erhielt, woraus dann Ortenburg entstand. (?) Baugen gerieth 1007 allerdings vorübergehend unter Boleslaus Chrobry wieder unter slawische Herrschaft, gelangte jedoch 1031 wieder an Meissen und später an Böhmen. Aber die böhmische Herrschaft hat der Germanisirung hier keineswegs halt geboten; die Lausitz war nur ein Nebenland, das in allen Culturbeziehungen enger mit dem benachbarten Meissen, als mit dem durch ein Gebirge von ihr geschiedenen Böhmen verknüpft war. Auch weiß man ja, wie böhmische Fürsten das deutsche Städtewesen begünstigten. Nachdem die Mark Meissen ganz germanisirt war durch Einwanderung von Franken und Blämingen, war auch dem Germanisirungsproceß auf dem rechten Elbufer nicht mehr Einhalt zu thun; nur ging hier der Proceß langsamer vor sich und spielt bis in unsere Tage hinein. Wenn wir aber sehen\*), daß schon 1245 von einer Getreideabgabe, welche einige Dörfer für das heute noch wendische Göbda, ein Dorf westlich von Baugen, zu leisten hatten, ausdrücklich gesagt wird, man nenne sie gewöhnlich (vulgariter) washcorn oder wastcorn, so sehen wir, welche Herrschaft auf dem Lande das Deutsche bereits besaß. *Vulgaris lingua* wurde

\*) Vgl. Gersdorf, „Urfundenbuch des Hochstifts Meissen“ (1864), I, 25.

die deutsche Sprache genannt, deutsch wurde in den Urkunden als vulgärer bezeichnet. In der Stadt war dieses noch mehr der Fall, und in der That zeigen alle Urkunden Baugens von der ältesten Zeit an, daß dieses nur eine deutsche Stadt war.

Die Ortenburg ist häufig abgebrannt; 1639 wurde sie von den Schweden verwüstet, wurde aber schon 10 Jahre darauf wieder erbaut in ihrer heutigen Gestalt. Stattlich präsentirt sich noch der Thorthurm, durch den man in den weitläufigen Gebäudecomplex gelangt, der heute Sitz der Gerichtsämter ist. Ueber dem Thore ist das Bildniß des Königs Matthias I. Corvinus von Ungarn angebracht, das einzige authentische, das wir von diesem Fürsten, der eine Zeit lang über die Lausitz herrschte, haben. Matthias sitzt auf dem Throne, ihm zu Füßen liegt ein Löwe, zwei schwebende Engel halten eine Krone über ihn, ringsum sind die Wappen der Länder Ungarn, Kroatien, Dalmatien, Mähren, Schlesiens, Lausitz u. s. w. angebracht. Darunter steht Anno MCCCCLXXXVI. Die architektonischen Umgebungen des Monuments sind plump und zeigen den tiefsten Verfall der Gothik. Desto besser ist die Porträtstatue des Königs gehalten, die der Landvogt Georg von Stein anfertigen und dreimal nach Ofen schicken ließ, bis Matthias erklärte, er sei mit der Ähnlichkeit zufrieden. Die Thatfache ist historisch verbürgt. \*) Nach dem Tode des Königs Matthias wurde von dem nun zur Herrschaft über die Lausitz gelangenden König Wladislaw von Böhmen der Landvogt von Stein abgesetzt. Ehe er aber aus der Ortenburg schied, stellte er sich noch einmal vor das Bildniß des Königs Matthias und rief aus: „Homo proponit, Deus disponit, diabolus permerdat. Cui ergo te extruxi?“ Polnische, czechische, ungarische Fürsten haben über Baugen geherrscht — aber sie sind mit allen ihren Thaten nur meteorgleich über die Stadt hingegangen; sie haben nichts Dauerndes, Culturförderndes geschaffen. Was Bestand hatte, was die Stadt hob, zur Blüte brachte, war nur das Deutschthum.

Nachdem die Lausitz im Dreißigjährigen Kriege an Kursachsen gekommen war, ließ Kurfürst Johann Georg I. die Ortenburg 1648 restauriren. Aus dieser Zeit stammt die zweite Sehenswürdigkeit des Schlosses, die in der That einzig dasteht, leider aber wenig bekannt ist. In dem ehemaligen Audienzsaale, der gegenwärtig zur Abhaltung der Sitzungen des Appellationsgerichtes dient, ist nämlich die Decke mit weit über hundert fast lebensgroßen Figuren in Stuckwerk geziert, die in neun Feldern angeordnet, die Geschichte der Lausitz, von der mythischen Zeit Wittelind's bis auf die Belehnung Sachsens mit dieser Markgrafschaft darstellen. Obgleich in der Renaissancezeit gearbeitet, in der man allegorifrende Darstellungen liebte, sind die Figuren doch, was Nationaltrachten, Rüstungen, Waffen, Gesichter, alle Einzelheiten betrifft, mit großem Realismus dargestellt, sodaß man fast glauben sollte, der unbekannte Bildhauer, der diese schönen lebenswahren Hautreliefs schuf, habe Vorbilder aus der guten alten Zeit, wenigstens für die Darstellungen aus der ältern Periode vor sich gehabt. Die Anordnung ist eine durchaus künstlerische. Um das achteckige Mittelfeld, welches die Belehnung Johann Georg's darstellt, schließen sich die acht übrigen Felder. Nur die Ausfüllungsräume sind mit Palmen, Früchten und Posaunenengeln im Renaissancegeschmack gehalten, die eigentlichen historischen Scenen suchen sich dagegen jedesmal der betreffenden Zeit anzubequemen. Wappen sind überreich in dem Ganzen angebracht, das einst in der vollen Pracht bunter Farben prangte. Als aber nach der Schlacht bei Baugen 1813 dieser Saal mit Verwundeten belegt wurde, litt die Decke ungemein. Die Figuren verloren ihren Glanz und wurden später weiß übertüncht. Aber auch so ist das Werk noch ein kostbares, anziehendes, das mit einem Blicke eine Uebersicht der ganzen Geschichte der Lausitz gewährt.

\*) Vgl. Großer, „Lausitzer Merkwürdigkeiten“, I, 152; Corpzov, „Ehrentempel“, S. 246.

Ist die Ortenburg der Platz, der uns mit der Gründungsgeschichte der Stadt vertraut macht, so knüpft sich an das Rathhaus deren deutsche bürgerliche Entwicklung. Es steht frei, mit einem Thurme und einer zweiarmigen Doppeltreppe geziert, auf dem Marktplatz, bietet aber sonst keine architektonische Merkwürdigkeit dar. Im Innern ist die lange Reihe der Bildnisse der Bürgermeister aufgehängt, die seit 400 Jahren das Stadtr Regiment führten, und diese Bürgermeister waren Deutsche. Mag auch unter ihnen mancher Mann wendischer Abkunft gewesen haben, so ist es doch keinem je eingefallen, sein Wendenthum geltend zu machen, im Gegentheil, man verschmähte es ausdrücklich. Frisches Leben kam nach Bautzen, wie nach den lausitzer und ostdeutschen Städten überhaupt, mit der erneuten Einwanderung tüchtiger Handwerker aus rein deutschen, zumal niederdeutschen Gegenden, die ihre Rechtsideen und freiere Ansichten verbreiteten. In der Lausitz galt das Magdeburger Recht, das sich weit über die slawischen Länder erstreckte. Namentlich traten im 12. und 13. Jahrhundert freie Blämingen auf, die Kriege und Ueberschwemmungen aus der alten Heimat vertrieben. Sie brachten die Weberei, namentlich die Wollweberei in die Lausitz; von ihnen stammt die noch blühende Tuchmacherei, und mancher ehrsame Meister, der heute am Webstuhl hantiert, möchte von diesen Blämingen abstammen. In manchen Orten wurde damals jeder Tuchmacher ein „Flamming“ genannt; so heißt es z. B. in einem alten Rechtsbuche zu Görlitz\*): „Kein Flamming sal sine wolle felsen, weder mit harn, noch mit vlokn, noch mit keinerlei Unthat.“ — „Kein Flamming sul sine tuch zu hungriq machen.“

Daß diese slawischen Einwanderer aber ein trotziges Volk sein mochten, beweisen die noch üblichen Ausdrücke: ein vlämisches Gesicht, ein vlämischer Mensch. Sie waren aber auch geschickte, erfahrene und muthige Leute, die zur Ausbildung des Bürgerwesens nicht wenig beitrugen. Auch bei den benachbarten Tschechen leben diese fleißigen Deutschen im Volksmunde noch fort: freilich nach Art und Weise jener, die das Höherstehende, Bessere gern verunglimpfen. Bei den Tschechen bedeutet ein „Flamendr“ heute einen Bummler! Nichts kann besser den nationalen Haß und Neid illustriren! Je mehr die deutschen Städte der Lausitz sich empor schwangen, desto dörflich stiller wurde das Leben der Wenden. Den Kampf hatten sie längst aufgegeben, der Deutsche war seit dem 10. Jahrhundert ihr Herr geworden, und von einer geistigen Mühseligkeit finden wir bei ihnen seitdem keine Spur mehr. Alles ließen sie sich auf dem Präsentirteller bringen, jedes große Culturergebniß wurde ihnen von den Deutschen geschenkt, das Christenthum wie die Reformation.

Inmer mehr wuchs Bautzens Wohlstand durch Handel und Gewerbe: kein Wunder, daß die zahlreichen Adlichen auch hier der Stadt feind und gram wurden. Da traten gegen die „Landeschädiger und Landplacker“ im Jahre 1346 die sechs Städte der Lausitz — Bautzen, Görlitz, Kamenz, Lauban, Löbau und Zittau — zu einem Bunde zusammen und begannen die Ritterburgen zu brechen. Vereint besaßen sie große Macht, ihr Land wurde der Ager hexapolitanus genannt; sie nahmen zu an Reichthum und Ansehen, sie wurden gerühmt wegen der Keinheit ihrer Sitten, sodasß ein alter Schriftsteller sie folgendermaßen charakterisiren konnte: „Mores et ingenia civium hexapolitanorum solent communiter ita exprimi, ut celebretur Budissinensium humanitas; Gorlicensium gravitas; Zittaviensium urbanitas; Laubanensium sedulitas; Camensium hospitalitas; Lobaviensium frugalitas.“

Dann geht die mittelalterliche Geschichte der Sechsstädte parallel jener der andern deutschen Städte: keine Spur vom Slawenthum ist mehr zu erkennen, keinerlei Reactionen gegen das Deutschthum, wie in Böhmen zur Hussitenzeit, finden in der Lausitz

\*) Vgl. Köhler, „Verzeichniß der bautzener Bürgermeister“ (1839).

statt. Die Zünfte und der Rath befehlen sich wie in Lübeck, wie in Braunschweig, wie in Köln. Mit allen Vortheilen und Schattenseiten ist das deutsche Städtewesen zur Geltung gelangt. Mit Ausnahme der Fleischer empörten sich 1405 zu Baugen alle Zünfte wegen der Braugerechtfame. Sie setzten den Rath ab, wählten einen neuen und beschloffen die Ortenburg, auf der des Landvogts Sohn wohnte. Drei Jahre schaltete das revolutionäre Element. Da kam 1408 der Faule Wenzel aus Böhmen und hielt strenges Gericht. „Hier sitze ich als der rechte Bürgermeister“, sprach er, „wer etwas zu klagen hat, der thue es.“ Die vom alten Rath klagten nun, die vom neuen wurden aber „ohne verstattete Defension auf dem Markte decolliret“. König Wenzel schaute aus dem Rathhausfenster dem Schauspieler zu, bis seine Gemahlin Sophie, erschüttert durch das Wehklagen der baugener Frauen, ihn um Gnade für die noch übrigen Verurtheilten bat. Die Fleischer, die dem alten Rath treu geblieben, erhielten eine Fahne mit dem W (Wenzeslaus) darin zur Belohnung.

Soviel wir auch in der Geschichte Baugens forschen mögen, von einem Auftreten der Wenden in derselben ist keine Rede. Im Gegentheil, sie wurden von der deutschen Bürgerschaft förmlich fern von der Stadt gehalten. Zudem war der Wende verachtet, er wurde nicht einmal für geeignet gehalten ein ehrliches Handwerk erlernen zu können, wie denn noch im 17. Jahrhundert in den Lauffcheinen der Lehrlinge, die in den deutschen Städten der Lausitz in eine Zunft aufgenommen werden wollten, ausdrücklich hervorgehoben werden mußte: daß sie nicht von wendischer, sondern von deutscher Abstammung seien.

Dasselbe war in ganz Nordostdeutschland der Fall, wo noch Reste der alten Wenden vorkamen. In den Städten Mecklenburgs und Pommerns, welche sämmtlich deutsche Stiftungen waren, wachten die Zünfte auf das strengste darüber, daß kein Wende sich einschleiche, indem ein jeder, der als Lehrling bei ihnen eintreten wollte, durch seinen Lauffchein nachweisen mußte, daß er nicht von slawischen Aeltern geboren sei. In dem konservativen Mecklenburg hing man an dieser Forderung so zähe fest, daß, wie Dr. Stieber in seiner 1714 gedruckten mecklenburgischen Kirchengeschichte versichert, damals noch ein solches Zeugniß verlangt wurde. Er berichtet, die Wenden hätten traditionell damals noch in einem so schlechten Rufe gestanden, daß von jemand, den man als einen harten widersünnigen Kopf habe bezeichnen wollen, gesagt wurde: er habe eine wendische Ader im Nacken. Jedoch war die Ausübung einzelner Handwerke den Slawen nicht gänzlich untersagt, aber zünftige Meister durften sie nicht werden. Von letztern unterschied man sie durch den Zusatz des Wortes „Wend“ zu ihrem Gewerbe, wie denn z. B. der „Wendeschlächter“ früher an mehreren Orten Erwähnung geschieht. Auch das Bürgerwerden war den Wenden ungemein erschwert. So berichtet J. B. Chr. Hechel<sup>\*)</sup>, daß in Bischofswerda Blasius Better aus Schmölln am 15. Juli 1568 Bürger geworden sei; er habe aber, da er ein Wende gewesen, hundert Thaler für das Bürgerrecht zahlen müssen. Solange das Völkchen sich nicht germanisirte, blieb es natürlich zurück; jedes weitere Fortkommen war dem wendischen Bauer erschwert. „Wer sollte“, klagt der wendensfreundliche Christian Knauth in seiner „Sorbenwendischen Kirchengeschichte“, „die wendischen jungen Leute in studiis linguarum, artium et disciplinarum unterweisen? Die geborenen Wenden verstünden nicht, als das, wenn wendisch geredet ward, etliche wenige ausgenommen, welche in denen Städten Budissin, Ramenz und Löbau unter denen Deutschen lebten, die wegen des Umgangs mit denselben deutsch verstehen mußten. Die Deutschen waren der wendischen Nation und Sprache feind.“ Die Pariastellung der Wenden tritt uns in diesen Beispielen so recht entgegen. Sie „mußten“ deutsch lernen, damals schon, um überhaupt fortzu-

<sup>\*)</sup> Vgl. „Historische Beschreibung der Stadt Bischofswerda“, S. 281.

kommen; einem deutschen Bürger der Städte in ihrem Lande fiel es aber zu jener Zeit sowenig wie heute ein das Wendische sich anzueignen.

Vor geraumer Zeit hing am bauener Rathhause eine culturhistorische Merkwürdigkeit, die gegenwärtig in das Alterthumsmuseum der Stadt gebracht ist und dort von dem gefälligen Custos, Hrn. Buchhändler Közger, erläutert wird. Es ist dieses des „Büttels Flasche“, ein etwa 30 Pfd. schwerer Sandstein, auf dem zwei reisende Weiber abgemalt sind und der die Inschrift trägt:

Mägd und Weiber, die sich schlugen,  
Müssen sie die Flaschen tragen.

Wie dieser Stein zur Bezeichnung „Flasche“ gekommen, läßt sich allerdings nicht leicht erkennen. Es ist ein Schandstein, der an eisernem Bügel den reisenden Weibern um den Hals gelegt wurde; mit dieser Bürde versehen mußten sie durch die Straßen der Stadt ziehen oder wie es hieß „die Flasche tragen“. In Bautzen ist dieser Fall am 13. Dec. 1678 zum letzten male vorgekommen; eine Frau, die ihre Nachbarin geschlagen, mußte mit dieser Flasche am Hals dreimal um das Rathhaus gehen.

„Seit des Büttels Flasche nicht mehr am Rathhause hängt, ist jetzt „Dutschmann“ das bauener Wahrzeichen geworden“, sagte mir ein freundlicher Bürger, der mit der Geschichte und den Denkwürdigkeiten seiner Vaterstadt genau vertraut ist. Ich schaute zum Rathhause hinauf und fand dort das steinerne Standbild eines römischen Ritters, mit langem wallendem Barte, in der rechten Hand eine Fahne, in der linken einen Schild mit dem bauener Wappen haltend. Es ist eine Sandsteinstatue, die, im echten Renaissancestil gehalten, nicht über die erste Hälfte des 17. Jahrhunderts hinaufreicht, von den Bauenern aber für uralte gehalten und wie eine Art Roland betrachtet wird. Dutschmann stand früher auf dem Marktbrunnen und wurde erst in den letzten Jahren an das Rathhaus versetzt. Fragt man, wer denn Dutschmann gewesen, so erhält man zur Antwort: Er war ein berühmter Wendenfürst, ein kühner, gewandter Reiter, der mit seinem Rosse über den großen Marktbrunnen wegsetzen wollte. Aber das Pferd überschlug sich dabei und Dutschmann — gerieth in die „Ditsche“ (Tunke, Brühe) — so erklärte sein ethnologisirend mein Begleiter. Der Wendenfürst ertrank im Marktbrunnen. Zur Erinnerung an ihn aber wurde die Bildsäule aufgestellt. „Wendenfürsten“ und deren Nachkommen spielen in der Lausitz überhaupt eine Rolle, und ich habe mehr als einen schnurrigen Kauz gekannt, der in seinen Adern das blaue Blut der alten Wendenfürsten rollen fühlte. Mit den Stammbäumen hapert's da aber gewaltig, denn nicht einmal ein einziger Name solcher Wendenfürsten ist uns erhalten geblieben. Poetisch verklärt hat die alten „Wendenkrale“ und deren heimliche Nachkommen R. Fidus in seiner „historischen“ Novelle „Die Wendin“ (Kottbus 1866).

Den Mittelpunkt der Stadt, massig dieselbe überragend, bildet der gothische Sanct-Petridom mit dem 80 Meter hohen Thurme. Das stattliche, oft vom Feuer beschädigte Gebäude ward an Stelle einer ältern Kirche im Jahre 1213 vom Bischof Bruno II. von Meissen gegründet und zwar ausdrücklich zu dem Zwecke, um die „mittlern“ Wenden zum Christenthum zu bekehren; unter den mittlern Wenden verstand man aber gerade die Sorben der Lausitz und Meißens, so „annoch in großer geistlicher Finsterniß steckten, den christlichen Namen wol führten, aber keine oder wenige Erkenntniß vom Christenthum hatten, hingegen mit heidnischen Irrthümern annoch behaftet waren und heidnisch lebten, ja auch wol einige hin und wieder im Verborgenen, in Wäldern und Heiden, ihre heidnischen Greuel treiben mochten“.\*) So wenig fest saß im Beginne des

\*) Vgl. Knauth, S. 145.

13. Jahrhunderts noch das Christenthum unter den Wenden. Mit der Kirche ward das bauener Stift vereinigt, das heute noch als ein Grundpfeiler des Katholicismus in Sachsen fortbesteht, und theils mit geborenen Wenden, theils mit solchen Geistlichen besetzt, die verwandte slawische Sprachen redeten. Merkwürdiger- oder sagen wir natürlicher Weise begünstigten aber die böhmischen Könige, zumal der aufgeklärte Ottokar II. die Anstellung deutscher Geistlichen an dieser Kirche, „denen“, wie Knauth schreibt, „die wendischen Canonici wenig Gunst bewiesen“. Durch Intriguen aller Art suchte man die Deutschen zu entfernen — es war vor 500 Jahren dasselbe Spiel wie heute in Böhmen.

Die Petrikirche ist im 15. Jahrhundert wesentlich erweitert worden und hat damals ihre heutige Gestalt erhalten. Sie dient seit der Reformation sowol den Katholiken als Protestanten; der Chor, durch ein Gitter abgetrennt, gehört den Katholiken, welche ihre besondere Orgel, Kanzel und Altar besitzen; ebenso die Protestanten, die das große Schiff innehaben. Ehe aber diese Trennung durchgeführt werden konnte, fanden bedeutende Streitigkeiten statt, und der Magistrat Bauzens hat mindestens ein Duzend Gesetze in dieser Angelegenheit erlassen, wie der Taufstein, die große Orgel zu benutzen, um welche Zeit der katholische und um welche der protestantische Gottesdienst stattfinden solle. Jetzt herrscht Frieden und ruhig gebrauchen beide Confessionen nebeneinander dasselbe Gotteshaus. Der Gottesdienst wird nur in deutscher Sprache abgehalten.

Mit der Gründung der Domkirche und des bauener Stiftes wurde das Christenthum unter den Wenden völlig befestigt, der Grund zu demselben war aber schon viel früher gelegt, und hier begegnen wir nun bei den Wenden derselben Streitfrage wie in Böhmen, nämlich ob ihnen das Christenthum von Deutschen oder Slawen gebracht wurde. Die Tschechen setzen ihre Christianisirung durch Methud und Cyrill mit der Taufe Boritwoj's (873) fest, doch ist dies Ereigniß von keiner nachhaltigen Wirkung gewesen, und erst als die Tschechen sich unter den Schutz des deutschen Königs Arnulf begaben, als sie dem regensburger Sprengel eingereiht wurden, begann das Christenthum festen Fuß unter ihnen zu fassen.

Nun ist wiederholt angenommen worden, daß die Slawenapostel Cyrill und Methud, nachdem sie den Herzog Boritwoj bekehrt, von Böhmen aus zu den benachbarten Slawen der Lausitz vorgebrungen seien und auch diesen das Christenthum zuerst aus slawischen Händen gebracht hätten. An historischen Beweisen hiefür mangelt es jedenfalls, denn bei den Geschichtschreibern des 9. und der folgenden Jahrhunderte, bei denen von den Slawen die Rede ist und die doch genau auf deren Christianisirung achteten, findet man durchaus keinen Anhaltspunkt, daß Cyrill und Methud nach der Lausitz gekommen seien und dort die Bekehrung durchgeführt hätten. Ebenso schweigen die alten lausitzer Annalen hiervon. Unbezweifelt aber stehen die Verdienste des deutschen meißnischen Bisthums um die Verbreitung des Christenthums unter den Wenden da.

In seiner Schrift: „Welches ist die Lehre des athanasianischen Symbolums von der dritten Person in der Gottheit und wie wurde sie von den wendischen Theologen sprachlich aufgefaßt?“ (wendisch und deutsch, Bauzen 1864), sucht J. E. Schmalzer nachzuweisen, daß das Christenthum den Wenden zuerst von den Slawen über Böhmen gebracht wurde, und er führt dafür philologische Gründe an, da, wie gesagt, alle geschichtlichen Quellen fehlen. So gebraucht der Wende für Kirche *cyrkej*, was, wenn es von dem deutschen Worte käme, *khërka* heißen müßte, nach der Analogie von *khëzor*, Kaiser. (Der zweite wendische Ausdruck für Kirche, *Kosel* oder *Roscz*, kommt von *Kost*, Knochen, das Gebäude, in welchem die Knochenreliquien liegen.) *Tausen* wird mit dem urslawischen *kréic* und keineswegs mit einem Germanismus bezeichnet; das Evangelium heißt *scenje*, das ist Vorlesung (*ëtjenje* von der Wurzel *ët*, ich lese); *brošma* heißt bei den nieder-

lausitzer Wenden die Hostie — ein Wort, das wir als brašno bei den Donauserben wiederfinden; mša ist die slawische Form für Messe, wäre der Begriff von den Deutschen gekommen, müßte er wendisch messa heißen. Selbst christliche Eigennamen deuten auf die Einführung des Christenthums auf slawischem Wege, durch Ausläufer der Byzantiner Cyrill und Method, hin. Für Clemens gebraucht der Wende Klimant, die bulgarische Form. Die Bulgaren empfangen das Christenthum von den Griechen, und in den von den Griechen mitgebrachten Wörtern und Namen behalten sie den Itacismus bei, die Art und Weise den Vocal η als i auszusprechen; daher wurde aus κλιμαεν klimant.

Hat diese Auseinandersetzung, die wir nur kurz berühren können, auch manches für sich, so ist doch bei der Wörter- und Namenänderung jedenfalls viel auf den besondern Charakter der slawischen Zunge zu schieben, die in ihrer Weise die Wörter slawisirt gibt, gleichviel, ob sie aus dem Deutschen stammen oder nicht. Ein Pole oder Wende gibt unabhängig voneinander demselben deutschen Worte dieselbe slawische Form, wie umgekehrt der Deutsche die slawischen Wörter sich deutsch und seiner Zunge angepaßt nach ganz bestimmten Gesetzen zurechtlegt. In Böhmen liegt der Ort Žilové, der Deutsche machte daraus „Eule“ (die bekannte Bergstadt); südlich von Baugen liegt das wendische Dorf Žilozh, der Deutsche machte daraus Eulowitz. Hier wie da unabhängig voneinander dasselbe. Auch läßt sich anführen, daß die Wenden ganz entschiedene kirchliche Ausdrücke aus dem Deutschen (und Lateinischen durch die Deutschen) angenommen haben, wie martrownica, Marterwoche, Advent, kermusa, Kirmes, die Bezeichnungen des Dreikönigsfestes, der Reinigung, Verkündigung und Heimsuchung Maria sind bloße Uebersetzungen aus dem Deutschen.

Einerlei, was nun auch der Fall war, ob zuerst Slawen oder Deutsche den Wenden das Christenthum brachten, so viel ist sicher, daß dieses in der ersten Zeit im 10. bis ins 12. Jahrhundert auf sehr schwachen Füßen unter den Wenden stand.

Die eigentliche Festsetzung desselben unter den Wenden ist jedenfalls erst zur Zeit unserer großen sächsischen Kaiser erfolgt, und der Deutsche war es, der hier wie in Böhmen thatsächlich die Christianisirung durchführte, mögen in beiden Ländern auch zunächst slawische christliche Anregungen vorausgegangen sein. Von den deutschen Burgen, die zu Baugen, Görlitz, Kamenz, Weißenberg, Jauernick, Ostitz, Rothenburg, Seidenberg u. s. w. errichtet wurden, beherrschten im 11. Jahrhundert die Deutschen das Land, dort fanden die vom Bisthume Meissen ausgesandten Priester festen Halt. Noch im 11. Jahrhundert machten die Wenden dem heiligen Benno (gest. 1106), Bischof von Meissen, viel zu schaffen; daß namentlich er es war, welcher die Wenden zum Christenthum führte, geht auch aus der Bulle vom Jahre 1523 hervor, mit der Papst Hadrian Benno kanonisirte. \*) Ausdrücklich wird darin hervorgehoben, daß zu Benno's Zeit die Wenden „in hartnäckigen Irrthümern“ lebten, also 200 Jahre nach der angeblichen Be-

\*) Luther war über Benno's Heiligensprechung weiblich ergrimmt. Er schrieb: „Wider den neuen Abgott und alten Teufel, der zu Meissen soll erhoben werden.“ Die Meissener blieben ihm aber die Antwort nicht schuldig, es kam ein Lied 1524 in Aufnahme, das Hoffmann von Fallersleben (in Auffes's „Anzeiger“ 1833, S. 78) nach der Breslauer Handschrift mitgetheilt hat und in dem es z. B. heißt:

Ach Luther, du bist bößer man:  
Was hot dir Byschoff Benno gethan:  
Das du an so magst schenden:  
Groß wunder ist, daß goth nicht richt:  
Deyner lotherei zu lange zeusticht:  
Du wirft's nicht ewig treyben.

kehrung durch die Slavenapostel Cyrill und Method. Unter dem sechzehnten meißnischen Bischofe, Albert, scheint endlich das Christenthum sich in der Lausitz ganz festgesetzt zu haben. Er war von Geburt selbst ein Wende. „Da nun Albertus ein geborener Sorb war, derselben Sprache verstand, und auch eine große Liebe gegen sein Geschlechtsvolk hatte, so fand sich dergleichen Liebe bei den Wenden gegen ihn. Dannenhero zu seiner Zeit die Wenden sich mehr und mehr zu dem Christenthum bequerten und in die Kirchen-ceremonien sich schickten.“\*) Trozdem mag es, wie derselbe Autor bemerkt, auch damals noch nicht ganz sicher mit dem Christenthum gestanden haben, und nach Analogie der weiter nördlich wohnenden, damals noch in der Germanisirung begriffenen Slaven, waren die Sorbenwenden äußerlich wol Christen, innerlich aber immer noch Heiden.

Mit der Stiftung des Domkapitels und der Petrikirche hatte aber das Heidenthum unter den Wenden ein für allemal den Todesstoß empfangen; das Christenthum breitete sich nun unaufhörlich aus.

Außer einer Garnisonkirche besitzt Baugen noch zwei Kirchen und in diesen wird abwechselnd wendisch und deutsch gepredigt für die hierher eingepfarrten Dörfer und die in der Stadt lebenden Wenden. Es sind dieses die Sanct-Michaeliskirche für die evangelischen und die Frauenkirche für die katholischen Wenden. Beide sind klein und ohne Interesse. Anders ist dieses jedoch bei den in Ruinen liegenden Kirchen der Stadt.

In der Mönchskirche, den Ruinen des Franciscaner Klosters, besitzt Baugen eine architektonische Merkwürdigkeit eigenthümlicher Art. Schon früh hatten die „Grau-Münch“ oder Franciscaner sich über die Lausitz verbreitet und 1218 den Bau ihres Klosters begonnen, das in seinen ältesten Theilen romanischen Stil zeigt, größtentheils aber frühgotisch ist. Das Auffallende aber ist, daß dieser Bau in Backsteinarchitektur ausgeführt wurde. Während alle übrigen Kirchen Baugens und das Schloß aus Granit und Sandsteinwerkstücken errichtet sind, wandte man hier Ziegel an; jedenfalls ist dieses der seltteste monumentale Ziegelbau, der aus der norddeutschen Tiefebene hier bis an das Gebirge heranreicht. Am 2. Juli 1598 wurde diese schöne und große Kirche durch eine Feuersbrunst vernichtet und nicht wieder aufgebaut. Wer von der Brüdergasse her die geschwärzten Ruinen, mit den theilweise zugemauerten Fensteröffnungen betrachtet, der ahnt nicht, daß sich dahinter ein ganzer kleiner Ort, ein absonderliches Häuserconglomerat verbirgt, das kaum in einer andern Stadt seinesgleichen finden dürfte, dem gegenüber das Winkelwerk des prager Ghetto oder Hamburgs ehemaliger vielbeschriebener Kugelort noch verschwinden. Tritt man durch eine der in die Ruinen eingebrochenen Thüren in das Innere, so wird man durch ein wahres Labyrinth kleiner Häuserchen und Hütten überrascht, die an und halb übereinander wirt und ohne Plan in die Ruinen hineingebaut sind. Im ganzen sind allmählich 36 solcher Hütten entstanden, alle nur ein Geschloß groß und meist nur zwei Zimmer enthaltend. Eine Wand des Häuschens wird oft durch die Ruine, eine zweite durch das Nachbarhaus, die dritte durch eine Stein-, die vierte endlich durch eine Breterwand gebildet. Bequem langt man mit der Hand auf das Schindeldach empor, das an einen alten Schwibbogen oder Kragstein sich anlehnt. Alte Werkstücke sind in dieses Häuserconglomerat mit eingebaut, das, was Feuergefährlichkeit und ungünstige Sanitätsverhältnisse betrifft, nichts zu wünschen übrigläßt. Obgleich in den Ruinen eines durch Brand zerstörten Klosters stehend, behaupten die armen Einwohner dieser Mönchskirche doch: „Hier kann kein Feuer ausbrechen, hier ist heiliger Boden!“ Aber eine tüchtige Feuersbrunst könnte gar nicht schaden, damit dieses Winkelwerk einmal consumirt würde. Hier kann ein ganzes Haus, eine Katasternummer der Stadt Baugen für 200 Thlr. erworben werden. Uebrigens sind die Eigenthums-

\*) Vgl. Knauth, S. 139.

verhältnisse verwickelter Art; der Grund und Boden gehört dem Domkapitel, das den Armen gestattete sich hier seine Hütten zu bauen; nur das wenige Holz- und Steinwerk ist also Eigenthum der Inassen, die hier, gepaart mit ihren Ziegen und Schweinen, ein harmloses Dasein verbringen und neugierig auf den Fremden schauen, der in die „Gassen“ — d. h. wenige Fuß breiten Pfade — ihrer Stadt eindringt. Wie viele Bauzener mag es geben, die nie ihren Fuß in dieses Winkelwerk gesetzt haben!

Auch ihre Sage hat diese alte Mönchskirche. Zu Michaelis in der Mitternachtsstunde wird in den zerstörten Fenstern, die nach der Brüdergasse hinausschauen, ein großer Schatz sichtbar. Er besteht aus den Kirchengeweräthen, die vor dem Brande in der Kirche verwendet wurden. Zwei goldene Abendmahlskelche, eine Patene, sechs hohe silberne Leuchter, zwei goldene Ciborien und ein hohes silbernes Crucifix stehen dann in den Fensterbrüstungen gleichsam zur Schau ausgestellt. Sehen können den Schatz viele, aber heben kann ihn nur der, der noch niemals eine Sünde beging. Wer aber sündiger Natur ist und dennoch nach den heiligen Geräthen greift, der kommt ums Leben. Bis jetzt, so berichten die Troglodyten in der Mönchskirche, sind die Kostbarkeiten nur dreimal zu sehen gewesen; das ist aber schon lange her, nämlich einmal bei der Geburt August's des Starken, dann bei dessen Tode, endlich bei Ausbruch des Siebenjährigen Krieges. Niemand aber wagte damals nach den Schätzen zu greifen.

Noch eine zweite Ruine besitzt Bauzen in der Nikolaikirche, die im nördlichen Theile der Stadt auf einem Felsenvorsprunge romantisch an der Spree liegt. In den Ruinen und vor denselben dehnt sich jetzt der katholische Gottesacker aus, die Kirche selbst ging bei dem großen Brande der Stadt im Jahre 1634 in Flammen auf. Abgesehen von Theilen der Ortenburg, Theilen des Petridoms, den Thorthürmen u. s. w., hat wenig jenen großen Brand überdauert, nach dem Bauzen fast ganz neu ausgebaut wurde. Die Stadt trägt daher auch meist das Gepräge des 17. Jahrhunderts, theilweise noch ein jüngeres, da 1709 abermals ein großes Schadenfeuer wüthete. Nun entstanden jene schönen großstädtischen Bauten im Centrum der Stadt, sodas Johann Benedict Carpzov, Königl. Majestät in Pohlen und Churfürstl. Durchl. zu Sachsen Commissionrath, in seinem „Neueröffneten Ehrentempel des Markgrathums Oberlausitz“ rühmen durfte, „Bauzen sei mit den schönsten nach der neuesten Architektur angelegten Gebäuden geziert, auch vor diesen wegen der Menge der Künstler und Handwerker Klein-Nürnberg genannt worden“. Das schöne Grügnersche Haus am Markt, in dem Napoleon nach der Schlacht bei Bauzen wohnte, das Gerstorffsche Familienhaus, das Landhaus der oberlausitzer Stände, das Domstift Sanct-Petri mit seinen vergitterten Fenstern und dem bischöflichen Wappen darüber, das alles sind hervorragende Gebäude jener Periode, welche wesentlich den architektonischen Charakter Bauzens mit bestimmen.

Was jenen großen Brand vom Jahre 1634 betrifft, der auch auf mehrern Bildern im Alterthumsmuseum dargestellt ist, so weiß noch heute jeder Bauzener davon zu erzählen. In der Stadt lagen die Kaiserlichen unter Oberst von der Goltz, vor derselben erschien der Herzog Friedrich Wilhelm von Altenburg mit den sächsischen Truppen am 30. April und forderte die Kaiserlichen zur Uebergabe auf. „Da“, so berichtet Carpzov, „befahl der darrinnen commandirende kaiserliche Oberst Goltz in Teufels Namen Lärmen zu schlagen, es geschah auch ein Losungsschuß aus einem Feldstücke auf dem Markte und augenblicklich sah man anfänglich die Vorstadt, bald auch die innere Stadt in Flammen stehen. Es war nämlich jeder Soldate beordert sein eigen Quartier anzustecken, dahero denn an etlichen hundert Orten das Feuer auf einmal angegangen, und die geringste Rettung nicht übrig blieben. Ja man hatte drei Stunden vor dem Brande mit Gewalt, den Leuten alle Holzärte und andere Feuerinstrumente weggenommen, auch nach vieler Zeugen Aussage die Soldaten mit Fackeln, Pechfränzen und Feuertöpfen durch die

Häuser laufen sehen. Weil nun die Thore geschlossen waren, ist das Elend der armen Menschen unbeschreiblich gewesen. Die Domkirche brannte von oben herunter und weil viel Volks sich dahin salviret hatte, so lagen in manchem Stuhle fünf bis sechs Personen ganz gebraten. Die Leute liefen vor großer Angst fast wüthend in der Stadt herum, theils stürzten sie über die Mauern ihrer Noth zu entkommen, theils sprangen sie in die Wasserkästen, die meisten aber fielen auf den Gassen um und erstickten vor Dampfe. Gestalt über 700 Personen, die man nur gewußt, in Rauch und Feuer jämmerlich verdorben, überdies auch eine unzählige Menge Vieh und Getreide, nebst 16000 Scheffel Mehl verbrannt. Ein ansehnlicher Rathsmann nahm seine Zuflucht mit Weib, Kindern und Gesinde in ein Gewölbe, welches ihm dergestalt zum heißen Begräbniß wurde, daß man sieben zusammengebackene Körper in einen Sarg legen und begraben mußte.“

Nachdem Carpzow seinen schauerhaften Bericht mit der Uebergabe der Stadt an die sächsische Armee geschlossen, fügt er wohlmeinend hinzu: „Gott lasse keinen von denen jetzigen und künftigen Einwohnern dergleichen Unglück sehen, als ihre Vorfahren ausgestanden haben, sondern vielmehr einen jeglichen unter seinem Weinstock und Feigenbaum ein geruhiges und stilles Leben führen.“ Hat die Stadt denn auch im Siebenjährigen und im Befreiungskriege manches Ungemach ausgestanden, so ist sie doch von größern Bränden verschont geblieben und hat sich zu einer Blüte emporgeschwungen, die weit eher heute als früher den Namen Klein-Nürnberg rechtfertigt. Handel und Industrie sind nicht unbedeutend, und das hat Baugen wesentlich seiner Lage mit zu verdanken. Der südlich von ihr gelegene Theil der Lausitz treibt nämlich vorzugsweise Industrie, der nördlichere und flachere Ackerbau; daher kommt es auch, daß Baugen an der Grenze beider Districte sowol einen landwirthschaftlichen als industriellen Charakter zeigt. Während die Stadt einerseits als belebter Mittelpunkt für den landwirthschaftlichen Verkehr durch ihren Kornmarkt, einen der größten Sachsens, ihren Wollmarkt, die landwirthschaftliche Börse, die Landständische Bank anzusehen ist, nimmt andererseits die Industrie im Groß- wie im Kleinbetrieb einen ebenso hohen Rang ein. Es bestehen Tuch-, sehr große Papier-, WoLwaaren-, Maschinen-, Thonwaaren-, Spiritusfabriken, eine große Flachs-garnspinnerei und bedeutende Steinbrüche, die ihre herrlichen Granitplatten bis Leipzig, Berlin und Hamburg liefern. Unter den Kleingewerben blühen Strumpfwirkerei und Schuhmacherei.

Wenn ich bisher von Baugen, seinen Denkmälern, seiner Geschichte sprach, so konnten die Wenden nur gelegentlich und in historischer Weise Erwähnung finden. Wer durch die Straßen wandelt und überhört, was etwa Dienstboten miteinander reden, der wird kaum eine Spur vom Wendenthum entdecken, und wer gar mit überschwenglichen slawischen Erwartungen, wie der im Eingang erwähnte prager Studiosus, Baugen betreten sollte, der wird mit dem Gefühle bitterer Enttäuschung wieder heimkehren.

Man muß schon sehr scharf beobachten, wenn man äußerlich in der Stadt etwas Wendisches sehen oder hören will. Freilich, unter den Dienstboten, die vom platten Lande hereinkommen, hört man ebenso oft wendisch als deutsch reden; an Markttagen, wenn der Bauer seine Erzeugnisse zum Verkauf bringt, dann erklingt auch das Wendische reichlich, dann sieht man die Ueberreste der Nationaltrachten. In der katholischen Frauen- und in der protestantischen Michaelskirche kann man Sonntags wendisch predigen hören; am Gymnasium und im Seminar wird einige Stunden wöchentlich wendischer Sprachunterricht ertheilt — so etwa, wie man an andern Gymnasien auch Hebräisch treibt.

Wir betreten den wendischen Kirchhof auf dem Brotschenberge. Lange, lange müssen wir suchen, bis eine wendische Grabchrift uns den Namen des Verstorbenen meldet.

Unter den vielen hundert Leichensteinen zeigt kaum ein halbes Duzend wendische Inschriften, und selbst das Erbbegräbniß des literarischen Führers der Wenden ist — zweisprachig. Die Schilder Bauzens sind ebenso mit Ausnahme von fünf oder sechs nur deutsch. Da findet es eine „Miethfrau“, d. h. Gestudemallerin, für angemessen, ihr Gewerbe auch wendisch auf dem Schilde zu verzeichnen, und die Schloßapotheke beliebt — vielleicht wegen der Symmetrie — auf die eine Seite ihrer Thür „Apotheke“, auf die andere „Gaphtha“ anzuschreiben. Das soll dann wendisch sein! In den Materialwaarenläden sind wendische Lehrsungen gesucht. Der wendische Bauer kauft besser, wenn ihm die Waare „wendisch“ angepriesen wird; das weiß der Besitzer, und der Lehrsunge bezweckt dasselbe, wie das Ici on parle français oder English spoken an deutschen Ladenthüren. Treten wir in einen solchen Laden ein, hören wir dieses „Wendisch“ an. Wir brauchen wendisch nicht gelernt zu haben, aber hier verstehen wir es doch. Das klingt sonderbar, ist es aber nicht.

Der Lehrbub entwickelt seine schönste Suada; er preist den Bauern ein Mittel gegen Feldmäuse an. Es sind „präparaty w schachtellach“ (Präparate in Schachteln), die irgendein „Chemikar“ erfunden, oder, der landwirthschaftliche Fortschritt macht sich geltend, Tomlinson's „Butromy polder“ (Butterpulver). Will der Bauer an seinem Häuschen etwas malen oder firnissen, dann ist „molerksch a murjerksch firniß“ (Maler- oder Mauerfirnis) zur Hand, auch fehlen dann „signirksch pinslow we wschöch numerach“ (Signirpinsel in allen Nummern) nicht. Gar verständlich wird der Commis hinter dem Laden aber, wenn die Bauerfrau ihren Bedarf an Materialwaaren zu decken beginnt. Mit unnachahmlichem Geschick preist er khofer, zokor, rajß, syrop, cigary, citrony, apfelsiny, liquery und endlich matjesjerje schtuta zu einen Groschen (Matjesheringe das Stück zu einem Groschen) an. Der Commis macht mit seinem Wendisch gerade einen so widerwärtigen Eindruck wie ein deutscher Ladenschwengel in feinsten neumodischer Kleidung in einem Magasin des Modes, wo er „Koben“ und andere Nouveautés mit der Elle vermist. Hat der Bauer noch mehr zu kaufen, so geht er zum Kleiderhändler, wo er „turnski drell“ (Turnerdrell) oder „drellowe jakety“ (Drelljacken), „f najlépshich stoffow“ (aus den besten Stoffen) erhält, oder er kauft seinen Möbelbedarf beim „tysherski mischer“ (Tischlermeister).

Nach solchen Studien in den Kaufläden Bauzens schritt ich die Reichenstraße hinab und gelangte zu dem schiefen Thorthurm, an welchem die Statue Kaiser Rudolfs II. mit Scepter und Reichsapfel angebracht ist. Unter dem Thurme fesselte eine dreisprachige Inschrift über einem kleinen Laden meine Aufmerksamkeit. Dreisprachig in Bauzen! Zunächst stand da russisch „Buchhandlung“, dasselbe war polnisch wiederholt (Ksieggarnia) und endlich stand deutsch darunter „Expedition des Wendischen Wochenblattes“. Nach langem Suchen befand ich mich an einer Quelle und trat rasch entschieden ein, um die neueste Nummer des Wochenblattes zu kaufen. Ein Herr in den funfziger Jahren, mit einem rothen Ordensbände im Knopfloche, empfing mich, und dieser Mann — Expeditör; Redacteur und Verleger in Einer Person — war niemand anderes als J. E. Schmalzer (richtiger Smoler), der bekannte literarische Führer der Wenden, der Mann, der mit einer anerkenntnenswerthen Opferfreudigkeit und zäher Ausdauer sein ganzes Dasein an die nationale Hebung des kleinen Wendenvolkes gesetzt hat und, ohne viel Dank zu ernten, selbst unter materiellen Opfern, fort und fort noch bestrebt ist, das slawische Bewußtsein seiner Wenden zu kräftigen, sie vor der Germanisirung zu bewahren und mit den Slawen der übrigen Länder Europas in nähere Berührung zu bringen.

In der Geschichte der literarischen und nationalen Bestrebungen der Slawen wird dieser Mann stets eine ehrenvolle Stelle einnehmen. Als armer Candidat der Theologie wurde er gegen Ende der dreißiger Jahr mit dem Grafen Stillfried bekannt, der ihm

vom Könige Friedrich Wilhelm IV. ein Stipendium von 300 Thrn. auf drei Jahre verschaffte, um in Breslau unter Czetalowsky slawische Sprachen studiren zu können. Er widmete sich seiner Aufgabe mit Erfolg, wie seine verschiedenen Werke und Aufsätze beweisen. Vor allem aber ward in ihm der Gedanke wach, die lausitzer Wenden vor dem nationalen Untergange zu bewahren. Zu diesem Zwecke ließ er sich in Baugen nieder und gründete hier eine Buchhandlung sowie die „Wendische Mutterlade“. Gleichgestunte schlossen sich ihm an, und nun wußte er auch andere Slawen, namentlich Russen und Tschechen für seine Wenden zu interessiren. Er selbst wallfahrte 1867 zum Panlawistencongreß in Moskau, um dort, im Vereine mit dem Arzt Dr. Deutschmann (Ducman), die Wenden zu vertreten; er beßigt den russischen Sanct-Annorden 2. Klasse. Seiner Ansicht nach ist der Panlawismus etwas durchaus Unschuldiges, ohne alle politische Gefahr, speciell für die Wenden. „Ich bin“, so sagte er, „ein guter Sachse, der seine Pflichten gegen den Staat auf das treulichste zu erfüllen sucht. Wir Slawen hängen dem Individualismus an, streben nicht nach der Totalität, wie die Deutschen. (?) Wenn es erlaubt ist, so kann für diesen slawischen Individualismus meine Person als lebender Beweis dienen. Ich bin zweimal zu Stellen in einem slawischen Lande berufen worden, wo ich an Einkommen wenigstens viermal mehr erhalten hätte, als meine hiesige Stellung einbringt, und ich hätte mich daher materiell äußerst wohl befinden können. Allein, da ich nach Annahme der mir angebotenen Stellen natürlich meiner speciellen wendischen Nationalität, welche mir nun einmal ans Herz gewachsen ist, hätte entsagen müssen, so habe ich es vorgezogen, lieber in Baugen zu bleiben und hier in beschränkten — ja manchmal sehr beschränkten Verhältnissen zu leben. Und mir hätte doch eine solche Ent-sagung verhältnißmäßig noch sehr leicht fallen müssen, da ich alle slawischen Dialekte (sic!) spreche!“

Schmäler ist die Seele der ganzen literarischen Bewegung der Wenden geblieben, und wir glauben kaum, daß er so leicht wieder ersetzt werden kann. Er hat viel für seine Wenden gethan, und doch wird schließlich alles umsonst sein. Wir kommen diese ganzen literarischen und nationalen Bestrebungen vor wie eine wohl vorbereitete Schlittenpartie. Die Rosse sind angepörrt, auch eine fröhliche Gesellschaft zur Fahrt ist vorhanden — da bricht Thauwetter aus, und mit dem Schnee ist die Fahrt zu Wasser geworden. Wenn die wendische Literatur, an der man arbeitet, einigermaßen besser im Stande ist, wenn einmal 200 Menschen slawisch begeistert für das Fortbestehen der Wenden sein werden — dann sind letztere so zusammengeschmolzen, daß alle Bestrebungen gegenstandslos geworden sein werden.

Um zu begreifen, mit welchen Schwierigkeiten Schmäler zu kämpfen hatte, als er zu wirken begann, ist es nothwendig, einen Blick auf die wendische Sprache und Literatur zu werfen, wie sie sich bis zum ersten Drittel unsers Jahrhunderts entwickelt hatte.

Verschiedene Ursachen haben dazu beigetragen, das Wendenthum inmitten der Deutschen zu erhalten und es, wenn es dem Erlöschen nahe schien, wieder aufzufrischen. Es ist dem Schicksale anderer Slawenstämme im Osten unsers Vaterlandes entgangen. Die frühe Annahme des Christenthums ohne großen Widerstand, die lange Vereinigung mit der böhmischen Krone bis zum Dreißigjährigen Kriege waren der Erhaltung des slawischen Elements in der Lausitz entschieden günstig, dann spielten Geistlichkeit und Lehrer eine große Rolle. So wie in Elsaß und Lothringen es wesentlich der Kirche zu danken ist, daß nach mehr als zweihundertjährigem französischen Drucke das deutsche Volkthum in der Wurzel noch unverseht geblieben ist, so ist es auch bei den Wenden der Fall.

Bis zur Reformationszeit verstand kein Wende in der Lausitz eine andere Sprache als seine eigene. Während im übrigen Nordosten Deutschlands die Germanisirung um

diese Zeit im großen Ganzen schon vollendet war, daß die slawische Sprache hier noch vollkommen im Volke fest. Wendische Bücher gab es nicht, das Volk konnte weder lesen noch schreiben, und in den Dorfschulen wurde höchstens das Ave Maria, der Glauben, das Vaterunser und die zehn Gebote gelehrt. Der geistige Zustand des Völkchens um jene Zeit mag danach bemessen werden.

Bald nach der Ausbreitung der Reformation sorgte man übrigens für die Anstellung wendisch redender Geistlicher. Städte wie Gutsherrschaften, welche der lutherischen Lehre zugethan waren, sahen ein, daß nur auf diesem Wege die Sache gefördert werden konnte. Bis 1560 berief man Schulmeister, Küster, Schreiber — geborene Wenden — zu Pfarrern, dann traten auch studirte Wenden, die sich in Leipzig oder Wittenberg ausgebildet hatten, ins Amt ein. Damit war aber dem sonst bevorstehenden Untergange der wendischen Sprache ein Damm entgegengeschoben; es war für die Wenden ein geistiger Anhaltspunkt gewonnen worden, und das Verhängniß schritt nun langsamer vorwärts, ohne ganz abgewandt zu sein. Eine Frist von mehreren hundert Jahren wurde dadurch der wendischen Sprache wieder gegeben, und erst in unserer Zeit, wo andere Mittel, in den gesteigerten Verkehrsverhältnissen, der vorschreitenden Industrie, der allgemeinen Wehrpflicht, den vorwiegend deutschen Schulen auf die Wenden einwirken, nimmt die Germanisation einen neuen, diesmal unaufhaltsamen und zum Schlusse führenden Aufschwung.

Man darf nicht annehmen, daß im 17. und 18. Jahrhundert die lausitzischen Landstände, die deutschen Gutsherrschaften und deutschen Städte aus übergroßer Zärtlichkeit für die wendische Sprache auf die Anstellung wendischer Seelsorger drangen; ihr Zweck bei der Anstellung wendischer Geistlicher war nur „treue Haushalter der Kirche Christi“ zu sein, und sie erkannten, daß das Evangelium beim Volke nur dann wirken könne, wenn es ihm in der Muttersprache zum vollen Verständnisse gebracht wurde.

Wir müssen von diesen Verhältnissen Kenntniß nehmen, da sowol czechische als russische Organe von einer „Revindication“ der Lausitz sprechen. Von Rußland kommen Unterstützungsgelder und Orden zu den Wenden und slawische Sendboten aus Prag erscheinen alljährlich in Bausen, um dort mit den literarischen Führern der Wenden zu verkehren und deren slawisches Bewußtsein zu stärken. Heimgekehrt berichten sie dann vom Stande der Dinge bei den „Brüdern“, wundern sich, daß die Städte der „Wendei“ ganz deutsch sind, und klagen über die deutschen Bedrücker. Wenn in einem czechischen Landstädtchen, oder selbst in der alten Königstadt an der Moldau, eine Weseba gefeiert wird, bei welcher allerlei Außerlichkeiten, Schnürrenröcke und Decorationen eine Hauptrolle spielen, dann fehlen auch selten als Zierath an den Wänden die Wappen der Ober- und Niederlausitz, die goldene Mauer im blauen Felde und der rothe Stier. Man erinnert sich der 100000 slawischen Brüder an der „Sprewa“, die unter deutschem Joche seufzen, und trinkt ein Glas auf ihre „Befreiung“. Auf dem großen Wappen Böhmens figuriren neben Schlesien beide Lausitzen heute noch, denn sie gehören zur Korüna česka.

Mit Gemugthuung wissen die Wenden zu erzählen, daß auch einmal ein vornehmer Engländer sich für sie und ihre Sprache interessirt habe. Auf dem Wege von Wien nach Berlin kam 1704 der großbritannische Gesandte Hales durch Bausen und sah verwundert die Wenden in ihrer eigenthümlichen bunten Tracht zur Michaelskirche schreiten. Er ließ den Archidiaconus Prätorius zu sich kommen und unterhielt sich lange mit ihm über die Wenden; dann übergab er ihm ein Tractätchen, das ins Wendische übersetzt werden sollte, „wozu er nicht allein die Unkosten des Druckes vorschob, sondern auch Prätorium mit einem Honorario vor die Bemühung der Uebersetzung begnadigte“. So gut ist es den armen Wenden nicht oft gegangen, daß Fremde sich um ihre Sprache bekümmerten, bis erst in der allerneuesten Zeit wieder zärtliche Tschechen und Russen ihnen ihre Aufmerksamkeit widmeten.

An wendischen Geistlichen, diesen Stammhaltern und Ecksteinen der slawischen Sprache und Nationalität in der Lausitz, ist aber allezeit Mangel gewesen; heute noch werden deutsche Geistliche, welche nothdürftig wendisch gelernt haben, auf wendische Pfarren gesetzt, oder junge Theologen, die eben ihr Examen bestanden haben, treten sofort in den Genuß einer günstigen Pfarrstelle. Trotz vieler Anstrengungen will dieser Zustand sich auch heute noch nicht bessern, und es kommen dann häufig Fälle vor, daß ehemals wendische Pfarrstellen mit Predigern besetzt werden müssen, welche nur deutsch verstehen. Damit aber germanisirt sich die Gemeinde jedesmal. Knauth schreibt 1767 in seiner „Sorbenwendischen Kirchengeschichte“, S. 293, hierüber: „Man hatte sowol in denen vorigen Zeiten, als auch nach dem westfälischen Frieden, darauf gedacht, daß die wendische Sprache in Oberlausitz gar aufhören, hingegen die Wenden die deutsche Sprache reden, lernen und gebrauchen sollten. Viele Herrschaften thaten es darum, weil die wenigsten der wendischen Sprache kundig waren, und also mit ihren Unterthanen nicht selbst, sondern durch einen Dolmetscher reden mußten. Verschiedene Prediger wollten auch gerne der Last entledigt werden, nicht zweimal, nämlich deutsch und wendisch zu predigen. Manche konnten auch nicht viel wendisch. Dann, wenn sie auch geborene Wenden waren, so hatten sie doch auf den deutschen Schulen und Akademien nicht die Übung der wendischen Sprache, daher wenn sie ins Amt kamen, fiel es ihnen schwer. Ueberdies waren auch eher deutsche als wendische Subjecte vorhanden, die unter denen Wenden vacant gewordene Pfarrstellen zu besetzen. Und aus jetzt angeführten Ursachen ist es dann auch an verschiedenen Orten, sonderlich an denen, die mit den deutschen grenzen, als in der königsbrücker, pulsnitzer, ruhländer Herrschaft wirklich dahin gekommen, daß der Gottesdienst und die Schularbeit nicht mehr in wendischer, sondern allein in deutscher Sprache, mit Unterlassung und Ausrottung der wendischen Sprache, ist verrichtet worden und noch verrichtet wird, welches denen Wenden schwer eingegangen.“

Soviel aber auch die Wenden sich germanisirten oder germanisirt wurden, ein Stamm blieb immer übrig, der mit zäher Ausdauer am Alten hing; dieser Ausdauer war es auch zu danken, daß das Wendische noch im vorigen Jahrhunderte vor Amt eine ganz andere Rolle spielte als heute, und in den landesherrlichen Publicationen berücksichtigt wurde. Heute ist davon gar keine Rede mehr; alle Erlasse an die Wenden geschehen in deutscher Sprache, weil sie eben von ihnen verstanden werden; vor Gericht finden die Verhandlungen deutsch statt, und sollte ja ein Wende — aus „Dicksäpfigkeit“, wie die Deutschen sagen — vor Gericht angeben: er verstehe nicht deutsch, so wird ihm ein vom Gericht bezahlter Dolmetscher bestellt. Wie es mit diesen Angelegenheiten vor hundert Jahren stand, berichtet uns Knauth: „Es ließ sich der Serb in der Oberlausitz keineswegs eine alte Sprache nehmen, sondern beharrte dabei; und zwar nicht allein der gemeine Mann auf den Dörfern, die sie erbauet und völlig bewohnten, sondern auch die Priester, auch ein Theil der Herrschaften. Und obchon die landesherrlichen Gerichten und Aemter in Oberlausitz mit deutschen Personen von denen Landesherren besetzt worden, vor welchen die Wenden stehen, auch Dero Befehlen Gehorsam leisten mußten, so wichen sie mit ihrer Wendensprache doch nicht der deutschen, sondern die letztere mußte der erstern weichen. Angesehen dann, wenn denen Wenden ein landesherrlicher Befehl publicirt ward, mußte solches in wendischer Sprache geschehen. Stunden sie vor Gerichte, so redeten sie wendisch und wenn die Landvoigte, Amtshauptleute und andere Amts- und Gerichtspersonen selbst die wendische Sprache nicht verstunden, noch reden konnten, mußten sie sich Dolmetscher halten, die das geredete Wendisch in das Deutsche und das Deutsche in das Wendische übersetzten; welches auch mit denen landesherrlichen Amts- und andern Befehlen so gehalten wurde, gleichwie bis jetzt (1767) es noch so gehalten wird.“

Ueber diese Zeit sind wir nun allerdings lange hinaus; jedenfalls würde in der Nichtberücksichtigung der wendischen Sprache bei amtlichen Erlassen u. s. w. eine Ungerechtigkeit liegen, wenn die Wenden der deutschen Sprache nicht mächtig wären. Da aber heute jeder Wende in Sachsen wie in Preußen völlig zweisprachig ist, so hat die Anwendung der wendischen Sprache bei amtlichen Erlassen u. s. w. ihre praktische Bedeutung verloren. Auch die Kirchenbücher werden von je deutsch geführt, sodaß der wendischen Sprache jede offizielle Bedeutung heute fehlt.

Die wendische Sprache nimmt linguistisch dieselbe Stelle ein, die das Volk geographisch hat, d. h. sie steht zwischen der polnischen und czechischen etwa mitteninne, gleich diesen beiden besitzt sie das *ř*, das in andern slawischen Sprachen mangelt. \*) Ihr allein ist unter den slawischen Sprachen der volle Gebrauch des Duals geblieben, der stets da angewandt wird, wo von zwei Dingen die Rede ist, auch ist als Eigentümlichkeit zu bemerken, daß, wenige Ausnahmen abgerechnet, alle Wörter im Wendischen mit einem Consonanten beginnen und daß selbst vor Eigennamen, wie Adam, ein *h* als Anlaut gesetzt wird, sodaß der Wende den biblischen Urbater der Menschen als Hadam bezeichnet. Uebrigens weichen die beiden wendischen Dialekte, das Ober- und das Niederlausitzische, bedeutend voneinander ab; doch besteht zwischen ihnen eine Art Uebergangsmundart in der Gegend von Muskau; Germanismen drängen sich immer zahlreicher ein, namentlich an der Sprachgrenze und in den Dörfern, die rings um die deutschen Städte des Landes herumliegen, am meisten in der Niederlausitz, begünstigt durch die seit so langer Zeit eingeführte allgemeine Wehrpflicht im preussischen Staate. Beide Zweige desselben Völkchens können sich jedoch nur mit der größten Mühe untereinander verständlich machen. Dazu kommt, daß in den Volksschriften, die mit deutschen Lettern gedruckt werden, die Oberlausitzer wieder zwei ganz verschiedene Schreibweisen gebrauchen, die sich beide nach dem Deutschen richten, nämlich die katholische und die evangelische Schreibweise, und daß zwischen diesen beiden eine Einigung nicht zu erzielen ist. Ueber ihnen steht nun als dritte Schreibweise die der slawischen Sprache angepasste und von den Gebildeten benutzte sogenannte analoge Orthographie, die in den vierziger Jahren ausgebildet wurde. Niederlausitzische, oberlausitzische, evangelische, katholische, analoge Schreibweise, staatliche Trennung in Sachsen und Preußen — welche Verwirrung! Wie soll da jemals dieser kleinen Slaweninsel Einheit und Bedeutung kommen!

Während wir unter den Slawen Böhmens so gut wie gar keine Dialekte finden, zerfällt das Wendische, außer in seine beiden Sprachen, noch in verschiedene Unterdialekte. So zählt man in der Oberlausitz allein fünf Mundarten, nach denen der Wende genau die Heimat des Sprechenden zu bestimmen vermag. Der häufigere ist der hervorragendste, weil zur Schriftsprache erhobene; neben ihm bestehen der Löbauer, der katholische (oder kamenzener) und der Heidedialekt, endlich der Grenz- oder Uebergangsdialekt.

Mit den Schulen unter den Wenden, mit der Grundlage einer vernünftigen Bildung stand es auch nach der Reformation noch lange Zeit sehr schlecht. Der Katechismus und einige Lieder, die der Schulmeister gewöhnlich selbst je nach dem Dialekt des Dorfes ins Wendische übersetzt hatte, wurden so lange den Kindern vorgesagt, bis die Jugend es nachsagen konnte. Von Lesen und Schreiben in wendischer Sprache war keine

\*) Für Philologen will ich hier die Anmerkung machen, daß dieses *ř* im Wendischen nicht wie im Czechischen rasch ausgesprochen wird, sondern durchweg wie sch. Daß aber dieses früher wie rasch gesprochen wurde, beweisen die germanisirten Ortsnamen, in denen *ř* vorkommt. Křišow, sprich Křišišow, heißt deutsch Kriřha; Přiřecy, sprich Přišiřezy, deutsch Preiřwitz; Pŕiwícicy, sprich Pŕišiwotřiřy, deutsch Preiřitz. Ein Ueberbleibsel der richtigen Aussprache des *ř* findet sich im Wort křud, Peitsche, neben dem auch křjud gebräuchlich.

Nebe; denn kaum existirten Bücher, und eine Schreibweise war noch nicht festgestellt. Wer etwas in wendischer Sprache schreiben wollte, mußte sich erst selbst eine Orthographie bilden; die meisten griffen nach der nahe liegenden deutschen Rechtschreibung, die durchaus ungerignet ist, eine slawische Sprache wiederzugeben, schon deshalb, weil ihr eine ganze Anzahl Zeichen für besondere slawische Laute fehlen, die in der deutschen Sprache nicht vorhanden sind. Am besten verfahren noch jene, welche sich der czechischen Schreibweise angeschlossen. Immer aber bediente man sich seines besondern Dialekts, und dieser wechselt unter den Wenden in einer geradezu auffallenden Weise.

Philologisch hat man sich mit der wendischen Sprache bereits seit dem Ende des 17. Jahrhunderts beschäftigt, und zwar kam der Anstoß dazu aus dem stammverwandten Prag, wo der Jesuit Xicinus im Jahre 1679 die erste wendische Sprachlehre herausgab. Die von ihm in seinem Werke befolgte Rechtschreibung sollte von weitgehendem Einflusse bleiben, denn nach ihr bildete sich die bis in unsere Tage hineinreichende sogenannte katholische Orthographie, der gegenüber 1721 Georg Matthia, welcher gleichfalls eine wendische Grammatik herausgab, der Stifter der evangelischen Schreibweise wurde. So klein das Büßchen ist und so unbedeutend namentlich noch im verfloßenen Jahrhunderte die Zahl derjenigen war, die überhaupt wendisch schreiben konnten, die an der Schaffung einer wendischen Literatur arbeiteten, so trat hier doch eine Spaltung hervor, wie wir sie anderwärts kaum wiederfinden und die, durch den confessionellen Gegensatz verschärft, einem Aufkommen der wendischen Literatur sehr hinderlich sein mußte. Neuerdings hat es denn auch nicht an der Herausgabe wendischer Grammatiken in serbischer und deutscher Sprache gemangelt, und Jordan, Schmalzer, Pful sind hier seit den vierziger Jahren besonders thätig gewesen. Wendische Wörterbücher, wenn auch noch mangelhafte und beschränkte, erschienen gleichfalls seit dem Ende des 17. Jahrhunderts. Abraham Frenzel machte 1693 mit seinem vierbändigen Werke: „De originibus linguae sorabicae“, den Anfang; zum Abschlusse gelangte vorderhand 1868 die „Wendische Lexikographie“ mit Dr. Pful's „Lexikon“ („Serbsko-němski słownik“).

Mit der Einführung eines geregelten Schulunterrichtes in den wendischen Gegenden machte sich das Bedürfnis nach Katechismen, Lese- und Gesangbüchern geltend, die in genügender Anzahl auch erschienen.

Erst im Jahre 1670 erschien ein wendisches A-b-c-Buch zu Bautzen, dessen Verfasser der um das Wendenthum so vielfach verdiente postwitzer Pfarrer Michael Frenzel war; ein Schreib- und Lesebuch, nach deutscher Orthographie eingerichtet, folgte dann 1689 („Didascalia Vandalica“, von Zacharias Bierling, Bautzen). „Luther's kleiner Katechismus“ wurde bereits 1697 übersetzt; das Werk des Thomas von Kempen „Von der Nachfolge Christi“ erschien sogar in einer katholischen Ausgabe von Tecehn Wiet und einer evangelischen von E. Wanak. Was die Bibel betrifft, so wurden zunächst nur einzelne Theile ins Wendische übertragen. Hier aber begegnen wir überhaupt dem ältesten Schriftentmale der Wenden. Es ist dies der Brief des Jakobus, der sich in einer berliner Handschrift vom Jahre 1548 erhalten hat und den Dr. H. Voße (Leipzig, Brockhaus, 1867) herausgab. Sprachlich ist dieses Bibelfragment von hohem Interesse, denn die Sprache der Uebersetzung ist weder rein ober- noch rein niederwendisch, sondern ein Uebergangsdialekt, wie er heute etwa bei Muskau gesprochen wird; doch wiegt das Oberwendische vor. Zu Grunde gelegt sind Luther's Uebersetzung, die Vulgata und eine czechische Bibelausgabe. Vier Geistliche, Lange, Jokusch, Böhmer und Watver, waren es endlich, deren vereinigten Bemühungen es gelang, 1728 die erste vollständige wendische Uebersetzung der Bibel herzustellen.

Die ganze ältere literarische Thätigkeit des kleinen Volkes war überhaupt fast nur eine reproductive; Uebersetzungen aus dem Deutschen, Anlehnen an deutsche Vorbilder

machten die Regel aus. Es fehlte ein Schaffen aus der eigenen Kraft heraus, und überhaupt ist den Wenden weder auf dem Gebiete der Literatur, noch sonst auf dem der Wissenschaften und Künste je ein bedeutender Name erwachsen. Was etwa tüchtig und hervorragend von wendischen Sprößlingen war, wendete sich der Sonne des Deutschtums zu, wo jeder zur Geltung gelangen konnte. Welcher Ruhm auch konnte bei dem kleinen Wendenvolke erlangt werden, welche weitere Bedeutung konnte ein in seiner Sprache geschriebenes Werk erlangen? Es mußte ja todt und begraben liegen, es gelangte in die Hände weniger, sehr weniger, die es zu schützen gewußt hätten. Wollte man daher, daß ein tüchtiges wendisches Werk zur Anerkennung nach außen hin gelangte, so mußte man ihm wenigstens zugleich die deutsche Uebersetzung mit auf den Weg geben. Das ist denn auch geschehen bei dem besten Buche, welches jene Literatur überhaupt aufzuweisen hat, das immerhin aber nur ein Sammelwerk ist, nämlich: Leopold Haupt und Johann Ernst Schmalzer, „Pjesnički hornych a delnych Lužiskich Serbow. Volkslieder der Wenden in der Ober- und Niederlausitz“ (2 Bde., Grimma 1841—43). Es ist das Beste, was wir über die Wenden überhaupt besitzen, denn neben der vollständigen Wiedergabe der Lieder sammt Uebersetzung und Melodien finden wir die Märchen, Sprichwörter und Gebräuche der Wenden beschrieben, Abhandlungen über ihre Sprache und Dialekt, über die Sitten, eine Charakteristik des Völkchens, dann eine geographisch-statistische Beschreibung ihres Landes, eine (heute nicht mehr zutreffende) ethnographische Karte und Trachtabbildungen.

Was die Zeitschriften der Wenden anbelangt, so wurde die erste monatlich erscheinende „Zur Belehrung und Erheiterung“ („Mésacne pismo k rozwučenju a k wokřowjenju“), schon 1790 von Schirach und Janke herausgegeben. Politische kleine Wochenblätter, die öfter eingingen, ihren Titel änderten und zum Theil nur kümmerlich ihr Leben fristeten, erschienen seit 1842. Stets waren es dieselben Leute, die hier thätig waren, das Duzend Führer, die alles bewältigen mußten, was auf geistigem Gebiete bei den Wenden geschah, als Lehrer, Geistliche, Schriftsteller in den verschiedensten Zweigen thätig waren und keinerlei äußern Lohn von allen ihren Anstrengungen hatten, die rein aus Liebe zur Sache sich abmühten und schließlich doch hoffnungslos arbeiten.

Gegenwärtig erscheinen in wendischer Sprache sechs Zeitschriften, davon vier in Bautzen. Das verbreitetste Blatt sind die „Serbske Nowiny“ („Serbische Zeitung“) mit einer Auflage von 2000 Exemplaren. Das Blatt erscheint wöchentlich in einem Quartbogen und wird nach der alten Schreibweise mit deutschen Lettern gedruckt. Redacteur und Verleger ist J. E. Schmalzer. Was den Inhalt betrifft, so bringt er gewöhnlich eine ziemlich unparteiische Uebersicht der neuesten politischen Ereignisse, ein Gedicht, ein paar Anekdoten, sowie reichlich Provinzialnachrichten aus der Lausitz. Da dieses Blatt für Bauern bestimmt ist und Schmalzer gern durch dasselbe für die Reinigung der Sprache von Germanismen wirken möchte, so ist er genöthigt, diese selbst zu umschreiben, indem er sich an czechische Vorbilder anlehnt; um aber dem Landvolke verständlich zu bleiben, muß er die deutsche Bezeichnung der neuwendischen in Klammern beisetzen, da letztere sonst nicht verstanden werden würde. Trotzdem wimmelt dieses Blatt von Germanismen, namentlich sind die Ankündigungen darin in einer Sprache verfaßt, die bereits als vollständiges Gemisch von wendisch und deutsch angesehen werden muß, sowol was den Satzbau als den Wortvorrath betrifft.

In noch weit höherm Maße ist dieses bei der zweiten politischen Zeitung der Wenden, dem „Bramborski hěrski žaŕnit“ („Brandenburger wendische Zeitung“) der Fall, welcher in Rottbus erscheint, wöchentlich ein halber Bogen in Klein Quart, mit deutschen Lettern. Dieses Blättchen, das auch deutsche Anzeigen bringt, zeigt eine streng conser-

natio preussische Haltung. Wer irgend slawische Tendenzen in demselben suchen sollte, wird sich beim Durchlesen sehr enttäuscht finden. Ganz anders verhält sich dagegen die Sache bei dem „Luzičan (sprich Wuschitschan), Časopis za zabawu a powučenje“ („Der Lausitzer, Zeitschrift zur Unterhaltung und Belehrung“). In dieser von Schmalzer verlegten und von Seminarlehrer R. A. Fiedler redigirten Zeitschrift, von der monatlich ein Bogen in Octav erscheint und welche 500 Abonnenten hat, finden wir einen ganz andern Geist als in der nüchternen politischen Wochenschrift. Der „Lausitzer“ vertritt durchaus slawische Interessen, er ist mit lateinischen Lettern in der czechischen Orthographie gedruckt und bringt Berichte über die Bestrebungen slawischer Völker, ergießt sich gelegentlich in panslawistischen Tiraden und sucht für Aufrechterhaltung der wendischen Sprache sowie deren größere Verbreitung in den Schulen zu wirken. Kleine Novellen und Feuilletonartikel, Gedichte u. s. w., alles unschuldiger Natur, füllen den übrigen Raum aus.

Den kirchlichen Interessen sind zwei Zeitschriften gewidmet. Pfarrer M. Šornik, ein eifriger Slawe, gibt den „Katholiski póstot“ („Katholischer Bote“) heraus und vertritt darin die Interessen der katholischen Wenden, während im „Misiónski póstot“ („Missionsbote“) von A. Richter, der sich Rychtar nennt, das protestantisch-wendische Element geistige Nahrung findet. Das erste Blättchen erscheint alle 14 Tage, das letztere monatlich. Die „wissenschaftliche“ Zeitschrift der Wenden endlich werden wir gleich erwähnen.

Wir haben schon oben berichtet, wie traurig es im 16. Jahrhundert mit dem wendischen Gottesdienste bestellt war. Es schien, als sollte auch in der Lausitz das Verhängniß seinen Gang nehmen wie im hannoverschen Wendlande und den übrigen Elbslawen, die germanisirt wurden. Damals predigte man schon in manchen wendischen Dörfern deutsch, obgleich nur eine Minderzahl der Bauern diese Sprache verstand. Dagegen zeigte sich nun sowol bei der Landbevölkerung als auch bei den Ständen der Oberlausitz eine Opposition. „Es hatten nämlich damals“, erzählt Schmalzer, „mehrere serbische Kirchengemeinden lieber serbisch sprechende Glöckner, Schreiber, ja sogar Bauern zu Geistlichen bestellt, als daß sie noch länger solche Pfarrer, die der serbischen Sprache unkundig waren, gelitten hätten.“ Im Jahre 1570 ging man denn mit dem Plane um, in Löbau eine höhere Bildungsanstalt für Wenden zu gründen; doch dieses bereits von Kaiser Maximilian II. gestattete Vorhaben zerschlug sich, da die Stadt abbrannte. Die kurfürstlich sächsische Regierung setzte dann einen der serbischen Sprache mächtigen Geistlichen in die geistliche Provinzialbehörde ein, damit durch diesen das Recht der Wenden gewahrt werde. Das geschah für die evangelischen Wenden, während die an Zahl geringern Katholiken auf die eigene Kraft angewiesen blieben. Zwei Brüder Schimon aus der haugener Gegend waren es, die zu Beginn des verfloßenen Jahrhunderts in Prag auf der Kleienseite ein „wendisches Seminar“ für katholische Theologen aus der Lausitz errichteten, das stetig zunahm und für die Erhaltung des slawischen Geistes unter den Wenden von Bedeutung werden sollte. Schon im verfloßenen Jahrhundert, noch mehr in diesem, war ja Prag die Sonne, der alle slawischen Geister sich zuwandten, von wo man das Wiedererwachen „Slawiens“ erwartete. Nur dort herrschte die katholische und zugleich slawische Atmosphäre, die den abgelegenen Gliedern des großen Volkes frische Kräftigung bringen konnte; dort konnte man sich neben den theologischen Studien mit slawischem Geiste imprägniren. Wie bei den Tschechen die nationale und auch politische Thätigkeit mit der literarischen und wissenschaftlichen Hand in Hand ging, ist bekannt, und der Einfluß auf die jungen wendischen Seminaristen, die das Wiedererwachen des Czechenthums unter ihren Augen vor sich gehen sahen, konnte nicht ausbleiben. Slawisten von dem Range eines Jofeph Dobrowski und Wenzel Hanka waren dort die Lehrer der

wendischen Seminaristen, die nicht nur firm in ihrer Muttersprache in die Lausitz heimkehrten, sondern auch den in Prag wehenden panslawistischen Geist eingefogen hatten und denselben weiter zu verbreiten suchten. Noch heute stehen die Nährwurzeln der katholischen wendischen Geistlichkeit in Prag. Die Resultate beginnt man zu spüren, wenn auch nicht im größern Maßstabe unter den Bauern, so doch unter den Pfarrern selbst, die meist im eifrigen Zusammenhange mit der czechischen Propaganda stehen. Daß man 1870 in den katholischen Gegenden des Wendenslandes eifrig die Siege der Franzosen herbeiwünschte, ist nur auf die Feindschaft gegen die Deutschen und die Sympathien der Czechen für die Franzosen zurückzuführen. Die wendisch-katholische Geistlichkeit ist heute ein Ableger der fanatisch nationalgesinnten czechischen. Es kann auch nicht anders sein, wächst sie ja in der slawischen Atmosphäre Prags empor, steht dort an der Spitze des ganzen Kirchenwesens doch ein czechischgesinnter Erzbischof.

Auch die an der Universität Leipzig studirenden protestantischen Wenden begannen frühzeitig für die Erhaltung ihrer Muttersprache thätig zu sein. Schon 1716 vereinigten sich mehrere zu wöchentlichen Unterhaltungen und Uebungen im Wendischen. Aus diesem kleinen Anfange ist dann die Oberlausitzer wendische Predigergesellschaft entstanden, die 1867 bereits ihr hundertundfünfzigjähriges Bestehen feiern konnte; zwar hat sie sich aus Mangel an Mitgliedern mehreremal innerhalb dieses Zeitraumes auflösen und, um überhaupt bestehen zu können, auch seit 1807 deutsche Mitglieder aufnehmen müssen, aber für die Erhaltung des Wendischen war sie doch von wesentlichem Einflusse. Lieferten nun auch die Studirenden Arbeiten in wendischer Sprache, bedienten sie sich derselben bei ihren Versammlungen, so war doch, inmitten deutscher Commilitonen, in einer ganz deutschen Stadt, von einer eigentlichen Durchdringung mit „wendischem Geiste“ bei ihnen nicht die Rede. Die Wenden unter den leipziger Studenten sprechen auch unter sich meist deutsch; ihre Muttersprache ist für sie die Ausnahme, und ein tieferes, sei es sprachliches, sei es nationales Interesse für dieselbe findet man, wie wir bestimmt versichern können, nur bei einzelnen. Der ganze Bildungsgang, die Denkweise dieser zukünftigen Geistlichen, bei denen die Zukunft des Wendenthums steht, ist deutsch. Man hat wol das Wendische noch lieb, wie ein Mecklenburger etwa das Plattdeutsche, und dann — braucht man es zum Fortkommen. „Wenn ich so viel Wendisch verstehe, um eine Predigt machen zu können — genug!“ Das ist die Ansicht vieler.

Ist nun auch die sächsische Lausitz mit ihren fetten Pfändern leidlich mit wendischen Geistlichen versorgt, so kann von dem preussischen Antheile nicht dasselbe gesagt werden. Schmalzer schrieb 1853: „Während die serbische Literatur bei den Oberlausitzern immer mehr zur Blüte gelangt, kann sie in der Niederlausitz noch keinen rechten Aufschwung gewinnen. Ein Haupthinderniß liegt darin, daß es dort unter den Serben an Männern mangelt, die sich einer höhern wissenschaftlichen Bildung erfreuen, und das Volk zu arm ist, als daß es seine Söhne studiren lassen könnte. Daraus ist es zu erklären, daß die niederlausitzer Serben noch keinen ihrer Sprache mächtigen Rechtsgelehrten und Arzt haben. Selbst an der serbischen Sprache kundigen Geistlichen mangelt es. Daher müssen in neuerer Zeit sogar Pfarrstellen unbesezt bleiben.“ Um dem Mangel einigermaßen abzuhelfen, mußte man Candidaten aus Sachsen holen, wo sie auch nicht allzu häufig waren, und die Stände der preussischen Oberlausitz setzten kleine Stipendien aus, welche wendischen Studirenden der Theologie zugute kamen. Aber der Mangel dauert fort und damit natürlich eine Schädigung des wendischen Volksthum.

Vom hausgener Gymnasium aus sollte ein weiterer Anstoß zur Belebung der wendischen Nationalität ergehen, und zwar waren es czechische Einflüsse, die hier in den dreißiger und Anfang der vierziger Jahre auf die jungen Gymnasialisten wendischer Zunge wirkten. Von Prag aus wußte man sie für das Slawenthum zu interessieren und zur

Bildung eines Vereins (towarstwo) zu veranlassen, der sich die Pflege der Muttersprache zur Pflicht machte. Der Panslawist Jan Kollar, der Slowake Lubewit Stur, Wenzel Hants, der Pshnolog Jan Burchyné unterstützten die Gymnasiasten in ihren Bestrebungen und pflanzten die Liebe zur slawischen Nationalität in ihre Brust. Das Wendenthum bekam auch einen Aufschwung, es wurde dadurch und durch die bereits erwähnten literarischen Bestrebungen anderer Art dessen völliger Untergang wieder hinausgeschoben, ohne jedoch gehindert zu werden. In einem vielbeachteten Werke: „Slawen, Russen und Germanen“ (Leipzig, Engelmann, 1849), schrieb damals ein eifriger Slawe: „Uns Slawen selbst dünken die Bestrebungen einiger junger Männer in der Lausitz mehr als Spiel und Scherz, wenn sie sich bemühen, eine Nationalität aufzupflanzen, wo keine mehr ist und keine mehr sein kann.“ So hart das Urtheil auch klang, die Folge zeigt jetzt schon, daß es begründet war, denn es heißt den Thatsachen gegenüber geradezu blind sein, noch an eine gedeihliche Zukunft der Wenden im slawischen Sinne glauben zu wollen. Aus jenem Kreise junger Männer sind dann die nachherigen Führer der Wenden hervorgegangen. In das bürgerliche Leben übergetreten, faßten sie den Entschluß, ihre Vereinigung weiter fortzuführen, und gründeten, hauptsächlich auf Anregung J. E. Schmalers, nach dem Vorbilde der Prager Matice česká eine wendische Mutterlade, Matice serbska. Hauptzweck dieses Vereins ist, „durch Herausgabe guter populärer und wissenschaftlicher Schriften, an welchen es bisher nur zu sehr fehlte, sowie einer Zeitschrift, wobei zugleich auf Reinigung und Ausbildung der Sprache Bedacht genommen wird, für die wendische Volksbildung nach Kräften zu sorgen“. Erst nach längern Bemühungen kam der Verein am 6. März 1847 zu Stande. Die Zahl der Mitglieder, unter denen sowohl preussische als sächsische Wenden sich befinden, betrug nach zwanzigjährigem Bestehen erst 100. Auch das Vermögen (500 Thlr.) ist gering; aber trotzdem arbeitete man eifrig und rüthrig fort und schuf, was mit den geringen Kräften gethan werden konnte. Die ganzen Bestrebungen haben entschieden etwas Ruhrendes, wenn man sieht, wie Männer eine Nationalität zu heben suchen, die eigentlich keine mehr ist, und wenn man bedenkt, daß alle ihre Aufopferung, ihr ganzes Schaffen und Wirken, ohne jeglichen materiellen Gewinn, rein um ideale Zwecke geschieht. Es ist immerhin bedeutend, daß die Mutterlade in den 20 Jahren ihres Bestehens gegen 50 Volkschriften in 20000 Exemplaren unter den Wenden verbreitete. Sie hat auch eine Bibliothek angelegt, welche fast alle die 300 Bücher umfaßt, die bisher in wendischer Sprache erschienen. Auch einen Kalender: „Pšchedzena“ („Garmann“), gibt der Verein heraus, welcher jährlich in 4000 Exemplaren verbreitet wird. Die hauptsächlichliche Publication des Vereins ist aber der „Časopis towarstwa Mačicy Serbskeje“ („Die Zeitschrift der Wendischen Mutterlade“), unter der Redaction von Duk. Halbjährlich erscheint ein Heft (jetzt im ganzen 42) mit Gedichten, philologischen, archäologischen und historischen Abhandlungen, die bezüglich der Wenden manches Schätzenswerthe bringen, während die naturwissenschaftlichen Artikel u. s. w. keinen Anspruch auf Originalität machen können.

Der Führer der Wenden ist bisher in erster Stelle Schmalers geblieben, der in der That mit aner kennenswerther Aufopferungsfähigkeit sein ganzes Leben an die Hebung des Wendenthums setzt, wenn wir als Deutsche auch gerade nicht Ursache haben, ihn wegen allzu großer Freundlichkeit gegen uns zu loben.

Neben Schmalers wirkt noch namentlich als Philolog Professor Chr. Pfuhl (Pful), Gymnasiallehrer in Dresden. Er gab eine „Laut- und Formenlehre der oberlausitzisch-wendischen Sprache mit besonderer Berücksichtigung des Altslawischen“ heraus und vollendete das erwähnte wendische Wörterbuch unter Mitwirkung von Seiler und Hörnik. Sonst sind keinerlei hervorragende Erscheinungen in der wendischen Literatur zu verzeichnen; was noch erscheint, sind kleine Sprachlehren, Volksbücher, Kalender, Gedichte u. s. w. Unter den

Schriftstellern sind noch zu nennen: Immisch, Seiler, Kager (Kocor, der „wendische Mozart“), Deutschmann (Duczmann, der „wendische Schiller“; er übersezte das „Lied von der Glocke“ unter dem Titel „Pěseň wo zwonu“), Schneider (verfaszte eine Grammatik im katholischen Dialekt), der verstorbene Pfarrer Stempel in Lübbenau (übersezte die Fabeln des Phädrus in den niederlausitzer Dialekt), Jentsch, Jakob Buz, Seminarlehrer Fiedler, Pohontsch, Kostof, Wehla, Richter, Teschner, Bronisch u. s. w. Man sieht, viele der großen Slawen tragen gutdeutsche Namen, die meisten haben sogar zwei, deren sie sich nach Bequemlichkeit bald hier, bald da bedienen.

Mit der Aufzählung dieser Männer und ihrer Thätigkeit ist so ziemlich erschöpft, was sich über die literarische und nationale Thätigkeit der Wenden sagen läßt. Man soll den Leuten ihre Armuth nicht vorhalten; sie thun was sie können, und — ohne Aussicht auf Erfolg, wenn auch einzelne Stizköpfe sich darüber täuschen mögen und zu viel Gewicht auf die slawischen Sirenenstimmen legen, die von Moskau oder Prag nach Bautzen hinübertönen. Ausichtslos sind die Bestrebungen der Neuwenden aber darum, weil die bäuerliche wendische Bevölkerung ihrem Thun gegenüber entweder geradezu feindselig gesinnt ist, oder sich indifferent verhält. Davon mag der nächste Artikel handeln, der uns in einige oberlausitzer Wendendörfer führt.

# Der Krieg Deutschlands gegen Frankreich 1870 und 1871.

Von  
Karl Junck.

Vom Beginn des Krieges bis zur Capitulation von Sedan.

## III.

1) Vorpostenschärmittel an der Saar und Lauter. Oberlieutenant von Pestel und sein Detachement bei Saarbrücken. Gefecht daselbst am 2. Aug. Französische Ueberschwenglichkeiten. Eine kühne Recognoscirung deutscher Reiteroffiziere im Elsaß.

Seit dem 22. Juli hatten längs der deutsch-französischen Grenze die kleinen Vorpostenschärmittel begonnen und wurden gegen Ende dieses Monats immer häufiger. Die beiderseitigen Vortruppen, namentlich an der Saarlinie und längs der Lauter, trafen bei ihren kleinen Recognoscirungen über die Grenze hinaus hier und da aufeinander, ohne daß die Franzosen sich eines Erfolges erfreuen konnten, wenschon, wie wir alsbald näher darlegen werden, deutscherseits nur einige schwache Friedensgarnisonen aus den nächsten Garnisonsorten an jene Linien vorgeschoben worden waren.

Der Leser weiß, welchen Vorsprung die französischen Rüstungen zur Zeit der Kriegserklärung bereits gewonnen hatten. Durch das vortheilhafte Eisenbahnetz, die massenhaften Truppenaufstellungen in den östlichen, den deutschen Grenzen nahe liegenden Provinzen, insbesondere aber durch die stehenden Lager, in denen größere Truppenmassen im Frieden schlagfertig bereit gehalten wurden, konnte Frankreich das deutsche Gebiet auf dem linken Rheinufer alsbald mit mehr als 100000 Mann bedrohen und zwar zu einer Zeit, als die deutschen Bataillone ihre Standorte noch nicht verlassen hatten. Wir haben früher schon darauf hingewiesen, daß man auch deutscherseits immobile Truppen hätte an die Grenze werfen können, man zog es aber vor, die Streitkräfte in ordnungsmäßiger Weise zum Kriege vorzubereiten, d. h. sie erst operationsfähig zu machen, ein Verfahren, das sich glänzend rechtfertigen sollte.

Selbstverständlich konnte es nicht die Aufgabe dieser schwachen Truppentheile an der Saarlinie sein, einem nachdrücklichen Angriffe der Franzosen hier standzuhalten; sie hatten im Gegentheil die Instruction: „im Falle eines überlegenen Angriffes sich aus Saarbrücken zurückzuziehen und mittels der Cavalerie Fühlung mit dem Feinde zu behalten“. Ihre Aufgabe bestand lediglich darin, den Feind zu beobachten und zu täuschen, bei etwaigem Vorgehen aber zu beschäftigen und möglichst aufzuhalten. Jeder auf

diese Weise gewonnene Tag war deutscherseits ein unschätzbare Gewinn, indem der Gegner dadurch hingehalten wurde, bis der strategische Aufmarsch der deutschen Heere beginnen konnte und die Teten sich der französischen Grenze näherten. Wir werden alsbald sehen, daß diese Absicht vollkommen gelang, indem sich die Franzosen über alles Erwarten täuschen ließen.

An dem Tage, an welchem in Berlin der Befehl zur Mobilmachung gegeben wurde, hatte sich der größere Theil der französischen Truppenkräfte gegen die Saarlínie in Bewegung gesetzt, nämlich das 2., 3., 4. und 5. Armeecorps sowie das Gardecorps. Es lag im Plane Napoleon's, Ende Juli offenstb gegen Saarbrücken vorzubringen; Marschall Bazaine erhielt zu diesem Zwecke vorläufig das Commando der fünf vorerwähnten Corps. Der Kaiser scheint jedoch im letzten Augenblicke von einer größern Offensivunternehmung über die Saarlínie hinaus wieder abgekommen zu sein, wozu ihn wol alle die Mängel bestimmen mochten, deren wir früher schon bei Darlegung des alles überstürzenden Ueberganges der französischen Armee von dem Friedens- auf den Kriegsfuß gedacht haben. Die französischen Corps, mit Ausnahme des Corps Frossard, waren eben noch nicht operationsfähig, und selbst dieses erhielt erst kurz vor seinem Anmarsche gegen Saarbrücken einen Brückentrain. Das 2. Corps, Frossard, befand sich, wie der Leser bereits weiß, bei Ausbruch des Krieges im Lager von Chálons; es hatte einen erhöhten Friedensstand und war mit Trains versehen; die vorausgegangenen Lagerübungen hatten ihm sowol im ganzen als in seinen taktischen Einheiten einen größern Zusammenhalt verliehen, und wol aus diesem Grunde wurde das Corps Frossard bis an den wichtigen Abschnitt der Saar vorgeschoben. Es bestand aus 3 Infanterie- und 1 Cavaleriedivision nebst der Reserveartillerie und dem Genie des Corps, oder 36 Infanterie-, 3 Jägerbataillonen, 16 Escadrons und 15 Batterien, zusammen etwa 35000 Mann stark.

Es ist im höchsten Grade wahrscheinlich, daß nicht nur der unfertige Zustand, worin sich im allgemeinen die französischen Corps noch Ende Juli befanden, sondern auch der Anschluß Süddeutschlands dem Kaiser Napoleon und seinem Kriegsrathe Bedenken aufzwangen, die ihn gar bald von dem größern Offensivstoße über die Saar und den Rhein hinaus absehen ließen und ihn bestimmten, es lediglich bei einer Recognoscirung in der Richtung auf Saarbrücken bewenden zu lassen. Hierzu wurde General Frossard mit dem 2. Corps bestimmt. Das bei Boulay, Saarlouis gegenüber, aufgestellte 2. Corps, ursprünglich dem Marschall Bazaine unterstellt, sollte gleichzeitig eine Recognoscirung über die Grenze hinaus gegen die Festung Saarlouis vornehmen, von der man jedoch im letzten Augenblicke wieder abgekommen zu sein scheint.

Saarbrücken, kaum eine halbe Meile von der französischen Grenze entfernt, liegt in dem hier ziemlich schmalen Thaleinschnitte der Saar und zwar auf dem linken Ufer dieses Flusses; zwei Brücken verbinden die gewerbreiche Stadt mit der gegenübergelegenen großen Vorstadt Sanct-Johann. Die Stadt bildet somit nicht nur einen wichtigen Flußübergang, sondern auch einen äußerst wichtigen Knotenpunkt zahlreicher Communicationen, die hier aus der preussischen Rheinprovinz und der bairischen Rheinpfalz über die Saar hinaus nach Frankreich führen. Ganz nahe, westlich von der Stadt, überschreitet auf einer dritten Brücke die wichtige Eisenbahn von Metz über Saint-Avold und Forbach die Saar und vereinigt sich mit der Bahn von Trier, Kreuznach und Mannheim-Kaiserslautern. Saarbrücken bildet somit einen wichtigen Sperrpunkt zwischen dem hier befindlichen französischen und deutschen Eisenbahnnetz. Der Bahnhof liegt am rechten Ufer der Saar im Norden der Stadt; größere Hauptstraßen münden in Saarbrücken und Sanct-Johann von allen Richtungen her ein und verleihen somit der Stadt und der Saarlínie eine gewisse strategische Wichtigkeit. Im Süden der Stadt erhebt sich über

den Winter- und Walgenberg bis zu beherrschender Höhe das Plateau von Speichern. \*) Wir beschränken uns vorläufig auf diese wenigen topographischen Angaben und kommen auf den Terrainabschnitt im Süden von Saarbrücken näher zurück bei Erwähnung des Kampfes bei Sargbrücken-Forbach am 6. Aug.

In Saarbrücken befand sich nur das 2. Bataillon des Füsilierregiments Nr. 40 und 3 Escadrons des Mänenregiments Nr. 7, zusammen unter Leitung des Commandeurs dieses Cavalieregiments, Oberstlieutenant von Pestel. Wurden diese Truppen herausgezogen, so lagen die deutschen Lande auf dem linken Rheinufer dem Gegner weithin offen; man erkannte die Gefahr, in welcher diese schwache Abtheilung sich befand, aber es galt, dem Gegner zu imponiren, ihn zu beobachten und zu täuschen und sich in den Rüstungen der Armee trotz der drohenden Gefahr nicht stören zu lassen. Diese Aufgabe wurde von jenem Detachement mit unermüdlicher Ausdauer, Thätigkeit und vorzüglichem Geschick gelöst, während zum weitem Schutze an andern Punkten der Saar wenige Compagnien und Escadrons aus den nächsten Garnisonen vorgefandt wurden. Es ist mit Recht hervorgehoben worden, daß dieses unerfrockene Häuflein in einer in der Kriegsgeschichte bisher unerhörten Weise 14 Tage lang, seit der mit voreilliger Hast erfolgten französischen Kriegserklärung, ganzen Divisionen des Feindes gegenüber seiner Aufgabe zu entsprechen wußte. In den Augen des Gegners gewann diese schwache Abtheilung täglich eine größere Bedeutung und wurde in der französischen Presse zu einem ganzen Armee-corps aufgebauscht; die fast täglichen kleinen Patrouillengefechte gaben den französischen Bulletins Veranlassung zu den lächerlichsten Relationen über die an der Saar stattgefundenen großartigen Kämpfe.

Als die Nachrichten ergaben, daß schließlich zwei französische Corps dem schwachen Detachement in nächster Nähe gegenüberstanden, wollte die oberste Führung, um die tapfere Schar nicht zu opfern, dieselbe zurückziehen, da namentlich auch die deutschen Rüstungen sich ihrem Ende näherten. Aber Oberstlieutenant von Pestel selbst hat, ihn auf diesem Ehrenposten zu belassen, indem er hinzufügte: „Das Benehmen der Franzosen zeigt, daß sie sich vor uns fürchten.“\*\*) Unter diesen Verhältnissen wurde die Einwilligung hierzu gegeben, um so mehr, als man jetzt bereits in der Lage war, das Detachement noch durch zwei Bataillone zu unterstützen und zwei Meilen rückwärts Truppen zur Sicherung seines Abmarsches aufstellen zu können.

Dies führte zu der berühmten ersten sogenannten „Schlacht von Saarbrücken“. Die Streifereien der Mänen und Bierziger beunruhigten den Gegner fortwährend, indem sie ihn auf seinem eigenen Gebiete ansuchten und selbst eine ihm wichtige Bahnlinie störten. Die Ankunft des Kaisers und seines Sohnes gab die Veranlassung, daß französischerseits am 2. Aug. ein Schauspiel aufgeführt wurde, welches die militärische Welt in nicht geringes Staunen setzen mußte.

Schon am Abend des 1. Aug. gewahrten die deutschen Vorposten größere Truppenbewegungen in der französischen Stellung, die einen feindlichen Angriff erwarten ließen; am Morgen des 2. aber meldeten die vorgegangenen Cavaleriepatrouillen das Anrücken starker feindlicher Colonnen auf der Chaussee von Forbach sowie nördlich und südlich derselben. Oberstlieutenant von Pestel, von der Absicht geleitet, den Gegner zur Entfaltung seiner Streitkräfte in dem sehr coupirten Terrain zu bestimmen, nahm

\*) Wir folgen hier in der Ortsbezeichnung den zuverlässigen Angaben der vortrefflichen Reymann'schen topographischen Specialkarte von Central-Europa, fortgesetzt durch den königlich preussischen Oberstlieutenant und Director des trigonometrischen Bureau C. W. von Desfeld und den Geographen F. Handtke.

\*\*) Vgl. „Staats-Anzeiger“ vom 12. Aug. 1870.

zu diesem Zwecke südlich von Saarbrücken zu beiden Seiten der Forbacher Chaussee auf den Höhen des Winterberges und des Exercirplatzes mit zwei Füsiliercompagnien Stellung; eine Compagnie blieb als Reserve in Saarbrücken zurück und die andere Compagnie des Bataillons war weiter oberhalb Sanct-Johann, Arnual gegenüber, bei Brebach aufgestellt worden, um hier den Gegner im Auge zu behalten. Die beiden andern Bataillone des Füsilierregiments Nr. 40 nahmen am rechten Saarufer hinter der Stadt eine Aufnahmestellung.

General Frossard ließ am Morgen des 2. Aug. sein aus drei Divisionen bestehendes Armeecorps auf den Speicherer Höhen aufmarschiren, und zwar zwischen Stiring an der Eisenbahn nach Forbach und Sanct-Arnual an der Saar. Im ersten Treffen stand die Division Bataille, die Brigade Bastoul auf dem rechten, die Brigade Pouget auf dem linken Flügel; rechts und weiter rückwärts im zweiten Treffen befand sich die Division Laveaucoupet, links von dieser die Brigade Letellier von der Division Bergé. Zwei Bataillone und einige Schwadronen wurden auf Gersweiler oberhalb Saarbrücken an der Saar entsendet, um hier die eigene linke Flanke zu decken und je nach Umständen den feindlichen rechten Flügel zu bedrohen.

Die Brigade Bastoul erhielt den Befehl, die Höhen des Winterberges bei Sanct-Arnual zu nehmen, während die Brigade Pouget gegen den Exercirplatz vorrückte und zwar zwischen der Chaussee nach Forbach und der mit dieser gleichlaufenden Eisenbahn. Ein sehr heftiges Artilleriefeuer leitete auf französischer Seite, wo man die dominirenden Höhen zu verwerthen suchte, den Infanterieangriff ein. Zu diesem Zwecke hatte Frossard die gesammten Batterien der Division Bataille, worunter sich eine Mitrailleusenbatterie befand, außerdem aber noch zwei zwölfpfündige Batterien der Corps-Reserveartillerie vorgezogen und in Thätigkeit gesetzt. Dieses Feuer konnte jedoch selbstverständlich dem Gegner fast gar keinen Schaden zufügen, da sowol seine Compagniecolonnen als die von diesen vorgeschickten Schützenzüge im Terrain selbst die beste Deckung fanden. Während die französischen Batterien ein sehr heftiges, aber gänzlich wirkungsloses Feuer unterhielten, erschien der Kaiser mit dem kaiserlichen Prinzen auf dem Gefechtsfelde, und gerade dieser Umstand sowie der damit zusammenhängende überschwengliche französische Gefechtsbericht lassen annehmen, daß dem ganzen Vorgehen am 2. Aug. eher ein beabsichtigter Theatercoup als eine ernste und weiter reichende Absicht zu Grunde lag.

Erst gegen 11 Uhr morgens gingen die Bataillone der Brigade Pouget gegen den Exercirplatz, die Brigade Bastoul in der Richtung auf Sanct-Arnual gegen den linken Flügel des Gegners auf dem Winterberge vor und zwar unter dem Schutze dichter Tirailleurschwärme. Die hier stehende preußische Compagnie zog sich nach längerem Herumschießen mit dem Gegner durch Sanct-Arnual auf das rechte Ufer der Saar zurück. Da gleichzeitig auch das zweite französische Treffen dem ersten folgte, sodas Oberstlieutenant von Pestel erkannte, welche überwältigende Uebermacht er sich gegenüber habe, hielt er mit vollem Rechte seine Aufgabe für gelöst und zog sich ungeachtet des sehr heftigen französischen Geschützfeuers mit Ruhe und Ordnung und ohne namhaften Verlust auf das rechte Saarufer hinter Sanct-Johann zurück. Bei dieser Veranlassung aber wurde gleichzeitig die offene und unbefetzte Stadt und der unmittelbar dahintergelegene gemeinsame Bahnhof ohne alle Nothigung sehr heftig beschossen. Preussischerseits konnte man dem Gegner nur zwei Geschütze entgegenstellen, die bald zum Schweigen gebracht wurden.

Das Detachement des Oberstlieutenants von Pestel räumte die Saarl Linie und bezog auf dem halben Wege zwischen Saarbrücken und Saarlouis an dem Köllerbache bei Püttlingen ein Bivoual. Auf preussischer Seite zählte man 2 Offiziere und 73 Mann todt und verwundet, auf französischer Seite ungefähr ebenso viel. General Frossard, dem die

numerische Schwäche des Gegners im Verlaufe des Gefechtes denn doch nicht entgangen sein konnte, und den der Umstand, daß dieser Gegner nur zwei Geschütze ins Gefecht bringen konnte, über dessen wahre Stärke genügend hätte aufklären müssen, wagte gleichwol nicht, die Saar zu überschreiten und dem Gegner in seine neue beobachtende Stellung zu folgen.

Ungeachtet also des Feuers einer bedeutenden Artillerie — die Franzosen brachten 23 Geschütze ins Feuer — war das schwache Detachement des Oberstlieutenants von Pestel in seiner Vorpostenstellung geblieben, bis zur vollen Entwicklung des Gegners. Erst als dieser drei Divisionen in die Gefechtsstellung gebracht hatte und dann zum allgemeinen Angriffe vorging, räumte die preussische Vorpostenabtheilung die Stadt und nahm nördlich derselben eine neue Beobachtungsstellung.

Vergleichen wir mit diesem Ergebnisse den französischen officiellen „Schlachtbericht“. „Gestern, am 2. Aug., um 11 Uhr vormittags“, sagt derselbe, „haben die französischen Truppen ein ernstes Engagement mit den Preußen gehabt. Unsere Armee hat die Offensive ergriffen, die Grenze überschritten und das preussische Gebiet besetzt. Ungeachtet der Stärke der feindlichen Position reichten einige unserer Bataillone aus, um die Höhen wegzunehmen, die Saarbrücken beherrschen, und unsere Artillerie säumte nicht, den Feind aus der Stadt zu jagen. Der kühne Anlauf unserer Truppen war so groß, daß unsere Verluste nur gering sind. Das Gefecht hat um 11 Uhr angefangen und war um 1 Uhr beendet. Der Kaiser wohnte der Operation bei und der kaiserliche Prinz, der ihn überall begleitete, hat auf dem ersten Schlachtfelde die Feuertaufe erhalten. Seine Geistesgegenwart, sein kaltes Blut in der Gefahr waren des Namens würdig, den er trägt. Um 4 Uhr kehrten der Kaiser und der kaiserliche Prinz nach Metz zurück.“

Der Kaiser selbst telegraphirte an die Kaiserin: „Louis hat die Feuertaufe erhalten. Er war bewundernsworth in seinem kalten Blute, nicht im mindesten aufgeregt. Eine Division des Generals Frossard hat die Höhen genommen, welche Saarbrücken beherrschen. Die Preußen haben nur kurzen Widerstand geleistet. Wir waren in der ersten Linie, aber die Flinten- und Kanonenkugeln fielen vor uns nieder. Louis hat sich eine Kugel aufgehoben, die bei ihm niederfiel. Die Soldaten vergossen Thränen, als sie ihn so ruhig sahen. Wir haben nur 1 Offizier und 10 Soldaten todt.“

Die französische Presse blieb denn auch ihrerseits hinter solchen schon ans Lächerliche streifenden Ueberschwenglichkeiten nicht zurück. Wir führen hier nur, um dieselben im allgemeinen zu charakterisiren, den „Gaulois“ an. Dieses Blatt ließ sich vom 2. Aug., 4 Uhr abends, von Metz telegraphiren: „Sieg bei Saarbrücken! Die Division Frossard hat drei preussische Divisionen über den Haufen geworfen und niederkartätscht. Der Kaiser ist im Triumph nach Metz zurückgekehrt.“ An demselben Tage, eine Stunde später, wird dem „Gaulois“ ebenfalls aus Metz telegraphirt: „Erster Erfolg! Nach einem lebhaften Kampfe unter den Mauern von Saarbrücken, welcher von 10 Uhr morgens bis 1 Uhr nachmittags dauerte, ist die Stadt von unsern Soldaten genommen worden. Saarbrücken ist abgebrannt. Unsere Verluste unbedeutend im Vergleich mit den feindlichen.“

Wir geben absichtlich diese officiellen und nichtofficiellen französischen Meldungen über die so unbedeutenden Vorgänge bei Saarbrücken, welche Frankreich sagen sollten, daß die französische Armee die Offensive ergriffen und glänzende Erfolge auf deutschem Boden errungen habe, gleichsam als wären sie der Beginn einer Reihe von Siegen, die selbstverständlich dem großen Tage von Saarbrücken auf dem Fuße folgen und die Armee sofort bis in das Herz von Deutschland geleiten würden; denn derselbe Charakter, wie er in diesen Meldungen sich ausprägt, ist während dieses ganzen Krieges den französischen Berichten über die Ereignisse desselben treu geblieben bis zum Friedensschlusse, ja selbst

noch über diesen hinaus\*), und wurde nur noch übertroffen durch den Ton Gambetta's und seines Günstlings, des Generals Faidherbe.

Die französischen Siegesnachrichten durchzuckten wiederum von Paris aus ganz Frankreich, und die Hauptstadt war nahe daran, sie durch eine allgemeine Illumination zu feiern. Im Geiste verfolgte man schon den Siegesflug des eigenen Heeres von einer deutschen Etappe zur andern; hatte doch der officielle französische Gefechtsbericht vom 2. Aug. gesagt: „Unsere Armee hat die Offensive ergriffen, die Grenze überschritten und das preussische Gebiet besetzt.“ Aber die Meldungen über die fortgesetzte Offensive, denen Paris und Frankreich mit fieberhafter Spannung entgegen sah, blieben nicht nur aus, sondern es verbreitete sich auch alsbald die Nachricht, daß der Kaiser wieder nach Metz zurückgegangen und General Frossard mit seinem Corps nicht nur nicht die Saarlinie überschritten habe und auf dem Marsche nach dem Rhein sich befinde, sondern bis auf wenige Vortruppen sich wieder auf den französischen Boden zurückgezogen und mit dem Gros seines Corps Stellung auf den Speicherer Höhen genommen habe und sich daselbst verschanze. Diese Nachrichten also verkündeten nichts weniger als eine energische Fortsetzung der so laut betonten französischen Offensive.

Francisque Sarcey in seinem Werke: „Die Belagerung von Paris 1870—71“\*\*), gedenkt des Eindrucks, den die Nachricht des „großen Sieges“ bei den Bewohnern von Paris hervorrief. „Eine ganze Bevölkerung“, sagt derselbe, „lief außer sich und närrisch vor Freude, ohne zu wissen wohin. Man drückte sich die Hand, man küßte sich und weinte vor Freude, ohne einander zu kennen. Auf dem Börsenplatze war die Menge ungeheuer, alles schwenkte die Hüte und schrie. Man erkannte Madame Gueymard in einem offenen Wagen und hat sie, die Marseillaise zu fingen; sie begann mit ihrer mächtigen Stimme, und 50000 Menschen wiederholten im Chor den Refrain. Alle Häuser waren wie durch ein Zauberwort mit Fahnen geschmückt. Ueberall sah man die lautesten, die lärmendsten Kundgebungen einer Freude, die fast an Raserei grenzte. Eine Stunde später ging das Gerücht, die Nachricht sei falsch. Wie eine Pulverfchlange lief es von einem Ende der Stadt zum andern. Man stürzte auf das Ministerium, auf die Redactionen der Journale. . . . Zum ersten male fand der Beobachter hier Gelegenheit, die pariser Bevölkerung richtig zu beurtheilen, wie sie plötzlichem Schrecken zugänglich, wie sie leichtgläubig, blind, aufbrausend ist, und wie wenig man bei ihr auf gesunden Sinn und auf Vernunft rechnen darf. Die pariser Bevölkerung handelt immer nur nach der Eingebung ihrer Laune und fällt unaufhörlich aus einem Extrem in das andere,

\*) Wie Gambetta in seinen eben gehaltenen Reden wiederum behauptet, die Heere der Republik hätten überall festgesetzt, bei Paris, an der Loire und im Norden, obwohl sie doch, wie männiglich bekannt, überall das Feld räumten, so erneuerte auch Victor Hugo in seiner letzten Ansprache an das „Volk von Paris“ die Behauptung: Paris sei, trotzdem es sich übergeben mußte, nicht besetzt worden. Sehr richtig entgegnet „Daily News“ auf diese neuesten französischen Rodomontaden unter anderm: „Vertritt etwa Victor Hugo in der That einen Theil seiner Landsleute, wenn er behauptet, daß Paris siegreich dem wilden Ansturme deutscher Waffen widerstanden habe, einfach durch die großartige Majestät und Erhabenheit seiner Haltung? Es ist noch nicht viele Monate her, daß die deutschen Zeitungen in Erwiderung unserer Vorstellungen wegen der unnützhigen Grausamkeit eines Triumpheinzuges in die französische Hauptstadt uns zu bedenken gaben, daß in wenigen Jahren französische Geschichtschreiber beweisen würden, Deutschland sei geschlagen und gedemüthigt vor den Mauern von Paris abgezogen. Ist die Prophezeiung heute schon zur Wahrheit geworden? Ist Paris nicht zum Theil von deutschen Truppen besetzt gewesen? . . .“ In der That hatten die „deutschen Zeitungen“ in ihrer Voraussicht recht gehabt, und nur darum, weil man solche Rodomontaden von den Franzosen voraus sah, bestand man deutscherseits darauf, Paris, wenn auch nur für wenige Tage und nur in bemessener Ausdehnung, zu besetzen.

\*\*) Wien, Karl Gerold's Sohn.

aus völlig ungerechtfertigtem Vertrauen in tiefste Muthlosigkeit. Nach dem kurzen Augenblicke, in dem Paris in toller Freude wie verkärt war, versiel es in die seltsamste Niedergeschlagenheit. Ich gestehe es offen, dieser Zwischenfall, der ohne weitere Folgen blieb, gab mir und andern, die Kühler urtheilten, keine günstige Idee von der Widerstandskraft, welche ein solches Volk im Unglück bewahren würde.“

Doch die Bewohner von Paris hatten diesmal nur einen schwachen Vorgeschmack dessen empfunden, was schon die nächsten Stunden in so ungeahntem Maße bringen sollten. General Frossard hatte nur einen Luftstoß gemacht, und während Frankreich dessenungeachtet die Rheinarmee schon an den Ufern des mächtigen Stromes angelangt sah, dessen Namen diese Armee anticipirt hatte, durchzuckten es auch schon die Nachrichten von den furchtbaren Unglücksschlägen, die seine Armeen bei Weißenburg, Wörth und Spichern betroffen hatten, ihm unzweifelhaft verklärend, daß der Gegner nunmehr seinerseits mit Energie und Kraft die Offensiv ergriffen und den französischen Boden betreten habe. Doch wir kehren wieder zum Verlaufe der Ereignisse selbst zurück.

Einen Tag nach der plan- und resultatlosen Demonstration des Generals Frossard gegen die Saarlinie waren die drei deutschen Armeen auf ihrer Operationsbasis fast vollständig versammelt, die III. oder Sübarmee insbesondere stand um diese Zeit in voller Operationsbereitschaft in der bairischen Rheinpfalz und bei Maxau am Rhein. Auch hier war es schon längs des von den beiderseitigen Vortruppen besetzten Grenzflusses, der Lauter, zu häufigen Vorpostenneckereien gekommen, meist veranlaßt durch die von deutscher Seite zum Reconosciren über die Lauter hinaus entsendeten Cavalerie- und Infanteriepatrouillen.

Während man aber an der Saar sowol als an der Lauter Gelegenheit hatte, ohne große Schwierigkeiten die Stellung, Stärke und Absichten des Gegners herauszufühlen und zu erforschen, kam es zunächst darauf an, zuverlässige Nachrichten einzuziehen über die Stellung und die eigentlichen Absichten des rechten Flügels der französischen Gesamtarmee im Elsaß, also über die unter Mac-Mahon's Befehlen stehenden Armeecorps. Es war dies um so unerläßlicher, als man um diese Zeit auf deutscher Seite noch keineswegs darüber im Klaren war, ob es nicht im Plane der Franzosen liege, vom Elsaß aus den Oberrhein zu überschreiten. Es kam somit darauf an, zu erforschen, ob der Gegner in diesem Sinne daselbst Vorbereitungen treffe, und ob seine Truppenaufstellung auf einen solchen Uebergang schließen lasse. Zur Ausführung dieser ebenso schwierigen als gefahrvollen Mission meldete sich der württembergische Generalstabsoffizier von Zepelin mit zwei badischen Dragoneroffizieren; es gelang ihnen über den Rhein zu kommen und zwischen den feindlichen Abtheilungen hindurch bis nach Niederbrunn zu dem Eingange des dasigen Défilé vorzubringen. Nur einer von den muthigen Offizieren kehrte wieder zurück, um zu berichten, was er auf dem steilen Ritt wahrgenommen hatte. Wenige Tage später erfolgte der Angriff der III. deutschen Armee auf Weißenburg.

2) Die III. deutsche Armee beginnt zuerst die Operationen. Die französischen Festungen. Die Stärke der deutschen Truppenkräfte am 2. Aug. Die Marschdispositionen für die III. Armee am 4. Aug. Die Stellung der Franzosen bei Weißenburg. Beschreibung des Gefechtsfeldes bei Weißenburg. Die ehemaligen Weißenburger Linien. Das Treffen bei Weißenburg.

Die III. Armee sollte zuerst die Operationen beginnen und deshalb ordnete der Kronprinz von Preußen am 3. Aug. aus seinem Hauptquartier Speier den Vormarsch derselben gegen die Lauter an. An demselben Tage war das Hauptquartier des Prinzen Friedrich Karl in Kirchheim-Boland, an dem nächsten Tage in Winweiler in der Pfalz. Während so die I. und II. Armee sich nach der Saar bewegten und zum Theil mit ihren Vor-

truppen, meist Cavalerie, dieselbe schon beinahe erreicht hatten, concentrirten sich bereits die Corps der III. Armee zu ihrem unmittelbaren Uebergange auf französischen Boden.

Wir haben bereits früher erwähnt, daß seitens der deutschen Kriegführung Paris als Hauptoperationsziel ins Auge gefaßt wurde. Die Länge der Operationslinie von der obern Saar bis zur französischen Hauptstadt beträgt ungefähr 50 Meilen. Die Lage des neutralen Belgiens in der rechten Flanke der sich auf dieser Linie vorbewegenden deutschen Armee, nicht minder aber die Richtung der großen französischen Ostbahn und die in dieselbe einmündenden Schienenwege aus den deutschen Rheinlanden verliehen der vorerwähnten Operationslinie ganz besondere Vortheile. Dagegen wurden letztere, was die Benützung dieser Hauptverbindungsader zwischen dem deutschen Heere und seiner Basis anbetrifft, dadurch wiederum sehr vermindert, daß außer Metz noch zahlreiche französische Waffenplätze untergeordneten Ranges, darunter namentlich Toul als wichtiger Sperrpunkt der Ostbahn längs derselben, und zwar zwischen ihr und der belgischen Grenze gelegen sind. Von ganz besonderer Wichtigkeit aber mußte sich Metz, ein Waffenplatz ersten Ranges, erweisen, wie es denn auch alsbald in den ersten Tagen nach Beginn der großen Operationen der Stützpunkt für die sich rückwärts concentrirende französische Armee bildete und dann bis auf weiteres 170000 Mann für die fernern Operationen der deutschen Heeresleitung entzog. Wir erwähnen hier Straßburgs nicht, weil es der deutschen Uebermacht von Haus aus gelang, nach dem Treffen bei Weißenburg diese im Rücken der deutschen Heere gelegene Festung zu neutralisiren. Wir kommen im Verlaufe der Operationen auf die Rolle zurück, welche die so überaus zahlreichen französischen Festungen in diesem Kriege gespielt, welchen Einfluß sie auf den Gang desselben geübt haben; aber die wenigen vorausgegangenen Andeutungen dürften genügen, um dem Leser die Ursachen klar zu machen, welche einen so verzweigten und langwierigen Festungskrieg wach riefen, wie er 1870 auf französischem Boden stattfand; ebenso aber, um ihn erkennen zu lassen, welche ungemeinen Anstrengungen deutscherseits gemacht werden mußten, um sich im Verlaufe dieses Krieges die eigene Verbindung mit Deutschland auf dieser 50 Meilen langen Verbindungslinie — die mit der Operationslinie zusammenfällt — zu sichern und zu erhalten, was wiederum nur durch die numerische Ueberlegenheit der deutschen Streitkräfte zu ermöglichen war.

Zu beiden Seiten der auf Paris führenden Operationslinie des deutschen Heeres stand bei Beginn des Krieges die französische Rheinarmee und zwar von der Mosel bei Thionville bis zum Rhein bei Straßburg, oder im weitern Sinne bis Belfort; sie hatte somit Front gegen die deutsche Grenze genommen in nordöstlicher Richtung. Durch sie also mußten sich die deutschen Heere den Weg auf Paris öffnen.

Die Dreitheilung des großen deutschen Heeres und der strategische Aufmarsch seiner drei Hauptglieder bekundeten sofort von Haus aus, daß man lediglich von dem Gedanken geleitet wurde, den gesteckten Kriegszielen auf dem kürzesten und sichersten Wege entgegenzuschreiten, d. h. die feindlichen Heeresmassen zu schlagen, ohne das wichtigste und letzte Operationsobject, Paris, aus den Augen zu verlieren, und ohne hierbei in eine ungünstige Richtung zu seiner Basis, dem Mittelrhein, zu gerathen. Diese Aufgabe konnte aber nur dann in genügender Weise gelöst werden, wenn dem Gegner durch den deutschen Operationsgang der eventuelle Rückzug nach dem Süden verlegt wurde; um dieses aber zu erreichen, ordnete die deutsche Heerführung eine strategische Rechtschwenkung der drei Armeen an, wobei die I. Armee das Pivot abgab, die III. Armee aber der herum-schwenkende Flügel war, daher die längste Operationslinie in Aussicht und die Operationen zu beginnen hatte. Aus diesem Grunde erklärt es sich denn auch, daß die Armee des Kronprinzen schon die Lauter überschritten und zwei Schlachten geschlagen hatte, bevor die I. und II. Armee den französischen Boden betraten, und daß dann die III. Armee,

die Vogesen passierend und an die Mosel vorrückend, somit den rechten Flügel des Gegners umfassend, diesem jeden Ausweg nach dem Süden verlegte. 450000 Mann auf der 17 Meilen langen Linie von Trier bis Landau standen bereits am 2. Aug. der deutschen Heerführung zur Ausführung ihres Operationsplanes zu Gebote. Weitere 100000 Mann folgten unmittelbar nach. Die Ankunft der Verstärkungen wurde jedoch nicht erst abgewartet, sondern sofort die Offensivbe ergriffen.

Vor allem kam es hierbei darauf an, die linke Flanke der deutschen Armeestellung gegen die im Elsaß befindlichen feindlichen Streitkräfte zu sichern, eine Aufgabe, mit deren Lösung der Kronprinz von Preußen mit der III. Armee betraut wurde. Diese Armee hatte somit die Lauter zu überschreiten und in den Elsaß einzurücken. Zu diesem Zwecke wurde für den 4. Aug. folgende Marschdisposition erlassen:

1) Die Division Bothmer (vom bairischen Corps Hartmann) als Avantgarde dirigirt sich auf Weissenburg und sucht sich in den Besitz der Stadt zu setzen. Sie hat ihre rechte Flanke durch Entsendung eines Detachements über Wellenborn nach Bobenthal (im Thal der Zanter, eines Zuflusses der Lauter) zu sichern.

2) Die Division Walthert (vom bairischen Corps Hartmann) bricht um 4 Uhr auf und marschirt mit Umgehung von Landau über Impflingen und Bergzabern nach Ober-Otterbach ( $\frac{3}{4}$  Meilen nördlich von Weissenburg).

3) Die Cavaleriedivision Prinz Albrecht von Preußen concentrirt sich südlich Mühlheim um 6 Uhr früh und marschirt über Insheim, Kohrbach, Willigheim, Babelroth, Capellen (Dörfer westlich der Eisenbahn von Landau nach Hagenau) bis an den Otterbach, 4000 Schritte östlich von Ober-Otterbach.

4) Das 5. Corps (Generallieutenant von Kirchbach) bricht um 4 Uhr früh aus dem Bivual bei Willigheim auf und marschirt über Babelroth und Nieder-Otterbach nach Groß-Steinfeld und Kapsweyer (beide Orte nahe der vorerwähnten Bahn, 1 Meile nördlich von Weissenburg). Es formirt seine besondere Avantgarde, die bei Saint-Nemy und Worghäusel (östlich von Weissenburg) die Lauter überschreitet und auf den jenseitigen Höhen Vorposten aussetzt.

5) Das 11. Corps (Generallieutenant von Bose) bricht um 4 Uhr früh von Kohrbach auf und dirigirt sich über Steinweiler, Winden, Schaidt durch den Dienwald auf die Dienwaldhütte (an der Lauter). Es formirt seine besondere Avantgarde, die über die Lauter vordringt und auf den jenseitigen Höhen Vorposten aussetzt.

6) Das Corps Werder (Württembergischer und Badenser) marschirt auf der großen Straße nach Lauterburg, sucht sich in den Besitz dieses Ortes zu setzen und stellt auf dem jenseitigen Ufer seine Vorposten aus. (Es hatte dieses Corps bei Maxau den Rhein überschritten.)

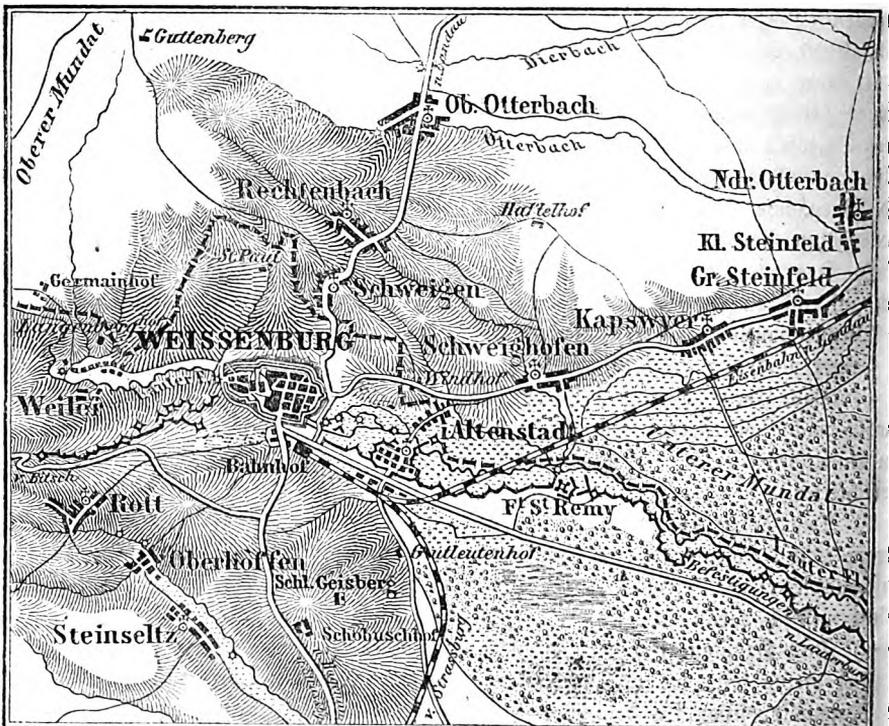
7) Das Corps von der Tann bricht um 4 Uhr auf und marschirt auf der großen Straße nach Langenlandel (an der von Landau nach Hagenau führenden Bahn, da wo sich von dieser die Seitenbahn über Wörth und Maxau nach Karlsruhe abzweigt), und bezieht westlich davon Bivuals.

8) Das Hauptquartier voraussichtlich nach Nieder-Otterbach.

Der Feind soll, wo er angetroffen wird, zurückgeworfen werden. So also lautete die Marschdisposition für den Morgen des 4. Aug. Das Corps von der Tann folgte hinter dem linken Flügel, die Cavaleriedivision Prinz Albrecht aber hinter dem rechten Flügel als Reserve.

Wir haben nunmehr die Stellung der Franzosen an der Lauter und deren Stärkeverhältnisse am Morgen des 4. Aug. ins Auge zu fassen. Marschall Mac-Mahon hatte von seinem, dem 1. Corps, schon früher die 2. Division unter dem General Douay gegen die Lauter vorgeschoben; zwei andere Divisionen dieses Corps standen bei Straß-

burg und eine bei Wörth. Im ganzen zählte die Division Douay am Gefechtsstage 4 Regimenter Infanterie und 4 Batterien, incl. 1 Mitrailleusenbatterie. Die zugetheilte Cavaleriebrigade General de Septeuil, bestehend aus dem 3. Husaren- und 11. Chasseur-regiment, scheint dagegen erst gegen Ende des Gefechtes auf dem Kampfplatze angelangt zu sein, woraus sich auch zum Theil miterklärt, daß die Franzosen über den Ammarsch und die Stärke des Gegners in der Frühe des 4. Aug. vollständig so lange im Ungewissen waren, bis sich derselbe zu beiden Seiten der Lauter in immer stärkern und zahlreichern Colonnen entwickelte, sodas sich General Douay, nachdem der Kampf einmal begonnen hatte, in seiner Stellung gefaßt und festgehalten sah. Abgesehen davon, daß es Douay somit nicht möglich war, am 3. und 4. Aug. entferntere Reconoscirungen über die Lauter hinaus vornehmen zu können, sah er sich auch außer Stande, deren Uebergänge in seiner rechten Flanke beobachten zu lassen, und erfuhr so erst am Morgen des 4. Aug., daß starke feindliche Colonnen gegen seine Stellung im Ammarsch seien. Weissenburg selbst war von den Franzosen mit 2 Bataillonen besetzt, der übrige Theil der Division Douay — nach Abzug von 2 zu den Cavaleriedivisionen abcommandirten Bataillonen noch 9 Infanteriebataillone — stand südlich von Weissenburg auf dem von der Stadt und Lauter in wirksamster Kanonenschußweite gelegenen Weisberge (oder Gaisberge) und zwar zum Theil in einem Zeltlager, zum Theil in den auf diesem Berge gelegenen Gebäulichkeiten.



Maßstab 1:100,000.

geographische Maße.

Zum bessern Verständnisse des Treffens bei Weissenburg, durch das alsbald deutscherseits dieser Krieg unter den glücklichsten Auspicien begonnen und sofort der französischen Boden betreten wurde, geben wir hier einen kurzen Ueberblick über das Gefechtsfeld.

Die Grenze zwischen der bairischen Rheinpfalz und dem Elsaß im Norden wird von Weißenburg an bis unterhalb Lauterburg zum Rhein von der zum Theil zwischen sumpfigen Ufern diesem Strome zufließenden Lauter gebildet. Längs dieses Flüsschens zogen sich einst die berühmten Weißenburger Linien hin und zwar im Westen von dieser Stadt auf der besetzten Scheerhöhe beginnend bis zu dem ebenfalls besetzten Lauterburg in einer Länge von 3 Meilen. Sie bestanden aus einer Reihe von theils geschlossenen, theils offenen Schanzen, die sich untereinander bestrichen. Das höher gelegene rechte Ufer und die durch Redouten gedeckten wenigen Uebergangspunkte gaben der Stellung nach damaligen Begriffen — die Linien wurden zu Anfang des 18. Jahrhunderts errichtet — eine starke Front. Eine Umgehung der rechten Flanke war, wegen der vielen sumpfigen Wiesen am Rheine, kaum möglich; aufwärts von Weißenburg befanden sich im obern Lauterthale bei Bobenthal und Bundenthal verschanzte Lager, und hatte man diese auch überwältigt, so würde eine Umgehung der linken Flanke doch immer große Schwierigkeiten gehabt haben. Die Aussicht vor dem rechten Flügel der Stellung wurde zwar durch den unübersehbaren Wienwald beschränkt, weshalb denselben die Franzosen in frühern Kriegen anzuzünden versucht hatten, doch war gerade dieser Theil der stärkste. Auf der hügeligen Thalsohle zwischen dem Walde und den Vogesen war damals wie auch heute noch die Annäherung weniger schwierig, weshalb hier die Franzosen zahlreiche Redouten vor diesen Theil der Lauterburger Linie gelegt hatten. Hauptstütz- und Kernpunkt der letztern war aber hier die kleine Festung Weißenburg.

Derart waren im vorigen Jahrhundert diese Linien, die noch in den großen Revolutionskriegen, namentlich am 13. Oct. 1793, eine wichtige Rolle spielten. Seit dem 1. April 1793 stand ebenfalls eine französische „Rheinarmee“ unter oft wechselnden Befehlshabern hinter dieser das westliche Rheinthal sperrenden Linie, einige ebenso ungeschickte als fruchtlose Versuche zum Entsaß von Mainz machend. General Graf Wurmsfer, welcher gegen Straßburg vordringen wollte, griff die Weißenburger Linien, die von etwa 50000 Franzosen verteidigt wurden, am 13. Oct. 1793 mit 40000 Mann an, wozu noch 12000 Preußen stoßen sollten. Diese Truppen rückten am genannten Tage in sieben Colonnen zum Angriff auf die Linien vor und zwar zum Theil auf denselben Wegezügen, auf denen am 4. Aug. 1870 die Colonnen der III. deutschen Armee sich gegen die Lauter bewegten. Die Ausführung entsprach den Erwartungen sehr unvollkommen, dennoch wurden die Linien an einzelnen Punkten gestürmt und durchbrochen, sodaß mit einbrechender Dunkelheit die Franzosen sich hinter die Mober bei Hagenau zurückzogen. Die Verbündeten zogen aus dem erlangten Vortheil wenig Nutzen, rieben ihre Kräfte in vielen kleinen Gefechten auf und sahen sich endlich von den Franzosen, welche den Entsaß von Landau im Auge hatten, selbst mit Uebermacht angegriffen. Hoche verdrängte die österreichischen Truppen bei Reichshofen, Würth und Lembach, worauf Graf Wurmsfer am 22. Dec. 1793 den Rückzug hinter die Lauter antrat und am 24. auf dem Geisberge — auf dem am 4. Aug. 1870 so blutig gekämpft wurde — Stellung nahm. Hier wurde er am 26. Dec. von Hoche mit 80000 Mann angegriffen und zog sich durch Weißenburg hinter die Lauter zurück. Der dadurch eintretende Umschwung nöthigte zur Aufhebung der Belagerung von Landau, womit der Feldzug geschlossen wurde.

Heute existiren die Weißenburger Linien nicht mehr; die Zeit und fortschreitende Bodencultur hat deren Werke bis auf wenige Reste verschwinden lassen, und ihre besetzten Flügelpunkte Lauterburg und Weißenburg haben längst jede fortificatorische Bedeutung verloren. Doch auch heute noch ist letztere Stadt mit einem alten Wall und Graben umgeben, und wenn sie auch nicht im Stande ist, der heutigen Artilleriewirkung auch nur einige Tage widerstehen zu können, so wäre sie doch bei nur einiger Vorbereitung immerhin im Stande gewesen, jedem Handstreich zu begegnen.

Der nachfolgende Gefechtsbericht bekundet zur Genüge, daß General Douay sich am 4. Aug. darauf beschränkte, Weißenburg und die nächsten Punkte an der Lauter verhältnismäßig nur schwach besetzen zu lassen, dagegen seine Hauptvertheidigung in die Position am Geisberge zu verlegen. Es sind dies die Höhen im Süden von Weißenburg zwischen der von da nach Hagenau führenden Chaussee und der mit dieser gleichlaufenden Eisenbahn. Haffel in seinem ebenso lehrreichen als anziehenden Werke „Von der Dritten Armee“\*) sagt von dieser Position: „Etagenweise schichtet sich das Terrain übereinander; es zerfällt in muldenförmige Senkungen, welche die Höhe kranzartig umgeben.“ Diese einzelnen Abschnitte boten treffliche Deckungen für die Schützenschwärme, womit die Franzosen von oben bis unten die Höhen besetzt hatten, die außerdem hier und da bewaldet und mit Hopfenpflanzungen bedeckt sind. Auf dem kleinen Bergplateau nahe an der hier vorüberführenden Chaussee nach Hagenau liegt das massiv erbaute Schloß Geisberg, ein großes Domanalgebäude mit hoher Umfassungsmauer; in unmittelbarer Nähe davon befindet sich das Gehöfte Schafbusch; beide Gebäudegruppen waren zur Vertheidigung eingerichtet und von den Franzosen zum Schlüsselpunkte ihrer Stellung ausersehen worden. Der Geisberg selbst bot den Franzosen treffliche Positionen für ihre Artillerie dar, welche von da aus ihren Schußbereich über Weißenburg, Altenstadt und die Lauter hinaus auszudehnen vermochte.

Noch haben wir des Bienwaldes zu erwähnen. Dieser sehr ansehnliche Wald bedeckt den ganzen im Norden vor der Lauter gelegenen Terrainabschnitt in meilenweiter Längen- und Breitenausdehnung und zwar von der Lauter im Süden bis zu der von Karlsruhe über Würth und Langenkandel führenden Eisenbahn im Norden, im Westen aber von der von Landau über Weißenburg führenden Bahn bis an die Wasserverzweigungen auf der linken Seite des Rheins. Zahlreiche kleinere Wasserläufe durchziehen, in westöstlicher Richtung dem Rheine zufließend, diesen Wald, zum Theil mit sumpfigen Ufern; die Hauptstraßen und die Eisenbahn führen an der westlichen und östlichen Lisière dieses Waldes über die Lauter hinaus und zwar durch Weißenburg und Lauterburg, wodurch diese einst besetzten kleinen Städte eine gewisse militärische Bedeutung, nämlich als Sperrpunkte an der nördlichen Grenze des Elsaßes erhielten. Der einst so unwegsame Bienwald ist heute durch zahlreiche Landwege zugänglicher geworden. Was ihm aber am 4. Aug. eine gewisse Bedeutung verlieh, das ist der Umstand, daß er zum großen Theil die Bewegungen der anmarschirenden deutschen Colonnen dem Auge der Franzosen verdeckte. Noch sei hier erwähnt, daß im Süden der Lauter und unmittelbar an derselben entlang eine sehr gute Straße von Lauterburg nach Weißenburg führt, welche sich von Scheibenhart in eine parallel laufende Doppelstraße spaltet. Beide Straßen gestatteten es den deutschen Colonnen am 4. Aug., die französische Stellung auf dem Geisberge in der rechten Flanke zu fassen.]

Wir haben uns nunmehr dem Gefechtszuge selbst zuzuwenden. Der Leser weiß bereits aus der früher mitgetheilten Marschdisposition für die einzelnen deutschen Colonnen, daß diese am Morgen des 4. Aug. um 4 Uhr aus ihren Bivouaks aufgebrochen waren, um sich der Lauter und der französischen Grenze zu nähern. Es mochte morgens gegen 9 Uhr sein, als der Kronprinz mit seinem Stabschef und den Offizieren des Hauptquartiers auf den Höhen von Schweigen, nördlich und nahe von Weißenburg, Stellung nahm. Die beiderseitigen Stellungen und Truppenbewegungen ließen sich von

\*) Von der Dritten Armee. Kriegergeschichtliche Skizzen aus dem Feldzuge von 1870—71 von Paul Haffel, Dozenten der Geschichte an der Universität in Berlin, zur Zeit des Krieges Berichterstatter im Hauptquartier der Dritten Armee. Mit 10 Blättern in Farbendruck nach Originalaufnahmen von Hauptmann Grafen G. von Sedendorff (Leipzig, F. A. Brodhans, 1872).

da aus gut übersehen. Gegen dieselbe Zeit fielen die ersten Schüsse auf dem deutschen rechten Flügel, wo die Avantgarde der bairischen Division Graf Bothmer auf den Feind stieß und zwar zu beiden Seiten der von Bergzabern über Rechtenbach und Schweigen nach Weissenburg führenden Chaussee. Als bald ließ General Graf Bothmer, südlich des Dorfes Schweigen, Weissenburg gegenüber, die 3 Bataillone der Avantgarde nebst einer Batterie und dem beigegebenen Chevauxlégersregiment auf den dasigen Vorhöhen des obern Mundatwalbes Gefechtsstellung nehmen. Sofort eröffnete die Artillerie ihr Feuer gegen die wenigen hier sichtbaren Soutiens und die Stadt, welche bald an mehrern Stellen brannte.

Die Division Douay war offenbar überrascht worden und mochte keine Ahnung gehabt haben von den gewaltigen Heeresmassen, welche gegen sie im Anmarsch begriffen waren, denn das Gros dieser Division war, als der Kanonendonner und das Gewehrfeuer über die Lauter herüberhallte, auf dem Plateau des Geisberges im dasigen Zeltlager noch damit beschäftigt, sein Frühstück zu bereiten; doch sah man alsbald einige Bataillone und eine Batterie sich der Lauter nähern, um zwischen Weissenburg und Altenstadt Stellung zu nehmen, wobei auch dieses Dorf besetzt wurde. Die Thore von Weissenburg waren verbarrikadirt, die Franzosen hatten nicht nur die nördliche Umfassung der Stadt sehr stark besetzt, sondern mit ihren Schützenschwärmen sich auch außerhalb derselben, insbesondere auf dem Wege nach Altenstadt aufgestellt und unterhielten ein äußerst lebhaftes Feuer. Ein Sturm auf die Stadt seitens der bairischen Division Bothmer um diese Zeit hätte die größten Opfer gefordert und würde höchst wahrscheinlich denoch zurückgewiesen worden sein, denn noch zeigten sich die Spitzen der Colonne von Kirchbach (5. Corps) nicht, welche um 4 Uhr morgens von Billigheim aufgebrochen war und sich, die Division Bothmer in deren linker Flanke cotahirend, über Nieder-Ötterbach und Kapsweyer im Anmarsch befand; die andern deutschen Colonnen waren aber um diese Zeit noch weiter von dem Gefechtsfelde entfernt, weil sie bis dahin auf den äußern Linien einen noch weitern Marsch zurückzulegen hatten. Bei solcher Lage gebot es sich von selbst, seitens der Division Bothmer im Norden von Weissenburg das Feuergefecht möglichst hinzuhalten und das Eintreffen der andern Colonnen abzuwarten. In diesem Sinne wurden denn auch seitens des Kronprinzen die bezüglichen Befehle ertheilt. Mußte es doch bei dem Charakter der Vertlichkeit und der französischen Aufstellung geboten erscheinen, Weissenburg derartig zu flankiren, daß der hierher vorgeschobenen Besatzung jede Verbindung mit dem Gros der Division Douay auf dem Geisberge abgeschnitten werden konnte.

General von Kirchbach mit dem 5. Corps hatte den Kanonendonner vor Weissenburg schon jenseit Schweighofen gehört und beeilte sich auf dem Gefechtsfelde einzutreffen. General von Sandrart mit der 9. Division, die in der vorausgegangenen Nacht vollständig concentrirt im Bivual gelegen hatte, befand sich an der Tête; vor sich hatte dieselbe als Avantgarde die 17. Infanteriebrigade, Oberst von Bothmer, bestehend aus den Regimentern 58 und 59, dann folgte die 18. Brigade, Generalmajor von Voigts-Rheg, bestehend aus dem Königs-Grenadierregiment und dem 47. Linienregiment; hinter diesen marschirte die 10. Infanteriedivision. Auf der Höhe bei Schweighofen angekommen, wo die Avantgarde nach Altenstadt abschwanken sollte, konnte sich dieselbe bereits überzeugen, daß im Thale der Lauter vor Weissenburg das Gefecht im Gange sei. Einzelne Kanonenschüsse von der Artillerie des 5. Corps verkündeten den Baiern, daß Unterstützung nahe sei. Als bald formirten sich die 17. und 18. Brigade in Gefechtsstellung und rückten gegen Altenstadt vor; die französische Besatzung räumte den Ort nach schwachem Widerstande.

Es war gegen 10 Uhr morgens, als die Avantgarde des 5. Corps die Lauter erreicht hatte, die alsbald von der Spitze derselben, dem 58. Regiment, bei der Saint-Nemy-

Mühle und Worghäufel überschritten wurde. Dasselbe formirte sich alsbald in Compagniecolonnen, um zunächst den Gutleuthof, am Fuße des Geisberges und an der Eisenbahn nach Hagenau gelegen, zu nehmen, wobei dieselben von einem heftigen Geschützfeuer der französischen Batterien auf dem Geisberge empfangen wurden. Das 59. Regiment folgte dem 58. als Unterstützung nach.

General von Kirchbach traf nunmehr folgende Dispositionen. Da der von den Baiern im Norden von Weissenburg fortgesetzte Artilleriekampf zur Genüge behundete, daß das Gefecht dort ein stehendes geworden sei, daß somit die Entscheidung im Süden der Stadt herbeigeführt werden müsse, ertheilte von Kirchbach dem Generalmajor von Voigts-Rheze den Befehl, mit der 18. Brigade (Königsgranadiere und 47. Regiment) ebenfalls über Altenstadt vorzugehen und die Lauter zu überschreiten. Während nun aber das Königs-Granadierregiment den Befehl erhielt, die Brigade Oberst von Bothmer bei ihrem Angriffe auf den Geisberg zu unterstützen, sollte nunmehr auch die Verbindung mit den im Gefecht befindlichen Baiern hergestellt werden. Zu diesem Zwecke wurden 2 Bataillone des 47. Regiments (Oberst von Burghoff) südlich der Schweighofener Straße gegen Weissenburg entsendet, gleichzeitig aber wurde eine weitere Flankirung gegen die Stadt dadurch eingeleitet, daß ein Bataillon des 58. Regiments (Oberst von Rex) Befehl erhielt, am südlichen Ufer der Lauter längs der hier hinziehenden Chaussee vorzugehen, um von Süden her Weissenburg anzugreifen. Ueber grundlose Wiesen, mehrmals die Lauter durchwatend, bewegten sich die 47er gegen die östliche Umfassung der Stadt, wobei sie einzelne Gehöfte zu nehmen hatten, die von französischen Tirailleuren, meistens Turcos, besetzt waren; am Bahnhofe, der kaum auf Flintenschußweite von der Stadt im Südosten gelegen ist, stellten die vorerwähnten Bataillone des 47. und 58. Regiments ihre Verbindung her.

„Die Ixtern“, sagt Hassel, „waren unter schweren Verlusten vorgebrungen. Der Feind hatte die Chaussee von Altenstadt bis Weissenburg stark besetzt. Das Terrain ist so ungünstig wie möglich. Tiefe Gräben laufen an der Seite der Straße, die Hecken, die sich längs derselben hinziehen, fallen in steilen Richtungen ab, Bäume und Stranckwerk dienten dem Feinde zum Versteck für seine Tirailleure. Man hatte es auch hier meistens mit Turcos und Zuaven zu thun und lernte dabei die Gefechtsweise dieser Truppen kennen. Hier lauerten sie, meist der einzelne Mann für sich, hinter einem Verhau, dort lagen sie, vereinzelt oder zu wenigen, in irgendeiner Terrainvertiefung, die sie den Blicken des anstürmenden Gegners entzog, auf dem Bauche und zielten aus weiten Entfernungen mit großer Sicherheit. Kam der deutsche Soldat näher, so eilten sie davon und setzten ihre Feuer noch im Laufen fort. Am liebsten suchten sie tiefere Gräben auf, wo sie, kakenartig zusammengekauert, den Feind erwarteten, ihm schnell mehrere Salven entgegenschickten, dann aufsprangen, um sich in dem nächsten Versteck wieder zu sammeln. Diese Kampfweise setzte sich bis vor das Altstädter (Hagenauer) Thor von Weissenburg fort, da auch die Wohnhäuser an den Wällen, längs der Lauter, von Schützen- und Tirailleurlinien besetzt gewesen waren, deren Vertreibung nur im hartnäckigsten Einzelkampfe bewirkt werden konnte.

„Während sich die 58er zum Sturm auf das Südthor sammelten, war durch die 47er Fühlung mit den Baiern hergestellt worden. Auf dem äußersten rechten Flügel des von Altenstadt aus gegen Weissenburg vorgeschickten Bataillons der 47er ging Premierlieutenant von Treschow mit fünf Zügen der 3. Compagnie auf die Schweighofener Straße los: die geschlossene Abtheilung zum Angriff vorbereitet, Schützen an der Tête, Patronillen zur Seite. Das Terrain war nicht zu übersehen, man bemerkte nicht, daß man der Stadt schon nahe sei, und gelangte plötzlich an den Stadtwall. Man hatte den sturmfreien Graben vor sich. Der Feind unterhielt zu dieser Zeit, zwischen 12 und 1 Uhr, noch

ein heftiges Gewehrfeuer aus den Schießscharten, über die Brustwehr hinweg und aus den Dächern der Häuser, auch einige Geschütze waren längs der Wälle emplaced. Vor der Front der Compagnie lag stark verbarrikadirt das Landauer Thor. In dem Garten eines der nächsten Häuser stand ein Halbzug vom 1. schlesischen Jägerbataillon unter Lieutenant von Waldow, unmittelbar daran sich anschließend eine bairische Jägercompagnie. Ein Infanterieangriff auf das Thor schien wegen der Festigkeit desselben kein Resultat zu versprechen. Als die Lage der Dinge dem Obercommando gemeldet wurde, erging der Befehl, zwei Geschütze heranzuziehen, die denn auch in wenigen Minuten das Thor sprengten. Eine bairische Infanteriecolonne, die unmittelbar nach der Sprengung des Thores und Freilegung der Zugbrücke avancirte, trat zuerst in die Stadt unter den Augen des Herzogs Eugen Erdmann von Württemberg, Generalleutenant à la Suite der preussischen Armee, der von Schweigen aus, wie er während des Gefechtes pflegte, allein an diese Stelle vorgeritten war. Mittlerweile gingen auch andere Truppentheile der bairischen Division Bothmer weiter rechts zum Sturme vor und drangen ebenfalls in die Stadt. Ungefähr gleichzeitig wurde das Südthor von den 58ern erzwungen. Major von Grönenfeld fand an der Spitze des Bataillons den Helbentod. Hauptmann von Bernick übernahm die Führung. Die Fahne wurde von drei Kugeln durchlöchert, Sergeant Deptschinski, der sie trug, tödlich getroffen. Premierlieutenant Baron ergriff darauf das Banner, und mit seiner Section vorstürmend, war er der erste, der die Stadt von dieser Seite betrat. Die französische Mannschaft, die man in Weissenburg noch vorfand, 400 Mann, meist dem 74. Regiment zugehörig, und einzelne Versprengte vom 1. Turcoregiment, die von den deutschen Soldaten aus den Vorstädten hinter die Wälle verschleucht worden waren, wurden Kriegsgefangene. Die Truppe sagte aus, daß sie gestern von Straßburg hierher befördert worden sei.“

Die schwierigste Action stand jedoch noch bevor, wir meinen die Vertreibung des Gros der Division Douay von dem Geisberge. Schon gegen 11 $\frac{1}{2}$  Uhr stand General von Voigts-Rheß mit seinen Bataillonen zum Angriff auf diese Position am Gutleuthof bereit; gleichzeitig zeigten sich nun auch die Têtes des 11. Corps. General von Bose hatte mit demselben bei der Bienwalbmühle die Lauter überschritten und seine Direction auf Schleithal genommen; dem Kanonendonner von Weissenburg her folgend, schwenkte er von erstgenanntem Orte rechts ab gegen den Geisberg. General von Bose hatte seine Artillerie an die Tête genommen, ihr folgte die 41. Brigade, Oberst Koblinski, bestehend aus dem 80. und 87. Regiment.

Das Herankommen des 11. Corps bestimmte den Kronprinzen, an General von Kirchbach den Befehl zum Angriff gegen die feindliche Stellung auf den Höhen des Geisberges zu ertheilen. Hier hatte General Douay mittlerweile seinen ursprünglich mit der Front nach Norden aufgestellten rechten Flügel hakenförmig zurückgebogen, veranlaßt durch den wahrgenommenen Anmarsch der 41. Brigade, die nicht nur durch die eingeschlagene Marschrichtung seine rechte Flanke, sondern auch seinen Rücken bedrohte. Gegen 12 Uhr trat General von Voigts-Rheß mit dem 7. oder Königs-Grenadierregiment, einem Bataillon der 47er und dem 5. Jägerbataillon seinen Vormarsch gegen den Geisberg an, und zwar unter dem den Angriff einleitenden Feuer der vorgezogenen Reserveartillerie des 11. Corps. In zwei Treffen formirt, ließ General von Voigts-Rheß die vorerwähnten Truppentheile zum Angriff schreiten, voran die Bataillone des 7. Regiments. Wir haben schon auf die Beschaffenheit und Stärke der feindlichen Stellung hingewiesen; aus den Gärten und den Hopfenfeldern auf den Vorbergen mit einem heftigen Feuer seitens der französischen Schützenlinien empfangen, erlitten die stürmenden Bataillone hier schwere Verluste. Je mehr sich dieselben dem Plateau näherten, desto heftiger wurde der Widerstand, desto empfindlicher die Verluste; die Franzosen schlugen sich mit Bravour.

Die deutschen Bataillone gelangten gegen 12<sup>1</sup>/<sub>2</sub> Uhr bis in die Nähe des Schlosses Geisberg und zu dem dahintergelegenen Hofe Schafbusch, den Schlüsselpunkten der französischen Position, und gingen nunmehr, nachdem sie sich etwas gesammelt, gegen die vorerwähnten Gebäude und ihre Vorgärten zum Angriff vor.

Von einem verheerenden Feuer aus allen Fenstern und Lücken des Gehöftes und Schlosses empfangen, benutzte der Gegner sogar ein momentanes Stutzen auf Seiten des Angreifenden, um mit einigen Compagnien des 74. Linienregiments nun selbst die Offensive zu ergreifen, wurde jedoch abgewiesen und verlor durch das feindliche Schnellfeuer viele Leute. Wie blutig hier gekämpft wurde, geht aus Hassel's Berichten über diesen Angriff in seinem Werke „Von der Dritten Armee“ hervor: „Der Führer des Füsilierbataillons vom Königs-Grenadierregiment, Major von Kaisenberg, hatte sich an die Tête gesetzt; drei Compagniechefs fielen rasch hintereinander tödlich getroffen. Noch wehte die Fahne unter den Stürmenden, aber plötzlich sinkt ihr Träger, Sergeant Heinrich, von einer Kugel durchbohrt, leblos zu Boden. Nun ergreift Major von Kaisenberg die Fahne; er hat sie kaum in die Höhe gehoben, als der Schaft durch eine Kugel zertrümmert wird; dann, wenige Secunden, und auch Kaisenberg sinkt zusammen, aus zwei Wunden blutend, an der Schulter und am Knie. Premierlieutenant Simon hebt das Banner auf, auch er wird erschossen; gleich nach ihm trifft dasselbe Geschick den Premierlieutenant Scholz. Die Fahne kommt dann in die Hände des Unteroffiziers Lorenz, der sie glücklich bis zu Ende trägt.“\*)

Es mochte gegen 1 Uhr mittags sein, als durch einen umfassenden Angriff auf die Höhe des Geisberges die Entscheidung des Tages herbeigeführt wurde. Während die Bataillone des Königs-Grenadierregiments und ein Bataillon der 47er, gefolgt von der 17. Brigade, ihren Angriff gegen das Schloß mit Ungestim fortsetzten, wurde gleichzeitig der nahe gelegene Schafbusch von dem 80. und 87. Regiment, oder der 41. Brigade des 11. Corps angegriffen. Mittlerweile war es gelungen, auch Artillerie auf die Höhe des Geisberges zu bringen, deren Feuer sich alsbald sehr wirksam gegen die Gebäulichkeiten erwies. Von allen Seiten umstellt und das Nutzlose fernern Widerstandes erkennend, capitulirte die feindliche Besatzung; gegen 400 Mann mit 15 Offizieren ergaben sich gegen 2 Uhr nachmittags als kriegsgefangen. Der französische General Abel Donat war auf dem Geisberge gefallen.

\*) Oberst von Borbstädt gibt hierüber folgende Details: „Der Fahnenstod des Füsilierbataillons wurde bei Weissenburg dergestalt in der Hand des Majors von Kaisenberg zerschmettert, daß nur Bruchstücke von einem Unteroffizier in dem Kampfgeviere gerettet werden konnten. Da somit das bis dahin stolz und hoch aufgerichtete Panier nicht mehr zu sehen war, fürchtete man, daß es verloren sei, bis es nach fast beendetem Gefechte dem Lieutenant von Salisch übergeben wurde, der es unter den Schutz seines isolirt sich sammelnden Schützenzuges nahm. Als beim Abdrücken nach dem Sammelplatze der Lieutenant von Salisch den in einem Hohlwege niedergelegten, schwerverwundeten Major von Kaisenberg traf, war dessen erste Frage, ob die Fahne gerettet sei; und als dies mit dem Bemerken bejaht wurde, daß sich die Reste der Fahne beim Schützenzuge in der Nähe befänden, äußerte er den Wunsch, ihm die Fahne auf sein Schmerzenslager zu bringen, um sie noch einmal küssen zu können. Dies geschah. Der tapfere Commandeur sah hier die Fahne seines Bataillons zum letzten male; er erlag später, fern vom Regiment, seinen schweren Wunden.

„Der Schützenzug war noch im Sammeln und Rangiren begriffen, als der Kronprinz auf dem Schlachtfelde bei Schloß Geisberg erschien und mit jubelndem Hurrah empfangen wurde. Als Lieutenant von Salisch ihm die zerschossene Fahne zeigte, nahm sie der Kronprinz, küßte sie und rief, die Fahnenreste hoch emporhaltend, zu seiner Suite sich umwendend: «Meine Herren, wahrlich ein schöner Anblick!», im Fortreiten noch ausrufend: «Das wohlverdiente Kreuz soll ihr zutheil werden!»“

Die von fast doppelter Uebermacht angegriffenen, dagegen in einer äußerst starken Position aufgestellten französischen Bataillone, von allen Seiten geworfen, zogen sich in südwestlicher Richtung über Steinseltz zurück, geschützt von dem sehr coupirten, meist bewaldeten Terrain des Hügellandes westwärts der Hagenauer Bahn, nachdem sie zur Sicherung ihres Rückzuges gegen 1½ Uhr noch einen Vorstoß gemacht hatten, der jedoch völlig mißlang. Bis zum Verschwinden des in drei Marschcolonnen abziehenden Feindes wurde derselbe noch von der auf dem Geisberge aufgefahrenen Artillerie des 5. Corps mit gutem Erfolge beschossen; die eigentliche Verfolgung aber übernahmen die Dragonerregimenter Nr. 4 und 14. Wo die Cavaleriedivision des Prinzen Albrecht von Preußen um diese Zeit sich befand, ist aus den uns vorliegenden Mittheilungen nicht ersichtlich; am 4. Aug. morgens 6 Uhr stand sie nach der Marschdisposition südlich von Mülheim und rückte dann von dort bis an den Otterbach vor. Wahrscheinlich dürfte diese in Reserve befindlich gewesene Cavalerie erst später den Befehl zum Vorrücken an die Lanter erhalten haben.

Mit Recht konnte der siegreiche Führer der III. Armee am 4. Aug. nachmittags 5 Uhr aus seinem Hauptquartier Nieder-Otterbach melden, daß ein „glänzender, aber blutiger Sieg“ von den Truppentheilen des 5. und 11. preussischen und 2. bairischen Armeecorps erfochten worden sei. Glänzend war der Erfolg des Tages, er hatte den Deutschen das erste Thor auf französischen Boden geöffnet; der Feind war aus einer starken Position geworfen und damit der Wahn der französischen Unbesiegbarkeit gebrochen worden. Norddeutsche und Süddeutsche hatten an diesem Tage in treuer Waffenbrüderschaft an Muth und Ausdauer miteinander gewetteifert, und gerade darum rief dieser erste Sieg, den die deutschen Waffen erfochten, in Gesamtdeutschland eine um so freudigere Stimmung hervor, als dadurch auch die letzten Besorgnisse vor einer französischen Invasion nach Süddeutschland verschwinden mußten.

Das Zeltlager der Division Douay sowie ein Feldgeschütz und gegen 900 unverwundete französische Gefangene waren in deutsche Hände gefallen. Die Franzosen hatten sich nicht in der besten Ordnung zurückgezogen; sie wurden bis zum Hagenauer Walde verfolgt und auf dieser Strecke zahlreiche Gefangene gemacht, die Wege aber fand man mit vielen Tornistern, Bekleidungsstücken, Ausrüstungsgegenständen, ja selbst mit Infanteriewaffen bedeckt. Auf dem Gipfel der Hügelkette hinter Schloß Geisberg, wo man das verlassene Lager der Franzosen fand, standen noch die brodelnden Feldkessel, in denen sie ihr Mittagmahl sich hatten bereiten wollen.

Aber blutig war der Sieg, welchen die deutschen Truppen errungen hatten. Einzelne Regimenter waren besonders hart mitgenommen worden; das Königs-Grenadierregiment z. B. hatte 10 Offiziere todt, 12 verwundet, unter den letztern seine sämmtlichen Stabsoffiziere. Im ganzen aber belief sich der deutsche Verlust an diesem Tage auf 20 Offiziere todt und 54 Offiziere verwundet, an Mannschaften aber waren 190 gefallen und gegen 900 verwundet worden. Unter den Verwundeten befand sich General von Kirchbach. Die Franzosen hatten, die Gefangenen mitgerechnet, fast den doppelten Verlust.

Sehr bezeichnend ist das Urtheil des Autors der Schrift „La campagne de 1870 etc.“ über das Treffen bei Weißenburg. „Mac-Mahon“, sagt derselbe, „mit dem 1. Corps das üble Beispiel nachahmend, welches bei der Aufstellung der Armee gegeben war, wies seinen 4 Divisionen, anstatt sie zu concentriren, solche Stellungen an, daß sie außer Stande waren, sich gegenseitig zu unterstützen. Den 25. Juli waren folgende Positionen durch dieses Corps besetzt: die 1. (Ducrot) vorwärts Wörth, die 2. (Douay) bei Hagenau, die 3. und 4. bei Straßburg. Die Cavalerie vor der Front (Sulz, Selz) deckte den ganzen Raum zwischen den Vogesen und dem Rhein. Der Marschall unterstützte diese Cavalerie durch isolirte Infanteriebataillone und nahm ihr dadurch ihre ganze

Beweglichkeit. Den 2. Aug. gab er der Division Douay Befehl, zur bessern Deckung der Grenze sich bei Weißenburg aufzustellen und die Stadt zu besetzen. Die Division Ducrot blieb bei Wörth. Den 3. abends war General Douay durch viele Einwohner benachrichtigt worden, daß die Preußen sich gegen die Stadt in dichten Massen bewegten. Douay theilte diese Nachrichten dem General Ducrot mit, dem der Marschall eventuell das Commando über beide Divisionen anvertraut hatte. Den andern Tag gegen 9 Uhr überraschten die Preußen durch ihren mit beträchtlichen Kräften unternommenen Angriff. Die Division Douay hatte keinen Zug Cavalerie, um sich von fern schützen zu können. Das erklärt, bis auf einen gewissen Punkt, die Pößlichkeit, mit welcher sie besiegt wurde. Dank dem waldbewachsenen Terrain, welches das linke Ufer der Lauter deckte, dank der Abwesenheit der Cavalerie auf seiten der Franzosen wurde die Division in dem Augenblicke in ihrem Lager angegriffen, wo die Soldaten im Abfuchen begriffen waren. . . . Man hielt es anfangs für eine einfache Recognoscirung. . . .“

Sämmtliche Truppen der III. Armee, die an dem Treffen bei Weißenburg theilhaftig gewesen waren, bivouacirten nach demselben auf den Anhöhen südlich der Lauter und stellten die Vorposten aus. Alle übrigen Truppen, welche noch weiter zurückgestanden hatten, und damit auch die von uns vorher erwähnte 4. Cavaleriedivision, wurden bis zum Abend an die Linie der Lauter herangezogen. Das Hauptquartier des Kronprinzen befand sich im Pfarrhause zu Schweighofen, also unweit von Weißenburg. Wir haben hier noch des combinirten Corps Werder zu erwähnen. Der Leser weiß, daß dieses Corps bei Mainz den Rhein überschritten und nach der Marschdisposition für den 4. Aug. auf der Straße nach Lauterburg sich vorbewegt hatte. Es fand diese Stadt vom Gegner unbefestigt und ging deshalb mit allen Truppen auf das südliche Ufer des Flusses, den äußersten linken Flügel der III. Armee bildend. Als bald schob von Werder eine Brigade eine Meile weit südlich bis Selz vor, suchte aber gleichzeitig mit seinem rechten Flügel die Verbindung mit dem 11. Corps auf, mit dessen Vorposten die seinigen in Anschluß gebracht wurden. Die Armee des Kronprinzen hatte somit am Abend des Gefechtsstages von Weißenburg bis Selz eine Linie von zwei starken Meilen besetzt.

Wir haben oben erwähnt, daß das 4. und 14. Dragonerregiment die Verfolgung der in der Richtung auf Hagenau zurückgehenden Franzosen übernommen hatten; erst der Hagenauer Wald gebot dieser Verfolgung Stillstand. Ueber die fernern Absichten des Marschalls Mac-Mahon hatte eine am Morgen des 5. Aug. von zwei Generalstabs-offizieren über Sulz hinaus unternommene Recognoscirung Aufschluß verschafft. Es wurde hierbei mit Gewißheit erkannt, daß Mac-Mahon im Begriff stand, seine Truppen hinter der Sauer auf den Höhen westwärts von Wörth zu concentriren. Der Schluß lag somit nahe, daß der Marschall, um die Vogesenübergänge zu decken, nochmals das Glück der Waffen versuchen werde. Der Kronprinz von Preußen war daher vollkommen in der Lage, für den neuen und diesmal wol schwierigeren und bedeutungsvollern Kampf, der seiner Armee harrte, seine Dispositionen zu treffen. Wir werden uns mit diesen letztern im folgenden Abschnitt beschäftigen.

3) Mac-Mahon über seine Stellung bei Wörth. Das Nichterscheinen des französischen 5. Corps am Tage der Schlacht. Beschreibung des Gefechtsfeldes von Wörth. Die Schlacht bei Wörth. Stellung der Franzosen. Die Marschdispositionen für die III. deutsche Armee für den 5. und 6. Aug. Der Verlauf der Schlacht. Rückzug Mac-Mahon's und dessen Verfolgung durch die deutsche Cavalerie. Die III. Armee überschreitet die Vogesen. Proclamation des Kronprinzen von Preußen. General von Werder cernirt Straßburg. Die III. und II. deutsche Armee stellen auf lothringischem Boden ihre Verbindung her.

Mac-Mahon sagt in Bezug auf die von ihm eingenommene Stellung bei Wörth in seinem Gefechtsberichte an Kaiser Napoleon: daß er, nach dem Verluste der Stellung bei

Weissenburg, die Position bei Wörth gewählt habe, um die Bahn von Straßburg nach Bitsch und Metz sowie die wichtigsten Straßen zu decken, welche Elsaß und Lothringen miteinander verbinden. Wohl gab der Marschall dadurch den Elsaß auf, dagegen war ihm für alle Fälle der Rückzug nach Lothringen gesichert, und er näherte sich dem Corps Failly, dessen äußerster rechter Flügel bei Bitsch stand. Hatte man vorher die Stärke und Bedeutung der Stellung bei Weissenburg überschätzt und infolge dessen die Division Douay isolirt, d. h. ohne Verbindungen mit andern Truppenkörpern aufgestellt, so trat nunmehr der nicht weniger nachtheilige Fall ein, daß nicht schon von Haus aus das 5. Corps Failly und zwar spätestens am 4. Aug. unter den unmittelbaren Befehl Mac-Mahon's gestellt wurde. So hatte der Marschall außer dem seinigen nur das 7. Corps des Generals Felix Douay zu seinen Befehlen, dessen 1. Division bei Kolmar stand, also in einer Entfernung von 12 Meilen. Offenbar lag die Absicht zu Grunde, mit dem 7. Corps etwaigen feindlichen Einfällen in den Oberelsaß entgegenzutreten, eine Beforgniß, welche durch die mit Umsicht eingeleiteten Demonstrationen des württembergischen Schwarzwaldbataillons am Oberrhein entstanden sein mochte.

Wäre französischerseits die Cavalerie so energisch und umsichtig verwendet worden, wie es während dieses ganzen Krieges auf deutscher Seite der Fall war, so hätte Mac-Mahon schon am 4. abends nicht in Zweifel sein können, daß er die ganze III. Armee sich gegenüber habe; schon an diesem Tage hätte er daher um alsbaldige Zuweisung des Corps Failly ersuchen müssen, wozu ihm der Telegraph offen stand. Am 5. Aug. meldete Mac-Mahon dem Kaiser, daß er die Concentration seiner Truppen bei Wörth eingeleitet habe, und am Abend desselben Tages depeeschirte der Kaiser — dem denn doch die Situation des Marschalls bedenklich erscheinen mochte — an diesen zurück, daß das Corps Failly zu seiner Verfügung gestellt werde. Noch am 5. Aug. abends sandte er an General de Failly den Befehl, sich mit dem 5. Corps auf Wörth zu bewegen. Allein statt dieses Corps erschien nur ein Theil der rechten Flügeldivision desselben unter General Lespart, und selbst dieser kam zu spät, um noch wesentlich in die Schlacht am 6. Aug. eingreifen zu können.

Eine französische Quelle gibt folgende Gründe für das Nichterscheinen des französischen 5. Corps an. General de Failly hatte den Befehl Mac-Mahon's, dem zufolge er sich sofort mit ihm verbinden sollte, am 5. Aug. abends gegen 9 Uhr erhalten. Statt nun unverweilt mit seinem Corps — die bei Saargemünd stehende Brigade ausgenommen — abzurücken, um sich mit dem 1. Corps zu verbinden, begnügte er sich, für den andern Tag einen Befehl zum Abmarsch an die 3. Division zu ertheilen. General Guyot de Lespart trat den 6. morgens den Marsch an; aber einige Stunden später schickte ihm General Failly Contreordre, welche ihm vorschrieb zu halten, weil er befürchtete, daß er von Zweibrücken her selbst angegriffen werden würde. Die Truppen befanden sich damals zu Philippsburg (1½ Meilen südöstlich von Bitsch an der Bahn nach Hagenau), höchstens zwei Meilen vom Kampfsplatze. Ein des Morgens vom Schlachtfelde von Mac-Mahon abgesandter Genieoffizier, welcher specielle Dispositionen überbrachte, traf mittags 1 Uhr in Bitsch bei Failly ein und bekam von diesem General folgenden Bescheid: Es sei eine Unmöglichkeit, die Bewegung noch auszuführen, die man von ihm verlange, sein Corps sei zerstreut, er habe eine Brigade zu Saargemünd, die könne er nicht verlassen, die Division zu Bitsch beschütze seine Artilleriereserve u. s. w. Endlich auf die Vorstellung, daß die Division Guyot de Lespart nur 4 Lieues vom Schlachtfelde sei, entschied er sich, ihr den Befehl zum weitem Vorrücken zu schicken, und so konnte sie noch einen Theil der Mac-Mahon'schen Truppen auf ihrer Flucht schützen. Wenn man erwägt, daß Kaiser Napoleon selbst das Corps Failly dem Marschall zur Verfügung gestellt hatte, und daß dieser, hierauf gestützt, demselben Befehl ertheilte, so-

fort nach Wörth abzurücken, dieser Befehl aber dennoch unausgeführt blieb, so wird man sich nicht mehr wundern dürfen, daß die französische Kriegführung von Beginn an eine so unglückliche war, noch dazu einem Feinde gegenüber, wo in Bezug auf Befehlshührung eine eiserne, einheitliche Energie herrschte. Mac-Mahon hatte vorher keinen Versuch gemacht, die Division Douay zu unterstützen; General de Failly dagegen ließ am 6. Aug. wieder den Marschall im Stiche, dem somit am Tage der Schlacht nur zu Gebote standen: das 1. Corps, oder die 1. Division General Ducrot, die 2. Division General Pellé (der an Stelle des gefallenen Generals Abel Douay getreten war), die 3. Division General Raoult, die 4. Division General Partigue; außerdem die Cavaleriedivision General Duhesme, die Reserve = Cavaleriedivision General Bonnemain. Endlich vom 7. Corps die 1. Division General Confeil-Dumesnil. Die Division Douay, oder nunmehr Pellé, war indeß decimirt und in übelster Verfassung über Hagenau bei Wörth angekommen; die 1. Division vom 7. Corps aber, welche schon am 4. Aug. abends den Befehl telegraphisch erhalten hatte, zum 1. Corps zu stoßen, gelangte infolge widersprechender Befehle und schlechter Dispositionen erst nach verschiedenen Quersfahrten an ihren Bestimmungsort.

Mac-Mahon hatte die Nachricht von dem Zurückwerfen der Division Douay bei Weißenburg noch an demselben Abend in Straßburg erhalten, von wo er am 5. Aug. mit seinem Hauptquartier nach Wörth aufbrach, um sich in seiner neuen Stellung einzurichten. Diese letztere haben wir nunmehr hier näher ins Auge zu fassen, sie wird aber dem Leser verständlicher sein, wenn wir eine kurze Skizze des Gefechtsfeldes voraussenden.



Wenn wir den vorliegenden Plan des Schlachtfeldes von Wörth näher ins Auge fassen und den Blick auf den Sauerbach richten, so werden wir aus der nachfolgenden

Gefechtsführung ersehen, daß dieser Bach während der Schlacht am 6. Aug. die Stellungen der deutschen und französischen Armee voneinander trennte. Der Sauerbach kommt im südlichen Laufe aus den Vorbergen der Vogesen, fließt bei Lembach, Wörth und Gunstett vorbei und wendet sich dann in östlicher Richtung durch den Hagenauer Wald, nahe bei Selz dem Rheine zu. Wasserreich und hier und da mit steilen Ufer-  
rändern eingefast, ist die Sauer immerhin als ein sehr wesentliches Annäherungshinder-  
niß zu betrachten, das zwar an einzelnen Stellen von der Infanterie überschritten wer-  
den, von Cavalerie und Artillerie jedoch nur auf den Brücken bei Lembach, Gersdorf,  
Wörth und Gunstett passirt werden kann. Da die westwärts des Baches gelegenen  
Höhen mit ihren Absenkungen bis dicht an den Wasserlauf herantreten und vielfach mit  
Weinpflanzungen bedeckt sind, so gestatten sie dem Vertheidiger, hier durch ein sehr wirk-  
sames Infanteriefener die Thalmulde zu beherrschen. Westlich von dem Sauerbache, auf  
eine Entfernung von circa  $\frac{3}{4}$  Stunden, fließt in ziemlich paralleler Richtung mit diesem  
der Eberbach, um dann ebenfalls mit einer Biegung nach Osten sich dem Rheine zuzu-  
wenden. Zwischen diesen beiden Wasserläufen liegen die bewaldeten Höhen, westlich von  
Wörth, auf denen Mac-Mahon für den 6. Aug. seine Aufstellung genommen hatte.

Während das Gelände am linken Ufer der Sauer flach ansteigt und in der Rich-  
tung nach der von Weissenburg über Hagenau hinführenden Straße und Eisenbahn in  
ein wellenförmiges Hügelland sich hinerstreckt, steigt der vorerwähnte Höhenzug zwischen  
der Sauer und Eber von der Thalmulde der erstern an alsbald steil und zu einem das  
östlich vorgelegene Terrain beherrschenden Höhenzuge auf, der in Verbindung mit dem  
Schlüsselpunkte Wörth nicht nur eine gute Vertheidigung, sondern auch eine freie Ueber-  
sicht des vorliegenden Geländes gestattet, sodaß am 6. Aug. die deutschen Marschbewe-  
gungen und die Anordnungen zum Gefecht den Franzosen ziemlich übersichtlich vor Augen  
lagen. Wenn der Leser sich von Langensulzbach,  $\frac{3}{4}$  Stunden nördlich von Wörth, an  
dem Nebensüßchen der Sauer, der Sulz gelegen, über Wörth nach Süden hin eine Linie  
gezogen denkt bis zu den Orten Morsbronn und Gunstett, so bezeichnet dieselbe die  
Länge der beiderseitigen Gefechtsstellungen und die äußersten Stützpunkte.

Der ziemlich ausgedehnte Ort Wörth liegt zu beiden Seiten der Sauer und am  
Fuße des früher erwähnten, hier ziemlich steil ansteigenden Höhenzuges. Ungemein gün-  
stig für die Vertheidigung sind die zahlreichen Gehöfte und Weiler, die rings um den  
Ort gelegen sind, ebenso die Gärten, Weinberge und Mauern, welche sich an den Hängen  
hinaufziehen bis zu den Waldhöhen. Was am Tage der Schlacht die Bedeutung von  
Wörth ganz besonders erhöhte, sind die zahlreichen Communicationen, welche aus dem  
nördlichen Elsaß in dem Orte zusammentreffen, auf einer steinernen Brücke über die  
Sauer und dann in ihrer Hauptrichtung über Froschweiler, Reichshofen und Niederbronn  
nach Bitsch führen. Bei Niederbronn aber zweigt sich die in südwestlicher Richtung über  
Ingweiler nach Zabern hinführende Straße ab, deren wie später noch zu gedenken haben.

Wie die Franzosen ihre Hauptstellung durch alle Mittel künstlich verstärkt hatten,  
namentlich durch zahlreiche Schützengräben, flüchtige Erdaufwürfe, Verhaue und Geschütz-  
emplacements, so insbesondere hatten dieselben die Schlüsselpunkte Wörth und Froschweiler  
zur hartnäckigsten Vertheidigung eingerichtet: die Gebäude und Mauern längs der Um-  
fassung waren crenelirt, die Straßen und Zugänge verbarrikadirt. Schon hierdurch er-  
klären sich denn auch die hartnäckigen Kämpfe um den Besitz von Wörth, das am 6. Aug.  
von den Deutschen mehreremal genommen und wieder verloren wurde.

Der Marschall Mac-Mahon sagt, wie wir schon angedeutet, in seiner Relation über  
die Schlacht an den Kaiser, daß er, nachdem er gezwungen worden sei, die Position an  
der Lauter zu räumen, die Stellung bei Wörth und Froschweiler gewählt habe, um so-  
wol die Eisenbahn nach Bitsch als auch die wichtigsten Straßenzüge zu decken, welche

den östlichen und den westlichen Abhang der Vogesen miteinander verbinden. Diesen von dem Marschall selbst angegebenen Anforderungen genügte aber die Stellung bei Wörth in strategischer Hinsicht keineswegs, wie dies denn auch die Folgen der Schlacht daselbst alsbald herausstellen; immerhin aber war sie in taktischer Hinsicht eine äußerst starke Position. Französischerseits hat man denn auch hervorgehoben: Mac-Mahon würde besser gethan haben, wenn er auf die taktischen Vortheile dieser Stellung verzichtet hätte, dafür aber darauf bedacht gewesen wäre, die Vogesenpässe mit seiner ganzen Armee methodisch zu vertheidigen.

Im ganzen hatte Mac-Mahon am 6. Aug. gegen 45000 Mann in der Stellung von Wörth versammelt. Erwägt man die ungemeine Stärke dieser Position sowie den Umstand, daß der Marschall bis zum Beginne der Schlacht auf namhafte Verstärkungen hoffte, so muß die Annahme, daß er hier dem numerisch so sehr überlegenen Gegner erfolgreichen Widerstand leisten könne, als eine vollkommen gerechtfertigte erscheinen, und zwar um so mehr, als ein Abdrängen von seiner Rückzugslinie infolge der günstigen Terrainbeschaffenheit in den Flanken seiner Stellung als unthunlich erscheinen mußte. Wohl hätte eine Bedrohung seines linken Flügels über Lembach und Langenfulzbach stattfinden können, also auf dem Wege, auf dem wir am Tage der Schlacht dem 2. bairischen Corps begegnen werden, aber hier war der Angreifende an der Entfaltung größerer Massen verhindert, auch hatte Mac-Mahon seinen linken Flügel von Froschweiler aus über Neuweiler zurückgebogen, also daselbst eine halbförmige Stellung eingenommen.

Der Marschall selbst hatte sein Hauptquartier am 5. in dem kaiserlichen Schlosse zu Froschweiler aufgeschlagen; andern Tages verlegte er dasselbe in die auf dem höchsten Punkte gelegenen Kirche dieses Ortes, von der aus man eine weite Fernsicht hat. Die Stellung, welche Mac-Mahon bis zum 6. Aug. morgens eingenommen hatte, war folgende:

In erster Linie:

Auf dem äußersten linken Flügel stand die 1. Division Ducrot, mit 13 Bataillonen die linke Flanke deckend. Die 1. Brigade hatte vor Froschweiler, die 2. Brigade westlich davon längs der Straße nach Reichshofen Stellung genommen, letztere ihren linken Flügel an den Großen Wald im Nordosten von Reichshofen gelehnt. Die Division Ducrot hatte folglich eine zurückgebogene Halbförmige Stellung mit der Front nach Neuweiler eingenommen. Letzterer Ort sowie das nördlich davon gelegene Jägerthal waren mit einem Beobachtungsposten von je 1 Compagnie besetzt.

Im Centrum befand sich die 3. Division Raoult, mit dem linken Flügel, der 1. Brigade, auf den Höhen nordöstlich von Froschweiler, zum Theil hinter schnell aufgeworfenen Erdwerken stehend, mit dem rechten Flügel aber, der 2. Brigade, zwischen Froschweiler und dem südlich davon gelegenen Elfsaßhausen postirt. Diese Division hatte Front nach dem Sauerbache und Wörth, und hatte diesen Ort stark besetzt. „Die Truppen der 2. Brigade“, sagt der Verfasser von „Der deutsche Feldzug gegen Frankreich unter dem Könige Wilhelm“, „aus 6 Bataillonen Afrikaner bestehend, beherrschten die schroffen, nach Wörth führenden Abhänge. Die Division des Centrums detachirte auch zahlreiche Truppen nach dieser Stadt. Die enge Verbindung jener Abhänge mit der Stadt machte es später den deutschen Truppen so beispiellos schwer, von der Stadt, wie überhaupt vom Thale aus unter dem furchtbaren Feuer der gedeckt an und über den Hängen massirten Feinde die steilen Wände zu erklimmen. Wenn unter Haufen von Leichen eine Stufe erreicht war, mußte durch die Feuerkraft der übrigen diese doch zu wiederholten malen verloren gehen, solange den sich opfernden Bataillonen des 5. Corps der Uebermacht gegenüber noch keine Unterstützung werden konnte.“

Auf dem rechten Flügel stand die 4. Division de Partigue. Dieselbe hatte sich in und vor dem Niederwalde, und zwar mit ihrer 1. Brigade Spachbach und Gumbert

gegenüber aufgestellt, auf den hier zu dem Sauerbache sich herabsenkenden Abhängen. Die 2. Brigade, ebenfalls aus 6 Bataillonen afrikanischer Truppen bestehend, schloß sich in der Gegend des Albrechtshäuser Hofes an die 1. an, eine etwas zurückgebogene Haltestellung längs der Straße nach Ingweiler einnehmend und den äußersten rechten Flügel an das Dorf Eberbach, am Bache gleiches Namens, anlehnend. Vor sich hatte die 2. Brigade das Dorf Morsbronn liegen, das wol darum nicht von ihr besetzt wurde, weil es in der Absicht des Marschalls lag, seine Truppenmacht soviel als thunlich zusammenzuhaltten. Dagegen wurden alle die rings um die Stellung zunächst gelegenen Orte von dem Feuer der französischen Batterien auf den rückwärts gelegenen Höhen beherrscht.

In zweiter Linie standen folgende Truppentheile:

Die bei Weißenburg geschlagene 2. Division des 1. Corps Abel Douay, nunmehr Pellé, als Reserve zwischen Elsfahausen und Reichshofen.

Die 1. Division Confeil-Dumesnil des 7. Corps (Felix Douay), die erst am Morgen des 6. Aug., kurz vor Beginn der Schlacht, mit der Bahn anlangte und in die Stellung einrückte und aus 13 Bataillonen bestand, wurde hinter dem rechten Flügel der französischen Aufstellung unweit Eberbach, also hinter der Division Partigue postirt.

Der coupirte Charakter des ohnehin für Cavalerie schwer zugänglichen Höhenzuges zwischen der Sauer und dem Eberbache gestattete eine nur sehr bedingte Verwendung dieser Waffe, weshalb dieselbe anfänglich mehr im Thale des letztgenannten Baches in Reserve gehalten wurde, die Rückzugslinie auf Reichshofen deckend. Die Cavaleriebrigade Septeuil fand ihren Platz an der Straße nach Reichshofen, die Reserve-Cavaleriedivision Bonnemain, aus 4 Kürassierregimentern bestehend, bei dem Schirllorf, die Cavaleriebrigade Michel aber hinter dem rechten Flügel.

Wir haben die Truppenbewegungen der Armee des Kronprinzen von Preußen unmittelbar nach dem Treffen bei Weißenburg angegeben und denselben nunmehr weiter zu folgen in ihrem Anmarsche gegen Wörth. Für den 5. Aug. waren folgende Marschdispositionen getroffen worden:

Wie bei Weißenburg, so bildete auch jetzt das 2. bairische Corps (Hartmann) den rechten Flügel auf der Gebirgsstraße längs des Hochwaldes nach Lembach. Ihm folgte das 1. bairische Corps (von der Tann) in Reserve und zwar links neben demselben, bis Ingolsheim vorrückend. Offenbar lag dieser Disposition die Absicht zu Grunde, sich gegen Bittsch hin sicherzustellen, denn in Lembach zweigt sich von der nach Reichshofen führenden westwärts die Straße über Stitzelbrunn nach Bittsch ab. Noch lagen nämlich Gründe zu der Annahme vor, daß das Corps de Failly seine Vereinigung mit MacMahon zu bewerkstelligen suchen werde, diese aber sollte um jeden Preis hintertrieben werden.

Das 5. Corps (von Kirchbach) rückte auf Preuschkdorf, 1 $\frac{1}{4}$  Stunden östlich von Wörth, vor, um die Straße von Sulz nach Reichshofen zu beobachten. Das 11. Corps (von Bose) erhielt seine Direction auf Sulz, eine Meile östlich von Preuschkdorf; es hatte die Aufgabe, die Straße und Eisenbahn nach Hagenau zu beobachten. Das Hauptquartier des Kronprinzen befand sich ebenfalls in Sulz. Das combinirte Corps des Generals von Werder war schon am 4. bis Sulz, eine Meile südlich von Lauterburg, vorgeschoben worden, wurde andern Tags aber in westlicher Richtung bis Aischbach näher an das 11. Corps herangezogen. Die 4. Cavaleriedivision (Prinz Albrecht) endlich erhielt ihre Stellung als Cavaleriereserve  $\frac{3}{4}$  Stunden nördlich von Sulz bei Schöneburg, zu beiden Seiten der Straße von Weißenburg nach Hagenau angewiesen.

Es lag nicht in der Absicht des Kronprinzen, schon am 6. Aug. einen Entscheidungs-

kampf aufzunehmen; es war vielmehr hierfür der 7. festgesetzt worden, denn man wollte zuvor die Corps, welche am weitesten vom Feinde entfernt waren, erst näher heranziehen, ihnen aber auch vor Beginn eines neuen Kampfes um so mehr einige Erholung gewähren, als dieselben seit dem 3. Aug. ungewöhnlich angestrengt gewesen waren. Die weitesten Märsche hatte namentlich der linke Flügel der III. Armee zurückzulegen. Die Wahrnehmungen am 5. Aug. mehrten sich jedoch, daß Mac-Mahon seine Truppen zwischen dem Sauer- und Eberbache concentrirte, und daß fortwährend von Süden her mittels der Eisenbahn Verstärkungen eintrafen.

Bei solcher Sachlage entschloß sich der Kronprinz, die Armee näher an den Sauerbach heranrücken zu lassen. Für den 6. Aug. früh morgens wurde daher eine Rechtsablenkung der III. Armee befohlen, und zwar sollte das 2. bairische und das 5. Corps dabei in den vorerwähnten Stellungen bleiben. Das 11. Corps hatte sich von Sulz in südwestlicher Richtung längs der Eisenbahn bis Hölzloch und Surburg vorzubewegen und Front gegen Guntstett zu nehmen. Das Corps Werder rückte in westlicher Richtung bis Hohweiler und Keimerweiler vor, stand somit eine halbe Meile östlich von dem 11. Corps und zwar unmittelbar hinter demselben. Hinter dieser Truppenstellung sollte das 1. bairische Corps bis Preuschdorf vorrücken, also hinter das 5. Corps, und hier als Reserve Stellung nehmen. Die 4. Cavaleriedivision hatte bis auf weiteres in Schöneburg zu bleiben; das Hauptquartier des Kronprinzen wollte auch am 6. in Sulz verweilen.

Bereits am Abend des 5. Aug. hatte General von Kirchbach die Vorposten seines Corps auf den Höhen am linken Ufer des Sauerbaches bis nahe an denselben vorgeschoben, und wie es bei kampferüsteten Armeen, die sich so nahe gegenüberstehen, zu geschehen pflegt, kam es bereits in der Nacht zu zahlreichen kleinen Plänkelleien. Weithin zu beiden Seiten des die Heere trennenden Sauerbaches loderten die Bivouacfeuer am nächtlichen Himmel empor, verkündend, daß hier gewaltige Heeresmassen zum blutigen Ringen bereit standen. Schon am 6. Aug. gegen 5 Uhr morgens eröffneten die Franzosen aus den zahlreichen Batterien an den östlichen und südlichen Abhängen des elsasshauser Niederwaldes das Feuer, während gleichzeitig das Geplänkel der Vorposten des 5. Corps mit den französischen Tirailleuren begann. Von der Ansicht geleitet, daß Mac-Mahon durch dieses Artilleriefeuer nur seinen Abzug einleiten wolle, begab sich der Vorpostencommandant des 5. Corps, General Waltherr von Monbary, nach vorwärts und ließ, um hierüber Gewißheit zu erlangen, gegen 7 Uhr morgens ein Bataillon des Füsilierregiments Nr. 37 eine Reconoscirung über Gösrdorf gegen den Sauerbach vornehmen. Das Bataillon, dessen Bewegung von den Batterien des 5. Corps gedeckt wurde, traf auf starken Widerstand und wurde zurückgezogen, um jedes größere Engagement mit dem Feinde an diesem Tage zu vermeiden, da ja für den eigentlichen Angriff erst der folgende Tag bestimmt war.

Während nun bei den französischen Generalen das Princip: am Tage der Schlacht dem Kanonendonner zuzumarschiren, weder bei Weißenburg noch bei Wörth befolgt wurde (Ducrot und de Failh), sehen wir umgekehrt diese alte Kriegsregel von den deutschen Generalen öfter allzu gewissenhaft ausgeführt. Kaum hatte nämlich General von Hartmann auf dem äußersten rechten Flügel der deutschen Stellung den Schall der Geschütze, der sich durch das Thal der Sauer fortpflanzte, vernommen, als er, um den vermeintlichen größern Angriff des Generals von Kirchbach zu unterstützen, sofort zur Offensive übergieng. Das bairische 2. Corps, voraus die Avantgarde der Division Bothmer, war nämlich im Vormarsch von Lembach nach Langensulzbach. Seine Spitzen standen kurz vor 8 Uhr morgens an dem Abschnitt des Sulzbaches und stießen hier auf die Truppen des Generals Ducrot. Alsbald entwickelte sich hier ein sehr lebhaftes Schützengesecht, in das von beiden Seiten auch die Artillerie eingriff. Die Baiern überschritten den Sulzbach und standen kurz nach 9 Uhr morgens kaum noch eine Stunde von Wörth entfernt, als ihnen die

Gewissheit wurde, daß seitens des Generals von Kirchbach das Gefecht wieder abgebrochen und nur durch eine Reconoscirung herbeigeführt worden sei. Die Division Bothmer zog sich nunmehr sechtend nach Langensulzbach zurück.

Mac-Mahon hatte sich in Folge des Kampfes vor seinem äußersten linken Flügel sofort zur Division Ducrot begeben. So ernst ihm nun auch anfänglich die Lage daselbst erscheinen mochte, so glaubte er doch bald aus dem Umstande, daß deutscherseits hier der Angriff eingestellt wurde, schließen zu dürfen, daß man es an der Sulz nur mit einer Demonstration zu thun habe, und daß der Hauptangriff im Centrum und auf dem rechten Flügel erfolgen werde. Mac-Mahon zog desserungeachtet seinen linken Flügel etwas zurück, concentrirte im übrigen seine ganze Widerstandskraft auf der Linie von Frotschweiler, Wörth, Elfsachsenhausen und Niederwald.

Der Kanonendonner aber, der von den Baiern herüberschallte, hatte den General von Kirchbach bekümmert, sein Corps in Gefechtsbereitschaft zu stellen, auch wurden jetzt die Vortruppen des 11. Corps Bese sichtbar. Das 5. Corps hatte in der Nacht bei Preuschdorf bivouacirt, starke Regen hatten die Truppen belästigt und die Wege und Felder aufgeweicht. Kirchbach zog seine Infanterie zu beiden Seiten der Straße von Preuschdorf nach Wörth bis auf die Höhe von Tiefenbach vor; im Vordertreffen die 20. Infanteriebrigade und der Rest der 10. Infanteriedivision unter General von Schmidt, in zweiter Linie die 9. Infanteriedivision unter General von Sandrart.

Bevor wir uns dem im Centrum der französischen Stellung bei Wörth entbrennenden Kampfe, den General von Walther mit dem 37. und 50. Infanterieregiment (5. Corps) eröffnete, zuwenden, wollen wir noch den Bewegungen des 11. Corps bei seinem Aufmarsch in die Gefechtslinie folgen. General von Schachtmeier befand sich mit der 21. Infanteriedivision der frühern Marschdisposition gemäß um 7 Uhr früh in Höltschloch und hörte hier den Kanonendonner von dem deutschen rechten Flügel her. Derselbe verstummte jedoch, und die Division bezog bei Höltschloch ihr Bivouac. Als jedoch der Kanonendonner aufs neue sich vernehmen ließ, setzte der General die 41. Infanteriebrigade auf Gunstett in Bewegung, welche sich am westlichen Ausgange des dastigen Waldes aufstellte, während die gesammte Artillerie der Division auf den Abhängen bei Gunstett postirt wurde. Die 22. Infanteriedivision, General von Gersdorff, welche nach der frühern Marschdisposition bei Surburg das Bivouac beziehen sollte, und die bei der für diesen Tag befohlenen Rechtschwenkung der III. Armee den weitesten Weg zurückzulegen hatte, traf erst um 9 Uhr in Surburg ein. Hier aber erhielt sie alsbald den Befehl zum weitem Vormarsch in der Richtung auf Gunstett. Zuerst rückte dahin die 43. Infanteriebrigade mit der heftigsten Divisionsartillerie, und kurze Zeit danach die 44. Infanteriebrigade und das 3. heftigste Infanterieregiment Nr. 83 ab. Nach der Entfernung des Weges dürfte die 22. Infanteriedivision erst gegen 11 Uhr morgens in der Stellung bei Gunstett angelangt sein. General von Werder, der am Morgen des 6. Aug. der frühern Disposition gemäß hinter dem 11. Corps bei Hohweiler und Keimerweiler Stellung genommen hatte, erfuhr kaum den Vormarsch dieses Corps, als er auch sofort die 2. Infanteriebrigade (von Starkloff) von der württembergischen Division (General von Obernitz) und die Cavaleriebrigade (General Graf Schéler) mit entsprechender Artillerie über Surburg nach Gunstett vorrücken ließ; die übrigen Truppen des combinirten Werder'schen Corps dagegen blieben in ihrer frühern Stellung, um für alle Fälle das Terrain im Süden nach dem Hagenauer Walde sowie die Bahn und große Straße von Hagenau her zu beobachten.

Die Vorgänge an der Sauer im Laufe des Morgens und der überaus pünktliche Aufmarsch der deutschen Truppentheile bis in die unmittelbare Nähe der feindlichen Stellung bestimmten den Kronprinzen, von seinem ursprünglichen Entschlusse, erst am 7. Aug. zum Angriff zu schreiten, abzugehen, den Kampf vielmehr am 6. aufzunehmen und demgemäß

nun seine Truppen in die Gefechtslinie vorzuziehen. Zunächst wurde der Rest der württembergischen Division Oberritz (die Infanteriebrigade Hügel) und die Division Beyer (Badenfer) nach Gunstett vorgeschoben, sodaß also hier das ganze Werder'sche Corps — mit Ausnahme eines Infanterieregiments, das unweit von Sulz zum Schutze des Hauptquartiers zurückblieb — sich concentrirte. General von der Tann aber erhielt den Befehl, den Vormarsch des 1. bairischen Corps in der Richtung auf Preuschdorf zu beschleunigen, wo es bis auf weiteres in Reserve zu bleiben hatte. Deutscherseits standen somit in erster Linie dem Feinde gegenüber das 2. bairische Corps auf dem äußersten rechten Flügel von Langensulzbach bis zum Sulzbache; im Centrum von der Sauer an über Görzdorf und Tiefenbach bis Spachbach das 5. Corps; auf dem linken Flügel endlich von letztem Orte bis Gunstett standen das 11. und combinirte Werder'sche Corps.

Wir haben erwähnt, daß General von Kirchbach, eingedenk des ursprünglichen Befehls, am 6. Aug. jedes größere Engagement zu vermeiden, das von General Walther eingeleitete Reconoscirungsgefecht hatte einstellen lassen. Indessen die Franzosen selbst beschleunigten den Beginn der Schlacht, ihre Batterien unterhielten ein ungemein lebhaftes Feuer gegen die Stellung des 5. Corps, und von Kirchbach ließ nach 10 Uhr vormittags von den Höhen am linken Ufer der Sauer aus den daselbst aufgefahrenen Batterien dieses Feuer erwidern und zwar mit einer Energie, die den Verfasser von „La campagne de 1870“ sagen läßt: „Die feindliche Artillerie wurde zahlreich und drückend durch ihre Präcision.“ General von Kirchbach hatte hier 14 Batterien, somit 84 Geschütze im Feuer.

Es zeigte sich bald, daß das heftige Feuer der französischen Artillerie zunächst den Zweck hatte, einen Vorstoß über die Sauer hinaus gegen Gunstett vorzubereiten. In der That erfolgte eine derartige Offenstübewegung gegen 10 $\frac{1}{2}$  Uhr morgens. Von den Höhen hinter Gunstett sah man um diese Zeit eine französische Brigade des Corps MacMahon nebst einigen Batterien von Morsbronn in der Richtung auf die an der Sauer gelegene Brückmühle und das Dorf Gunstett sich in Bewegung setzen. Dieser Ort war nur von einigen Compagnien des 5. Corps besetzt, während zwei Escadrons dahinterstanden. Sobald man die feindliche Absicht erkannte, erhielt die in der Nähe angekommene Avantgarde, die 41. Brigade, der 21. Infanteriedivision (11. Corps) den Befehl, Gunstett sofort zu besetzen, die Stellung am Sauerbache zu behaupten und mit dem 5. Corps in unmittelbare Verbindung zu treten. Während noch das heftigste Füßlieregiment Nr. 80 und das 1. nassauische Infanterieregiment Nr. 87, welche die vorerwähnte Avantgarde bildeten, ihre Gefechtsstellung einnahmen und auch die im Thale gelegene Brückmühle besetzten, hatten sie alsbald von dem Feuer der weittragenden Chassepots viel zu leiden, doch erwies sich schon hier die deutsche Artillerie sowol numerisch als auch durch ihr präcises Feuer der französischen überlegen. Die 21. Infanteriedivision, General von Schachtmeier, beschleunigte, von dem immer heftiger werdenden Feuer hierzu aufgefordert, ihren Vormarsch, warf zwei Bataillone als Verstärkung nach dem durch seine Lage in der deutschen Stellung so wichtigen Gunstett und entsendete drei weitere Bataillone, welche nördlich von diesem Orte Stellung nahmen. Die Franzosen richteten ihren Angriff gegen die vorerwähnte Brückmühle, um sich dieses Uebergangs über die Sauer zu bemächtigen, mußten sich aber, ohne einen Erfolg zu erreichen, nach dem elsasshauser Niederwalde zurückziehen.

Gegen 11 Uhr morgens, also kurze Zeit nachdem der Vorstoß der Franzosen auf die Brückmühle abgeschlagen worden war, ging General Kirchbach selbst zur Offenstü über, den Angriff auf Wörth befehlend, wozu ihn die Wahrnehmung bewog, daß der Widerstand der feindlichen Batterien schwächer geworden war, wie denn auch auf seinem linken Flügel jetzt immer zahlreichere Truppenkräfte vom 11. und vom Werder'schen Corps eintrafen, sodaß also seine linke Flanke nicht nur genügend geschützt war, sondern auch

von Gunstett aus in der Richtung auf Morsbronn selbst offenstb vorgegangen werden konnte, wie wir dies alsbald näher darlegen werden.

General Walther mit der 20. Infanteriebrigade (dem Fusilierregiment Nr. 37 und dem Infanterieregiment Nr. 50), welche bis dahin die Vorposten des 5. Corps gebildet hatten, eröffnete den Angriff auf Wörth. Ungeachtet die in der Nacht gefallenen heftigen Gewitterregen den Boden ungemein schwierig gemacht hatten und ein ungemein heftiges Feuer die Stürmenden empfing, die zum Theil durch den mehr als 4 Fuß tiefen Bach waten mußten, stürzten diese braven Regimenter sich mit Ungestüm auf die Umfassung von Wörth, wobei sich namentlich an der Brücke über die Sauer ein sehr hartnäckiger und für beide Theile verlustvoller Kampf entwickelte. Wir haben früher schon erwähnt, daß die Franzosen durch alle Mittel künstlicher Verstärkung Wörth in einen sehr respectablen Vertheidigungszustand gesetzt hatten; so mußte denn um den Besitz jedes Hauses und jeder Straße gekämpft werden. Nach Haffel waren die Deutschen dreimal im Besitze der Stadt, um sie dreimal wieder zu verlieren; beim Andringen wie beim Zurückweichen erlitten sie schwere Verluste durch das Gewehrfeuer der auf den Höhen hinter Wörth postirten Franzosen.

Als zwischen 11 und 12 Uhr hier der Kampf am heftigsten tobte, entschloß sich MacMahon zu einem abermaligen Offenstbstoße in der Richtung auf Gunstett, wol von der Absicht geleitet, dadurch den Angriff auf Wörth zu paralyßiren. Den ersten Vorstoß auf Gunstett hatte eine Brigade der Division Lartigue gemacht, diesmal wurde derselbe von ungleich größern Kräften, nämlich von der Division Conseil-Dumesnil und einem Theil der erstgenannten Division unternommen, und abermals von einem starken Artilleriefener eingeleitet und unterstützt. Die Franzosen schlugen sich hier mit großer Bravour und Zähigkeit, denn obgleich auch sie von der auf den Höhen von Gunstett postirten deutschen Artillerie viel zu leiden hatten und, im Bereiche des Zündnadelgewehrs angekommen, vom Schnellfeuer der Infanterie überschüttet wurden, gelangten die massirten Attaken derselben bis an die Dorfmauer von Gunstett. Zur rechten Zeit erschien noch das brave heftige Jägerbataillon Nr. 11 in der Feuerlinie, dessen Schußfertigkeit nicht wenig zur Entscheidung beitrug. Die Franzosen wurden über die Sauer zurückgeworfen, blieben aber am hohen rechten Ufer dieses Baches, längs der schützenden Lisière des elsasshauser Niederwalbes, stehen und hinderten durch ihr heftiges Feuer jeden Versuch des 80. und 87. Regiments, über die Brücke an der Brückmühle vorzubringen. Dieses Vorgehen gegen den rechten französischen Flügel sollte erst gelingen, nachdem deutscherseits hier stärkere Kräfte zur Verfügung kamen und die französische Linie auf der ganzen Front sich angegriffen sah, denn auch an das 2. bairische Corps war rechtzeitig der Befehl ergangen, aufs neue die Offensive gegen den französischen linken Flügel jenseit der Sulz zu ergreifen.

Gegen 11 Uhr morgens war der Befehlshaber des 11. Corps, von Bose, in Gunstett angekommen und beschleunigte nunmehr den Anmarsch seiner 22. Division, von Gersdorff, sowie der Corpsartillerie, um der im Gefecht begriffenen 21. Division, von Schachtmeyer, zu Hilfe zu kommen. Gegen 12 Uhr traf die 44. Brigade, Generalmajor von Schöpp, auf dem Kampfplatze ein, kurze Zeit nachher die 43. Brigade, Oberst von Konsti. Gleichzeitig näherte sich auf dem deutschen linken Flügel das von Aschbach über Hohweiler und Reimersweiler herankommende Werder'sche Corps; auf dem rechten Flügel aber rückte das Corps von der Tann zwischen dem 5. und 2. Corps heran. Damit konnte nunmehr die Offensive nicht nur gegen den französischen rechten Flügel in der Richtung auf den Albrechtshäuser Hof und Eberbach, sondern auf der ganzen Linie beginnen.

Bevor wir den nun alsbald auf der ganzen Front entbrennenden Kampf schildern, wenden wir uns einen Augenblick dem Feldherrn der III. Armee zu. Es mochte gegen

12 $\frac{1}{2}$  Uhr sein, als der Kronprinz mit seinem Stabschef auf den nächsten Höhen zwischen Tiefenbach und Wörth nahe der Chaussee und den Batterien des 5. Corps seinen Standpunkt einnahm und von da aus seine fernern Befehle ertheilte.

Bald tönte denn auch der Kanonendonner längs der ganzen Gefechtslinie. General von Gersdorff überschritt mit seiner Division den Sauerbach, um von Morsbronn her zum Angriff des französischen rechten Flügels zu schreiten; die 21. Infanteriedivision blieb bis auf weiteres diesseit der Sauer als Reserve stehen, die Artillerie beider Divisionen folgte der erstgenannten Division. General von Gersdorff traf bei Morsbronn auf starke feindliche Kräfte, die jedoch von den mit ausgezeichnete Bravour fechtenden hessischen und thüringischen Regimentern nach dem Albrechtshäuser Hofe zurückgeworfen wurden, dann aber auf ihre Verstärkungen trafen und nun den Kampf um so hartnäckiger fortsetzten, der denn auch bald zum Stehen kam.

Wir haben die Einleitung zum Sturm auf Wörth bereits geschildert. Die 20. Infanteriebrigade von Walther hatte denselben begonnen und daselbst einen sehr schwierigen Standpunkt; der Kampf in den Straßen wurde mit aller Erbitterung geführt, und erst dann gelang es, die Franzosen herauszuwerfen, als allmählich hier fast die ganze 10. Division, General von Schmidt, und zwei Regimenter der 9. Division in das Gefecht eingriffen. Es war dies gegen 1 Uhr. Zweimal machten die Franzosen den Versuch, von den dahintergelegenen Höhen Wörth wiederzunehmen, sie wurden jedoch beidemale geworfen und die blutig eroberte Stadt behauptet. Die 9. Infanteriedivision, General von Sandrart, wurde nun ganz über die Sauer gezogen, es gelang derselben alsbald, einen Theil ihrer Truppen in dem östlich von Elsfahausen die Abhänge bedeckenden Walde sich festsetzen zu lassen. Ungeachtet des bei Wörth erlangten Erfolges hatte General von Kirchbach dennoch die härteste Arbeit vor sich, wir meinen den Sturm und die Wegnahme der dahintergelegenen Höhen und des Schlüsselpunktes derselben, des Dorfes Froschweiler. Um diese Aufgabe zu lösen, war General von Kirchbach momentan nicht stark genug, auch hatte ein Theil seiner Truppen soeben bis zur Erschöpfung mit dem Feinde gerungen. Selbst aber angenommen, der General, welcher der Bravour seiner Bataillone sicher war, hätte den Sturm auf jene Höhen nach der Klüftung von Wörth durch die Franzosen sofort unternehmen wollen, so mußte ihn doch schon die Annahme, daß er hierbei ungewöhnliche Verluste erleiden würde, um so mehr davon zurückhalten, als ja von beiden Flügeln der Stellung der Kanonendonner lebhaft zu ihm herüberschallte und ihm gebot, die Folgen abzuwarten, welche die dortigen Kämpfe auf den Gang der Operationen überhaupt ausüben würden.

Diese Folgen ließen denn auch nicht lange auf sich warten. General von Bose, benachrichtigt, daß das ganze 5. Corps, von Kirchbach, nur auf den geeigneten Moment harre, um seinen Angriff auf Froschweiler zu beginnen, hatte seinerseits eine kräftige Offenstve zugesagt. Kaum war denn auch die Corpsartillerie bei ihm eingetroffen, als er das Vorgehen seines ganzen Corps gegen den rechten Flügel der Franzosen in der Richtung auf Elsfahausen anordnete. Ein Blick auf die Karte zeigt, daß beide Angriffsrichtungen der Generale von Bose und von Kirchbach sich begegnen und auf dem Plateau von Froschweiler vor dem gleichnamigen Orte zusammentreffen mußten. Unter den größten Schwierigkeiten setzte das 11. Corps seinen Angriff in dem unwegsamen elsafhäuser Niederwalde fort; die Bataillone schwärmten in dichte Schützenlinien aus, von Baum zu Baum schlug man sich oft in blutigem Handgemenge; Hessen, Thüringer und Nassauer wetteiferten hier in heldenmüthigen Anstrengungen und fanden einen vollkommen ebenbürtigen Gegner, der sich jeden Fuß breit Terrain abringen ließ.

Zwischen 1 und 2 Uhr näherte sich der Schall des Feuers von Süden, von dem Corps Bose her mehr und mehr Wörth, aber auch die Spitzen des von der Tann'schen

Corps hatten Preuschdorf bereits passirt und beschleunigten ihren Anmarsch nach der Sauer zu zwischen Örsdorf und Wörth, um sich zwischen das 2. bairische und das Corps Kirchbach in die Gefechtslinie einzuschieben. Dieses alles bestimmte nun den General von Kirchbach, nach dem Plateau von Froschweiler vorzubringen. Die posenschen Infanterieregimenter Nr. 58 und 59 (Brigade Sandrart), sowie das 47. und Königs-Grenadierregiment (Brigade Voigts-Metz) verstärkten den Angriff Kirchbach's zu beiden Seiten der Straße von Wörth nach Elsfasshausen, finden aber einen noch unerschütterten Gegner, dessen furchtbare Feuerwirkung ihnen beim Anstürmen gegen die zum Theil besetzten Höhen schwere Verluste bereitet und ihrem Vordringen auf Froschweiler halt gebietet. Doch nördlich von Wörth, nach Langensulzbach zu, also in der rechten Flanke des 5. Corps, näherte sich jetzt der Schall des Feuers in der Richtung auf Neuweiler und Froschweiler; das 2. bairische Corps, von Hartmann, voraus die 3. Division Walther, näherte sich dem hier zurückgebogenen linken Flügel der feindlichen Stellung.

Um die sehr schwierigen Angriffsbewegungen des Generals von Kirchbach in etwas zu degagiren, hatte die 21. Infanteriedivision, welche mit der 22. sich von Süden her in hartem Kampfe den Weg nach Elsfasshausen öffnete, mittlerweile den Befehl erhalten, sich Wörth theils auf der längs der Sauer hinlaufenden Straße, theils durch den anliegenden Theil des Niederwaldes zu nähern, eine Bewegung, die alsbald die Verbindung zwischen dem 11. und 5. Corps herstellte. Gegen 1½ Uhr rückte die Division Schachtmeyer, die, wie aus dem Vorgesagten folgt, auf dem rechten Flügel nach der Sauer zu stand, und die Division Gersdorff auf dem linken Flügel von Süden nach Norden durch den elsfasshauser Niederwald gegen Elsfasshausen vor, während die mittlerweile eingetroffene württembergische Cavaleriebrigade (4 Reiterregimenter) auf dem äußersten linken Flügel im Thale des Eberbaches sich aufstellte. Mit großer Zähigkeit hielten sich die Franzosen in dem auf das heftigste von der deutschen Artillerie beschossenen Dorfe, aus dem bald die Flammen emporschlugen, das aber nun gegen 2 Uhr von den Hessen, Schlesiern und Thüringern mit stürmender Hand genommen wurde. Bei dieser Gelegenheit wurde General von Bose an der Hüfte verwundet, blieb aber zu Pferde an der Spitze seines Corps.

Doch noch war das Reduit der Franzosen, das auf der äußersten Höhe, ungefähr 2000 Schritte nördlich von Elsfasshausen gelegene Dorf Froschweiler, zu nehmen, in dem sich nunmehr der letzte Widerstand Mac-Mahon's concentrirte. Nicht sowol die Verlickheit dieses Dorfes an und für sich ist es, die dieser letzten Position Mac-Mahon's eine so große Stärke verlieh und so zahlreiche Opfer verlangte; ihre Stärke beruht vielmehr in den zahlreichen Weinbergen, welche Froschweiler umgeben und meist durch Mauern voneinander getrennt sind, sodas dieselben den Schützen des Vertheidigers die besten Deckungen gewährten, den Angreifenden aber an jeder geschlossene Attacke hinderten. Hier sollte es zum Entscheidungskampfe kommen.

Um 2½ Uhr eröffnete die 19. Infanteriebrigade (vom Corps Kirchbach) auf die Weinberge bei Froschweiler den Angriff, und obwol sie von der Division Sandrart (desselben Corps) unterstützt wurde und die Truppen sich mit wahrer Todesverachtung schlugen, so gewannen sie doch nur wenig Terrain und erlitten ungeheure Verluste.\*) Die Entscheidung zu Gunsten der deutschen Waffen nahte jedoch nunmehr mit schnellen

\*) Die 19. Infanteriebrigade, oder das 1. westpreussische Grenadierregiment Nr. 6 und das 1. niederschlesische Infanterieregiment Nr. 46, hatte bei Wörth einen Verlust an Todten und Verwundeten von 2 Obersten, 2 Majoren, 9 Hauptleuten, 1 Oberstabsarzt, 38 Lieutenants und 1790 Mann, von denen der größere Theil bei dem Angriffe auf die Höhen hinter Wörth und vor Froschweiler gefallen oder verwundet worden war.

Schritten; dem nun folgenden und mit aller Wucht ausgeführten concentrischen Angriffe der III. Armee konnte Mac-Mahon, dessen Reserven fast alle ins Gefecht verwickelt waren, nur noch mit der äußersten Anstrengung für kurze Zeit widerstehen.

Mit den letzten Infanteriereserven hatte Mac-Mahon nochmals versucht, dem Vordringen des 11. Corps Schranken zu setzen. Es gelang ihm dies um so weniger, als mittlerweile auch die württembergische Infanteriebrigade von Starkloff über Günstett her eingetroffen war und ihr Einrücken in die Gefechtslinie beschleunigte. Aber auch vom 1. bairischen Corps, das, wie der Leser weiß, in beschleunigtem Anmarsch nach der Sauer hin begriffen war, hatte die 1. Division von Stephan diesen Bach und die weiter westlich gelegene Sulz überschritten und rückte alsbald, die Höhen ersteigend, gegen den östlichen Theil von Froschweiler und die dasigen Weinberge vor. Gleichzeitig, es mochte gegen 2 $\frac{1}{2}$  Uhr sein, verkündete das Feuer von Langensulzbach her, daß General von Hartmann, die Brigade von Schleich an der Spitze, mit dem 2. bairischen Corps von Norden her gegen Froschweiler vordrang, wobei beide bairische Corps alsbald in Verbindung traten. General von Obernitz aber mit dem Reste der Würtemberger dirigierte sich dem erhaltenen Befehle gemäß über Morsbronn und Eberbach nach der Straße von Froschweiler-Reichshofen, um die Rückzugslinie Mac-Mahon's zu bedrohen.

Es war 3 Uhr nachmittags, als der Kanonendonner von allen Seiten rings um die Stellung der Franzosen ertönte. Ein furchtbarer Artilleriekampf leitete den Schlusfact des blutigen Kampfes ein und ließ bald aus den Gehöften Froschweilers die Flammen herausbrechen. Nochmals machte Mac-Mahon die äußersten Anstrengungen, den Gegner zurückzuwerfen; was er an noch kampffähigen Bataillonen hat, wirft er dem 5. und 11. Corps entgegen; die Franzosen kämpfen mit todesmuthiger Bravour, aber es gelingt ihnen nicht, die mit gleicher Tapferkeit ringenden und immer dichter werdenden deutschen Reihen zurückzudrängen; diese stehen unerschütterlich fest. Von Norden, Osten und Süden schlagen die Kugeln der deutschen Batterien in die französischen Glieder, die Bataillone sind im steten Vordringen begriffen, obgleich sich das Feuer des Gegners immer intensiver entwickelt.

Mac-Mahon hatte schon früher bei dem Versuche, Elsasshausen wiederzugewinnen und den deutschen linken Flügel zurückzuwerfen, im Vereine mit seinen vordringenden Infanteriecolonnen einen Theil seiner Cavalerie, noch dazu in dem für sie so ungünstigen Terrain, unter großen Verlusten exponirt; gegen 4 Uhr nachmittags, als der Marschall seine Lage immer bedrängter werden sah und sich entschloß, den Rückzug anzutreten, ertheilte er der Cavalerie den Befehl, diesen zu decken. Die dem französischen 1. Corps zugetheilte Cavaleriedivision Duhesme und zwar die Ulanenbrigade Mansouty sowie die Kürassierbrigade Michel, im ganzen 5 Regimenter, griffen nunmehr mit wildem Ungeßüm, und sich wahrhaft für das Ganze opfernd, die von Süden, also von Elsasshausen her, gegen den Centralpunkt des Kampfes, die Stellung bei Froschweiler, vordringenden Preußen und Würtemberger an. Die Attaque der Ulanen scheint nicht über die Höhe von Elsasshausen hinausgekommen zu sein und wurde blutig zurückgewiesen; die Kürassierregimenter dagegen jagten in wildem Hoc weiter vor, kamen in ein doppeltes Feuer der Infanterie und Artillerie und fielen reihenweise, wie sie angeritten waren. Die Cavaleriebrigade Michel, welche bewundernswerthe, aber erfolglose Chargen ausgeführt, hatte sich gänzlich nutzlos geopfert: sie ließ nahezu zwei Drittheile der Reiter und Pferde auf dem Plateau liegen (vom 8. Kürassierregiment blieben von 600 Mann nur 170 übrig; die Offiziere waren fast alle todt oder verwundet), und die Rückzugslinie Mac-Mahon's war nun mehr als zuvor gefährdet. \*)

\*) Die neueste Kriegsgeschichte bietet nur noch Ein Beispiel von gleichem Todesmuth und

Kann war diese furchtbare Vernichtungsarbeit gethan, als die deutschen Truppen von allen Seiten in das halbzerstörte und noch brennende Dorf Froschweiler eindrangen. Es war dies gegen 4 Uhr nachmittags. Die französischen Truppen waren auf der ganzen Linie zurückgeworfen und flüchteten in großer Unordnung; was bei dem concentrischen Anstürme der Deutschen den Ort nicht verlassen hatte, wurde nunmehr gefangen genommen. Indem Mac-Mahon bei seinem allzu hartnäckigen Verweilen seinen auf Brau- und Widerstand gerichteten Instincten bis auf das alleräußerste nachgab, hatte er nicht begriffen, daß er dadurch seine Truppen und zugleich seine rückwärts gelegenen Positionen opferte. Seine Armee war völlig aufgelöst und zog sich aufs gerathewohl nach allen Richtungen hin, wobei sie sich noch in der überaus nachtheiligen Lage befand, die Döfilés der Vogesen unmittelbar hinter sich zu haben. Der Kampf um die Position von Froschweiler hatte große Opfer gekostet; hier ward General von Bose zum zweiten male verwundet und der Stabschef Mac-Mahon's, General Colson, an dessen Seite erschossen.

Die Armee Mac-Mahon's hatte kurz nach 4 Uhr nachmittags in voller Auslösung ihren Rückzug angetreten. Dem Marschall blieb nach dem Ausfall der Schlacht in Bezug auf die zu wählenden Rückzugslinien keine Wahl, er selbst mit einem Theil seiner Truppen wandte sich über Reichshofen nach Niederbronn, von da an aber über Ingweiler und Zabern nach Westen. Ein anderer Theil war auf Wittsch zurückgegangen und der Rest endlich war auf Hagenau zu geflohen. Zur Verfolgung des Gegners brachen alsbald auf die württembergische Cavaleriebrigade Schéler, das hessische Husarenregiment Nr. 14 und das hürmärkische Dragonerregiment Nr. 14 sowie einige reitende Batterien, und zwar in der Richtung auf Reichshofen. Wie erwähnt, war am Tage der Schlacht die Cavaleriedivision des Prinzen Albrecht (Water) bei Schöneburg — also nahezu 2 Meilen von Wörth — zurückgelassen worden. Erst am Nachmittage des 6. Aug. hatte sie Befehl erhalten, sich Wörth zu nähern; allein sie kam nicht mehr zur Verfolgung des Feindes, während es doch scheinen will, daß ein rechtzeitiges Eingreifen dieser Cavaleriedivision ein Abziehen französischer Truppentheile auf Hagenau unmöglich gemacht haben würde.

Die gesammten Streitkräfte der III. Armee bivouakirten die Nacht vom 6. zum 7. Aug. auf dem Schlachtfelde und hielten hier am 7. den wohlverdienten Masttag. Bevor wir die Verfolgung der Franzosen selbst ins Auge fassen, haben wir hier noch die beiderseitigen Verluste vom 6. Aug. sowie die Trophäen und die Beute anzuführen, welche dem Sieger in die Hände fielen.

Die preussischen und süddeutschen Truppen der III. Armee hatten an diesem Tage sehr ansehnliche Verluste erlitten, die schon darum größer als die der Franzosen sein mußten, weil sie die starken und wohlvertheidigten Positionen der letztern zu nehmen hatten. Im ganzen betrug der deutsche Verlust an Todten und Verwundeten gegen 400 Offiziere und etwas über 7000 Mann. Ueber die Zahl der Gefallenen und Verwundeten auf französischer Seite fehlen genaue Angaben; doch fielen an diesem Tage mehr als 6000 Unverwundete in die Hände des Gegners, der außerdem 2 Adler, 35 Geschütze,

gleicher Sinopferung der Cavalerie dar: wir meinen den sogenannten „Lodesritt“ der englischen Cavaleriebrigade Cardigan bei Intjerman am 25. Oct. 1854 im Thale der Tschernaja. Diese Brigade gerieth bei ihrem tollkühnen Vorritt schon bei der ersten Attacke in eine zu beiden Seiten von der russischen Artillerie und Infanterie besetzte Gasse, wurde vom feindlichen Feuer wahrhaft niedergemäht, dann von russischen Ulanen selbst angegriffen und mußte nun denselben Weg in mörderischem Feuer zurücklegen. Nur wenige Trümmer kehrten von dieser Brigade zurück, die hier mit seltenem Selbennuthe, aber gänzlich nutzlos geopfert, vorgegangen war, und selbst diese Trümmer würden ohne das rechtzeitige Eingreifen einiger Schwadronen afrikanischer Jäger nicht zurückgelehrt sein.

6 Mitrailleurseisen und zahlreiche Gewehre erbeutete. Der verfolgenden deutschen Cavalerie namentlich fielen zahlreiche Gefangene in die Hand; dieselbe erbeutete außerdem 4—500 Pferde, den Stabswagen der Division Ducrot, zahlreiche Colonnenwagen, eine Kriegskasse mit einigen hunderttausend Francs, reiche Zeltlager und Bagage aller Art, ebenso die Equipage Mac-Mahon's.

Wir folgen nunmehr den Rückzugsbewegungen des Marschalls Mac-Mahon und dem Vormarsche der III. Armee durch die Vogesen bis zur Mosel und bis zu der auf lothringischem Boden hergestellten Verbindung mit der II. deutschen Armee, welche nach dem gleichzeitigen Siege der I. deutschen Armee am 6. Aug. bei Saarbrücken und Forbach mit dieser letztern die Saarlinie überschritten und ebenfalls den französischen Boden betreten hatte.

Die Armee Mac-Mahon's befand sich nach der Schlacht in einer vollständigen Droute. Der Marschall versuchte von seinen Truppen bei Niederbronn zu sammeln, was ihm möglich war, wobei ihn der Umstand einigermaßen begünstigte, daß die 3. Division, General Guyot de Lespart, vom französischen 5. Corps de Failly, bis in die Gegend von Niederbronn vorgeückt war. General de Failly hatte diese Division, wie wir schon früher erwähnt haben, am 6. Aug. bei Philippsburg, zwei starke Meilen von Wörth, vorgehoben, doch erst gegen Abend traf sie in der besagten Stellung ein, also gerade noch zeitig genug, um die bunt durcheinandergemischten Truppentheile Mac-Mahon's aufzunehmen und den Rückzug zu decken. Mac-Mahon wies seinen Truppen als Rückzugslinien an die Straßen nach Bitsch und Zabern, die bei Niederbronn sich voneinander abzweigen. Die Reste seines rechten Flügels aber, der schon während der Schlacht durch das 11. deutsche Corps abgedrängt worden war, waren nach Süden versprengt worden und flüchteten über Hagenau und von da zum Theil nach Straßburg. Mac-Mahon selbst schlug die Straße über Ingweiler nach Zabern und Lumeville ein. Der aufgelöste Zustand seiner geschlagenen und von allem entblößten Armee verbot ihm von selbst, an eine Vertheidigung der Vogesenübergänge zu denken. Mit Recht vermied Mac-Mahon die direct in seinem Rücken liegende Rückzugslinie nach Bitsch, die ihn zwar zum 5. französischen Corps, aber auch in den Bereich der deutschen Stellung an der Saar geführt hätte, wo denn auch am 6. Aug. ebenfalls die eisernen Würfel fielen und zwar wiederum zum Nachtheil der Franzosen.

Ein angestrebter Nachtmarsch, wobei viel Material und zahlreiche Marodeurs der nachfolgenden deutschen Cavalerie in die Hände fielen, führte den Marschall mit ungefähr 15000 Mann am Morgen des 7. Aug. nach Zabern. Die Division Lespart hatte in der vorausgegangenen Nacht sich wieder auf Bitsch zu dem 5. Corps zurückgezogen; sie war gar nicht mehr zum Gefecht gekommen. Während am 7. das Hauptquartier des Kronprinzen noch in Sulz blieb, nahm die badische Cavaleriebrigade Laroche durch einen Handstreich Hagenau, machte dabei einige hundert Mann Gefangene und erbeutete reichliches Material; aber die hierher geflüchteten französischen Truppen hatten bereits sich mittels der Bahn auf Straßburg zurückgezogen.

An demselben Tage traf im Hauptquartier der III. Armee die Nachricht von dem Siege des deutschen rechten Flügels an der Saar ein, und somit wurden in demselben sofort die Dispositionen zum Vormarsch durch die Vogesen und zur Eernirung der Festung Straßburg getroffen. Das Gros der III. Armee mit dem kronprinzlichen Hauptquartier setzte sich am 8. Aug. auf derselben Straße in Bewegung, auf der Mac-Mahon mit einem Theil seiner Truppen sich nach der Mosel zurückzog; bereits am 10. befand man sich in den Défilés der Vogesen. Die nordwärts von dieser Hauptstraße befindlichen Vogesenübergänge wurden von kleinern Detachements durchzogen und

occupirt. Die kleine Feste La petite Pierre fand man vom Feinde verlassen; das feste Schloß Richtenberg aber capitulirte nach eintägigem Bombardement am 11. Aug.

Am 11. Aug. erließ der Kronprinz aus seinem Hauptquartier Petersbach (drei Meilen westlich von Ingweiler gelegen) folgenden Armeebefehl an die ihm unterstellten Truppen:  
 „Soldaten der III. Armee! Nachdem wir mit dem siegreichen Gefechte von Weißenburg die französische Grenze überschritten und darauf durch den herrlichen Sieg bei Wörth den Feind gezwungen haben, den Elsaß zu räumen, sind wir heute bereits über das Gebirge der Vogesen hinaus, weit nach Frankreich hineingedrungen und haben die Verbindung mit der I. und II. Armee erreicht, vor deren Erfolgen der Feind ebenfalls weichen mußte. Eurer bewunderungswürdigen Tapferkeit und Hingebung, eurer Ausdauer im Ertragen aller Schwierigkeiten und Anstrengungen verdanken wir die bedeutungsvollen Ereignisse. Ich danke euch im Namen des Königs von Preußen, unsers Oberfeldherrn, sowie in dem der verbündeten deutschen Fürsten, und bin stolz, mich an der Spitze eines Heeres zu befinden, welchem der Feind bisher nicht standzuhalten vermochte, und auf dessen Thaten unser deutsches Vaterland mit Bewunderung blickt.“

Wir haben schon früher auf die beabsichtigte Cernirung von Straßburg hingewiesen. Die badische Division hatte schon nach der Schlacht von Wörth den Befehl erhalten, sich gegen diese Festung zu wenden und sie zu blokiren. Damit schied diese Division aus dem seitherigen Verbande mit der III. Armee aus, dafür wurde nunmehr das 6. Corps, General von Tümpling, das seither in Oberschlesien stehen geblieben war, dieser Armee zugewiesen. Es wurde ferner um diese Zeit die 2. Cavaleriedivision des Generalleutenants Grafen von Stolberg-Wernigerode der kronprinzlichen Armee zugetheilt. An Stelle des Generalleutenants von Beyer, der bis dahin die badische Division commandirt hatte und erkrankt war, übernahm General von Werder das Commando der Cernirungstruppen, die alsbald durch andere Truppentheile, namentlich die preussische Gardelandwehrrivision unter General von Loën verstärkt wurden. Schon am 9. Aug. näherten sich die badischen Vortruppen Straßburg und begannen die Einschließung dieses Platzes. General Ulrich, der Commandant desselben, hatte eine bunt zusammengewürfelte, ungefähr 7000 Mann starke Besatzung unter seinem Befehle; die Armirung sowol als die Verproviantirung ließen viel zu wünschen übrig; die Festung entsprach nach Anlage und Ausdehnung ihrer Werke nicht mehr den Anforderungen der heutigen Kriegführung, insbesondere fehlten ihr genügend vorgeschobene Außenwerke, um durch diese die so sehr gesteigerte Wirkung des gezogenen Geschützes auf seiten des Belagerers von der Hauptumfassung und der Stadt selbst fern zu halten. Wir kommen auf die Belagerung selbst später zurück. Es sei hier noch erwähnt, daß General Ulrich sich noch vor Thorschluß jener Truppentheile entledigte, die am Tage der Schlacht von Wörth sich über Hagenau hinter die Wälle von Straßburg geflüchtet hatten und keineswegs einen guten Einfluß auf die Besatzung äußerten; sie wurden per Bahn wieder zu dem 1. französischen Corps zurückgesendet.

Wie dem linken Flügel der großen deutschen Operationsarmee das Treffen bei Weißenburg den Zugang in den Elsaß, die Schlacht bei Wörth aber die Vogesenpässe und die Straßen westwärts nach Lothringen geöffnet hatte, so hatte das Treffen bei Saarbrücken und auf den Speicherer Höhen am 6. Aug. der I. und II. deutschen Armee den Zugang in Feindesland erschlossen. Wenngleich wir die letzterwähnten Ereignisse später ausführlich zu besprechen haben, so ist es doch jetzt schon nöthig, zum bessern Verständnisse der Gesamtoperationen einige Andeutungen über den combinirten Vormarsch der drei deutschen Armeen nach der Mosel hier zu geben. Am 7. Aug. stand die I. deutsche Armee südlich von Forbach bereits auf französischem Boden; die II. Armee über-

Schritt an demselben Tage mit ihren Vortruppen die Grenze zwischen Saargemünd und Sabkirchen; der weitere Vormarsch auf dem Plateau von Lothringen erfolgte unter dem Schutze der vorausgeschickten und die Armeebewegungen dem Auge des Gegners verhüllenden Cavaleriedivisionen, deren Vorposten am 10. Aug. bis Saarunion, Tonquin, Faulquemont und Les Etanges sich ausdehnten. An demselben Tage bezog König Wilhelm sein erstes Hauptquartier auf französischem Boden in Saint-Avold, auf der Straße von Saarbrücken nach Metz, nur noch fünf Meilen von letzterem gelegen.

Am 11. Aug. war aber auch zwischen dem rechten Flügel der III. und dem linken Flügel der II. Armee die Verbindung hergestellt, indem das 2. bairische Corps, General von Hartmann, bei Diemeringen — eine Meile östlich von Saarunion — aus dem Gebirge debouchirte und alsbald Fühlung nahm mit dem linken Flügel des Prinzen Friedrich Karl, der bei der letztgenannten Stadt sich an die Saar anlehnte. Somit waren die drei deutschen Armeen nunmehr in der Lage, mit vereinter Kraft gegen Metz und die Mosellinie vorzugehen. Wir schließen hier unsern heutigen Artikel, und werden in dem nächsten die entscheidungsvollen Ereignisse an der Saar und an der Mosel schildern.

---

# Chronik der Gegenwart.

## Politische Revue.

20. Februar 1872.

Das große Ereigniß der letzten Wochen war die Kriegserklärung, welche Fürst Bismarck in der preussischen Kammer den Ultramontanen zuschleuderte, der in Folge derselben entstandene Bruch innerhalb der konservativen Partei, die Proteste der „Kreuzzeitung“, die in Aussicht genommene Fusion aller retrograden Parteien, die drohende Opposition des Herrenhauses, die schleichende, gegen den Fürsten gerichtete Hofintrigue. Schon nach dem Reichstags-Gesetze, das seine Spitze gegen den rebellischen Klerus lehrte, und als dessen Vorkämpfer der bairische Minister von Luz auftrat, konnte man über die Gesinnungen des Reichs-Lanzlers in Betreff der neukatholischen Prätexten nicht im Zweifel sein; die Verhandlungen in dem preussischen Abgeordnetenhaus zeigten, daß Fürst Bismarck nicht blos aus Gründen kühler Staatsraison, sondern mit der ganzen Energie politischer Ueberzeugung, ja wir möchten sagen mit der ganzen Wucht seines erregbaren Temperaments gegen eine Partei auftritt, deren Wühlereien, wie sie dem Geiste des Jahrhunderts widersprechen, dem preussischen Staatsleben verderblich zu werden drohen und das machtvoll aufstrebende Deutschland gleichsam von neuem anzunagen suchen.

Man mag, im Stolz auf die allgemein verbreitete Bildung der Zeit, geneigt sein, solche Gefahr zu unterschätzen; aber die kirchliche Legende selbst lehrt uns, wie verhängnisvoll ein Schwarm auch der kleinsten, unheimlichen Nagethiere werden kann. Der Bischof Hatto von Mainz mußte sich ja vor den zahllosen und unermüdblichen Verfolgern auf den Mäusethurm bei Bingen flüchten — nun, es ist Zeit, dafür zu sorgen, daß die „feste Burg“ des preussischen Staates sich nicht in einen solchen Mäusethurm verwandle!

Wol ist die Zeit vorüber, in welcher vor den Schritten eines Premierministers ein Herzogthum zitterte; aber einen preussischen Premier als Jupiter tonans zu sehen, ist ein erfreuliches Schauspiel, wenn er der Jupiter tonans einer echt Fridericianischen Politik ist. Glorreich hat er sie nach außen durchgeführt; jetzt tritt er als ihr Vorkämpfer auch gegen die innern Feinde auf. Wir wissen wohl, daß Fürst Bismarck weit entfernt ist von der Freigeisterei des großen Friedrich; aber wenn er den Schulen freies Licht und freie Luft gönnt, so hilft er doch das Werk des philosophischen Königs vollenden.

Die erste große Rede Bismarck's am 30. Jan. erschien als eine Improvisation, aber mit wohlgefügtem Gedankengange, da der Minister sich schon seit lange auf dies wichtige Thema gerüstet hatte. Man erwartete in dieser Sitzung nicht ein so entscheidendes Auftreten, denn es handelte sich nur um den Etat des Cultusministeriums; auch war die Anwesenheit des Ministers in der Kammer nur eine kurze, da er dieselbe gleich wieder verlassen mußte wegen eines Vortrags bei dem Könige. So hatte diese ganze oratorische Wetterwolke, welche sich über der Kammer mit so heftigen Schlägen entlud, den Anschein des gelegentlich Herbeigewehten; gleichwol zeigte ihre elektrische Schlagkraft, daß dieselbe sich schon lange angesammelt hatte. Die katholische und katholischrende Centrumspartei,

die sich unter den Auspicien des Abgeordneten Windthorst gebildet hatte, benutzte die Verhandlungen über den Etat des Cultusministeriums, um über die Aufhebung der katholischen Abtheilung im Cultusministerium Klage zu führen, und überhaupt die Zurücksetzung der Katholiken in Preußen, die Nichtbeachtung der Grundsätze der Parität scharf hervorzuheben. Mallinckrodt nannte die katholische Abtheilung eine Dase in der Wüste unparitätischer Behandlung, durch die Aufhebung derselben sei der Wüstenand auch über diese Dase gestreut worden. Windthorst behauptete, daß man den Katholiken in Preußen nur Luft und Wasser gönne, daß sie aber von allen höhern Staatsstellen ausgeschlossen seien, er beklagte sich über die systematische Verleumdung der Katholiken, wie sie von der Regierungspresse ausgeübt werde. Dagegen erklärte schon der Cultusminister, daß die katholische Abtheilung einen zu großen, selbständigen Einfluß ausgeübt habe, daß viele Acten, die ihm zu Gesicht gekommen seien, nur die Unterschrift ihres Directors und nicht die des Ministers getragen hätten; er werde stets „Jurist“ sein, unberechtigten Bestrebungen gegenüber unparteiisch nach links und rechts. Die mit seinem Gift reichlich versehene Rede Windthorst's aber rief den Ministerpräsidenten selbst ins Feuer und er begann gleich mit der geharnischten Erklärung, daß die Friedenswünsche des Vorredners ihrem Zwecke nicht entsprechen könnten, da seine Rede der christlichen Milde in der Beurtheilung der Gegner und der christlichen Demuth in Bezug auf die eigene Sache entbehrten. Nach einer kurzen Auseinandersetzung über die wünschenswerthe Homogenität des Ministeriums, welche bei den jetzigen Tendenzen der Centrapartei es unmöglich mache, einen Collegen katholischer Confession im Ministerrathe zu sehen, wendet sich der Fürst schlagend gegen die Bildung einer confessionellen Fraction auf politischem Boden, die er eine der ungeheuerlichsten Erscheinungen nennt, und in deren Bildung er nur die Mobilmachung einer Partei gegen den Staat erblickt. So mächtig sei diese Partei, daß sie die Wahl gänzlich unbekannter Leute, die in den Wahlkreisen niemals gesehen waren, durchsetze. Als streitbaren Führer dieser Partei begrüßt nun Bismarck ein Mitglied, das von Anfang an ungerne und mit Widerstreben der preussischen Gemeinschaft beigetreten sei, ein Mitglied, das bisher niemals durch seine Haltung und die Färbung seiner Rede bekundet habe, daß es diesen Widerwillen überwunden, und von dem er noch heute zweifelhaft sei, ob ihm die Neubildung des Deutschen Reiches willkommen, ob es in dieser Gestalt deutsche Einigung annehmen wolle, oder ob es sie lieber gar nicht gesehen hätte. Nach diesen Keulenschlägen, die auf das Haupt des mit Hannover annectirten Hrn. Windthorst niederfallen, hebt Bismarck die feindselige Tendenz aller Wahrenden und Preßerzeugnisse dieser Partei hervor, die sich nur an die Leidenschaften der untern Klasse, der Masse, wenden und sie gegen die Regierung aufregten; er macht die Erläuterung, daß sie sich stets bereitwillig Elemente aneigne, deren fortdauernder principieller Widerspruch gegen den preussischen Staat und gegen das Deutsche Reich notorisch sei, und sich mit Protestanten verstärkte, die nichts mit ihr gemein hätten als diese Feindschaft. Auch gegen die rheinbündliche bairische Presse ließ sich der Minister aufs schärfste aus; doch der Schwerpunkt seiner Rede lag wol darin, daß der Minister hervorhob, Preußen habe keine Staatsreligion und jede Einwirkung auf dogmatische Streitigkeiten liege ihm fern, jeder Confession sei freie Bewegung zu gestatten. Damit war die Rückkehr zum Princip des confessionslosen Staates ausgesprochen, der Bruch mit einer lange Jahrzehnte hindurch herrschenden Auffassung, welche dem Staate die Farbe einer bestimmten Confession ankündelte, ja die Wissenschaft zur Umkehr zwingen wollte, damit sie in den Dienst dieser Staatsreligion trete. Der Grundsatz, daß jeder auf seine Façon selig werden könne, der Grundsatz des großen Friedrich war damit wieder in seine unveräußerlichen Rechte eingesetzt. Wie mußte die Partei, aus welcher der Minister hervorgegangen war, welche jenen Grundsatz seit ihrem Bestehen bekämpft hatte, bestürzt sein über diese Improvisation eines Staatsmannes, den sie wegen seiner großen Thaten doch noch immer gern zu den Ihrigen gezählt hätte! Wie mußte ihr Befremden wachsen, wenn sie sah, daß diese großen Principien in dem Minister eben nur als Improvisation, ja gelegentlich bei der Besprechung politischer Erscheinungen und Thatsächlichkeiten zu Tage gefördert wurden! Wie mußte sie erstaunen, als sie, welche auf die Juden, Polen und Demokraten den Weltuntergang von 1848 geschoben hatte, jetzt aus dem Munde ihres frühern Parteigenossen vernahm, wie er gefunden habe, daß die Juden sich durch besondere Intelligenz

und Befähigung für staatsmännische Wirksamkeit auszeichneten. Die entschiedene Erklärung des Ministers, die Regierung könne den geistlichen Behörden nicht den dauernden Anspruch auf die Ausübung eines Theils der Staatsgewalt einräumen, verkündete bereits im voraus die Energie, mit welcher Bismarck für das Schulaufsichtsgesetz eintreten werde.

Wenn der Minister die Liberalen aller Schattirungen in dieser Frage auf seiner Seite hatte, so zeigte er, ebenso gelegentlich, wie er das Princip der Fredericianischen Toleranz für Preußen neu proclamirte, einen Respect vor parlamentarischen Majoritäten, der die Zuneigung der Linken nur befestigen konnte, während er das Befremden seiner alten Freunde und neuen Gegner vermehren mußte. Er vertheidigte die Aufhebung der katholischen Abtheilung des Cultusministeriums von einem streng verfassungsmäßigen Standpunkte. „Sobald wir in constitutionelle Formen übertraten“, sagte er, „war es meines Erachtens ganz unverträglich mit dem Grundbegriffe der Verfassung, daß die Zugehörigkeit zu gewissen politischen Rathsstellen in den Ministerberatungen von der Confession abhängig gemacht wurde. Wenn das geschehen muß, dann ist die ministerielle Verantwortlichkeit damit überhaupt nicht mehr verträglich. Entweder hat der Cultusminister eine Verpflichtung, den Ansichten seiner katholischen Räte zu folgen, und dann kann er für diesen Theil seiner amtlichen Thätigkeit verfassungsmäßig nicht mehr verantwortlich sein, oder er hat diese Verpflichtung nicht, dann ist es auch nicht erforderlich, daß diese Räte in eine besondere Abtheilung formirt werden, welche statutenmäßig einem besondern Bekennniß angehören muß. Es ist entweder eine Beschränkung der verfassungsmäßigen Verantwortlichkeit oder ein ganz nutzloses Institut, wenn der Minister schließlich sagt: ich würde euch gern gefällig sein, aber meine verfassungsmäßige Verantwortlichkeit der Mehrheit der Volksvertretung gegenüber läßt es nicht zu.“

Es konnte nicht ausbleiben, daß die früheren Freunde und jetzigen Gegner des Ministerpräsidenten ihn alsbald der Hinneigung zum Parlamentarismus und zur Majoritätsflaberei beschuldigten. Ueberhaupt brachte diese Rede alle Parteien in Gärung und bereitete zum Theil einen neuen Verzeßungsproceß derselben vor, der schon bei der Verathung über das Schulaufsichtsgesetz zu Tage trat.

Die Verathung über dieses Gesetz wurde am 8. Febr. in der Zweiten Kammer eröffnet. Schon vorher war gegen dasselbe, namentlich in den katholischen Districten Schlesiens, ein Petitionensturm organisiert, welcher in Bezug auf die Zahl der Unterschriften etwas Imponirendes hatte. Doch man kennt ja den Eifer und die Mittel einer die untern Volksschichten beherrschenden Propaganda, die auch einen parlamentarischen Peterspflanz mit Leichtigkeit zusammenzubringen weiß. Doch ebenso hatte sich aus den Beratungen der Commissionen und Fraktionen ergeben, daß die große Mehrheit des Abgeordnetenhauses den Entwurf der Regierung stützen, daß alle Schattirungen der liberalen Partei, von den Freiconservativen bis zu den Fortschrittmännern, zusammenstehen würden gegenüber den Hochconservativen, Polen und Clerikalen. Die Bedeutung des Schulaufsichtsgesetzes, das sich als eine Ausführung des Art. 23 der Verfassungsurkunde ankündigt, liegt darin, daß es die Aufsicht über alle öffentlichen und Privatunterrichts- und Erziehungsanstalten dem Staate einräumt. Alle mit dieser Aufsicht betrauten Beamten handeln nur im Auftrage des Staates. Der Verbesserungsantrag des Abgeordneten von Bonin, dem sich Lascker und Virchow ebenso anschlossen wie Bethusy und Friedenthal, wahrt in erster Linie das Recht der Gemeinde, indem er dem Gesetze den §. 3 zufügt: „Unberührt durch dieses Gesetz bleibt die den Gemeinden und deren Organen zustehende Theilnahme an der Schulaufsicht.“ Ebenso wendet sich dieser Verbesserungsantrag gegen eine Bestimmung des Gesetzes, die man als einen vom Staate ausgeübten Zwang gegen die persönliche Freiheit ansehen konnte. Der §. 2 des Gesetzes enthielt die Bestimmung, daß diejenigen Personen, welchen die bisherigen Vorschriften die Inspection über die Volksschulen zuweisen, verpflichtet seien, das Amt im Auftrage des Staates fortzuführen oder auf Erfordern zu übernehmen. Das Schulaufsichtsgesetz wurde mit der das Recht der Gemeinde währenden Verbesserung und nach Streichung dieses Passus nach der Schlußberathung am 13. Febr. mit 207 gegen 155 Stimmen angenommen.

Die Verhandlungen selbst boten ein lebhaftes dramatisches Interesse; unter den Hauptgegnern des Gesetzes zeigten sich außer Windthorst, der annectirten und herrlich gefasteten

Perle, wie die bis zur Lyrik sich versteigernde Bewunderung der Parteigenossen sich ausdrückte, vorzugsweise Reichensperger und Mallinckrodt, abgesehen von einigen enfants terribles der Partei, welche das Gelächter oder die Erbitterung der Mehrheit hervorriefen. Daß diese Partei in der Casuistik heimisch ist, darf nicht wundernehmen, und wenn der hamoverische Abgeordnete sich durch die feinsten und kühnsten Wendungen der Redekunst hervorthat, so war doch auch aus den Reden der andern Hauptsprecher jene vielgewandte Benutzung aller äußern, nur irgend nutzbar zu machenden Umstände unverkennbar, welche an die jesuitische Casuistik erinnert. Nicht blos für die Kirche wollten diese Vorkämpfer der kirchlichen Partei eintreten, nein auch für die Freiheit, welche von den Liberalen in Stiche gelassen worden sei; sie machten der Linken den Vorwurf, daß sie die Freiheit dem Bureaucratismus zum Opfer brächte und mit der Regierung auf einmal durch dick und dünn ginge. Den Ministern gegenüber bestand ihre Haupttafel darin, die Inconsequenzen nachzuweisen, deren sich dieselben als Vorkämpfer der Unabhängigkeit der Schule von der Kirche schuldig gemacht hätten. Für den Abgeordneten Reichensperger war das eine leichte Mühe, dem frühern Cultusminister gegenüber, dessen Hinterlassenschaft das Schulaufsichtsgesetz ist. Reichensperger empfahl denjenigen, welche sich für doctrinäre Erörterungen interessirten, zur Lektüre allein ein halb hundert Reden, welche der vorige Cultusminister während seiner zehnjährigen Amtsdauer über die Nothwendigkeit des Zusammenhanges zwischen Schule und Kirche gehalten hat; man könne nichts Schlagenderes und Treffenderes lesen. Er fügte hinzu, wie sehr er sich freue, daß der Gesetzentwurf als erstes Opfer seinen Erzeuger verschlungen habe; der Minister Mühler sei gefallen an seinem eigenen Abfall. Mallinckrodt aber kann es nicht unterlassen, auf die wirklich schöne Rede hinzuweisen, welche der Abgeordnete von Bismarck-Schönhausen in der Zweiten Kammer von 1849 für die christlichen Interessen des Staats gegen liberalisirende Tendenzen gehalten habe. Wenn Mallinckrodt weiterhin sagt, der Minister habe sich nicht nur Kaiser Napoleon, sondern auch einen oder den andern berühmten italienischen Staatsmann zum Muster genommen, so blieben doch diese Angriffe gegen die kühnern Ausfälle des pointenreichen Windthorst weit zurück, welcher Bismarck ohne weitere Reserve als einen vom christlichen Staate abgefallenen und die Geschäfte der Majorität führenden Minister bezeichnete und sich geberdete, als wolle er die von Bismarck aufgebene Rolle eines conservativen Staatslenkers und Vertreters des monarchischen Principis jetzt selbst übernehmen. Dann aber mit einer jener Wendungen um die ganze politische Windrose herum, mit einem Virtuosenstück der Casuistik erklärt Windthorst plötzlich, daß er, wenn der Entwurf Gesetz würde, die einzige Compensation dafür in der vollsten Unterrichtsfreiheit sehen werde!

Fürst Bismarck war hinlänglich herausgefordert worden, nicht nur um eine oratio pro domo zu halten, sondern auch um das ganze Gewicht seines Ansehens in die Wagschale dieser Frage zu werfen. Wenn ein Theil der conservativen Partei, der schon lange sich in geheimer Fronde befand, jetzt das Visir abgeworfen hatte, so trat auch Bismarck mit offenem Visir den Gegnern des Gesetzes und seiner Politik gegenüber.

In der Sitzung des Abgeordnetenhauses vom 13. Febr. betonte Fürst Bismarck, indem er sein Bedauern aussprach, von der conservativen Partei im Stiche gelassen worden zu sein, das Schulaufsichtsgesetz als eine Frage, in welcher die Regierung ihrerseits entschlossen sei, jedes constitutionelle Mittel zur Anwendung zu bringen, um sie durchzuführen. Der andauernde Beifall der Linken, welcher dieser Erklärung folgte, ging wol hervor aus der Ueberzeugung, daß dieselbe an die Adresse des Herrenhauses gerichtet sei; denn nach der heftigen Polemik, mit welcher die „Kreuzzeitung“ gegen den Minister vorging und welche denselben der Apostase von den entscheidenden Principien der Partei anklagte, darf man mit Recht erwarten, daß diese, welche im Herrenhause die Majorität bildet, das treue Festhalten an ihren Principien durch eine Verwerfung des Schulaufsichtsgesetzes bethätigen werde. Die der Regierung zu Gebote stehenden „constitutionellen“ Mittel bestehen nun in erster Linie in einem Pairschub, von welchem auch vielfach die Rede ist; doch müßte derselbe bei dem Stimmenverhältniß im Herrenhause, wenn er entscheidend sein sollte, eine so bedeutende Zahl neuer Pairs in das Haus bringen, daß dessen Pshhlognomie durchaus verändert würde. Eine Verstärkung der liberalern Richtung im Herrenhause ist allerdings in Aussicht genommen; namentlich sind einzelne Städte,

wie Dortmund und Bielefeld, welche von dem Rechte einer Vertretung im Herrenhause bisher keinen Gebrauch gemacht haben, von der Regierung aufgefordert worden, ihre Vertreter in das Haus zu senden; doch erscheint es mehr als fraglich, ob die Regierung das Herrenhaus durch ein solches immerhin gewaltsames, wiewgleich constitutionelles Mittel reformiren werde. Wie es scheint, wird man versuchen, alle nur irgend für Gründe zugänglichen Mitglieder des Hauses für ein Gesetz zu gewinnen, welches nicht der Ausfluß eines freigeistigen Liberalismus, sondern von der Staatsraison dictirt ist, um dem Einbruche außerstaatlicher Gewalten, deren geschlossene Organisation zur einschiedenen Abwehr mahnt, in das preussische Staatsleben bei Zeiten einen Damm entgegenzustellen. Da die nächste Sitzung des Herrenhauses erst Anfang März stattfinden wird, so ist der Ueberlegung seiner Mitglieder und jeder Art von persönlicher Einwirkung noch eine längere Frist gegönnt. Die Gefahr besteht nur darin, daß das Gebaren der „Neuen Preussischen Zeitung“ die Sache auf die Spitze gestellt und aus ihr eine Gewissenssache der Partei gemacht hat. Der Mahnruf „Videant consules ne quid detrimenti respublica capiat!“ wird nicht vergebens an das Herz unserer Pairs klopfen; sie sollen ja dafür Zeugniß ablegen, daß sie weder einen mit den Majoritäten gehenden Minister, noch einen confessionslosen, das heißt nach der Theorie der „Kreuzzeitung“ religionslosen, Staat wollen. Und in solches Licht hat ja dieses Blatt das Gesetz und die neue Politik des Staatsministers zu geben gewagt!

Schon in der Sitzung vom 10. Febr. hatte Fürst Bismarck den internationalen Charakter der deutschen Geislichkeit im Gegensatz gegen den nationalen der französischen, italienischen und polnischen betont, dem deutschen Clerus den Vorwurf gemacht, daß ihr Opfer die Kirche näher am Herzen liege als die Entwicklung des Deutschen Reiches, und als das Centrum hierfür Beweise verlangt, unter stürmischer Heiterkeit des Hauses erklärt: „Ich bitte Sie, meine Herren, greifen Sie doch in Ihren eigenen Busen!“ Es ist dies der durchaus nationale Charakter der Frage, welchen der Ministerpräsident hier hervorhob, und in welchem für ihn offenbar die Bedeutung des Schulaufsichtsgesetzes liegt; eine Partei, deren confessionelle Färbung sich so scharf abhebt und welche überdies sehr zweifelhafte Anhänger des neuen Reiches zu ihren Hauptvertretern zählt, gibt durch ihren Widerspruch gegen das Gesetz nur dem Minister dem Fürsten Bismarck recht, und dieser Standpunkt wird sich vielleicht auch vielen Mitgliedern des Herrenhauses einleuchtend machen lassen, die doch keineswegs gesonnen sind, das gute Recht des preussischen Staates den Interessen der Ultramontanen und den Intriguen einer welfischen Partei preiszugeben, die unter den verschiedensten Masken auftritt. Daß auch eine gegen den Fürsten gerichtete Hofintrigue eine Rolle spiele, hat derselbe deutlich zu verstehen gegeben in jener geschickten Einkleidung, die ihm stets zu Gebote steht, wenn er Thatfachen in das durchsichtige Gewand der Fabel hüllt. Seine Rede gegen den Abgeordneten Windthorst erinnerte vielfach an die Rede des Antonius in Shakespeare's „Julius Cäsar“, er setzte seinem „ehrenwerthen“ Gegner unter den fortwährenden Verclausulirungen auf das schärfste zu, und die Hartnäckigkeit, mit welcher er gerade diesen Gegner verfolgte, ließ darauf schließen, daß hierfür noch ein Grund vorliege außerhalb der parlamentarischen Kämpfe. In der That erfuhr man von einem gescheiterten Versuche, durch den Fürsten Radziwill das Ohr des Kaisers zu gewinnen im Interesse einer dem Ministerpräsidenten und dem Schulaufsichtsgesetze feindlichen Partei.

Gegenüber der Bedeutung eines Gesetzes, welches den Kampf gegen den Ultramontanismus aufnimmt und zugleich den süddeutschen Regierungen im Kampfe gegen die dort mächtigere Partei kräftig secundirt, treten die andern Arbeiten des preussischen Landtags etwas in den Hintergrund. Erfreulich ist es nur, daß die neue Kreisordnung, nach den Berathungen in den Commissionen zu schließen, Aussicht hat, von dem Abgeordnetenhause angenommen zu werden; auch über die früher streitigen Punkte, die Bildung der Amtsbezirke und die Stellung des Amtshauptmanns, sowie die Instanz für die Entscheidung von Verwaltungsstreitigkeiten scheint eine Einigung in Aussicht zu stehen.

Der Ansturm der Ultramontanen gegen den Staat ist nicht bloß in der Opposition gegen Regierungsvorlagen, er tritt in Beschwerden, in Protesten jeder Art gleichzeitig in Deutschland und in Frankreich zu Tage. In Baiern hatten Kultusminister von Luz und

Ministerpräsident von Hegnenberg am 27. Jan. einen schweren Stand in den Verhandlungen der Abgeordnetenversammlung über die Beschwerde des Bischofs von Augsburg; sie machten eine Cabinetsfrage aus der Annahme oder Ablehnung derselben, und da 76 für das Majoritätsgutachten, welches diese Beschwerde für begründet erklärte, 76 gegen dasselbe stimmten, so hing es von einer einzigen Stimme ab, ob die Minister ihre Portefeuilles zurückgaben oder nicht. Bei Stimmengleichheit war der Majoritätsauschussantrag abgelehnt. Ein kranker Abgeordneter, der Staatsanwalt Julius Müller, der vor kurzem den Fuß gebrochen hatte und sich mit seinem Gipsverbande in die Kammer bringen ließ, um gegen den Antrag zu stimmen, rettete den Ministern ihre Portefeuilles und der bairischen Abgeordnetenversammlung den Ruhm, nicht ein Werkzeug in der Hand der Ultramontanen zu sein.

Auch der Ansturm der Particularisten gegen die Reichseinheit ist gleichzeitig in München und Stuttgart gescheitert. Der Barth-Schüttinger'sche Initiativantrag betreffend die Reservatrechte erhielt am 9. Febr. in der bairischen Abgeordnetenversammlung nicht die erforderliche Majorität von zwei Dritttheilen. Außer dem Minister von Luz sprach auch der Ministerpräsident Graf Hegnenberg-Dur gegen denselben und hob besonders hervor, daß in jenem Antrage ein Versuch liege, der Entwicklung des Reiches Schranken zu setzen. Eine Hemmung derselben könne aber keine andere Folge haben, als daß Deutschland zerfalle oder sich zum Einheitsstaate umbilde. Weil aber Deutschland nicht zerfallen werde, bleibe nur die Bildung des Einheitsstaates übrig, und diesen zu verhindern sei Baierns Aufgabe. Gewiß war diese Wendung ganz geeignet, auf alle für den Pessimismus empfänglichen Gemüther zu wirken. Das Schreckgespenst, gegen welches Schüttinger und Barth anzukämpfen vorgaben, wurde nach der Behauptung des Ministers gerade durch ihren Antrag herbeibeschworen.

In Württemberg ist den Tag vorher, am 8. Febr., ein fast gleichlautender Antrag, der Antrag Desterlen in Betreff der Reservatrechte ebenfalls abgelehnt worden, namentlich infolge einer Rede des Justizministers von Wittnacht, welcher den Art. 78 der Reichsverfassung: „Diejenigen Vorschriften der Reichsverfassung, durch welche bestimmte Rechte einzelner Bundesstaaten in dem Verhältniß zur Gesamtheit festgestellt sind, können nur mit Zustimmung des berechtigten Bundesstaats abgeändert werden“, dahin interpretirte, daß nur die Zustimmung der Bevollmächtigten im Bundesrathe zu einer solchen Aenderung erforderlich sei. Der Vermittlungsantrag Sid's, der sich für motivirte Tagesordnung in der Erwartung aussprach, daß die Regierung bei Verzicht auf Sonderrechte Würtbergs in Uebereinstimmung mit den Kammern vorgehen und ein Ministerverantwortlichkeitsgesetz einbringen werde, wurde mit 79 gegen 16 Stimmen abgelehnt, der Passus über das letztere Gesetz indeß mit 80 gegen 9 Stimmen angenommen, ebenso die von der Commission in Betreff des Desterlen'schen Antrags vorgeschlagene motivirte Tagesordnung mit 60 gegen 29 Stimmen.

So sind die schwäbischen und altbairischen Particularisten in den Kammern ebenso unterlegen wie die Ultramontanen. Das tapfere Einstehen der südstaatlichen Minister für die Reichsverfassung hat selbst in der bairischen Kammer, wo es nur eine Zufallsmajorität gibt, indem beide Parteien sich mit gleicher Stärke gegenüberstehen, den Sieg davongetragen. Die officiösen preussischen Blätter schreiben diesen Sieg der bewährten Institution des Bundesrathes zu, welche die Regierungen selbst zu Trägern des einheitlichen Vorgehens mache; während eine bloß parlamentarische Centralgewalt in den einzelnen Regierungen alsbald die centrifugalen Tendenzen entbunden haben würde.

Ohne Frage liegt der Taktik der Ultramontanen in ganz Europa ein wohlberechneter Feldzugsplan zu Grunde, der je nach dem verschiedenen Terrain eine verschiedene Gestalt annimmt. In Frankreich ist er darauf gerichtet, die Regierung mit der italienischen zu versehen! Eine Monstrepetition soll die Nationalversammlung bestimmen, den französischen Gesandten nicht nach Rom, der Hauptstadt des Königreichs, zu senden — eine in den Annalen der Diplomatie bisher unerhörte Zumuthung.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

## Die deutsche Feldpost im deutsch-französischen Kriege 1870—71.

Die Geschichte jener gewaltigen Kriegereignisse, welche der frivolen Kriegserklärung Frankreichs an Preußen im Juli 1870 folgten und in dem europäischen Staatensysteme eine neue Ordnung der Dinge begründeten, kann in wahrhaft pragmatischem Sinne nur dann vollständig zum Ausdruck gebracht werden, wenn man nicht bloß aus der Vergangenheit die wirkenden Kräfte nachweist, sondern auch aus der Gegenwart jene mächtigen Factoren in Rechnung zieht, welche durch ihren Einfluß und ihre Mitwirkung zu dem Gelingen der großen Kriegesarbeit beigetragen haben. Wir zählen hierzu auf der einen Seite die gewaltige Erhebung und Entfaltung der nationalen Kraft des deutschen Volkes in der Heimat, durch Gründung großer Unterstützungs- und Pflegevereine, welche den kämpfenden Armeen den Tribut des dankbaren Nationalgeistes darbrachten, auf der andern Seite aber die zum Wirken auf den Schlachtfeldern selbst berufen gewesenen Organisationen, deren Aufgabe darin bestand, die Lebensströmung und Nervenspannung in dem Riesenskeibe des deutschen Heeres zu unterhalten. Unter diesen Organisationen nehmen die Communicationsmittel den ersten Rang ein. In dem preussischen Heerwesen hatte vornehmlich Friedrich's des Großen weise und unablässige Fürsorge das Communications-system zu höherer Ausbildung gebracht; aber erst dem Kriege von 1870—71 war es vorbehalten, wie in vielen andern Beziehungen so auch in dem Organismus der Communicationsmittel die Leistungen früherer Zeiten in Schatten zu stellen. Eine wichtige Stelle in dem Communications-system gebührt der Feldpost. Versuchen wir ihre Wirksamkeit und Leistungen in diesem Kriege näher zu beleuchten. Wir sind dabei von vornherein der Theilnahme der deutschen Nation gewiß; denn welches deutsche Herz denkt nicht bei dem Klange des Wortes „Feldpost“ der vergangenen Tage, wo ihm Feldpostbriefe den Trost der sichern Nachricht gebracht haben, wo es ihm vergönnt war, den braven Kämpfern draußen in weiter Ferne durch Feldpostbriefe die Grüße und Segenswünsche der Daheimgebliebenen zuzusenden. Gefechtschilverungen, Siegesberichte, ja selbst die letzte schmerzliche Todeskunde brachte die Feldpost. In der That, an den classischen Namen der Feldpostbriefe knüpft sich fast das ganze Gemüthsleben des deutschen Volkes aus jener so schweren und doch so erhebenden Zeit. Die Feldpost war es, welche das geistige Band zwischen Armee und Volk knüpfte und unterhielt; in der Erfüllung dieser großen Aufgabe liegt ihre eminent nationale Bedeutung.

Der Begriff „Feldpost“ ergibt sich schon aus der Wortbildung. Die Post, sonst  
Unsere Zeit. Neue Folge. VIII. 1.

ausschließlich im Dienste der Cultur und des Völkerrfriedens, muß ihre Kräfte den Bedürfnissen der ins Feld rückenden Armeen widmen, muß selbst auf die Stätten eilen, wo der furchtbare Völkerkampf ausgekämpft werden soll. Die Einrichtung der Feldposten ist modernen Ursprungs. Abgesehen von dürftigen Anfängen in den persischen Heeren (Angaroi), finden sich im Alterthume keine ähnliche Einrichtungen, selbst nicht bei den Römern, und ebenso fehlen sie im Mittelalter, wo etwa Eduard's IV. reitende Boten im schottischen Kriege (1481) und die brandenburgischen Dragonerposten zu erwähnen sind. Das erste preussische Feldpostamt wurde (1716) im vorpommerischen Kriege errichtet. Friedrich der Große bildete den Organismus der Feldpost im Siebenjährigen Kriege am weitesten aus; auf diesen Grundlagen beruht ihre Verfassung zum Theil noch heute. Die Kriegsrüstung Preußens ist bekanntlich, dem Grundsatz „Si vis pacem, para bellum“ entsprechend, bereits im Frieden bis auf die Absendung der Einberufungsordres vollendet. Das Gleiche gilt von der Feldpost. Nach der gegenwärtigen Organisation derselben, welche sich auf die Erfahrungen des Krieges von 1866 gründet, wird jedem Armeecorps ein Feldpostamt beigegeben; jede Division des Corps erhält ihre eigene Feldpostexpedition; bei Bildung verschiedener Armeen wird für jedes Armeecorps ein Armeepostamt errichtet, außerdem für das Große Hauptquartier des obersten Kriegsherrn das Feldoberpostamt. Bei einem Feldpostamte fungiren 7 Beamte, 14 Schaffner und Postillone, bei dem Feldoberpostamte 4 Beamte, 11 Schaffner und Postillone, außerdem die nöthigen Trainsoldaten. Die Feldpostanstalten führen Wagen, Pferde, Utensilien, Druckformulare und alle sonstigen Feldbequipagestücke mit sich, sodaß sie in jedem Augenblicke ihre Arbeiten zu beginnen im Stande sind. Die oberste technische Leitung des gesammten Feldpostwesens gehört der obersten Postbehörde, dem Reichs-Generalpostamte in Berlin, an.

Am 16. Juli 1870 wurde die Mobilmachung der Armee befohlen. Wenige Tage nachher, am 25. Juli 1870, war die Mobilmachung aller Feldpostanstalten vollendet; unmittelbar darauf rückten von den verschiedenen Corpsbezirken aus mit ihren Truppentheilen 3 Armeepostämter, 13 Feldpostämter und 39 Feldpostexpeditionen sowie die den General-Etappeninspectionen der verschiedenen Armeetheilen zugetheilten 3 Etappen-Postdirectionen, bald darauf auch das Feldoberpostamt an die deutschen Grenzen. Später wurden von den Feldpostämtern besondere Feldpostexpeditionen für die Avantgarden (Cavalerie divisionen) abgezweigt, ferner 2 neue Feldpostämter für das 13. und 14. Armeecorps sowie die Feldpostexpeditionen für die Landwehr- und Reserve divisionen gebildet, endlich 2 weitere Etappen-Postbehörden für die Maas- und die Südarmerie formirt, sodaß die Gesamtzahl der Feldpostanstalten sich auf 76, der Etappen-Postbehörden auf 5 belief. Außerdem war die bairische, württembergische und badische Feldpost mit ihren Truppentheilen ins Feld gerückt.

Bekanntlich erfolgte der taktische Aufmarsch der deutschen Heere an den französischen Grenzen Anfang August 1870. Die I. Armee unter Steinmetz befand sich auf dem rechten Flügel (bei Saarbrücken), die II. Armee unter dem Prinzen Friedrich Karl nahm das Centrum (in Rheinheffen) ein, die III. Armee stand unter dem Kronprinzen von Preußen auf dem linken Flügel in der Rheinpfalz und in Baden. Die Frontaufstellung erstreckte sich von Saarlouis und Sierk südlich bis Kehl und Straßburg. Im Anschlusse an diese Aufstellung richtete die Feldpost ihr Kriegscommunicationsystem ein, indem sie auf die Horizontale dieser Front die verticalen Zuführungslinien der heimathlichen Postverbindungen heranzog. Bei dem Umsturz der gesammten Friedenscommunicationen, namentlich auf den Eisenbahnen, war dies eine überaus schwierige Aufgabe. Deshalb mußten zum Theil auf längstverlassenen Straßen Posttransporte eingerichtet, zum Theil

die Güter-Aviso- und Militär-Eisenbahnzüge zu Postzwecken benutzt werden; es galt beinahe ein ganz neues Friedens-Postsystem neben den Feldposten zu errichten.

Innerhalb der Armeen und Armee-corps sowie der einzelnen Divisionen und Corps-artillerie wurden die Feldpostverbindungen mit den Transportmitteln der mobilen Feldpostanstalten hergestellt. Diese Feldpostcurse liefen an dem Hauptetappenorte der verschiedenen Armeen zusammen, welcher wiederum mit den Heimats-Postanstalten durch die Etappenposten in enger Verbindung stand. Die I. Armee richtete ihre Etappenstraße von Saarlouis über Boulay und Pange nach Corny ein, die II. Armee von Homburg in der Pfalz über Saargemünd, Groß-Tenquin nach Remilly und Pont-à-Mousson, die III. Armee nahm die Richtung auf Weissenburg, Wörth, Hagenau, Saarburg und Nancy. Aufgabe der Etappen-Postdirectionen war es nun, zwischen den letzten Grenzpostanstalten und den Hauptetappenorten der vorrückenden Armeen möglichst schnelle und regelmäßige Postverbindungen herzustellen. Hierzu bedurfte es nicht blos eines großen Aufwandes an Transportmitteln, sondern auch der Errichtung besonderer Feldpostrelais, d. i. stabiler Feldpostanstalten, welche innerhalb des feindlichen Gebietes an bestimmten Punkten Stellung zu nehmen und sowol die aus der Heimat als auch die von der Armee eintreffenden Posttransporte fortzuschaffen hatten (Etappenposten). Diese Einrichtungen wechselten mit der Lage der Etappenstraße; wurde diese von der Armee aufgegeben, so mußten auch die Relais folgen. Nicht minder beweglich waren die einzelnen Feldpostcurse, deren Richtung ausschließlich durch den Marsch der vorrückenden Corps bestimmt wurde. Erwägt man, daß beispielsweise die II. Armee vor Metz aus 7 Armee-corps bestand und für jedes Corps sich vier Curse von dem Hauptetappenorte abzweigen müssen, so ergibt sich allein für diese Armee ein System von 28 Feldpostkursen, deren Gang fortwährend geändert und dem Bedürfnisse angepaßt werden mußte. Besonders schwierig war es, den Cavaleriedivisionen, welche den Feind fortwährend umschwärmten und eine so große Bedeutung als Avantgarde in diesem Kriege erlangt haben, die Postfachen regelmäßig zuzuführen, da ihr Standort stets wechselte.

Die glorreichen Erfolge von Weissenburg und Wörth verlegten den Krieg völlig auf französischen Boden; die Loire Frankreichs war im ersten Anlaufe vernichtet und nach den furchtbaren Schlägen von Rezonville, Bionville und Gravelotte schob die deutsche Armee sich wie ein Keil zwischen die feindlichen Heere. Indem sie Bazaine in Metz festhielt, diese unbezwinglich scheinende Festung eng umschließend, warf sie zugleich Napoleon und Mac-Mahon auf Sedan zurück, in jene Caudimischen Pässe, wo das Prestige des zweiten Kaiserreiches untergehen sollte. Die I. und II. Armee legten sich vor Metz, die III. Armee sowie die aus dem Gardecorps, dem 4. und 12. sächsischen Armee-corps neu gebildete Maasarmee unter dem Kronprinzen von Sachsen wandten sich (23. Aug.) in dem für das französische Heer so verhängnisvoll gewordenen Rechtsabmarsche über Saint-Mihiel, Meneshould und Dun gegen Sedan, wo am 2. Sept. die seit Franz I. Gefangennahme bei Pavia unerhörte Katastrophe erfolgte, welche Napoleon und seine letzte Feldarmee in die Hände des Siegers überlieferte. Besamt sind der weitere Vormarsch der siegreichen deutschen Armeen gegen das „heilige“ Paris, dessen Umklammerung am 20. Sept. vollendet war, und die Einnahme von Straßburg (28. Sept.); in aller Gedächtnisse ist der Fall des jungfräulichen Metz (28. Oct.). Diese Erfolge erweiterten das Operationsgebiet der deutschen Armeen im Süden (durch General Werder's Vorrücken gegen Besançon und Dijon) und im Norden und Westen (durch die Züge der I. Armee nach der Picardie und diejenigen der II. Armee an die Loire) zu kaum gekannter Ausdehnung. Der ganze Norden Frankreichs bis Amiens und Dieppe, der ganze

Nordosten bis Diederhofen, endlich das Gebiet westlich bis Tours und Le Mans, südlich bis Dijon fiel den deutschen Heeren zu, welche nach den ruhmvollen Kämpfen an der Loire, bei Héricourt und Amiens, sowie nach Bezwingung der französischen Metropole zuletzt Gewehr beim Fuß stehen blieben, um Zuschauer des grausen Kampfes zu sein, in welchem die Grande Nation sich selbst zerfleischte.

Auf diesem weiten Occupationsgebiete hatte die deutsche Feldpost ihre Thätigkeit zu entfalten. Anfangs bewegten sich die Land-Posttransporte auf den Straßen Saarlouis-Corny, ferner Saarbrück-Remilly (Pont-à-Mousson), endlich Landau-Sulz-Hagenau. Am 1. Sept. aber wurde, nachdem die Eisenbahnstrecke Saarbrück-Remilly-Herny von deutschen Feld-Eisenbahnabtheilungen wiederhergestellt war, auf dieser Route ein ambulantes Feld-Eisenbahnpostbureau in Gang gesetzt, welches die Posten für die I. und II. Armee überbrachte; ebenso gelang es, die Eisenbahn von Hagenau (später von Straßburg) nach Saarburg für den Feldpostdienst der III. Armee nutzbar zu machen. Als die Katastrophe von Sedan eine entscheidende Wendung in die Operationen der deutschen Heere brachte, eilte der Generalpostdirector Stephan von Berlin nach dem Kriegsschauplatz, um die Organisation der Feldpostverbindungen den veränderten Verhältnissen entsprechend zu regeln und zugleich die Vorbereitungen für Einrichtung des Landespostdienstes ins Werk zu setzen. Er schuf sogleich eine neue Schnellverbindung für das Große Hauptquartier des Oberfeldherrn, welches sich damals in dem berühmten Rothschilb'schen Landstüze Ferrières bei Lagny befand, indem er auf der Route-Imperiale über Bar-le-Duc, Châlons, Eprenay und Meaux am 13. Sept. einen Kurierpostkurs zwischen Remilly und Ferrières mit 15 Stationen errichtete, mittels dessen eine Strecke von 46 Meilen Landweges in 30 Stunden zurückgelegt und durch welchen unter Zuhilfenahme der Eisenbahn Berlin-Remilly die etwa 150 Meilen betragende Entfernung zwischen Berlin und Ferrières auf 70 Stunden Zeit abgekürzt wurde — ein glänzendes Resultat, wenn man erwägt, daß unsere Väter die brieflichen Nachrichten von den Siegen bei La Rothière und Fère-Champenoise erst nach 14 Tagen erhielten. Nicht minder wichtig war die gleich darauf ins Werk gesetzte Postverbindung für die um Paris aufgestellte Cernirungsarmee durch Einrichtung der sogenannten Cirkelpost, welche, von Lagny beginnend, die Orte Gonesse, Margency, Saint-Germain-en-Laye, Versailles, Corbeil berührte. So wurde für die deutschen Corps, das 12., 4., Gardecorps, 5., 6., 11. Armeecorps, sowie für die süddeutschen Heereskörper während der ganzen Belagerungsperiode ein ununterbrochener Postkurs hergestellt, welcher die Verbindung zwischen den einzelnen Corps in hohem Grade erleichterte. Auf diesem Wege, von Lagny aus, wurde auch jene bekannte Reichstagsdeputation Mitte December von der Feldpost nach Versailles befördert.

Die Etappenpoststraße der Maasarme mußte anfänglich auf dem sehr beschwerlichen, fast 40 Meilen langen Landweg von Pont-à-Mousson über Saint-Mihiel, Clermont, Sedan, Rheims, Fismes, Neuilly, Nanteuil-le-Haudouin nach Dammartin gelegt werden. Man denke, daß diese Straße durch die Défilés an der Maas und im Argonnerwalde, bei der Festung Verdun vorbei, sowie durch die unsichern, von Franc-tireurs wimmelnden Departements Meuse, Aisne und Dife führte, man vergegenwärtige sich auf solchen Wegen eine Fahrt mit einer Postcolonne von sieben bis zehn Wagen, hoch bepackt mit Säcken voll Feldpostcorrespondenz, unter Escorte von Soldaten aller möglichen deutschen Truppentheile, die Führer in stetem Kampfe gegen die widerwilligen französischen Fuhrleute, welche die Transporte zu leisten hatten, dazu die Unbilden der Witterung, den Haß der fanatischen Bevölkerung, welche stets bereit war, die Colonne aufzuheben und zu vernichten, und man wird dann ein Bild jener deutschen Feldpostfahrten erhalten, welches in unserer hochentwickelten Zeit Scenen aus der Völkerwanderung erneuert. Gleichwol trafen die ersehnten Feldpostbriefe, wenn nicht Unfälle vorgekommen waren, regelmäßig

an dem Ziele der Reise, Dammartin, ein; meist am Abende spät noch empfing das Hauptquartier der Maasarmee in Margency vor Paris die wichtigen berliner Depeschen und die Zeitungen.

Nicht minder schwierig war die Organisation der Postverbindungen für Werder's in stetem Vormarsche nach Süden begriffene Armeedivision. Die Etappenpoststraße für letztere wurde von Blainville über Epinal nach Vesoul und Gray gelegt; hier waren die unwirthlichen Vogesen zu passiren, und oft war es bei der steten Beunruhigung seitens des Feindes unmöglich, Werder's Hauptquartier mit den Posttransporten zu erreichen; bisweilen mußten sogar die vorgeschobenern Feldpostrelais (Gray, Vesoul) zurückgezogen werden, bis nach Doubaix's Vernichtung auch auf diesem Terrain größere Sicherheit und Regelmäßigkeit im Gange der Feldposten durch Eröffnung der Bahnstrecke Blainville-Epinal-Gray gewonnen wurde.

Vorher schon hatte die Instandsetzung der Straßburg-Pariser Eisenbahn durch die deutschen Feldbahnabtheilungen die Communicationen für die III. Armee sowie für das Große Hauptquartier erheblich gebessert. Der Fall der Festung Toul (am 23. Sept.) eröffnete den Eisenbahnweg nach Paris zunächst bis Rantouil, Mitte October aber bis Lagny, und statt der bisher über Sturzacker (bei Toul) geführten Landposttransporte wurden nunmehr ambulante Feld-Eisenbahnpostbureaux bis fünf Meilen vor Paris, nach Lagny, geführt, welche im Anschlusse an die Eisenbahnzüge Berlin-Frankfurt-Straßburg einen directen und unaufgehaltenen Postverkehr von der Heimat bis zu den Vorposten der deutschen Cernirungsarmee vermittelten. Die Entfernung von Berlin bis Lagny (Versailles) wurde dadurch auf 60 Stunden, für den Kurier des Großen Hauptquartiers sogar auf 54 Stunden, Zeit abgekürzt. Die Landkurierpost war natürlich dadurch entbehrlich geworden.

Von der großen Haupttroute Straßburg-Lagny zweigten sich nach den Hauptquartieren der einzelnen Armeen und Armeecorps Feldpostcurse ab, welche nach Lage der Verhältnisse entweder auf Landstraßen oder auf den deutschseits wieder in Betrieb genommenen Eisenbahnen errichtet waren. Von Meaux ging die wichtige Postroute für die II. Armee nach Orléans (über Corbeil und Etampes) ab; bei weiterm Vorrücken unserer Heere wurden fast im Bereiche der feindlichen Kugeln die Feldposttrouten Orléans-Blois-Tours und Blois-Le Mans errichtet. Als die 22. Division über Châteaudun nach Dreux zog, und von dort wieder südlich vorgehend bei Chartres Stellung nahm, mußten die Posttrouten bis Chartres ausgedehnt werden, wohin von Versailles täglich ein Feldposttransport abgefertigt wurde. Man wird sich vorstellen können, wie freudig damals auf den exponirtesten Posten bei La Loupe, Nogent-le-Rotrou u. s. w. von der braven 22. Division und ihren Führern die Ankunft eines Posttransportes aus der Heimat begrüßt wurde; es war dies das sichtbare Zeichen des Zusammenhanges mit den Angehörigen im Vaterlande.

Die Eröffnung der Straßburg-Pariser Bahn bis Lagny ermöglichte auch die Verlegung der Posttransporte für die Maasarmee von der Etappenstraße über Pont-à-Mousson-Sedan-Rheims-Dammartin, deren wir oben gedacht haben, auf die Eisenbahnroute Straßburg-Lagny, von der in Meaux die Posten nach Dammartin abgezweigt wurden. Später, nach Einnahme der Festungen Diederhofen, Montmédy, Rocroy und Mézières gelang es, die wichtige Nordbahnroute von Metz nach Sedan wieder betriebsfähig zu machen, und vom 21. Jan. 1871 ab cursirten auf derselben und der Anschlußbahn Sedan-Rheims-Crespy-en-Valois-Mitry-Saint-Denis durchgehende Feld-Eisenbahnpostbureaux, welche einen directen Verkehr von Saarbrücken bis Saint-Denis, unter den Mauern von Paris, herstellten. Von Rheims verzweigten sich die Postcurse nach Amiens, Rouen und Dieppe, dem Operationsgebiete der I. Armee unter Goeben. Im Süden sind noch

die großen Eisenbahnrouten Blesme-Troyes-Montargis-Corbeil und Blesme-Chaumont-Dijon zu erwähnen, welche zum Posttransport benutzt wurden, als das 2. und das 5. Armeecorps (Südarree) die Cernirungslinie von Paris verlassen hatten und Bourbaki nach der schweizerischen Grenze drängten.

Die Gesamtlänge dieser in Umrissen geschilderten deutschen Feldpostcurse belief sich auf 5100 Kilometer; sie umfaßten, bis Belfort, Dijon, Tours, Mençon, Rouen, Dieppe, Saint-Quentin, Sedan und Longwy reichend, ein Gebiet von etwa 3000 Quadratmeilen.

Die große Ausdehnung des Operationsgebietes bedingte natürlich sehr schnelle und anstrengende Märsche. Einen Begriff von der Bedeutung der letztern gibt nachfolgende authentische Marschrouten des Feldpostamts des 13. Armeecorps; es sind darin nur die Hauptorte des während des Feldzuges zurückgelegten Weges bezeichnet:

Berlin, Courcelles, Pont-à-Mousson, Rheims, Boissy-Saint-Leger bei Meaux, Chevreuse, Dourdon, Angerville, Epéron, Châteauneuf, Nogent-le-Rotrou, Authon, Bonneval, Orléans, Meung, Chartres, Miers, Brou, Connerre, Montfort, Beaumont-sur-Sarthe, Mençon, Broglie, Brienne, Rouen, Mantes, Versailles, Lagny, Château-Thierry, Nancy, Berlin.

Der Beschwerlichkeit des Marschirens soll nicht gedacht werden, denn unsere braven Soldaten hatten es noch schlimmer. Indessen waren zwölfstündige Parforcetouren durch die schlammigen Maasgegenden oder ebenso lange Märsche in fußtiefem Schnee auf ungebahnten Pfaden in den Vogesen oder im Argonnerwalde gewiß kein leichtes Unternehmen. War dann endlich mühevoll das Ziel des Marsches erreicht, so ging's bei strömendem Regen oder eisiger Kälte nachts ins Bivoual oder in schlechte Quartiere. Wie oft haben die Feldpostbeamten in den ärmlichsten Kämmerchen, zusammengepfercht gleich den Negerflaven, mit ihren Briefbeuteln, Utensilien, vielleicht ihren Pferden, traurige Nächte verbringen müssen! Am 4. Dec. 1870 hielt die Feldpost der 18. Infanteriedivision ihren Einzug in eine Schulstube, in welcher kurz zuvor 20 heftige Reiter mit ihren Pferden „gewohnt“ hatten. Regelbahnen und Tennen waren häufig sehr beliebte Logis. Beim Eintreffen in den Marschquartieren mußte überall sogleich an die Arbeit gegangen werden. Oft wurde auf freiem Felde die Wagenburg der Feldpost errichtet, Tische wurden improvisirt oder Arbeitslager am Boden bezogen, alsdann die abzufertigenden oder die angekommenen Feldposttransporte expedirt. Die Etablierung des Postbureau gab natürlich stets das Signal für die Soldaten zum Briefschreiben. Der Luxus von Tischen war nicht vorhanden, deshalb mußte der Rücken des Kameraden als Schreibpult benutzt werden. Hierbei bewährte sich die Erfindung der Correspondenzkarten vortrefflich. Schnell stuf sie aus dem Tornister hervorgeholt, werden mit beflügelten Worten des Trostes, der Liebe oder der Sorge beschrieben und der nahen Feldpost übergeben, welche die Weiterbeförderung besorgt. Das Generalpostamt hatte 12 Millionen von diesen (Feldpost-) Correspondenzkarten drucken und sie unter die abziehenden Krieger vertheilen lassen. Auf den Schlachtfeldern von Beaumont und Sedan sind Tausende von Karten durch die Feldpost eingesammelt worden; sie brachten die ersten brieflichen Nachrichten von den großen Erfolgen nach der Heimat. Ruhe und Rast kennt die Feldpost nicht; namentlich war sie auch an den Schlachttagen stets in voller Thätigkeit. Bei Noisseville beispielsweise trafen die Feldposten (14. Aug.) und bei Beaumont (30. Aug.) früh morgens auf dem Schlachtfelde ein; sofort wurde die Correspondenz sortirt und vermittels Stafetten den einzelnen Truppentheilen zugesandt; noch manches Auge, das in jenen Tagen im Tode brach, hat sich vorher an Worten der Liebe aus der Heimat erquickten können. Am Tage nach der Schlacht von Saint-Privat-La-Montagne (18. Aug.), dem Thermophylä unserer heldenmüthigen Garde, schlug die Feldpost beim ersten Morgengrauen auf dem

Schlachtfelde mitten unter Verwundeten und Todten ihre Feldtische auf, um den Soldaten Briefe abzunehmen und sie zu expediren; schon nachmittags gingen acht große Brieffsäcke nach der Heimat ab. Bei Bionville arbeitete die Feldpost des 3. Armee-corps auf dem Schlachtfelde inmitten einer melancholischen Staffage von Leichen. Durch solche Thätigkeit wurde erreicht, daß jeder deutsche Soldat, gleich dem Höchstcommandirenden, Briefe aus der Heimat überall, mochte er im Bivual, auf Vorposten oder in den Laufgräben einer feindlichen Festung sich befinden, regelmäßig empfing, als wäre tiefer Friede gewesen.

Eine wichtige Aufgabe hatten die Postbegleiter zu erfüllen; es lag ihnen ob, die von den Feldpostanstalten abzuführenden Transporte nach dem Standorte des nächsten Feldpostrelais zu führen, andererseits aber die Posten aus der Heimat nach dem Feldpostamte hinzuschaffen. In der Regel war den Transporten eine Cavaleriepatrouille als Bedeckung mitgegeben; bei der Stärke der überall umherschwärmenden Franctireursbanden erwies diese Escorte sich indessen meist als unzureichend; häufig entbehrten die Feldposten jeder Bedeckung und sind deshalb vielfach überfallen worden. Ein Kurier des Großen Hauptquartiers, um einige Fälle dieser Art hervorzuheben, wurde in der Gegend von Verbun aufgehoben, nach dieser Festung geschleppt und dort internirt. Die Briefbeutel fand man nach der Einnahme von Verbun in dem bischöflichen Palais wieder. In der Gegend von Chéry, zwischen Fismes und Neuilly, griffen Franctireurs am 25. Sept. die Etappenpost der Maasarmee an und raubten die Brieffsäcke, nachdem zwei Soldaten der Escorte todt niedergestreckt waren. Am 14. Nov. wurde die von Pont-sur-Yonne nach Villeneuve-l'Archevêque (südlich von Troyes) abgesandte Feldpostcolonne des 9. Armee-corps unterwegs überfallen, Schaffner, Postillone und drei Mann Bedeckung wurden nach Sens geschafft, dort von wüthenden Volkshaufen umringt, geschmäht und dann ins Gefängniß geworfen, aus dem sie erst durch nachrückende Truppen des 9. Corps befreit wurden. Ein zweiter Ueberfall zwischen Chablis und Auxerre in enger Schlucht endigte nach hartem Kampfe mit dem Siege der braven Postillone über die Angreifer.

Sehr wacker hat sich ein Feldpostschaffner vom Feldpostamte des 8. Armee-corps gezeigt; derselbe war bei dem bekannten großen Streifzuge General von Goeben's durch die Normandie, den die Post natürlich mitzumachen hatte, beauftragt, einen Posttransport heranzubringen. Der Weg führte durch das Dorf Doudeville bei Yvetot, wo sich keine deutschen Truppen befanden. Der Schaffner, angehalten und durchsucht, zeigte in diesem kritischen Moment so viel Festigkeit und Muth, daß ihn die Einwohner am andern Morgen unbehelligt nach Saint=Valéry passiren ließen. Es sind dies Züge der hohen Ehrenhaftigkeit und getreuen Pflichterfüllung seitens der Feldpost, die darin mit den eigentlichen Soldaten rühmlich wetteiferte.

Während die Aufgabe der mobilen Feldpostanstalten vornehmlich darin bestand, ihren Truppentheilen unmittelbar zu folgen und deren Postverkehr unterwegs zu vermitteln, waren die Feldpostrelais diejenigen Organe, welche auf der Etappenstraße für Fortschaffung der Posttransporte nach und aus der Heimat sorgten, also den Zusammenhang mit den heimatlichen Postrouten aufrecht erhielten.

Außerdem erlangten sie noch insofern eine größere Bedeutung, als ihnen die Wahrnehmung des französischen Landespostdienstes übertragen wurde. Das Generalpostamt in Berlin hatte schon Anfang September 1870 zur Organisirung des Landespostwesens eine besondere Kriegs-Oberpostdirection in Nancy errichtet, deren Sitz später Rheims wurde. Die französischen Postbureaux schlossen sich natürlich bei dem Erscheinen der deutschen Truppen, und es würden die französischen Bewohner der Segnungen des Postverkehrs völlig haben entbehren müssen, wenn ihnen die deutsche Post nicht die Kanäle zur Ver-

bindung mit der Außenwelt wieder eröffnet hätte. Mit gerechter Bewunderung sahen die Franzosen, deren Staunen schon die Anwesenheit der Feldpost auf den Schlachtfeldern erregt hatte, diese Thätigkeit der deutschen Postanstalten sich entfalten. In Wahrheit haben die letztern sich hierin als Träger des Kosmopolitismus gezeigt. Wo eben noch Kanonendonner dröhnte, erschallte der Klang des deutschen Posthorns, und statt feindlicher Legionen eilten Postkuriere, mit Briefen auch für die Feinde beladen, herbei; ein Bild friedlichen Wirkens, hervorgerufen durch jene edeln Grundsätze der Humanität, Cultur und Weisheit, welche vielleicht in fernere Zeit einmal das Unglück der Kriege von den Wohnsitzen der Menschheit verschleichen werden.

Als Paris sich den Siegern ergab, nahm das Feldpostrelais in Versailles eine ungeheurere Menge pariser Correspondenzen an der Brücke von Sevres in Empfang. Diese Briefe wurden durch die deutsche Feldpost sogleich nach allen Weltgegenden expedirt, worüber die Pariser in hohem Grade befriedigt waren, denn sie hatten trotz jener bemerkenswerthen Experimente mit den Tauben- und Ballonposten während der Belagerung in trauriger Isolation von der Welt gelebt und eines regelmäßigen Postverkehrs, jener von dem modernen Bedürfnisse unzertrennlichen Einrichtung, in der Hauptsache entbehren müssen.

Die wichtigsten Feldpostrelais, deren Anzahl gegen 140 betrug, bestanden in Versailles, Ragny, Orléans, Meaux, Nancy, Amiens, Rheims und Metz.

Als es beschlossen war, die alten deutschen Reichslande Elfaß und Lothringen wiederum mit dem neuerstandenen Reiche zu vereinigen, ergriff das Generalpostamt in Berlin die Initiative zu dem in politischer und nationaler Beziehung hochwichtigen Staatsverwaltungsact der Einrichtung deutscher Postanstalten in den neuen Reichsgebieten. Unterm 12. Sept. 1870 wurde die Errichtung zweier deutscher Oberpostdirectionen in Straßburg und in Metz verfügt; erstere trat schon am 1. Oct. 1870, drei Tage nach dem Falle der alten Reichsstadt, die letztere am 6. Oct., zuerst in Nancy, in Wirksamkeit; am 31. Oct. siedelte sie infolge der Uebergabe von Metz dorthin über. Ende November waren bereits 120, jetzt sind 184 deutsche Postanstalten im Elfaß und in Lothringen eröffnet, und die Schnelligkeit, mit welcher die Post als erste deutsche Verwaltung dort ihre Friedensarbeit aufgenommen hat, wird, wie wir hoffen, dazu beitragen, die Herzen der Bewohner für Deutschland mehr und mehr zu gewinnen und den Assimilationsproceß in den neuen Reichslanden zu beschleunigen.

Die deutsche Feldpost befördert außer den Militärdienstsendungen jeder Art auch die Privatcorrespondenz der einzelnen Militärs, darunter Geldbriefe bis zu 50 Thlrn. Werth unentgeltlich. Bei der tiefen und ernstesten Theilnahme des ganzen deutschen Volkes an dem ungeheuern Kriegsdrama, das sich vor den Augen der erstaunten Welt in Frankreich abspielte, war es ein unabweisbares Bedürfniß der Krieger wie der Daheimgebliebenen, durch brieflichen Verkehr in enger Verbindung zu bleiben; es lag in diesem Briefwechsel eine Quelle unendlichen Trostes. Durch die Vermittelung dieses Verkehrs hat die Post sich ein unvergängliches Denkmal in dem Herzen der Nation gesetzt. Man muß es selbst gesehen haben, wie die Briefmassen aus jenen tausend Verkehrsadern zusammenströmten; dort lag ein Brief mit Strimpfen und Leibbinden, die bisweilen aus dem Couvert hervortauchten, hier die Sendung mit Cigarren für den Sohn und Bruder, dort die Chocolate und das bekannte Butterbrot für den Bräutigam. Neben den Plaudereien einer Elise Polko oder den geheimnißvollen Sendungen des Generalstabes ruhte der mit unlesbaren Hieroglyphen adressirte Brief einer armen Witwe in Ostpreußen, deren letzte Stütze in Frankreich kämpfte — lauter „Feldpostbriefe“. Um diese Massen zu bewältigen, hatte das Generalpostamt große Centralbetriebsstellen in Berlin, Hamburg, Frank-

furt a. M., Leipzig, Köln, Kassel und Saarbrücken errichtet, bei welchen die Feldpostcorrespondenz aus den einzelnen Provinzen sich concentrirte (Sammelstellen). Von diesen Punkten wurden die Briefe in geschlossenen Briefbeuteln an jede einzelne Feldpostanstalt abgesandt. Von der berliner Sammelstelle gingen mindestens 100—150000 Briefe täglich nach dem Felde, nicht selten stieg die Zahl bis auf 300000; noch in der letzten halben Stunde, zwischen 7 und 7½ Uhr abends, mußten täglich 3—4000 Zeitungen sortirt, verpackt und mitgesandt werden; zur Fortschaffung der Briefsäcke waren fünf bis sechs zweispännige große Güterwagen erforderlich. Das Beispiel der größten Posten bildeten bisher die englisch-indischen wöchentlichen Ueberlandposten; ihr Umfang (circa 60000 Briefe) wird durch eine einzige aus Berlin abgelassene Feldpost indessen weit übertroffen. Die Sortirung dieser Correspondenzmassen, eine wahre Sisyphusarbeit, wurde durch eine vom Generalpostamte ausgegebene Feldpostübersticht ermöglicht, welche die Expeditionsangabe für jeden einzelnen Truppentheil bis zu den Munitionscolumnen hinab enthielt und zu welcher während des ganzen Krieges täglich Berichtigungsnachweisungen aufgestellt und versendet wurden, da die ganze Armee fortwährend in Bewegung war.

Außer der Briefbeförderung übernahm die Postverwaltung in richtiger Erkenntniß des Bedürfnisses noch die Organisation eines Päckereibeförderungsdienstes für die Armee; sie richtete Centralpäckereidepots in Deutschland und auf französischem Boden ein und beförderte ungeheure Wagenladungen von Päckereien nach dem Felde, sodaß jeder deutsche Soldat Bekleidungsgegenstände und Erquickungen aller Art sich von Hause zusenden lassen konnte. Hierin steht die deutsche Post hoch über den Postinstituten der Franzosen, Engländer und Italiener, welche bekanntlich ein Fahrpostwesen nicht besitzen; sie bewährt sich hierin als eine Freundin der Nation; denn sie vermittelt nicht blos die Beförderung der Dienstfachen, sondern auch die Privatcorrespondenz, während die übrigen Communicationsmittel nur für Dienstzwecke arbeiten. Der Päckereidienst erforderte einen kolossalen Aufwand an Betriebsmitteln. Man wird sich einen Begriff von den Leistungen machen können, wenn hervorgehoben wird, daß allein das Postpäckereidepot in Lagny, freilich das größte dieser Depots, über 1 Mill. Pakete an die Armee ausgegeben hat; es bedurfte dazu eines großen Wagenparkes und etwa 400 Pferde; sofern die Truppen sich die Päckereien der kriegerischen Operationen wegen nicht selbst abzuholen vermochten, sind große Wagenladungen von Paketen einzelnen Corps auf weite Entfernungen nachtransportirt worden, z. B. die Päckereien für die 22. Division von Lagny über Corbeil nach Chartres (135 Kilometer Entfernung). Fast jeder deutsche Soldat empfing am Weihnachtsabend im Quartier, auf Vorposten oder im Divual das heimatische, vielersehnte Weihnachtspaket.

Um die Leistungen der Post in diesem Kriege darzustellen, genügt es, wenn wir die Statistik, jene neueste aller Wissenschaften, sprechen lassen. Die Zahlen beziehen sich nur auf die Zeit vom 16. Juli 1870 bis 31. März 1871, weil spätere Ermittlungen nicht stattgefunden haben; aber sie sind beredter als alle Worte. Nach amtlichen Angaben sind befördert worden:

1) Gewöhnliche Briefe und Correspondenzarten nach und aus dem Felde, sowie innerhalb der Truppentheile: 89,659000 Stück.

2) Zeitungen: 2,354310 Exemplare.

3) Gelbsendungen in Militärdienstangelegenheiten: 36705 Stück mit 43,023460 Thlrn.

4) Privatgelbsendungen: 2,379020 Stück mit 16,842460 Thlrn.

5) Militärdienstpäckereien: 125916 Stück, endlich

6) Pakete in Privatangelegenheiten der Militärs: 1,853686 Stück.

Auf dem Kriegsschauplatze sind in Thätigkeit gewesen:

1) Mobile Feldpostanstalten und Etappenpostbehörden: 81;

2) Feldpostrelais: 132;

3) Landespostanstalten: 208; zusammen 421.

Von dem Postpersonal sind

1) zur Armee gestellt: 892 Beamte, 2079 Unterbeamte, 27 Posthalter, 763 Postillone;

2) zur Feldpost verwendet: 587 Beamte, 502 Unterbeamte, 737 Postillone;

3) zur Administration im Elsaß, Lothringen u. s. w. hergegeben: 265 Beamte, 47 Unterbeamte, 2 Postillone; Totalsumme 5901.

An Posttransportmitteln waren im Felde ungefähr 1950 Pferde, 465 Fahrzeuge. Die Gesamtsumme der von der Postverwaltung bis zum Friedensschlusse für die Feldpost verwendeten Ausgaben beträgt ungefähr  $1\frac{1}{2}$  Mill. Thlr. Zur Bearbeitung der Feldpostangelegenheiten war im Generalpostamte zu Berlin ein eigenes Feldpostdepartement errichtet. Dort wurden unter der obersten Leitung des Generalpostdirectors alle Anordnungen für das Personal-, Kurs- und Transportwesen im Felde vorbereitet, die Normen für den technischen Dienst gegeben, das ganze Getriebe der Dislocirungen und Verschiebungen der Armee wie im Generalstabe genau verfolgt, Karten und Uebersichten gefertigt sowie die Initiative zu allen wichtigeren Operationen der Feldpost gegeben.

Wer vermöchte nach solchen Leistungen der Feldpost die Bedeutsamkeit eines Wirkens zu verkennen, welches tausendfachen Segen gebracht hat und mit den theuersten Erinnerungen der deutschen Nation verknüpft ist? Ihrer Aufgabe treu folgte die Feldpost den deutschen Heeren bis tief nach Frankreich hinein; in ihrer Vermittelung des geistigen Verkehrs zwischen dem Heere und der Heimat war sie ein wahres Verpflegungssystem für den Geist der Soldaten, von kosmopolitischem Standpunkte aber, den französischen Bewohnern gegenüber, eine Trägerin der Humanität und Civilisation. In der Sitzung des Deutschen Reichstags vom 22. April 1871 gab der Abgeordnete Dr. Bamberger unter dem lebhaftesten Beifall des ganzen Hauses dem Danke des Vaterlandes für das Wirken der Feldpost berebten Ausdruck. Nicht minder ehrenvoll war ihrer bei dem festlichen Einzuge des siegreichen Heeres in die Kaiserstadt Berlin, am 16. Juni 1871, gedacht. Unter den künstlerisch schön ausgeführten Decorationen der Via triumphalis war der Feldpost sinnige Widmung durch vier, mit den Feldpostemblemen gezierte Flaggenstangen zutheil geworden, von deren Inschriften wir folgende hervorheben:

Vom Felde nach Haus,  
Vom Heerde hinaus,  
Durch Feuer und Blut,  
Durch Schloß und Kester,  
Mit rastloser Hand,  
Wobet Ihr fester  
Das Heimatsband!

ein Festgruß, welcher die Bedeutung der Feldpost ebenso gemüthvoll als wahr und treffend charakterisirt. Möge denn ihr Wirken als ein glänzendes Zeugniß deutscher Tüchtigkeit und deutscher Treue, mit unvergänglichen Zügen in die Annalen der Geschichte eingeschrieben werden!

## Das Testament Peter's des Großen und seine neuesten Wirkungen.

Das sogenannte Testament Peter's des Großen ist ein vielbesprochener Gegenstand. Indes ermangeln die leitenden Staatsmänner Rußlands keineswegs, in jedem Augenblicke, wo sich die Gelegenheit dazu bietet, traditionelle weltherrschaftliche Tendenzen zu offenbaren. Es handelt sich daher nicht um die Echtheit oder Unechtheit von Peter's des Großen Testament; es handelt sich um Thatfachen oder Actenstücke, welche die Ruhe und Sicherheit Europas bedrohen. Die bedrohlichen Thatfachen und Actenstücke sind aber gerade dasjenige, was dem sogenannten Testament Peter's des Großen allein praktische Bedeutung verleiht. Sei das sogenannte „Testament Peter's“ noch so zweifelhaften oder dunkeln Ursprungs, seine Consequenzen sind nichtsdestoweniger wirksam und greifbar. Sie sind gleichmäßig fühlbar für Europa und auch für Rußland selbst — denn die eroberungsfüchtigen Staatsmänner Petersburgs, die panslawistischen „Patrioten“ Moskaus treiben ein ganz unverantwortliches Spiel mit dem Wohle des friedens- und ruhebedürftigen Zarenreiches.

Zuerst ward das sogenannte Testament Peter's des Großen in französischer Sprache bekannt. Dabei erhielt es in der ersten Publication (1812) nicht einmal diesen Namen, sondern galt bloß als ein „Résumé geheimer russischer Regierungsgrundsätze“. Als solches hat das Actenstück allein politischen oder wissenschaftlichen Werth. Wenn man seit der zweiten Publication (1836) sich auch an den Ausdruck „Testament Peter's des Großen“ vollständig gewöhnt hat, so versteht der Vorurtheilsfreie darunter doch nur dasselbe, was in der ersten Publication ausgedrückt war. Die Russen amustren sich freilich, über das in französischer Sprache abgefaßte Vermächtniß ihres gut russischen Imperators zu spötn. Nichtsdestoweniger kann man einen ganz richtigen Begriff von der Sache haben, und doch von einem sogenannten oder angeblichen Testament Peter's reden; denn der letztere Ausdruck ist ein für allemal in der Politik gäng und gebe geworden.

Um zu recapituliren, erinnern wir, daß im ganzen vier Lesarten vom sogenannten Testament Peter's des Großen existiren; sie finden sich in folgenden Werken:

1) „Des progrès de la puissance russe, depuis son origine jusqu'au commencement du XIX siècle, par M. L. . . .“ (d. h. Lesur) (Paris 1812). In der Vorrede zur „Histoire des Cosaques“ (Paris 1814) bekennt Lesur sich ausdrücklich zur Autorschaft des erstgenannten Werkes, welches zugleich den ersten Abdruck vom „Résumé geheimer russischer Regierungsgrundsätze“ enthält.

2) „Mémoires du chevalier d'Eon, publiés pour la première fois sur les papiers fournis par sa famille et d'après les matériaux authentiques déposés aux archives

des affaires étrangères, par Frédéric Gaillardet, auteur de la Tour de Nesle" (Paris 1836). Gaillardet gebraucht zum ersten male den Ausdruck „politisches Testament Peter's I.“; auch gibt er seinen Text mit allen Formalitäten und Umschweifen, welche den Gebrauch seiner Bezeichnung rechtfertigen. Dort kommt zuerst die bekannte Wendung vor, daß Peter I. Rußland als einen Bach überkommen, welchen er als einen Strom seinen Nachfolgern hinterlasse, damit diese ein Meer daraus machen, zur Verjüngung des verkümmerten Europa!

3) „La Pologne historique, littéraire, monumentale et illustrée par Léonard Chodzko" (Paris 1839). Die hier enthaltene Version ist die bekannteste.

4) „Carte des agrandissements de la Russie depuis Pierre I<sup>er</sup> jusqu'à nos jours, publiée par M. J. Corréard en 1854.“

Die drei letztgenannten Versionen würden sich auf eine einzige reduciren. Corréard beruft sich ausdrücklich auf Chodzko, doch weicht er darin von ihm ab, daß er das Document von Peter I. (ohne anzudeuten in welcher Sprache) 1710 nach der Schlacht von Poltawa entwerfen, 1722 nach dem Frieden von Nystad umarbeiten, und schließlich endgültig vom Kanzler Ostermann rebigiren läßt. Chodzko meldet dagegen, das Testament sei schon 1709 (freilich auch nach der Schlacht von Poltawa) entworfen und 1724 umgearbeitet worden. Beide Schriftsteller beziehen sich aber gleichmäßig auf den Umstand, daß der Hof von Versailles im Jahre 1757 das Actenstück durch die französische Gesandtschaft in Petersburg abschriftlich erhalten habe. Somit fallen bei Corréard's ausdrücklicher Berufung auf Chodzko die beiden letzten Texte, trotz einiger Varianten, unbedingt zusammen.

Chodzko's Vorgänger Gaillardet erzählt, der bekannte Chevalier d'Con habe sich in Rußland fünf Jahre als Attaché der französischen Gesandtschaft aufgehalten. Als solcher habe er sich sehr beliebt gemacht, sodas ihm Anerbietungen, in russische Dienste zu treten, mehrfach zugekommen seien. Diese Umstände sind historisch richtig, sowie daß der Chevalier d'Con mehrmals um das Jahr 1757 zwischen Petersburg und Versailles hin und her gereist ist, und zuletzt, seiner geschwächten Gesundheit wegen, die Abberufung von seinem Posten in Rußland erbat. Nun ist im übrigen der Chevalier d'Con eine so abenteuerliche und geheimnißvolle Erscheinung, daß man selten genau weiß, wo das Wahre in seinen Erlebnissen beginnt und das Wunderbare aufhört. Die Memoiren der Madame Campan (1823) erzählen z. B.: der Chevalier d'Con sei Vorleser der Kaiserin Elisabeth gewesen, während es eine solche Charge damals am russischen Hofe gar nicht gab. Erst unter Katharina II. ernannte man am Hofe Vorleser und Vorleserinnen. Gaillardet sucht mit Vorliebe das Wunderbare, und behauptet mit Rücksicht auf die Sage, daß der Chevalier später in Frauenkleidern einherging, derselbe sei zur „Vorleserin“ der Kaiserin Elisabeth ernannt gewesen und habe sein Amt in Frauenkleidern versehen. Mag die Intimität zwischen dem Chevalier d'Con und der Kaiserin noch so groß gewesen sein, niemals hätte es dazu der Frauenkleider bedurft, denn Elisabeth's Umgebung war über alle Vorurtheile des Anstandes hoch erhaben. An sich war die Intimität des Gesandtschaftsattaché am kaiserlichen Hofe ein politischer Vortheil für Frankreich, da die Höfe von Versailles und Petersburg im Siebenjährigen Kriege zusammengingen. Bei der Unfähigkeit der Elisabeth, politische Fragen zu beurtheilen, suchten die Minister und leitenden Staatsmänner stets durch persönliche Einflüsse auf die Zarin einzuwirken: wir mögen daher nicht mit Gaillardet darüber rechten, wie weit der Chevalier d'Con sich in dieser Richtung habe brauchen lassen.

Genug, Gaillardet behauptet, kraft seiner Intimität habe der Chevalier d'Con nach Gefallen in den geheimsten Archiven wühlen dürfen. Dabei habe er unter den kaiserlichen geheimen Papieren des Schlosses zu Peterhof das Testament Peter's I. entdeckt und eine Abschrift davon im Jahre 1757 dem Cardinal Vernis, dem damaligen franzö-

frischen Minister des Auswärtigen, in Versailles nebst einer ausführlichen Abhandlung über Rußland zugestellt. Dunkle Stellen aus andern Sammlungen von Depeschen und Briefen damaliger Staatsmänner („Mémoires secrets de Bachaumont“; „Lettres, mémoires et négociations particulières du chevalier d'Eon“, London 1764 u. s. w.) scheinen die Angaben Gaillardet's einigermaßen zu bestätigen. Auch ist es wol erklärlich, daß ein Günstling der Kaiserin Elisabeth nach Belieben in allen geheimen Archiven herumstöbern durfte, denn Protection ermöglicht in Rußland noch heutzutage alles. Aber schwer glaublich ist es, daß gerade im Schlosse Peterhof sich geheime Papiere befunden hätten, und ebenso schwer, daß Peter der Große, der nur russisch und holländisch schrieb, ein französisches Originaldocument hinterlassen haben sollte. Gaillardet schildert alles als Romanschriftsteller, mit der erwähnten Vorliebe für das Unglaubliche und Seltsame; nichtsdestoweniger ist der von ihm publicirte Text das Original zu Chodzko's „Testament Peter's I.“, denn in der Hauptsache bleibt es dasselbe Document mit nebensächlichen Varianten. Auch bezieht sich der ernste Historiker Chodzko (ebenso wie nach ihm Corréard) auf die nach Versailles im Jahre 1757 zugestellte Abschrift, welche nur vom Chevalier d'Eon herrühren konnte. Gaillardet, Chodzko, Corréard produciren der Hauptsache nach somit dasselbe Document, nur läme dem erstern die Priorität zu. Es wäre bei der Wichtigkeit der Sache zu wünschen gewesen, daß Gaillardet in schlichterer Weise über sein Document berichtet hätte. Ist das betreffende Document wirklich eine kurzgefaßte Zusammenstellung traditioneller russischer Eroberungspläne, so ist es wol gleichgültig, von wem solche verfaßt worden, ob von Peter dem Großen, einem seiner Nachfolger oder Minister, ob vom Chevalier d'Eon oder auch von Gaillardet selbst. Es ist aber durchaus nicht unwesentlich, ob die Welt das eigentliche Ziel einer systematischen Eroberungspolitik kennt oder nicht, und eine entsprechende Aufklärung verliert keineswegs an Werth, wenn sie durch errathenden Scharffinn in überzeugender Weise herbeigeführt worden ist.

Freilich ist es ein Uebelstand, daß für eine solche Zusammenstellung traditioneller russischer Eroberungspläne der Ausdruck „Testament Peter's des Großen“ üblich geworden. Doch ist dieser Uebelstand nicht von Belang, wenn jedermann weiß, was unter solchem Ausdruck verstanden wird. Auf den Namen kommt es am Ende nicht an, wenn die Sache klar ist, und da mag das betreffende Actenstück auch ferner unter der Benennung eines sogenannten oder angeblichen Testaments Peter's I. passiren. Unter solcher Voraussetzung bleibt es gleichgültig, ob die griechisch-katholischen Christen dort Grecs désunis oder schismatiques oder ob sie anders genannt werden, und ob man dort von den hordes asiatiques redet. Der Ausdruck hordes asiatiques ist übrigens in einem von Peter I. selbst redigirten Actenstücke vollkommen denkbar und hätte dabei keine Spur von dem an sich, was in der französischen Wendung liegt. Eine Menge asiatischer Völkerschaften im europäischen Rußland und in Sibirien werden nämlich officiell in „Horden“ eingetheilt, so z. B. die Kirgisien in eine große, mittlere und kleinere Horde — bolschája ordä, srédnjaja ordä, mälaja ordä. Mehrere Jahrhunderte war Rußland selbst der „Horde von Kaptschal oder von Sarai“ unterthänig, und wenn die russischen Fürsten ihre Investitur erhielten, reisten sie „zur Horde“, d. h. zu ihren mongolischen Oberherren. In dem Ausdruck horde (russisch ordä) liegt also für den Nationalrussen durchaus nichts Präjudizirliches.

Vorsichtiger hat sich Lesur ausgedrückt. Er sagt: „Man versichert, daß in den Privatarchiven der russischen Kaiser sich geheime, von Peter's I. Hand herrührende Aufzeichnungen befinden, in denen die Pläne, welche dieser Fürst gefaßt, ohne Umschweife auseinandergesetzt werden. Er empfiehlt sie der Aufmerksamkeit seiner Nachfolger, und mehrere von diesen haben sie mit einer sozusagen religiösen Beharrlichkeit ausgeführt. Hier folgt das Résumé dieser Pläne.“ Lesur will also nichts geben, als einen Extract der

russischen Weltherrschaftspläne, wie sie von Peter's des Großen Zeit her constant von den Zaren an den Tag gelegt wurden. Er zeigt daher nicht die systematische Anordnung von Gaillardet und dessen Nachfolgern; auch lautet sein Actenstück keineswegs in der ersten Person. Endlich hat Lesur nicht einmal sich die Mühe eines Durchseilens gegeben, denn das Document zeigt einen Stil, welcher sonst gar nicht mit der Haltung von Lesur's Werk harmonirt. Man sieht, Lesur hat einen Text copirt, an welchem er nichts ändern wollte, um nicht dessen Originalität zu beeinträchtigen.

Die Disharmonie zwischen dem eigentlichen Stile Lesur's und dem, welcher in dem angezogenen Document obwaltet, veranlaßte einen gewissen G. Bertholz zu der Schrift: „Napoléon I<sup>er</sup> auteur du testament de Pierre-le-Grand“ (Brüssel 1863), in welcher keinem andern als dem ersten französischen Cäsar die Autorschaft vom Testament Peter's I. zugeschrieben wird. Die Gründe, welche Bertholz zu dieser Behauptung veranlassen, sind ziemlich abenteuerlich: Napoleon I. hat 1814 die „Histoire des Cosaques“ Lesur's angeregt; er hat sich mehrfach über Rußlands schon gelungene und noch bevorstehende Uebergriffe geäußert; er hat zu verschiedenen Zeiten in Unterredungen allgemeine Ausdrücke gebraucht, welche auch in den bekannten Lesarten vom Testament Peter's des Großen vorkommen u. s. w. Alle diese Argumente sind wenig stichhaltig und der Natur der Sache nach auch höchst unbestimmt. Selbst wenn es in Napoleon's I. Interesse gelegen hätte, Lesur die Veröffentlichung des betreffenden Documents vor dem russischen Feldzuge von 1812 anzupfehlen, so folgt daraus immer nicht, daß der französische Cäsar das Actenstück selbst ihm in die Feder dictirt haben sollte. Napoleon I. verstand selbst gewiß das Französische besser als der Verfasser des Lesur'schen Actenstückes, welches so fremdartige Wendungen enthält, daß es weder vom französischen Imperator, noch aus seiner Kanzlei, noch von Lesur selbst herrühren konnte. Hätte übrigens Napoleon wirklich das „Résumé“ selbst gemacht, so würde es an Werth darum auch nicht das Geringste verlieren, sobald der Inhalt den Nagel auf den Kopf trifft und die russischen Weltherrschaftsgelüste erräth: dieser Annahme widerspricht jedoch der Stil, und die Bertholz'schen Argumente sind durchweg zu schwach. Warum G. Bertholz aber seine gewagte Theorie aufstellt, ist aus der Jahreszahl seiner Broschüre leicht erklärlich. Im Jahre 1863 reichte die Regierung Napoleon's III. eine Note zu Gunsten der Polen ein: Bertholz, der damals (wenn wir nicht irren) Beamter der kaiserlichen öffentlichen Bibliothek zu Petersburg war, glaubte durch seine Broschüre der Napoleonischen Regierung jedenfalls einen kleinen Hieb zu versetzen. Auch hängt sich Bertholz an die einzelnen Ausdrücke, wie Grecs désunis, schismatiques und andere, deren Widerlegung bei Lesur schon das Wort „Résumé“ überflüssig macht. Alles das thut Bertholz, um was zu beweisen? — daß das sogenannte Testament Peter's I. nicht von Peter's des Großen eigener Hand herrührt. Wenn es aber nicht von Peter dem Großen selbst stammt, muß nothwendig Napoleon I. der Verfasser sein — so lautet wenigstens die Logik des Hrn. Bertholz.

Die Hauptsache bleibt immer die Frage: sind die in dem Testament entwickelten Grundsätze wirklich in vollem Umfange für die traditionelle zarische Politik maßgebend? Oder mit andern Worten: Findet sich in den Aufzeichnungen des sogenannten „Testaments“ wirklich der Schlüssel zu der auswärtigen russischen Politik?

Hier läßt sich freilich kaum etwas anderes als „Ja!“ antworten. Eine weise russische Politik sollte allerdings bedenken, daß die übertriebene Größe Rußlands kein Glück ist. Sie sollte bedenken, daß das Innere des Landes ein unermeßliches Feld der Thätigkeit für viele Generationen darbietet. Die disparaten Bestandtheile müssen ihrem Wesen entsprechend organisiert, die nationalen Gegensätze im Innern versöhnt, die Bildung allenthalben gefördert werden. Die innern Verhältnisse befinden sich in einer Confusion, welche

das Genie der thätigsten Staatsmänner vollständig zu absorbiren vermöchte. So haftete z. B. von jeher die Gemeinde solidarisch für die Abgaben ihrer Glieder, was zur Zeit der Leibeigenschaft ganz natürlich war. Jetzt sind die Bauern frei, aber die solidarische Haftpflicht der Gemeinde dauert fort, sodas diese am besten thäte, ihre Glieder mit einer Kette anzubinden, wenn sie auf Erwerb ausgehen wollten. Der Fleißige bezahlt die Steuerrückstände für die Faulen. Man versucht Palliative, man schlägt vor, einzelne Glieder sollen vom Gemeindeverbande und der solidarischen Haftpflicht sich loslösen können: nach diesem System werden später dann nur die schlechten Glieder im Gemeindeverbande zurückbleiben. Was gibt es da für ein weites Feld für das Genie organisatorischer Staatsmänner!

Nehmen wir die Bildungsverhältnisse, so zeigt sich auch dort ein unermessliches Feld für die werththätige Sorge der Regierung. In der Religion glaubt der Rationalrusse ein System von Formalien zu sehen, deren Bedeutung er entweder gar nicht oder nur im Sinne der corruptesten Sekten kennt. Im eigentlichen Centrum von Rußland, im Gouvernement Moskau gibt es einen Kreis Moschaisk, wo von 25000 Bauerfrauen eine einzige des Lesens und Schreibens kundig ist. Von den Männern des Bauerstandes versteht ohnehin selten jemand zu lesen und zu schreiben, bei den Frauen wird das als eine ganz unnütze, ja schädliche Kunst verworfen. Wie soll aber eine Nation fortschreiten, in welcher das Weib doch noch bei weitem ungebildeter ist als der Mann, welchen wenigstens der tägliche Verkehr bei dem allgemein dem Russen inwohnenden Wandertriebe einigermaßen abschleift?

Mit den Finanzen ist es schließlich so übel bestellt, daß von Jahr zu Jahr sich ein neues Deficit einstellt. Dabei werden die wirklichen Staatseinnahmen immer größer, als sie vorher veranschlagt worden. Das gab im Finanzministerium zu einer geistreichen Idee Veranlassung, zur Verwendung der sogenannten „freien Ressourcen“. So heißen nämlich die Reste von den Anleihen, welche man zur Deckung der Deficite aufnimmt, welche aber nicht ganz verausgabt werden, weil die Einnahmen den Vorschlag überstiegen haben. Diese „freien Ressourcen“ werden verbraucht, um in einem andern Jahre nachzuweisen, daß es einmal ausnahmsweise kein Deficit gegeben. So konnte es geschehen, daß das Vertrauen zu den russischen Finanzen allenthalben tief erschüttert ward, daß zu Neujahr 1871 das russische Papiergeld ohne Krieg und ohne Niederlagen 12 Procent unter dem Werthe stand, während in Frankreich der Cours trotz Krieg und unerhörter Niederlagen sich damals immer noch al pari erhielt. Dabei hat Rußland von keiner Seite Gefahr oder Angriff zu fürchten, und könnte ruhig (wie kein anderer Staat) einen großen Theil seiner Truppen entlassen. Wenn Rußland auf keine andere Weise geschickte Finanzleute aufzutreiben vermag, so verringerte es doch sein Budget, sobald es sich zur theilweisen Desarmirung entschloße.

Aber es geschieht wenig von allem, was zum Wohlergehen des Zarenreiches unerlässlich ist. Die Ideen, welche in dem sogenannten Testament Peter's sich vorfinden, sind es, was die russischen Staatsmänner von der Sorge für das Innere abzieht und sie auf chimärische Eroberungspläne hinwendet. Darum halten wir es für unsere Pflicht, diese Thatfachen zu rügen und freimüthig auseinanderzusetzen, wie viele leitende Staatsmänner der Zaren, umeingedenk ihrer Schuldigkeit, um abenteuerlicher Weltherrschaftsgelüste willen das Wohl des ihnen anvertrauten Landes gefährden.

Zufolge des sogenannten Testaments Peter's des Großen (das beiläufig aus 14 Punkten besteht) würde die traditionelle Politik der russischen Imperatoren Folgendes im Auge behalten:

1) Den Russen äußerlich europäischen Anstrich zu geben; zu diesem Zweck geeignete wissenschaftliche Kräfte aus dem Auslande herbeizuziehen.

2) Die Nation durch beständige Kriege zu beschäftigen und in Uebung zu erhalten.

3) Zwietracht in Polen und in Deutschland zu nähren; Polen wäre durch Bestechung des Reichstages und Beeinflussung der Königs wählen zu bearbeiten, Deutschland durch Familienverbindungen; darum müssen die russischen Großfürsten sich ihre Frauen vorwiegend unter den Prinzessinnen Deutschlands aussuchen.

4) In erster Linie die Herrschaft über die Ostsee und das Schwarze Meer, in zweiter die über Konstantinopel, Persien und Indien zu erstreben; Dänemark und Brandenburg gegen Schweden, Oesterreich gegen die Türkei zu hegen; dabei Oesterreich offenkundig zu unterstützen und ihm unter der Hand überall (besonders in Deutschland) Feinde zu erwecken.

5) Englands Freundschaft angelegentlich zu cultiviren, um mit seiner Hilfe die Herrschaft über das Baltische und besonders die über das Schwarze Meer zu erlangen.

6) Die Glaubensgenossen in Ungarn, Polen und der Türkei an sich zu ziehen, und sie unter dem Vorwande wirksamen Schutzes zur Unterjochung dieser Länder zu gebrauchen.

7) Die Hüfe von Frankreich und Wien (letzterer war damals Repräsentant des Deutschen Kaiserreiches, die Vormacht Deutschlands) gegeneinanderzuhegen, bis sie durch erbitterten Kampf sich gegenseitig hinlänglich erschöpft hätten: dann müsse Rußland sich gesammelt haben und zur Unterwerfung Europas zu Lande und zu Wasser sich aufmachen.

Wer es auch sein mag, welcher das betreffende Actenstück zu Papier gebracht hat, in jedem Falle findet man darin den Schlüssel zur modernen russischen Politik. Früher galt es ohnehin als der höchste Ruhm eines Staates, recht viele Eroberungen zu machen, und so hat auch die russische Regierung lange Zeit ihre Absichten, ihr Handeln nach einem vorgezeichneten Programm gar nicht in Abrede gestellt. In den Jahren von 1840—55 waren im ganzen Zarenreiche (soweit es nämlich entsprechende Schulen gab) die Lehrbücher von Ustrjaloff die officiell anerkannten, officiell anbefohlenen Unterrichtsmittel für die Geschichte Rußlands. Es gab große, mittlere, kleinere „Ustrjaloffs“, d. h. Lehrbücher von Ustrjaloff für Universitäten, Gymnasien, Privatschulen, und man darf sicher sein, daß diese Elaborate auf alle Weise geprüft wurden, ehe sie ihre so weit gehende officielle Anerkennung erlangten. Aus allen diesen Lehrbüchern erseht man das naive Zugeständniß, Peter's Nachfolger hätten nichts zu thun gehabt als dessen „Plane“ auszuführen. Die „Plane Peter's des Großen“ werden nicht genau specificirt, aber man sieht doch, die Regierung wollte den Glauben rege erhalten, daß man seit Peter I. in allem nach einem gewissen für heilig geachteten Programm in der äußern Politik wirtschaftete. Katharina II., welche am meisten so gehandelt, wie das angebliche Testament Peter's es vorschreibt, welche gleichzeitig gegen Schweden, Polen, Persien und die Türkei arbeitete, die Herrschaft auf dem Baltischen Meere bekräftigte, die Suprematie auf dem Schwarzen Meere begründete, Oesterreich in ihre Plane gegen die Türkei hineinzog, zuerst sich ein Schutzrecht über auswärtige Glaubensgenossen zusprechen ließ, um damit stets Unfrieden unter ihren Nachbarn anzuzetteln, dieselbe Kaiserin Katharina II. wird in den officiellen Lehrbüchern wie gepriesen? — „Sie vollendete mit Kunst die Plane Peter's des Großen“, — also heißt es in Kuhlberg's wortgetreuer Uebersetzung eines der Ustrjaloff'schen Handbücher („Anleitung zur ersten Erlernung der russischen Geschichte von Usträlow“, 2. Aufl., Mitau 1846). Auch erinnern wir uns, wie die Lehrer der russischen Geschichte stets geflüstertlich auf die „Plane Peter's des Großen“ zurückkamen, was sie damals ohne officielle Anweisung nie hätten wagen dürfen. Der Beginn des Krimkrieges wurde ungefähr so gedeutet: der Kaiser Nikolaus I. halte es nunmehr an der Zeit, die „Plane Peter's des Großen“ zur glänzenden Vollendung zu führen.

Der Erfolg entsprach der Erwartung nicht. Einerseits erbitterte die unerfüllliche Ländergier des Kaisers Nikolaus I. ganz Europa, und andererseits warf der Krimkrieg Rußland auf seinem Wege zur Erfüllung der „Pläne Peter's“ um etliche Stationen zurück. Seit der Zeit fühlt Rußland das Bedürfnis, sich friedliebend zu zeigen und alle Eroberungssucht laut abzuleugnen. Die „Pläne Peter's“, mit welchen man früher einen ostentablen Eulturn getrieben, wurden vertuscht und bemäntelt, das sogenannte Testament Peter's nicht nur für apokryph im allgemeinen, sondern sogar für eine ganz böswillige, verleumderische Erfindung erklärt. Wie kann man so durchaus friedliebenden Geistern, wie die zarischen Staatsmänner sind, Eroberungspläne in die Schuhe schieben! Rußland greift zum Schwerte nur in dem äußersten Nothfalle, hieß es, bloß um sich zu vertheidigen. Seitdem hat Rußland allerdings wieder ungeheurere Eroberungen gemacht, den Kaukasus überwunden, das Amurgebiet unterworfen, Tschschend und Samarkand in Besitz genommen — alles bloß um sich zu vertheidigen!

Gewöhnlich sucht man Europa hinsichtlich der traditionellen russischen Eroberungssucht irrezuführen mit der Behauptung, das sogenannte Testament Peter's enthalte bloß Prophezeiungen post festum. Als das Testament Peter's publicirt worden, sei Rußland schon in die traurige Nothwendigkeit längst versetzt gewesen, Polen zu theilen, die Krim, Finnland und Georgien zu unterjochen, sich am Baltischen und am Schwarzen Meere festzusetzen, Oesterreich gegen die Türkei zu benutzen und die Christen der Balkanhalbinsel uneigermüthig zu beschützen. Diese Einwürfe fallen aber augenblicklich zusammen, sobald es sich herausstellt, wie Rußland auch nach 1812, d. h. nach der ersten Veröffentlichung von Lesur's „Résumé“, sich stets auf den Wegen erhalten, welche dasselbe als durch das traditionelle Eroberungsprogramm vorgeschrieben anzeigt. Wir müssen gerade das Jahr 1812 hierbei als Ausgangspunkt annehmen, denn die sonst formell ganz verschiedenen Texte von Gaillardet, Chodzko und Corréard sagen dem Inhalte nach gar nichts anderes, als was schon in Lesur's „Résumé“ enthalten war. Uebrigens verfolgt die russische Politik ihr Programm mit so hartnäckiger Consequenz, daß selbst die andern Texte immer noch zeitig genug gekommen wären, um die schlaue russische Einwendung zu Schanden zu machen.

So groß Rußland ist, so sehr die innern Verhältnisse die Aufmerksamkeit gewissenhafter Staatslenker völlig absorbiren dürften, immer strebt die zarische Regierung dessenungeachtet nur nach territorialer Vergrößerung, um ein chimärisches Ideal ungetheilter Weltherrschaft nach und nach zu verwirklichen. Vertheidiger der Regierungspolitik verweisen auf den eigentlich friedliebenden Charakter des moskowitischen Großrussen. Man sagt, der moskowitische Großrusse habe gar nicht das Bedürfnis sich auszubreiten; man beruft sich auf die Züge harmloser Indolenz, zutraulicher Gutmüthigkeit, welche fremde Reisende im Innern Rußlands beobachten. Diese Fingerzeige sollen Europa glauben machen, eine Eroberungspolitik sei in Rußland unpopulär und nur ein Vertheidigungskrieg gerechtfertigt. Wir bestreiten dem gegenüber gar nicht die friedliche Disposition des Großrussen und auch nicht seine harmlose Indolenz. Beides hat er jedoch mit den stammverwandten Mongolen gemein; auch diese leben still hin, bis ein unternehmender Dschingis-Khan oder Tamerlan mit mächtiger Initiative dem weichen Element solche Richtung gibt, daß das willenlose Volk zu einem organisirten Werkzeuge des Eroberers und zum Schrecken der übrigen Welt urplötzlich sich umwandelt. Wenn dann eine Stadt um die andere verbrannt, eine Provinz um die andere entvölkert, eine Schädelpyramide um die andere aufgethürmt wird, wer erkennt dann in den Orgien bestialischer Grausamkeit, daß eigentlich ein gutmüthiges Volk das alles angestiftet, dessen Hauptfehler bloß in willenloser Bestimmbarkeit von außen beruht?

Der Großrusse ist ebenso leicht bestimmbar wie die Stammesgenossen. Der Großrusse

ist scharf von dem Polen, dem Weißrussen, dem Kleinarussen zu unterscheiden. Die Polen sowol als auch zum großen Theile die Weißrussen offenbaren sich als Slawen, als Mitglieder einer europäischen Völkfamilie, die mit europäischer Initiative ihren Kopf für sich zu haben geneigt sind. Die Kleinarussen erweisen sich schon als ein Mischvölk, aber als ein eigengeartetes. Doch das eigentliche jetzige Großrußland ist stets von turanischen Völkern bewohnt gewesen. Der Erbauer von Moskau, Georg (Zurij) Wladimirowitsch Dolgoruki, beklagte sich immer, die andern Brüder hätten ihn (um 1140) in ein fremdes Land hinausgedrängt, sodaß er bei der Theilung „gar nichts vom russischen Boden erhalten hätte“. Seine Nachfolger fanden allerdings, daß es sich mit der indolenten „fremden Nation“ bequemer wirthschaften ließe als mit den slawischen Unterthanen, und so etablierten sie sich lieber unter den Asiaten und sagten: „Hier ist Rußland!“ Wenn man nun sieht, wie die besten, einst reich bevölkerten Landstriche, z. B. die Krim unter national-russischer Herrschaft so bald desorganisiert worden, daß wenige Jahre nach der Besitzergreifung man zu gemalten Dörfern und ähnlichen Auskunftsmitgliedern greifen mußte, um das prüfende Herrscherauge zu täuschen, so bestätigt sich darin nur die mongolische Abstammung. Wer ferner Kunde davon erhält, wie bei einem etwaigen Bauernaufstande sich das sonst so gutmüthige Moskowitervölk benimmt, der erkennt darin eine neue Analogie: geschickt angeregt, wird der harmlose, indolente Großruss genau ebenso verwildert wie der in gleichem Grade harmlose und indolente Urmongole Dschingis-Khan's.

Der einzige Unterschied zwischen den Urmongolen und den Großrussen besteht darin, daß erstere nur einzelne Herrscher hatten, die sie zu Eroberungen anstachelten, während bei den letztern eine traditionelle, constant fortgesetzte Aggressivpolitik sich ausgebildet hat. Ob der russische Herrscher gutmüthig oder tyrannisch, ob er anscheinend friedlich oder anscheinend kriegerisch ist, immer wird in der Eroberungspolitik fortgearbeitet. Der Verfasser des sogenannten „Testaments Peter's des Großen“ hat dieses System bloß schriftlich zu Papier gebracht, und seine Worte finden bis jetzt noch ganz offenkundige Bestätigung in notorischen Thatsachen und actenmäßigen Belegen.

Zunächst ist es bekannt, wie man seit Peter dem Großen Rußland äußerlich einen europäischen Anstrich zu geben sucht. Peter der Große etablierte selbst Akademien und große Zeitungen, ließ seinen Russen die Bärte abschneiden und die Kasans kürzen, und sagte: „Nun sind wir Europäer!“ Seine Nachfolger stifteten Universtitäten, errichteten Theater mit Oper und Ballet, und kümmerten sich weiter gar nicht darum, daß das Volk weder zu lesen noch zu schreiben verstand. Der Ausländer blickt doch nicht in die Bauerhäuser und auch nicht in die Volksschulen, die nicht da sind. Er begnügt sich mit dem äußerlichen Firnis. Statt dessen hört man mit Erstaunen, wie Katharina II. über Wissenschaften und über die Gesetzgebung mit Diderot und Voltaire correspondirt, wie sie aufgeklärte Ukase und Städtegründungsbriefe zu Hunderten aus dem Armel schüttelt. Daß die aufgeklärten Ukase bloß Stilübungen, die neugegründeten Städte (außer Odesa) jämmerliche Diminutivortschaften blieben, das zu erkennen bedurfte es einiger Zeit. Katharina, die (wie es hieß) Peter's des Großen „Pläne“ mit Kunst verwirklichte, trieb hierin nur einen gewöhnlichen Humbug, um einerseits Europa in Spannung zu erhalten und andererseits die Welt glauben zu machen, die russische Regierung beschäftige sich wirklich nach Pflicht und Schuldigkeit mit der Cultivirung ihrer Landesfinder.

Das Bestreben, bloß durch den äußerlichen Firnis für europäisch zu gelten, beschäftigt die russische Regierung auch noch heute. In Rußland selbst sind einzelne Private aufgetreten, welche sich der Volksbildung mit großen Geldopfern annehmen, aber in der Masse verschwindet das wie ein Tropfen im Ocean. Der Anstand erfordert es, daß die Landbewohner endlich selbst etwas für ihre Volksschulen thun, aber auch da zeigen sich

ganz merkwürdige Absonderlichkeiten. So hat für das Jahr 1871 die Landschaft des gesammten Gouvernements Moskau weit weniger Geld zur Hebung des Volksschulwesens votirt, als einzelne schwach bevölkerte Kreise entfernterer Gouvernements.

Es fragt sich, warum man sich überhaupt so eifrig bemüht, als Europäer zu gelten, ohne es eigentlich recht sein zu wollen? Die russischen Machthaber begreifen, daß sie nicht stark genug sind, um ohne weiteres in das europäische Staatensystem einzutreten. Der Europäer muß denken, die russische Regierung sei doch im Grunde seinesgleichen, sie habe dieselben Zwecke und Absichten, wie jedes andere europäische Gouvernement. Familienverträge, gegenseitiger Verkehr, Beeinflussung auswärtiger Monarchen unter verwandtschaftlichem Titel, Anwendung civilisirter Formen sind Handhaben, welche zur Durchführung einer auf Europa gerichteten Politik unerlässlich bleiben. Wenn es sich dabei nur um das Aeußerliche handelte, ohne daß die Civilisation tiefer dringen sollte, erklärt sich solches füglich durch den Umstand, daß das Aeußerliche zu den bisher betriebenen Zwecken völlig ausreichte.

Daher hören wir von Akademien, Universitäten, Conservatorien in Rußland, welche die tüchtigsten Kräfte aus dem Auslande (wohlgemerkt: wenn sie großes Renommée haben) mit ungeheuern Kosten heranziehen. Dennoch produciren diese Anstalten notorisch sehr wenig, meistens gar nichts. Die ausländischen Renommées strengen sich gewaltig an, bewirken jedoch weiter nichts, als daß ab und zu einmal ein eifriger Jünger der Kunst oder Wissenschaft einen ungewöhnlichen Drang zur Ausbildung entwickelt und dafür von den andern als curioser Kauz betrachtet wird. Wer verlangt noch in Rußland Eifer und Strebsamkeit von einer aus dem Auslande berufenen Celebrität! Man beruft nicht die berühmten Koryphäen, damit die Anstalten wirklich floriren. Man will nur sagen: seht, unsere russischen Anstalten sind die vorzüglichsten der Welt — es dociren dort die ersten Größen ihres Faches! Legen sich diese Celebritäten in Rußland auf das Pfühl der Bequemlichkeit, so wird darum ihr Ansehen um kein Haar breit geringer, als es bei ihrer Berufung gewesen. Das sogenannte „Testament Peter's“ wird vollkommen realisiert, wenn die ausländischen Celebritäten bloß äußerliche Decorationen ihrer Anstalten bleiben.

Eine andere Aufgabe, die Nation in steter kriegerischer Uebung zu erhalten, ward ebenso bis in die neueste Zeit hinein sorgfältig im Auge behalten. Wie die Franzosen die algerischen Feldzüge als immerwährende Kriegsschule betrachten, so machten es die Russen mit dem Kaukasus. Peter der Große selbst hatte schon die Kriege im Kaukasus begonnen und war zeitweise sogar weiter vorgebrungen als seine Nachfolger. Dieses sahen letztere als unabwendbare Richtungslinie an und opferten Jahrhunderte hindurch die Blüthe ihres Landes der Bezwingung des Kaukasus. Die unabhängigen Völker und Staaten Kaukasiens, Persien und die Türkei wurden von diesem Punkte aus gleichzeitig bedroht und oft gleichzeitig bekämpft. Verdienstvolle Staatsmänner, wie der bekannte Finanzminister Graf Cancrin, forderten das Aufgeben des Kaukasuskrieges als unabweisbare Pflicht, als unerlässliche Bedingung zur Herstellung eines finanziellen Gleichgewichts. Aber weil Peter am Kaukasus gekriegt hatte, weil Katharina II. dort „die Plane Peter's fortgesetzt“, wurde der Kampf immer weiter verfolgt. Den Unterthanen, welchen man das Geld und die Kinder zu diesem fast aussichtslosen Kampfe fortnahm, ward beständig vorerzählt, man führe auch diesen Krieg bloß zur eigenen Vertheidigung. Die Erschöpfung der Kaukasier erlaubte endlich 1859 die „Vertheidigung“ auf diesem Punkte vorläufig abzuschließen und einen der Plane Peter's der Vollenbung beträchtlich näher zu bringen.

Raum war dieser Punkt geregelt, fand sich östlich und südlich vom Aralsee eine neue Gelegenheit zu nothwendiger „Vertheidigung“. Ein neuer Uebungskrieg war wieder im

Gänge, wenn auch nicht ebenso männervertilgend wie der kaukassische. Tschkend und Samarland waren bald erobert, mit dem Emir von Bokhara fogar Freundschaft geschlossen. Da stellte sich jedoch heraus, daß ein Bergvolf, die Schcherisebser, eigentlich dem bokharischen Sultan unterworfen sein sollten und sich widerrechtlich ihre Unabhängigkeit angemaßt hatten. Gleich wurde das arme Ländchen Schcherisebs betriegt, nur war der Kampf schwerer, als man gedacht. Nach zweijährigem Ringen eroberte man mit äußerster Anstrengung 1870 Kitab, die Hauptstadt der Schcherisebser, und diese wurden unterworfen — dem Emir von Bokhara. Da der Emir von Bokhara kaum mehr selbständig ist, und Rußland vom Kaspiischen Meere aus ohnehin den Schah von Persien beeinflusst, ist der ersehnte Weg nach Indien jetzt nahezu offen. Neben der kriegerischen Uebung ward ein Lieblingsswunsch der russischen Staatslenker, welchen auch das sogenannte „Testament Peter's“ behandelt, der Verwirklichung dergestalt genähert, daß man in Europa schon die eventuelle Neutralisirung Afghanistans berieth. Dabei studirt Rußland eifrig die Verbesserungen, welche die Neuzeit im Kriegswesen geschaffen hat.

Mit welcher systematischen Schlaueit die russische Regierung gegen Polen vorgegangen ist und dort Zwietracht säet hat bis zur völligen Vernichtung des Reiches, das ist zu bekannt, als daß wir hier näher darauf einzugehen brauchen. Auch fallen die Hauptepochen der Theilung Polens in die Zeit vor dem Erscheinen des Lesur'schen „Résumé“, sind demnach außer dem Bereich unserer Untersuchung. Desto mehr dürfen wir die gegen das deutsche Volk gekehrten Maßregeln der russischen Regierung in Betracht ziehen.

Das Auffälligste, was sozusagen jedem in die Augen springt, ist das fortgesetzte Bestreben, Familienverbindungen mit deutschen Fürstenhäusern anzuknüpfen und sie zu vervielfältigen. Diesem Bestreben kamen die protestantischen deutschen Prinzessinnen allerdings mit charakteristischem Eifer entgegen. Sie nahmen den griechischen Glauben an, während umgekehrt eine russische Prinzessin, welche sich nach dem Auslande verheirathete, sich nicht urplötzlich zu bekehren brauchte. Dieser Umstand wird von Rußland in zweifacher Weise ausgebeutet: erstlich wird den eigenen Landeskindern zu Gemüthe geführt, wie groß die russischen Großfürsten dastünden, sonst würde das Ausland ihnen nicht so entgegenkommen; zweitens benützt man die Gelegenheit und baut russische Kapellen im Auslande, damit die verheirathete Großfürstin und ihr russisches Gefolge darin heimatlich beten können. Keineswegs wird aber einer nach Rußland verheiratheten Prinzessin in heimatlicher Weise zu beten gestattet.

In jedermanns Gedächtniß sind die offenen Handlungen, mit welchen seit Napoleon's I. Niederwerfung Rußland feindlich gegen Deutschland auftrat. Die Stiftung der Heiligen Allianz, die zahlreichen daraus entstandenen Fürstencongresse, die Karlsbader Beschlüsse waren alles Ergebnisse der russischen Aggressivpolitik. Das reactionäre Oesterreich, das reactionäre Preußen, mehrere reactionäre Duodezstaaten waren die natürlichen Wirten Rußlands, die ihm auf friedlichem Wege den umfassendsten bestimmenden Einfluß einräumten. Je mehr die reactionären Regierungen sich in ruhmlose Opposition mit dem Geiste ihrer civilisirten Völker setzten, desto mehr bedurften sie eines äußern Rückhalts. Wollte Rußland eine bestimmte Willensmeinung durchsetzen, so blieben alsdann die auswärtigen Regenten in der Nothwendigkeit, den zarischen Wünschen nachzukommen — denn schon zu groß war die Klust zwischen ihnen und ihren Völkern geworden. Das Scheitern der preussischen Expedition in Schleswig-Holstein im Jahre 1849, die Demüthigung Preußens in Olmütz waren fühlbare Ergebnisse des russischen Calculs. Zar Nikolaus I. gerirte sich als Schiedsrichter der Welt. Als solcher unterwarf er Oesterreich das widerspenstige Ungarn, damit es desto sicherer einer für Rußland willkommenen Reaction anheimfiele.

Allenthalben war so Zwietracht in Deutschland gefäet, Zwietracht zwischen den Regierungen und ihren Völkern, Zwietracht zwischen den Regierungen untereinander. Oesterreich hatte man in Ungarn und in Olmütz unterstützt, aber in einer Weise, die seine Regierung unbeliebt bei andern und schwach vor Rußland hinstellen sollte; das aufstrebende Preußen war gründlich gedemüthigt. Wie sehr dieses feindliche Bestreben gegen Deutschland auch nach dem Krimkriege und nach der Sprengung der Heiligen Allianz fortbauerte, erfuhr man durch einen sehr auffälligen Act noch im Jahre 1859. Preußen berieth mit den andern Gliedern des Deutschen Bundes, ob und inwieweit man Oesterreich im italienischen Kriege zu Hülfe zu kommen verpflichtet sei. Gleich war eine Depesche Gortschakow's da, welche Deutschland über seine Verfassung belehrte: erst wenn der Feind in deutschen Bundesgrenzen wäre, dürfe man über seine Abwehr berathen, sonst sei in Deutschland Ruhe die erste Bürger- und Staatspflicht. Die energische Abfertigung, welche diese beleidigende Depesche damals von Hrn. von Beust als sächsischem Minister erhielt, kann der Fürst Gortschakow noch heute nicht vergessen, und er suchte sie demselben Staatsmann als österreichischem Minister durch erhöhte persönliche Feindseligkeit beständig heimzuzahlen.

Eine Prüfung der Manifeste und anderer officieller Actenstücke aus jener Periode russischen Hochmuths erweist ganz offenkundig die feste Ueberzeugung von der providentiellen Mission Rußlands, von der zarischen Suprematie über den Westen. Da äußert sich der Kaiser im Manifest vom 14. (26.) März 1848: der Aufruhr und die Anarchie, in Frankreich entsprungen, habe mit einer Zügellosigkeit, welche nach Maßgabe der Nachgiebigkeit der Regierungen zunähme, nun auch die benachbarten Reiche Oesterreich und Preußen ergriffen. Die „Furcht“ kenne nun keine Grenze mehr und bedrohe „in ihrem Wahnsinn“ auch noch Rußland (um welches damals heiläufig sich niemand kümmerte). Dem soll nicht also sein! Der Zar sei bereit, mit seinem „heiligen Rußland“ dem Unwesen entgegenzutreten, und jeder treue Unterthan solle dem Aufruhr des Kaisers entsprechen „für den Glauben, den Zaren, das Vaterland“ (welches die auswärtige Bewegung ganz aus dem Spiele gelassen hatte). Wenn man gestagt haben wird, wolle man „im Gefühle frommer Dankbarkeit“ ausrufen: „Mit uns ist Gott! Vernehmt es, ihr Feinden und unterwerfet euch, denn mit uns ist Gott.“ Zu diesem unerhört übermüthigen Schlusse stimmt auch das Manifest, mit welchem Nikolaus I. seine Truppen nach der Niederwerfung der Ungarn zurückruft. Dieses Manifest ist datirt aus Warschau, vom 29. Aug. 1849, und beginnt mit den Worten: „Rußland erfüllt seinen heiligen Beruf.“ Der „heilige Beruf“ bestand darin, daß die Russen im Auslande sich der Reaction dienstbar erweisen mußten, damit die Fürsten in der Feindschaft zu ihren Völkern und in der nothgedrungenen Deferenz gegen Rußland verharren.

Mit cynischer Nonchalance werden die russischen Ideen 1848 in einem geheimen Mémoire auseinandergesetzt, das aber von einem hohen Beamten verrathen ward: es erschien in Folge dessen abgedruckt in „Politique et moyens d'action de la Russie par P. de B.“ (Paris 1850). Es wird dort gesagt, die einzigen wirklichen Mächte, die noch übriggeblieben, seien die Revolution und Rußland. Rußland sei vor allem ein christliches Reich, nicht nur wegen seiner orthodoxen Religion, sondern wegen der Resignation und Selbstaufopferung seines Volkes. Die Revolution sei aber unchristlich und antichristlich und inauguriere den Hochmuth und die Anmaßung (über die Resignation des russischen Volkes dem Zaren und anerkannten Führern gegenüber läßt sich hier wol nicht streiten; im übrigen erinnert man sich unwillkürlich an das Gleichniß vom Splitter und Balken). Ueber kein Land (heißt es weiter) habe man sich so befremdliche Illusionen gemacht wie über Deutschland; man habe es fälschlich für ein Land der Ordnung gehalten, aber die sechzigjährige Herrschaft einer zerstörenden Philosophie habe den Hochmuth des Geistes

und das revolutionäre Element entfesselt; darum fasse Deutschland nun einen grimmigen Haß gegen Rußland, trotz der überwältigenden Last von Wohlthaten, die es von Rußland empfangen. Die letzten 30 Jahre (nämlich die Zeit der Restauration von 1815—48) seien die „glücklichsten“ Jahre der ganzen deutschen Geschichte, und das sei besonders dem Einverständnisse von Preußen und Oesterreich zuzuschreiben; dieses segensreiche Einverständniß sei jedoch einzig durch Rußlands Stütze (!) ermöglicht. „Nur in einem Anfälle von Tollheit“ könne Deutschland die segensreiche Allianz mit Rußland brechen wollen (!). Wenn Deutschland jedoch Rußland so zurückstößt, werde man sehen, was dabei herauskäme, denn das Leben des deutschen Volkes bewege sich in Büchern; Bücher seien aber besonders geeignet, ein Volk zu entnerven und zu entwürdigen. (!!)

Aus diesen Andeutungen wird der Leser sich eine genügende Vorstellung von dem übrigens umfangreichen Document zu machen im Stande sein. Es gehört unbedingt in die Krankengeschichte des russischen Welt Herrschaftsfieters: wir konnten es nicht übergehen, weil selten sich der zarische Größenwahn mit so unbefangener Naivetät ausgebrückt hat. Uebrigens sind einzelne Stellen dieses Documents dem größern Publikum längst bekannt, ohne daß man sich erinnert, wo sie eigentlich zuerst ausgesprochen worden. Die bewusste Drohung, die Tschechen, Kroaten, Slowaken und ähnliche Völker hätten eine große Zukunft und würden dem einigen Deutschland durch ihren Panflawismus zerstörende Hindernisse bereiten, findet sich zuerst hier; dabei ist man überzeugt, Böhmen werde nicht eher völlig großartig dastehen, bis Rußland im Besitze von Galizien ist. Auch datirt aus diesem Mémoire die Fabel, daß man in jeder Colonistenhütte der Militärgrenze das Bildniß des Zaren vorfindet. Die Ungarn werden als ein gegen Rußland besonders feindliches und durchaus hinderliches Volk bezeichnet: man erklärt sich daraus, warum 1849, ein Jahr nach Abfassung des Mémoire, der Zar Nikolaus I. mit so ganz besonderm Eifer zur Unterwerfung der Magyaren bereit war. Gegen das Ende erhebt sich das Mémoire zu Metaphern, die so klingen, als hätten die heitern „Gelehrten des Kladderadatsch“ sie dem russischen Staatsmann in die Feder dictirt: „Der Westen ist im Untergang begriffen“, alles stürze zusammen, das Vernünftige werde absurd, die bürgerliche Ordnung und die Freiheit (sic!) unmöglich: über den Ruinen „steht die Civilisation und erwürgt sich mit ihren eigenen Händen“ (!). Ueber dem Meere der Vernichtung stehe bloß Rußland als eine „heilige Arche“.

Seit 1848 hat die Entwicklung des deutschen Volkes einen solchen Weg eingeschlagen, daß man heutzutage die Elaborate der russischen Staatsmänner aus jener Epoche mit demselben Interesse liest wie irgendeinen humoristisch-satirischen Kalender. Die unfreiwillige Komik der damaligen russischen Politik beweist nichtsdestoweniger, daß die Zaren die „Pläne Peter's“ sehr ernst nehmen. Mit Consequenz haben sie dieselben bis zu dem Moment verfolgt, wo äußere Umstände ihre Undurchführbarkeit außer allem Zweifel stellten. Noch heutzutage gibt es Staatsmänner, ja (wie man sagt) auch einzelne Glieder der Kaiserfamilie, die sich des Gedankens nicht erwehren können, es würde einer panflawistischen, von Moskau geleiteten und ausgenutzten Coalition trotzdem möglich, die gesammte germanische Welt einmal zu überwältigen. Wenn die moskauische Partei nicht bei Hofe und in maßgebenden Kreisen Rückhalt hätte, wären solche Artikel, wie sie in der „Moskauer Zeitung“ Katkow's im Herbst 1870 und zu Anfang 1871 vorgekommen, völlig unmöglich. Man lasse sich dabei ja nicht durch die Verwarnung irremachen, welche Katkow im Jahre 1871 erhalten hat. In dem Verwarnungsdecret ward darauf hingewiesen, wie Katkow der Regierung ein Befördern separatistischer Tendenzen in einigen Provinzen vorwarf und das Vertrauen zu ihr zu untergraben suchte. Die Regierung schritt also zu ihrer eigenen Nothwehr, nicht aber zum Schutze der Deutschen ein. Katkow läßt auch keinen Zweifel darüber aufkommen, indem er nach der Verwarnung

nicht weniger heftig gegen die Deutschen und gegen Deutschland hegt als vor derselben. Der vielbesprochene Toast des Zaren vom December 1871 wird auch nur so lange jene Bedeutung behaupten, als die persönliche Bewunderung Alexander's II. für seinen Oheim, den Kaiser Wilhelm, andauert. In den Artikeln des officiellen Regierungsanzeigers, welche dem Toast folgten, werden aufmerksame Leser manche Aehnlichkeiten mit dem geheimen Mémoire von 1848 leicht entdecken. Obwol der Panlawismus als „Utopie“ bezeichnet wird, verweist man Deutschland auf die Glückseligkeit der Periode von 1815—48 und sucht die außerrussische Welt (statt mit der Revolution) mit der „Internationalen“ zu schrecken. Darum blieben diese Artikel des Regierungsanzeigers auch ohne Wirkung, und das neue Postgesetz, nach welchem auch dem Auslande nur russisch adressirte Briefe zeitig und sicher bestellt werden sollen, beweist, wie die russische Regierung trotz alledem ihren alten Anschauungen treu bleibt.

Auch gibt das, was Rußland gegen Schweden und Dänemark that, eine curiose Illustration zum Testament Peter's des Großen. Weil Peter III. als Herzog von Holstein-Gottorp geboren war und somit entfernte Erbensprüche auf ganz Schleswig und Holstein und auf die gesammte dänische Monarchie zu besitzen glaubte, ließ Rußland in den Zarentitel auch die Anwartschaft auf das lange zu Dänemark gehörige Norwegen und ebenso auch die auf Schleswig und Holstein aufnehmen. Der Zar nennt sich noch heutzutage unter andern: „Erbe von Norwegen, Herzog von Schleswig-Holstein, Stormarn, Dithmarschen und Oldenburg.“ Diese Titel sind keineswegs bloße Spielerei. Im Jahre 1813 disponirte Kaiser Alexander I. über das noch zu Dänemark gehörige Norwegen, um es dem Prinzen Bernadotte von Schweden als Preis seiner Allianz zu geben. Die Norweger wählten auf die Nachricht, daß sie von Dänemark separirt würden, den dänischen Prinzen Christian Friedrich zu ihrem Könige, aber Kaiser Alexander hatte es anders beschloffen und zwang seine Ideen dem Lande auf. Ferner ließ in dem schleswig-holsteinischen Streite Kaiser Nikolaus I. durch das Warschauer Protokoll vom 5. Juni 1852 (unterschieden von Nesselrode und Meyendorff und dem dänischen Gesandten Neeg) seine Ansprüche ausdrücklich wahren und für den Fall, daß der Mannstamm des Prinzen Christian von Glücksburg (des jetzigen dänischen Königs) ausstürbe, das Erbrecht des russischen Zaren sorglichst vorbehalten. Die eventuellen Erbensprüche Rußlands auf Schleswig-Holstein wurden auch noch am 8. Juli 1852 durch einen Separatvertrag zwischen Dänemark und dem Zaren vorbehalten und anerkannt. Der Zar sah die Ereignisse von 1864 und 1866 nicht voraus, aber an gutem Willen, seine Ansprüche geltend zu machen, fehlte es ihm entschieden nicht.

Am auffälligsten trifft das sogenannte Testament Peter's I. den Nagel auf den Kopf, wo es von der Freundschaft mit England redet. Es gibt keine Politik, welche sich in diesem Jahrhundert so wenig mit der russischen verträgt wie die englische. Trotzdem betrachteten die russischen Zaren England als ihren natürlichen Allirten. Es läßt sich diese allem Augenschein und aller Ueberlegung trotzende Consequenz nur durch eine traditionelle Richtung erklären, welche Nikolaus I. auf jeden Fall festhalten zu müssen glaubte.

Der bekannte moskauische Panlawistenheros und Historiker Pogodin, welcher 1839 und 1842 unter den Auspicien des Unterrichtsministers die slawischen Nationalitäten besuchte, ausspionirte und heimlich bearbeitete, referirt schon officiell über die ganz widersprechende Richtung der englischen Politik in Bezug auf Rußlands Uebergriffe. Dieser Vertrauensmann sagt ausdrücklich, der Orient und Asien machen ein Zusammengehen Englands und Rußlands ganz unmöglich, und England sei immer wachsam, einer russischen Agitation, wo sie sich zeigt, entgegenzutreten. Minister gab es, welche klar nachwiesen, England thäte sich selbst den größten Schaden, wenn es zu Rußlands ehrgeizigen Absichten im Orient sich günstig verhielte. Nur der Zar Nikolaus begriff es nicht, daß die Zeitum-

stände sich geändert hatten, daß ein Zugeständniß an England im Orient ein Ding der Unmöglichkeit war.

Also kam es, daß der Zar Nikolaus I. im Juni 1844 in London persönlich die englischen Staatslenker für seine Pläne zu gewinnen sich abmüht. Ein Memorandum von Nesselrode aus demselben Jahre 1844 suchte schriftlich die Nothwendigkeit eines Einverständnisses mit England darzutun. Rußland als größte Landmacht, England als größte Seemacht seien beide berufen, die Pforte inne werden zu lassen, daß einer die Forderungen des andern unterstütze; beide müßten vereinbaren, was gemeinsam zu thun sei, wenn die Pforte zusammenstürzte. In scheinheiliger Weise deutet das Memorandum an, man wolle ja nicht den Zerfall der osmanischen Macht herbeiführen, aber derselbe sei doch unabweisbar und nahe bevorstehend, und daher müsse man sich vorsehen. Die Theilung der Türkei mit besonderer Beachtung dessen, was für Rußland vortheilhaft, wird hier noch nicht mit so rückhaltsloser Offenheit verhandelt wie später in den Gesprächen des Zaren mit dem englischen Gesandten Lord Seymour; im Reime ist die Idee jedoch bereits angedeutet. Das eigenstünne Beharren des Kaisers in seinem Irrthum begründete den ebenso frivolen wie gewalthätigen Angriff auf die Türkei im Jahre 1853.

Seit Erreichung des Baltischen Meeres, seit der Niederwerfung Polens betrachteten die russischen Staatslenker Konstantinopel als das nächste und wichtigste Ziel ihrer Wünsche. Schon in der ältesten Periode der russischen Geschichte, als der Schwerpunkt der russischen Macht noch im Süden, in Kiew, lag, verfolgte man energisch die Idee von einer Bestiznahme Konstantinopels. Wir wollen alle auf Konstantinopel berechneten Züge nicht aufzählen, es genügt zu constatiren, daß auch später von Moskau aus die Zaren dasselbe Ziel im Auge behielten, wenngleich aus weiterer Ferne. Iwan III. (1462—1505) heirathete die Nichte des letzten byzantinischen Kaisers, die Tochter des Thomas Paläologus, mit ausdrücklichen Nebenabsichten. Nur verstand der wirkliche Erbe der byzantinischen Ansprüche, des Thomas Paläologus Sohn Andreas, die Sache anders und übertrug alle seine wirklichen und imaginären Rechte testamentarisch auf das spanische Königspaar Ferdinand von Aragonien und Isabella von Castilien. Die russischen Hofhistoriker verschweigen diesen Umstand, damit das Moskowitervolk an ein zarisches Erbrecht auf Konstantinopel gewissenhaft glaube. Eine Nation, bei der die Kenntniß des Lesens und Schreibens zu den äußersten Seltenheiten gehört, hat für die Logik einer orientalischen Frage kein Verständniß, wohl aber eins für solches angeblihes Erbrecht.

Von Peter dem Großen ist es sicher, daß er die Pläne gegen Konstantinopel aufnahm, und zwar in einer Weise, die auch bei seinen Nachfolgern beliebt war. Er bekämpfte die Türkei militärisch und benutzte die Hospodaren an der Donau, um die Macht der Pforte gleichzeitig politisch zu untergraben. Das war der Anfang zu demjenigen System, das bis zu dieser Minute fortwirkt, und eine anhaltende Agitation unter den Slaven Oesterreichs und Ungarns, eine beständige Aufwiegelung der christlichen Unterthanen der Pforte theils im Namen des Glaubens, theils im Namen der von Moskau usurpirten slawischen Nationalität zur unmittelbaren Folge hat.

Ziemlich weit waren die russischen Herrscher auf diesem Wege schon vorgeückt, ehe der Pariser Friede von 1856 einige Palliativmaßregeln gegen ihre Eroberungssucht festsetzte. Der Friede von Kutschuk-Kainardschi von 1774 räumte Rußland das Recht der freien Schifffahrt auf dem Schwarzen Meere ein; zugleich enthielt er Paragraphen, kraft welcher Rußland eine schriftliche Befugniß erlangte, unter dem Deckmantel der Religion beständig Unfrieden in der Türkei zu stiften und Widerseßlichkeiten gegen die souveräne Macht des Sultans anzuregen und zu unterstützen. Im Frieden zu Jassy 1792 erhielt Rußland die Nordküste des Schwarzen Meeres bis zum Dniestr, im Frieden von Bukarest 1812 Bessarabien bis zum Pruth und zur Donau, im Frieden zu Adrianopel 1829

die Donaumländungen und die Ostküste des Schwarzen Meeres. Alle Kriege mit der Türkei nach 1774 wurden unter Berufung auf die Paragraphen und Clauseln von Kutshuk-Kainardschi unternommen. Aber auch die innern Verlegenheiten der Pforte benutzte man im Sinne des sogenannten Testaments Peter's. Während des türkisch-ägyptischen Zerwürfnisses preßte man der Pforte unter dem Scheine der Hülfeleistung den Vertrag von Unkar-Skelessi (26. Juni 1833) ab: Rußland und die Türkei versprachen sich gegenseitig in allen Nöthen beizustehen; Rußland verzichtet in einem geheimen Artikel auf die materielle Hülfeleistung und bedingt sich dagegen die sofortige Sperrung der Dardanellen, sobald der Zar es verlangt. Der Vertrag von Balta-Liman (1. Mai 1849) setzt den Hospodaren in den Donaufürstenthümern russische Commissare zur Seite und statuiert daselbst statt der Boyarenversammlungen bureaukratische Divans mit „vertrauenswürdigen“ (d. h. russisch gesinnten) Personen; auch darf Rußland 10000 Mann permanent an den Grenzen der Donaufürstenthümer erhalten und unter Umständen mit 25—35000 Mann eintücken.

Der Pariser Friede von 1856 hat das Verdienst, die übermächtige Stellung Rußlands gebrochen und ihm ohne merkbare Schädigung die wichtigsten militärischen Angriffsbasen entzogen zu haben. Rußland verlor bloß 208 Quadratmeilen an Land, aber die Neutralisirung des Schwarzen Meeres erachtete man als genügende Bürgschaft gegen einen unmittelbaren Angriff. Dazu schien die Aufhebung aller die Souveränität des Sultans beschränkenden Friedensbestimmungen aus früherer Zeit, die Abschaffung des einseitigen russischen Protectorats über die Christen in der Türkei und über die Donaufürstenthümer im besondern völlig auszureichen, um Rußland die üblichen Vorwände zu den beliebten Einmischungen zu entziehen. Offenbar trug man der Person des Kaisers Alexander II. Rechnung, welche entgegen den Bestimmungen von Peter's Testament Reformen für das Innere versprach. Der Krimkrieg hatte den Unsegen von Weltherrschaftsgelüsten für Rußland, die tiefe Reformbedürftigkeit des Zarenreiches zur Genüge dargethan. Da niemand das Zarenreich mit einem Angriffe bedrohte, und vollends gar nicht vom Schwarzen Meere, durfte Rußland mit allem Eifer das Innere cultiviren und ordnen. In dieser Voraussicht ließ man Rußland die Krim und die Küsten des Schwarzen Meeres, die sonst unrettbar verloren gegangen wären. Als Gegenleistung verpflichtete sich Rußland dafür, auf dem Schwarzen Meere (wo es niemand bedrohte) nicht mehr als eine bestimmte Anzahl von Kriegsschiffen zu halten. Da auf dem Schwarzen Meere auch die andern Mächte Beschränkungen entsprechender Art sich unterwarfen, so zeigte sich diese Clausel, die schon als Gegenleistung gerechtfertigt war, für Rußland als nicht einmal herabsetzend. Vollends nützlich erschien diese Bedingung dadurch, daß sie Rußland die unnützen Ausgaben für eine Pontusflotte mit guter Art ersparte: nie gab es im Zarenreiche ein traurigeres Ressort als das Flottendepartement. Mit unendlichen Kosten hatte man die Flotte im Schwarzen Meere gebaut und completirt; als es Zeit war, sie zu gebrauchen, erklärte man, sie sei nur noch zum Versenken geeignet. Nach der Schlacht bei Sinope war dies bis zu allseitiger Evidenz dargethan, und bald darauf kam sie zur Versenkung.

Die Regierung des Zaren Alexander II. verwirklichte in der That hochbedeutende Reformen. Trotzdem blieb die Angriffs- und Eroberungstendenz Rußlands in voller Stärke. Peter's sogenanntes Testament empfiehlt zunächst das Baltische und Schwarze Meer, und demnächst Persien und Indien im Auge zu behalten. Nachdem es am Schwarzen Meere so übel ergangen war, versuchte Alexander II. erst den Weg nach Persien und nach Indien freizumachen, was, wie schon erwähnt, ihm über Erwarten wohl gelang.

Niemals vergaß indefs Alexander II. die traditionelle Politik in Europa. Er selbst war von dem Panslawistenheros Pogodin in der Geschichte unterrichtet worden. Noch

existirt das Mémoire, in welchem (im Jahre 1838) Pogodin ihm als Thronerben begreiflich macht, wie ganz Europa eigentlich gar nichts taugt und blos Rußland noch eine Zukunft hat; dazu lehrt er, bei jedem Angriffe auf die Türkei würden die Macedonier, Serben, Bulgaren, Rumänen sofort Landesverrath üben und sich Rußland anschließen — um wahrscheinlich das Los der Polen zu theilen. Pogodin selbst entwarf in einem seiner handschriftlich cursirenden politischen Briefe das Programm für diese moskauische Propaganda. Er bezweckt weiter nichts als einen „Donaubund“, oder „südbösterreichischen“ oder „slawischen“ Bund nach dem Muster des Napoleonischen Rheinbundes. Rußland, Polen, alle slawischen Gebiete Preußens, Oesterreichs und der Türkei — Serbien, Montenegro, Rumänien mit inbegriffen — sollen die Glieder dieses Donaubundes bilden, der russische Zar sein Protector werden. Dabei ist der Anspruch auf das Protectorat für Rußland sehr schlaue Motivirung: Rußland käme das Protectorat nämlich blos zu, weil es mit seinen ungefähr 60 Mill. Großrussen die unvergleichlich größte, compacteste Masse im projectirten Bunde bilden würde. Griechenland, Ungarn, Moldau, Walachei, Konstantinopel, die Asiatische Türkei, Siebenbürgen müßten alle in diesen Bund eintreten, weil sie, von Slawen allenthalben umgeben, nicht anders bestehen könnten, und darum ihrem Schicksale nicht entgehen würden. Es entstünde hiernach ein Complex vereinigter slawischer Staaten, bei welchem für Rußland die Stellung Napoleon's I. dem Rheinbunde gegenüber gewahrt würde.

Jeder Einsichtige begreift, daß der geringste Versuch, ein solches Programm zu realisiren, das Zarenreich in die schlimmsten Verwickelungen stürzen muß. Auch ist es der Regierung nicht genehm, blos die Vormacht in einem slawischen Bundesstaate zu werden, sie möchte am liebsten ganz Europa und ganz Asien gleichzeitig und mit absolutem Titel besitzen. Aber das moskauische Programm schmeichelt ihrem Bestreben, das sogenannte Testament Peter's zu verwirklichen, und so hofft man selbst über den „slawischen Bund“ hinweg einmal zum Herrn der Welt sich emporzuarbeiten. Seitdem der Zar sich moskauisch gesinnter Staatsmänner bedient, ist die Unordnung in denjenigen Landestheilen, wo sie ganz ihren mongolischen Inspirationen folgen dürfen, größer als je geworden.

Ernstlich ist freilich der Umstand zu beachten, daß das moskauische Programm auswärts die schlimmsten Verwickelungen nach sich ziehen müßte. Einzelne Staatsmänner bemühen sich daher zu versichern, dem Zaren seien die moskauischen Insinuationen gänzlich fremd, der Zar sei friedlich gesinnt und verabscheue sie, zufrieden mit der gewaltigen Aufgabe, das bestehende Reich zu erhalten. Diese Versicherungen finden meistens jedoch nur in diplomatischen Actenstücken Ausdruck, in Papieren, die nach außen gehen. Vielleicht hat die zarische Regierung wirklich keinen directen Antheil an der Aufwiegelung der österreichischen und türkischen Slawen; wenn man indeß einen Augenblick sich durch solchen Augenschein irreführen läßt, überzeugt die Offenkundigkeit der Agitation bald hinlänglich vom indirecten Zulassen derselben. Die Agitation geht sehr weit: während nicht bei Moskau das Lesen und Schreiben sehr wenig gekannt wird, errichtet man sogenannte Wohlthätigkeitscomités für die Südslawen, müssen herumreisende Staatsräthe und Gesandtschaftspräsidenten sich die Bildung der auswärtigen Slawen angelegen sein lassen. Während die Bildungsmittel im Innern in traurigster Verfassung sind, beschäftigt man sich mit der Erziehung bulgarischer, montenegrinischer, serbischer und anderer südslawischer Frauen, erhalten Töchter Schulen in Korfu Subsidien, um Missionarinnen für das Russische heranzubilden.

Die zarische Regierung beobachtet demnach das Decorum nur so weit, als man ihr keine öffentlich autorisirte Actionsthätigkeit nachzuweisen vermag. Dagegen läßt sie (wie erwähnt) offenkundig alles Mögliche geschehen, woraus sie bei Gelegenheit Nutzen zu ziehen hofft. Die Ereignisse haben deutlich genug seit den letzten beiden Jahrzehnten bewiesen, daß der Westen keineswegs so „abgelebt“ sei, wie Pogodin und Consorten es be-

haupteten. Trotzdem nimmt die Agitation ihren Fortgang und die Staatsmänner hoffen auf — Möglichkeiten, um welche sie das Gewisse vernachlässigen. Insbesondere seitdem Gortschakow im Jahre 1863 in der Polensache an Frankreich, England, Oesterreich die maliciösen Noten, ohne daß ein Krieg erfolgte, erlassen, sind die Hoffnungen im Sinne des sogenannten Testaments Peter's I. wieder aufgewacht. Gortschakow hat die Neigung, die Bedeutung seiner Person zu überschätzen, und die „Moskauer Zeitung“, das einflussreichste Organ Rußlands, schmeichelte dieser Richtung, um den Reichskanzler für die panslawistischen Ideen völlig zu gewinnen. Das gelang auch durch das wohlberechnete Ausposaunen von Gortschakow's Verdiensten, und der selbstgefällige Reichskanzler ermangelte nicht, in Petersburg in den Sitzungen des Reichsraths Artikel der „Moskauer Zeitung“ vorzulesen, mit der Bemerkung, daß da seine Gedanken besser ausgedrückt seien, als es selbst vermöchte. Der moskauer Richtung speciell ergeben ist auch der russische Botschafter in Konstantinopel, der General Ignatiem. Dieser hat die besondere Schwäche, sich für überschlaun zu halten und gelegentlich sich dessen laut zu rühmen. Beide Männer, Gortschakow wie Ignatiem, sind überzeugt, die moskauer panslawistische Partei müsse man gewähren lassen: käme der richtige Augenblick, würde die zarische Gewalt die Früchte moskauer Propaganda einheimfen.

Zweierlei Ereignisse schienen die russischen Hoffnungen zu unterstützen. Das erste war die Besetzung des griechischen Throns durch einen ergebeneren, mit einer russischen Großfürstin verheiratheten Prinzen. Unter Katharina II. und unter Nikolaus I. war das griechische Volk zur Gründung eines Vasallenstaats in Form einer russischen Secundogenitur wiederholt in Aussicht genommen. Das vereinbarte Protokoll, welches zuletzt die Angehörigen der Fürstenfamilien von England, Rußland, Frankreich vom griechischen Thron ausschloß, schien einen Niegel vorzuschieben. Man glaubte das Protokoll bei der Verheirathung des griechischen Königs mit der russischen Großfürstin 1867 glücklich umgangen zu haben, und suchte sich durch die Freundlichkeit gegen hellenische Vergrößerungsgelüste bei seinen Glaubensgenossen zu insinuiren. Daraus entstand der kretensische Streit, der das griechische Königreich an den Rand des Abgrundes brachte und zugleich daselbst ein System inauguirte, welches à la Moskau das Innere geflistentlich vernachlässigte, um himärischen Eroberungsplänen nachzuhängen. Seit der Zeit ist Griechenland berühmt durch seine ungeordneten Verhältnisse.

Das zweite Ereigniß, das die russischen Hoffnungen zu unterstützen schien, war der preußisch-österreichische Krieg von 1866. Man glaubte erwarten zu dürfen, die beiden großen Nachbarmächte würden sich gegenseitig hinlänglich schwächen und Rußland dadurch wieder zur Präponderanz in Mitteleuropa verhelfen. Dies ging aber nicht in Erfüllung. Preußen stand in Mitteleuropa vielmehr so stark da wie nie zuvor. Der Aerger hierüber machte sich in der russischen Presse energisch geltend, doch beeilte sich die Regierung des Zarenreiches, gute Freundschaft mit der nunmehrigen Vormacht Deutschlands zu halten. Nun empfiehlt das Testament Peter's des Großen folgendes Verfahren: die Vormacht Deutschlands müsse gelegentlich mit Frankreich in einen erbitterten Kampf auf Tod und Leben verhetzt werden und Rußland in dieser Zeit sich „zum großen Coup“ rüsten. Die Ereignisse schienen wieder Rußland in die Hände zu arbeiten. Frankreich und Deutschland geriethen ohne Rußlands Hegen in einen erbitterten Kampf miteinander, der aber wiederum Deutschlands Vormacht zu ungeahnter Höhe emporhob. Das sogenannte Testament Peter's hatte wieder fehlgerathen, als es von einem Kriege mit Frankreich eine Schwächung von Deutschlands Vormacht erwartete.

Während die russischen Journale über Deutschlands Erfolge von 1870 ganz außer sich waren, verfuhr die zarische Regierung indeß sehr geschickt. Sie stellte sich auf den freundlichsten Fuß mit Preußen zu einer Zeit, wo letzterm ihre Sympathien nicht ganz

gleichgültig bleiben konnten. Die zarische Regierung benutzte dieses Verhältniß, um, wenn nichts anderes, durch einen kühnen Schritt wenigstens die wichtigste der ihr 1856 entzogenen Angriffspositionen gegen die Türkei inzwischen wiederzugewinnen.

Unter solchen Umständen erschien die Circulardepeſche des Fürsten Gortschakow vom 19. (31.) Oct. 1870, in welcher der russische Reichskanzler erklärte, Rußland hielt sich hinsichtlich des Schwarzen Meeres nicht mehr an die Beschränkungen des Pariser Vertrags von 1856 gebunden; Rußland hebe somit einseitig alle unbequemen Punkte des Pariser Vertrags auf und erlaube andererseits auch der Türkei, so viel Schiffe auf dem Schwarzen Meere zu halten als ihr beliebt. In verschiedenen Notizen führte Gortschakow noch weiter aus, die eigenmächtige und einseitige Lossagung Rußlands von denjenigen Punkten des Pariser Vertrags, welche die Neutralität des Schwarzen Meeres stipuliren, verbürge ein desto treueres Festhalten an andern Punkten, über welche der Zar übrigens auch neue Vereinbarungen einzugehen erbötig sei. Auch erhob sich Gortschakow zu dem politisch und logisch paradoxen Satze, die Pontusfrage sei keine orientalische.

Zu diesem Vorgehen Rußlands war ganz und gar keine Veranlassung geboten. Von der Türkei ist es genügend constatirt, daß sie froh ist, wenn man sie unbehelligt und ruhig leben läßt; ein Angriff gegen Rußland liegt vollends nicht in ihren staatsmännischen Combinationen. Rußland hat schlechterdings gar keine Ursache, sich gegen angebliche Eroberungstendenzen sicherzustellen; dagegen liegt in der Errichtung einer russischen Flotte im Pontus Eurinus allerdings eine unzweideutige aggressive Absicht gegen das ottomanische Kaiserreich. Auch die Vorwände, welche Rußland anführte, um anderweitige Verletzungen des Pariser Vertrags zu constatiren, waren durchweg unzutreffend. Die Dardanellen-Convention vom 13. Juli 1841 erlaubte es, daß ausnahmsweise einigen leichten Fahrzeugen als Ehrengelicht der Durchgang durch den Bosporus in Friedenszeiten besonders bewilligt wurde. An diese Bestimmung hatte die Pforte sich auf das scrupulöseste gehalten. Ferner war auf der Wiener Conferenz am 28. Dec. 1854 die Nothwendigkeit einer Beschränkung der übermächtigen Stellung Rußlands an der Donau und auf dem Schwarzen Meere angenommen, und solche Nothwendigkeit von dem Kaiser Nikolaus ebenfalls anerkannt worden. Fürst Gortschakow selbst übermittelte, als damaliger Conferenzgesandter, das beistimmende „J'y adhère!“ seines Souveräns. Ueber die seit 1856 in Rumänien vorgegangenen Veränderungen äußerte sich Gortschakow mehrmals höchst befriedigt. So erklärte er am 5. (17.) Dec. 1868, während der griechischen Krise, in einer Depeſche an Baron Brunnow, den Botschafter in London, ausdrücklich: „A peine les relations du gouvernement des Principautés-Unies avec la Porte sont-elles rétablies sur un pied satisfaisant, qu'une crise nouvelle surgit dans les rapports de la Turquie avec la Grèce.“ Von diesen Punkten aus ist es somit schlechterdings unmöglich, irgendetwas zur Beschönigung oder gar Entschuldigung der Gortschakow'schen Circulardepeſche herzuleiten.

Zur Motivirung dieser Circulardepeſche blieb demnach nichts mehr übrig als der Appell an die Eitelkeit. Wollte man den Grundsatz annehmen, es sei gravirend, wenn ein Staat durch Verträge in der Ausübung seiner Souveränitätsrechte beschränkt würde, so wären damit dem Vertragsrechte alle Stützen weggenommen, denn jeder Tractat beschränkt die Souveränitätsrechte der Staaten, die ihn abschließen, und sei es auch nur in einer nationalökonomischen Angelegenheit von geringster Bedeutung. Die russischen Staatslenker kündigten dessenungeachtet an, der Pariser Vertrag sei doch gravirend für Rußland, und darum verlange das russische Volk seine Aufhebung. Diese Verufung auf das Volk in einem Lande, wo die Verfassung keinen Tadel der Regierungsmaßregeln, und folglich auch keine Belobung derselben gestattet, ist wol sonderbar, aber man rechnete auf die mangelhafte Kenntniß russischer Verhältnisse im Auslande. So mußte das arme

Volk in Rußland, das des Lesens und Schreibens in überwiegender Weise unkundig ist und von der Existenz eines „Pontus Eurinus“ auch nicht die entfernteste Ahnung hat, plötzlich Adressen über Adressen an Gortschakow einsenden, um ihn für das energische Auftreten mit der Circulardepesche und der Pontusfrage zu beloben. In jedem Theile Rußlands gibt es gelehrige Gemüther, welche Adressen in Scene setzen, sobald die Regierung es wünscht; schon die Hoffnung, einen Orden vielleicht zu bekommen, verleiht dazu hinlänglichen Antrieb. Dazu war die Regierung gar nicht wählerlich; sie ließ sich von den Bauern verschiedener Districte, von einer Gesellschaft kaufmännischer Handlanger (obstschesto kupetscheskich prikastschikoff) und ähnlichen Leuten beloben, die es sich nie hätten träumen lassen, daß sie einmal der Regierung ihre absonderliche Zufriedenheit zu erklären wagen dürften. Auch im Auslande wurde agitirt, doch mit geringem Erfolge; von 564 russischen Staatsbürgern, die in Dresden leben und auch ihre schriftliche Zufriedenheit zu Gortschakow's Circulardepesche abgeben sollten, ließen sich nur 49 zu solchem Schritte herbei. Die Ritterschaften der baltischen Provinzen lehnten jede Theilnahme am Adressensturm ab; wie sollten auch sie, deren Existenz, Sprache, Sitte durch internationale Verträge gewährleistet worden, es gutheißen, wenn die zarische Regierung mit andern geschlossene Vereinbarungen in solcher Weise von sich abstreift? Weniger taktvoll waren die deutschen Zeitungen in Rußland. So beschönigte die „Nordische Presse“ auf alle Weise die gewaltsame und eigenmächtige Zerreißung des Pariser Vertrags in der Pontusfrage, während sie sehr unzufrieden ist, wenn die zarische Regierung gegen die baltischen Provinzen vertragsbrüchig auftritt.

Auf Preußens Vorschlag regelte eine Conferenz der Mächte, welche den Pariser Vertrag unterzeichnet hatten, in London den durch Rußland heraufbeschworenen Incidenzfall. Protokollarisch ward Rußland ein Verweis ertheilt, indem man ihm den ganz von selbst sich verstellenden Grundsatz, daß kein Staat einseitig von vereinbarten Verträgen sich lossagen dürfe, gründlich zu Gemüth führte. Rußland ließ sich das gern gefallen nach dem im moskowitzschen Landvolke geltenden Princip: „Tadle mich, ja prügele mich nach Herzenslust, nur gib mir, was ich verlange.“ Rußland erhielt am 1. März 1871 auf der Londoner Conferenz das Recht, Schiffe und Festungen nach Belieben im Schwarzen Meere und an seinen Ufern zu unterhalten; solches Ereigniß pries der Zar auf der Parade beim Osterfeste als „unblutigen Sieg über Europa“, und man veranstaltete Salutschüsse und Freudenfeste, um diesen unblutigen Sieg zu verherrlichen. Allerdings bekam die Türkei als Aequivalent das Zugeständniß, auch in Friedenszeiten Schiffe befreundeter Mächte durch die Dardanellen und den Bosphorus hindurchfahren zu lassen. Eine beschränkende Clausel, welche Schiffe von Uferstaaten des Schwarzen Meeres von dieser Vergünstigung ausschloß, nahm die Türkei wohlweislich nicht an, um ganz nach ihrem Gefallen über die Meerengen zu disponiren. In Rußland fragten indeß unabhängiger Gemüther, was hat Rußland nun mit der Aufhebung der Neutralität des Pontus gewonnen? Der türkischen Flotte wäre die russische wol gewachsen, aber wenn die Pforte englische und andere europäische Schiffe in das Schwarze Meer hineinläßt, so ist Rußlands Stellung nach der Londoner Conferenz bedeutend ungünstiger als vor der berichtigten Circulardepesche Gortschakow's. Raskow, der im Bewußtsein seiner Ueberlegenheit der Regierung gegenüber keineswegs den Geduldigen spielt, gab dem wegwerfendsten Urtheil über die angepriesenen Resultate der Londoner Conferenz entschiedenen Ausdruck. Nur erkannte er bald, daß es auch für den populärsten Mann des Landes nicht politisch gehandelt ist, wenn er dem stegesdürstigen Volke einen für groß ausposaunten Erfolg verkümmert. Er lenkte daher bald in die Geise der allgemeinen Stimmung ein.

Die Regierung fand aber ebenfalls, daß der Erfolg der Londoner Pontusconferenz nicht die Vortheile darbot, welche sie erwartet hatte. Es mußten Vorkehrungen getroffen

werden, damit das Recht der Türkei, die Meerengen befreundeten Mächten nach ihrem Gutbefinden zu öffnen, für westeuropäische Kriegsschiffe nicht zur Anwendung komme. Schon im Jahre 1833 wurde der Aufstand des Vicekönigs von Aegypten benutzt, um Rußland als Retter in der Noth für die Pforte erscheinen zu lassen. Wie der Leser weiß, wurde die diplomatische Form in solcher Weise dafür festgesetzt, daß Rußland und die Pforte sich gegenseitig in allen Gefahren beistehen sollten, und zwar Rußland durch materielle Hülfleistung, die Türkei durch eventuelle Sperrung der Dardanellen. Dieses Verhältniß mußte baldigst wiederhergestellt und schnellstens ein Vertrag à la Unkar-Skelessi angebahnt werden. Wird also der Vicekönig von Aegypten wieder unruhig, sind Rußland alsbald zwei günstige Chancen geboten: es geschieht der türkischen Macht dadurch einerseits Abbruch, und andererseits hat Rußland Gelegenheit, gegen das Versprechen eventueller Sperrung der Dardanellen (nach Gutbefinden des Zaren) der Pforte seine rettenden Dienste anzubieten, oder doch wenigstens dieselben möglichst wirksam anzupreisen. Die beunruhigenden Nachrichten, welche wir öfter aus verschiedenen Provinzen der Türkei vernahmen, geben hier einen guten Fingerzeig für die Zukunft. Gewiß kommt eine Zeit, wo man den Zusammenhang zwischen dem Anpreisen rettender Dienste von Rußland und den gegenwärtigen Unruhen in der Türkei recht klar übersehen.

Die russische Regierung ist also in voller Thätigkeit und hofft den Weg nach Constantinopel sich bald vollkommen freizumachen. Das sogenannte Testament Peter's des Großen ist und bleibt somit für die russische Eroberungstendenz noch immer maßgebend. Es läßt sich nicht nachweisen, wer das eigenthümliche Actenstück, dessen Inhalt zuerst 1812 durch Lesur bekannt geworden, das aber später durch Gaillardet 1836 seinen bezeichnenden Namen erhielt, wirklich verfaßt hat. Der ganze Verlauf der russischen Politik beweist, daß man bis in die neueste Zeit sich unablässig mit der Ausführung der Bestimmungen des merkwürdigen Actenstückes beschäftigt. Der Zustand des Zarenreiches ist freilich derart, daß patriotische Staatsmänner ihre ganze Thatkraft auf Regelung der innern Verhältnisse, auf Herstellung einer allgemeinen Wohlfahrt zu verwenden berufen sind. Bis heute ziehen sie jedoch eine ehrgeizige Politik vor, welche dem Lande nur ernste Prüfungen und große Gefahren zuzuziehen vermag. Eine Politik, die an Kutschuk-Sainarbschi und Unkar-Skelessi wieder anknüpft, kann wol die Erfolge der beiden Jahrzehnte von 1833—1853 wieder erneuern, aber das bedrohte Europa muß sich zuletzt doch wieder rüsten und die von Rußland drohende Gefahr zurückweisen.

Europa kann dem gegenüber freilich auf das gute Einbernehmen hinweisen, welches zwischen dem Deutschen Reiche und der persönlichen Politik des Zaren Alexander II. besteht. Alexander II. ist aber sterblich wie jeder Mensch, und mit seinem Tode ist dem wohlthätigen Einflusse des Deutschen Reiches der Boden völlig entzogen. Auch braucht man bloß die officiösen Artikel, welche seit dem vorigen Jahre in der „Kreuzzeitung“ und andern Blättern erscheinen, zu lesen, um zu begreifen, in welcher Angst die Regierungsgewalt in Rußland sich der mächtigen altrussischen oder panslawistischen Partei gegenüber befindet. Um des Himmels willen werden die Deutschen gebeten, die Ausbrüche moskauischen Hasses und altrussischen Fanatismus ja nicht der Regierung zurechnen zu wollen, und letztere ja nicht entgelten zu lassen, was die schrecklichen, aber sonst ungefährlichen Moskauer Uebles thun oder schreiben. Schon die wiener „Neue Freie Presse“ hob hervor, daß in solcher Weise keine Regierung spricht, welche im unerschütterten Besitze ihrer Macht dasteht. Wir dürfen der Deutung der „Neuen Freien Presse“ nur beipflichten, und es macht einen traurigen Eindruck, wenn die zarische Regierung in ohnmächtiger Desperation dem Auslande vorzureden sucht, sie verabscheue die moskauischen Ideen nicht weniger, als es nur die Deutschen thun können. Die zarische Regierung hat die alt-

russische Richtung jahrelang gehätschelt, weil sie in ihr ein prächtiges Werkzeug zur Verwirklichung von Peter's des Großen Testament zu finden gehofft. Nun ist die alt-russische Richtung energischer und wächst der ebenso ehrgeizigen, aber weniger kräftigen Regierung über den Kopf. Spaltung im Kaiserhause, Unentschiedenheit der Großwürdenträger, welche ihre Stellung beim Thronerben nicht compromittiren möchten, Sucht nach Popularität bei andern, alles das befördert eine Ordnung der Dinge, welche über kurz oder lang zu einem Zusammenstoße mit der germanischen Welt führen wird. Wir wollen nicht sagen, daß die germanische Welt sich hierbei einem neuen Kampfe in kurzer Zeit wieder aussetzen soll. Der Krieg ist für alle Theile ein solches Uebel, daß selbst bei drohender Gefahr der Starke sich erwartend verhalten darf. Aber bei der constanten Richtung, welche die russische Politik bethätigt, ob der Zar moskauisch oder peterssburgisch gesinnt ist, ob eventuell (was auch nicht mehr unmöglich) eine panslawistische Richtung im Gefühl ihrer Stärke auch über die kaiserliche Gewalt hinweggeht — immer wird es Aufgabe des deutschen Volkes sein, die Welt vor der drohenden Kosadenüberschwemmung zu bewahren. Wir haben das ganze System der russischen Eroberungspolitik erwogen und die Punkte dargelegt, wo der drohenden Ueberschwemmung am leichtesten ein Damm entgegenzusetzen. Je stärker die Vorkehrungen, je umsichtiger man dabei zu Werke geht, desto sicherer wird ein erbitterter Kampf, eine erneuerte Weltkatastrophe abgewandt.

---

# Die Tiefseeforschungen der Neuzeit.

Von

Karl Müller von Halle.

## I.

Wer es bisher gewohnt war, mit Schiller'scher Phantasie an der Hand seines „Tauchers“ hinunterzusteigen in des Meeres Tiefe, in das „Bodenlose“, welches in „purpurner Finsterniß“ bergetief noch unter den „spitzen Korallen“ ruht; wer es vielleicht gläubig mit dem „Taucher“ für eine Versuchung der Götter hielt, vorwitzig zu schauen, „was sie gnädig bedecken mit Nacht und Grauen“: dem muß es ein schaurig ergreifendes Gefühl sein zu hören, wie dennoch der Mensch der Neuzeit sich nicht hat abhalten lassen, hinunterzusehen, wo es „von Salamandern und Molchen und Drachen sich regt in dem furchtbaren Höllenrachen“.

Es ist eine Thatfache der schwerwiegendsten Art, daß wir heute da unten in „bodenloser“ Tiefe ganz anderes kennen gelernt haben als „stachelige Rochen“, zu „scheußlichen Klumpen geballt“, Klippfische, des „Hammers greuliche Ungehalt“ und „Meereshyänen“, die „entsetzlichen Haie“ mit „grimmigen Zähnen“. Ein Stück graufiger Romantik ist durch die Forschung verschwunden, dafür hat der Mensch ein gewaltiges Stück tagesheller Poesie eingetauscht. Lange freilich erschien es auch der Naturforschung, als ob sie sowenig in die Tiefe des Meereschosses bringen werde wie in das Innere der Natur. Nichtsdestoweniger hat sie auch hier einen Isis'schleier gelüftet, wie es noch vor ein paar Jahren kaum geahnt werden durfte.

Die Geschichte dieser Lüftung gehört zu den bedeutendsten Erfolgen der Naturforschung unserer Zeit und darf sich dreist an die Seite jener Forschungen stellen, die mit Hilfe der sogenannten Spectralanalyse das Wesen der Sonne, mit Hilfe von Küchenabfällen die Vorgeschichte des europäischen Menschengeschlechtes zu ergründen streben. Auch ihre Anfänge waren ebenso klein. Denn wenn man auf dieselben zurückgehen will, so findet man nichts anderes als das Senkblei der Schiffer, ein cylindrisches Bleistück, an dessen unterm Ende eine Hühnung mit Fett ausgefüllt wird, an welchem Proben des Meeresbodens durch einfache Adhäsion hängen bleiben, sobald man den einfachen Apparat auf den Meeresgrund hinuntergelassen hatte, um sich von der Bodenbeschaffenheit zur Orientirung zu überzeugen. Nichts anderes konnte man gebrauchen wollen, als man anfing, auch ein wissenschaftliches Interesse an diesen Tiefseelothungen zu nehmen. Dieses Interesse wurde zuerst durch die Aufgabe angeregt, Tiefseekabel zur Verbindung der Continente zu legen. Hierzu reichte natürlich das Senkblei nicht aus. Will man genauere Resultate haben, so müssen jedenfalls beträchtlichere Proben des Meeresgrundes heraufgezogen werden,

und überdies reicht das Senkblei nicht aus für große Tiefen, weil Reibung sowol als auch der enorme Druck der Wasser- und Luftsäule am Meeresgrunde das Tau so zerreißen macht, daß es nicht mehr fähig ist, ein Stück vom Gewicht heraufzuziehen. Um diesen schweren Uebelständen abzuwehren, erfand bekanntlich, wie uns zuerst Maury in seiner „Physik des Meeres“ genauer mittheilte, ein Cadet seines Observatoriums, J. M. Brooke, einen eigenen Apparat, welcher vollkommen alle Schwierigkeiten löste. Er behielt das alte Princip des Senkbleies bei, mittels Talg oder Fett Proben des Meeresgrundes heraufzuziehen; aber diese Operation wird nicht durch ein schweres Senkblei, sondern durch einen leichtern Stab ausgeführt, an dessen unterm Ende sich eine Höhlung mit fettigem Stoff befindet. Dieser Stab hängt unmittelbar an der Leine, doch so, daß er mittels einer Kanonenkugel, durch welche der Stab gesteckt ist, auf den Meeresgrund gesenkt wird. Hier angelangt, löst sich die Kugel von ihm ab und bleibt auf dem Meeresgrunde als überflüssiges Gut liegen, und zwar dadurch, daß sie sich einfach aus ein paar Hälften aushängt, mittels deren sie an einer Art Wageballen am obern Ende des Stabes befestigt war. Zu Tiefmessungen war dieser Apparat jedenfalls höchst sinnreich und zweckmäßig, wenn die Erforschung des Meeresbodens nicht Hauptzweck ist. Tritt aber diese Anforderung als die Hauptsache mit auf, so wird, wie man leicht einseht, wiederum ein Apparat erforderlich, der größere Proben des Meeresgrundes aufzunehmen vermag und der fettigen Substanzen nicht bedarf, weil dieselben später die mikroskopische Untersuchung bis dahin gänzlich hindern, wo man sie durch chemische Mittel beseitigte. Eine Operation, die ebenso umständlich wie zeitraubend ist. Vor allen beschäftigten sich nordamerikanische Flottenoffiziere mit der Herstellung geeigneter Apparate; doch gelang es nur zweien, den gemachten Anforderungen gerecht zu werden, nämlich dem Lieutenant Stellwagen und Lieutenant Sands. Der erstere construirte einen gußeisernen Becher von kegelförmiger Gestalt, welcher an das Senkblei angehängt wird und mit einem ledernen Deckel lose verschlossen ist, sodas derselbe sich beim Herausziehen durch den Druck der Wasser säule fest verschließt, folglich seinen Inhalt unverkürzt heraufbringt. Der letztere brachte in dem kegelförmigen Anhang des Senkbleies eine seitliche Oeffnung an, und diese, verschlossen wie der Becher von Lieutenant Stellwagen, öffnet sich beim Eindringen in den Boden durch den Druck einer Feder, um sich mittels derselben beim Herausziehen auch wieder zu schließen. Ebenso löst sich beim Aufstoßen auf den Boden ein Bleigewicht, wodurch der Apparat für größere Tiefen besonders brauchbar wird, indem er zugleich größere Bodenproben zu Tage fördert als der Brooke'sche Deep-Sea-Sounding-Apparat. Noch glücklicher scheint der englische Kapitän Shortland gewesen zu sein. Dieser construirte eine kräftige eiserne Büchse mit nach oben sich öffnenden Klappen, die sich aber beim Herausziehen wieder schließen und die Bodenproben vollständig festhalten.

Solche und ähnliche Taucher waren es, die man seit längerer Zeit auf den Meeresgrund sendete, um durch sie Tiefen zu messen, die unsere höchsten Bergspitzen zu Zwergen degradiren. Da es an diesem Orte nicht angebracht wäre, ausführlicher hierüber zu berichten, so reicht wol schon die Bemerkung aus, daß wir bereits Tiefen von 14487—15600 Meter kennen. Für mächtigere Tiefen reichte das Schleppnetz aus, und dieses ist auch wirklich bei den ersten Untersuchungen über die Natur des Meeresbodens in Anwendung gekommen, als man sich noch auf Küsten beschränkte.

Auch das hatte seinen geschichtlichen Grund, wie sich sogleich erweisen soll. Die frühesten Sondirungen des Meeresgrundes fallen nämlich schon in das Jahr 1818. Damals war es, als Sir John Ross auf seiner arktischen Entdeckungsexpedition unter 73° 33' nördl. Br. und 75° 25' westl. L., ein bis zwei Meilen von der Küste entfernt, bei 1000 Faden (a 6 Fuß) Tiefe sondirte und bei dieser Gelegenheit einen Seestern (*Asterias caput medusae*) heraufzog, der in die Leine verwickelt war, während der

grünliche Schlamm einige Exemplare eines Wurmes (*Lumbricus tubicola*) lieferte. Alles für und wider gehalten kam man zu der Annahme, daß diese Thiere unzweifelhaft von dem Meeresboden aufgesüßt sein müßten; um so mehr, da eine zweite Sondirung in ruhigerem Wasser unter  $72^{\circ} 23'$  nördl. Br. und  $73^{\circ} 7'$  westl. L. aus einer Tiefe von 800 Faden abermals einen kleinen Seestern anderer Art lieferte. Allein, das alles blieb unbeachtet und vergessen; und daß dieses auch wissenschaftlich geschah, dafür hatte der sonst so scharfsinnige Professor Edward Forbes gesorgt, eine Autorität, welcher man in diesen Dingen ein schwerwiegendes Urtheil zuschrieb. Besagter Forbes hatte im Jahre 1842 das Ägäische Meer sondirt und im folgenden Jahre seine Resultate veröffentlicht. Nach denselben gab es bei 300 Faden Tiefe kein thierisches Leben mehr; seine Grenze stand von da ab bei 230 Faden Tiefe. Ein Gesetz, welches die Meeresforscher in den nächsten Jahren wesentlich bestimmte, sich mit ihren Sondirungen auf Küstenlinien zu beschränken.

Mittlerweile hatte sich das Gesetz an einem andern Punkte des Oceans nicht bestätigt. Denn als Sir James Ross auf seiner berühmten antarctischen Entdeckungsreise (1839—43) die Tiefen des Meeres sondirte, fand er noch bei 270 und 400 Faden Tiefe ein reiches Thierleben an. Ja, um dem Gesetze auch den letzten Glanz zu nehmen, entdeckte Harry Goodfry auf John Franklin's Expedition am 28. Juni 1845 noch in der Davisstraße bei 300 Faden Tiefe eine reiche Fauna von Mollusken, Crustaceen, Seesternen, Seeigeln, Corallineen u. a. Ebenso fand er den Schlamm des Meeresbodens grünlich, wie ihn schon General Sabine 1818 mit John Ross gefunden hatte. Dennoch war man noch weit davon entfernt, eine Vorstellung von dem zu haben, was sich zehn Jahre später zutrug. Denn immerhin befand man sich während dieses Zeitraumes noch unter dem Drucke des Forbes'schen Gesetzes, so sehr man es auch schon für modificirt hielt. An thierreiche Tiefen von 1000 Faden zu denken würde man für eine phantastische Thorheit gehalten haben. Und doch, wie sollten sich nach diesem Zeitraume die Dinge gestalten!

Geradezu Epoche machend berichtete im Jahre 1855 Professor Bailey zu Westpoint in den Vereinigten Staaten von einer Sondirung, welche man im Atlantischen Ocean zwischen  $42^{\circ} 4'$  und  $54^{\circ} 17'$  nördl. Br. und  $9^{\circ} 8'$  und  $29^{\circ} 0'$  westl. L. bei Tiefen von 1080 und 2000 Faden vorgenommen hatte. Höchst überraschend zeigte die mikroskopische Untersuchung des herausgezogenen Schlammes, daß man es nicht, wie man erwartet hatte, mit Kies, Sand und anderm Gebirgsschutte, sondern daß man es mit einem Boden zu thun habe, welcher vollständig aus mikroskopischen Schalen einer winzigen Thierwelt aus dem Gebiete der Wurzelfüßler (*Rhizopoden*), nämlich aus Globigerinen und Orbulinen bestand. Ein feiner kalkiger Schlamm verkittete diese Schalen zu einer einheitlichen Masse, und der Schlamm selbst leitete seinen Ursprung aus der Zerreibung derselben Thiergehäuse her, die noch mehr oder minder vollständig in ihm erhalten waren. Die fraglichen Schalen haben bekanntlich eine große Verwandtschaft mit jenen Thiergehäusen, wie sie Nautilus und Ammoniten zu zeigen pflegen. Es sind vielkammerige Gefäße, deren einzelne Kammern zwar von eigenen Scheidewänden gebildet werden, wie bei den genannten Schalthieren, welche indeß nicht durch eine geschlossene Röhre durchsetzt, sondern durchbohrt sind, wodurch die einzelnen Kammern miteinander in Verbindung treten. Aus diesem Grunde wurden die mikroskopisch-kleinen Schalthiere bekanntlich von A. d'Orbigny im Jahre 1826 Foraminiferen genannt. *Rhizopoden* aber nannte sie Dujardin im Jahre 1836, weil nicht sämmtliche Thiere dieser Klasse Schalen und, wenn sie dieselben besitzen, nicht durchweg gekammerte Schalen haben, weil sie, mit Einem Worte, ihre gemeinschaftliche Uebereinstimmung in äußerst zarten fadenartigen Bewegungsorganen tragen. Man weiß, daß dergleichen Foraminiferenschalen zahlreich in der Kreide

von Ehrenberg entdeckt wurden, was schon jetzt, und im voraus, eine hohe Beachtung verdient. Gleichzeitig mischten sich diese Foraminiferen mit den Schalen einer nahe verwandten Thierklasse, die sich durch den gegitterten Bau ihrer ebenso winzigen Gehäuse auszeichnet, nämlich mit den Schalen von Sittertierchen oder Polychyten, wie sie Ehrenberg im Jahre 1838 genannt hatte. Als dritter im Bunde gesellten sich zahlreiche Kieselnadeln von Meeresschwämmen hinzu. Alles zusammengehalten rief mit Recht das höchste Erstaunen von Bailey hervor; aber dieses vermehrte sich nur, als er nun auch andere Sondirungen verglich, welche in den westlichen Theilen des Atlantischen Oceans angestellt worden waren. Mit Ausnahme einer einzigen Stelle an der Bank von Neufundland, wo man bei 175 Faden Tiefe den Meeresboden aus einem quarzigen, mit organischen Resten gemengten Sande bestehend fand, zeigte sich der bis dahin untersuchte Boden im Norden des Atlantischen Oceans in Tiefen von 60—2000 Faden nur aus mikroskopischen Thierschalen zusammengesetzt. Ein Resultat, welches um so wichtiger war, als Bailey darauf hinwies, wie man diesen Meeresboden recht wohl mit dem Kreidekalle von England und mit den kalkigen Mergeln des obern Missouri vergleichen könne. Aber war es denn auch so ausgemacht, daß der Boden des Nordatlantischen Oceans die sondirten Thierformen wirklich ernähre, konnten sie nicht vielmehr durch submarinische Strömungen dahin getrieben sein, wo man sie fand? Es war ja zu auffallend, den bisherigen Annahmen zu widersprechen, daß gerade so mikroskopisch-winzige Thiere in so ungeheurer Meeres-tiefe leben sollten; und wenn Bailey an andern Orten des Meeres sondirte, zeigte sich ja keine Spur von ihnen. Aus diesem Widerstreite der Thatfachen kam Bailey nur durch die zweifelnd aufgeworfene Frage: Wie, wenn alle diese Thiere mit dem Golfstrom in Verbindung ständen; wie, wenn sie an dessen Temperatur und Strömungen gebunden sein sollten? Bailey selbst neigte einer Antwort zu, welche annahm, daß die Thiere nicht in so ungeheurer Tiefe gelebt haben könnten, daß sie wahrscheinlich der Oberfläche des Meeres näher gelebt hätten und von da nach ihrem Tode in die Tiefe gesunken seien. In der That hätte ja damals auch keinerlei Beweis für eine andere Annahme Aussicht auf Beachtung gehabt; so wenig konnte man sich zu dem Glauben erheben, welcher in übergroßer Kühnheit auch die größten Meerestiefen mit lebenden Wesen bevölkerte. Wenn democh Professor Ehrenberg in Berlin, nachdem er zugesandte Proben untersucht hatte, sich für diesen Glauben entschied, so stand seine Meinung eben nur als subjectiver Glaube da.

Zwei Jahre waren seitdem verflossen; da sondirte der Lieutenant-Commandeur Dayman im Juni und Juli 1857 zum Behufe einer Kabellegerung zwischen Irland und Neufundland auf dem Cyclops die Tiefen des Meeres und brachte von daher Proben des aufgeschichteten Meeresschlammes. Professor Huxley untersuchte sie, die aus einer Tiefe von 1700—2400 Faden stammten, und fand zu seiner Ueberraschung ähnliches, was Bailey gefunden hatte. Nach diesen Untersuchungen bestand der sondirte Meeresboden fast ganz aus denselben mikroskopischen Meeresthieren, nämlich aus 85 Proc. Globigerinen, 5 Proc. anderweitiger Foraminiferen, unter denen er etwa vier bis fünf Arten zählte, und aus 10 Proc. Kieselhaltiger Schalen von Polychyten und Diatomeen (Kieselzelligen Urpflanzen), welche sich mit anorganischen Substanzen, besonders aber mit kleinen körnigen Körperchen mischten, die der Beobachter Coccolithen (Kugelsteinchen) nannte. Letztere, den Körnern des sogenannten Roggensteines etwa vergleichbar, erweisen sich als kalkige Concretionen, die, wenn man sie in verdünnten Säuren auflöst, rasch verschwinden und concentrische Lagen eines kalkigen Stoffes um einen durchsichtigen, zellenartigen Mittelpunkt darstellen, ohne doch eine Spur von organischer Materie zu ergeben. Alles zusammengenommen bestimmte Huxley, einen Schritt weiter über Bailey hinauszugehen, indem er sich für die Annahme entschied, daß die Thiere, besonders die Globigerinen, wirklich in den

sondirten Meerestiefen gelebt haben müßten. Auch erkannte er sehr wohl die außerordentliche Tragweite einer solchen Annahme, indem er das Resultat seiner Beobachtungen mit der Thatsache in Verbindung brachte, daß die Globigerinen schon in der Kreideperiode, und wahrscheinlich noch viel früher, weit verbreitet waren. Man müsse es, drückt er sich aus, wol als ein Gesetz annehmen, daß eine Thiergattung, welche schon in einer sehr frühen Zeit der Erdbildung lebte, immerhin noch fähig sei, auch unter günstiglich veränderten Bedingungen von Licht, Wärme und Druck fortzuleben. Ob diese Bedingungen sich wirklich von den frühern so wesentlich unterscheiden, versäumte er zu untersuchen; die Antwort aber wird sich im Laufe dieser Geschichte von selbst ergeben.

Wiederum waren drei Jahre verflossen, als im Jahre 1860 Dr. Wallich auf dem Bulldog den Nordatlantischen Ocean ebenfalls sondirte. Er war hierbei insofern glücklicher, als er die Individuen der Gattung Globigerina im frischen Zustande noch auf der See selbst untersuchen konnte. Was er dabei fand, bestätigte durchaus die Vermuthung unseres Ehrenberg. Die Globigerinen, schreibt er in seiner Schrift über den nordatlantischen Seeboden, schwimmen nach wirklicher Beobachtung weder einzeln frei im Wasser umher, noch trifft man sie in seichten Gewässern an, um hier ihre Ablagerungen zu bilden. Der größte Theil frisch beobachteter Individuen zeigte wirkliche Lebensspuren. Das Maximum ihrer Entwidlung aber fällt auf den Golfstrom, und zwar auf dessen bedeutende Tiefen, wo allein die rechten Bedingungen für ihr Bestehen gegeben sind. Man hob z. B. eine Partie von Ophiocoma (aus der Klasse der Asteroiden oder Seesterne) auf, die an eine Masse gebunden war, welche man bei 1260 Faden Tiefe auffischte, und diese Thiere bewahrten in ihrem Magen außer andern Substanzen auch Globigerinen. An andern Stellen brachte man aus Tiefen von 871—1913 Faden Röhren von Würmern (Tubicolar-Anneliden), die diese Röhren zum Theil aus Globigerinenschalen, Schwammstacheln und zarten Kalktheilen gebaut hatten. Ebenso zog man aus einer Tiefe von 680 Faden eine lebende Serpula und Spirorbis (aus der Klasse der Würmer und der Familie der Kopfkriemer oder Capitibranchiaten), sowie eine Gruppe von Polyzoen, aus einer Tiefe von 445 Faden ein lebendes Paar von einem crustaceenartigen Amphipoden (Kloßkrebse). Nach solchen Beobachtungen stand Wallich nicht an, auch bedeutende Meerestiefen für beständig und gesetzmäßig belebt zu erklären; ob zur Befriedigung der Naturforscher, läßt sich kaum erwarten. Noch waren auch in der That die beigebrachten Zeugnisse, so sehr sie immerhin zum Nachdenken anregten, nicht derartig, daß sie einen ungläubigen Naturforscher ohne weiteres hätten bekehren können. Soweit man bis dahin das Leben der Organismen kannte, ließen sich die eroberten Thatsachen leichter erklären durch die Annahme, daß die Globigerinen in höhern Meeresregionen lebten und erst nach ihrem Tode oder sterbend in die Tiefe sanken. Dasselbe machte man für die Ophiocomen geltend, da es sich allerdings denken ließ, daß dieselben an der Sondirungsleine hängen geblieben seien, als sie sich von der Höhe in die Tiefe bewegte. Es war derselbe Einwurf, den man, und damals mit noch mehr Recht, der von John Ross in 1818 beobachteten Thatsache machte. Um es hier noch einzuschalten, hatte man lange vor Forbes auch in der Banafsee ähnliches wie Ross beobachtet. Denn hier zog der Kapitanlieutenant A. T. Siedenburg aus einer Tiefe von 5000 Meter eine noch völlig unbekannte Polypenart herauf, die, zu den Seefedern oder Pennatuliden gehörig, auf schlammigem Meeresboden zu leben pfllegt. Es war das von Harting in Harlem Crinillum Siedenburgii genannte Thier. Aber auch diese Entdeckung schloß die Möglichkeit nicht aus, daß dasselbe sich in höhern Regionen der See an die Leine angeklammert hatte. Dennoch mußte man schon 1860 bedenklicher werden, als Wallich mit dem Schleppnetze aus Tiefen von 530 und 650 Faden eine Spongienmasse heraufzog, in welcher sich eine Unzahl von Globigerinen, Ophiocomen und Rotalien (ebenfalls zu den Wurzelfüßlern gehörig) an

den Nieselnadeln der Schwämme festgesetzt hatten. In Bezug auf die Ophiocomen mußte man es um so mehr werden, als man durch directe Beobachtung die Eigenthümlichkeit derselben kannte, nie frei im Wasser zu schwimmen, sondern sich am Boden, d. h. auf einer soliden Unterlage zu bewegen. Mithin konnten wenigstens diese Thiere nicht aus höhern Regionen stammen, ein Schluß, welchem damals Carpenter ausdrücklich beitrug. Jedenfalls hatte Wallich damit eine sichere Grundlage gewonnen, Schlüsse auszusprechen, die man bis dahin ohne eine solche nur für Phantasten hätte erklären müssen. Von allen seinen abgeleiteten Folgerungen interessiren uns besonders folgende Aussprüche: 1) die Lebensbedingungen großer Meerestiefen sind, so sehr sie auch von denen der Meeresoberfläche abweichen, dem thierischen Leben nicht feindlich; 2) diese Lebensbedingungen machen es den Organismen schlechterdings unmöglich, lebend an die Oberfläche des Meeres zu steigen oder ihre Nester in ein seichtes Wasser zu führen; 3) Organismen, die man für große Tiefen charakteristisch findet, deuten darauf hin, daß auch die Tiefsee ihre eigenthümliche Specialfauna besitze, daß sie folglich eine ähnliche auch in der Vorwelt besessen haben muß, daß mithin jene Gebirgsschichten, welche ähnliche Thierreste fossil enthalten, nicht in seichten, sondern in tiefen Gewässern abgelagert sein müssen.

Welche Perspektiven für eine Urgegeschichte der Erde! Glücklicherweise sollte es nicht lange währen, sie mit den unzweifelhaftesten Belegen zu bestätigen. Schon ein Jahr darauf (1861) wollte es der Zufall, daß das telegraphische Kabel zwischen Sardinien und Algerien zerriß und zur Ausbesserung aus der Tiefe heraufgezogen werden mußte. Ein Theil dieses Kabels, welches aus einer Tiefe von 1093—1577 Faden (2000—2800 Meter) emporgehoben wurde, zeigte wider Erwarten verschiedene Thiere, welche zum Theil an ihm festgewachsen waren. Als sie Professor Alphons Milne-Edwards näher untersuchte, bestanden sie aus einigen Mollusken der Lamellibranchiaten, worunter eine Auster (*Ostrea cochlear*), aus Gasteropoden, Röhrenwürmern und Polypenarten. Unter den letztern befanden sich sogar einige, die man bisher nur fossil in den jüngern Tertiärschichten von Sicilien und Piemont kennen gelernt hatte. Ebenso merkwürdig trat eine zweischalige Muschel (*Pecten opercularis*) durch ihre lebhafteste Färbung auf. Damit war auch der letzte Zweifel an einem Thierleben in bedeutenden Meerestiefen beseitigt. Daß dasselbe überdies ein völlig normales, keineswegs ein verküppeltes sei, bezeugte die Färbung des *Pecten*. Das Wunderbarste aber war, daß noch Thiere im Meere lebten, deren Nester wir bis dahin auf ausgestorbene Organismen bezogen und deren Zeitalter wir in der Kreide um Millionen, in den Tertiärablagerungen mindestens um Hunderttausende von Jahren zurückdatirten.

Kein Wunder, wenn solche unerwartete, fast märchenartig klingende Resultate auf das lebhafteste dazu anregten, das Material zu einer vollständigeren Kenntniß des Tiefseelebens herbeizuschaffen. Nun begann ein Wettstreit zwischen Engländern, Nordamerikanern und Schweden, der im Laufe der Zeit wahrhaft Großartiges zu Tage förderte. Noch im Jahre 1861 rüsteten sich die Schweden unter Lorell und Malmgren zu einer Expedition in das Nordmeer, wo sie bei 76° 17' 12" nördl. Br. und 13° 53' 54" östl. L. von Greenwich eine Tiefe von 1400 Faden am 18. Sept. erreichten. Hier zogen sie eine thonige Schlammmasse herauf, deren Temperatur 32,5° (0,3° Cent.) betrug, während das Wasser der Meeresoberfläche eine Temperatur von 39,2° (4° Cent.) besaß; und doch fand man trotz der geringen Wärme des Meeresbodens Organismen der verschiedensten Gruppen: einen Polypen aus der Klasse der Hydroiden, eine zweiflappige Muschel, einige Tunicaten und einige Crustaceen von bleicher Färbung. Doch schon im Mai desselben Jahres hatte man eine Tiefe von 1050 Faden (6300 Fuß) sondirt, und auch diese ergab eine Fülle von Anneliden, Holothuriern und andern Thierformen, von deren Dasein man in solchen Tiefen vorher keine Ahnung hatte. Jedenfalls hatte man eine neue Welt

entdeckt, und welchen Eindruck dieselbe auf die Entdecker selbst hervorbrachte, schildert Professor Torell schon bei Gelegenheit der Sondirungen in geringern Meeresstiefen. „Wir erblickten“, schreibt er, „zum ersten male mit freudigem Erstaunen die seltsamen Thiergestalten, die man aus der Tiefe des nördlichsten Eismeres heraufholte. Die kolossale *Crangon borealis* (eine Krebsartige Garnele) mit ihrem schwarzen Klumpenförmigen Körper und den heftigen Sprungbewegungen, Haufen aus der zarten Familie der Hippolyten (Garnatkrebse), Myriaden von Merlen und Gammari (Flohkrebse) wimmelten in unsern Netzen und Bodenkrazern, zuweilen auch ein Fisch aus dem Geschlechte *Cottas* oder *Liparis*. In dem mit Sand vermischten Thone des Meeresgrundes krabbelten wunderliche Krebse aus der Cumafamilie, ganze Scharen von Muscheln und Schnecken (*Tellina*, *Yoldia*, *Astarte*, *Tritonium*), untermischt mit großen, bald festwohnenden, bald nomadirenden Würmern von bunten, glänzenden Farben (*Terebella*, *Nephtys*, *Phylodoce*, *Polynoë* u. a.). An dergleichen waren wir nicht gewöhnt; denn an unsern Küsten sucht man vergebens nach einem solchen Reichthume von Individuen üppigster Entwicklung.“ Noch weit überschwenglicher äußerte sich Malmgren. Er sprach es geradezu aus, daß die Tiefseeforschungen für die Geschichte der Erde einmal eine Bedeutung gewinnen würden, wie sie die Spectralanalyse für die Erforschung der Himmelskörper bereits gewonnen hat.

Solche Resultate mußten wol zündend wirken. Einer der ersten, welche sich davon ergriffen fühlten, war der jüngere Sars, Sohn des damaligen berühmten Professors der Zoologie zu Christiania, und um so mehr, als ihm sein Amt — er war Inspector der norwegischen Fischereien — dergleichen Untersuchungen ziemlich nahe legte. Im Jahre 1866 begab er sich in dieser amtlichen Eigenschaft zu den Loffoden und sondirte hier mit dem Schleppnetze bei 860 Meter Tiefe. Aber siehe da, auch hier wimmelte es, obgleich die sondirte Tiefe 360 mal tiefer war als die größte von Forbes erforschte Meeresstiefe, von Thieren aller Art, sodasß er aus allen Sondirungen 427 Organismen hervorzog: 68 Rhizopoden, 5 Spongien, 22 Cölenteraten, 36 Echinodermen (21 Asteroïden, 5 Seeigel, 8 Poliothurien, 2 Erinoïdeen), 57 Würmer (51 Anneliden, 6 Gephyreen), 133 Mollusken (35 Polyzoen, 4 Tunicaten, 4 Brachiopoden, 37 Conchiferen, 53 Cephalophoren) und 106 Arthropoden oder Gliedertiere (1 Arachnide, 105 Crustaceen). Von diesen fanden sich 42 (unter ihnen 20 Rhizopoden, 3 Echinodermen, 8 Conchiferen, 3 Cephalophoren und 4 Crustaceen) bei einer Tiefe von 450 Faden.

Unterdeß rüstete sich Malmgren aufs neue, um in Verbindung mit Ohydenius die Tiefseeforschungen im Nördlichen Eismere, d. h. an den spitzbergischen Küsten, weiter zu führen. Mit vortrefflichen Sondirungsapparaten ausgestattet, erreichten sie Tiefen von 1000 und 1050 Faden unter 75° 45' nördl. Br. und 12° 31' östl. L. von Greenwich, Tiefen von 1400 Faden unter 76° 5' nördl. Br. und 13° 5' östl. L. von Greenwich. Ueberall dieselben Resultate wie früher. Immer ein schlammiger Boden von fettiger Beschaffenheit und gelblich-bräuner oder grauer Färbung; eine Fülle von kieselzelliger Urpflanze (Diatomeen) und rhizopodischen Urthieren (Polythalamien); unter den letztern kräftige Arten von Globigerinen, verblüdet mit ebenso kräftigen Arten von Biloculinen, Dentalinen und Nonioninen; nirgends Sand, selten ein Zusatz von Steinchen. Bei 1050 Faden Tiefe zog man einen fünfschichtigen verschiedenfarbigen Schlamm hervor, dessen einzelne Schichten vereint eine Lage von 7 Zoll bildeten. Aber auch diese Lage war völlig belebt. Nach den Untersuchungen von Lovén bestanden die Organismen aus Anneliden (*Splochaetopterus*, *Cirratulus*), Crustaceen (*Cuma*, wahrscheinlich *C. rubicunda*, *Aspeundes*), Mollusken (*Cylichna*), Gephyreen (*Myriotrochus*, *Sipunculus*), Spongien u. a. An und für sich besaß diese Thierwelt nichts Außergewöhnliches; im Gegentheil stimmte ihr Charakter mit jenem überein, welchen auch die Fauna viel seichter

Gewässer auf gleichem Boden des Eismeeress zeigt. Dagegen wechselten selbst auf gleichem Meeresboden die Regionen 50—60 Klaftern näher der Meeresoberfläche weit mehr. Aus diesem Grunde hält Lovén dafür, daß in Tiefen von 60 Klaftern bis zu den größten Tiefen die Meeresfauna in allen Polarmeeren, unter allen Breiten, bei gleichem Meeresboden die nämliche sei und meist von weitverbreiteten Arten charakterisirt werde; um so mehr, da auch in den antarktischen Meeren bei mäßiger Tiefe arktische Gattungen und Arten von Mollusken und Crustaceen auftreten. Auch hält er es für wahrscheinlich, und mit Recht, daß näher den Polen diese übereinstimmenden Faunen sich immer mehr der Oberfläche des Meeres nähern, während sie, entfernter von den Polen, in den wärmern Meerestheilen in größere Tiefen gehen, während an den Küsten die Grenzen einer gewissen Fauna kleiner, darum auch die Regionen verschiedener, mannichfaltiger werden.

Es gereicht den Schweden zu hohem Lobe, daß sie ähnliche Tiefseeforschungen auf allen ihren neuern Nordpolfahrten, und zwar mit sehr verbesserten Sondirungsapparaten, mit besonderer Hingebung wiederholten. So geschah es auch auf der vierten Nordpolfahrt unter Nordenskjöld und von Otter im Jahre 1868. Zahlreiche Thiere zog man noch aus Tiefen von 700—1800 Meter. Während jedoch die größte erreichte Tiefe der Schweden bisher bei 1400 Faden oder 8400 Fuß stehen geblieben war, gelangte man jetzt zu der enormen Tiefe von 2650 Faden oder 15900 Fuß, beidemale westlich von Spitzbergen zwischen 76° und 79° nördl. Br. Aber auch diese ungeahnte Tiefe des Eismeeress erwies sich nicht thierlos; im Gegentheil überraschten die hier lebenden Organismen abermals durch ihre Fülle und Mannichfaltigkeit und bestätigten nur, was man bisher überall im hohen Norden des Meeres gefunden hatte. Man sieht hierbei auf den ersten Blick, daß dergleichen Beobachtungen in ihrer Bedeutung weit über das zoologische Gebiet hinausgehen. Wer hätte je in dem arktischen Meere Tiefen gesucht, in welche man das ganze Montblancgebirge setzen könnte, ohne daß eine einzige Spitze daraus hervorragte? Statt sich nach alter Annahme nach dem Pol hin zu verflachen, vertieft es sich, aber so wunderbar, daß neben außerordentlichen Tiefen wieder flachere Bodenanschwellungen auftreten. Um es rasch auszusprechen, haben wir die größern Tiefen allein auf das Dasein des Golfstromes zu schieben, während die flachern auf Rechnung des Polarstromes kommen. Denn wie es einen solchen in dem Luftmeere gibt, welcher mit einem Aequatorialstrom kämpft, der ihm aus den Wendekreisen entgegenkommt, ebenso begegnen sich beide Meeresströmungen als warme und kalte Wasserleiter. Das wußten wir zwar schon lange, aber wir wußten nicht, daß der Golfstrom, der sich in das Nördliche Eismeer vielfach verzweigt verliert, gleichsam wie eine tiefe Furche dieses durchziehe, während der Polarstrom den Boden des Eismeeress allmählich verflacht. Der Grund ist einfach. Jener bringt aus seiner fernen tropischen Heimat nur einen höchst zarten Schlamm von der schon öfters geschilderten Beschaffenheit, und dieser erhöht sich im Laufe der Jahrtausende durch das Absterben namentlich der Foraminiferen, deren Schalen zu einer kreideartigen Kalkmasse zerrieben werden oder zerfallen; dieser wirkt wie eine Gletscherzunge, welche auf ihrem Rücken eine unglaubliche Menge von Gebirgsschutt transportirt, durch den sie, indem sie ihn alljährlich aufs neue in gleicher Richtung fortträgt, den Meeresboden ungleich rascher verflacht, nachdem sie ihn hat fallen lassen. Bekanntlich ergießen sich von den polaren Ländern an vielen Stellen mächtige Gletscherzungen dieser Art, beladen mit jenem Schutte (Moränen), in das Eismeer, schmelzen dort ab und transportiren ihren Schutt so lange, als ihr Eis nicht geschmolzen ist. Petermann hat darauf aufmerksam gemacht, daß eine derartige Verflachung z. B. an der ausgebehten Bank der Bäreninsel stattfindet, an einer Stelle, wo sich der Polarstrom nach einem Augenblicke der Ruhe weit nach Südwesten vorschiebt. Man wird alle diese Thatsachen fest im Auge behalten müssen, wenn man nun auch die anderweitigen Beobach-

tungen mit Nutzen für die Kenntniß der physikalischen Geographie des Nordmeeres verstehen will.

Wir sagten schon früher, daß auch die Engländer wesentlichen Antheil an den großen Erfolgen der Tiefseeforschungen haben. Sie errangen dieselben, weil die Beobachter, in freigebigster Weise von der englischen Regierung unterstützt, ihre Sondirungen auch im weitesten Umfange auszuführen vermochten. Es war den Herren Carpenter, Wyville Thomson und Gwyn Jeffreys vorbehalten, diese Untersuchungen mit dem Regierungsdampfer Lightning vereint oder vereinzelt auszuführen. Schon im Jahre 1868 segelten die beiden zuerst genannten Gelehrten mit diesem Dampfschiffe in den Norden der britischen Inseln, nämlich in den Kanal zwischen Schottland und den Färöern. Um dies sogleich vorauszuwähnen, waren die auf dieser Expedition errungenen Resultate so überraschend und werthvoll, daß sich die Regierung aufs neue entschloß, den genannten Männern einen zweiten Dampfer, die Porcupine, nochmals zur Verfügung zu stellen und diesen unter dem Commando von Kapitän Calver auf das sorgfältigste auszurüsten. Mit ganz besonderer Umsicht war das Schleppnetz construiert: ein Sack an einem schweren eisernen Bügel, durchzogen mit einem Eisenstabe, an dessen beiden Enden Bündel von Hanffasern angebracht waren, damit sich die Thiere in denselben festhalten konnten. Das Netz besaß, der Tiefe des Meeres und dem Gewichte des heraufzuziehenden Schlammes angemessen, ein Gewicht von 250 Kilogrammen, mit Einschluß der äußerst sorgfältig gearbeiteten Leine, die, theilweise mit Kautschuk gegen etwaige Stöße geschützt, selbst gegen 100 Kilogramme wog. Man hatte in der That ganz richtig vorausgesehen, daß man ebenso schwere Massen wie ebenso große Tiefen zu überwinden haben werde; erstere steigerten sich bis auf 500 Kilogramme Schlamm, letztere bis auf 4409 Meter im Meerbusen von Biscaya, d. h. bis etwa zu der Höhe des Montblanc. Mit der Porcupine machte man noch in demselben Jahre drei Ausflüge, von denen der zweite im Norden jenes Meerbusens der ergiebigste war. Gleichzeitig hatte man nicht unterlassen, dem Schiffe selbst registrirende Thermometer, einen Apparat zu Tiefseepeilungen, einen Apparat zum Sammeln von Wasser in großen Tiefen und sogar einen Chemiker beizugesellen, welcher dazu bestimmt war, die in dem aufgefundenen Wasser enthaltene Luft auf ihren Sauerstoffgehalt u. s. w. zu prüfen.

Nach solchen Vorbereitungen und bei solchen außerordentlichen Mitteln, welche die Mittel eines gelehrten Privatmannes ganz bedeutend übersteigen, durfte man auf außerordentliche Resultate gefaßt sein. In der That ist die gelehrte Welt nicht getäuscht worden. Verfolgen wir nun den Bericht, welchen Carpenter noch im Jahre 1868 veröffentlichte, so spricht derselbe jetzt entschieden aus, daß große Meerestiefen, welche man bisher als thierlos (azoisch) oder doch nur von kleinern Thieren belebt betrachtete, eine höchst mannichfaltige Thierwelt besitzen, in welcher selbst höher organisirte Organismen nicht fehlen. Man versteht das erst, wenn man z. B. von Haifischen weiß, die man im portugiesischen Meere, in der Nähe von Setubal, schon seit langer Zeit aus Tiefen von mehr als 750 Metern fischt. Näher betrachtet, fehlt aber diesen Haien die Schwimmblase. Auch die norwegischen Fischer kannten schon seit lange eine Schollenart (*Platessa borealis*), die wie der verwandte Heilbutt (*Hippoglossus pinguis*) ohne Schwimmblase in Tiefen von mehr als 600 Metern lebt. Beide verbünden sich selbst mit panzerwanartigen Fischen aus der Ordnung der Cataphracti, z. B. mit dem bekannten norwegischen Ulfisch (*Sebastes norvegicus*), einem sebarschartigen scharlachroth gefärbten Fische von bedeutender Größe, der an den grönländischen Küsten auch in geringerer Tiefe vorkommt und den Eskimos in den starken Stachelstrahlen seiner beiden Rückenflossen ihre Nabeln liefert. Dieser sowol als auch zwei schellfischartige Weichkloffer aus der Ordnung der

Anacanthini, nämlich eine Art Kaltraupe (*Molva abyssorum*) und der Torstfisch (*Brosimius brosmo*), die sich ebenfalls dazu gesellen, haben eine Schwimmblase und beweisen damit, daß sie nicht immer an große Tiefen unbedingt gebunden sind. Wie man schon von vornherein annehmen konnte, müssen Organismen sehr bedeutender Tiefen ohne Luftgehalt sein, weil die Luft durch den Druck der Wassersäule gerade um so viel zusammengepreßt werden müßte, als das Thier sinkt, weil, mit andern Worten, von 10 zu 10 Meter zu dem normalen Atmosphärendruck der Druck einer Atmosphäre hinzukommt. Nach diesem Drucke zu bemessen, dehnt sich plötzlich die Luft einer Schwimmblase aus und zieht sich wieder zusammen, je nachdem der Fisch höher steigt oder tiefer sinkt. Darum würde das Leben eines mit einer Schwimmblase versehenen Thieres aufs äußerste gefährdet sein, wenn dasselbe sich plötzlich aus ungeheurer Tiefe in die höchsten Regionen oder sogar an die Oberfläche des Meeres oder umgekehrt von dieser in die tiefste Tiefe begeben wollte. Im ersten Falle würden wir ein Zerplatzen des ganzen Thieres erleben können, und daß das keine Uebertreibung ist, beweist die Erfahrung; der bekannte Schiffskapitän Basil Hall beobachtete einst einen zerplatzten Kabeljau, der nur auf diese Weise ums Leben gekommen an die Meeresoberfläche getrieben sein konnte. Man hat darum ganz richtig bemerkt, daß mit der Schwimmblase auch eine bestimmte Meeresregion zum Aufenthalte dem fraglichen Besitzer derselben angewiesen ist, daß, anders ausgedrückt, die Organisation auch die Lebensregion bestimmt. Man hatte vor allem dieses Gesetz vor Augen, wenn man den Kopf darüber schüttelte, so oft von einem Thierleben in großen Meerestiefen die Rede war, weil man ganz richtig vorausah, daß eine Luftblase dem zunehmenden Wasserdrucke nicht würde widerstehen können. Man bedachte aber nicht das Gegentheil, wenn ein Thier nur mit Wasser erfüllt ist. Dann bleibt, wie sich Carpenter ausdrückte, der Druck unwirksam, wenn der thierische Körper aus festen und flüssigen Bestandtheilen aufgebaut ist; gerade so, wie er unwirksam bei uns selbst bleibt, die wir auf dem Grunde eines ähnlichen Meeres wandeln und leben. Die Luft in uns selbst hält eben dem Drucke der äußern Luft das Gleichgewicht. Und so auch an Stelle der Luft das Wasser. Denken wir uns, sagt Carpenter, einen Wassertropfen von der Meeresoberfläche bis zu einer Tiefe von 1100 Faden sinken, so würde er hier einen Druck von etwa 200 Atmosphären oder 3000 Pfd. (= 1360 Kilogrammen) auf jeden Quadratzoll empfangen. Denkt man ihn sich nun in eine zarte Haut eingeschlossen, so wird er auch dann seine Form vollkommen beibehalten; höchstens wird sie bei 200 Atmosphären-Druck um ein Hundertstel vermindert sein. Trägt man dieses Gleichniß aber auf die halbflüssige Sarkode über, die den Körper eines Rhizopoden aufbaut, so kann der Meeresdruck nicht ein derartiger sein, welcher die freie Bewegung eines Thieres auf dem Meeresgrunde aufheben könnte. Natürlich muß das Gleiche auch von höher organisirten Thieren gelten, sofern dieselben nur, statt Luft, Flüssigkeiten in sich enthalten.

Getreu den bisher überall erhaltenen Resultaten, suchte man auch auf dem Nichtiging eine Thierwelt von überraschender Formung und Mannichfaltigkeit. Im ganzen waren es auch hier Typen, wie man sie an den Küsten nicht antrifft: entweder völlig neue oder doch höchst seltene von sehr beschränkter Verbreitung, oder solche, welche man für untergegangen wähnte und die nur noch fossil in gewissen Felschichten bekannt waren. Mancher Zug mit dem Schleppnetze führte den Beobachtern Arten aus allen drei Reihen zu. Zu den glücklichsten Eroberungen gehörte ein glasartiger Meerschwamm, welcher eine genauere Schilderung verdient; um so mehr, da Schwämme (Spongien) bisher schon vielfach als wesentliche Bewohner großer Meerestiefen genannt wurden. Der gewöhnliche Babeschwamm kommt der Vorstellung zu Hülfe. Doch sind nicht sämtliche Spongien, wie er, aus einem Netze elastischer zusammendrückbarer Fasern gewebt; vielmehr gibt es eine große Reihe von Arten, deren Körper (Skelet) aus Kalk- oder Kieselnadeln

besteht. Diese Nadeln sind an sich meist außerordentlich winzige, an beiden Seiten zugespitzte cylindrische Zellen von mikroskopischer Kleinheit. Sie ordnen sich aber zu einem schwammartigen Gitterwerk an, indem sie sich fozufagen zu eigenen Nestchen verbinden, die ihrerseits häufig eine Art Dornengerüst bilden, an dessen Grunde sich winzige Körner in großer Zahl, wie man glaubt, die Fortpflanzungsorgane in Gestalt von kugelförmigen Knospen, finden. Nur ausnahmsweise kommt es vor, daß die einzelnen Nadeln, ohne sich zu verästeln, riesig lang werden und eine glasartige Beschaffenheit annehmen. Dann sehen sie gerade so aus wie ein Bündel Glasfäden des Glasbläfers, die mit einem seidnartigen Glanze eine große Brüchigkeit verbinden. Wer ein solches Fadenbündel zuerst erblickt, glaubt mit Sicherheit ein Kunstproduct zu sehen, besonders wenn er die Gattung *Hyalonema* (Glasfaden) vor sich hat. In der That hat diese wunderbare Spongie sämmtliche Naturforscher verirrt. Denn sie ist dieselbe Form, welche schon vor längerer Zeit von Sieboldt aus Japan mitbrachte und welche noch neuerdings durch die letzte ostasiatische preussische Expedition in zahlreichen Exemplaren nach Deutschland kam. Man kauft sie in Japan häufig, weil die glänzenden gedrehten Glasfäden als Zierath getragen werden und z. B. in einem dunkeln Haar von wunderbarer Wirkung sind. Jedermann hielt sie deshalb für ein Kunstproduct, obgleich sie in Japan nur von Fischern verkauft werden, die jene Glasbündel nach ihrer Aussage stets aus tiefen Meeresgewässern heraufziehen. Wohl fand man an den meisten Bündeln, die wie ein Stück aufgelösten Strides erscheinen, einen thierischen Ueberzug, ja selbst Polypen; dennoch währte es lange, ehe man sich entschloß, die Bündel für thierischen Ursprungs zu erklären, weil man die japanesischen Fischer im Verdacht hatte, daß sie die fraglichen Glasfadenbündel in das Meer hinabgelassen hätten, wo sie sich endlich mit Polypenstüchchen beluden. Als man sich aber über die thierische Natur schließlich einigte, hielt man die Bündel für die unverästelte gläserne Achse eines Polypen, also für eine Art von Polypenstock, den man *Hyalonema Sieboldtii* nannte. Erst im Jahre 1860 gelang es Max Schulze, die glasartigen Fäden als riesige Schwammnadeln zu erkennen. Aber auch diese Ansicht wäre vielleicht nicht durchgedrungen, wenn nicht im Jahre 1868 durch die Sondirungen von Malmgren und Chydenius eine ähnliche, wenn auch kleinere Art aus dem norwegischen Meere bekannt geworden wäre. Da erst fand Professor Lovén in Stockholm, daß Max Schulze die Spongiennatur ganz richtig erkannt hatte. Um jeden Einwurf zu beseitigen, entdeckte noch in demselben Jahre Professor Barboze du Bocage auch in dem portugiesischen Meere, in der Nähe des obengenannten Setubal, eine dritte Art, welche man aus einer Tiefe von 750 Meter, in der die Gaie ohne Schwimmblasen wohnen, gefischt hatte. Zum Ueberfluß nun zogen auch Wyville Thomson und Carpenter an den verschiedensten Stellen des Nordatlantischen Oceans eine *Hyalonema* hervor, die nach ihrer Ueberzeugung sogar völlig mit der japanesischen übereinkommt. Jedenfalls wirft diese Form des Thierreiches ein höchst glänzendes Licht auf die eigenthümliche Gestaltungskraft des tiefen Meeresgrundes; um so mehr, da die geschülberte Form nicht allein steht. Man kennt z. B. auch aus großen Tiefen des philippinischen und molukkeschen Meeres ähnliche Schwämme mit einem zarten und spröden Kiesel skelet: Corbitellen und Euplectellen, bei denen die Schwammfasern zu Büscheln verwachsen, sodas man eine von Spiralfasern umgebene Achsenhöhle vor sich hat, die von einer netzartigen Kappe bedeckt ist. Und alle diese Formen sind nicht die einzigen, welche mit einem spröden Körper die größten Meeresstiefen bewohnen. Es geht daraus hervor, welche Stille und Ruhe auf dem Meeresboden dieser Tiefen herrschen muß; man erkennt das auch daraus, daß alle Spongien, welche der bewegtern Meeresoberfläche näher wohnen, ein dichteres Gewebe annehmen, oder, wenn sie dennoch zarter sind, an den geschütztesten Orten leben. Wenn demnach jede Sondirung zahlreiche Spongiennadeln zu Tage fördert, so liegt jetzt

die Erklärung auf der Hand; gerade große Meeresstiefen sind der Herd der zartesten Organismen, die nach ihrem Tode ihre Nester in den Meeresschlamm senken, wo sie vielleicht durch mancherlei Strömungen hin- und herbewegt werden mögen.

In Verbindung mit solchen Spongien traf Carpenter auch gigantische Rhizopoden, zum Theil bis dahin gänzlich unbekannt Arten, besonders aber einen Rhizocrinus aus der Klasse der Seelilien oder Crinoideen. Gerade dieses Thier beansprucht ein besonderes Interesse; denn es ist der letzte Rest einer nun fast ausgestorbenen Familie, welche in der heutigen Schöpfung nur noch in drei Gattungen bekannt war: Comatula, Pentacrinus und Holopus. Seefesternartige Thiere, deren Verwandte zur Zeit der Kalkablagerungen massenhaft lebten und uns als sogenannte Encriniten, Pentacriniten u. s. w. erhalten blieben. Sie sind heute so selten, daß man von dem Pentacrinus nur etwa 10 Exemplare aus dem Westindischen Meere, von dem Holopus nur ein einziges Individuum von der südamerikanischen Küste kennt. Der fragliche Rhizocrinus, derselbe, welchen Sars Rhizocrinus lofotensis nannte, stellt nun das vierte Geschlecht der halberloschenen Thierfamilie dar. Auf einem Stiele, welcher aus einer Menge scheibenartiger Glieder besteht, baut sich aus gleichen Elementen ein baumartiger kleiner Schopf, welcher aus einem größern Gliede, dem sogenannten Kelche, entspringt. Mehrere Nester gehen aus ihm hervor, doch so, daß jeder einzelne Ast wiederum aus ähnlichen, nur kleinern Gliedern zusammengesetzt und gestiebt ist. Mit dem Stiele sitzt das Thier fest; die Nester sind seine Arme, die sich im Wasser ausbreiten. Man kann sich folglich denken, welches Interesse ein Thier erwecken mußte, das als ein lebender Repräsentant einer im Aussterben begriffenen Thierform gelten muß und welches zugleich an einer Stelle gefunden wurde, die um 600 Meilen von den Loffoden entfernt ist. Unser Staunen wächst, wenn wir hören, daß es zur nämlichen Zeit auch von Pourtalès an den Küsten von Florida gefunden wurde und daß es sogar fossil in den Kalksteinen von Guadeloupe vorkommt, in denselben Kalksteinen, aus denen man einst fossile Menschengerippe ausbrach. Um es an dieser passenden Stelle sogleich auszusprechen, der eigentliche Schöpfungsherd des Thieres befindet sich wol in der See von Florida, aber soweit der Golfstrom reicht, scheint es sich diesem anzuschließen, worüber wir Mehrliches noch mehr hören werden. Ebenso müge voraus erwähnt sein, daß Pourtalès das Thier für bekannt hielt und Bourgetocrinus (richtiger Bourgetocrinus) Hotessieri D'Orb. nannte.

Natürlich mußten diese merkwürdigen Erscheinungen in der thierischen Verbreitung die Forscher äußerst stutzig machen. War man doch bisher von einer gleichmäßigen Temperatur ausgegangen, mit der man alle größern Tiefen des Meeres erfüllt sein ließ! Aus den Beobachtungen von Sir James Ross hatte man gefolgert, daß diese Temperatur  $4^{\circ}$  C. oder  $39^{\circ}$  F. von einer gewissen Tiefe an bis zu den größten Tiefen betrage. Jene gewisse Tiefe aber sollte sich nach der Lage des Meeres richten, so daß also z. B. die unveränderliche Temperatur eines tropischen Meeres erst bei 2200 Meter, eines Meeres unter  $45^{\circ}$  südl. Br. schon bei 1100 Meter beginnen sollte. Zu jener Zeit, wo Ross beobachtete, war das auch ganz richtig, nur mit dem Unterschiede, daß die damaligen Thermometer nicht richtig waren. Diesmal hatte man sich mit ganz andern derartigen Instrumenten ausgerüstet. Man wußte, daß ein ungeschützt in die Tiefe gesenktes Thermometer ebenfalls einen Druck, und zwar einen gewaltigen, auf seine Quecksilberkugel durch das Wasser empfängt, einen Druck, welcher jene Kugel, sofern sie Widerstand leistet und nicht zerspringt, zusammenpreßt. Natürlich wird hierdurch das Resultat der Messung gänzlich verändert, die Thermometergrade müssen höher werden. Um dies zu vermeiden, wendete man das Thermometer von W. A. Miller an, ein Instrument, dessen Quecksilberkugel von einer zweiten Kugel geschützt ist, die zu drei Vierteln mit Spiritus, im letzten Viertel mit Luft gefüllt ist, welche nun wie ein weiches Polster

auf die Quecksilbertugel wirkt und den Wasserdruck fast gänzlich aufhebt. Mit solchen Instrumenten gemessen, ergab sich die Temperatur ganz anders; bei einer Tiefe von 500 Faden und darüber sank sie auf einem beträchtlichen Areal bis auf den Gefrierpunkt hinab, während die Temperatur der Meeresoberfläche etwa  $52^{\circ}$  F. oder  $11^{\circ}$  C. betrug. Es zeigte sich durch die verschiedensten Messungen, welche bis 4500 Meter reichten, daß wahrscheinlich in allen Meeren bei großer Tiefe eine Temperatur von  $0^{\circ}$  oder etwas darunter vorhanden ist. Hier liegt des Meerwassers größte Dichtigkeit, während sie in dem Süßwasser bei  $4^{\circ}$  C. liegt. Aus diesem Grunde gefrieren Seen und Flüsse nicht bis auf den Grund; eine Einrichtung der Natur, welche das thierische Leben des Süßwassers wesentlich conservirt. Alles Seewasser aber, dessen Temperatur über  $0^{\circ}$  ist, muß leichter sein, folglich die obere Schicht bilden. Nur werden diese Temperaturen sich auszugleichen streben, sobald Strömungen von kaltem und warmem Wasser vorhanden sind, welche das Meerwasser in Bewegung setzen. Auf diese Weise müssen in dem Meere die verschiedensten Dichtigkeiten des Wassers, mithin ebenso verschiedene Regionen desselben gebildet werden, weil die wärmern die obern, die kältern als die schwerern die untersten sein müssen. Dieser einfachen Theorie entspricht auch die Wirklichkeit, und das ist es, was wir durch die Tiefseeforschungen in umfassender Weise kennen gelernt haben. Wie schon einmal angedeutet wurde, haben wir es im Meere mit ähnlichen Strömungen zu thun, die wir in der Atmosphäre täglich beobachten, und auch ihre Ursachen sind die gleichen. Am Erdgleichter wird nicht allein Wärme für den Luftkreis, sondern auch für das Meer entwickelt; an den Polen vollzieht sich das Gleiche mit der Kälte. Dort wie hier, d. h. in der Luft wie im Meere, suchen beide Strömungen nach den entgegengesetzten Enden der Erde zu gelangen: der Aequatorialstrom nach dem Pol, der Polarstrom nach dem Aequator. Indem sie nun, die wärmern Schichten als die leichtern über den kältern als den schwerern, übereinander hinwegfließen, müssen sie sich an ihren Berührungspunkten auszugleichen streben, folglich Strömungen veranlassen. Unter andern warmen Meeresströmungen ist der allbekannte Golfstrom ein solcher, welcher warmes Wasser in den äußersten Norden führt, wo er schließlich bis in das Meer von Nowaja-Semlja und weiter nach dem Pol geht, wie bekanntlich in der neuesten Zeit von Petermann auf das bestimmteste nachgewiesen wurde. Ueberall heizt er die Küstenländer, indem er die dortigen Meere eisfrei erhält und den Küsten eine höhere Wärme bringt, als sie nach ihrer Lage haben sollten. Diese Vorgänge sind und waren seit lange bekannt genug, aber nicht, daß mit dem warmen Wasser des Golfstromes auch die Grenzen seiner Thierwelt von dem Aequator bis in das nördlichste Eismeer ausgebehnt werden. Lassen wir ihn aber einstweilen dahingestellt sein, so liegt es auf der Hand, daß die Kenntniß warmer und kalter Strömungen nebeneinander, daß die Kenntniß ihrer Linien und Verzweigungen für die physikalische Geographie des Meeres eine ähnliche Bedeutung haben müsse wie zu Lande die Kenntniß der Wärme- und Kältelinien. Der Anfang hierzu ist von den Tiefseeforschungen gleichfalls gemacht. Zu ihrer Ueberraschung gewahrten die Forscher der Lightning im Norden von Schottland zwei entgegengesetzte Strömungen, von denen die eine warmes, die andere kaltes Wasser mit sich führte, sodas ihr Wärmeunterschied etwa  $15^{\circ}$  beträgt. Carpenter hat diese verschiedenen Strömungen in einer eigenen Tabelle dargelegt, welche das warme und kalte Gebiet nach ihrer nördlichen Breite und westlichen Länge, nach ihrer Fadentiefe und ihren Temperaturverhältnissen übersichtlich darstellt. Da jedoch diese Tabelle noch nicht im Stande sein kann, genaue Grenzen anzugeben, die sich auch in klaren Worten wiedergeben ließen, so abstrahiren wir besser an diesem Orte von ihnen.

Wie aber auch die Uebersicht beschaffen sein möge, Eins geht klar aus der Vergleichung der Thierwelt verschiedener Vertikalitäten hervor: die Thatsache nämlich, daß

die Vertheilung des thierischen, setzen wir hinzu, auch des pflanzlichen Lebens, mitten im Meere sicher mehr an die Temperatur des Meeres als an die Tiefe desselben geknüpft ist. Das zeigt unwiderleglich das Dasein nordenglischer Thierformen im Süden und Norden des großen Tiefthales, welches man als die Grenzscheide zwischen Schottland und den Farvönern kennen lernte, sowie mitten in dem warmen Gebiete des Thales selbst. Das zeigt ebenso die unbedeutende Beimischung ausschließlich skandinavischer oder hochnordischer Thierformen im Norden und um die Farvön, sowie die größere Beimischung gleicher Formen in den Abgründen des kalten Stromes, der größere Antheil hochnordischer Formen in den tiefen und darum noch kältern Gewässern des Stromes. Das zeigt vor allem der gewaltige Contrast, welchen das Dasein von Bewohnern wärmerer Meeresgewässer in Strömungen und Tiefen veranlaßt, welche nur um wenige Meilen von den kältern entfernt liegen. Die Vertheilung der thierischen Organismen verhält sich mithin völlig gleich, wie das Vorkommen der Pflanzen, welche sich an bestimmte Höhen, folglich an bestimmte Temperaturen binden.

Wenn also hochnordische Formen in einer warmen Zone auftauchen, deren Temperatur an der Meeresoberfläche  $52^{\circ}$  F. ( $11,5^{\circ}$  C.), am Meeresgrunde bei 500 Faden Tiefe  $47-48^{\circ}$  F. ( $8,3^{\circ}$  oder  $8,5^{\circ}$  C.) beträgt, so hat das denselben Sinn, als ob sich jene Formen auf einem hohen Berge eines Tropenlandes bewegten. Wie der Botaniker die verschiedenen Erhebungsstufen eines solchen Berges nach ihrer durchschnittlichen Jahrestemperatur in bestimmte Regionen zur Gliederung der Pflanzenvertheilung in senkrechter Richtung eintheilt, ebenso hat von nun ab der Zoologe zu verfahren, wenn er die verticale Vertheilung der Organismen im Ocean verfolgen will. Wer jedoch dabei erwägt, wie außerordentlich verschieden diese Regionen des Oceans auch in wagerechter Richtung, und zwar durch das Ineinandergreifen der Meeresströmungen, sein müssen, der überblickt mit Einem mal, welche Arbeit uns noch übrigbleibt, um alle diese Zonen und Regionen des Oceans wenigstens so weit kennen zu lernen, wie wir sie bereits für die Pflanzenvertheilung auf der Oberfläche der Erde kennen.

Es wäre seltsam, wenn neben diesen Temperaturverhältnissen, die allerdings in der geographischen Verbreitung der Organismen die Hauptursache bilden, nicht auch die Bodenverhältnisse ein Wort mitsprechen sollten. Die englischen Expeditionen unter Carpenter widmeten deshalb mit Recht einen Theil ihrer Aufmerksamkeit diesem Gegenstande und bereicherten die Wissenschaft mit ebenso merkwürdigen als überraschenden Beobachtungen. Ueberall nämlich fand man durch seine Sondirungen einen kalkartigen Schlamm im Nordatlantischen Meere über ein weites Gebiet verbreitet. Er entsprach vollkommen den Sondirungen früherer Beobachter in seiner Zusammensetzung; denn überall bestand er aus lebenden oder zerriebenen Globigerinen, welche sich theilweise mit den durch Professor Huxley gefundenen Coccolithen, theilweise mit Wallich's Coccoosphären oder andern Substanzen mischten. Der Kalkschlamm selbst bindet sich an eine Bodentemperatur von  $45^{\circ}$  F. und darüber; eine Wärme, die man unter einer nördlichen Breite von etwa  $56^{\circ}$  nur dem Einflusse des Golfstromes zuschreiben kann. Frühere Beobachter sprachen von einem fettigen Schlamme. Als nun Huxley den von Carpenter aufgefißten Boden untersuchte, überraschte ihn eine eigenthümliche klebrige Beschaffenheit desselben, welcher aus Tiefen von 650 Faden herausgezogen war. Nach mikroskopischer Untersuchung sprach er sich schließlich dahin aus, daß die Coccolithen und Coccoosphären in ein „Protoplasma“ eingebettet seien, in welchem sie sich ähnlich verhielten wie die Nadeln der Spongien und Radiolarien in den saftigern Bestandtheilen ihrer fraglichen Thierkörper. Eine solche Annahme setzte in dem Protoplasma eine lebende Substanz voraus, und Huxley stand nicht an, sich dieser Hypothese zuzuneigen, indem er davon ausging, daß die bewußte Substanz ihrem Range nach noch unter den Spongien und Rhizopoden stehe. Huxley

nannte sie *Bathybius*, und dieser ist folglich nichts anderes als ein formloser Schleim, eine Art von Sarkode der niedersten Gattung, weder Zelle noch Faser, sondern thierischer Stoff mit Zusammenziehung und Ausdehnungsercheinungen, gleichsam *Amoeba* (die niederste Stufe der Rhizopoden ohne Schale) der einfachsten Art. In welcher Verbindung jedoch *Coccolithen* (Körperchen aus kohlensaurem Kalk, meist paarige durch eine Brücke verbundene Theilchen) und *Coccosphären* (dieselben Körperchen, nur haufenweise zu einem Klümpchen vereint) stehen, ließ *Huxley* als ein nicht zu lösendes Problem dahingestellt sein. Nur die eine Function des *Bathybius* schien ihm sicher, daß er nämlich die von dem Meerwasser abgeforderte Kalksubstanz umhülle, um sie vor ihrer Lösung zu bewahren. Eine Annahme, die uns als zu teleologisch wenig glaubwürdig erscheint. Gegenwärtig weiß man, daß *Ehrenberg* schon 1836 in der Kreide *Coccolithen* und *Coccosphären* entdeckte, welche er unter dem Namen *Discoplea* beschrieb, und daß der Geognost *Gümbel* sie neuerdings, im Jahre 1870, in fast sämtlichen Triaskalsten nachzuweisen vermochte. Jedenfalls erlauben uns alle diese Beobachtungen, einen Blick in den Vorgang der Kreidebildung zu werfen.

Daß man es in Wahrheit in dem kalkigen Schlamm mit einer Kreideablagerung zu thun habe, braucht wol nach dem Beigebrachten nicht noch besonders bewiesen zu werden. Die ganze Zusammensetzung der Kreide sowie die in ihr enthaltenen Organismen deuten es genugsam an. Einzelne dieser Organismen sind schon ausführlicher betrachtet worden; z. B. der kleine *Rhizocrinus*, welcher auf die Gruppe der *Apiocriniten* der oolithischen Periode durch seine Identität mit dem damaligen *Bourgetocrinus* hinweist. Unter den Mollusken fand man zwei *Terebratuliden*, von welchen eine (*Terebratula caput serpentis*) schon in der Kreidezeit vorhanden war, während die andere (*Waldheimia cranium*) wenigstens eine Familie vertritt, welche in dem Kalk vielfach fossil gefunden wird. Unter den Polypen fand man eine lebende *Oculina*, welche der *Oculina explanata* der Kreideformation nahe verwandt ist. Ebenso überraschend ist die Fülle von Spongien in der Kreide sowie in dem fraglichen Meeresschlamm. Wahrscheinlich ernähren sich diese Spongien, sagt *Carpenter* hinzu, von dem *Bathybius*, in welchen sie eingebettet sind; eine Ansicht, die sich hören läßt. Kurz, alles zusammengenommen, dürfen wir nicht mehr daran zweifeln, daß die Ablagerungen von *Globigerinenschlamm* auf gewissen Stellen des Nordatlantischen Oceans sich seit der Kreidezeit ununterbrochen fortgesetzt haben, daß wir, mit Einem Worte, noch mitten in der Kreidezeit stehen, die Zeitgenossen einer Felsbildung sind, die wir schon um viele Millionen Jahre rückwärts datirten.

Welch ein Resultat! Man glaubte schon überaus kühn zu sein, wenn man aus der jüngern Tertiärzeit manche Organismen, Thiere und Pflanzen bis in die Gegenwart gerettet sein ließ, so einseitig hatten wir die verschiedenen Bildungsepochen der Erde aufgefaßt. Jede Zeitscheide dachten wir uns als den Beginn einer völlig neuen, als den völligen Untergang einer alten Schöpfung; und nun erfahren wir das Gegentheil unserer alten Vorstellungen, erfahren mithin, daß die Schöpfung der Gegenwart, obgleich tausend Formen wirklich ausgeschieden sind, doch nicht das Product einer einzigen Periode, sondern auch früherer Zeiten ist — welche Läuterung unserer Ideen von dem Bildungsgange unsers Planeten! *Carpenter* wußte diese Läuterung aber auch nach einer andern Seite hin auszubeuten, nämlich nach der geognostischen. Ganz richtig bemerkte er, daß unsere nunmehrige Kenntniß von den Strömungen des Meeres und der hierdurch bedingten Verschiedenheit der Fauna ein neues Licht auf die Vorwelt, auf die in den Felschichten eingeschlossenen Organismen werfe. Offenbar müssen ja auch in der That unsere Schlüsse auf die Vorzeit völlig irrig sein, wenn man, an jene warmen und kalten Strömungen mit tropischen und borealen Thierformen denkend, die tropischen von einem heißen, die borealen von einem kalten Klima herleitet, von Klimaten also,

welche nacheinander dieselbe Gegend der Erde durchdrungen haben sollen. Nicht etwa, daß es im allgemeinen sich nicht wirklich so auf der Erdoberfläche verhalten habe, indem später in Europa kältere Klimate auf wärmere folgten, sehen wir doch, wie vorsichtig wir im einzelnen sein müssen. Denken wir uns, sagt Carpenter, das kalte Gebiet über die Meeresoberfläche gehoben, so würden wir es aus einem sterilen Sandsteine zusammengesetzt finden, welcher neben den Resten alter Gebirge eine spärliche Fauna mit nordischen Formen einschließen müßte. Denken wir uns aber auch ein Stück des warmen Gebietes gleichzeitig miterhoben, so würden wir vor einer zusammenhängenden Kreideformation stehen, welche nur Formen wärmerer Klimate zeigen könnte. Was würde aber wol der Geolog früherer Zeit gethan haben, wenn er beide Erhebungen hätte deuten sollen? Er würde sie unfehlbar in zwei verschiedene Zeiträume mit zwei verschiedenen Klimaten verlegt und damit einen Trugschluß ausgeführt haben, dessen wir uns wahrscheinlich sehr oft schuldig machten. Kann man noch wichtigere Resultate von einer Tiefseeforschung erwarten wollen? Jedenfalls sind auch für die Vorwelt Tiefseeverhältnisse anzunehmen, welche den gegenwärtigen durchaus parallel gingen: polare und äquatoriale Strömungen, aus denen sich Ähnliches folgern mußte, was wir bisher so überraschend fanden. Auch das Aussterben früherer Schöpfungen wird hierdurch verständlicher, einfacher. Denn wenn auch jedem Geschöpfe, d. h. seiner Art, seiner Gattung, seiner Klasse, eine Grenze so gut gesteckt ist wie dem Individuum jener Art, Gattung und Klasse, so liegt es doch auf der Hand, daß dieses Aussterben durch Veränderung der natürlichen Lebensbedingungen begünstigt werden muß. Bei den Meeresströmungen liegt die Anwendung sehr nahe. Offenbar müssen sie zeitweilig große Abweichungen erfahren haben, je nachdem sich der alte Meeresboden als Festland über die Oberfläche des Weltoceans erhob. Offenbar mußten hierdurch ganze Schöpfungen aussterben, sobald die Temperaturen sich änderten. Feststehende Thiere mußten sicher vor allen andern und unvermeidlich zu Grunde gehen; nur freibeweglichen konnte es gelingen, auszuwandern, d. h. sich dahin zu wenden, wohin sich sein natürlicher Wasserstrom gewendet hatte. Hier lebten sie fort, aber in verminderter Zahl. Eine Erscheinung, die uns hinreichend erklärt, warum wir noch hier und da spärliche Nachkommen einer Fülle von verwandten oder gleichen Geschöpfen finden. Zwar hat sich Carpenter mit Barrande und andern für möglich gedacht, daß die Thiere sich den neuern Veränderungen hätten anpassen können, sofern nur diese Veränderungen höchst allmähliche waren; allein, dem steht alles entgegen, was wir von dem innigen Verknüpftein der Organisation eines Geschöpfes mit den ursprünglichen Lebensbedingungen wissen. Ein jedes hat seine Sphäre, die sich allerdings erweitern läßt; geht aber die Veränderung der Lebensbedingungen über das Maximum und Minimum jener Sphäre hinaus, so erfolgt rettungslos der Untergang des Organismus. Auch die unmittelbare Beobachtung bestätigt das. So vermindert sich z. B. gegenwärtig eine von Wallich in großen Tiefen entdeckte *Ophiocoma granulata*, welche wesentlich eine Litoralform ist, mit der wahrscheinlichen Veränderung der submarinen Klimate.

# Belt und Baracke.

Von

Otto Seyfelder.

Es steht zwar nicht zu befürchten, daß man in Europa das festgefügte und wohlgeschlossene Wohnhaus wieder aufgibt, um in Zelten oder Scheunen zu leben, wie Dr. Testelin spottweise den Lobrednern der modernen Krankenhäuser entgegenhielt, aber die Bedeutung von Zelt und Baracke läßt sich nach ihrem bewährten und massenhaften Gebrauche im letzten Kriege nicht mehr wegdisputiren. Aller Wahrscheinlichkeit nach werden sie bei der modernen Tendenz zur Massenconcentration in Wohnstätten, Lagern, Kriegen, bei Festen, bei Arbeiten (wie Suezkanal und Mont-Cenis-Tunnel) auch außerhalb des Krankenwesens zu einer ausgebreiteten Anwendung berufen sein.

Halbwilde Volksstämme wohnten zu allen Zeiten und wohnen noch heute in Zelten, so die Kirgisen in Zelten von Kamelhaar, die Lappen in solchen von Seehundfellen. Die gebildeten Nationen lassen ihre Truppen im Felde oder in Lagern in Zelten haufen\*), wozu die zuderhutförmigen, die vier-, die achteckigen, die kleinen länglichen Tentes d'abri, die Tentes marquises und Tentes bonnets de palice dienen. Der Gebrauch von Krankenzelten, im letzten Kriege allgemein geworden, ist jedoch keineswegs von so absolut neuem Datum. Bei den kaukasischen Bergvölkern ist es seit Menschengedenken Sitte, die Verwundeten in Zelten zu behandeln. Ein Kranker nimmt ein Zelt ein, aus welchem vorher Waffen, Viber, alle Gegenstände und Personen entfernt waren. In Langeweile und Einförmigkeit, von einer einzigen Person gepflegt, in unverdorbener Luft und bei einem sehr einfachen Régime genasen die durch Schüsse Verletzten gewöhnlich bald und nach europäischen Begriffen unerwartet gut. Nahmen es die Russen von jenen an oder beruht es auf ihrer eigenen Tradition, gewiß ist, daß sie seit mehr als 20 Jahren reglementmäßig eigene Krankenzelte haben, welche theils in den Lagern, theils bei stehenden Militärhospitälern functioniren. Im Sommer 1862 hatte ich meine chirurgischen Kranken beim ersten Landhospital, jetzt Nikolaihospital, in Petersburg in großen Doppelzelten à 40 Betten, 1865 und 1866 in Wilna ebenfalls in dem großen ehemals Sapieha'schen Park beim Militärkrankenhanse. Diese Krankenzelte sind länglich viereckig, zu 20 oder 40 Betten, aus Soldatentuch und Leinwand, von einem Graben umgeben; ihre russische Benennung ist Schatri. Außerdem werden in den russischen stehenden Lagern gewöhnliche Soldatenzelte neben den Lazarethbaracken für leichtere Fälle und Convalescenten, oder für solche, die, wie Skorbutische, der frischen Luft besonders bedürfen, aufgeschlagen. Im Jahre 1864 sah ich in Stettin in ähnlicher Weise große viereckige Lein-

\*) Vgl. D. Seyfelder, „Die Lager von Krosnoe-Selo und Châlons“ (Berlin 1866).

wandzelte noch bis in den Herbst hinein bestehen, in welchen Typhuskranke hydropathisch behandelt wurden. Im Kriege von 1870/71 kamen Zelte in größerer Ausdehnung zur Anwendung als je zuvor, theils zur Unterbringung von Kranken, theils von Gefangenen, und zwar nicht bloß als transitorische Locale. Im allergrößten Maßstabe kamen die Zelte zur Anwendung, als nach der Capitulation von Sedan 83000 Gefangene in Deutschland untergebracht werden mußten. Bekanntlich wurden sie in kleinern Abtheilungen in verschiedene Festungen vertheilt, das Gros aber in vier improvisirten Lagern bei Mainz, Koblenz, Köln und Minden installiert. Auf dem hochgelegenen Plateau der Kartause bei Koblenz wurde nicht weniger als 10000 Mann in etwa 7—800 alten preussischen Militärzelten untergebracht, welche in wenigen Tagen ausgebessert, hingeschafft und aufgestellt waren. 12—13 Mann mußten auf reichlicher Strohschütte je in Einem Zelt campiren und zwar bis in den Monat November hinein, wo die Baradenbauten fertig geworden waren.

Das ganze Lager bei Minden, welches etwa 5000 Kriegsgefangene beherbergte, bestand aus Zelten sehr verschiedener Art, von denen ein Theil dänische 1864, andere österreichische 1866 erbeutet worden waren.

Außer den Zelten, in welchen auf den Schlachtfeldern solche Kranke gelagert wurden, bestanden einzelne Lazarethe ganz oder theilweise aus eigens dafür bestimmten Krankenzelten. Der Deutsche Hilfsverein in London hatte nach Köln, Neuwied und andern Orten wahre Musterzelte geschickt; das von demselben Verein auf dem Rochusberge bei Bingen errichtete Lazareth bestand aus ebensolchen Zelten. Dieselben waren achteckig, mit zwei langen, zwei schmälern und vier ganz schmalen Seiten, getragen von zwei eisernen Pfeilern und acht Wandstangen. Das Zeug war ein dauerhafter, fester und dabei ziemlich feiner Drillich, der selbst bei anhaltendem Regen nur stellenweise Feuchtigkeit durchließ; das Dach hoch mit einer langen First wie auf einem Hause, die Wände und dem entsprechend der Eingang mittlere Mannshöhe. Am Eingange, der sich auf einer der schmälern Wände befand, konnte die Leinwand doppelt übereinander- oder auseinandergeknöpft werden. Eine Ventilationsöffnung im schiefen Dache war mittels Zuges gleich einem Rouleau zu schließen und zu öffnen. Als es kälter wurde, ließ ich in denselben Bretterböden legen und kleine Defen setzen und erhielt auf diese Art die Kranken und Verwundeten auch im Winter in den Zelten. Die schönen eisernen englischen Bettstellen sollten reglementmäßig zu acht und zwar radiös mit dem Fußende zum Mittelpunkt in den Zelten stehen. Da wir aber auch einen Büffettisch, Kleiderhänge, Stühle u. s. w. unterbringen wollten, so standen nur sechs bis sieben Betten in demselben und zwar eins zu größerer Raumgewinnung längs einer Längswand.

Im ganzen würden sich die zusammenschiebbaren eisernen Bettstellen des Hrn. Stevens, welche zwar für Zellengefängnisse bestimmt sind\*), am besten eignen; sie sind portativ und durch Zusammenschieben auf ein Viertel ihres Umfanges zurückzuführen. Dadurch gewinnt man für den Tag Raum zum Gehen und Sitzen, ein Problem, welches in den Zelten des Lagers von Châlons durch Zusammenrollen der ohne Bettstellen auf dem Boden liegenden Matrazen erreicht wurd.

Neben den beschriebenen leistete das von mir modificirte russische Krankenzelt in Deutschland wie in Frankreich gute Dienste.\*\*\*) Ich besaß deren fünf in Neuwied, eins in Lille. Da dieselben eigentlich Doppelzelte sind, so waren sie bei weitem wärmer als die englischen und bei den Kranken sehr beliebt; da sie aber durch Aufheben einer ganzen

\*) Vgl. „Notice sur une couchette en fer“ (Löwen 1864).

\*\*) Vgl. „Bericht über meine ärztliche Thätigkeit während des deutsch-französischen Krieges“ (Petersburg 1871).

Wand Licht und Luft erhalten, so beschlossen wir, dieselben unter folgenden Modificationen auch im Winter beizuhalten: Es wurden auf einer Lage Ries Holzböden gelegt und der untere Zwischenraum zwischen Boden und Zeltwand, den von außen aufgeschüttete Erde mehr oder weniger sorgfältig verschloß, von innen durch vorgelegte Bretter verschlossen. Im Zeltbache wurden Ventilationsöffnungen nach dem Vorbilde der englischen Zelte und große Scheiben nach eigener Erfindung eingefügt, sodaß auch bei ganz geschlossenen Wänden Licht und Luft Zutritt gewann. Der Eingang erhielt einen kleinen Vorbau von demselben Soldatentuche, sodaß doppelte Portiären denselben verschlossen. Alle diese Zelte aber wurden durch längere oder kürzere bedeckte Zwischengänge von Tuch miteinander verbunden, sodaß der Dienst für das Sanitätspersonal etwas erleichtert ward. Denn hier wie bei der brüsseler Ambulance de la croix rouge stellte sich im Winter, bei nassem und kaltem Wetter, die Mühe und Beschwerde als sehr groß heraus, aus einem dieser Zeltfäle zum andern durch die freie Luft gehen zu müssen. Außerdem wurden die Ritzen zwischen Dach und Wänden von innen mit wollenen Decken behangen, gußeiserne Defen (bis zu drei in dem größten Zelte) theils zum Erwärmen, theils zum Bereiten von Thee, Kataplasmen u. s. w. aufgestellt, endlich am Abend der ganze Raum durch von der Decke hängende Kerastinlampen erleuchtet.

Auf diese Art gewannen die Zelte ein freundliches Innere und waren selbst in dem kalten Winter 1870/71 nicht nur für solche Kranke, die im warmen Bett geborgen lagen, sondern auch für Convalescenten, Wärterpersonal, Aerzte und Besucher ein erträglicher Aufenthalt. Ein Gottesdienst am Todtenfeste (November), die Weihnachtsbescherung, eine Abschiedsgesellschaft am 31. Jan. versammelte außer den Kranken und ihren Pflegern auch eine Anzahl Gäste auf mehrere Stunden im großen russischen Zelte. Die Brauchbarkeit des großen doppelten Krankenzeltes auch während des Winters in gemäßigten Klimaten ist demnach bewiesen. Als fliegende Lazareth für die freiwilligen Hülfscolumnen und das officielle Medicinalwesen im Kriege, als zeitweilige Erweiterung und Ersatz von stehenden Krankenanstalten, Waisen-, Cadetten-, Erziehungshäusern empfehlen sie sich in Zukunft.

Die Holzconstruktionen zur Beherbergung von Kranken haben zuerst im amerikanischen Kriege ausgebreitete Anwendung und systematische Ausbildung gefunden; aber auch sie sind ältern Datums und zwar finden wir sie wieder in Rußland lange vor dem Secessionskriege. Im nördlichen Rußland, wo der lange und harte Winter, der hermetische Verschluß der Wohnungen, also auch der Krankenanstalten gegen das Frühjahr zu die Infection solcher Räume in hohem Grade zur Folge hat, war man schon lange darauf bedacht, Kasernen, Institute, Hospitäler im Sommer ganz oder theilweise zu entleeren, monatelang zu lüften oder gründlich zu remontiren. Civil- wie Militärhospitäler erhielten daher Sommerabtheilungen, welche im Garten oder Gehöfte angelegt und theils aus Zelten, theils und zwar vorzugsweise aus Bretterbuden oder Balkenhäusern bestanden. Sie waren theilweise sehr einfach, theilweise aber auch gemäß den landläufigen Holzconstruktionen ganz zweckmäßig gebaut, enthielten Gänge, Vorplätze, Fenster, Aborte, aber nichts von den modernen Ventilationsvorrichtungen. Ein Theil derselben war zu ebener Erde, andere einige Fuß über dem Boden angelegt; damit man sie bei Zeiten beziehen und bis in den Herbst hinein beibehalten konnte, besaßen viele derselben Defen. Schon in den dreißiger Jahren besaß das Lager von Krasnoe-Selo solche Holzbaracken für seine Kranken, aber auch als Offizierswohnungen, Zeughäuser, Kirchen und Werkstätten. Am Ende der fünfziger Jahre sah ich in Petersburg Sommerabtheilungen, aus solchen Holzconstruktionen bestehend, im Nikolai-Militärhospital, im Regimentslazareth des Preobraschenski'schen Regiments, im Marien-Civilkrankenhause, im Schwarz-Arbeiterhospital, welche übrigens meistens schon seit 10—20 und mehr Jahren bestanden. So

rationell, so einfach, so billig diese Einrichtung, sie fand in Westeuropa keine Nachahmung, vielleicht weil man überhaupt nicht glaubte von Rußland etwas lernen zu können. Die französischen und deutschen Aerzte aber, welche nach Rußland berufen wurden, waren mehr darauf bedacht, sich einen Orden und einen Pelz, als ihrem Vaterlande eine gute und neue Einrichtung mitzubringen.

Alexanders stand in den vierziger Jahren auch in Deutschland ein Prophet des Barackenventilationswesens auf, Professor Günther in Leipzig, der für seine chirurgischen Kranken schon damals alles Heil, namentlich Präservative gegen Pyämie, Hospitalbrand u. s. w. im freien Zutritt der frischen Luft sah. Er legte in dem Garten des Jakobshospitals Dreterebuben an und verband sie mit den Parterreräumen des Hauses durch Schienenwege, auf welchen die Betten mit Leichtigkeit hin- und hergerollt werden konnten. Die chirurgischen Kranken wurden den Tag über, in die Schuppen gestellt, im höchsten Sommer auch nachts darin gelassen. Da haben wir das ganze amerikanische System, aber es wurde ebenso wenig nach Günther benannt, als seinerzeit Amerika nach Columbus. Das Lager von Châlons hatte eine ganze Division in Baracken aus Pisé untergebracht, und aus ähnlichen, ganz zweckmäßigen Krankensälen bestand das Hospital derselben.

Endlich in den Jahren 1861—65, im Seceffionskriege, wo zum ersten mal die massenhaften Scharen und Opfer der modernen Kriegführung mit der freien Initiative und Bewegung der freiwilligen Hülfe und der hohen Vollendung der Technik zusammentrafen, wurde die Holzconstruction, die Decentralisation und Ventilation auch zum ersten mal zum System erhoben und in großartigen Dimensionen angewandt, vervollkommenet und für immer in das Sanitätswesen eingeführt. Nicht ungerühmt darf es bleiben, daß der Oberchirurg Barns durch Bearbeitung und Herausgabe der wissenschaftlichen und praktischen Resultate jenes Krieges sie zum Gemeingut der civilisirten Völker gemacht und sich ein großes Verdienst erworben hat.

Das Reiterbach, welches Europa an den Ziegeleien, Trockenböden u. s. w. schon lange kennt, wurde ein integrierender Bestandtheil der amerikanischen Holzbaracken, die durchgängig mehrere Fuß über der Erde angelegt und durch Schienenwege als pavillons distachés zu einem Hospital vereinigt wurden.

Der deutsche Krieg von 1866 brachte auf europäischem Boden die improvisirte und die Musterbaracke; letztere in der Charité zu Berlin.\*) Auf der pariser Weltausstellung, im Lager von Krasnoe-Selo folgten ähnliche Constructions. Bei den Kliniken zu Tübingen, Kiel, Greifswald, Leipzig wurden solche Ergänzungsbaracken eingeführt. Mehr aber als je zuvor in der Geschichte des Lazareth- und Lagerwesens hat der deutsch-französische Krieg von 1870—71 den Barackenbau zur Entwicklung geführt.

Gegen 400000 Gefangene mußten auf deutschem Boden untergebracht werden. Zieht man davon ab die 10000 Offiziere mit vielleicht ebenso viel Offiziersburschen, welche internirt waren und in Privatlogis wohnten, die Anzahl von Kriegsgefangenen, welche in den Festungen, Hospitälern, Kasernen untergebracht waren, so blieben immer noch über 200000 Mann, für welche keine Baulichkeiten vorhanden waren und für welche jene großen Lager bei Mainz, Koblenz, Köln und Minden improvisirt wurden. Nach dem Falle von Sedan, Strasburg, besonders aber nach dem von Metz neigte sich das Jahr schon gewaltig seinem Ende zu; die Existenz in gewöhnlichen, ungeheizten Leinwandzelten wurde zur Unmöglichkeit. Unmittelbar daher, nachdem die Zeltlager auf der Kartause, in Köln und Minden vollendet waren, begann die Errichtung von Baracken. Zuerst wurden im Lager der Kartause Strohgebäude aufgeführt; dann aber 150 Holzbaracken construiert,

\*) Vgl. hierzu Esmarch und Esfe, „Das Barackenlazareth der königlichen Charité zu Berlin“ (Berlin, Enslin).

von denen 85 Wohnräume, 13 Lazarethsäle, 33 Marktenderbuden, die übrigen aber die nothwendigen Dependenzien enthielten. Außer diesem Lager Nr. 1 befand sich auf der entgegengesetzten Seite von Koblenz und der Mosel an der Feste Franz ein Lager Nr. 2, welches nach der Uebergabe von Metz in unverhältnißmäßig kurzer Zeit errichtet ward.

Die französischen und belgischen Reisenden, meist Philanthropen, fanden an diesen Lagern, ihren Einrichtungen und ihrer Handhabung viel auszufetzen. \*) Im größten Gegensatz dazu scheinen dieselben geradezu ein Beweis, wie Vortreffliches trotz kurzer Zeit, trotz massenhaften Bedürfnisses und trotz der Kriegszeit in diesem Gebiete geleistet werden kann. In vier Wochen waren für die Unterbringung von 10000 Kriegsgefangenen in dem Lager Nr. 2 nicht weniger als 104 Wohnbaracken, 15 Lazarethbaracken und noch 20—30 für die Wachtmannschaften, die Administration u. s. w. hergestellt. Eine Wohnbaracke bildet ein längliches Viereck, ruht auf einer Balkenunterlage und ist aus doppelten Bretterwänden erbaut, deren Zwischenraum mit Stroh verstopft, deren Fugen mit Latten beschlagen waren. Der Boden ist aus zehnzölligen Brettern auf Schwellen gelegt, das Holzdach mit Asphaltpappe bedeckt, die Fenster zum Aufziehen eingerichtet, jeder Saal mit drei Defen versehen. Der Kubikinhalt auf 100 Mann beträgt 26,496 Kubikfuß. Das Lager besteht für jeden Mann aus einem Strohsack und zwei wollenen Decken. Am Tage wird derselbe aufgerollt an die Wände gestellt, während 20 Tische und 20 Bänke als Eßtische und Sitze dienen. Zehn Dellampen besorgten die Beleuchtung. Eine Lazarethbaracke hatte zwei kleinere Abtheilungen, Aborte, Badestube und Theeküche, war für 60 Kranke eingerichtet und mit größern Vollkommenheiten ausgestattet als die Wohnbaracke. Es fehlte im Lager nicht an einer Kapelle, an Telegraph und Wasserleitung. Die Errichtung des Lagers hatte 280000 Thlr. gekostet. Eine Wohnbaracke kam auf circa 1750 Thlr., eine Lazarethbaracke auf 2300 Thlr., eine kleine Wachtbaracke auf 300 Thlr. zu stehen; der Pachtzins für das Terrain kostete 8000 Thlr., die Einrichtung der Wasserleitung mit allen Geräthen kam auf 10000 Thlr.

Alle diese Lager hatten schon ihre eigenen umfangreichen Barackenlazarethe. Außerdem waren dergleichen von größerer oder geringerer Ausdehnung und Vollkommenheit in ganz Deutschland, in Belgien und auf einigen Theilen des Kriegsschauplatzes errichtet worden, nicht von Franzosen, sondern von den Deutschen, Amerikanern, Engländern, Belgiern, Holländern. So war das Barackenlazareth auf dem Tempelhofer Felde bei Berlin\*\*) viel berühmter und besprochen, von dem größten Umfange; ähnliches in geringerem Maßstabe hatte Mannheim, Darmstadt, Hamburg, Kreuznach, Neuwied, Wiesbaden, Brüssel und andere Orte. Die Baracken von Neuwied, welche weder das größte noch das kleinste, weder das eleganteste noch das ärmlichste derartige Etablissement waren und welche den mittlern Durchschnitt rationeller Barackenbauten repräsentiren, mögen des nähern beschrieben werden.

Dieselben waren im Schloßparke nahe dem Rhein auf ebenem Wiesengrunde, umgeben von Bäumen und Buschwerk in der Art aufgeschlagen, daß die kleinere Küchenbaracke das Centrum des Zelt- und Barackenlagers bildete, die drei Krankenbaracken aber einander parallel in Distanzen von 50 resp. 100 Schritten mit der Front gegen Südosten lagen.

Sie waren 6 Fuß über dem Boden auf steinernen Pfeilern errichtet aus Balken und Brettern, mit einem Reiterdache, Aborte à tonnes mobiles, einer breiten Auffahrt

\*) Vgl. „Compte rendu des opérations du comité de Bruxelles. Association belge de recours aux militaires blessés en temps de guerre“ (Brüssel 1871).

\*\*) Vgl. „Deutsche Bauzeitung“, Jahrg. IV, Nr. 32 und 33.

von vorn, einer schmalen Diensttreppe nach hinten. Sie bildeten jede zwei Säle zu 12 Betten und einen Mittelraum, der beide Krankensäle trennte und dem Pflegepersonal zum Aufenthalt diente. Ihre lustige Beschaffenheit, welche allerdings vor den bekannnten Hospitalkrankheiten bewahrte, verlangte beim Beginn des Winters gewisse Veränderungen, die in Folgendem bestanden: Der Raum unter dem Boden ward zugemauert und zu einer unterirdischen Heizung eingerichtet, in jedem Saale ein Ofen gesetzt, während in den Zwischenräumen schon kleine Herde bestanden. Die Zwischenräume zwischen den Wandbalken wurden mit Trasssteinen ausgefüllt; die dritte erst im Herbst fertig gebaute Barade war von vornherein aus Trasssteinen statt Bretern ausgefüllt. Endlich wurde Zeltleinwand im Innern des Saales unter dem Reiterdache ausgespannt, da der directe Zug durch dasselbe trotz Jalousten noch zu stark war. Endlich verhingen wir Fenster und Wände auf der Nordwestwand mit wollenen Decken. Es ward so eine selbst bei starker Kälte erträgliche Temperatur erzielt und das Innere gewann das Ansehen eines wohllichen großen Zeltes, was am Abend durch die helle Beleuchtung durch hängende Keranlampen vermehrt ward. Von der breiten Auffahrt oder Brücke, die schräg vom Boden zum vordern Haupteingange führt, setzt sich nach beiden Seiten eine Holzgalerie fort, welche von außen die Barade ganz oder theilweise umgibt und welche den Convalescenten zum Sitzplatze dient. Mit Vorhängen, Jalousten an den Fenstern, Glasjalousten an dem Reiterdache, mit vervollkommneter Heizung, mit Wasserleitungen, Gasröhren läßt sich an ständigen Lazarethbaraden, die nur als Anhang einer größern Anstalt auftreten, noch vieles vervollkommen, was bei der improvisirten Barade nicht möglich oder nöthig ist. So besitzt z. B. die berliner Musterbarade der Charité einen Gaskochapparat, so waren die fünf Lazarethbaraden auf dem Marsfelde zu Brüssel durch Gas beleuchtet. Im ganzen würde ich Gasbeleuchtung wol für Hof und Umgebung, aber keineswegs für das Innere von Lazarethbaraden empfehlen, sowol wegen der Ausdünstung als wegen der Feuergefähr.

Jedenfalls ist die breite Anwendung der Zelte und Baraden eine Errungenschaft der letzten große Kriege, welche der gesammten Cultur zu statten kommt und ihren Werth auch im Frieden, als Sommerwohnungen und Ergänzungsbauten, bewähren wird, zunächst wol durch den günstigen Umschwung, daß man jene Riesenbauten von Hospitälern, Findelhäusern, Erziehungsinstituten, Kasernen u. s. w., jene Brutstätten von Krankheiten, durch mäßigere Constructions, vergrößert mittels Zelten und Baraden, ersetzen wird.

# Chronik der Gegenwart.

## Neurologe.

Nachdem bereits ein früherer Jahrgang dieser Zeitschrift\*) eine eingehende Lebensskizze das am 1. Febr. 1872 zu Dresden nach langem Leiden zu den Todten gegangenen genialen Charakterdarstellers Bogumil Dawison gebracht hat, haben wir hier nur noch einen kurzen Nachtrag zur Geschichte seines Lebens und einige Worte über seine Stellung in der Entwicklung der modernen Schauspielkunst hinzuzufügen.

Die oben erwähnte Skizze verfolgt die künstlerische Laufbahn des großen Mimens bis zu seinem Engagement am dresdener Hoftheater, dessen Auflösung im Jahre 1864 zugleich den Zeitpunkt bezeichnet, in welchem Dawison's darstellerische Leistungsfähigkeit ihren Zenith erreichte, den Wendepunkt, mit welchem seine bisher rein künstlerischen Bestrebungen immer mehr in die abschüssigen Bahnen des modernen Virtuositenthums einlenkten. Von einem dämonischen, fast krankhaft erregten Ehrgeize angestachelt, warf er sich, von den Lorbeerbestreuten Bretern des einen Theaters auf diejenigen des andern stützend, jenem Bühnenwanderwahn Sinne in die Arme, welcher in neuester Zeit das Grab bereits so manches deutschen Schauspielers geworden ist. Das Schattenbild eines freien Künstlerthums verfolgend, welches aller Banden des Engagements spottet, verzettelte Dawison seit 1865 sein herrliches Talent in einer endlosen Kette kraftverzehrender „Gastspiele“. Und als die europäischen Theater seinem Ehrgeize nicht genügt haben konnten, da setzte der ruhelose Mime den Fuß ins Schiff, um jenseit des Oceans die Jagd nach Ruhm und Reichthum fortzusetzen. Ein schweres, ihn langsam verzehrendes Stochthum war der Erlös seiner amerikanischen Triumphfahrten. Er starb, nach Europa zurückgekehrt, im noch nicht vollendeten 54. Lebensjahre als ein welt- und lorbermüder Jünger jener Muse Melpomene, welche, im rechten Sinne verehrt, die Kraft ihrer Schüler in demselben Maße sittigt und veredelt, wie sie, wenn jene ihren Cultus verweltlichen und verflachen, sie zu Verirrungen des Kopfes und des Herzens verführt.

Dawison war unter den Koryphäen des modernen Theaters der Realist κατ' ἔξοχην, der geborene Repräsentant der Gestalten der Shakspeare'schen Dichtung. Er war Pole und Jude, daher zugleich heißblütig-phantastisch und analytisch-scharfsinnig, ein Mann, wie Shakspeare ihn braucht, prädestinirt zur lebensvollen Wiedergabe der Charaktere eines Richard III., eines Macbeth, eines Othello, eines Hamlet, eines Shylock, eines Antonius und Mercutio. Dem Wesen Dawison's lagen alle Rücksichten auf den klassischen Adel der Form und die reine Stilistik einer idealen Dichtweise fern, wie die dramatische Incarnation der Werke Goethe's und Schiller's, Corneille's und Racine's sie erfordert. Im Gegensatz zu jenen Werken, welche bei der Darstellung den Accent im wesentlichen auf die schwunghafte Declamation und das Typische ihrer Charaktere gelegt wissen wollen, war Dawison der rechte Mann, wenn es galt, scharf untrifflene, individuell gefärbte, d. h. Shakspeare'sche Gestalten darzustellen. Seine höchste Bedeutung lag im Coloristischen. Neben Emil Deobrient, Hermann Hendrichs, Julie Rettich, Auguste Crelinger u. a.,

\*) Vgl. „Unsere Zeit“, I, 59 fg.

welche sich zu vielbewunderten Interpreten der idealen Gestalten unserer Classiker machten, trat Bogumil Dawison als der große dramatische Revolutionär auf, welcher, voll überwallender Kraft der Leidenschaft, das Naturalistische auf den weltbedeutenden Bretern zur Geltung gebracht wissen wollte und zu diesem Zwecke die Gestalten Shakspeare's mit der Macht seines Genius heraufbeschwor, bis sie, Fleisch und Blut, greifbar vor dem Beschauer standen. Die feine Dialektik Hamlet's, die tolle Wuth Othello's, der rasende Ehrgeiz Macbeth's und die eingefleischte Teufelei Richard's III. wußte er mit einer Lebenswahrheit zur Erscheinung zu bringen, welche, weit entfernt aus dem Rahmen der Dichtung zu treten, wie mehrfach behauptet worden ist, vielmehr jenen dichterischen Charakteren des großen Briten erst den rechten Leib schuf. Es ist wahr, Dawison zeichnete nirgends nach der Schablone, er machte sich die darzustellenden Charaktere nach Maßgabe seines eigenen innersten Wesens zurecht, wie das jeder echte Schauspieler stets thun wird; aber niemals fälschte er seinen Dichter, immer nur vertiefte, vervollständigte, vermenschlichte und vereinfachte er die Charaktere, zu deren Träger er sich machte. Stets waren seine Gestalten fest ausgeprägte Persönlichkeiten mit eigenartigen Gesichtszügen, fern von allem Schemenhaften. Wenn es allerdings nicht zu leugnen ist, daß infolge der häufigen Wiederholungen gewisser Hauptrollen Dawison's und des erfolglosen Bestrebens, den alten Effecten, mit denen er seine Figuren ausstattete, neue hinzuzufügen, um so das Interesse des Publikums wach zu erhalten, seinen Gestalten mit der Zeit theils etwas Stereotypes, theils mit Detailzügen Ueberladenes anzuleben anfang, so ist dies ein Mangel, welcher die traurige Mitgabe fast jedes realistischen Schauspielers sein muß; denn alles in der Kunst erschöpft sich, weil sie eben nur Kunst, nicht Natur ist.

Dawison's natürliche Mittel waren nicht eigentlich glänzende, wohl aber reiche. Seine Sprache war höchst modulationsfähig und in ihrer Leidenschaft und Gewalt hinreißend; seiner Bewegung fehlte zwar das Elegante, aber sie entschädigte durch eine seltene Elasticität und Geschmeidigkeit; seine Mimik war geradezu bewunderungswürdig und seine physische Kraft grenzte ans Unglaubliche.

Dawison war einer der vielseitigsten Darsteller, die je über die deutsche Bühne gegangen sind. Rothurn und Soccus standen ihm in gleicher Vollendung zu Gebote. Neben jene großen Shakspeare'schen Gestalten stellte er diejenigen des leichten Lustspiels: Bonjour in Karl von Holtei's „Die Wiener in Berlin“, Hyat's „Lumpensammler von Paris“, Gugtow's „Königsleutnant“ und viele andere von ihm dargestellte Lustspielcharaktere zeugen für den Reichthum Dawison'scher Gestaltungskraft. Daß die Gebilde Goethe's und Schiller's, wenn er sich an ihre Darstellung wagte, bei ihm eine fremdartige Phisognomie annahmen, lag einfach darin, daß sie in ihrer reinen Idealität seinem realistischen Naturell zu heterogen waren. Außer dem Alba im „Egmont“, dem Carlos im „Clavigo“, dem Franz Moor in den „Räubern“, Philipp im „Don Carlos“ ist ihm bei seiner Darstellung kaum jemals ein Charakter unserer Dichterdioskuren wahrhaft in Fleisch und Blut übergegangen. Mit Lessing's Gestalten ging es ihm wenig besser: sein Marinelli ließ zu sehr das Hofmännisch-Glatte, das Diplomatisch-Elegante vermissen, um wahrhaft befriedigen und fesseln zu können.

Es bleibt uns noch die Frage übrig: schließt sich an die realistische Initiative Dawison's eine in seinen Fußstapfen fortschreitende Schule an? Die Antwort lautet mit Entschiedenheit: Nein! Wer wollte einen Dawison nachahmen? Wer hat seinen, das Leben scharf beobachtenden Weitblick, wer seine das Leben sein wiedergebende Gestaltungskraft geerbt? Wer verfügt über seinen analytischen Geist, wer über seine feurige Phantasie? Dawison hat keine Schule gegründet — aber Eins ist gewiß: er hat eine Fülle der Anregung in die Seelen jüngerer Künstler ausgefäet; diese Saat ist bereits theilweise zu schöner Ernte gereift, theilweise sind ihre Früchte der Zukunft noch vorbehalten. Dawison's Beispiel wirkt fort weit über sein Grab hinaus. Sein Vorbild ist ein reformatorisches Ferment geworden, welches die Richtung der zeitgenössischen Schauspielkunst auf die Emancipation von dem Doctrinären und Classischen, soweit es gleichbedeutend ist mit dem Einseitigen, an seinem Theile hat entscheiden helfen. Das Natürliche und Individuelle wieder in die Formen der Darstellungsweise einzuführen — danach ringt die gesammte moderne Schauspielkunst. Dawison hat ihr dazu die Anregung gegeben. Möge aber der Darsteller unserer Tage, indem er das leuchtende Beispiel Dawison's, als das-

jenige eines echten Realisten, in sich zur Macheiferung wach erhält, nicht vergessen, daß der wahre Realist zugleich der wahre Idealist sein soll, und daß darum, unbeschadet der vorbildlichen Bedeutung Dawson's, jeder echte dramatische Künstler zugleich in den Bahnen jener idealistischen Schule gehen muß, deren erste Quellpunkte in dem classischen Weimar liegen.

Durch den am 6. Febr. 1872 zu Montreux erfolgten Tod Auguste Joseph Alphonse Gratry's, hat Frankreich einen Geistlichen von höchstem wissenschaftlichen Ansehen verloren. Er war neben Dupanloup und Maret eine der Hauptsäulen französischer Gottesgelehrtheit. Seine Polemik gegen die Uebergrieffe des Papstes machen ihn zu einem der bedeutendsten Repräsentanten der antivaticanischen Bewegung.

Auguste Joseph Alphonse Gratry wurde am 30. März 1805 zu Lille geboren. Er war anfänglich für das Studium der Mathematik bestimmt und besuchte seit dem Jahre 1825 die Polytechnische Schule in seiner Vaterstadt. Erst später widmete er sich der katholischen Theologie. Im Jahre 1841 wurde er zum Director des Collège Stanislas und im Jahre 1846 zum Lehrer an der höhern Normalschule ernannt. Allein bereits im Jahre 1851 verfeindete er sich mit dem Director der letztgenannten Schule, Bacherot, was ihn in eine unangenehme Fehde verwickelte. Bacherot trat um jene Zeit mit dem dritten Bande seiner „Kritischen Geschichte der Schule von Alexandria“, eines Werkes, welches vom Institut gekrönt worden war, ans Licht. Die liberalen Gesinnungen, welche in diesem Werke ausgesprochen werden, riefen die Opposition des Klerus wach. Gratry's Auftreten hierbei war mit Ursache, daß der Director in Disponibilität versetzt wurde. Allein auch Gratry schied im folgenden Jahre aus seiner Stellung aus und widmete sich in Gemeinschaft mit dem Abbé Petetot der Wiederherstellung des Dratoriums in Frankreich. Im Jahre 1861 zum Generalvicar des Bischofs von Orléans ernannt, wurde er zwei Jahre später Professor der Moral an der Sorbonne und 1867 Mitglied der Französischen Akademie, in die er im März des Jahres 1868 in feierlicher Weise eintrat und zwar an die Stelle de Barante's.

Bereits 50 Jahre alt, trat er zuerst als gelehrter Schriftsteller auf. In den Jahren 1855—57 publicirte er einen Cours der Philosophie in drei Abtheilungen. Im Jahre 1861 erschien seine „Philosophie des Crede“, in den Jahren 1863—65 sein Commentar zu dem Evangelium des Matthäus. Andere gelehrte Schriften, meistens polemischen Inhalts, theilweise durch Renan hervorgerufen, erschienen vom Jahre 1864 ab und mehrten den bedeutenden Ruf Gratry's. Die mannichfachen Kämpfe, in welche er durch diese Schriften verwickelt wurde, führten ihn immer mehr zur Betrachtung des ethischen Kernes des Christenthums, immer mehr von den Wegen der Scholastik ab. Im Jahre 1868 erschien sein großartiges Werk: „La morale et la loi de l'histoire“, welches im Jahre 1871 in zweiter Auflage herauskam. Dieses Werk sieht, gegenüber einer gewissen Richtung der orthodoxen Theologie, in der modernen Geistesarbeit einen großen Schritt zu einer bessern Entwicklung des Menschengeschlechts und macht sich die Propaganda für die humanen Ideen der Gegenwart zur Aufgabe, ganz unähnlich den literarischen Erzeugnissen der Partei des Vaticans, welche nur Sünde und Irrthum in den Erscheinungen der neuesten Zeit erblicken. Gratry spricht in diesem Werke der Idee des Constitutionalismus, welcher den Anhängern des Papstes ein Grenel ist, das Wort. „Die größtmögliche Kraft“, sagt er, „und die Schönheit der menschlichen Gesellschaft, die moralischen Reichthümer, welche noch in ihrer Zukunft schlummern, können nur ans Licht gefördert werden durch die langsame, schwierige, arbeitsvolle und Vorsicht erfordernde Methode des für alle zu lebenden politischen Lebens, d. h. der Regierung der Nation durch die Nation.“ Gratry trat im Jahre 1869 aus dem Dratorium aus. Das Vaticanische Concil regte ihn in seinem tiefsten Innern auf. Er schrieb die so berühmt gewordenen Briefe an Deschamps, Erzbischof von Mecheln, welche von der geistigen Bedeutung ihres Verfassers bereitetes Zeugniß ablegen und zu den am nachhaltigsten wirkenden unter den gegen das Concil gerichteten Schriften zählen.

Von schwerer Krankheit ergriffen, hat Gratry am 25. Nov. 1871 zu Montreux erklärt: daß er die Decrete des Vaticanischen Concils annehme und auslösche, was er vorher dagegen geschrieben habe. Es war dies der Act eines nach Frieden verlangenden

Sterbenden, kein Act eines Freien. Die Nachwelt wird Gratty stets zu den kräftigsten und höchstbegabten Bekämpfern des Vaticanismus zählen; denn in diesem Kampfe liegt der Schwerpunkt seines Wirkens.

Zu Wien starb am 7. Jan. 1872 Dr. Müller-Melchior's. Er wurde am 17. März 1805 zu Mainz geboren. Nach absolvirten akademischen Studien wurde er Advocat und war als solcher unter anderm in der Advocaturkanzlei des bekannten Dr. Zitz thätig. Er stand, nachdem Dr. Zitz im Jahre 1849 als politischer Flüchtling nach Amerika gegangen war, dieser Advocaturkanzlei selbständig vor. Müller-Melchior's trat im Jahre 1853 als Abgeordneter der hessen-darmstädtischen Kammer dem Ministerium Dalwigk energisch entgegen. Infolge dessen wurde er in einen Proceß verwickelt und verurtheilt. Nach verbüßter Gefängnißstrafe ging er nach Amerika und gründete dort ein Geschäft. Nachdem sich einige Jahre später die Dinge in Deutschland geändert hatten, kehrte er nach Mainz zurück und betrieb von dort aus sein in Amerika fortbestehendes Geschäft. Im Jahre 1860 wurde er Generaldirector der großen Eisenwerke des Phönix in Ruhrort und wiederholt mit Sendungen an die Regierung nach Berlin betraut. Im Jahre 1863 als Director der Creditanstalt nach Wien berufen, leitete er dieses Institut bis zum Jahre 1866. Bald nach seinem Austritt aus der Creditanstalt wurde er commercialer Leiter der Ersten Oesterreichischen Maschinenfabrik, und ging im Jahre 1870 nach Petersburg, um dort weitgreifende Unternehmungen ins Leben zu rufen. Wie schon so manchem, so wurde auch ihm das rauhe Klima Petersburgs gefährlich. Krank kehrte er nach Wien in den Kreis der Seinigen zurück. Als er kaum genesen war, rief ihn indessen die Pflichttreue zum zweiten mal in die russische Hauptstadt; diesmal holte er sich hier die Todeskrankheit. Abermals heimgekehrt, erlag er bald seinem Leiden. Müller-Melchior's war mit einem seltenen reichen Wissen, einem nimmer rastenden Unternehmungsgeiste ausgerüstet.

Der durch seine aus einer feinsinnigen Erfindungsgabe hervorgegangenen akustischen Kunstwerke in den weitesten Kreisen rühmlich bekannte Theodor Kaufmann ist am 5. Febr. 1872 zu Dresden gestorben. Er wurde im Jahre 1823 geboren und widmete sich nach vollendeter Schulzeit dem Berufe eines Mechanikers. Als solcher ging er in das Atelier eines tüchtigen Meisters und trat dann, nach absolvirten Lehrjahren, in das von seinem Großvater, dem durch seine vortrefflichen Leistungen weithin berühmten Mechaniker Johann Gottfried Kaufmann (geb. 1752, gest. 1818), gegründete Geschäft. Unter der Leitung seines bedeutenden Lehrherrn legte der junge Künstler den Grund zu den reichen Kenntnissen und großen Fertigkeiten, welche ihn später in den Stand setzten, so vorzügliche und erstauenswerthe Werke der Akustik zu schaffen. Der Ruf Theodor Kaufmann's war ein weit über Europa hinausreichender. In allen Welttheilen, ja sogar in dem entlegenen China, war sein Name ein bekannter; seine Leistungen wurden in allen Zonen hochgeschätzt und bewundert. Das im Jahre 1851 vollendete große Orchestrion Kaufmann's und sein sogenanntes Salonorchestriou, Werke, welche alles bisher auf dem Gebiete der Akustik Geleistete weit hinter sich lassen, gehören zu den bedeutendsten Schöpfungen unsers Künstlers. Das letztgenannte Instrument machte unter anderm auch auf der londoner Weltausstellung große Sensation. Der Name des nun verbliebenen Meisters wird auf dem Gebiete der instrumentalen Technik stets als einer der ruhmreichsten glänzen.

### Literarische Revue.

Mit der Wiederkehr des Friedens hat auch die historische Literatur, die wie alle andere Geistesarbeit vor dem Sturm und Drang des alle Kräfte in Anspruch nehmenden nationalen Krieges verstummt war und ihre sonst so umfassende Thätigkeit so gut wie ganz eingestellt hatte, den früher fallen gelassenen Faden wieder aufgenommen und scheint, fowie alle Geschäfte des Friedens, jetzt mit erneuetem und gesteigertem Nachdrucke getrieben

werden, das, was durch die kriegerischen Verhältnisse der letzten Zeit etwa veräunnt war, durch eine verdoppelt energische Thätigkeit wieder einbringen zu wollen. Während die massenhafte Kriegsliteratur, welche, mit den unaufhaltsam vorwärts eilenden Ereignissen nur mühsam gleichen Schritt haltend, dieselben für den großen Kreis des nicht unmittelbar an dem Kriege beteiligten Publikums zuerst vorläufig in einer historischen Uebersicht zusammenzufassen strebte und bei dem ihr überall naturgemäß entgegengebrachten lebhaftesten Interesse einen weitausgedehnten Leserkreis fand, gewinnen auch in der historischen Literatur andere, der jüngsten Vergangenheit fremde Interessen wieder die Oberhand und wird nur hier und da ein erfreulicher Einfluß unsers nationalen Aufschwungs auch in den neuesten Erscheinungen der deutschen Geschichtschreibung erkennbar. Selbstverständlich wird niemand an unsere Geschichtschreibung das Verlangen stellen, daß sie als bereitwillige Dienerin jedem ihr durch die Tagesgeschichte gegebenen Impulse folge: das würde sie zu einer seichten Erklärerin der Ereignisse der Gegenwart machen, sodasß man statt historischer Werke wieder nur lauter zum Umfange von Werken angewachsene Leitartikel zu verzeichnen und von einer Geschichtswissenschaft bald nicht mehr zu sprechen hätte; das aber darf und soll man von der deutschen Geschichtschreibung verlangen und das sollen ihre Repräsentanten, wollen sie anders ihren Platz ausfüllen und der ihnen gestellten Aufgabe gerecht werden, auch sich selbst zur Pflicht machen, daß sie, welchen Stoff sie auch behandeln mögen, oder, wenn dies allzu viel gefordert scheint, doch jedenfalls da, wo sie deutsche Stoffe behandeln, sich des innern, unlösbaren Zusammenhanges mit ihrer Nation und ihres Veruses, an der Zukunft derselben mitzuarbeiten, ganz und voll bewußt sind und daher auch ihren Gegenstand mit dem ihre Nation erfüllenden Leben und Streben in den richtigen, ihm erst eine wahre Wirksamkeit sichernden Zusammenhang zu bringen wissen. Daran aber hat es bisher nur allzu sehr gefehlt, und nur von ganz vereinzelten historischen Werken kann man rühmen, daß sie in diesem Sinne des Wortes national sind. Die deutsche Geschichtschreibung ist im allgemeinen zu gelehrt, zu vornehm; gerade ihre Koryphäen pflegen nicht für die Nation, sondern nur für den verhältnismäßig doch immer beschränkten Kreis der Fachgenossen, im günstigsten Falle der „Geschichtsfreunde“ zu schreiben; solange aber das geschieht, wird eine nationale Geschichtschreibung nicht entstehen können.

In einem etwas andern Sinne und von einem andern Gesichtspunkte aus, der jedoch auch völlig bestimmt ist durch die Ereignisse der jüngsten Vergangenheit, setzen wir als ein nationales Geschichtswerk an die Spitze unserer diesmaligen Revue ein Werk, das einem Kreise angehört, der sonst seiner besondern Natur nach von eingehenderer Berücksichtigung an diesem Platze ausgeschlossen zu sein pflegt; denn die bloßen Quellenpublikationen kann man nicht als Erscheinungen der historischen Literatur bezeichnen. Wenn wir aber den achten Band der „Chroniken der deutschen Städte, auf Veranlassung und mit Unterstützung Sr. Maj. des Königs Maximilian II. von Baiern herausgegeben von der Historischen Commission bei der Akademie der Wissenschaften zu München“ (Leipzig, Hirzel, 1871) ausnahmsweise hier dennoch anführen, so geschieht es, weil die Veröffentlichung desselben gerade unter den gegenwärtigen Verhältnissen als eine nationale That bezeichnet werden kann. Mit Recht weist der Herausgeber, Professor Hegel in Erlangen, auf die eigenthümliche, wohlthätig versöhnende Schicksalsfügung hin, welche darin liegt, daß zu derselben Zeit, wo im August und September 1870 die Heere des wiedergeeinigten Deutschlands vor Straßburg lagen und — ein von allen schmerzlich empfundenes Geschick — mit einem großen Theile der zu einem der festesten Bollwerke Frankreichs gewordenen Stadt auch die an kostbaren Schätzen reiche straßburger Bibliothek durch deutsche Kugeln zu Grunde ging, gerade das wichtigste und werthvollste der dort aufbewahrten und nun unwiderbringlich verlorenen Denkmäler der Vorzeit, die berühmte „Königsbacher Chronik“, durch deutschen Fleiß in einer dem heutigen Stande der Wissenschaft entsprechenden Weise bearbeitet in Leipzig gedruckt und so für die Nachwelt gerettet wurde, eine Thatsache, die wir gleichsam vorbildlich auffassen und als eine günstige, vielversprechende Vorbedeutung begrüßen möchten für die Zukunft Straßburgs unter Leitung des deutschen Geistes und als Sitz deutscher Wissenschaft.

Schließen wir an dieses nur seiner besondern Bedeutung wegen hier aufgeführte Quellenwerk gleich die bedeutendsten Erscheinungen aus dem Gebiete der mittelalterlichen

Geschichte, so müssen wir da, nicht wegen seiner Wirksamkeit auf ein großes Publikum, sondern zunächst nur wegen seiner wichtigen und ungemein umfassenden Gelehrsamkeit sowie wegen der nöthigen Förderung, welche die Wissenschaft durch dasselbe ohne Frage erhält, den ersten Platz einräumen der „Deutschen Alterthumskunde“ von Carl Wälchlihoff (Bd. 1, mit einer Karte von H. Riepert, Berlin, Weidmann, 1870). Denn nach allen den mühsamen und minutösen Vorarbeiten, welche die deutschen Alterthumsforscher seit der ersten Begründung ihrer Wissenschaft in den verschiedenartigen zu derselben gehörigen Gebieten vollendet haben, ohne zu einer wirklichen Einheit aus einem wissenschaftlichen Organismus zu gelangen, wird hier nicht bloß eine Zusammenfassung des eingelaenen, sondern eine von Grund aus neu beginnende, aber von vornherein einen bestimmten Standriß einhaltende Arbeit geliefert, die als epochemachend namentlich insofern wird bezeichnet werden dürfen, als erst mit ihrer Vollendung, die zu erreichen wir dem hochverdienten Verfasser Muße und Kraft wünschen, die deutsche Alterthumskunde als eine Wissenschaft begründet sein und als solche ihren Platz im Kreise ihrer ältern Schwestern behaupten wird. In gleicher Weise grundlegend auf seinem andern, seit längerer Zeit anangebaut liegenden Gebiete ist die „Politische Geschichte der Westgothen“, welche die 5. Abtheilung von Felix Dahn's verdienstvollem und allgemein anerkanntem Werke: „Die Könige der Germanen. Das Wesen des ältesten Königthums der germanischen Stämme und seine Geschichte bis auf die Feudalzeit“ (Würzburg, Stuber, 1870) bildet und wie seine Vorgänger sich durch gründliche und umfassende Forschung, ebenso wie durch klare Auffassung, gesundes Urtheil und geschmackvolle Darstellung gleichmäßig auszeichnet. Während Friedrich von Raumer's einst epochemachende „Geschichte der Hohenstaufen und ihrer Zeit“, deren tiefgehende Wirkungen in unserer gesammten Literatur ihrerzeit überall erkennbar zu Tage traten, mit Bezugnahme auf die Erneuerung des Deutschen Kaiserthums und dem Träger desselben gewidmet in einer neuen vierten Auflage (Leipzig, F. A. Brodhaus, 1871—72) erscheint, welche jedoch, was bei dem Dreißigjährigen des Nestors der deutschen Geschichtschreibung leicht erklärlich ist, ohne irgendwelche Veränderung den Text der letzten Ausgabe wörtlich abdruckt, hat die Lücke, welche von den neuern Darstellern der staufischen Periode noch gelassen war, Hans Prutz in seinem Werke über „Kaiser Friedrich I.“ auszufüllen versucht, dessen erster Band (Danzig, Rasemann, 1871) die Jahre 1152—65 behandelt. Auf der breiten Grundlage umfassender Quellenforschung, deren Material auf einer Studienreise des Verfassers aus den Archiven namentlich Oberitaliens nicht unwesentlich vermehrt worden ist, wird dort die Geschichte des ersten großen Staufers, die bis in die neueste Zeit von unsern Historikern auffallend vernachlässigt worden ist, in vielen Punkten von der bisher herrschenden, wesentlich durch Raumer bestimmten Auffassung abweichend erzählt, wobei mit Beiseitelassung der leicht zum Ballast werdenden Specialgeschichte der einzelnen Reichsterritorien namentlich die Hauptzüge der historischen Entwicklung in jener großen Zeit dargelegt werden, also besonders Friedrich's I. Kampf mit der Hierarchie und mit den stolzen republikanischen Gemeinwesen Oberitaliens. Was die für die Behandlung gerade dieses Stoffes entscheidende Auffassung des deutsch-römischen mittelalterlichen Kaiserthums anbetrifft, über die einst zwischen H. von Sybel und F. Ficker ein noch heute nachwirkender erbitterter Streit entbrannt war, so stimmt der Verfasser ebenso wenig mit dem bedingungslosen Verdammungsurtheile Sybel's, noch mit der Verherrlichung seines Gegners überein, hält vielmehr zwischen beiden Extremen insofern die Mitte, als er die das Mittelalter erfüllende und Deutschlands Geschick in jener Zeit bestimmende Idee eines weltherrschenden Kaiserthums, das in dem Imperium der römischen Cäsa ren sein Vorbild sah, als eine durchaus berechtigte, aus dem gesammten Entwicklungsgange des deutschen Volkes mit Nothwendigkeit sich ergebende ansieht, auf der andern Seite jedoch anerkennt, daß nicht selten die nationalen Interessen Deutschlands durch das Vorherrschen derselben gefährdet, auch wol ernstlich geschädigt worden sind.

Frei von jedem gelehrten Anstrich, mit dem ausdrücklichen Ansprüche, ein populäres Buch zu werden und an die gesammte Nation gerichtet zu sein, tritt die „Geschichte des deutschen Landes und Volkes“ von L. von Rochau (Bd. 1, Berlin, Reimer, 1870) auf, dem verdienstvollen Darsteller der Geschichte Frankreichs seit 1815. Die Aufgabe aber, welche sie zu lösen bestimmt ist, wird nicht von ihr gelöst; denn wenn man

von einem populären Buche auch keine wissenschaftliche Begründung verlangt, so müssen doch die darin niedergelegten Ansichten und die ganze Darstellung auf wissenschaftlichem Boden erwachsen und materiell unanfechtbar sein; das aber ist hier nicht der Fall, vielmehr fanden sich der Irrthümer und Incorrectheiten, der Oberflächlichkeiten und Flüchtigkeiten eine solche Menge, daß das Buch schon von diesem Gesichtspunkte aus entschieden verworfen werden muß, vollends da auch die Darstellung in keiner Hinsicht für diese schweren Gebrechen zu entschädigen geeignet ist. Auch sehen wir nicht ein, wie der Verfasser in dem zweiten Bande, mit dem das Werk schließen soll, den ganzen kolossalen Zeitraum vom Untergange der Hohenstaufen bis zum Jahre 1870 zu durchmessen für möglich hält. Solche Bücher, wie diese deutsche Geschichte, können nur dazu beitragen, eine mit dem Streben nach Popularität auftretende Geschichtsschreibung weit und breit zu discreditiren.

Die überwiegende Mehrzahl und die nach Inhalt und Form werthvollsten von den neuern Erscheinungen der historischen Literatur gehören wiederum dem Gebiete der neuern Geschichte an, welche ihrer ganzen Natur und Bedeutung nach ja auch den großen Kreis der Gebildeten am meisten anspricht und für sich zu gewinnen geeignet ist. Dem Zeitalter der Reformation im weitern Sinne des Wortes gehören zwei interessante Biographien an: Ludwig Geiger schildert uns auf Grund umfassender Quellenstudien „Johann Neuchlin. Sein Leben und seine Werke“ (Leipzig, Dunder u. Humblot, 1870) und gibt damit zugleich einen neuen, sehr dankenswerthen Beitrag zu der trotz aller Specialarbeiten noch immer nicht erschöpften Geschichte des Humanismus. Denn unter den Koryphäen des deutschen Humanismus nimmt gerade Neuchlin eine besonders hervorragende Stellung ein und kann ein um so allgemeineres Interesse beanspruchen, als er mit seiner gelehrten Thätigkeit in höherm Grade als andere Vertreter dieser Richtung praktische Tendenzen verfolgte und auch praktisch werthvolle Erfolge erlangte, die ihn als einen der tüchtigsten und verdienstvollsten Vorarbeiter der Reformation und namentlich als unmittelbaren Vorläufer des Bibelübersetzers Luther erscheinen lassen. Das Leben Neuchlin's, das, mannichfach bewegt, nicht bloß räumlich die verschiedensten Kreise berührt, sondern auch in mannichfadem Wechsel in die Richtungen des öffentlichen Lebens jener Zeit handelnd mit eingegriffen hat, ist daher wohl geeignet, das ganze Zeitalter des deutschen Humanismus, wie sich derselbe unmittelbar zum Beginn der großen kirchlichen Bewegung der Reformation gestaltet hatte, in einem einzigen, von verhältnißmäßig engem Rahmen umschlossenen Bilde darzustellen. Dazu kommt, daß die frische und ritterliche, muthige und gewissermaßen kampfesfrohe Natur Neuchlin's jeden anmuthen und mit wahrer Theilnahme erfüllen wird. Den Höhepunkt im Leben Neuchlin's, wo er im Vollbesitze und im vollen Gebrauche seiner sämmtlichen Wissensschätze und zugleich in der vollen Entfaltung seines kühnen männlichen Muthes erscheint und daher auch bei Zeitgenossen und Nachlebenden die frischeste und freudigste Theilnahme finden mußte, bezeichnet sein Kampf mit den kölnner Dominicanern, den von Pfefferkorn und Hochstraaten geführten Dunkelmännern, ein Kampf, dessen Ausgang den ersten Sieg der neuen Richtung freier wissenschaftlicher Forschung über die scholastische Geistesknechtschaft und die inquisitorische Kezeträchterei bezeichnet, und in mehr als einer Hinsicht interessante Parallelen zu gewissen anders gearteten, doch um dieselben Principien sich drehenden Vorgängen unserer Tage darbietet. So nimmt denn die Darstellung dieses Kampfes auch den hervorragendsten Platz in dem Geiger'schen Werke ein und liefert zugleich manchen dankenswerthen Beitrag zur Lösung des Problems, das bisher in den *Epistolae obscurorum virorum*, dem für alle Zeiten classischen Denkmal literarischer Satire, vorgelegen hat.

Mit den letzten kriegerischen Stadien des Reformationszeitalters beschäftigt sich der zweite Band von des jüngern G. Droysen „Gustav Adolf“ (Leipzig, Veit, 1870). Seinen eigenthümlichen Charakter, welcher bei Gelegenheit des vor weniger als einem Jahre erschienenen ersten Bandes an dieser Stelle genauer entwickelt worden ist und der eine im großen Stile gedachte Lösung der gestellten Aufgabe zum Voraus unmöglich macht, verleugnet das Droysen'sche Werk auch in diesem zweiten Bande nicht. Das persönliche Moment, das der ganzen Natur der Sache nach den alles beherrschenden Mittelpunkt hätte bilden müssen und dessen rechte Betonung und künstlerische Geltend-

machung der so anziehende und in jeder Hinsicht hochbedeutende Stoff auch weitem Kreise gegenüber erst recht hätte zur vollen Wirksamkeit kommen lassen, tritt völlig in den Hintergrund gegen die mit unverkennbarer Vorliebe behandelten und nur allzu weit in das Detail ausgepönnenen diplomatischen Kreuz- und Querzüge einer intriganten und machiavellistischen Politik, welche doch nicht das Wesen und den Kern bildet des Zeitalters, dessen Ideen in dem ritterlichen Schwedenkönige ihren glänzendsten Repräsentanten und ihren kühnsten Vorfechter gefunden haben. Soweit aber die so hochpoetische Persönlichkeit in Betracht kommt, ist die Auffassung eine verfehlte, zum mindesten eine durchaus einseitige und ungehörig beschränkte. Wer die Heldengestalt des größten Sprößlings aus dem Hause der Wasa in ihrem ganzen Werthe würdigen und der historischen Bedeutung derselben wahrhaft gerecht werden will, der darf Gustav Adolfs Handlungsweise nicht bloß als das Werk einer kalt und klar berechnenden, aus politischen Complicationen mit diplomatischer Spitzfindigkeit den größtmöglichen Gewinn herausschlagenden Ueberlegung ansehen, sondern muß in erster Linie die gewaltige Wirkung der hohen sittlichen und religiösen Ideen in Anschlag bringen, die gerade Gustav Adolf mehr besetzten und leiteten als irgendeinen Staatsmann seiner Zeit, und denen er auch seine glänzenden Erfolge zumeist zu danken hatte. Wenn es unrichtig ist, wie früher hier und da wol geschah, Gustav Adolf als einen ausschließlich von religiösen Impulsen und kirchlichen Antrieben besetzten Glaubenshelden darzustellen, so ist es doch noch unrichtiger, ihn bloß von kalten politischen Erwägungen geleitet sein zu lassen: daß politische Erwägungen und Machtfragen bei dem Entschlusse des Schwedenkönigs, den deutschen Protestanten zu Hülfe zu eilen, mitwirkten, wird niemand in Abrede stellen, der entscheidende Impuls jedoch ging von religiösen Momenten aus. So dankenswerth daher die Aufklärungen sind, welche das Drohsen'sche Werk zumeist infolge der Benutzung bisher unausgebeuteter schwedischer Quellen und zahlreicher Archivalien über einzelne Abschnitte aus der schwedischen Periode des Dreißigjährigen Krieges gegeben hat, so hat er doch das seinem Titel nach zu Erwartende nicht geleistet und eine Geschichte Gustav Adolfs nicht gegeben.

In dem Gebiete der neuesten Geschichte hat sich die Forschung offenbar unter dem Einflusse des Aufschwunges, den Preußen seit dem Jahre 1866 genommen und der in dem Kriege gegen Frankreich und in der Gründung des neuen Deutschen Kaiserthums seinen vorläufigen glänzenden Abschluß gefunden hat, in jüngster Zeit mit unverkennbarer Vorliebe der Geschichte Friedrich's des Großen zugewendet, und als die Früchte dieser regen Thätigkeit ist gerade in den letzten Monaten eine ganze Reihe höchst bedeutender Werke zur Geschichte des großen Königs in die Oeffentlichkeit gekommen. Dahin können wir auch den Wiederabdruck des gegen die Verunglimpfung des großen Königs durch Macaulay gerichteten classischen Essays von Ludwig Häuffer rechnen, welches ohne Zweifel das bedeutendste und werthvollste Stück ist aus dem Inhalte des neuerdings erschienenen zweiten Bandes von Ludwig Häuffer's „Gesammelten Schriften“ (Berlin, Weidmann, 1870). Dieser setzt unter dem Gesamttitel „Zur Geschichtsliteratur“ die Zusammenstellung der zum Theil sehr umfangreichen Kritiken fort, welche Häuffer seinerzeit über bedeutende neue Erscheinungen der historischen Literatur meist in der augsburger „Allgemeinen Zeitung“ veröffentlicht hatte, von denen jedoch manche, nachdem der Reiz der Neuheit weggefallen, ohne Schaden für den Ruhm des zu früh verstorbenen heidelberger Historikers diesen zweiten Druck hätten entbehren können. Von selbständigen Werken zur Geschichte Friedrich's des Großen ist hier zunächst der zweite Band von Arnold Schäfer's „Geschichte des Siebenjährigen Krieges“ (Bonn, Marcus, 1870) zu erwähnen, in welchem auf Grund umfassender archivalischer Forschungen und mit Benutzung namentlich der erst in neuester Zeit zugänglich gewordenen Schätze des wieners Staatsarchivs die Geschichte des Preußens Großmachtstellung begründenden Riesenkampfes gegen halb Europa in sorgsamster und genauester Weise, mit gleicher Berücksichtigung sowol der politischen wie der militärischen Seite der Ereignisse, aber auch in ziemlich trockener und ein größeres Publikum wol nicht eben anlockender Form weiter geführt wird. Denselben Gegenstand behandelt in einer kleinen, fast broschürenartig schlanken Schrift der greise Altmeister und Vater der modernen deutschen Geschichtschreibung. „Der Ursprung des Siebenjährigen Krieges“, von Leopold von Ranke (Leipzig, Duncker u. Humblot, 1871),

verdankt, wie der berühmte Verfasser in der Vorrede andeutet, seine Entstehung der Wiederaufnahme und erweiternden Uebersetzung einer frühern Studie über diesen Stoff, zu welcher die gewaltigen, von andern, ferner liegenden Gegenständen abziehenden Ereignisse des letzten Jahres die unmittelbare Anregung gegeben haben. Eigentlich Neues bietet die kleine Schrift in der Hauptsache nicht; aber in der eigenthümlichen, reizvollen Ranke'schen Art werden die wesentlich bekannten Ereignisse doch von neuen Gesichtspunkten aus aufgefaßt, und dadurch oft in ein ganz neues Licht gesetzt und für die Würdigung ihres innern Zusammenhanges und die Beurtheilung der handelnden Persönlichkeiten werthvolle neue Beiträge gewonnen. Die beigelegten „Analekten“ enthalten eine Sammlung interessanter archivalischer Materialien, welche ihres Werthes wegen vollständig mitgetheilt worden sind. In einem andern, weit höhern Sinne als diese ansprechende Studie über die Entstehung des Siebenjährigen Krieges kann auch als ein Gelegenheitswerk bezeichnet werden das hochbedeutende Werk, mit welchem Ranke, dessen staunenswerthe Forschungs- und Schaffenskraft mit dem steigenden Alter stets noch zu wachsen scheint, die bisher mit Vorliebe und fast ausschließlich behandelte Geschichte des 16. und 17. Jahrhunderts verläßt und sich der bisher nur gelegentlich behandelten Geschichte des Revolutionszeitalters zuwendet, um auch hier wieder als Meister einen neuen Grund zu legen und, soweit er die Sache nicht gleich endgültig zum Abschlusse bringt, doch ein für allemal die Bahnen vorzuschreiben, in denen die Forschung weiter gehen muß, wenn sie das gesteckte Ziel wirklich erreichen will. Das aber ist geleistet durch des berühmten Historikers neuestes Werk: „Die deutschen Mächte und der Fürstentbund. Deutsche Geschichte 1780—90“ (Bd. 1, Leipzig, Duncker u. Humblot, 1871). Aus der ältern Zeit des die Geschichte Deutschlands bedingenden und beherrschenden Antagonismus zwischen Preußen und Oesterreich greift Ranke hier denjenigen Abschnitt heraus, welcher uns Preußen zum ersten male mit dem Versuche beschäftigt zeigt, durch eine föderative Einigung der deutschen Fürsten sich gegen das Machtstreben Oesterreichs zu sichern, ein Versuch, durch den es damals entschieden auf den Weg einer die Einigung Deutschlands verfolgenden, einer unionistischen Politik einlenkte. Die Eigenthümlichkeiten Ranke'scher Geschichtsschreibung kommen auch in diesem neuen Werke vollständig zur Geltung. Bekanntlich schreibt Ranke völlig verständlich eigentlich nur für diejenigen, welche mit der von ihm behandelten Sache schon wohl vertraut sind, indem er sich darauf beschränkt, ohne Altbekanntes weiter, als es des Zusammenhanges wegen nothwendig ist, zu berühren, uns das Neue zu geben, das er, sei es nur materiell neu, seien es neue Urtheile und Auffassungen, durch seine Forschungen gewonnen hat. Daher hat die Ranke'sche Art der Darstellung in gewissem Sinne immer etwas Aphoristisches: das ist das charakteristische Kennzeichen auch dieses neuen Werkes, welches zugleich aber auf jeder Seite von neuem Zeugniß gibt für das sinnige Sichversenken in Menschen und Zustände vergangener Zeiten, für die feine und geistvolle Durchdringung der Charaktere und der ganzen geistigen Natur der handelnden, für die Gründlichkeit und Lauterkeit der streng kritischen Forschung, und die scharfsinnige und sichere, von einem weitumfassenden Blick geleitete geniale Combination, alle diejenigen Eigenschaften also, welche die Größe Ranke's als Historiker zumeist ausmachen. Auch wird die Geschichte des Fürstentbundes hier mit Zugrundelegung eines Materials behandelt, das im Vergleich mit dem frühern Bearbeiten dieses Gegenstandes vorliegenden unendlich bereichert und erweitert ist, denn nicht bloß das preussische Staatsarchiv ist im weitesten Umfange benützt worden, sondern auch das braunschweigische und das besonders reiche weimarische sowie die niederländischen Archive haben ihre bisher unbekanntten Schätze beigeleuert. In der knappen und kurzen, aber treffenden und geistvollen Vorrede bestimmt Ranke klar und scharf den Standpunkt, von dem aus er die Geschichte des ereignisreichen Jahrzehnts 1780—90 aufgefaßt und dargestellt hat. Er weist darauf hin, wie das Deutsche Reich damals zwar noch in den altherkömmlichen Formen bestand, aber innerlich schon zersetzt war durch den religiösen Zwiespalt und die in ihm entstandenen großen Autonomien, die in großartiger Gestaltung und eingeborener Kraft einander unüberwindlich gegenüberstehend auch die Verfassung des Reiches von jeher zum Gegenstande ihres Streites gehabt hatten. Während nun die ohnehin schon so lockere Reichsgemeinschaft durch die Machtbestrebungen einzelner Staatsgewalten unaufhörlich durchbrochen und durch die höchste

Autorität repräsentirte, geradezu in ihrer Existenz gefährdet wurde, erwachten doch auch im Gegensatz dazu Tendenzen, welche gerade die Wiederbelebung und Neukräftigung des Reiches erstrebten. Es stand das, wie Ranke richtig hervorhebt, während dieser Gesichtspunkt den frühern Darstellern dieser Periode verschlossen geblieben ist, in dem innigsten Zusammenhange mit der ganzen großen geistigen Bewegung jener Zeit, und inmitten der großen wissenschaftlichen und künstlerischen, civilisatorischen und administrativen Probleme, welche der deutsche Geist zu lösen versuchte, erscheint auch das Vorhaben der Regeneration des Reiches, nicht in rasch gefassten, rasch verfliegenden Idealen, sondern in historischer Realität auf der gegebenen Grundlage, den veränderten Zuständen gemäß. Das ist der Gegenstand des Conflictes, der in den achtziger Jahren des 18. Jahrhunderts entbrannte und der seinen Ursprung mit darin hatte, daß die kräftigste Entwicklung der vormaligen Staaten zusammentraf mit dem Bedürfnis der Erhaltung oder vielmehr der Erneuerung der Reichsverbündung. In Ausführung dieser allgemeinen Auffassung schildert Ranke zunächst in meisterhafter Weise, mit kurzen, kräftigen Strichen, aber fest und erschöpfend die eigenthümliche Gestaltung des Verhältnisses zwischen Oesterreich und Preußen in dem Jahrzehnt von 1769—79 und in wirksamstem Contraste dazu die gänzliche Erlahmung der Reichsregierung und namentlich des Reichstages zu Regensburg, dessen Thätigkeit durch die Intriguen des österreichischen Directorialgesandten schließlich eigentlich völlig zum Stillstand gebracht wurde. Weiterhin tritt dann, in einem vortrefflichen Charakterbilde uns nahe gerückt, Kaiser Joseph II. in den Mittelpunkt der historischen Entwicklung: seine Reformen, sein folgenreiches freundliches Verhältniß zum Papstthum, seine Uebergriffe gegen die Reichsfürsten und deren beginnende Opposition bezeichnen die Hauptfactoren der geschichtlichen Bewegung in Deutschland, welche nach langem Stillstande wiederum in raschem Fluß zu kommen anfang und deren Anregungen auf kirchlichem sowol wie auf nationalem Gebiete auch in der gleichzeitigen Literatur Deutschlands erkennbar werden. Neu und sehr lehrreich ist der von Ranke an der Hand gleichzeitiger Actenstücke geführte Nachweis, wie außer den österreichischen Absichten auf Erwerbung Baierns namentlich die österreichisch-russische Allianz und die aus derselben entspringenden orientalischen Verwickelungen, sowie dann namentlich der Streit Joseph's II. mit Holland über die Scheldeschiffahrt zur Entstehung des Fürstenbundes, in dem das isolirte Preußen einen Rückhalt suchte, entsprechend mitgewirkt haben. Die letzten Abschnitte des Buches beschäftigen sich dann mit der Wendung, welche mit dem Tode Friedrich's II. und dem Regierungsantritte seines Nachfolgers Friedrich Wilhelm II. in dem Verhältnisse Preußens zu Oesterreich sich vorbereitet hat, indem anfangs eine Tendenz zur Ausöhnung der gespannt einander beobachtenden und mehr und mehr verfeindeten Staaten herrschend wird, dann aber in Folge der holländischen Wirren und der erfolgreichen preußischen Einmischung in dieselben vielmehr eine mit völligem Bruche drohende Verschärfung des Gegensatzes erfolgt, die dem schon dem Ersterben nahen Fürstenbunde neues Leben einflößt und innerhalb desselben das Streben nach einer antihabsburgischen Reichsreform mit neuem Nachdrucke zur Geltung kommen läßt. An diesem Punkte, wo die Verwickelung ihre Höhe erreicht und die Krisis unmittelbar bevorsteht, bricht der bisher erschienene erste Band des Ranke'schen Werkes ab, zu dessen baldiger Vollenbung wir dem bei dieser neuen Arbeit so recht aus dem Vollen schöpfenden greisen Meister die ungeschwächte Fortdauer seiner jugendlichen Frische und männlichen Schaffenskraft wünschen.

In einer ganz andern Richtung, die bisher jedoch noch völlig unbeachtet geblieben ist und in welchem bei jedem Schritt vorwärts des Neuen viel gewonnen wird, ist die Politik des großen Königs verfolgt worden in dem Werke des jetzt wieder in seine deutsche Heimat zurückgekehrten, um die Verbindung Deutschlands und Amerikas hochverdienten Friedrich Rapp: „Friedrich der Große und die Vereinigten Staaten von Nordamerika. Mit einem Anhang über die Vereinigten Staaten und das Seekriegsrecht“ (Leipzig, Quandt u. Händel, 1870). Aus diesem wichtigen Buche, das eine werthvolle Bereicherung der Literatur über Friedrich den Großen bildet, gewinnen wir zuerst einen Einblick in die Art, in welcher der große König den Freiheitskampf der nordamerikanischen Colonien Englands und die Bedeutung des neuen transatlantischen Staates auffaßte, und finden den genialen, durch kein Vorurtheil irrezuleitenden Blick Friedrich's, der auch hier wieder durchaus das Richtige trifft, in glänzendster Weise bestätigt. Die klare Erkenntniß der

großen Zukunft, die dem jungen Staatenbunde bevorstand, die richtige Würdigung der hohen Bedeutung, welche derselbe infolge seiner eigenthümlichen Beziehungen zu England auch für die europäischen Angelegenheiten einst haben sollte, und die kluge Erwägung des Gewinnes, den aus einer freundschaftlichen Verbindung mit demselben Preußen in politischer sowol wie in commerzieller Hinsicht ziehen würde, haben die wohlwollende Haltung Friedrich's den Vereinigten Staaten gegenüber bestimmt und damit zugleich der preussischen Politik für spätere Zeiten, namentlich auch für die Gegenwart, den richtigen Weg gezeigt. Der Anhang, der aus dem eigentlich historischen Gebiete auf das des internationalen Rechtes hinübergreift, behandelt einige Fragen des Seerechtes, welche besonders im Hinblick auf die Vorgänge des letzten Krieges von dem allgemeinsten Interesse sind.

Von allen den zahlreichen Werken, die im Laufe des letzten Jahrzehnts über die Geschichte der Französischen Revolution erschienen sind, hat den Rang eines wahrhaft epochemachenden Werkes, welches nach Zerstörung alten Wahns völlig neue Grundlagen gibt, mit volstem Rechte das berühmte Werk Heinrich von Sybel's behauptet. War an demselben nur das Eine auszusagen, daß es sich auf die Zeit von 1789—95 beschränkt, so ist zur großen Freude aller Verehrer dieses hochbedeutenden Werkes und zum Nutzen der Wissenschaft jetzt auch diesem Uebelstande abgeholfen, indem sich Heinrich von Sybel zur Fortsetzung seiner Arbeit bis zum Jahre 1800 entschlossen hat. So wird denn die neuersehene erste Lieferung des vierten Bandes der „Geschichte der Revolutionszeit von 1789—1800“ (so lautet der veränderte Titel) (Düsseldorf, Buddeus, 1871) in den weitesten Kreisen mit Beifall begrüßt werden, und das zwar um so mehr, je zeitgemäßer eine neue kritische Darstellung des darin behandelten Abschnittes gerade angesichts der Ereignisse des letztverfloffenen Jahres ist. Sybel erzählt hier nämlich die Geschichte von der Einsetzung des Directoriums bis in den Beginn des Jahres 1797. Was die allgemeine politische Entwicklung betrifft, so kennt man ja die Meistererschaft Sybel's in ihrer Darlegung; durch seine unfassenden, in den meisten Punkten geradezu erschöpfenden Studien in den Archiven zu London, Paris, Berlin, Wien, Neapel und dem Haag ist er im Stande, die Diplomatie jener Zeit auf allen ihren Schleichwegen zu verfolgen, und weist — darin liegt mit das Hauptverdienst seines Werkes — überzeugend nach, wie es nichts als ein echt französisch ausgeputzter Mythos ist, wenn man von einer Befiegung der Coalition durch Frankreich spricht; er zeigt, daß vielmehr die Rettung Frankreichs ausschließlich der Eifersucht der Mächte und den dieselben in einer ganz andern Richtung abziehenden polnischen Verwickelungen zu danken war. Im Hinblick auf die Geschichte des jetzt, hoffentlich endgültig, zu Grabe getragenen Bonapartismus und des die Grundlage desselben bildenden Napoleonecultus möchten wir noch ein besonderes Verdienst Sybel's darin sehen, daß er auf Grund der von ihm in ihrer Ursprünglichkeit wiederhergestellten Thatsachen den Glorienschein zerstört, mit welchem eine fälschende Bulletin-geschichtschreibung Napoleon Bonaparte's Anfänge und namentlich den Feldzug von 1796 und 1797 umgeben hatte. Wir denken, daß nach dem Erscheinen des Sybel'schen Werkes die Revolutions- und Kaisermythen nicht bloß in Deutschland abgethan sein werden, sondern hoffen, daß selbst in Frankreich jetzt allmählich eine andere Auffassung, als sie bisher gäng und gebe war, zur Herrschaft gelangen wird.

Aus der fast unübersehbaren Masse von Darstellungen der jüngsten Vergangenheit heben wir nur eine hervor, die ihrer ganzen Anlage und Tendenz nach sowie wegen ihrer Gründlichkeit und ihrer ansprechenden Form über alle andern weit hervorragt, nämlich den neuesten Band von Wilhelm Müller's „Politische Geschichte der Gegenwart“, welche das Jahr 1870 behandelt (Berlin, Hunger, 1871); dasselbe vereinigt alle Vorzüge in sich, die wir dem verdienstvollen Werke schon früher nachrühmen konnten, und wird daher dazu beitragen, demselben in immer weitern Kreisen zahlreiche Freunde zu erwerben.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

# Franz Grillparzer.

Ein literarischer Essay

von

Rudolf Gottschall.

Einer der begabtesten dramatischen Dichter Deutschlands aus der Zeitepoche, die zunächst auf Schiller's und Goethe's großartige Schöpfungen folgte, ist gestorben — Franz Grillparzer, der Dichter der „Alnfrau“, „Sappho“ und „Medea“, neben Friedrich Palm der beste Dramatiker Oesterreichs, der aber in den letzten dreißig Jahren gänzlich verstummte, ohne indeß seinen Ruhm zu überleben. Denn das Burgtheater unter Laube's Leitung brachte gerade in den zwei letzten Jahrzehnten Stücke des Dichters wieder zu Ehren, welche vorher auf der Bühne keinen Beifall gewinnen konnten; die stille Gemeinde, welche stets dem alternden Dichter treu geblieben war, wuchs durch eine begeisterte Jugend, und so konnte es kommen, daß der achtzigjährige Geburtstag dem greisen Dichter eine Fülle der Ehren brachte, daß die Festredner und die Zeitungen ihm den Platz neben Schiller und Goethe anwiesen, daß sein Begräbniß eins der glänzendsten wurde, welches je einem deutschen Dichter zutheil geworden ist, vielleicht dasjenige Klopstock's ausgenommen, kurz, daß Oesterreich in ihm nicht nur einen hochbegabten, nicht nur seinen größten, sondern einen wahrhaft großen und unsterblichen Dichter feierte.

Wenn der Enthusiasmus für einen Dichter schon an sich erquicklich ist in einer begeisterungslosen Zeit, welche mehr an die Werthpapiere glaubt als an den Werth irgendwelcher Papiere, auf welche der Genius mit geschriebenen oder gedruckten Lettern bleibende Gedanken gebannt hat, so konnten wir im Deutschen Reiche uns doppelt freuen über diese Dichterfeier, welche das Gefühl der Zusammengehörigkeit der Deutschen in Oesterreich mit den Deutschen im Reiche so feurig bekräftigte und, indem der Kaiser und die höchsten Behörden sich an dieser Feier betheiligten, zugleich bewies, daß das Deutschtum mit seiner idealen Herrlichkeit noch immer als die leitende geistige Macht des vieltaatlichen Kaiserreiches betrachtet wird.

Gleichwol konnten wir ein doppeltes Gefühl von Wehmuth bei der Betrachtung dieser Feier nicht unterdrücken. Einmal gilt es dem Dichter selbst, dem nach langem vergeblichen Streben, einen allgemein anerkannten Lorber zu erringen, und nach jahrelanger Resignation am allerspätsten Lebensabende ein so glanzvoller Ruhmesstern aufging, das andere mal aber seinen Dichtungen, welche in der bengalischen Beleuchtung festrednerischer Ueberschwenglichkeit auf einmal als unvergängliche Meisterwerke erschienen, während ein großer Theil derselben seit langen Jahren im Buchhandel schlummert, ohne neue Auf-

lagen zu erleben, ja selbst durch die Jubelfeier nicht zu neuer eleganter Wiebergeburt erweckt werden konnte, sondern in Sack und Asche, in dem trostlosen Röschpapier der ersten Ausgaben zu trauern fortfuhr.

Vor allem aber mußte der Gegensatz auffallen zwischen der wiener Apotheose des Dichters und der nur sehr bedingten Anerkennung, welche die meisten namhaften deutschen Literaturhistoriker demselben zollen, ein so erstaunliches Misverhältniß, wie es in gleicher Weise kaum in der Literaturgeschichte vorgekommen ist. Das gebildete Norddeutschland, welches seine Kenntnisse neuer Dichtung großentheils dieser Literaturgeschichtsschreibung verdankt, mußte sich erstaunt fragen, ob denn das Volk an der blauen Donau plötzlich einen großen Dichter in seiner Mitte entdeckt habe, weil es denselben brauche, oder was für eine Art von olympischem Rausch über die Wiener gekommen sei, daß sie zu so begeisterter Dichterkrönung zusammenströmten, um einen greisen Poeten zu verherrlichen, der in deutschen Literaturwerken nirgends in erster Linie steht und mit den Schicksalstragödien in Einem Grabe ruht? Wußten doch viele in Norddeutschland nicht, daß der Dichter überhaupt noch lebt, und meinten, daß er mit Müller, Houwald und den andern Schicksalsgenossen in den literargeschichtlichen Kapiteln längst zu den Schatten gegangen sei.

Es liegt hier jedenfalls ein Problem vor, das nicht durch bloße Phrasen gelöst werden kann, weder durch diejenigen der blinden Vergötterung, noch durch die einer vornehm absprechenden Kritik. Eine eingehende Charakteristik des Dichters, die auf der Analyse seiner Werke beruht, kann uns allein über das Verhältniß des Vergänglichen und Bleibenden in denselben aufklären. Wir brauchen dazu nicht auf die Gesamtausgabe des Dichters zu warten, wie einer der unermüdblichsten Herolde des Grillparzer'schen Dichterruhms mit dem Posaunenton seiner dramaturgischen Unfehlbarkeit den bildungsbedürftigen Norddeutschen zurief; wir kennen diese Werke, wenn sie auch nur einzeln vorliegen, vielleicht besser als viele von denen, die mit voller Stimme in den allgemeinen Jubel zu Ehren des Dichters einstimmten. Wie jeder Dichter ist Grillparzer nur zu begreifen im Zusammenhange seiner Entwicklung — das Urtheil über seine Bedeutung wird je nach dem ästhetischen Standpunkte sich schwankend erweisen.

Franz Grillparzer ist ein wiener Kind, nicht so festhaft wie der königsberger Philosoph der reinen Vernunft, der kaum über das Weichbild seiner Vaterstadt hinaus bis Danzig oder Stolpe kam, denn Grillparzer hat Reisen nach Griechenland und Italien gemacht — aber doch zeitlebens in seiner Vaterstadt verweilend. Seine Blütezeit als Dichter fällt in die Zeit des Metternich'schen Systems, dem er als untergeordneter Beamter, wenn auch in unpolitischen Stellungen dienstbar war, in die Zeit jener Restaurationsperiode, welche mit bleierner Schwere auf den Geistern lastete und überall in Deutschland keinen freien dichterischen Aufschwung aufkommen ließ. Wenn die wiener Festredner, welche Grillparzer neben Goethe und Schiller stellen, recht haben, so hat nicht nur Oesterreich einen ebenbürtigen großen Dichter hervorgebracht, sondern auch die Metternich'sche Restaurationsperiode, diese geistig sterilste aller neuern Geschichtsepochen, und zwar einen Dichter, der nicht aus dem Widerspruche gegen sie seine Kraft schöpfte, wie etwa Heinrich Heine, sondern der in einem Winkel dieses schwülen politischen Warmhauses ungestört seine Prachtblüte entfaltete.

Franz Grillparzer wurde am 15. Jan. 1791 in Wien geboren als der Sohn eines geschätzten Advocaten; er erhielt eine sorgfältige Erziehung und Bildung, die ihn von Haus aus für die Carrière seines Vaters bestimmte. Von seinen Jugenderlebnissen ist wenig bekannt geworden; Vorliebe für Theaterspiel scheint zu den Eigenheiten des Kindes gehört zu haben. Auf der wiener Universität studirte er die Rechtswissenschaft, beendigte im Jahre 1811 seine Studien und wurde, nachdem er zwei Jahre lang in einer grüß-

lichen Familie Erzieher gewesen war, 1813 als „Conceptspraktikant“ bei der Hofbibliothek angestellt. In dieser bescheidenen Stellung wurden ihm seine ersten und glänzendsten Lorbern zu theil. Beschäftigt mit dem Studium spanischer Poeten, welche damals am Burgtheater besonders gepflegt wurden, versuchte er eine Nachbildung von Calderon's romantischem Schauspiel „Das Leben ein Traum“ und reichte dieselbe dem damaligen Director des Hoftheaters, Schreyvogel (R. A. West), ein, der selbst gerade mit der Uebersetzung der Calderon'schen Dramen beschäftigt war. West erkannte das Formtalent in dem jungen Concurrenten an, obschon er sich freilich für seine Bearbeitung das Vorrecht der Aufführung wahrte; doch frug er den jungen Poeten, ob er sich nicht selbständig versucht habe? Der schüchterne Dichter bekannte, daß er ein Drama geschrieben, welches aber von seinen Verwandten nur Tadel erfahren habe. „Franz, laß das gut sein, du bist kein Dichter“ — lautete das Verdict der ästhetischen Jury, die aus der Familie Grillparzer und den nächsten Seitenlinien bestand. Schreyvogel wünschte das Stück zu lesen; doch der junge Poet weigerte sich hartnäckig, ein so verfehltes Product wieder hervorzufuchen und ans Licht damit zu treten. Endlich gelang es dem Dramaturgen, das Widerstreben Grillparzer's zu besiegen. Nach der Lektüre des Manuscripts äußerte Schreyvogel: „Junger Freund, wäre ich Ihr Verwandter, so würde ich zu Ihnen gesagt haben: Franz, fahre so fort, denn, bei Gott, du bist ein Dichter!“ Es war dies nicht bloß ein freundliches Urtheil, hervorgegangen aus der Sympathie eines Verwandten, unter dem Stern spanischer Dramatik stehenden Dichterstrebens; Schreyvogel zeigte, wie ernst es ihm mit seinem Lobe gewesen sei, indem er die „Ahnfrau“ an dem Burgtheater 1817 aufführte, von wo sie rasch die Kunde über die meisten deutschen Bühnen machte. Das Jahr darauf, 1818, folgte die „Sappho“. Der junge Dichter stand früh im Zenith seines Ruhmes. Außer seiner Conciptenstelle erhielt er noch die Stellung als Vorleser bei der Kaiserin — eine Auszeichnung, die man einem so rasch erworbenen literarischen Renommée schuldig zu sein glaubte. Doch war diese nur von kurzer Dauer. Im Jahre 1819 machte Grillparzer eine Reise nach Italien und brachte einige Gedichte mit nach Hause, welche der Himmel Hesperiens gezeitigt hatte. Es fand sich unter ihnen das Gedicht „Die Ruinen des Campo Vaccino“, welches in einem der damaligen Musenalmanache zum Abdruck kam. Der dichterische Werth desselben war nur gering; aber es enthielt keiserliche Gedankengänge, und ohne gerade an Schiller's „Götter Griechenlands“ anzuklingen, war doch eine grollende Opposition gegen die römische Kreuzherrschaft in ihm unverkennbar. Damals hielt sich der Romantiker vom Gestade der Ostsee, der bald die Weihe der Kraft, bald die Weihe der Unkraft besang, Zacharias Werner, nachdem er in den Redemptoristenorden getreten war, in Wien auf. Nicht bloß seine glaubensfeste Kirchlichkeit fühlte sich durch Grillparzer's Regereien verletzt; er sah auch in dem jungen Dichter einen glücklichern Nebenbuhler, dessen „Ahnfrau“ die Erfolge seines eigenen Schicksalsstückes: „Der vierundzwanzigste Februar“, sehr in Schatten stellte. Beide Motive wirkten zusammen, um Zacharias Werner zu einer Denunciation jenes Gedichtes zu bestimmen, die nicht ohne Folgen bleiben sollte. Aus den Exemplaren des Almanachs, welche noch der Polizei zugänglich waren, wurde das Gedicht entfernt und Grillparzer seiner Stellung als Vorleser der Kaiserin enthoben. Wie dürfte in nächster Nähe der Monarchin ein Poet geduldet werden, der mit der Metternich'schen Polizei in Conflict gerathen war! Er blieb also wieder bescheidener Copist im Finanzministerium und stieg erst im Jahre 1824 auf der bureaukratischen Leiter eine kleine Stufe höher, indem er zum Hofconciptisten ernannt wurde.

Doch in diesen Bureaustuben befand sich der Dichter nicht wohl; er gab zwar kein Lebenszeichen, daß ihm die Beamten-carrière überhaupt zuwider wäre; aber ihm war eine Stellung willkommener, welche wenigstens zu seiner literarischen Thätigkeit eine verbind-

dende Brücke offen ließ. Er bewarb sich 1831 bei der Hofkammer um die Stelle als Archivdirector, indem er sich darauf berief, daß er durch literarische Arbeiten seinem Vaterlande Ehre gemacht habe und daher wol, wenn jedermann in der Schuld seines Vaterlandes ist, auch dieses letztere als ein wenig in der seinigen betrachten könne. Andere Staaten hätten Akademien, literarische Stellen und Gehalte mancherlei Art als Belohnung literarischer Verdienste; Desterreich habe dergleichen nicht. Die Verbindlichkeit, die anderswo ein einzelnes Institut treffe, falle daher hier dem Allgemeinen zu. Das Archiv sei keine Registratur oder wenigstens nur zur Hälfte eine solche; es verlange ins einzelne gehende historische Kenntnisse, Vertrautheit mit Sprachen, vornehmlich mit der Geschäftssprache des Mittelalters, der lateinischen, und weit mehr die Superiorität des Gelehrten als das Spürtalent des Registraturbeamten.

Durch Decret vom 23. Jan. 1832 wurde Grillparzer auf Grund dieser Eingabe wegen seiner „ausgezeichneten Talente und erprobten, vielseitigen Sprach- und historischen Kenntnisse“ zum Archivdirector mit 1500 Fl. Gehalt und 300 Fl. Quartiergeld ernannt. Hier stand er sechzehn Jahre lang am Pult in einem kleinen Kämmerlein, das etwa 6 Fuß breit und 12 Fuß lang ist, mitten unter den ältesten Acten der Behörde, bis das Archiv 1848 vom Ballplage in der Joannisgasse in den Mariazeller Hof übersiedelte. Hier war Grillparzer noch bis zu seiner Pensionirung 1856 thätig. Der Finanzminister Bruck hob in dem Vortrage an den Kaiser über dieselbe hervor, daß Grillparzer's „literarischer Ruf ein europäischer“ sei und er auf besondere Vergünstigungen Anspruch habe. Diese wurde ihm denn auch bewilligt; er erhielt seinen vollen Gehalt nebst allen Zulagen und wurde durch den Hofrathstitel ausgezeichnet.

Schon sechzehn Jahre vorher, ehe Grillparzer als Beamter pensionirt wurde, hatte er sich selbst als Dichter pensionirt und war seinem Gelübde, bei Lebzeiten kein neues Stück mehr zur Aufführung zu bringen, treu geblieben. Hatte sich der Erfolg seiner spätern Dramen im ganzen schon in absteigender Linie bewegt, so bestimmte der entscheidene Misserfolg, den sein Lustspiel: „Weh dem, der lügt“, 1840 an der Burg erlebte, seinen Entschluß, von jetzt ab ein verschwiegener dramatischer Dichter zu bleiben und seine Dramen nur dem Pulte anzuvertrauen.

Schon seit 1830 regte sich indeß ein neues Leben in der Literatur; die heftigen Debatten der jungdeutschen Sturm- und Drangepoche drängten die Poeten der alten Schule immer mehr in Vergessenheit. Zwar Börne hatte noch Grillparzer warme Anerkennung gespendet; die spätern Stürmer und Dränger, welche moderne Tendenzen in der Literatur vertraten, kümmerten sich nicht um den poetischen Einstiedler der Wiener Altstadt. In nächster Nähe schlug die politische Lyrik Wurzeln und stand in Blüte; Graf Auersperg (Anastasius Grün) hatte die „Spaziergänge eines wiener Poeten“ und den „Schutt“ gedichtet. Grillparzer verhielt sich epigrammatisch ablehnend gegen diese Erfolge; er sprach in seinen Sinnsprüchen dem politischen Lyriker das Talent ab und meinte von Anastasius Grün, daß er wol zu „bildern“, aber nicht zu „bilden“ verstehe. Dagegen betrieb er mit Eifer und Hingabe das Studium der classischen und der romantischen Dichter; er hatte in diesen Fächern eine ausgewählte Bibliothek und war ein eifriger Leser. Aus seinem neuerdings veröffentlichten Epigramm ersteht man, daß ihm auch die Hegel'sche Philosophie nicht fremd war, obwohl sie irgendeinen Einfluß auf seinen Bildungsgang nicht ausgeübt hat.

Sein einförmiges Leben hatte er im Jahre 1843 durch eine Reise nach Griechenland unterbrochen, auf welcher er einige Zeit in Constantinopel und Athen verweilt. Ob der Dichter der „Sappho“ auch von dieser Reise lyrische Blüten mit heimgebracht hat, darüber wird uns erst sein Nachlaß belehren. Veröffentlicht hat er sie keineswegs,

geniß aus gerechten Bedenken, ob nicht Träumereien auf der Akropolis vielleicht das Los der Dichterträume unter den Ruinen des Campo Vaccino theilen würden.

Der Misanthrop eines Dichters, dessen Erfolge sich in absteigender Linie bewegen, dem gegenüber die Zeit stets neue Dichterkünige auf den Schild erhebt, während die Literaturgeschichten ihn selbst gewissermaßen unter das alte Eisen werfen, ist leicht zu begreifen; fast zwei Jahrzehnte hindurch gehörte Grillparzer zu den Halbvergessenen, erst dem alternden Mann trugen die Schöpfungen der Jugend Früchte. Im Jahre 1847 wurde er in die Akademie der Wissenschaften aufgenommen, im Jahre 1859 ernannte ihn die leipziger Universität, bei Gelegenheit des großen deutschen Schiller-Festes, zum Ehrendoctor der Philosophie und begleitete das Diplom mit dem Wunsche, „die Nachwelt möge ihn gerechter werden als seine Zeitgenossen“; im Jahre 1861 wurde er zum Mitgliede des östereichischen Herrenhauses ernannt.

Sein stilles zurückgezogenes Leben, seine resignirte Haltung blieb trotz aller dieser Auszeichnungen unverändert. Gab doch die gleiche Resignation auch andern Lebensverhältnissen des Dichters ihr Gepräge. Einer Jugendliebe zu einem wiener Mädchen, welche damals nicht zur Heirath zu führen vermochte, blieb er bis zum Tode treu — durch allen Wechsel des Lebens folgte ihm die unwandelbare Freundschaft zu Katharina Fröhlich, der er in seinem „König Ottokar“ einen poetischen Denkstein setzte und in deren Armen der greise Dichter starb. Gleichwol vermochten solche herzlichen Freundschaftsverhältnisse nicht, die Ehe und die Familie zu ersetzen, mit ihren frischen, zukunftsvollen Beziehungen — eine hypochondrische Vereinsamung blieb doch immer des Dichters Erbtheil, und wenn man seinem Lebensabend mit dem Lebensabend Goethe's vergleicht, mit der unendlichen Regsamkeit eines bedeutenden Kopfes, dem Natur und Kunst stets neue Probleme bieten, der für gleichstrebende Zeitgenossen eine Fülle von Anregungen gibt, selbst wieder angeregt von allen wissenschaftlichen und ästhetischen Tendenzen europäischer Bildung, so kam man in der Isolation des alternden Grillparzer, trotz einzelner scharfer, den Zeitereignissen gewidmeten Epigramme, nicht entfernt jene Aufgeschlossenheit freien Weltstnns und geistiger Größe finden, sondern nur ein zugeknöpftes einsiedlerisches Brüten, das sich in den Träumen einzelner Lieblingsdichter wiegte, den classischen Formenadel studirte, aber dem Geiste des Jahrhunderts wildfremd gegenüberstand. Dem bureaukratischen Stilleben entsprach die häusliche Idylle des alternden Junggesellen. Wer die vier Treppen zu ihm heraufgestiegen war, der fand ihn in seinem schlichten Arbeitszimmer hinter dem Pult sitzen, unter Blumen und Büchern; ein Pianoforte mit aufgeschlagenen Noten zeugte von der Vorliebe des Dichters für die Schwesterkunst, die Musik. So mitten im Treiben der Großstadt, deren erwachendes Leben er am offenen Fenster zu belauschen pflegte, im Verkehr mit seiner Freundin und deren Familie, mit seinen Büchern und Gedanken, in letzter Zeit durch Schwerhörigkeit am Besuch des Theaters verhindert, aber über Gang und Erfolge der Burgtheaterleitung, über neu auftretende Künstler und neu aufgeführte Dramen stets durch Besuche aus jenen Kreisen orientirt, brachte der Dichter die Tage seines Alters dahin, nicht ohne fortwährende Berührung mit der Welt, aber mit einer Theilnahme, die sich am besten als eine „epigrammatische“ charakterisiren läßt. Durchreisende Fremde, die den Dichter kennen lernen wollten, brachten etwas freiere Weltluft in sein stilles Zimmer, die Pietät der jüngern Geschlechter gegen den alten Maestro wuchs von Jahr zu Jahr und mit Freuden beieferten sich die jüngern wiener Schriftsteller, Vertreter und Fremde der Kunst und Literatur bei Grillparzer einzuführen, der stets in seiner hochgelegenen Klausur für solche Besuche zugänglich war. Es mochten übrigens Jahrzehnte verflossen sein, wo die Weltflut den großen Fremdenverkehr an der unbeachteten Einsiedelei vorüberpülte; denn lange Zeit hindurch gehörte Grillparzer zu den Verschollenen. Erst im höhern Alter wurde der Palimpsest des Grillparzer'schen Ruhmes

von den Ueberkrigelungen durch eine gänzlich verschiedene Zeitrichtung wieder in seiner urschriftlichen Bedeutung hergestellt.

Grillparzer's Persönlichkeit hatte auf den ersten Blick etwas Unscheinbares; man glaubte einen österreichischen Beamten von subalternen Bedeutung hinter seinem Pulte sitzen zu sehen. Seine Züge hatten keinen freien Schwung, eher etwas Gedrücktes und Verdrossenes. Doch wenn der Dichter in ihm durch anregendes Gespräch geweckt wurde, dann löste sich die incrustirte bureaukratische Schale von ihm ab; seine Augen hatten ein mildes und seelenvolles Leuchten, um die Lippen, welche ein wenig den habsburgischen Schnitt hatten, schwebte ein feines, satiristisches Lächeln; die geistige Bedeutung trat zu Tage, und der Mann, der auf der Straße gebückt und unbeachtet sich im Gedränge verlor, zeigte auf einmal den tiefen Kern seines Wesens, durch den er sich von der Menge unterschied.

Grillparzer's Dramen waren zwar niemals von der Bühne des Burgtheaters verschwunden, doch seit Schreyvogel's Abgang von derselben sehr vernachlässigt worden. Als Laube die Direction übernommen hatte, fühlte er als Anhänger der modernen Schule und norddeutscher Schriftsteller das Bedürfnis, sich an irgendeine vaterländische Größe anzulehnen und mit ihr zugleich im österreichischen Boden Wurzel zu schlagen. Obgleich die starke lyrische Ader Grillparzer's und seine ganze an die Antike gemahnende Darstellungsweise der Laube'schen Richtung und Dichtweise durchaus heterogen waren, so daß ihm andere Dichter von jenem Gepräge nur antipathisch sein konnten, so hatte er doch immer eine gewisse Vorliebe für Grillparzer, dessen „Herbe Frische“ ihn anzog, und seitdem er nach eigener Ansicht durch die erfolgreiche Wiederaufführung von „Des Meeres und der Liebe Wellen“, einem früher nach vier Aufführungen beiseitegelegten Stücke, den Dramatiker Grillparzer für Wien neu entdeckt hatte, rechnete er ihn gleichsam zu seinen eigenen Verdiensten und war unermüdblich in der Verherrlichung des Dichters. Ohne Frage ist es dem Burgtheater allein zu verdanken, daß die im Buchhandel großentheils schlummernden Werke des Dichters dem heranwachsenden Geschlecht nicht fremd blieben und daß die von Jahr zu Jahr wachsende Verehrung eines Poeten, den man als österreichischen Nationaldichter zu feiern begann, obschon es bekanntlich eine österreichische Nation nicht gibt, in einem so großartigen Dichterfeste gipfeln konnte, wie es am 15. Jan. 1871 am achtzigjährigen Geburtstag des Dichters in Wien gefeiert wurde. Der Name Grillparzer's war zum Schibboleth geworden für eine ebenso politische wie literarische Bewegung, und in dem Strom derselben flutete alles mit, was an eine Zukunft Deutsch-Oesterreichs oder vielmehr des durch Deutsche geleiteten Oesterreichs glaubte, gleichviel ob es für Grillparzer's Muse begeistert war, ob es seine Schöpfungen kannte oder nicht. Den Deutschen im losgetrennten neuen Reiche sollte diese Dichterfeier sagen: „Seht, wir gehören zu euch; auch in Oesterreich feiert der deutsche Genius seine Triumphe, und habt ihr euren Schiller und Goethe, so haben wir unsern Grillparzer!“ Den andern Völkern des polyglotten Kaiserreiches, den transleithanischen wie den Polen und Tschechen sollte dies Dichterfest zurufen: „Seht, der Kern dieses Oesterreichs ist der deutsche Geist! Und welche herrliche Blüten treibt er hier, zu welcher prächtigen Krone gipfelt er empor! Habt ihr einen ähnlichen Genius aufzuweisen? Dieser deutsche Geist ist zur Führung berufen und der geborene Herr über das Conglomerat von Völkern, das unter Habsburgs Scepter sich vereinigt!“ Und wir im Reiche konnten gewiß diese politisch-nationale Demonstration nur mit Freuden und mit voller Sympathie begrüßen. Ist uns doch der prächtige Kern dieses deutsch-österreichischen Volkes, welches seit alten Zeiten uns so viele begabte Dichter geschenkt hat, stets vertraut gewesen, können wir doch nur wünschen, daß der deutsche Geist in Oesterreich die Vormacht bleibt und die Führung behält in dem Kaiserreiche, und sich nicht durch Theorien irreleiten läßt, welche den

Schwerpunkt oder die Schwerpunkte in andere Nationalitäten verlegen, sowenig wir dagegen wünschen konnten, daß Oesterreich solche Führung in Deutschland behält, weil die Interessen des österreichischen Kaiserstaates durchaus nicht mit denen Deutschlands zusammenfallen.

Gleichwol hatte dieses großartige Dichterfest des 15. Jan. auch seine zum Nachdenken herausfordernden und wehmüthig stimmenden Seiten, und wir meinen, daß es den Dichter selbst am meisten befremdet hat, der, ein gebrechlicher Greis, dem Anstürmen einer Bewunderung standzuhalten hatte, welche seinem jugendlichen Schaffen den höchsten Aufschwung verliehen haben würde. Jetzt, diesem verspäteten Lorber gegenüber, den ihm zu überreichen sich alle gesellschaftlichen Kreise und auch die Massen des Volkes in Bewegung setzten, mußte der am Rande des Grabes stehende Dichter nicht doppelt an die Vergänglichkeit aller irdischen Dinge, auch des poetischen Ruhmes gemahnt werden, an die Launenhaftigkeit der öffentlichen Meinung, welche heute einen Dichter auf den Schild hebt, morgen ihn der Vergessenheit preisgibt und mit dem kritischen Ostracismus belegt, um ihn übermorgen in bengalischer Apotheose den Unsterblichen anzureihen. Mußte er sich nicht sagen: „Wie viele von denen, die sich hier mit Enthusiasmus um dich drängen, kennen nur wenig von dir außer deinem Namen, und wenn jeder nur ein Exemplar deiner Dramen kaufte, so würde eines Dichters echtes Jubelfest, der wahre Beweis seiner Popularität, die neue Auflage, auch für die verschollenen Kinder deiner Muse, vom «Goldenen Blies» ab bis zu dem verhängnißvollen «Weh dem, der lügt», gefeiert werden.“

Wir glauben nicht, daß die österreichische Culturgeschichte in ihren Annalen einen zweiten ähnlichen Festtag zu Ehren eines Dichters aufzuweisen hat, wie der 15. Jan. 1871 war. Da drängten sich bei dem Einsiedler im vierten Stock Gratulationen und Deputationen jeder Art vom Generaladjutanten des Kaisers ab, welcher dem Dichter einen hohen Orden und eine ansehnliche Dichterpension verlieh, von den vornehmsten Damen der österreichischen Aristokratie, die unter Vortritt von Iduna Laube dem Dichter eine bedeutende Summe für eine Grillparzer-Stiftung verehrten, von dem Oberbürgermeister und den städtischen Behörden, den Professoren der Universität, der Akademie bis zur begeisterten akademischen Jugend, deren Huldigungen gewiß den greisen Dichter mit am willkommensten waren, weil sie ihm die Brücke in die Zukunft bauten. Im großen Concertsaale des Neuen Musikvereins fand vor einem Publikum von 3000 Personen die eigentliche musikalisch-declamatorische Festfeier statt, bei welcher Heinrich Laube die Festrede hielt. Leider war der Standpunkt des Festredners ein sehr unglücklich gewählter, mochte man dies auch im Kaufsche der Begeisterung übersehen, welche den Redner gleichzeitig wie seine Zuhörer beseele. Laube feierte in Grillparzer den „specifisch österreichischen“ Dichter und stellte ihn neben den „Schwaben“ Schiller und den Franken „Goethe“ als dritten im Bunde hin. Abgesehen von dieser gänzlich unmotivirten Ueberschwenglichkeit ist das Hervorheben des landschaftlichen Beigeschmacks keine Steigerung des anerkennenden Kunsturtheils; alles „Specifische“ gibt nur einen trüben Beisatz zur reinen Kunst. Oder wird jemand behaupten wollen, Schiller sei deshalb doppelt groß, weil er ein specifischer Schwabe, Goethe deshalb, weil er ein specifischer Franke gewesen sei? Wer wird bei großen nationalen Dichtern die landschaftliche Eigenart in den Vordergrund stellen, die höchstens als ein leise hereinspielendes, aber geläutertes Element dem dichterischen Schaffen eine beiläufige Färbung gibt?

Mit der Grillparzer-Stiftung, über welche dem Dichter zum Theil selbst die freie Verfügung blieb, ist die Ertheilung eines Preises verbunden, bei welchem ähnliche Bedingungen wie diejenigen des berliner Schiller-Preises gelten. So erscheint eine förder-

liche Pflege dramatischer Kunst und Literatur an den Ehrentag des greisen Dichterveteranen geknüpft.

Nicht viel mehr als ein Jahr war nach dem glänzenden Dichterjubiläum Grillparzer's vergangen, als den Festrednern sich abermals eine Veranlassung zur Verherrlichung des Dichters bot — aber eine traurige; am 21. Jan. war er plötzlich verstorben, in den Armen seiner Katharina Fröhlich. Er hatte sich an dem Tage schwächer gefühlt als sonst, und auch sein Vergnügen, das erwachende Leben der Stadt zu belauschen, wie es sich am frühen Morgen aus den Armen des Schlummers windet, mußte er halb aufgeben. Seine Kräfte ließen nach, es war ein sanfter Tod aus Altersschwäche, welcher des Dichters Erdenwallen abschloß. Und großartig war das Begräbniß. Das Herrenhaus, die Ministerien, die Universtität, die Akademie, die Stadt waren in ihren Spitzen und zum Theil in ihren Körperschaften vertreten; der Kaiser selbst durch seinen Generaladjutanten; die Studentenschaft, die Masse des Volkes fehlte nicht — es war ein zweites, aber schwarzumflortes Dichterfest, das mit seinen Trauerfahnen durch die Straßen Wiens zog. Am Grabe sprachen Dingelstedt und Laube mit Wärme und Schwung; es war das Deutschthum Oesterreichs, dies oft genug bedrohte Deutschthum, welches in dem Dichter eine geistige Stütze verloren hatte, welches diesen Verlust als unerseßlich betrauerte.

Wir aber wollen es den Deutsch-Oesterreichern zur hohen Ehre anrechnen, daß sie in heutiger Zeit, wo die Poesie in Norddeutschland nur der *ecclesia pressa* des geistigen Strebens angehört, mit solcher Begeisterung, die an das hellenische Weltalter erinnert, ihre Dichter feiern, daß der Staat und die höchste Staatsgewalt ihre Bedeutung anerkennen, daß alle Kreise der Gesellschaft sich an solcher Feier theilnehmen. Und mag die Mode des Tages noch so sehr dazu mitgewirkt haben, auch der flachen Gleichgültigkeit oder einem nur mit Phrasen und Namen großthuenden Literaturinteresse solchen Antheil aufzunöthigen — auch diese „Mode“ ist nicht zu unterschätzen; sie übt einen moralischen Zwang, und es ist immer erfreulich, wenn auch einmal die Dichter „Mode“ sind.

Es bleibt uns nun übrig, den Dichter Grillparzer selbst zu charakterisiren, eine Aufgabe, die mit einer oraison funèbre nicht zusammenfällt, aber zwischen den enthusiastischen wiener Festreden und den Urtheilen deutscher Literaturgeschichte, die zum Theil geringschätzig lauten, irgendeine Vermittelung suchen muß. Die Klust ist zu groß, um nicht eine Brücke nöthig erscheinen zu lassen. Daß Laube Grillparzer als dritten im Bunde neben Schiller und Goethe stellt, haben wir gesehen. Gerbinus dagegen widmet demselben in seiner Literaturgeschichte nur wenige beiläufige Zeilen, wie sie kaum für einen Dichter zweiten Ranges genügend waren. Da aber Gerbinus die Quelle für die meisten Literaturgeschichten für Schule und Haus ist, so findet man in diesen überall, auch bei Vilmar, und in den neuesten, nach dem Grillparzer-Cultus erschienenen, wie derjenigen von Schwarz, Grillparzer selbst ohne ein epitheton ornans, nur als Vertreter der Schicksalstragödie neben Müllner, Houwald u. s. w. und von seinen Stücken nur die „Ahnfrau“ angeführt, obgleich mit größerem Rechte wol die „Sappho“ als sein Hauptwerk hervorgehoben werden mußte. Wolfgang Menzel, der sonst selbständiger in seinen Urtheilen ist, urtheilt sehr ungünstig über Grillparzer; er sagt von ihm: „Er wagte sich an antike Stoffe, «Sappho», «Medea», «Hero und Leander», aber ohne Geist mit sentimentaler Phrasologie, wie auch seine Oper «Melusine». Auch sein «Dottolar» ist nur eine Ovation für die habsburgische Dynastie, sein «Der Traum ein Leben» nur Nachahmung eines französischen Stückes. «Der treue Diener seines Herrn» ist die Misshandlung eines edeln historischen Stoffes.“ Julian Schmidt sagt: „Der talentvollste dieser Dichter (der Dramatiker zwischen 1820—30), Grillparzer in Wien, hatte sich der gräcifirenden Richtung hingegeben, er schildert in «Sappho», «Medea», «Hero» stolze

Weiber, die daran untergehen, daß die Höhe ihres Gemüthes mit den Voraussetzungen der Weiblichkeit in Widerspruch steht, etwas Corinna und Penthesilea. Die Sprache ist edel und gedankenreich, man athmet dichterische Luft, aber es fehlt der belebende dramatische Zug. . . . Alle diese Dichtungen (Grillparzer's, Houwald's, Zimmermann's u. a. Dramen) wären völlig vergessen, wenn man nicht durch Börne's anmuthiges Geplauder noch zuweilen daran erinnert würde. Für diese poetischen Stilübungen reicht sein kritischer Naturalismus vollständig aus." Grillparzer erscheint also diesem Literaturhistoriker, trotz seines Talents, nur als Verfasser vergessener Stücke und poetischer Stilübungen. Welch ein Sprung von diesem Urtheil bis in die Walhalla, in welche die österreichische Kritik ihren großen Dichter versetzt! Während Koberstein in seinem „Grundriß“ Grillparzer's gar nicht Erwähnung thut, widmet ihm Öbbecke in dem seinigen eine eingehende und liebevolle Charakteristik, und auch wir haben in unserer „Nationalliteratur des 19. Jahrhunderts“ (3. Aufl., Bd. 1—3, 1871—72), den Dichter und seine Dramen eingehend analysirt und seine Vorzüge mit Wärme hervorgehoben.

Laut und stürmisch verlangt die wiener Kritik, voran Laube mit der dröhnenden Tuba, mit der er sich zugleich als den Wiederentdecker Grillparzer's feiert, daß die Aeten der deutschen Nationalliteratur revidirt werden müßten. Dies ist gewiß in vieler Hinsicht nöthig; denn manche Urtheile erben sich in den Literaturgeschichten, welche gerade den Dichtern der Neuzeit gegenüber die selbständige Forschung verschmähen und sich an ihre Vornänner anlehnen, als eine ewige Krankheit fort. Das Maß dieser Revision können wir aber nicht bei der Maßlosigkeit der überschwenglichen wiener Festredner suchen; eine Literaturgeschichte, welche Grillparzer, wie Laube verlangt, neben Schiller und Goethe stellen wollte, würde in ganz Deutschland nur mit Achselzucken begrüßt, ja sie wird überhaupt nie geschrieben werden; wohl aber verdient im ganzen das schöne Talent des Dichters auch in Deutschland eine vollere Anerkennung, als es bisher gefunden hat.

Grillparzer's „Ahnfrau“ (1816), ein Jugendwerk, aus zwei Erzählungen zusammengestellt, das Werk eines fünfundzwanzigjährigen Dichters, in demselben Jahre erschienen wie Müllner's „Schuld“, aber später als dessen „Neunundzwanzigster“ und der „Vierundzwanzigste Februar“ Zacharias Werner's, hatte sowol am wiener Burgtheater als an den andern norddeutschen Bühnen einen durchgreifenden Erfolg, und es ist wol erklärlich, daß die deutsche Kritik sich an das erfolgreichste Stück des Dichters hielt, und seinen Namen stets mit demselben in Zusammenhang brachte; denn während mehrere Dramen Grillparzer's, namentlich die historischen, nie ihren Weg nach Deutschland gefunden haben, ist die „Ahnfrau“ sogar bis in die neueste Zeit hinein auf deutschen Bühnen heimisch, obwol der geläuterte moderne Geschmack es unbegreiflich finden muß, wie gerade diesem Stücke ein so großer Erfolg zutheil werden konnte. Obgleich viel später erschienen als Schiller's und Goethe's oder gar Lessing's Dramen, ist die „Ahnfrau“ doch schon veraltet, während jene in unvergänglicher Frische fortleben. Das Stück trägt die Signatur seiner Epoche und ist eine merkwürdige Mißgeburt von Leihbibliothekenromantik, von mißverstandener antiker Schicksalsidee, oder, wenn man dies nicht gelten lassen will, von altjüdischer Racheerbbschaft und spanischer calderonistrender Dichtweise. Als Talentprobe eines jungen Dichters verdiente es immerhin Beachtung wegen der dichterischen Schönheiten des Ausdrucks und einzelner dramatisch ergreifender Situationen; aber das Stück noch heutigentags als Dichtung und zwar seines Grundgedankens wegen halten und retten zu wollen, das ist wol ein vergebliches und sophistisches Bemühen, wenn auch ein Philosoph wie Zimmermann und ein Dramaturg wie Laube sich in demselben begegnen.

Sehen wir uns mit vorurtheilsfreiem Blicke die Handlung und ihre Voraussetzungen näher an. In dem Hause Borotin hat sich ein schreckliches Ereigniß zugetragen, dessen

Folge das spukhafte Umherwandeln der getödteten Ahnfrau ist. Der Castellan Günther erzählt dasselbe der Tochter des Hauses, Bertha:

In die Ahnfrau Eures Hauses,  
 Jung und blühend noch an Jahren,  
 Bertha so wie Ihr geheissen,  
 Schön und reizend so wie Ihr,  
 Von der Aeltern Hand gezwungen  
 Zu verhaßter Ehe Bund,  
 Sie vergaß ob neuen Pflichten  
 Langgehegter Liebe nicht.  
 In den Armen ihres Buhlen  
 Ueberfiel sie der Gemahl,  
 Dürstend seine Schmach zu rächen,  
 Straft' er selber das Verbrechen,  
 Stieß ins Herz ihr seinen Stahl,  
 Sener Stahl, den in der Scheide  
 Man dort aufgehangen hat,  
 Zum Gedächtniß ihrer Sünde,  
 Zum Gedächtniß seiner That.  
 Ruhe ward ihr nicht vergönnt,  
 Wandeln muß sie ohne Raht,  
 Bis das Haus ist ausgestorben,  
 Dessen Mutter sie gewesen,  
 Bis weit auf der Erde hin  
 Sich kein einz'ger Zweig mehr findet  
 Von dem Stamm, den sie gegründet,  
 Von dem Stamm der Borotin.

Wie dies Geschlecht der Borotin zu Grunde geht, das ist eben der Inhalt des Trauerspiels, dessen Veröhnung nur darin besteht, daß die ruhelose Ahnfrau nach Hause gehen kann und endlich zur Ruhe kommt. Um das Schloß des Grafen Borotin schweifen Räuber; einer derselben, Jaromir, hat die Tochter des Hauses, die im Walde spazieren ging, vor dem Angriffe zweier Genossen geschirmt und damit ihre Liebe gewonnen. Verfolgt von den Soldaten, flüchtet er in das Schloß, wo er die Geliebte wiederfindet und sich für einen verarmten Edelmann ausgibt; dem Lebensretter wird die Hand der Tochter zugesagt. Doch es kann nicht verborgen bleiben, daß er der Hauptmann der Räuber ist. Der Graf zieht mit den Soldaten gegen die Räuber; Jaromir, der den Seinen zu Hülfe eilt, tödtet ihn im Dunkeln. Das Geschick des Hauses Borotin beginnt sich zu erfüllen. Durch die Aussagen eines der Räuber ergibt es sich, daß Jaromir, in der Kindheit geraubt, der Sohn des Grafen, ein Sproß des unglücklichen Hauses ist. Der Vatermörder macht sich außerdem, ohne es zu wissen, einer incestuosen Liebe zu seiner Schwester schuldig. Bertha vergiftet sich; Jaromir stirbt in der Umarmung der Ahnfrau — und diese geht nach Hause.

Das ist der Inhalt des Stückes — und schon nach der schlichten Wiedergabe desselben wird es niemand zweifelhaft sein, daß wir hier eine Schicksalstragödie vor uns haben, in welcher das antike Fatum aus einem Räuber- und Gespensterroman in romantischer Verkleidung auftaucht. Um so auffallender sind die Proteste, welche Grillparzer selbst und seine neuesten Vergötterter gegen diese Auffassung erheben. Grillparzer sagt in der Einleitung zu dem Stücke: „Wenn der Beifall, den dieses Trauerspiel in der Ausführung fand, die Erwartungen des Verfassers weit übertraf: so ist er dagegen von den seltsamen Mißverständnissen nicht minder überrascht, welche über die moralische Tendenz seines Stückes hin und wieder entstanden und von literarischen Zwischenträgern mit unermüdblicher Geschäftigkeit verbreitet worden sind. Der Verfasser hofft, daß diese Miß-

verständnisse von selbst verschwinden werden, wenn man sich die Mühe nehmen will, sein Stück zu lesen. Seines Wissens findet sich keine Spur darin von dem abgeschmackten Irrglauben, den man ihm hat andichten lassen. Es ist ihm nicht in den Sinn gekommen, Verbrecher durch Verbrechen entschuldigen zu lassen und in der Verletzung von Schuld und unglücklichen Ereignissen, welche den Inhalt seines Trauerspieles ausmacht, ein neues System des Fatalismus darzustellen. Shakspeare und Calderon haben den abergläubigen Wahn finsterner Zeiten mit ungleich größerer Kühnheit zu poetischen Zwecken benutzt, als es in der „Ahnfrau“ geschehen ist, ohne daß man sie deshalb verletzert hätte. Das Schicksal spielt in der „Andacht zum Kreuz“ und in dem „Fegfeuer des heiligen Patric“ (beide von dem angeblich christlichsten aller Dichter) eine weit mehr heidnische Rolle als in dem gegenwärtigen Stücke, worin eine Sünderin ihre geheime Unthat durch den quälenden Anblick der Schuld und der Leiden abbüßt, die sie zum Theil selbst über ihre Nachkommen brachte; eine Vorstellungsart, welche dem jüdischen und christlichen Lehrbegriffe eben nicht widerspricht. Der verstärkte Antrieb zum Bösen, der in dem angeerbten Blute liegen kann, hebt die Willensfreiheit und die moralische Zurechnung nicht auf. Die Sophisterei der Leidenschaften, welche der Verfasser seinen tragischen Personen in den Mund legt, ist nicht sein Glaubensbekenntniß, so wenig als die zufällige Wahl eines märchenhaften Stoffes einen Beweis gegen die Orthodoxie seiner Kunstansichten abgibt. Der Verfasser kennt die Schule nicht, zu der man ihn zu zählen beliebt, und er weiß nicht, mit welchem Rechte man einen Schriftsteller, der ohne Annäherung und ohne Zusammenhang mit irgendeiner Partei zum ersten male im Publikum auftritt, Ungereimtheiten zur Last legt, die von andern, sei es auch zu seinem Lobe gesagt werden mögen.“ Diese oratio pro domo fand damals durchaus kein Echo; wohl aber wurde sie in neuester Zeit von praktischen und philosophischen Dramaturgen als berechtigt anerkannt. Laube protestirt gegen den „ländläufigen Vorwurf“ der Schicksalstragödie, welcher „Die Ahnfrau“ wie ein Heuschreckenschwärm begleitet habe. „Die Schicksalsidee“, durch Werner's „Vierundzwanzigsten Februar“ und durch Müller's kurz vorher erschienene „Schuld“ in die ästhetische Debatte gebracht, war ein zu bequemes Thema für weise scheltende Kritik, als daß man draußen im Reiche von der Ablehnung des jungen Dichters Notiz genommen hätte. Er war hiermit einmal klassificirt, und die Klassennummer ist ihm angeheftet geblieben, obschon seine dramatischen Dichtungen gar nicht paßten in die Nummernklasse. Es fällt Laube natürlich nicht ein zu untersuchen, ob die Ablehnung des jungen Dichters denn auch begründet war oder nicht. Der Dichter hat gesprochen, und die Kritik hat unrecht — das sind dergleichen Unfehlbarkeitschlüsse, welche des Beweises nicht bedürfen. Desto eingehender hat neuerdings ein Herbart'scher Philosoph, Robert Zimmermann in Wien, nachzuweisen gesucht, daß der Vorwurf, „Die Ahnfrau“ sei eine Schicksalstragödie, jedes Grundes entbehre, und eine nachträgliche Ehrenrettung des Stückes von einem Standpunkte aus versucht, den wir doch nur als den philosophischer Sophistik bezeichnen können. In dem zweiten Bande seiner „Studien und Kritiken zur Philosophie und Aesthetik“ (2 Bde., 1870) bringt er einen Aufsatz: „Zur Geschichte des Dramas in Oesterreich. Von Axyrenhoff bis Grillparzer“, in welchem der letztere zu den österreichischen Nationaldichtern gerechnet wird, welche „im Geiste der gesammtenstaatlichen Regierung ein nationales Drama und ein nationales Theater zu schaffen versuchten, um mittels derselben ein nationales österreichisches Bewußtsein zu erwecken“. Dieser Satz ist uns trotz wiederholten Lesens unklar geblieben, weil uns eine österreichische Nation unbekannt ist. Die österreichischen Dichter sind doch immer deutsche Dichter, und wir hegen gerechte Zweifel, daß Grillparzer mit seiner „Ahnfrau“ u. s. f. ein österreichisch-nationales Drama zu schaffen versuchte. Er dichtete ganz im Geiste der damals herrschenden deutschen Dramatik, und wenn wir von „König Ottokar's

Glück und Ende“ absehen, hat Grillparzer keinen österreichisch-patriotischen Stoff dramatisch behandelt. Das specifisch „Österreichische“ ist eine der unglücklichsten Lösungen, welche die neueste wiener Dramaturgie erfunden hat. Zimmermann, welcher Grillparzer den „Schiller Österreichs“ nennt, schreibt nun auch eine Apotheose von dessen „Ahnfrau“; er spricht von einer kühnen und ethischen „Vergeltungsidee“ in der „Ahnfrau“ und will das echt Schiller'sche Nemesisprincip, das in ihr wie in der „Braut von Messina“ herrscht, nicht mit dem albernen Müllner'schen Fatum verwechselt sehen.

„Beide Dichter (Schiller und Grillparzer) haben im Gegentheil es sich angelegen sein lassen, der eine den Fall des Messineser, der andere den des Borotiner Hauses durch die «Greuelthaten ohne Namen», welche dieselben beherbergen, so streng als möglich zu begründen. Diese Verbrechen wirken ungesehen fort, weil im Leibeserben des Verbrechers dieser selbst fortbesteht, weil, obgleich scheinbar (!) eine andere Person, die organische Anlage des Handelnden noch immer die des ursprünglichen Uebelthäters ist, weil in Don César das physische und moralische Naturell des alten Fürsten, im Räuber Jaromir das sündenvergiftete und sündengebürende Blut der Ahnenmutter sich erhalten hat. Die Schuld des Ahnen rechtfertigt dessen Strafe ethisch, die Identität des in Vor- und Nachfahren fließenden Lebensstromes die Bestrafung des erstern im letzten weniger psychologisch als vielmehr physiologisch.“ Weiterhin wird auch das Erscheinen der Ahnfrau als eines Gespenstes als dramatische Kunstthat gerechtfertigt: „Wenn es die Aufgabe der Philosophie ist, durch den Gedanken, der Kunst dagegen, durch die Sinne, der dramatischen insbesondere, durch sichtbare Gegenwart auf das Auge zu wirken, so ist in diesem Punkte Schiller vielleicht philosophischer, Grillparzer ohne Zweifel dramatischer verfahren. Schiller, der Kantianer, schloß das Intelligible, da es die Sichtbarkeit ausschließt, auch von der Bühne aus; Grillparzer nimmt keinen Anstand, wo die dramatische Wirkung es zu verlangen scheint, dem Beispiele Shakespeares folgend, das Intelligible seinem Begriffe zuwider sichtbar darzustellen. Wie er in richtiger Erkenntniß dessen, was die dramatische Handlung verlangt, seinem Princip zum Trotz die Willensfreiheit zu retten, den unwiderstehlichen in einen bloß verstärkten «Anreiz zum Bösen» zu verwandeln sich bemüht, so nimmt er hier, um Vergangenes, wie es die Form des Dramas verlangt, als gegenwärtig darzustellen, lieber zur Geistererscheinung, für die es als Intelligibles keine Zeitschranke gibt, seine Zuflucht.“

Es ist ein eigenthümliches Zeichen, daß, wo ein Dichterruhm plötzlich zu allgemeiner Anerkennung gelangt, die Apotheosen und Unfehlbarkeitserkklärungen nicht auf sich warten lassen. So ergeht es auch Grillparzer, wie diese unglückliche Ehrenrettung der „Ahnfrau“ beweist, zu welcher eine merkwürdige Mischung materialistisch-spiritistischer Reiniigungsmittel verwendet wird. Grillparzer dachte schwerlich an eine solche „physiologische“ Motivierung, daß das Erbtheil des Blutes zugleich ein Erbtheil des Fluches sei, und hätte er daran gedacht, so wäre dieser Zusammenhang zwischen den Freveln irgendeiner verblühtenen Urgroßmutter und ihres Urenkels deshalb ein ebenso blinder Fatalismus, wie die antike von Orakeln verkündigte Vorherbestimmung. Grillparzer beruft sich darauf, daß diese Weltanschauung eine jüdische und christliche sei — letzteres kann er nur behaupten im Hinblick auf die Prädestinationstheorie, die allerdings zu verschiedenen Zeiten innerhalb des Christenthums eine weitverbreitete Anhängerenschaft gefunden hat; daß das Alte Testament die Sünden der Väter heimsuchen läßt in den Kindern ins tausendste Glied, ist unleugbar. Daß aber mit diesem Fatalismus, sei er antik, christlich, jüdisch oder materialistisch, schon an und für sich das Drama nicht bestehen kann, welches die Selbstbestimmung seiner Helden zur nothwendigen Voraussetzung hat, ist ebenso unleugbar. Keineswegs aber beschränkt sich Grillparzer bloß darauf, in der angeerbten Blutmischung einen verstärkten Anreiz zum Bösen zu sehen; keineswegs hat er nur die Natur-

nothwendigkeit des Charakters als das Verhängniß des Menschen hinstellen wollen und dafür nur eine geisterhafte Entkleidung gesucht. Es ist nicht bloß das Geschick Jaromir's, das uns fesselt; es ist ebenso das Geschick der „Ahnfrau“ selbst, ja diese ist eigentlich die Heldin des Stückes und nicht bloß ein symbolisches Gespenst. Das Stück stellt uns die Erlösung der „Ahnfrau“ von dem Fluch ihrer Wanderung dar, der über sie verhängt ist, bis das Geschlecht der Borotin ausgestorben. Wir sehen, wie es durch Selbstvermichtung zu Grunde geht, sodasß die „Ahnfrau“ am Schlusse ausrufen kann:

Nun, wohlan, es ist vollbracht!  
Durch der Schlüsse Schauernacht,  
Sei gepriesen, ew'ge Macht!  
Deffne dich, du stille Klausel,  
Denn die Ahnfrau geht nach Hause.

Sie preist die ew'ge Macht für ihre Erlösung! Damit steht nun freilich in Widerspruch, daß sie vorher gern die mörderischen Bluthaten des Geschlechts der Borotin, die sie vorausschaut, abwenden möchte, wenn es nur in ihre Gewalt gegeben wäre. Bei Gespenstern hört eben die Logik auf; denn sonst mußte die „Ahnfrau“ von Haus aus kein anderes Interesse haben, als ihrer rastlosen Wanderschaft ein Ziel gesetzt zu sehen, und sich eben freuen, wenn die Borotins sich selbst vertilgen. Ein charaktervolles Gespenst hätte hier kein Mitleid gezeigt, ein mitleidiges aber nicht am Schlusse die ewige Macht für diese schaudervollen Thaten gepriesen. Doch in jener Epoche der sich auflösenden Romantik, als deren Kesselduum eine krankhafte Sentimentalität zurückblieb, verlangte man auch von Gespenstern ein weiches Herz und sanfte Nührungen, sonst hätte man sie nach ihrer Legitimation gefragt.

Wie unmotivirt die Behauptung Zimmermann's ist, Grillparzer habe nur Vergangenes durch seine Geistererscheinung als gegenwärtig darstellen wollen, geht schon daraus hervor, daß die „Ahnfrau“ keineswegs bloß ein ins Leben heraufbeschworenes Bild der Vergangenheit ist, sondern daß sie wie jede handelnde Person des Dramas noch einem Schicksale entgegengeht, das für sie allerdings durch die Evolution der Geschichte der andern sich vollendet. Wir sind darauf gespannt, ob sie von ihrem Fluch erlöst werden wird; wir interessieren uns um so mehr für sie, als sie wenigstens eine Heldin ist, welche aus freiem Entschlusse, ohne alle fatalistischen Zusammenhänge, gesündigt hat! Erst dann hat sich Schicksalschluß, und zwar ein sehr unsinniger Fatalismus ihrer bemächtigt; denn was kann unsinniger sein, als die Aufhebung des über sie verhängten Fluches von dem Untergange ihres ganzen Geschlechtes abhängig zu machen? Das ist wenigstens ein sehr heimtückisches und zugleich sehr unlogisches Schicksal, welches die Frevel der Ahnen zu sühnen glaubt durch die Frevel und durch das Verderben der Enkel.

Auch in Bezug auf die Aeußerlichkeiten zeigte sich der junge Dichter ganz abhängig von dem Vorbilde der gleichzeitigen Schicksalstragöden. Zu einer echten Schicksalstragödie gehören „Requiste“, äußere Dinge, die durch das Fatum magnetisirt sind, an denen gleichsam der alte Zauber haftet. Das verhängnißvolle Messer aus dem „Bierundzwanzigsten Februar“ von Zacharias Werner kehrt in Grillparzer's „Ahnfrau“ wieder als der an der Säule aufgehängte Stahl, mit welchem der Gatte die ungetreue Gattin umgebracht hat. Der Räuber Jaromir nimmt diesen Dolch trotz der Abwehr der Ahnfrau und tödtet damit dann den eigenen Vater. Platen hat in seinem „Romantischen Oedipus“ diese tragikomischen Inventarstücke des neuromantischen Fatalismus mit Meisterschaft verspottet.

Der Versuch, den Grundgedanken der „Ahnfrau“ als berechtigt zu retten, das moderdüstige Stück als ein Dauer versprechendes hinzustellen und die Eitelle der „Schicksalstragödie“ von ihm fortzunehmen, obschon die Ahnfrau gerade vorzugsweise den Be-

griff dieses theatralischen, mit ominösen Mordwerkzeugen, Prophezeiungen und Fiktionen hantierenden Schicksals bestimmen half, kann es allein rechtfertigen, wenn die Kritik noch einmal eingehender auf ein Drama zurückkommt, das seiner Tendenz wegen mit Recht für abgethan gilt, ein Urtheil, dessen Cassation die gewandtesten Advocaten bei keiner höhern Instanz, auch bei dem Publikum der Gegenwart und Zukunft nicht mehr durchsetzen würden.

Wenn die „Mhnfrau“ damals so reichen Beifall erntete, so lag dies nicht blos an dem Zeitgeschmack, dem sie volle Rechnung trug, sondern auch an den dichterischen Vorzügen des Stückes und an seinen theatralischen Effecten. Eine zu jeder Zeit beliebte Figur war der „edle Räuber“, für welchen Schiller in Karl Moor einen unvergänglichen Typus hingestellt hat. Der Jaromir ist freilich nur eine bloße Nachzeichnung des Karl Moor, aber er vertheidigt doch mit Wärme den Stieffohn des Geschickes:

Den die unnatürlich harte Mutter  
Nachgestunnt hinausgetrieben,  
Fern von Wesen seiner Art,  
Zu des Waldes Nachtrebieren,  
Wo im Kreis von Raubgethieren  
Selber er zum Raubthier ward

und nachdem er der Geliebten das von Anaphoren strogende Geständniß gemacht hat, daß er der Räuber Jaromir sei, dem alle Lippen fluchen, da zeigt er, daß er ein gefühlvolles Herz hat:

Ach, der Räuber hat auch Stunden,  
Wo sein Schicksal ganz empfunden  
Solche Tropfen ihm erpreßt;

er ruft zu Gott empor:

Du hörst gütig meine Klagen,  
Dir, Gerechter, will ich's sagen,  
Was mein wunder Busen hegt,  
Du, mein Gott, mußt gnädig richten,  
Und mein Herz nicht ganz vernichten,  
Das in Angst und Reue schlägt.

Der Geliebten ruft er zu:

Als ein reines, armes Wesen,  
Wie aus eines Schöpfers Hand,  
Lieg' ich hier zu deinen Füßen,  
Um zu lernen, um zu blühen:  
Lehr' mich deine Wege treten,  
Glück gewinnen, Glück und Ruh',  
Lehr' mich hoffen, lehr' mich beten,  
Lehr' mich heilig sein wie du.

Er sieht die Geister des Himmels kommen, die den erneuten Bund mit der Menschheit segnen:

Unschuld mit dem Lilienengel,  
Liebe mit der goldnen Frucht,  
Hoffnung, jener Friedensengel,  
Der sich jenseits Kronen sucht.

Ein solche Stammbuchverse und Albumvignetten austreuender sentimentalcr Räuber, wengleich er das Rauben und Morden bisher als Metier betrieb, mußte in einer Zeit alle Herzen gewinnen, in welcher man die hahnebuchenen Mordgesellen der alten Räuber-

romane verabscheute, dafür aber den empfindsamen Verbrechern, um welche ein Heiligenschein aus Tiege's „Urania“ schwebte, warmen Antheil schenkte.

Hierzu kommen die dichterischen Schönheiten des Werkes, durch welche Grillparzer seine Mitbewerber um den Preis der Schicksalstragödie schlug. Es sind zwar keine Schönheiten ersten Ranges, keine Sentenzen von unsterblichem Gepräge, aber es ist ein melodischer Fluß, in dem die spröden Trochäen an uns vorüberauschen, und der Erguß stürmischer Leidenschaft hat, trotz der monotonen Wiederholungen, zu denen der dramatische Vers der Spanier verführt und ihrer mehr verwässernden als kräftigenden Wirkung, namentlich in den Reden Jaromir's eine hinreißende Gewalt. Dann prägt sich in der Führung der Handlung ein unleugbares Talent aus. Ohne die geringste episodische Zuthat bewegt sie sich in erschütterndem Gange und eine fieberhafte Spannung erweckend ihrem Ziele zu. Die „Wiedererkennungen“ sind ebenso dramatisch markig wie theatralisch geschickt. Daß Bertha an dem Stück Schärpe den Räuber erkennt, ist ein ergreifender Zug, da wir mit gesteigertem Schwunge dem immer wachsenden Lichte folgen, welches eine so erschreckende Helle verbreiten soll. Auch der Ausbruch der Paroxysmen Jaromir's, als er erkennt, daß er ein Vaternörder ist, hat tragische Gewalt. Die Vertheilung des Stoffes in die einzelnen Acte, die Steigerung der Handlung und der Enthüllungen ist durchaus kunstgerecht. Weder Müllner's „Schul“ noch das Schicksalsdrama Werner's kann sich hierin mit Grillparzer's „Ahnfrau“ messen. In dem Stücke trat ein vielversprechendes dichterisches Talent auf, welches von Haus aus künstlerischen Instinct zeigte, die Mittel der Bühne beherrschte, den Ausdruck der Empfindung und Leidenschaft selbst in dem ungenügenden, damals modischen Versmaß des Trochäus ergreifend und machtvoll wiederzugeben verstand, und trotz zahlreicher Trivialitäten in dem damaligen sentimentalen Albumstil doch auch einen edlern und gedankenvollern Schwung der Diction verrieth. So erschienen die Fehler des Stückes als Fehler des Zeitgeschmackes und einer herrschenden verschrobenen Richtung, die Vorzüge desselben als Vorzüge des Dichters, als Verheißungen reiferer Productionen.

Wenn indeß die officiellen Feuerwerker des Grillparzer'schen Dichterruhms, welche denselben mit bengalischen Flammen zu beleuchten suchten, auch in „Die Ahnfrau“ in den Lichterglanz dieser Apotheose rücken und über ihre Schwächen ein blendendes Licht ausgießen, so wissen sie sehr wohl, was sie thun; denn „Die Ahnfrau“ bleibt einmal das dramatisch und theatralisch wirksamste der Grillparzer'schen Stücke, dasjenige, welches dem Namen des Dichters die größte Popularität verschafft hat, und es muß für den Ruhm des Dichters bedenklich erscheinen, wenn ihm dieser am hellsten funkelnde Stein aus seiner Dichterkrone herausgebrochen wird.

Ein Jahr nach der „Ahnfrau“ erschien die „Sappho“ (1817), mit welchem Drama Grillparzer sich der Antike zuwendete, eine Richtung, die er in dem dramatischen Gedichte in drei Abtheilungen: „Das goldene Vlies“ (1823), weiter verfolgte und zu der er noch einmal in „Des Meeres und der Liebe Wellen“ (1840) zurückkehrte. Wir können diese Dichtwerke hier um so mehr im Zusammenhange betrachten, als in der Entwicklung des Dichters keine bedeutenden Einschnitte zu bemerken sind, welche ein früheres Werk von einem spätern wie durch eine tiefe Kluft trennen.

Die „Sappho“ ist als Kunstwerk Grillparzer's gelungenste Production; er ist in diesem Werke dem Goethe'schen Vorbilde näher gekommen als einer der Spätergeborenen. Dasselbe bewahrt durchweg eine edle, wir möchten sagen vornehm classische Haltung; es ist etwas darin von „Iphigenia“, etwas von „Tasso“. Gleichwol ist nicht zu verkennen, daß der Geist der Antike nicht bloß durch die verfeinerte Empfindung, wie in der „Iphigenia“, sondern durch eine etwas krankhafte Sentimentalität, durch einen, wir

müßten sagen schöngeistigen Zug modernisirt ist und daß diese dichterische Schönheit selbst doch ursprünglicher Eigenart entbehrt und vielfach an die Muster anknüpft, denen sie nachstrebt. Das nächste Vorbild dieser „Sappho“ ist freilich die „Corinna“ der Frau von Staël, und Lord Byron durfte in seinem warmen Lobe des Dichtwerkes mit Recht bemerken, daß sie etwas „Frau von Staëlisches“ an sich habe.

Lord Byron hatte die „Sappho“ in einer italienischen Uebersetzung von Guido Sorelli gelesen; er schreibt darüber in seinem Tagebuche am 12. Jan. 1821: „Der Name des deutschen Dichters sei ein verteufelter Name für die Nachwelt, aber sie werde ihn ansprechen lernen müssen. Die Tragödie «Sappho» sei trotz der schlechten italienischen Uebersetzung — die Italiener seien die schlechtesten Uebersetzer, ausgenommen die alten Classiker\*) — prächtig und erhaben. Das lasse sich nicht leugnen. Der Mann hat Großes gethan, indem er das Stück schrieb. Und wer ist er? Ich kenne ihn nicht, doch die Nachwelt wird ihn kennen. . . Grillparzer ist groß, antik — nicht so einfach wie die Alten, doch sehr einfach für einen modernen Dichter — zu Madame de Staëlisch dann und wann — doch jedenfalls ein großer und vortrefflicher Schriftsteller.“

Wenn man die Richtung beachtet, welche Byron in seinen eigenen Dramen verfolgt und in andern Dramen stets anerkannte, so kann man nicht zweifeln, daß, ganz abgesehen von dem dichterischen Schwunge der „Sappho“, auch die den französischen Vorbildern nahe stehende Einfachheit der regelrechten Composition das günstige Urtheil des englischen Dichters über dieses Stück mitbestimmen half. Denn nicht die verwilderten Scenenconglomerate Shakspeare'scher Dramatik, sondern die regelrechte Durchsichtigkeit der Corneille-Racine'schen Tragödien war das Ideal, welchem Byron nachstrebte, und seine „Foscari“, sein „Sardanapal“ schlossen sich weit mehr an einen Rowe, Congreve und die unter französischen Einflüssen stehenden englischen Dramatiker des 18. Jahrhunderts an als an die altbritische Schule von Marlowe und Shakspeare. Grillparzer's „Sappho“ war ein correct stilisirtes Drama der gleichen Richtung gegenüber der ins Kraut schießenden wilden und stillosen Production der deutschen Shakspeareomanen und schon deshalb der vollen Sympathien Byron's gewiß. Die Anhänger einer an Handlung überreichen Dramatik durften freilich die „Sappho“ als ein handlungsarmeres Drama bezeichnen, in welchem nur ein einziger Vorgang, noch dazu psychologischer Art, in der breiten Ausführung von fünf Acten behandelt werde.

Sappho erscheint gleich im ersten Act unter dem Jubel des Volkes als lorbergekürnte Siegerin auf einem mit weißen Pferden bespannten Wagen, die goldene Lyra in der Hand, den Siegeskranz auf dem Haupte — eine Corinna, welche den Kranz des Capitols noch auf ihrer Stirn trägt. Die Scenerie versetzt uns in die Stimmung des Liebesdramas; wir sehen einen Tempel der Aphrodite und Rosengebüsche. Sappho hat den begeisterten Thyrsspieler Phaon mitgebracht, den sie den Ihrigen als Herrn vorstellt. Sie liebt ihn mit leidenschaftlicher Glut; was ihn betrifft, so sehen wir bald, daß seine Liebe mehr Bewunderung ist, daß er in Sappho sein Ideal liebt, das Ideal seiner Jugendträume. Wenn ein Lied der Dichterin vorgelesen wurde im häuslichen Kreise, da wollten alle ihr Bild vor sich sehen:

Da war der Junge Fessel schnell gelöst,  
Und jedes quälte seine Phantasie,  
Mit einem neuen Reize dich zu schmücken.  
Der gab dir Pallas' Aug', der Here's Arm,  
Der Aphroditens reizdurchwirkten Gürtel,  
Nur ich stand schweigend auf und ging hinaus

\*) Seit der vorzüglichen Uebersetzung der Heine'schen Lieder von Bernardo Beadrini hat dies Urtheil seine Bedeutung verloren.

Ins einsam stille Reich der heil'gen Nacht.  
 Dort, an den Pulsen der süß schlummernden Natur  
 In ihres Zaubers magisch-mächt'gen Kreisen,  
 Da breitet' ich die Arme nach dir aus,  
 Und wenn mir dann der Wolken Flodenschäum,  
 Des Zephyrs lauer Hauch, der Lenze Duft,  
 Des bleichen Mondes silberweißes Licht  
 In Eins verschmolzen um die Stirne floß,  
 Dann warst du mein, dann fühlst' ich deine Nähe  
 Und Sappho's Bild schwamm in den lichten Wolken.

Die Herrlichkeit der gekrönten Dichterin, welche die Heldin des Volkes ist bei den Olympischen Spielen, steigert den Rausch des jugendlichen Verehrers aufs höchste. Es ist ein feiner psychologischer Zug des Dichters, daß Phaon in diesen Träumen der Vergangenheit, seinen eigenen Träumen, in diesem innern Anschauen der einmal erblickten Herrlichkeit Sappho's schwelgt, während sie selbst in nächster Nähe ihn das Glück der Gegenwart lehren sollte. Aus ihm spricht nur die Phantasie, nicht das Herz. So ist es begreiflich, wie ihm die kleine Melitta, eine hübsche Sklavin, mit der er auf dem traulichen Fuße der Gleichberechtigung verkehrt, alsbald eine lebhaft, Sinne und Herz fesselnde Neigung einflößt. Während sie Rosen pflückt, wobei er ihr behülflich ist, sinkt sie in seine Arme, er drückt sie an sich und küßt sie. Sappho kommt hinzu und das tiefverhaftete Bild umschleiert ihre Seele und nährt in ihrem Herzen die Blut der Eifersucht. Sie wehrt der Sklavin Melitta das schmucke Gewand, das ihren Reiz erhöht, sie fordert von ihr, daß sie den Rosenkranz vom Haupte nimmt, sie fordert die Rose von ihrer Brust. Diese ihr zu geben weigert sich Melitta, Sappho greift zum Dolch; Phaon kommt dazu und schützt die Sklavin gegen die Herrin, die er stolz und mitleidlos nennt:

Schau hin, blinkt nicht ein Dolch in ihrer Hand?  
 Und noch zwei andere liegen tief versteckt  
 Dort unter den gesenkten Augenlidern.

Er bezeichnet sie als eine Circe, die ihn mit ihrem Zauber gebannt hat. Sappho weint, gänzlich aufgelöst und gebrochen; Melitta hat Mitleid mit ihr und bringt ihr die Rose; doch Phaon wehrt ihr und führt sie fort. Dieser Höhepunkt der dramatischen Krise ist mit voller künstlerischer Berechtigung an den Schluß des dritten Actes gelegt. Im vierten Act beschließt Sappho, die Verführerin Melitta insgeheim durch ihren Sklaven auf die Insel Chios bringen zu lassen. Dort soll sie

Zu Neuen wenden ihr verlocktes Herz,  
 Mit Liebesqual der Liebe Frevel büßen.

Doch als der Sklave Phamnes den Befehl der Gebieterin vollführen will, da eilt auf Melitta's Hülfseruf Phaon herbei, beschützt sie wiederum und beschließt, selbst mit ihr über das Meer zu fliehen. Die Kunde ihrer Flucht trifft Sappho wie ein Blitschlag:

Und wo blieh euer Donner, ew'ge Götter!  
 Habt ihr denn Qualen nur für Sappho's Herz?  
 Ist taub das Ohr und lahm der Arm der Rache?  
 Hernieder euren rächerischen Strahl,  
 Hernieder auf den Scheitel der Verräther!  
 Zermalmt sie, Götter, wie ihr mich zermalmt!  
 Umsonst! kein Blitz durchzuckt die stille Luft,  
 Die Winde säuseln buhlerisch im Laube,  
 Und auf den breiten Armen trägt die See

Den Kahn der Liebe schaukelnd vom Gestade.  
Da ist nicht Hülfe! Sappho, hilf dir selbst!

Sie sendet ihre Sklaven und Landleute auf Bühnen zur Verfolgung der Flüchtigen aus. Im fünften Act sind diese eingefangen und zurückgebracht; Sappho weigert der fliehenden Sklavin, der nach dem Gesetze der Todesstrafe verfallen ist, Gnade und läßt sie in banger Sorge zurück. Dann erscheint sie reichgekleidet im Purpurmantel mit dem Lorber und der Thyra, läßt Aphroditens Flamme anzünden, weiht den Göttern einen begeisterten Hymnus, küßt Phaon, umarmt Melitta und stürzt sich dann vom Felsen ins Meer nach den Worten:

Den Menschen Liebe und den Göttern Ehrfurcht,  
Genießet was euch blüht und denket mein!  
So zahle ich die letzte Schuld des Lebens,  
Ihr Götter, segnet sie und nehmt mich auf!

Eine schöne Dichtung, welche die Blüte, den Höhepunkt von Grillparzer's Talent bezeichnet — die Anlage künstlerisch durchsichtig, einfache Vorgänge in ein hellwirkendes dramatisches Licht gerückt, die Spannung und Steigerung unverkennbar, ein echt dichterischer Geist in melodischen Versen von seltenem Adel und Zauber sich ausprägend! Ja nach dieser Seite hin steht Grillparzer's „Sappho“ fast würdig neben Goethe's „Iphigenia“, und kein Werk der akademischen Schule hat entfernt diese classische Schönheit wieder erreicht!

Und doch ist zwischen diesen beiden Dramen auch wieder eine Kluft, wie sie zwischen der classischen Epoche mit ihrer reinen Liebe zum Alterthum und der durch die Romantik zerlegten Atmosphäre der Restaurationsperiode liegt. Bei Goethe sind allgemeingültige menschliche Motive bestimmend, rührende Geschwisterliebe, der heilige Cultus der Wahrheit; Iphigenia ist eine echt weibliche Natur. Sappho ist dagegen eine Ausnahmenatur, eine Dichterin, eine berühmte Frau; sie hat etwas Schöngestriges, ja etwas Blausümpfliches; denn ihre Liebe zu Phaon, der dunkel ohne Namen, ohne Ruf und ohne jede geistige Bedeutung ist, erscheint doch nur als eine Raune dichterischer Phantasie; man zweifelt daran, daß sie die Grundlage einer Tragödie sein kann! Das ist's, was Lord Byron als „Frau de Staëlisch“ in dem Stück bezeichnet, welches im Grunde eine antikisirte und dramatisirte „Corinna“ ist.

Eine mit der Lupe bewaffnete Kritik würde überdies in der Diction der Dichtung den oft zu directen Einfluß unserer Classiker erkennen, in den zahlreichen Anklängen und Reminiscenzen an Schiller und Goethe. „Das eben ist der Liebe Zaubermacht“ und ähnliches erinnert an den erstern, an den letztern und zwar sowol an „Lasso“ wie an „Iphigenia“ der ganze Tonfall und die Wahl der Worte in sehr vielen Versen. Die im ganzen krystallklare Sprache, so hohen Vorbildern nachäfernd, bleibt doch an einzelnen Stellen hinter ihnen zurück und fällt ins Manierirte, so in einzelnen sogar unrichtigen Wortzusammensetzungen wie „lichtversagt“, oder in ungewöhnlichen wie „schamentgeistert“, so in einzelnen Bildern, welche an Cl Lauren mehr erinnern als an die Antike:

Das Kleid, von weißer Unschuldfarbe, floß  
Sernieder zu den lichtversagten Knöcheln,  
Ein Bach, der über Blumenbügel strömt.

Doch diese Einzelheiten, ein Tribut an den süßlichen Zeitgeschmack, der sogar einem Houwald hulbigte, verschwinden gegen die großen Schönheiten des Gedichts, welche von Grillparzer selbst in keinem spätern Werke wieder erreicht worden sind.

Die Medea im „Goldenen Vlies“ (1823) war eine wildere „Sappho“; trotz der düstern Beleuchtung solch'schen Zauberwesens, trotz der unheimlichen Glut, in welche das

Barbarenmädchen getaucht ist, war die Aehnlichkeit unverkennbar — nur daß die in ihrer Liebe gekränkte Tochter des Zauberlandes den Dolch nicht gegen sich selbst, sondern gegen die eigenen Kinder kehrt. Phaon heißt Jason in diesem Stück, Melitta Kräusa. Es war nicht zu verkennen, daß man es hier mit einer Variante der „Sappho“ zu thun hatte, und mochte Bedenken erregen, daß der Dichter stets Frauen zu seinen Heldinnen machte und den Männern eine keineswegs würdige Stellung anwies. Denn der Jason im „Goldenen Vlies“ ist zwar kein unbekannter Jüngling wie Phaon; er ist ein namhafter und bedeutender Held; aber in der eigentlichen Handlung des Stückes erscheint er ebenso schwankend in seinen Neigungen wie der schöne Knabe, dem die gefeierte Dichterin ihre Gunst zugewendet hat. Auch ihn lockt die anmuthige Weiblichkeit, und wie jener sich abwendet von der geistreichen Frau, dem Wunder Griechenlands, so dieser von der Barbarin, welche dunkler Künste mächtig als ein Fremdling dasteht mitten in der hellenischen Cultur, ihm aber nicht bloß die Genossin in freier Liebe, sondern auch die Mutter seiner Kinder ist.

Von der Trilogie „Das goldene Vlies“ hat sich nur die dritte Abtheilung: „Medea“, auf der Bühne erhalten. Die erste: „Der Gastfreund“, ist ein einactiges Trauerspiel, welches die Ermordung des Phryrus durch Aietes, den König von Kolchis, behandelt. Die Umbichtung der Mythe erscheint in diesem Stücke nicht besonders glücklich. Phryrus und Helle wurden bekanntlich der Griechenfage zufolge von dem goldenen Widder über das Meer nach Kolchis getragen, wo sie das Fell dieses Widders, das goldene Vlies, aufhingen. Phryrus erscheint aber bei Grillparzer als ein Flüchtling, der in Delphi das goldene Vlies im Traume von einer geheimnißvollen Gestalt erhält mit den Worten: „Nimm Sieg und Rache hin“, und der erwacht dasselbe Bild in einer Nische mit der Unterschrift „Kolchis“ und mit dem goldenen Schmuck erblickt, den Schmuck an sich nimmt und als Flüchtling vor den Häschern des Vaters unter dem Schutze dieses Zeichens nach Kolchis kommt. Hier erblickt Phryrus dieselbe Gestalt als den Gott der Kolcher; Aietes aber tödtet ihn, weil er als Frevler des Gottes Kleid geraubt hatte. Phryrus ruft Rache herab auf den treulosen Mann; Medea aber erblickt die Eumeniden, welche die Freveltthat rächen, den Fluch des Sterbenden vollstrecken.

Diese Introduction hat etwas Verflinsteltes und mythologisch Ueberladenes. Die Vorgeschichte soll uns die Schuld des Aietes zeigen, als deren Rächer Jason im zweiten Stücke auftritt. Doch Medea selbst hat nicht theil an dem Verrathe und Morde; sie drückt im Gegentheil dem bedrohten Hellenen ein Schwert zur Vertheidigung in die Hand. An ihr haftet also nicht die Blutschuld.

Die zweite Abtheilung: „Die Argonauten“, Trauerspiel in vier Aufzügen, stellt uns den Vollzug der Rache dar. Jason an der Spitze der Argonauten landet in Kolchis, um das goldene Vlies wiederzuholen. Im Zauberthurm trifft er Medea, überrascht sie mitten in ihren Zauberkünsten, verwundet sie, bereut dann aber die That, von ihrer Schönheit hingerissen. Das psychologische Interesse der Dichtung beruht darauf, wie in der Brust des Barbarenkindes, welches sich düsterer Magie ergeben hat, die Liebe zum Fremdlinge erwacht, wie sie sich wehrt gegen diese Liebe, selbst gemaffnet den Zweikampf mit dem Eindringling wagt — eine Scene, die als eine Variante der Scene zwischen Lionel und der Jungfrau erscheint — bis sie im Ringkampfe niedergezwungen wie Brunhilde von Siegfried im Bann des Bezwingers weilt, und als ihr Vater Aietes mit gezücktem Schwerte auf Jason losstürzt, dazwischentritt mit dem Geständnisse ihrer Liebe. Sie warnt Jason, als er das goldene Vlies rauben will, weil ein Fluch an diesem hafte; doch sie begleitet ihn, als er das kühne Wagniß unternimmt, ertheilt ihm Rathschläge, gibt ihm Winke. Im Kampfe um das geraubte Vlies geht Medea's Bruder Absyrthos zu

Grunde, den die Argonauten als Geißel mitnehmen wollen und der sich ins Meer stürzt, und ihr Vater Nictes stirbt, nachdem er der Tochter den Fluch zugeschleudert:

Du hast mich betrogen, verrathen!  
 Bleib! Nicht mehr betreten sollst du mein Haus.  
 Ausgestoßen sollst du sein, wie das Thier der Wildniß,  
 Sollst in der Fremde sterben, verlassen, allein.  
 Folg' ihm, dem Buhlen, nach in seine Heimat,  
 Theile sein Bett, sein Irtsal, seine Schmach!  
 Leb' im fremden Land, eine Fremde,  
 Verspottet, verachtet, verhöhnt, verlacht!  
 Er selbst, für den du hingibst Vater und Vaterland,  
 Wird dich verachten und dich verspotten,  
 Wenn erlösch die Lust, wenn gestillt die Begier:  
 Dann wirst du stehn und die Hände ringen,  
 Sie hinüberbreiten nach dem Vaterland,  
 Getrennt durch weite, brandende Meere,  
 Deren Wellen dir murrend bringen des Waters Fluch!

Und dieser Fluch vollzieht sich an der Schuldvollen, deren Liebe zum Fremdling sie das Palladium der Heimat verrathen ließ, in der dritten Abtheilung, dem Trauerspiele „Medea“, sodas die Nemesis selbst die Ringe der ineinandergreifenden Dramenkette zusammenschiebt. Ein leiser Anklang an die moderne „Schicksalstragödie“ liegt wol darin, das das goldene Vlies als ein fatalistisches Inventarstück erscheint, wie es diese Tragödie liebt. Doch da in den blutigen Handlungen, die sich an das Vlies knüpfen, Schuld und Sühne sich spiegelt, so wird die Bedeutung des Vlieses doch von einer ausschlaggebenden zu einer mehr symbolischen herabgedrückt. In „Medea“ sehen wir die Gattin Jason's, die Barbarin, zauberischer Künste verdächtig und ihn mit ihr verwiesen aus der Heimat, ein Ayl suchen bei Kreon, dem Könige von Korinth, der sich anfangs scheut, das fremde Weib aufzunehmen, doch ihr zuletzt erlaubt zu bleiben, solange ihr alter wilder Sinn nicht zurückkehrt. Jason's Herz fühlt sich zu Gespielin seiner Jugend, zu Kräusa, dem milben, echt weiblichen Gegenbilde der wilden Medea, hingezogen. Da erscheint der Herold der Amphiklyonen, welcher den Bann ausspricht über Jason und Medea, weil sie die Schuld tragen an des Oheims Pelias Tod. Der König erklärt Jason für schuldlos, aber Medea verweist er aus den Grenzen seines Reiches. Jason läßt sie allein ziehen; sie verlangt ihre Kinder mitnehmen zu dürfen; man weigert ihr dies; sie geht mit wilder Drohung. Im nächsten Acte verschleppt sich die Handlung etwas: Medea ist noch immer da; man läßt auf ihren Wunsch die Kinder wählen zwischen Vater und Mutter; sie fliehen von Medea. Im letzten Acte vollzieht sie das blutige Werk der Rache; sie mordet die Kinder; Kräusa stirbt, von dem flammenden Becher vernichtet, der auch das Schloß in Brand steckt; Medea aber eilt nach Delphi, dort wieder das goldene Vlies aufzuhängen und sich von den Priestern ihre Strafe bestimmen zu lassen, Tod oder Verbannung, und scheidet von Jason mit den Worten:

Erkennst das Zeichen du, um das du rangst?  
 Das dir ein Ruhm war und ein Glück dir schien?  
 Was ist der Erde Glück? — Ein Schatten!  
 Was ist der Erde Ruhm? — Ein Traum!  
 Du Armer, der von Schatten du geträumt!  
 Der Traum ist aus, allein die Nacht noch nicht.  
 Ich scheid' nun, leb' wohl, mein Gatte!  
 Die wir zum Unglück uns gefunden,  
 Im Unglück scheiden wir. Leb' wohl!

In der „Medea“ hat Grillparzer einen leidenschaftlich dämonischen Frauencharakter

dem ideal hoheitsvollen der „Sappho“ entgegengestellt und sich auch hier als ein Meister psychologischer Zeichnung und eines dichterischen Colorits gezeigt, welches hier das Gepräge des düster Unheimlichen und Unheilvollen trägt. Gleichwol steht „Das goldene Vlies“ nicht auf gleicher Höhe mit der „Sappho“. Zunächst ist die Handlung in der Trilogie viel zu weit auseinandergezerrt und hat vielfach erlahmende Scenen; dann gemahnt das Sagenhafte, das aus dem Alterthümlichen in eine Art mittelalterlicher Herenromantik übertragen ist, allzu fremdartig für unsere Zeit; aber auch der Stil der Tragödie erreicht bei weitem nicht den classischen Adel der „Sappho“. Die freien Rhythmen, die uns wol an alte Chorgesänge erinnern sollen und namentlich in der zweiten Abtheilung über den fünffüßigen blanc-vers überwiegen, haben durchaus nichts Melodisches, sondern erinnern oft an Knittelverse von unschändlicher Beschaffenheit. Nur in den Momenten der Leidenschaft, besonders in der dritten Abtheilung, erreicht Grillparzer die Bedeutung und Höhe des echten Tragicers.

Das dritte antike Trauerspiel Grillparzer's: „Des Meeres und der Liebe Wellen“, das schon im Titel etwas Manierirtes, an die Süßlichkeit der Abendzeitungsperiode Erinnerndes hat, war eins der letzten Werke, welches Grillparzer der Oeffentlichkeit übergab. Es erschien im Jahre 1840 und wurde nach wenigen Aufführungen am Burgtheater beiseitegelegt. Laube nahm es dann wieder auf und bürgerte es auf dem Repertoire der Burg ein. In Norddeutschland hat es niemals lebhaftern Anklang gefunden und ist überhaupt nur an wenigen Bühnen, auf Veranlassung von Gastspielen der wiener Schauspieler, zur Aufführung gekommen.

Laube nennt das Stück ein volles Seitenbild zu Shakspeare's „Romeo und Julia“, wir können diesem Lobe nicht beistimmen. Mit der hinreißenden Lebendigkeit des Shakspeare'schen Trauerspiels kann sich „Hero und Leander“ nicht messen. Leander ist zwar noch ein feurrigerer Liebhaber als Romeo; denn während dieser nur über Gartenmauern und zu Balkonen in die Höhe klettert, schwimmt Leander über den Hellespont und klettert an einem Thurm empor, um zu der Geliebten zu gelangen. Doch gerade diese Schwimmpartien haben mehr epischen als dramatischen Reiz, und wenn auch der Untergang Leander's, der als eine Folge blinderregter elementarischer Gewalten ohne alle dramatische Bedeutung wäre, durch das absichtliche Auslöschen der Lampe von seiten des Verdacht schöpfenden Priesters an dramatische Motive geknüpft ist, so ist doch noch dem Zufall und den Elementen ein allzu breiter Spielraum gelassen und die ganze dramatische Action ist zu tief verstrickt in diese epischen Bedingungen des Naturlebens. Die Hauptliebes-scene des Stückes im dritten Act spielt nach der großen Schwimmtour des Leander. Grillparzer ist zwar realistisch genug, um seine Hero zu Leander sagen zu lassen:

Dein Haar ist naß und naß ist dein Gewand.

Doch dadurch wird die Situation noch bedenklicher für die äußere Darstellung auf der Bühne. Es ist keine Kleinigkeit, über die Dardanellen zu schwimmen, und nur Lord Byron hat es dem kühnen Jüngling von Abydos nachgemacht. Doch eine Liebes-scene so Matschenaß und triefend zu spielen, ist gewiß eine unwillkommene Aufgabe, die an den guten Glauben des Publikums eine starke Zumuthung stellt. Hat der Dichter einmal auf den nassen Zustand seines Helden aufmerksam gemacht, so stellt sich das Bedürfniß eines Trockentuches unfehlbar ein und bringt das Publikum um die Hälfte der theatralischen Illusion. Im übrigen hat der Dichter gerade mit dem Abschluß dieser Scene, der ein volles Liebesglück mit feiner Andeutung in Aussicht stellt, einen kühnen Griff gethan, und die zerstreute, liebes- und schlaftrunkene Hero des nächsten Actes, die sich in üppigen Träumen wiegt, ist eine, wir möchten sagen, fast pathologische Erscheinung,

welche uns den Rausch der Wollust in Erinnerung und Sehnsucht mit realistischer Wahrheit vorführt. Hören wir Hero, ehe sie einschläft:

Komm immer denn, du guter Jüngling, komm!  
 Ich will dich hüten wie der Jungen Schar  
 Die Glucke schützt und niemand soll dir naht,  
 Niemand als ich allein und nicht zu schäd'gen;  
 Bewahr'! bewahr'! Ich bin doch mild!  
 Es schmerzt der Fuß. Ist niemand mir die Schuh?

(Sie zieht einen Fuß auf die Kufebank)

Hier drückt es, hier. Hat mich ein Stein verlegt?  
 (Auch den zweiten Fuß an sich ziehend, in halbbliegender Stellung)  
 Wie süß, wie wohl! — Komm, Wind der Nacht,  
 Und kühle mir das Aug', die heißen Wangen.  
 Kommst du doch übers Meer, von ihm.  
 Und o dein Rauschen und der Blätter Rispeln  
 Wie Worte klingt es mir: von ihm, von ihm!  
 Breit' aus die Schwingen, halte sie um mich,  
 Um Stirn und Haupt, den Hals, die müden Arme!  
 Umfaß', umfang'! Ich öffne dir die Brust —  
 Und kommt er, sag' es an. Leander — du?

Vergleichen wir diese Hero mit Shakespeare's Julia, so erscheint ihre Sinnlichkeit allzu raffiniert, um den Vergleich mit der schönen Jugendblüte von Juliens Liebe aushalten zu können, in welcher Unschuld und Sinnlichkeit sich so knospenhaft reizend vermählen. Auch der Abschluß der Tragödie erscheint uns unpoetischer als derjenige der Sage und des Gedichtes von Schiller. Hero bricht bei Grillparzer im Tempel an Leander's Leiche todt zusammen — ein Sprung der Priesterin vom Felsen ins Meer zu dem Geliebten wäre ein passenderer Abschluß gewesen. Doch der Dichter wollte das Motiv seiner „Sappho“ nicht wiederholen, um so weniger, als dasselbe in der „Medea“ wiederkehrt, deren Bruder sich ebenfalls vom Felsen herab in die Fluten des Meeres stürzt.

Die Reden des Priesters in „Hero und Leander“ enthalten viel Sinnreiches, ja manches Tiefstinnige, so die schönen Worte über die innere Sammlung; aber auf der Bühne wird solche priesterliche Weisheit, die sich Selbstzweck ist, leicht monoton; sie würde es auch in Lessing's „Nathan“ werden, wenn nicht hier ein starker polemischer Zug größere Frische und stets erneute Anreizung mit sich brächte. Ueberhaupt dürfen wir „Des Meeres und der Liebe Wellen“ auch als Dichtung nicht in Eine Linie setzen mit „Sappho“ und „Medea“; der Sprache fehlt die Krystallklarheit der erstern, das hinreißend Leidenschaftliche der letztern; sie ist spröder, manierirter, oft von gesuchter Naidetät, wie in den Reden des Naukleros, welcher gleichsam der Mercutio des Romeo Leander ist. Wenn indeß dieser die Reize der schönen Rosalinde resolut und ungezwungen beim Namen nennt, so entwirft Naukleros ein ziemlich geschmackloses Bild der reizvollen Priesterin:

Und dann! Was Schönheit sei, das frag' du mich!  
 Was weißt du von des Nackens stolzem Bau,  
 Der breit sich anschließt reichgewundenen Flechten,  
 Den Schultern, die beschämt nach rückwärts stehend,  
 Platz räumen den begabtern, reichern Schwestern,  
 Den feinen Knöcheln und dem leichten Fuß  
 Und all den Schätzen so beglückten Leibes!

Der Bau des Nackens, der sich Flechten anschließt — die Schultern, deren Schwestern die Knöchel und der Fuß sind und die beschämt ihnen Platz machen — das ist eine ge-

zwungene und unglückliche Bilderjagd, die sehr weit entfernt ist von dem classischen Stil der „Sappho“. Oft ist die Sprache zerhackt, vielsagend in Pausen und Gedankenstrichen — absichtsvoll lakonisch; und nur an wenigen Stellen, wie in Hero's Monolog bei ihrer einsamen Lampe, in der Klage um Leander's Leiche hat sie den Adel reiner dichterischer Schönheit. Wer freilich des feinen Stilgefühls entbehrt oder sich durch Einzelheiten bestechen läßt, der wird es nicht herausmerken, daß sich Grillparzer's Dichtung hier in absteigender Linie bewegt, und denselben Panegyricus auf „Des Meeres und der Liebe Wellen“ wie auf „Sappho“ singen.

Schon vor „Des Meeres und der Liebe Wellen“ hatte Grillparzer zwei historische Trauerspiele gebichtet, welche der Geschichte und den Ueberlieferungen der österreichischen Kronländer entlehnt waren, Dramen, welche durch ihren Stoff und geschichtlichen Hintergrund auch eine größere Fülle scenischen Lebens und wechselnder Handlung verlangten als die antiken Fabeln mit ihrer einheitlichen Geschlossenheit. Diese beiden Dramen sind: „König Ottokar's Glück und Ende“ (1825) und „Ein treuer Diener seines Herrn“ (1830). Das erste Stück ist eine Verherrlichung Rudolph's von Habsburg, des Stammherrn der österreichischen Dynastie, eine Dramatisirung jener Katastrophe auf dem Marchfelde, welche die Macht der Habsburger in Oesterreich begründete; das zweite spielt in Ungarn und schildert uns ein Extrem der Vasallentreue, jener Treue, die, wie König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen sagte, in ihren Uebertreibungen noch schön und herzerhebend ist. Der Stil dieser Stücke ist ein wesentlich anderer als in Grillparzer's antiken Dramen; es ist alles darin schärfer, charakteristischer, reicher an Detailzügen; statt des Sophokles und Euripides ist Shakespeare des Dichters Vorbild geworden, den er freilich nicht slavisch nachahmt nach Art der Shakespeareomanen, aber dem er doch den großen Wurf der geschichtlichen Handlung entlehnt. In „Sappho“ war die Handlung stets von demselben scenischen Rahmen umgeben, in „Medea“ wurden die einzelnen Acte durch keine Verwandlung unterbrochen, in „König Ottokar's Glück und Ende“ finden allein im letzten Act vier Verwandlungen statt, eine scenische Zersplitterung wie in den Shakespeare'schen Stücken, und oft sind Charaktere und Situationen nur skizziert. Freilich ist die Kluft zwischen „Sappho“ und „König Ottokar“ noch immer nicht so groß wie diejenige zwischen Goethe's „Iphigenia“ und seinem „Götz von Berlichingen“. Der Unterschied liegt nur darin, daß Goethe's „Götz“ ein Kraftstück seiner Jugend war, die „Iphigenia“ dagegen eine Frucht reiferer Kunstbildung, während umgekehrt bei Grillparzer das abgeschlossene Kunstwerk dem regellosen vorausging. Bei Goethe sehen wir eine anschwellende Linie der Entwicklung; bei Grillparzer ist überhaupt keine Entwicklung nachzuweisen; er erscheint von Haus aus fertig, wählt die Stoffe willkürlich und richtet den Kunststil nach der Stoffwahl.

„König Ottokar's Glück und Ende“ vermeidet die Klippe großer Geschichtsdramen, das Historienhafte, die dramatisirte Chronik nicht immer. Der große Zug der Handlung, welche in den Hauptstationen voll austönt, wird durch allerlei Reliefbilder unterbrochen. Die Liebe Ottokar's zur schönen Bertha ist nur eine mit leichten Strichen angebeutete Skizze. Daß er um eines Erben willen seine erste Gemahlin Margarethe verführt und die Ungarin Kunigunde heirathet, daß diese sich von der leidenschaftlichen Liebe des Ritters Jamisch von Rosenberg zur Untreue bewegen läßt: das ist schon mehr mit der Haupthandlung selbst verknüpft; denn der heimtückische Ritter, ein trefflich gezeichnetes Charakterbild, verfolgt Ottokar unter dem Scheine der Treue mit bitterem Hass; er zerhaut die Schnur des Vorhanges, hinter welchem Ottokar, allein vor dem Kaiser knieend, seine Lande zugesichert erhält, und zeigt so allem Volke den übermüthigen Bühnenkrieg in tiefer Erniedrigung. Diese Schmach aber empört das Herz der stolzen Königin gegen

den Gatten, bis dieser, um sie auszutilgen, abermals zu den Waffen greift und auf dem Marchfelde seinen Untergang findet.

Man hat Grillparzer oft den Vorwurf gemacht, daß er keine Männer, sondern nur Frauen zu zeichnen verstehe, und in der That sind seine drei Trauerspiele aus dem Alterthume wohl geeignet, diesen Vorwurf zu bekräftigen. In seinem patriotischen Schauspiel ist auch die ungarische Prinzessin Kunigunde mit besonderer Vorliebe charakterisirt und tritt viel entschiedener auf als der übermüthige Ottokar, der, oft schwankend in seinen Entschlüssen, bald himmelhochjauchzend bei den Huldigungen, die ihm im ersten Acte zu theil werden, bald zu Tode betrübt nach der Demüthigung des dritten Actes, wo er in Sack und Asche trauert, sich durch diese resolute und treulose Königin bestimmen läßt. Gleichwol hat dieser Ottokar viele scharf ausgeprägte Züge eines von seiner Herrschaft trunkenen Gebieters. Wie er im ersten Acte die Deputation seiner getreuen Stadt Prag hochmüthig behandelt, den Bürgermeister an der Beinschiene ziehen läßt, mit seinen Dienern um die Wette, wie er bei dem Kaiserrufe der Gesandtschaft des Deutschen Reiches in die Worte ausbricht:

Kun, Erde, steh mir fest,  
Du hast noch keinen Größeren gesehn —

so geben diese Züge neben vielen andern das Bild eines hochstrebenden Gewaltherrschers, dessen Piedestal ihn zu geschichtlicher Größe erhebt. Noch gelungener aber ist das Charakterbild Rudolf's von Habsburg, und bei diesem hat Grillparzer's patriotische Begeisterung seine dichterische Kraft ergänzt. Die gesunde Tüchtigkeit, Schlichtheit, durchgreifende Energie und wackere Neblichkeit dieses deutschen Kaisers gibt ein volles Mannesbild, das einzige von Bedeutung, welches Grillparzer geschaffen hat. Mit lapidarem Stil zeigt sich uns dieser Charakter in der Anrede an Ottokar bei der Begegnung auf der Insel Rauenburg:

Ihr seid ein kriegserfahrer Fürst, wer zweifelt?  
Und Euer Heer, es ist gewohnt zu siegen.  
Von Gold und Silber starret Euer Schatz:  
Mir fehlt's an manchem, fehlt's an vielem wol!  
Und doch, Herr, seht! bin ich so festen Muthes:  
Wenn diese mich verlassen alle hier,  
Der letzte Knecht aus meinem Lager wick:  
Die Krone auf dem Haupt, das Scepter in der Hand  
Ging ich allein in Euer trogend Lager,  
Und rief Euch zu: Herr, gebet was des Reichs.  
Ich bin nicht der, den Ihr voreinst gekannt!  
Nicht Habsburg bin ich, selber Rudolf nicht,  
In diesen Adern wallet Deutschlands Blut  
Und Deutschlands Pulsschlag klopft in diesem Herzen.  
Was sterblich war, ich hab' es ausgezogen  
Und bin der Kaiser nur, der niemals stirbt.

Wenn „König Ottokar's Glück und Ende“ ein geschichtliches Trauerspiel ist, in welchem markige Charaktere und große Tableaux, durchbrochen von fein ausgeführten Liebesintriguen im Stile der Degen- und Mantelstücke, zwar keinen durchweg einheitlichen Gesamteindruck hervorrufen, aber doch nach verschiedenen Seiten hin anziehend, oft bedeutend wirken, so läßt sich gleich Günstiges von dem Drama „Ein treuer Diener seines Herrn“ nicht sagen, in welchem eine Anekdoten aus der ungarischen Geschichte dramatisch behandelt, der geschichtlichen Ueberlieferung aber in einer wenig erbaulichen Weise Gewalt angethan ist. Nach der Geschichte stellte der Bruder der ungarischen Königin, Eibert von Meran, ein vertriebener Bischof von Bamberg, der Gemahlin des

Benedict Bancbanus nach, und die Königin führte selbst die schöne Frau in die Arme des Verführers. Bancbanus trat mit gezücktem Schwerte in der Königin Gemach und hieb sie in Stücke, nachdem er ihre beiden Kinder entfernt hatte; darauf wurde er selbst mit seinem ganzen Geschlecht hingerichtet.

Wie Grillparzer diesen Stoff umgedichtet hat, sagt schon der Titel des Dramas. Dem Bancbanus wird von König Andreas der Schutz der Seinen anvertraut. Otto von Meran, der Königin Bruder, liebt leidenschaftlich des alten, häßlichen Bancbanus Gattin Erny. Die Königin, in blinder Schwesterliebe einem gegebenen Worte des Bruders vertrauend, führt Erny selbst ihm zu. Da will dieser, als sie seinem Liebesantrage kein Gehör schenkt, sie mit Gewalt entführen, Erny ersticht sich. Des Bancbanus Bruder und Schwager Graf Simon und Graf Peter erheben nun des Aufruhrs Fahnen gegen die Königin und den Herzog von Meran; doch Bancbanus rettet beide und vor allem des Königs Kind vor der Meuterei; die Königin fällt als Opfer des Zufalles durch einen im Finstern geworfenen Dolch. Bancbanus führt die Geretteten nun dem zurückkehrenden Könige zu, welcher den Schwager verbannt, die Rebellen begnadigt und den treuen Diener zum Ersten des Reiches machen will; doch dieser verzichtet auf die Fülle der Ehren und zieht sich in die Einsamkeit zurück.

Ohne Frage ist dieser Bancbanus ein christlicher Held, welcher die in der christlichen Welt stets misachtete Mahnung, die andere Backe hinzureichen, wenn man auf die eine geschlagen wird, gewissenhaft erfüllt; doch als dramatischer Held macht ein solcher treuer Diener seines Herrn nur einen kläglichen Eindruck. Bancbanus tritt alle Manneswürde, alles Selbstgefühl in den Staub, und zwar aus slavischer, ja hündischer Dienstreue; er apportirt seinem Herrn das Kind und schützt schweifelnd den Frevler, der den Tod seiner Gattin verschuldet hat. Eine solche Handlung als ein Ausfluß freier Großmuth mag vielleicht einen ergreifenden Eindruck machen; aber gerade als eine That dienstbaren Vasallenthums erscheint sie als niedrige Zustimmung zu den Freveln der Höhergeborenen. Die ganze Handlungsweise des Bancbanus hat etwas Lakaienhaftes, und so muß das Stück als entschieden mißlungen bezeichnet werden. Auch ist sein dichterischer Werth nur gering; die Charaktere flößen kein Interesse ein; die Diction hat hier und dort etwas Dramatisch-Markiges, durch lakonische Energie Wirkendes, aber sie ist ebenso oft spröde und entbehrt des freien Flusses, sowie jener hinreißenden Ergüsse, die sich in der „Sappho“ und „Medea“ finden, jenes großen Schwunges, der einzelne Stellen in „Ottokar“ charakterisirt.

Wieder einen gänzlich verschiedenen Ton schlug Grillparzer in seiner Märchendichtung: „Der Traum ein Leben“ (1840), an, einem Pendant zu Calderon's „Das Leben ein Traum“. Die Trochäen der „Ahnfrau“ erscheinen hier auf einmal wieder, das Vorbild spanischer Dichtung war unverkennbar; eine träumerische Reflexion, oft sinnreich und dichterisch schön, wiegte sich auf diesen mehr lyrischen als dramatischen Versen. Doch die lange Zeit hindurch unklare Mischung des Lebens und Träumens verstieß gegen die Grundregel dramatischer Dichtung, welche von Haus aus einen klaren Blick auf die Vorbedingungen und die Entfaltung der Handlung verstaten soll. Selbst in der Märchendichtung wollen wir dies nicht entbehren.

Grillparzer hat einen ähnlichen Stoff behandelt, wie Kaupach in seiner Dichtung: „Das Märchen im Traume“, welche merkwürdigerweise in demselben Jahre wie Grillparzer's Drama im Druck erschien, im dreizehnten Bande von Kaupach's „Dramatischen Werken ernster Gattung“. Doch ist bei Kaupach die Träumende eine Prinzessin, nicht ein Prinz, wie bei Grillparzer, und da Kaupach's Ausführung hier weit hinter seiner Erfindung zurückbleibt und seine fließenden Verse zum Theil sehr wässerig sind,

so kann an einen Vergleich mit Grillparzer's trefflicher Dichtung nicht gedacht werden. Der Held der letztern, Rustan, wird von seinem Sklaven Zanga in seinen kriegerischen und ehrgeizigen Neigungen bekräftigt; er wünscht die Hütte seines Oheims, Messud, zu verlassen, dessen Tochter Mirza er liebt. Da im Traume sieht er den König von Samarland, von einer Schlange verfolgt, flüchten. Zanga rät ihm, die Schlange zu tödten und sich den Dank des Königs zu verschern. Rustan schleudert seinen Wurfspeer nach derselben, verfehlt sie aber, während eine schwarze geheimnißvolle Gestalt durch ihren Wurf das Unthier tödtet. Rustan gibt sich indes bei dem Könige, da jene Gestalt verschwindet, für den Lebensretter aus, und höchste Ehren sollen ihm zutheil werden. Die Gestalt erscheint indes Rustan wieder und kündigt ihm an, daß sie ihren Anspruch auf den Preis der Lebensrettung geltend machen werde. Da ersticht sie Rustan und erfrent sich nun am Hofe von Samarland hoher Auszeichnungen in der Mitte eines schwelgerischen Lebens. Als indes ein Zwiespalt mit dem Könige eintritt, vergiftet er diesen. Die geheimnißvolle Gestalt klagt ihn an, er muß entfliehen, gegen seine Verfolger, gegen die Truppen der Prinzessin Gülnare in blutiger Schlacht kämpfen. Umzingelt von ihnen stürzt er sich in denselben Strom, in den er die dunkle Erscheinung hinabgestürzt hat — da erwacht er, und wir mit ihm aus einer Folge von Ereignissen, welche wie ein düsterer Alpdruck auf der Seele lasten. Rustan erkennt die Gefahr, welche in den Verlockungen des Ehrgeizes liegt, grüßt freudig die aufgehende Morgensohnne mit den Worten:

Breit' es aus mit deinen Strahlen,  
 Senk' es tief in jede Brust:  
 Eines nur ist Glück hienieden,  
 Eins, des Innern stiller Frieden  
 Und die schuldbefreite Brust.  
 Und die Größe ist gefährlich  
 Und der Ruhm ein leeres Spiel;  
 Was er gibt, sind nicht'ge Schatten,  
 Was er nimmt, es ist so viel.

Die Dichtung enthält große Schönheiten, eine Schlachtschilderung, in welcher sogar der einförmige Trochäus schwinghaften Anapästien weicht, und eine Fülle reicher, in der Gewandung der spanischen Dramatik einherflutender Lyrik. Dennoch ist der Eindruck einer solchen dramatischen Phantasmagorie im wesentlichen ein opernhafter und die Ausanwendung erscheint uns directer, als mit einem freien Dichtwerke, das den Schwerpunkt in sich selbst trägt, vereinbar ist. Wir möchten die Dichtung, die sich indes auf dem wiener Burgtheater eines großen Erfolges zu erfreuen hatte, mehr eine didaktische nennen; denn ein Traum hat nicht bloß eine mitheinspielende symbolische Bedeutung, sondern eine weit lesbare moralische Etikette. Der Dichter selbst hatte das Gefühl des Wagnisses bei diesem Drama; er sagte: ein Dichter, der ein zweites Stück schriebe wie dieses, verdiene Richtigung; dies eine gewagt zu haben, verdiene, daß es gesiele; er liebe übrigens eben diese Dichtung, wiewol der Erfolg durch die Form, die Ausführung und das Publikum selbst, wenn es zu weit vordenke, auf die Spitze gestellt bliebe. Das Stück einen österreichischen „Faust“ zu nennen, wie Laube es thut, ist indes eine Uebertreibung.

Das einzige Lustspiel, welches Grillparzer geschrieben hat: „Weh dem, der lügt!“ (1840), verdient nicht seines Werthes wegen Beachtung, sondern wegen des ganz unzweideutigen Fiascos, welches dasselbe am Burgtheater erlebte, ein Fiasco, das den Dichter so verstimmte, daß er seit jener Zeit der Bühne gänzlich untreu geworden ist. Dem Lustspiele fehlt alle vis comica; da es indes doch nicht einer heitern, feinkomischen Färbung entbehrt und außerdem reich ist an poetischen Elementen, so war dies gnadenlose

Anathem, welches das wiener Publikum auf das Werk eines begabten Dichters schleuderte, gänzlich ungerechtfertigt; denn selbst bei einem misslungenen Werke durfte einem Dramatiker, dem Wien so große Kunstgenüsse verdankte, nur schweigende Achtung bezeugen. Der Stoff des Stückes hätte, bei humoristisch lecker Behandlung, immerhin auch einen größern Erfolg erzielen können. Leon, der Küchenjunge des Bischofs von Chälons, will den Neffen desselben, Altalus, aus den Händen des Grafen Rattwald befreien, erhält aber von dem Bischofe dabei die strenge Weisung, sein Vorhaben nur durch offenes Vorgehen auszuführen. Denn wehe dem, der lügt! Wenn auch nicht mit Worten, lügt Leon aber mit Thaten, heuchelt und schmeichelt, bis er sein Ziel erreicht hat. Die Tendenz hat etwas fein Ironisches, das Stück stellt die Unmöglichkeit dar, in der Welt immer gerade Wege zu wandeln; die Nothwendigkeit der Nothlüge tritt eigentlich als das positive Ergebniß der Handlung hervor, doch die etwas nüchterne Komik mit ihren dürrn und dürrigen Motiven kann diese Tendenz um so weniger annehmbar machen.

Ueber die nachgelassenen Werke Grillparzer's, von denen ein Hannibal-Fragment zum Abdruck, zwei Acte eines Trauerspiels „Esther“ mit feinen und schönen psychologischen Wendungen an der Burg zur Aufführung kamen, während von einer „Libussa“, deren Vorspiel 1840 in einer Akademie zur Aufführung kam, welche zum Vortheil der Barmherzigen Schwestern stattfand, von einem „Kaiser Rudolf II.“, einem größern Drama: „Der Majestätsbrief“, und noch von andern in Grillparzer's Pult verborgenen Werken die Rede ist, kann erst nach dem Erscheinen derselben ein Urtheil gefällt werden; so viel steht fest — sie werden das Bild des Dichters vervollständigen, aber kaum in eine neue Beleuchtung rücken. Dasselbe gilt von dem Lyriker Grillparzer, dessen „Gedichte“ nie gesammelt erschienen, aber in zahlreichen Taschenbüchern, Almanachen und Zeitschriften zerstreut sind. Was davon bekannter ist, wie die „Träumerei auf dem römischen Campo Vaccino“, enthält viel Sinnreiches, doch erscheint es in der Form durchaus nicht meisterhaft. Die gesammelten Gedichte Grillparzer's werden uns daher gewiß viel Anmuthendes bringen, aber auch die paradoxe Thatsache bestätigen, daß Grillparzer wie Palm und die andern österreichischen Dramatiker in ihren Dramen bessere Lyriker sind als in ihren lyrischen Gedichten. Sie sind eben Situationslyriker; an einer bestimmten Situation, wie sie das Drama darbietet, entzündet sich ihr lyrisches Feuer, während es sonst im allgemeinen Aether stofflos verglüht. In neuester Zeit sind von den österreichischen Zeitungen sehr viele Epigramme Grillparzer's veröffentlicht worden, die sich durch das Herbe und Kernhafte ihrer Form auszeichnen. Der Inhalt, soweit er ästhetischer Art ist, bietet uns freilich nur das Programm der zeitfremden akademischen Schule, und die Urtheile über Anastasius Grün und die politischen Lyriker erscheinen einseitig und nicht ohne Verbitterung. Großen Erfolg hatte Grillparzer's Radeky-Lied mit dem Schlagvers: „In deinem Lager ist Oesterreich“, der in Oesterreich eine patriotische Begeisterung erweckte. Und doch wol mit Unrecht. Als Ausdruck einer politischen Thatsache mochte er zutreffend erscheinen, doch die Staatsidee Oesterreichs darf für die ideale Auffassung wol nicht auf der Spitze der Bajonnete schweben.

Man hat in neuester Zeit Sentenzen aus Grillparzer's Werken gesammelt.\*) Bei dem schönen und klaren Gepräge der meisten und bei einer goethistrend edeln Haltung vermißt man in ihnen doch jene Prägnanz, wie sie Schiller seinen Sentenzen zu geben wußte, jenes Dauernde, Ewige, das sich der Mitwelt einprägt und der Nachwelt unvergeßlich bleibt. Keine dieser Sentenzen lebt im Munde des Volkes und wird in ihm leben. Dies führt uns zum Abschlusse unserer Charakteristik.

\*) Vgl. Alwin Mollath, „Geistesperlen, Anthologie aus den dramatischen Werken von Franz Grillparzer“ (Wien, Perles, 1872).

Grillparzer ist ein hochbegabter Dichter, und Oesterreich hat alles Recht auf ihn stolz zu sein, sowie Deutschland die Pflicht, mehr als bisher seine Dichtungen zu beachten; doch niemals kann er mit Goethe und Schiller in Eine Linie gestellt werden; solche Ueberschwenglichkeit richtet sich selbst als Kritikalosigkeit. Vielleicht hätte sich sein ursprüngliches Talent in einer andern Zeit als der Metternich'schen Epoche, unter andern Lebensinflüssen als denen einer engherzigen Bureaucratie zu wahrhaft nationalen und unsterblichen Werken aufgeschwungen. Ein großer Dichter ist nur derjenige, der auf der Höhe seiner Zeit steht, ihren ganzen Gedankeninhalt in unvergänglichen Gestalten ausdrückt und selbst die geistige Führung übernimmt für die folgenden Geschlechter. So war es bei Goethe und Schiller. Grillparzer's Gedankenwelt ist nicht reich, nicht umfassend, nicht vom Streben der Zeit erfüllt und dasselbe läuternd; er lehnte sich in seinen Schöpfungen bald an Goethe, bald an Calderon, bald an die Antike an; er benutzte bei seinen Compositionen die oft veralteten Schlüssel verschiedener Völker und Zeiten und huldigte der akademischen Richtung in dieser Hingabe an die mannichfachsten Formen. Ihm fehlt das Gewaltige, Bezwingende einer großen Originalität, ihm fehlt der begeisternde Genius des Jahrhunderts. Er war ein schönes Talent, aber er war kein dichterisches Genie ersten Ranges, und seinem Andenken ist mit solcher Ueberschätzung nicht gebient, da die Reaction gegen dieselbe unfehlbar eintreten wird und mit ihr auch die Ungerechtigkeit gegen das Schöne und Erfreuliche, welches dem künstlerischen Empfinden so vielfach in seinen Werken entgegentritt.

---

# Der Krieg Deutschlands gegen Frankreich 1870 und 1871.

Von

Karl Junck.

Vom Beginn des Krieges bis zur Capitulation von Sedan.

IV.

1) Die strategisch-taktischen Wechselbeziehungen der drei deutschen Armeen nach Ueberschreitung der französischen Grenze. General Frossard's exponirte Lage hinter der Saarlinie. Die ursprünglichen Dispositionen des Prinzen Friedrich Karl für den 6. Aug. Warum das Corps Frossard an diesem Tage angegriffen wurde. Selbständigkeit der deutschen Unterfeldherren. Die Bewegungen und Stellungen der beiderseitigen Truppen am 6. Aug.

Wir haben über die Schlachten bei Weißenburg und Wörth berichtet, welche dem linken Flügel der großen deutschen Operationsarmee den Elsaß und die D<sup>é</sup>filés der Vogesen öffneten und damit den weitem Vormarsch an die Linie der Mosel ermöglichten. An demselben Tage aber, wo Mac-Mahon bei Wörth geschlagen und zum Rückzuge nach der Mosel genöthigt wurde, öffnete sich auch der rechte deutsche Flügel oder die I. Armee unter General von Steinmeß, unterstützt von dem deutschen Centrum oder der II. Armee, unter dem Prinzen Friedrich Karl, den Weg nach Lothringen und zwar durch das siegreiche Treffen bei Saarbrücken, wo das Corps des Generals Frossard geschlagen und zurückgeworfen wurde. Während so die drei siegreichen Heere von Norden und Osten her sich auf dem Plateau von Lothringen vorwärts bewegen und bereits am 11. Aug. die Verbindung zwischen der II. und III. Armee hergestellt worden war, sehen wir den geschlagenen rechten Flügel der Franzosen und zwar in halber Auflösung sich über Nancy und Toul hinter die Mosel und Maas zurückziehen, während die in Front und rechter Flanke nunmehr stark bedrohte französische Rheinarmee (Centrum und linker Flügel) ihre Concentrirung weiter rückwärts an der Mosel und zwar nächst dem starken Waffenplaz Metz zu bewerkstelligen sucht, diesen vorläufig als Stützpunkt sich ansehend.

Wir wenden uns nunmehr den wichtigen Ereignissen an der Saarlinie zu, deren ganze Bedeutung erst durch die Beziehung zu den gleichzeitigen Vorgängen im Elsaß hervortritt.

Prinz Friedrich Karl mit seinem Stabe traf einen Tag nach dem Treffen bei Weißenburg in Kaiserslautern ein. Während um diese Zeit sich erst die T<sup>é</sup>ten der II. Armee der Saarlinie näherten, waren die langen Marschcolonnen derselben noch in voller Bewegung vom Rheine her, wobei allerdings die Ausläufer des deutschen Eisenbahnnetzes

in und nächst der Rheinpfalz dieser Bewegung sehr zu statten kamen, und zwar derart, daß selbst noch am Schlachttage von Saarbrücken einzelne Truppentheile der II. Armee auf den Schienenwegen in die Gefechtslinie herangezogen wurden.

Die Armee des Prinzen Friedrich Karl, das Centrum der gesammten deutschen Streitkräfte bildend, war numerisch die stärkste unter den drei deutschen Armeen, denn sie war zusammengesetzt aus dem Gardecorps, dem 3., 4., 9., 10. und 12. Armeecorps sowie der 5. und 6. Cavaleriedivision; sie zählte somit 146 Bataillone Infanterie, 10 Jägerbataillone, 148 Escadrons, 6 $\frac{1}{4}$  Pionnier-, 6 $\frac{1}{4}$  Trainbataillone und 534 Geschütze mit einer Gesamtsstärke von ungefähr 206000 Mann. In der II. Armee lag daher für den fernern Gang der Dinge die Entscheidung, während der deutsche rechte Flügel oder die I. Armee unter General von Steinmetz nur 61000 Mann stark, also numerisch die schwächste und darum angewiesen war, sich an die Armee des Centrums anzulehnen. Aus diesem Grunde war denn auch von Haus aus die Disposition getroffen worden, daß General von Steinmetz mit dem rechten Flügel der II. Armee an der Saar sich derart in Verbindung zu setzen habe, daß beim Vorgehen auf französischem Boden beide Armeen sich gegenseitig taktisch unterstützen konnten. Die I. Armee sollte denn auch am 6. Aug. noch nicht die Offenstve ergreifen, sondern nur bis zum Saarabschnitt vorgehen und diesen festhalten, um das Vorrücken der noch im Aufmarsche befindlichen II. Armee zu erleichtern, das im übrigen wiederum von den Erfolgen abhängig gemacht werden mußte, welche die Armee des Kronprinzen nach dem Tage von Weißenburg weiter erringen würde. Offenbar lag es dabei in der Absicht des Prinzen Friedrich Karl, durch ein möglichst rasches Vorschieben seines linken Flügels auf der Straße Homburg-Blieskastel an die Saar, namentlich des 10. Corps, Voigts-Rhetz, in der Richtung auf Saargemünd, die Stellung des Gegners nächst der Saar in dessen rechter Flanke zu umfassen und zu bedrohen und hierdurch gleichzeitig den Vormarsch der I. Armee über diesen Fluß hinaus zu erleichtern.

General Frossard aber mit seinem Corps befand sich in der Stellung zwischen Forbach und Saarbrücken in nicht minder exponirter Lage als zwei Tage früher General Abel Douay an der Lauter bei Weißenburg, und ungeachtet er seinen Reserven ebenso nahe stand als letztgenannter General und gleich diesem einen Schienenweg im Rücken hatte, der bis zu seiner Stellung reichte, so mußte er nach dem Vorgange bei Weißenburg dennoch an einer rechtzeitigen Unterstützung zweifeln, falls er in seiner Position angegriffen und festgehalten wurde. Jedenfalls mußte er darauf gefaßt sein, in der Stellung zwischen Saarbrücken und Forbach von der deutschen II. Armee flankirt zu werden.

Faßt man diese Lage näher ins Auge, so ergibt sich von selbst, daß es deutscherseits geboten erschien, den General Frossard in seiner so sehr exponirten Stellung nicht eher ernstlich anzugreifen, als bis seitens der I. und II. Armee genügende Streitkräfte an der Saar aufmarschirt waren; dies war aber am 6. Aug. weder bei der einen noch bei der andern dieser Armeen der Fall, wie wir alsbald sehen werden. Prinz Friedrich Karl hatte denn auch beschlossen, und zwar unter gleichzeitiger Mitwirkung der I. Armee, erst am 7. Aug. mit allen bis dahin an der Saar angelangten Streitkräften den Gegner anzugreifen und über die Saar hinaus auf dem Plateau von Lothringen vorzurücken, um der Armee des Kronprinzen die Hand reichen zu können. Nach der ursprünglichen Disposition des Prinzen Friedrich Karl vom 5. Aug. sollten am folgenden Tage die Avantgarden des 3. Corps, von Alvensleben II. (von der II. Armee) und des 7. Corps, von Zastrow (von der I. Armee), verdeckt durch die leichte Cavalerie der 5. Cavaleriedivision, von Rheinbaben, bis an die Saar vorrücken. Es lag somit nicht in der Absicht des Feldherrn, schon an diesem Tage den Angriff zu beginnen.

Zwei Dinge scheinen diesen Entschluß des Obercommandos verrückt zu haben und die Veranlassung gewesen zu sein, daß das Corps Frossard schon am 6. Aug. angegriffen

wurde: nämlich die Besorgniß, welche man in dem deutschen Hauptquartier hegte, der Gegner werde seine Stellung noch an diesem Tage verlassen und sich auf die französische Hauptmacht zurückziehen; ebenso aber auch die Kampflust der Truppen selbst, welche die bei Weißenburg erfochtenen Erfolge bis zum Aeußersten gesteigert hatte. Der Leser weiß, daß auch der Angriff der III. Armee auf die Stellung des Marschalls Mac-Mahon nicht am 6., sondern für den 7. Aug. beabsichtigt war, weil es eben in der Intention des Kronprinzen lag, vorher seine Armee erst näher an den Feind heranzuführen und zu concentriren, um dann mit geruhtern und überlegenen Kräften zum Angriffe schreiten zu können. Wenn nun auch von den Unterbefehlshabern mit Zug und Recht verlangt werden kann, daß sie sich streng an die Dispositionen des Feldherrn zu halten haben, so lassen sich doch unmöglich immer so unumstößliche Befehle ertheilen, daß nicht die auf eigener oder feindlicher Seite unverhofft eintretenden Verhältnisse die ursprünglichen Entschlüsse ändern könnten, und gerade darum ist auch der eigenen Initiative der Unterfeldherren in den meisten Fällen eine gewisse Freiheit der Entschliebung eingeräumt. Andernfalls würden oft die günstigsten Chancen für strategische und taktische Erfolge verloren gehen. Die Kriegsgeschichte ist reich an improvisirten Schlachten, wie es die von Wörth und Saarbrücken waren, aber nirgends mehr tritt die Selbstthätigkeit der Unterfeldherren hervor als auf deutscher Seite in diesem Kriege: sie wußten den Umständen des Augenblicks in jeder Weise gerecht zu werden und sofort ein Gefecht zu beginnen, wenn dies für die Durchführung der Hauptaufgabe ersprießlich schien. Wie sehr sie nach den gerade abwaltenden Umständen und den Erfordernissen des Moments ihre Entschliebung selbständig zu treffen wußten, dafür spricht ganz besonders der Beginn und Verlauf des Treffens bei Saarbrücken. Die Geschichte hat vielleicht kein zweites Beispiel aufzuweisen, in welchem eine selbständigere Handlungsweise der Generale sich bekundet, als dies in dem Kampfe am 6. Aug. an der Saar auf deutscher Seite der Fall war, und nie hat die alte Regel für Truppenführer: in der Schlacht dem Kanonendonner zuzumarschiren und seine Mahnung als den höchsten Befehl zu erachten, eine bessere und allseitigere Anwendung gefunden als gerade an diesem Tage.

Betrachten wir nunmehr die Bewegungen und Stellungen der beiderseitigen Truppen am 5. und 6. Aug. Die Armee des Generals von Steinmetz stand am Morgen des 6. ungefähr zwei Meilen nördlich von der Saar. Das 7. Armeecorps, von Zastrow, den rechten Flügel bildend, hatte infolge des tags vorher erhaltenen Befehls die 14. Infanteriedivision, von Ramede, nach Gütchenbach ( $1\frac{1}{4}$  Meilen nördlich von Saarbrücken), die 13. Infanteriedivision, von Glümer, aber nach Püttlingen (im Thale der Rüller,  $\frac{3}{4}$  Meilen südwestlich von Gütchenbach) in Marsch gesetzt. Die Avantgarde dieses Corps schob ihre Vorposten gegen die Saar zu vor; General von Zastrow hatte zu seinem Hauptquartier Dilsburg bestimmt (nördlich und unweit von Gütchenbach im Thale der Rüller).

Vom 8. Armeecorps, von Göben, standen an diesem Tage die Divisionen hintereinander und zwar die 15. Infanteriedivision, von Belgien, bei Holz ( $\frac{1}{2}$  Meile nördlich von Gütchenbach), die 16. Infanteriedivision aber im Thale des Fischbaches, bei dem gleichnamigen Orte,  $\frac{3}{4}$  Meilen östlich von Gütchenbach.

Wir wenden uns jetzt zu der II. Armee. Prinz Friedrich Karl nahm am 6. Aug. sein Hauptquartier in Homburg an der pfälzischen Eisenbahn, bis wohin auch das 12. oder sächsische Armeecorps vorgerückt war. Von hier aus erließ derselbe folgenden Armeebefehl: „Soldaten der II. Armee! Der Kaiser Napoleon hat ohne allen Grund an Deutschland den Krieg erklärt, er und seine Armee sind unsere Feinde. Das französische Volk ist nicht gefragt worden, ob es mit seinen deutschen Nachbarn einen blutigen Krieg

führen wolle, ein Grund zur Feindschaft ist nicht vorhanden. Seid dessen eingedenk den friedlichen Bewohnern Frankreichs gegenüber, zeigt ihnen, daß in unserm Jahrhundert zwei Culturvölker selbst im Kriege miteinander die Gebote der Menschlichkeit nicht vergessen. Denkt stets daran, wie euer Aeltern in der Heimat es empfinden würden, wenn ein Feind, was Gott verhüte, unsere Provinzen überschwenmte. Zeigt den Franzosen, daß das deutsche Volk nicht nur groß und tapfer, sondern auch gesittet und edelmüthig dem Feinde gegenüber ist.“

Das 3. Armeecorps, von Alvensleben II., hatte mit der 5. Infanteriedivision, von Stülpnagel, Neunkirchen (zwei Meilen westlich von Homburg an der Bahn nach Saarbrücken) erreicht; die Avantgarde dieses Corps sollte am 6. Aug. mittels der Bahn bis an die Saar vorgeschoben werden. Die leichten Regimenter der 5. Cavaleriedivision von Rheinbaben wurden zur Recognoscirung und zum Verschleiern des Anmarsches vorausgeschendet. Etwas weiter zurück und östlich vom 3. befand sich das 10. Armeecorps, von Voigts-Nheß, bei Sanct-Wendel.

Dem 12. Armeecorps folgte auf derselben Straße am 6. Aug. das Gardecorps, in die Etappen zwischen Kaiserslautern und Homburg einrückend; unmittelbar vor diesem Corps marschirte ebendort das 9. Armeecorps, von Manstein, nach Winnweiler. Das 4. Armeecorps, von Alvensleben I., den linken Flügel der II. Armee bildend, kam an diesem Tage bis auf die Höhe von Zweibrücken (1 $\frac{1}{2}$  Meilen südlich von Homburg), ihm voraus bewegte sich die 6. Cavaleriedivision, Herzog Wilhelm von Mecklenburg, am 6. Aug. schon bis an die französische Grenze östlich von Saargemünd streifend. Die Verbindung zwischen der I. und II. Armee war an demselben Tage zwischen den früher genannten Orten Sulzbach und Fischbach und zwar vorzugsweise durch zahlreiche Cavaleriepatrouillen hergestellt worden. Das walbige Terrain im Norden der Saar, insbesondere der ausgedehnte Köllertaleralwald, verbargen zum großen Theil dem Gegner die Bewegungen der deutschen Truppen bis zum letzten Augenblicke. Man wird im Hinblick auf die Stellungen und Entfernungen der letztern von Saarbrücken sofort erkennen, daß es nicht in der Absicht der deutschen Heerführung lag, an diesem Tage schon die Offensive gegen General Frossard zu ergreifen; um so bewundernswerther aber erscheint die Selbstthätigkeit der deutschen Corps- und Divisionscommandanten, als der Kanonendonner bei Saarbrücken ihnen verkündete, daß das Gefecht daselbst entbrannt sei: von diesem Moment an beherrschte nur der eine Gedanke ihr Handeln, so schnell wie möglich auf dem Gefechtsfelde anzulangen.

Fassen wir jetzt die Stellung des Generals Frossard vor der Schlacht näher ins Auge. Es wurde schon früher angedeutet, daß das aus drei Infanterie- und einer Cavaleriedivision bestehende 2. Armeecorps, Frossard, aus dem Lager von Châlons herangezogen worden war. Seine vollständigere Truppenstärke und Schlagfertigkeit mochte denn auch die Ursache sein, daß dieses Corps alsbald bis an den Abschnitt der Saar vorgeschoben wurde, wo es am 2. Aug. den früher erwähnten Theatercoup ausgeführt hatte. General Frossard hatte seit jenem Tage bis zum 6. Aug. in der Hauptsache seine alte Stellung südlich von Saarbrücken, zu beiden Seiten der Chaussée nach Forbach, auf den Speicherer Höhen und dem gleichnamigen Plateau beibehalten, dieselbe aber durch Batteriedeckungen, Schützengraben und andere künstliche Verstärkungen noch widerstandsfähiger gemacht, als die überaus starke Position schon ohnehin war.

Die 1. Infanteriedivision, Verget, bildete den linken Flügel der französischen Stellung, der sich bis über die Forbacher Bahn nach dem Dorfe Stiring, die 3. Infanteriedivision, Laveaucoupet, den rechten Flügel, der im Osten bis an die Straße nach Saargemünd sich ausdehnte. Die Vortruppen waren bis an die letzten Vorhöhen im Süden von

Saarbrücken vorgeschoben. Die 2. Infanteriedivision, General Bataille, war südlich von dem Orte Speichern, bei Eslingen aufgestellt. Als nächste Unterstützung stand auf der Linie Saint-Avold-Puttrelange, also zwei Meilen weiter rückwärts, das 3. Armeecorps, Bazaine, also in einer Entfernung, welche dieses Corps weniger zu einer für alle Fälle rechtzeitigen Unterstützung als vielmehr zur Aufnahme im Falle eines Rückzuges geeignet erscheinen ließ.

Marshall Bazaine hatte die vier Infanteriedivisionen seines Corps in folgender Weise disponirt: auf dem linken Flügel, längs der Bahn von Saarbrücken nach Metz, stand die 3. Division, Metmann, an dem Eisenbahnknoten bei Benningen; hinter ihr bei Saint-Avold die 4. Division, Decaen. Im Centrum bei Puttrelange (östlich von Saint-Avold) war die 2. Division, Castagny, aufgestellt; die 1. Division, Montandon, den rechten Flügel bildend, war bis in die Gegend von Saargemünd vorgeschoben und trat hier in Verbindung mit dem linken Flügel des 5. Corps, de Failly, das von der obern Saar bis über Bitsch hinaus längs der Grenze stand. Das 4. französische Corps, Ladmirault, endlich war Saarlouis gegenüber aufgestellt und hatte die Aufgabe, diesen festen Platz zu beobachten; weiter rückwärts aber, und zwar drei Meilen östlich von Metz, an der von da über Saint-Avold nach Saarbrücken führenden Bahn, hatte das Gardecorps, General Bourbaki, Stellung genommen, die Reserve des französischen linken Flügels und Centrums bildend.

Ein Blick auf diese Stellung der französischen Rheinarmee zeigt zur Genüge, daß man nach dem Tage von Weißenburg jeden Gedanken an eine Offensive aufgegeben hatte. Wol lag die Möglichkeit vor, die ebenerwähnten Corps der französischen Armee in Einem Tage an Einem Punkte der Saar concentriren zu können, aber zu einem Vorstoße über diesen Fluß hinaus waren die meisten dieser Corps noch immer nicht genügend operationsfähig, aus Gründen, die wir früher schon angeführt haben. Man verhielt sich französischerseits offenbar zuwartend, wollte die Ereignisse sich entwickeln lassen und demgemäß handeln. Bei solcher Lage hing das Weitere vorzugsweise davon ab, wie sich die Dinge im Elsaß bei dem vom Marschall Mac-Mahon befehligten rechten Flügel gestalten würden. An demselben 6. Aug. aber fielen die Würfel des Krieges sowol bei Wörth als auch bei Saarbrücken unglücklich für Frankreich, sodas die Rheinarmee, von Norden und Osten her gleichzeitig bedroht und in zwei Theile getrennt, sich zu einer Rückwärtsconcentrirung an der Mosel mit Anlehnung an den Stützpunkt Metz genöthigt sah.

2) Das Treffen bei Saarbrücken am 6. Aug. Der Anmarsch der deutschen Truppen an die Saarl Linie. Angriff der 14. Infanteriedivision, von Ramecke, und deren schwierige Aufgabe. Stand des Gefechts um 3 Uhr nachmittags und kritische Lage der 14. Infanteriedivision. Defensiv Haltung der Franzosen. Ankunft der deutschen Verstärkungen auf dem Gefechtsfelde. Angriff gegen die rechte Flanke Frossard's am Stifswalde. Stand des Gefechts bei Ankunft des Generals von Zastrow. Offensivstöße der Franzosen. Das Erscheinen der 13. Infanteriedivision in der linken Flanke Frossard's. Rückzug desselben. Gegensatz im taktischen Verhalten der französischen und deutschen Truppenführer. Der französische Hinweis auf die deutsche Uebermacht nur in seltenen Fällen begründet. Weidseitige Verluste am 6. Aug.

Nach dem vorausgeschickten Ueberblicke der beiderseitigen Truppenstellungen und Bewegungen, der im Zusammenhang mit der umstehenden Skizze dem Leser das Verständniß des nachfolgenden Gefechtsberichtes sehr erleichtern wird, wenden wir uns der Schilderung des Kampfes selbst zu.

Das 7. Armeecorps, von Zastrow, war in der Frühe des Morgens am 6. Aug. im Vorrücken gegen die Saar begriffen; die 13. Infanteriedivision, von Glümer, den rechten Flügel der I. Armee bildend, auf Püttlingen; die 14. Infanteriedivision, von Ramecke,

über Gütchenbach; beide Divisionen sollten ihre Vorposten längs der Saar und zwar im Westen von Bülklingen an bis Saarbrücken ausstellen. Von der II. Armee sollte die Avantgarde des 3. Armeecorps, von Alvensleben II., ebenfalls bis in die Gegend von Saarbrücken vorrücken und ihre Verbindung daselbst mit dem linken Flügel der I. Armee herstellen. Erst am 7. Aug. sollte die Hauptmasse der Letztern und ein weiterer Theil der II. Armee die Saarl Linie erreichen.

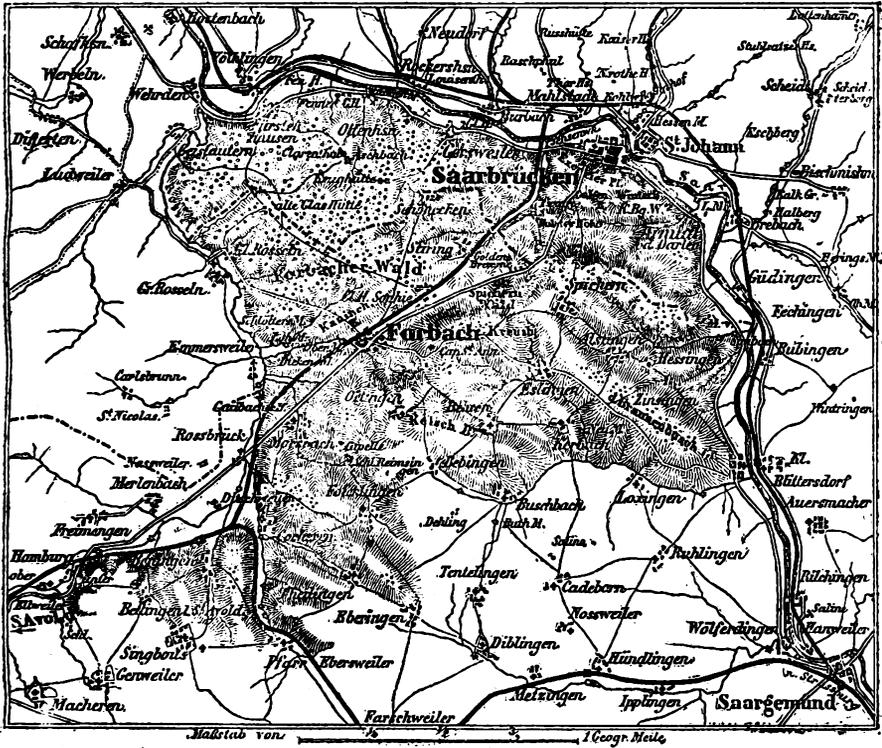
Die leichten Regimenter der 5. Cavaleriedivision, von Rheinbaben, kamen mit ihren Spitzen bereits zeitig am Morgen des 6. Aug. an der Saar an; die Avantgarde der 14. Infanteriedivision dagegen traf daselbst gegen 10 Uhr vormittags ein. Schon in den Morgenstunden desselben Tages gingen von den vorgesehneten Reconoscirungsabtheilungen der deutschen Cavalerie bei dem weiter rückwärts befindlichen General von Zastrow Meldungen ein, daß die Franzosen die seither besetzten Höhen im Süden von Saarbrücken, nämlich den Winterberg und Exercirplatz geräumt und sich auf das Plateau von Speichern (Spichern) zurückgezogen hätten. Spätere Meldungen des Generals von Ramecke bestätigten dies, mit dem weitem Beifügen, daß französische Truppentheile bei Forbach die Eisenbahn besetzten. Diese letztere Nachricht erwies sich später als falsch, dagegen hatte General von Frossard in der vorausgegangenen Nacht allerdings seine Vortruppen von den unmittelbar am linken Ufer der Saar befindlichen Höhen zurückgezogen.

Dieser Umstand mochte um so mehr die Veranlassung sein zu der Annahme des Generals von Ramecke, daß der Feind im Begriff sei, seine Position zu verlassen und sich auf Saint-Wolb zurückzuziehen, als es in der That schwer begreiflich erschien, warum Frossard die das Saarthal und die Flußübergänge bei Saarbrücken beherrschende Stellung in der unmittelbaren Nähe dieser Stadt geräumt hatte, da doch diese Vortruppen hinlänglich unterstützt und zu jeder Zeit aufgenommen werden konnten von dem Gros seines Corps. So viel muß als feststehend erachtet werden, daß diese Räumung der nördlichsten Vorhöhen des Plateau von Speichern in General von Ramecke den Entschluß wach rief, die Saar zu überschreiten, die feindliche Arrièregarde anzugreifen und womöglich über den Haufen zu werfen. Hierin lag somit die Veranlassung, daß der General von den für diesen Tag erlassenen Dispositionen abweichen zu müssen glaubte; sein dadurch mit dem Gegner herbeigeführtes Engagement führte die für den 7. Aug. beabsichtigte Action schon am 6. herbei, und zwar allerdings unter den für die deutschen Waffen schwierigsten und bedenklichsten Verhältnissen, welche für die 14. Infanteriedivision leicht zu einer Katastrophe hätten führen können, wenn General Frossard im Beginn des Kampfes besser orientirt gewesen wäre über die wahren Verhältnisse seines Gegners, und von seiner Uebermacht rechtzeitigen Gebrauch gemacht hätte.

Um dem vermeintlich abziehenden Feinde zu folgen, passirte gegen 11 Uhr morgens die Cavaleriedivision Rheinbaben Saarbrücken, dessen Bewohner, eingedenk ihrer seitherigen ernststen Besorgnisse und Leiden, dieselbe mit patriotischem Jubel empfingen und neu aufathmeten. Diese Reiterregimenter nahmen alsbald am linken Ufer der Saar Stellung, während gleichzeitig einige Schwadronen nach Speichern zu entsendet wurden, um nähere Nachrichten über den Feind einzuziehen. Unmittelbar hiernach überschritt auch die 14. Infanteriedivision theils auf der Eisenbahnbrücke, theils in der Stadt die Saar. Die vorerwähnten Escadrons waren kaum auf der nächsten Höhe im Süden der Stadt angekommen, als sie auch schon von dem Feuer der auf den Speicherer Bergen postirten französischen Batterien empfangen wurden. Sie kehrten daher zurück mit der Meldung, daß sowol die Thalsenkung vor diesen Bergen als auch letztere selbst vom Feinde stark besetzt seien; für einen Rückzug desselben lagen keine Anzeichen vor.

General von Ramecke befand sich nunmehr in einer eigenthümlichen, geradezu kritisch zu nennenden Lage. Mit Recht haben sich militärische Stimmen vernehmen lassen, das

Engagement der 14. Infanteriedivision sei ein ungeheueres Wagnisstück gewesen, zu dem eine absolute Veranlassung kaum vorhanden gewesen sei. Nachdem man aber einmal so weit gegangen und ernsthaft engagirt war, blieb denn in der That dem General kein besseres taktisches Verfahren übrig, als den Feind mit Nachdruck anzugreifen und dessen eigener Offensive zuvorzukommen. Er mußte in der Lage, worin er sich infolge einer irrthümlichen Meldung befand, schnell einen Entschluß fassen: wieder zurückzugehen hinter die Saar, noch dazu angesichts des Feindes, mochte in seinen Augen eine moralische Niederlage bedeuten; auf den Höhen bei der Stadt stehen zu bleiben, hier etwa, die beiden Brückendefiles im Rücken, sich vom Gegner selbst angreifen zu lassen, konnte am wenigsten in seiner Absicht liegen. Er wählte in dieser sehr kritischen Lage den einzig richtigen und besten Ausweg: er ging, der Unterstützung der weiter rückwärts befindlichen Truppen vertrauend, zu beiden Seiten der Straße Saarbrücken-Forbach selbst zum Angriff des Feindes vor.



Die 14. Infanteriedivision, welche infolge der Terrainbeschaffenheit vorerst nicht auf die directe Mitwirkung der 5. Cavaleriedivision rechnen konnte, hatte nunmehr eine der schwierigsten Aufgaben zu lösen. Zunächst hatte sie von der Höhe des Exercirplatzes aus die südlich vorgelegene Thalmulde, die sich von Drahtzug nach Sanct-Annual erstreckt, und zwar im feindlichen Feuer zu passiren, und erst nachdem dies geschehen, stand sie vor den zum Theil steilen und vielfach bewaldeten Höhen von Speichern, deren Hänge von der hinter Schulterwehren gedeckten feindlichen Artillerie und der in zahlreichen Schützengraben postirten Infanterie vertheidigt wurden. Eine Flankirung aber des Gegners verbot sich bei den gemessenen Kräften, welche dem General von Kamecke zu Gebote standen, von selbst; ihm blieb nur das Eine übrig: gegen die so überaus starke Front des Gegners vorzustürmen. Nur das äußerste Wagnis und ein todesmuthiges Draufgehen

konnte den General Terrain und Zeit gewinnen lassen bis zur Ankunft der Verstärkungen, wobei allerdings, und wenn noch so haushälterisch mit den zu Gebote stehenden Kräften umgegangen wurde, große Verluste in Aussicht standen. Das Vertrauen, welches der entschlossene Divisionscommandant hierbei in seine braven Truppen setzte, sollte von diesen glänzend gerechtfertigt werden. Ihrer seltenen Zähigkeit und Ausdauer, ihrer über jedes Lob erhabenen Bravour in dem nun entbrennenden Kampfe, gegenüber einem numerisch überlegenen, tapfern und alle Vortheile einer überaus starken Stellung innehabenden Feinde, ist es zunächst zu danken, daß diese Division vor einer Katastrophe bewahrt blieb, wobei allerdings in Betracht kommt, daß General Frossard bei Beginn des Kampfes keine Ahnung gehabt zu haben scheint von der Stärke seines Gegners, weil es andernfalls ihm ein Leichtes hätte sein müssen, denselben auf die in dessen Rücken befindlichen Döfils zurückzuwerfen.

General von Kamecke hatte seinem Corpscommandanten, von Zastrow, bereits am frühen Morgen die Meldung erstattet, daß der Feind die Höhen unmittelbar im Süden von Saarbrücken geräumt habe und von Forbach aus mittels der Eisenbahn Truppen zurückbefördere. Zastrow erhielt diese Meldung gegen 10 Uhr morgens auf dem Marsche nach Dilsburg (zwei Meilen nördlich vom Gefechtsfelde im Thale der Köller), und da dieselbe durch eine gleichlautende Meldung von der 5. Cavaleriedivision Bestätigung erhielt, so faßte er alsbald den Entschluß, das 7. Armeecorps bis an die Saar heranzuführen, und erließ demgemäß folgenden Tagesbefehl: „Die 13. Infanteriedivision marschirt über Böttlingen und Wehrden, schiebt ihre Avantgarde über die Saar auf Forbach und Ludweiler vor und orientirt sich über die Stärke und Absicht des Feindes bei Forbach. Die 14. Infanteriedivision verstärkt ihre Avantgarde, behält mit dieser bei Saarbrücken auf dem linken Saarufer eine geeignete Aufstellung und dirigirt ihr Gros über Mendorf auf Rodershausen. Patrouillen sind auf Forbach vorzusenden. Die Corpsartillerie folgt auf Böttlingen.“

In der Absicht des Corpscommandanten lag es somit, durch die vorerwähnte der 13. Infanteriedivision zugewiesene Flankenbewegung auf Forbach sich nähere Kenntniß über die Stellung und das Vorhaben der Franzosen zu verschaffen, um seinen für den 7. Aug. beabsichtigten Angriff dadurch vorbereiten zu können. Zugleich aber geht aus diesem Befehl hervor, daß General von Zastrow, der um jene Zeit noch keine Ahnung haben konnte von der mittlerweile so sehr veränderten Lage der 14. Infanteriedivision, über diese noch disponiren zu können glaubte. Erst drei Stunden später traf bei ihm die weitere Meldung des Generals von Kamecke ein, daß seine Division bereits die Saar überschritten und Stellung am linken Ufer derselben genommen habe.

Kurz vor 12 Uhr eröffnete die 27. Infanteriebrigade, von François, das Gefecht, indem das Füsilierregiment Nr. 39 die mehrerwähnte Thalmulde durchschritt, um an die Speicherer Höhen zu gelangen. Ihm folgte in zweiter Linie das 1. hannoversche Infanterieregiment Nr. 74. Im wirksamsten Geschützfeuer des Feindes, der insbesondere durch eine Batterie von 12 Geschützen auf der Höhe östlich von Stiring den Zugang zu den Speicherer Bergen bestrich, ebenso von einem lebhaften Chassepotfeuer schon auf große Distanzen empfangen, legten diese Regimenter den Weg bis zu den letztgenannten Bergen zurück, sich hier im coupirten Terrain einnistend. Der 27. folgte etwas später die 28. Infanteriebrigade, von Wogna, sich gegen den französischen linken Flügel und zwar gegen Stiring wendend, das von Truppen der Division Berger besetzt war. Diese Brigade drang zwischen der Eisenbahn und Chaussee, die nach Forbach führen, vor, kam alsbald in ein noch heftigeres Artillerief Feuer, bis sie hinter Drahtzug den Wald betrat und sich bei ihrem Vorrücken gegen Stiring in ein immer heftiger werdendes Waldgefecht verwickelt sah. Vergeblich waren alle Anstrengungen hier, das letztgenannte Dorf weg-

zunehmen: der Feind erwies sich überlegen stark und hatte alle Vortheile des coupirten Terrains auf seiner Seite.

General von Ramecke hatte seine 4 Divisionsbatterien der 28. Infanteriebrigade folgen und auf der zwischen der vorerwähnten Chaussee und Eisenbahn gelegenen Fölkster Höhe auffahren und damit eine Position einnehmen lassen, die allerdings zur Behauptung des bis jetzt errungenen Terrains wesentlich beitrug, aber auch dem furchtbaren Feuer des an Artillerie überlegenen Feindes gegenüber die ganze Standhaftigkeit der eigenen auf die härteste Probe stellte. In der Tiefe zwischen dem Galgenberge und Drahtzug stellten sich das 11. und 15. Fusarenregiment auf; etwas weiter östlich hiervon, zwischen dem Winterberge und den Speicherer Höhen in dem Grunde, postirte sich die 5. Cavaleriedivision.

Die 14. Infanteriedivision setzte den unter so ungünstigen Verhältnissen begonnenen Kampf mit der größten Zähigkeit fort, wohl wissend, daß für sie schon alles gewonnen sei, wenn sie sich so lange auf dem occupirten Terrain behauptete und den Gegner festhalte, bis Verstärkungen herangekommen seien. Allerdings stießen die westlich der Forbacher Chaussee gegen den feindlichen linken Flügel im Waldgefecht befindlichen Bataillone auf immer größern Widerstand, sodaß ihr Vorgehen stockte und sie selbst sich in die Defensive versetzt sahen; immerhin aber gelang es der aufopfernden Ausdauer der Infanteriebrigade Wozna, die bereits arge Verluste erlitten hatte, das Gefecht zum Stehen zu bringen. Aber noch ungleich größere Schwierigkeiten hatte die 27. Infanteriebrigade, von François, zu überwinden. Von dem immer heftiger werdenden Feuer des Gegners empfangen, gelangte sie bis zu den nördlichen, steilen und zum Theil bewaldeten Abhängen des Plateau von Speichern, die von dichten und wohlgedeckten Schützengruppen besetzt waren. Die deutschen Bataillone erlitten hier schwere Verluste und vermochten nicht weiter vorwärts zu kommen, sodaß der Frontalangriff hier keine Aussicht auf Erfolg bot. Hier fiel auch der tapfere Brigadecommandant von François.

Unter solchen Verhältnissen entschloß sich General von Ramecke, abermals längs der Eisenbahn gegen Stiring zu offenstüb vorzugehen; doch zu einem kräftigen Stoße in dieser Richtung und einer ernstlichen Bedrohung des französischen linken Flügels (Division Verget) waren seine Kräfte zu schwach.

Die Lage war somit für General von Ramecke eine ungemein ernste geworden. Er war seit drei Stunden im heftigsten Kampfe begriffen, der große Opfer und ungeheure Anstrengungen gekostet hatte, und das Gefecht kam nicht mehr vom Plage; alle Versuche eines offensiven Vorgehens auf Stiring waren gescheitert. Nicht glücklicher war man mit den Frontalangriffen gegen die Speicherer Höhen gewesen; das letzte Bataillon war in die Feuerlinie gezogen worden, eine Infanteriereserve somit nicht mehr vorhanden. Es war dies gegen 3 Uhr nachmittags.

Hätte General Frossard die wahre Lage des Gegners durchblickt und sich sagen können, daß er mehrere Stunden lang nur 12 Bataillone, 4 Batterien und die kaum in Betracht zu ziehende Divisionscavalerie sowie die 5. Cavaleriedivision sich gegenüber habe, es wäre ihm mit seiner Uebermacht ein Leichtes gewesen, um diese Zeit einen energischen Vorstoß gegen die Saar hin zu machen, wo dem Gegner, dessen Reihen ohnehin stark gelichtet waren, nur wenige Uebergänge zu Gebote standen. Aller Wahrscheinlichkeit nach wäre die 14. Infanteriedivision in diesem Falle von einer Katastrophe erreicht worden. Doch Frossard blieb indeß zuwartend in seiner starken Stellung stehen. Hier wie überall im ersten Abschnitt dieses Krieges ist bei den Franzosen eine defensive Haltung bemerkbar. Hervorragende Autoritäten behaupten, daß diese Haltung eine Folge der angeblich vom Marschall Niel empfohlenen Taktik gewesen sei: den Feind in schnell verschanzten Stellungen zu erwarten, ihn mit der Feuerwaffe zurückzuschlagen und dann erst zum Angriff überzugehen, ein

Verfahren, das die Franzosen aber bei Speichern nicht consequent durchführten. Richtiger wol erscheint die andere Annahme, daß diese Defensivbe nur die Folge der schnellen strategischen Offenstve der Deutschen gewesen. Hauptsächlich war es wol die Ueber- raschung des Anmarsches und die Minderzahl, welche sie zur taktischen Defensivbe zwang, wobei die Ueberzeugung von der Stärke der Verteidigung, von der Kraft der weittragen- den Feuerwaffen und dem Nutzen der Feldverschanzungen mag beigetragen haben, den Franzosen diese Defensivtaktik annehmbarer erscheinen zu lassen. Bei Weißenburg, bei Wörth, Speichern, bei Gravelotte und Sedan findet man die Franzosen defensiv fechtend. Sogar bei Mars-la-Tour, wo sie doch die allermeiste Ursache gehabt hätten, offensiv zu sein, waren sie es nur in sehr geringem Maße. \*)

Wir haben auf die bedenklich gewordene Lage des Generals von Kamecke hingewiesen. Doch die aufopfernden Anstrengungen der 14. Infanteriedivision, welche unter den denk- bar schwierigsten Umständen fast vier Stunden lang das Gefecht fortgesponnen und das eingenommene Terrain behauptet, damit also, was der Divisionscommandant von Haus aus wollte, Zeit gewonnen hatte bis zum Eintreffen der Verstärkungen. Diese An- strengungen sollten durch den Erfolg belohnt werden, denn die Unterstützungen nahten bereits von mehreren Seiten dem Gefechtsfelde.

Die diesem letztern am nächsten befindlichen Truppentheile waren die 5. Infanterie- division (3. Armeecorps), von Stülpnagel, und die 16. Infanteriedivision (8. Armeecorps), von Barnekow. Die Avantgarde der erstgenannten Division unter General von Döring, Commandeur der 9. Infanteriebrigade, stand bei Sulzbach und Duttweiler an der Bahn nach Saarbrücken. Reconoscirungsabtheilungen hatten den Kanonendonner bei Speichern gehört und brachten die Meldung zurück, daß die 14. Infanteriedivision heftig mit dem Feinde engagirt sei. Sofort erstattete General von Döring hiervon Meldung an das Hauptquartier des 3. Armeecorps nach Neunkirchen und brach mit den nächsten Bataillonen und einigen Escadrons nach Saarbrücken auf, gleichzeitig dem Gros seiner Brigade, den Regimentern Nr. 8 und 48, sowie 2 Batterien Befehl ertheilend, ihm zu folgen.

General von Alvensleben II. erhielt jene Meldung gegen 2 Uhr und ordnete sofort an, daß alle zunächst erreichbaren Truppen nach Saarbrücken aufbrächen, wobei die dahin führende Eisenbahn benutzt werden sollte. Von Neunkirchen aus wurden auf letzterer alsbald die Bataillone des brandenburgischen Grenadierregiments Nr. 12 nacheinander befördert. Bereits gegen 3 Uhr trafen von der 16. Infanteriedivision, von Barnekow, 3 Bataillone des hohenzollernschen Füsilierregiments Nr. 40, 3 Escadrons des rheinischen Husarenregiments Nr. 9 und 2 Batterien auf dem Schlachtfelde ein und wurden mit donnerndem Hurrah von den Bataillonen der 14. Infanteriedivision begrüßt. Der Leser kennt bereits das ebengenannte Regiment; es ist dasselbe, dem am 2. Aug. im Verein mit einigen Schwadronen des rheinischen Manenregiments Nr. 7 und 2 Geschützen, unter Befehl des Oberstlieutenants von Pestel, die Ehre zutheil wurde, das ganze Corps Frossard sich gegenüber in Gefechtslinie aufmarschiren zu sehen. Alsbald, nachdem das genannte Regiment die Saar überschritten hatte, griff es auf dem linken Flügel der 14. Infanteriedivision in das Gefecht ein.

Ungefähr gleichzeitig mit diesen Truppentheilen traf auch General von Döring mit 2 Bataillonen des brandenburgischen Infanterieregiments Nr. 48 auf dem Kampfplatze ein und nahm Stellung am Fuße des Winterberges, also in unmittelbarer Nähe des

\*) Interessante und lehrreiche Aufschlüsse hierüber findet man in der guten Schrift von A. von Boguslawski: „Taktische Folgerungen aus dem Kriege von 1870—71“ (Berlin, E. S. Mittler u. Sohn, 1872).

linken Flügels der im Gefecht begriffenen Division Ramecke. Diese Bataillone eröffneten sofort ihr Feuer gegen den äußersten rechten Flügel der französischen Division Laveaucoupet.

Vom 3. Armeecorps, Alvensleben II., war das Gros der 5. Infanteriedivision, von Stülpnagel, sowie das brandenburgische Infanterieregiment Nr. 20 von der 6. Infanteriedivision, von Buddenbrock, und 6 Batterien der Corpsartillerie in Marsch gesetzt worden; ihnen vorauseilend traf der Corpscommandant gegen 3 $\frac{1}{2}$  Uhr bei Saarbrücken ein.

General von Ramecke, wenngleich erst durch wenige Bataillone verstärkt, aber der gehobenen Stimmung seiner Truppen vertrauend, ging jetzt abermals zu einem Angriff auf die feindliche Front über, war aber dabei auch diesmal nicht glücklicher als früher: die Franzosen behaupteten ihre überaus starke Stellung mit zäher Ausdauer, verstärkt durch Theile der bei Speichern aufgestellten Reserve (Division Bataille). General von Ramecke befand sich hier der feindlichen Front gegenüber mutatis mutandis in der Lage des Generals von Kirchbach mit dem 5. Armeecorps bei Wörth. Auch dort wurden die größten und verlustvollsten Anstrengungen gemacht, den Gegner in der starken Front anzugreifen. Dieser Angriff gelang jedoch erst, als General von Bose mit dem 11. Armeecorps den rechten und General von Hartmann mit dem 2. bairischen Corps den linken Flügel des Gegners umfaßten und bebrängten, hierdurch aber die überaus schwierige Aufgabe des 5. Armeecorps erleichterten.

Das Vergebliche eines fernern Frontalangriffs erkennend, der außerdem große Verluste brachte, indem bei diesem zweifelhaften Ringen der Kampf stundenlang hin- und herwogte, entschloß man sich aufs neue zu einem Flankenangriff auf die Stellung des Generals Frossard. Stimmen doch jetzt schon alle über diesen Krieg erschienenen bedeutungsvolleren Schriften darin überein, daß der erkennbare Grundgedanke in der auf deutscher Seite befolgten Taktik der war: möglichst gegen die Flanken des Feindes zu operiren, weil der Angriff in der Front schwieriger sei. Dazu gehören nun freilich entsprechende Truppenkräfte, und diese fehlten dem General von Ramecke vor dem Eintreffen der Verstärkungen.

Mit dem Erscheinen der Truppen der 5. Infanteriedivision, von Stülpnagel, gestaltete sich die Lage günstiger; dieselben sollten den vorerwähnten Flankenangriff ausführen und zwar gegen die im Osten am weitesten, fast bastionartig gegen die Saar zu vorspringende mit dem Stiftswalde bedeckte Höhe des Plateau. Erst wenn hier auf dem äußersten rechten Flügel des Gegners Erfolge errungen, war für die Division Ramecke die Möglichkeit geboten, nun auch ihrerseits in der Front vorwärts kommen zu können.

General von Göben, Commandeur des 8. Armeecorps, war mittlerweile bei Saarbrücken angekommen und übernahm nunmehr die gesammte Gefechtsleitung, alsbald der beabsichtigten Umfassung des französischen rechten Flügels eine noch weitere Ausdehnung gebend. Es standen somit letzterm gegenüber und zwar in der Front die 27. Infanteriebrigade, von François, dann an den linken Flügel dieser Brigade sich anschließend das 40. Regiment, weiter links aber, dem Stiftswalde gegenüber, die eingetroffenen Bataillone des 3. Armeecorps, zunächst die 9. Infanteriebrigade, von Döring. Vier Bataillone dieser Brigade, die im Schnellmarsch von Sulzbach und Duttweiler auf den Kampfplatz geeilt waren, griffen nachmittags nach 3 Uhr den rechten feindlichen Flügel im Stiftswalde an, wobei sie durch den gleichzeitigen Angriff von zwei Bataillonen des 2. brandenburgischen Grenadierregiments Nr. 12 (10. Infanteriebrigade) äußerst wirksam unterstützt wurden und sich in dem Walde festsetzten.

Von den ungewöhnlichen Schwierigkeiten, welche bei diesem Angriff zu überwinden waren, von den enormen Verlusten, welche erlitten wurden, gibt die nachfolgende Schil-

derung eines preussischen Stabsoffiziers ein treues Bild. „Oberst von Reuter“, sagt derselbe, „an der Spitze des 1. Bataillons seines Regiments (es ist dies das oben genannte Grenadierregiment Nr. 12) auf dem Schlachtfelde anlangend, sah die Lücke in der Gefechtslinie zwischen dem hohenzollernschen Regiment und den Truppen des Generals von Döring. Es war der sogenannte Rothe Berg von Speichern, unbewaldet und von anscheinend unbesteigbarer Steilheit. Auf dem obern Rande der Höhe und dem hinter demselben sich ausdehnenden Plateau standen die aufmarschirten Infanteriemassen des Feindes und schleuderten ihr Feuer auf die beiden Halbbataillone, die noch keinen Schuß gethan, als die Reihen sich schon zu lichten begannen. Offiziere und Leute mußten hier bei Ausübung ihrer Pflicht sich dem sichern Verderben hingeeben sehen, um ein Loch in die Linie des Feindes zu bohren. Es galt nämlich, ohne dabei schießen zu können, mit turnerischer Geschicklichkeit die steile Wand zu erklettern und so den Mitrailleusen und dem tausendfältigen Geschwirr der Chassepottkugeln entgegenzustritzen. Einer der Führer, Hauptmann von Oppen, suchte dabei die Leute seiner beiden Compagnien mit der begeisterten Entschlossenheit eines in den sichern Tod gehenden Kriegers durch die Worte anzufeuern: «Leute, es muß sein — vorwärts mit Gott!» Kaum gesagt, stürzte er auch schon von mehreren Kugeln tödlich getroffen zusammen. Mit ihm verlor das Bataillon bald den größten Theil der Offiziere, die Leute zu Hunderten. Einer so brav als der andere.

„Das 2. Bataillon war dem 1. gefolgt. Mit gleicher Todesverachtung gingen auch diese Brandenburger gegen den steilen Berg vor, und hier ebenfalls stürzte der Führer, Hauptmann Johow, von vier Kugeln durchbohrt; die Mehrzahl der Offiziere wurde verwundet oder blieb auf dem Platze. Endlich hatte auch der tapfere Oberst von Reuter, zu Pferde voran, noch ehe der Berg erreicht war, die schwere Wunde empfangen, die ihm gleichfalls später das Leben kostete. Als mehrere hundert Mann von jedem Bataillon todt oder verwundet auf dem Felde der Ehre lagen — war der Berg erobert. Zu derselben Zeit hatte General von Döring mit seinen tapfern Bataillonen links daneben im Walde, auch unter schweren Opfern, den Feind mehr und mehr zurückgedrängt und war, als die 12er oben anlangten, bis zum jenseitigen Waldrande auf der Höhe angekommen. Nur Artillerie und Cavalerie fehlte noch zur Stelle, um auf dem rechten feindlichen Flügel diesseits die Behauptung des Plateau völlig gesichert zu sehen. Jedoch es schien unmöglich, hier aus dem Thale auf die steile Höhe Artillerie heraufzubringen. Das halbsprecherische Unternehmen mußte indeß, preussischer Art gemäß, versucht werden, und der mitanwesende Commandeur der Artillerie des Armeecorps, General von Bülow, fand sich mit seinen zwei disponibeln Batterien bereit, das Wagestück auszuführen. *Audacem fortuna juvat!* Die beiden Batterien des Majors von Lynker kletterten, kamen glücklich oben an und rückten sofort bis in die Schützenglinie vor, um mit der an unserer Artillerie bald so allgemein bewährten Sicherheit des Treffens den Erfolg des Angriffs zu entscheiden. Ein weiteres Vordringen war aber zunächst noch nicht möglich.“

Die soeben erkämpften Erfolge gegen den äußersten rechten Flügel der französischen Division Laveaucoupet ermöglichten es wiederum der 27. Infanteriebrigade, die ebenso steilen Höhen des Stifswaldes von Sanct-Annual (es liegt außerdem auch westlich von Forbach ein Stifswald) zu erklimmen. Unterstützt von dem hohenzollernschen Füsilierregiment Nr. 40 gelang es, sich in den Besitz des Waldes zu setzen, wobei diese Truppentheile ebenfalls große Verluste erlitten. Wohl hatte man nun auf dem nördlichen Theile der Speicherer Höhen festen Fuß gefaßt, indeß der Feind hatte das Plateau stark besetzt, und seine zahlreiche Artillerie beherrschte es noch vollkommen. Mittlerweile war General von Zastrow auf dem Gefechtsfelde angekommen, hatte von General von Üben den Oberbefehl übernommen und sich nach dem zwischen der Eisenbahn und Chaussee ge-

legenem Galgenberge begeben, um von da aus einen Ueberblick über den Stand des Gefechtes zu gewinnen und demgemäß seine weiteren Dispositionen namentlich für die herannahende 13. Infanteriedivision seines Corps treffen zu können. Es wogte um diese Zeit der Kampf am heftigsten längs der ganzen vom Feinde besetzten Linie. General von Zastrow fand folgende Gefechtslage:

Die 28. Infanteriebrigade von Woyna (7. Armeecorps), bestehend aus dem hannoverschen Infanterieregiment Nr. 77 und dem westfälischen Nr. 53, den äußersten rechten Flügel des Gesamtangriffs bildend, hatte sich auf der bewaldeten Hügelreihe längs der Eisenbahn im Norden von Stiring festgesetzt und sich daselbst mit aller Hartnäckigkeit gegen die französischen Angriffe behauptet. Etwas östlich davon auf der südlich vom Galgenberge gelegenen Folster Höhe sowie auf dem erstern selbst befanden sich starke Batterien des 7. und 8. Feldartillerieregiments auf das heftigste mit der feindlichen Artillerie engagirt. Am westlichen Abhange des Galgenberges waren die Husarenregimenter Nr. 9 und 15 aufgestellt. Eine Infanteriereserve fand von Zastrow nicht mehr vor. Die 5. Cavaleriedivision befand sich noch in ihrer frühern gedeckten Aufstellung in dem Grunde südlich vom Winterberge.

Von 5 $\frac{1}{2}$  Uhr an war das Gefecht auf der ganzen Linie zum Stehen gekommen; stundenlang hielten die wenigen deutschen Bataillone, von ihrer numerisch weit schwächeren Artillerie mit wahrer Aufopferung unterstützt, ihre eroberten Stellungen und wiesen mehrere Attaken des Gegners, deren Zweck es war, sie vom Plateau zu verdrängen, mit standhafter Ruhe zurück. Wohl gewannen die verhältnißmäßig schwachen Streitkräfte des Gegners in dieser ganzen Zeit kein Terrain mehr, aber sie hielten den eroberten Theil des Plateau allen Angriffen gegenüber fest, ebenso den Wald bei Stiring. Hierdurch war die Möglichkeit geboten, die ferner eintreffenden Verstärkungen sofort auf das Plateau heranziehen und da verwenden, gleichzeitig aber auch längs der Bahn in der Richtung auf Stiring und Forbach die linke Flanke Frossard's bedrohen zu können.

General Frossard, der anfänglich geglaubt hatte, nur mit einer feindlichen Recognoscirung zu thun zu haben, mußte sich wol schon längst überzeugt haben, daß es sich um einen Hauptangriff auf seine Stellung handle. Schon hieraus erklären sich denn auch die vorerwähnten Offensivstöße, die er gegen Abend machte und die theils in Linie, theils in Colonne ausgeführt wurden. Augenzeugen nahmen vier bis fünf Attaken theils in der Front, theils von Stiring aus wahr, bemerkten aber auch, daß die Angriffe der Franzosen immer matter wurden und daß sie, die früher in ihren gedeckten Stellungen verhältnißmäßig nur geringe Verluste gehabt hatten, bei diesen Offensivstößen nun ebenfalls enorme Einbußen erlitten und darum zuletzt nie die Kernschußweite des Zündnadelgewehres überschritten. Zum Gebrauche des Bajonnets kam es hierbei nie. Die von den Franzosen angenommene Defensivtaktik, die damit zusammenhängende Gewöhnung an zahlreiche künstliche Verstärkung des Terrains und die hieraus in den meisten Fällen resultirende Deckung gegen das feindliche Feuer machte sich in ihren Rückwirkungen auf die Attaken der Franzosen hier ebenso bemerkbar als bei Wörth.

Für General Frossard schwand aber die Aussicht, sich wiederum zum Herrn des ganzen Plateau zu machen, um so mehr, als es dem General von Bülow gelang, nach und nach mehr Artillerie auf dasselbe zu bringen. Nicht glücklicher wie hier verlief ein Angriff der Franzosen von Stiring aus gegen die Stellung der 28. Infanteriebrigade, von Woyna, im nahen Walde. Die deutschen Bataillone waren sich wohl bewußt, daß die Entscheidung des Tages abhänge von der standhaften Behauptung des von ihnen eroberten und bis dahin mit der äußersten Anstrengung vertheidigten Terrains; sie standen unerschütterlich fest, ungeachtet der aufreibenden Anstrengung des Tages.

Gegen 7 Uhr abends traf der Commandirende der I. Armee, General von Stein-

meis, auf dem Gefechtsfelde ein, enthielt sich jedoch, in die bereits getroffenen und sich entwickelnden Dispositionen des Generals von Zastrow einzugreifen. Um diese Zeit trafen auch die so schnellst erwarteten Verstärkungen vom 3. Armeecorps, von Alvensleben II., ein, bestehend aus dem 3. Jägerbataillon, dem Regiment Nr. 52, dem 2. Bataillon des Leib-Grenadierregiments Nr. 8 und dem Füsilierbataillon Nr. 12, zusammen 6 Bataillone mit 2 Batterien der Division von Stülpnagel. Diese frischen Truppen wurden sofort gegen den linken Flügel des Feindes vorgezogen, alsbald die Offensive in der Richtung auf Stiring ergriffen und dieses Dorf den Franzosen abgenommen.

So bedrohlich nun auch die Wegnahme dieses auf seiner nächsten Rückzugslinie gelegenen Ortes und die Zurückwerfung seines linken Flügels (Division Berger) dem General Frossard erscheinen mußte, so dürften doch auf seine endliche Entschließung, die so überaus starke Stellung auf den Speicherer Höhen zu räumen und den Rückzug anzutreten, noch andere Nöthigungen eingewirkt haben.

Der Leser weiß bereits, daß General von Zastrow schon am Morgen des 6. Aug., also zu einer Zeit, wo er von der spätern Entwicklung der Dinge bei Saarbrücken keine Ahnung haben konnte, vielmehr noch an der Annahme festhalten mußte, der Hauptangriff auf die französische Position werde nicht früher als am andern Tage erfolgen, die 13. Infanteriedivision, von Glümer, angewiesen hatte, bei Böllingen und Wehrden (1½ Meilen westlich von Saarbrücken) Stellung zu nehmen, mit der Avantgarde die Saar zu überschreiten und über Ludweiler, Kosseln und Forbach hinaus eine Reconnoissance vorzunehmen, insbesondere sich über die Stärke und Absichten des Feindes zu orientiren. Veranlaßt wurde dieser Befehl durch die bei General von Zastrow am Morgen eingetragene Meldung, wonach die Franzosen die Speicherer Höhen zu räumen begännen und bereits von Forbach aus Truppen per Bahn zurücksendeten. Es waren dies die Nachrichten, welche General von Ramecke zum Vorgehen gegen die feindliche Stellung bestimmten, die sich aber sehr bald als falsch erwiesen hatten.

Die Avantgarde der 13. Infanteriedivision hatte zwischen 2 und 3 Uhr die Saar bei Böllingen erreicht; das Gros derselben setzte sich dagegen nach 3 Uhr von Pittlingen aus dahin in Marsch. Sowol die bewaldeten Höhen als auch die ungünstige Windrichtung hinderten, daß General von Glümer den Schall der Kanonen von Speichern her vernehmen konnte. General von Zastrow, der gegen 3 Uhr vom Commandeur der 14. Infanteriedivision die Meldung erhalten hatte, daß diese Division bereits „in ein heftiges Infanteriegefecht verwickelt sei“, sandte nun sofort einen Offizier an General von Glümer, der um 5 Uhr bei demselben anlangte und ihm von dem Engagement der 14. Infanteriedivision Meldung erstattete. Sofort setzte sich nun die Avantgarde Glümer's in weitem Marsch, traf gegen 6 Uhr bei Ludweiler im Thal der Kosseln ein und nahm dann die weitere Richtung über Kosseln und Forbach, gefolgt von dem Gros.

Ungeachtet des schwierigen Terrains legte General von der Goltz, Commandeur der 26. Infanteriebrigade, mit dem die Avantgarde bildenden westfälischen Infanterieregiment und einer Batterie die eine starke Meile betragende Strecke von Ludweiler bis in den südlichen Theil des Forbacher Waldes, den sogenannten Frischwald, in zwei Stunden zurück, traf somit gegen 8 Uhr abends daselbst ein. Die Aufgabe des Generals mußte es jetzt sein, dem Gegner sofort seine Anwesenheit kundzumachen. Wohl hatte von der Goltz augenblicklich nur wenige Bataillone und Geschütze zur Hand, die noch dazu einen tüchtigen Marsch zurückgelegt hatten, aber alles kam darauf an, gegen Forbach zu, also im Rücken Frossard's, sich bemerkbar zu machen und kräftig zu demonstrieren. Der Kanonenschall von dieser Gegend her mußte einen um so größern Eindruck auf den Gegner machen, als die deutschen Bataillone hier aus dem ausgedehnten Forbacher Walde heraustraten und der Gegner somit über die eigentliche Stärke des ihn von da aus bedrohenden An-

griffes im Unklaren blieb. General von der Goltz konnte im übrigen auf baldige Unterstützung rechnen.

Alle Anzeichen sprachen dafür, daß von der Goltz den Gegner schon in seinen Rückzugsbewegungen fand. Aus dem Frischwalde debouchirend, ging er deshalb sofort gegen den vom Feinde besetzten, westlich von Forbach gelegenen und diese Stadt vollkommen beherrschenden Kaninchenberg vor, der nach hartnäckiger Verteidigung durch die Franzosen erst nach mehreren Stürmen genommen werden konnte. Alsbald zog General von der Goltz seine Geschütze auf die Höhe vor, um das vom Feinde besetzte Forbach selbst sowie die bei der hereinbrechenden Dunkelheit noch sichtbaren, in vollem Rückzuge befindlichen Massen des Gegners zu beschiefen. Die Wichtigkeit des an der Chaussee und Eisenbahn, also auf der nächsten Rückzugslinie der Franzosen gelegenen Städtchens Forbach ergibt sich ganz von selbst beim ersten Blick auf die Karte. General Frossard hatte deshalb zur Deckung seines Rückzuges diesen Ort sowol als den vorerwähnten Kaninchenberg besetzen lassen. Französische Quellen geben an, daß Forbach übereilt geräumt worden sei, und wenn General von der Goltz dem abziehenden Gegner nicht weiter nachfolgte, so geschah es, weil die Nacht hereingebrochen war und seine schwachen Streitkräfte an diesem Tage bereits bis zur Erschöpfung sich angestrengt hatten. Das Gros der 13. Infanteriedivision kam an diesem Tage nicht mehr bis Forbach.

Es ist anzunehmen, daß sowol die früher erwähnte Wegnahme von Stiring, in der linken Flanke Frossard's, sowie die größere Flankenbewegung der 13. Infanteriedivision auf Forbach zu, eine Bewegung, welche letztern so sehr bedrohte und von welcher er, wenn der Kundschaftdienst nur halb geschah, doch wol Kenntniß haben mußte, den französischen General zur Räumung seiner Stellung bestimmten. Das Erscheinen dieser Division auf der vorerwähnten Rückzugslinie, mittels deren die Franzosen auf dem kürzesten Wege Saint-Avold hätten erreichen können, hatte zur Folge, daß die Truppentheile des 2. französischen Corps nunmehr in südöstlicher Richtung zurückgingen, wie wir später sehen werden.

Es ist bereits angeführt worden, daß die Truppentheile der 16. Infanteriedivision, von Barnekow (8. Armeecorps), um 3 Uhr nachmittags auf dem Schlachtfelde eintrafen und sofort ins Gefecht eingriffen. Das Gros dieser Division aber traf in Folge der weiten Entfernung erst am Abend des 6. Aug. bei Saarbrücken ein und erhielt vom General von Steinmetz den Befehl, eine Reservestellung einzunehmen und in Bereitschaft zu bleiben, falls der Feind etwa in der Nacht einen Versuch zur Offensive machen sollte.

Es ist schwer begreiflich, wie es doch kam, daß dem General Frossard, der sich in ein mehr als achtsündiges Gefecht verwickelt sah, während des ganzen Verlaufes desselben auch nicht ein Bataillon zur Unterstützung vom Marschall Bazaine zugesendet wurde; als aber eine solche endlich anlangte, fand sie den erstern im vollen Abzuge aus seiner Position begriffen. Wenn auch das Corps Bazaine's südlich von Speichern auf der Linie Saint-Avold-Buttelange, also zum Theil zwei Meilen weit rückwärts aufgestellt war und daher, wie wir früher sagten, sich mehr zur Aufnahme des 2. Corps im Falle eines Rückzuges als zur rechtzeitigen Unterstützung eignete, so schloß dies doch keineswegs aus, daß auf die Meldung hin von dem Beginne des Gefechtes die an dem Eisenbahnknoten bei Beningen stehende 3. Division, Metmann, bis in die Gegend von Forbach vorgeführt werden konnte. Ebenso konnte die bei Buttelange stehende 2. Division, Castagny, näher an Forbach herangezogen und beide Divisionen dem General Frossard zur Verfügung gestellt werden. Wäre dann gleichzeitig die bei Saint-Avold aufgestellte 4. Division, Decaen, der die Eisenbahn zur Verfügung stand, noch bis Beningen herangezogen worden, während die 1. Division, Montaudon, nach wie vor zur Beobachtung der obern

Saarlinie in ihrer alten Stellung bei Saargemünd blieb; so hätten die beiden französischen Generale das Schicksal des Tages in ihrer Hand gehabt und die am 6. Aug. von deutscher Seite gegen die Disposition begonnene und geschlagene Schlacht aller Wahrscheinlichkeit nach einen für die deutschen Waffen keineswegs glücklichen Ausgang genommen.

Aber während man auf deutscher Seite eine gegenseitige wahrhaft mustergültige Unterstützung der Truppenführer untereinander zu constatiren hat und jeder General von dem zu ihm bringenden Kanonenschall seine Befehle zu entnehmen weiß, selbst auf die Gefahr hin, die letzten Kräfte seiner Infanterie zu verwenden; während ferner jeder General die Kunde von dem begonnenen Gefecht alsbald an alle ihm benachbarten Truppentheile weiter befördert; kurz, während auf deutscher Seite alle nach Einem taktischen Princip handeln und nur von dem Einen Gedanken sich leiten lassen, so schnell wie möglich an den Feind zu kommen und ihren Antheil an der Waffenentscheidung zu nehmen, sehen wir auf französischer Seite sowol bei Wörth als bei Speichern das gerade Gegentheil von dem allen, daher auch statt des Sieges die Niederlage.

Französische Nachrichten sagen allerdings, daß Bazaine, als die Meldung von dem Vorgehen der Deutschen über die Saar bei ihm eintraf, dem General Frossard Unterstützung angeboten habe, diese aber von letzterem aus dem Grunde abgelehnt worden sei, weil er das Erscheinen und den Angriff der Division von Ramecke für eine einfache Recognition gehalten habe. Dies mag allerdings etwas für sich haben; allein da um 11 Uhr morgens schon das Geschützfeuer bei Saarbrücken begann und von da an der Kampf sich immer heißer entwickelte, sowie von Stunde zu Stunde sich fortspann, so mußte sich denn doch wol Frossard sagen, daß nur darum die Division Ramecke ihr gefährliches Wagniß unternommen habe und darin beharre, weil sie auf entsprechende Unterstützung rechnete. Aus diesem Grunde trifft denn auch sowol Frossard wie nicht minder Bazaine der vollwichtige Vorwurf, nicht den ins Auge zu fassenden Eventualitäten gemäß gehandelt zu haben. Es liegt denn auch nicht entfernt für Bazaine eine Entschuldigung für sein negatives Verhalten darin, daß Frossard eine Unterstützung abgelehnt habe; der ununterbrochen fortdauernde Kampf um die Speicherer Höhen mußte vielmehr für den Marschall die Mahnung sein zum eigenen selbständigen Handeln und Disponiren seiner Truppen. Wie ein Hohn klingt es dagegen, wenn französische Berichte sagen, der Marschall habe Frossard eine Dragonerbrigade zur Unterstützung gesendet, da doch der Charakter des Terrains bei Speichern nichts weniger als den Gebrauch der Cavalerie gestattete, wie denn während des achtstündigen Kampfes diese Waffe auch nicht einmal zur Verwendung kam, sondern erst zur Verfolgung der Franzosen in Bewegung gesetzt wurde. Ebenso soll die bei Puttelange stehende französische Division Castagny mehrmals auf dem Wege nach Speichern sich befunden, jedesmal aber wieder sich zurückgezogen haben, und so den ganzen Tag, wie der französische Bericht sagt, „im Rücken der Kanonen promenirt haben, theils gegen Saargemünd, theils auf Saarbrücken“. Nur von der Division Metmann wurde, und zwar zu spät, ein Theil vorgehoben, und zwar bis in die Gegend von Forbach, er räumte diesen Ort aber, dem gegenüber abends die Avantgarde der 13. Division, von Glümer, unter General von der Goltz erschien und ihn beschloß, wiederum in der Nacht, sodas in Folge dessen in Forbach die dasigen gefüllten Magazine, zahlreiche, mit Proviant und Effecten beladene Wagen, mehrere Eisenbahntains sowie 500 Gefangene dem Gegner in die Hände fielen, der außerdem die Zeltlager von zwei Divisionen und zwei Pontoncolonnen erbeutete.

General Frossard, dem durch das Erscheinen der Infanteriedivision des Generals von Glümer bei Forbach die Hauptrückzugsstraße nach Saint-Avold verlegt worden war, sah sich daher genöthigt, sich in mehr südöstlicher Richtung, und zwar auf Nebenstraßen nach Saargemünd zu zurückzuziehen. Zur Verfolgung des nicht in der besten Ordnung

zurückgehenden Corps wurden vom General von Steinmetz ein Husarenregiment und eine reitende Batterie entsendet; doch kam den Franzosen die Nacht zugute.

In diesem Treffen standen 39 französische, allerdings schwächere, Bataillone und 15 Batterien den nach und nach auf dem Kampfplatze eintreffenden 27 deutschen Bataillonen und 16 Batterien, und zwar in einer ungemein starken Position gegenüber. Französische Schriftsteller sind nur zu sehr geneigt, die beispiellosen Niederlagen, welche die französische Armee in diesem Kriege erlitten, in erster, ja oft alleiniger Veranlassung aus der Uebermacht des Gegners herzuleiten. Bei Speichern und Mars-la-Tour fochten aber die Deutschen lange gegen die entschiedenste Uebermacht der Franzosen. Dieselbe Wahrnehmung wird der Leser später bei der Cernirung von Paris und in den Kämpfen gegen die Heere der Republik, und zwar sowol an der Loire als im Norden zu constatiren haben. General von Werder aber focht mit 40000 gegen 125000 Mann, wies in den Tagen vom 13. bis 17. Jan. alle Angriffe Bourbaki's ab und behauptete sich auf einer Linie von mehreren Meilen Länge. Aber General Werder's und General Frossard's Verhalten zeigen sich auch diametral entgegengesetzt. Des erstern Defensiv hat man sehr richtig eine „active“, eine „reagirende“ genannt. Hatten die Franzosen irgendein Dorf oder einen Terrainabschnitt genommen, so wurden sie in der Nacht oder am andern Morgen sicher wieder hinausgeworfen; und ebenso war es bei der Cernirung von Paris. Freilich standen hier wie im Osten kriegsgewöhnte, wohldisciplinirte und gutgeführte Bataillone den meist milizartigen Truppen gegenüber, denen es noch dazu bei der Armee Bourbaki's am Unentbehrlichsten fehlte.

Bei Speichern stand durch nahezu vier Stunden dem Corps Frossard ganz allein die Division von Rameade gegenüber, ohne daß ersterer von seiner großen Uebermacht irgendeinen Vortheil zu erzielen gewußt hätte. Dann aber, nach 3 Uhr nachmittags, wo die ersten deutschen Verstärkungen eintrafen, wurden diese wie auch die später anlangenden sozusagen bataillonsweise in die Gefechtslinie gezogen. In der Hand Frossard's lag es, das wahrhaft Kühne Wagniß des Generals von Rameade für diesen in eine Katastrophe umzuwandeln; statt aber von seiner Uebermacht energischen Gebrauch zu machen, sehen wir General Frossard die wichtigsten Momente für eine kraftvolle Offensive versäumen und erst später, als ihm die Dinge bedrohlich erschienen, einige partielle Vorstöße auf einzelnen Theilen des Schlachtfeldes machen, die zwar mit Bravour, aber mit ungenügenden Kräften unternommen und zurückgewiesen wurden. Abgesehen von der Vertheidigung von Paris, vermißt man nirgends mehr als bei Speichern auf französischer Seite das offensive Element.

Man erinnert sich, welche Unruhe und Besorgniß schon allein die Aufstellung des Corps Frossard an der Saar auf deutscher Seite bei Beginn des Krieges wach rief, denn man nahm an, dasselbe werde die Offensive ergreifen und sofort in die Rheinlande einfallen. Mit Recht ist denn auch von kompetenter Seite hervorgehoben worden, daß es dem am vollständigsten auf dem Kriegsfuße befindlichen Corps Frossard in Verbindung mit vielleicht zwei Divisionen Cavalerie ein Leichtes gewesen wäre, sofort in die Rheinprovinz einzufallen, die schwachen preussischen Vortruppen zurückzuwerfen, Saarlouis zu cerniren, eine verschanzte Stellung, etwa bei Kreuznach, zu nehmen und Detachements bis zum Rhein vorzuschicken, die Eisenbahnen zu zerstören und den strategischen Aufmarsch der Deutschen auf dem linken Rheinufer bedeutend zu erschweren und zu verzögern. Bei diesen Maßregeln wäre denn allerdings das unruhige Temperament der Franzosen befriedigt worden, die Zuversicht der Armee in dem ersten Stadium des Krieges erhalten geblieben und dieselbe jedenfalls im Anfang August, hielt sie sich nun defensiv oder versuchte sie die Offensive, in besserer Verfassung gewesen. Daß Napoleon diese Vorschübung einiger Divisionen unterließ, war der Anfang der todten Defensiv, die alles in allem,

den verfehlten Zug nach Sedan ausgenommen, im ersten Stadium des Krieges die strategische Leitung der Franzosen charakterisirt und aus welcher auch die taktische Defensiv-größtentheils hervorging. \*)

Wie bei Weissenburg und Wörth, so auch hatten bei Speichern die offensiv gegen die stärksten Stellungen und Vertheidigungen vorgehenden deutschen Truppen sehr beträchtliche Verluste, wie sie stets mit der Wegnahme solcher Positionen verbunden zu sein pflegen und durch den Gebrauch der Hinterladungsgewehre noch erhöht werden. Im ganzen betrug die deutschen Verluste an Todten und Verwundeten 178 Offiziere und gegen 4000 Mann. Der französische Verlust dürfte sich etwas geringer herausstellen, dagegen verloren die Franzosen über 2000 unverwundete Gefangene. Einzelne deutsche Truppentheile hatten an diesem Tage ungemein viel verloren; so das 12. Regiment 800 Mann, d. h. also zwischen einem Drittel und einem Viertel seines Bestandes; das 8. Regiment in gleichem Verhältnisse. Dagegen verlor die französische Division Labeaucoupet, welche den rechten Flügel in der Stellung Frossard's hatte und am heißesten im Gefecht war, gegen 160 Offiziere und 1800 Mann.

---

\*) Vgl. A. von Boguslawski, „Taktische Folgerungen aus dem Kriege von 1870—71“.

# Slawische Gänge durch die Lausitz.

Von

Richard Andree.

## II.

### Streifzüge durch oberlausitzer Wendendörfer.

Von Baugen führt nach Süden zu eine gute Fahrstraße nach Böhmen hin. Man passiert dabei zahlreiche kleine Dörfer, die längs der Chaussee oder im Thale der durch jähe Granitfelsen rauschenden Spree liegen. Die Kleinheit der Dörfer ist charakteristisch für die Wende; der Bauer bleibt gern inmitten seiner Felder, er erreicht sie schneller als der Deutsche, der große Dörfer baut mit großen Bemerkungen. Der Wende ist ein vortrefflicher Ackerbauer, davon zeugt der Zustand der Felder. Tritt er aber hinaus aus dieser Sphäre, ergreift er eine andere Beschäftigung, so germanisirt er sich regelmäßig damit. Mein nächstes Ziel war Groß-Postwitz, ein sehr bedeutendes Kirchdorf, das nahe der südlichen Sprachgrenze der Wenden liegt und in mancher Beziehung zum Aufenthalt einlabet. Wendisch heißt es Budestecy, der Name hat also jedenfalls bedeutende Wandlungen durchgemacht, ehe daraus Postwitz entstand. Wol längst wäre hier vom Süden das Deutchthum durch das Thal der Spree auf Baugen vorgebracht, wenn sich nicht gerade Postwitz durch eine Reihe hervorragender, um ihre Nationalität hochverdienter wendischer Geistlicher ausgezeichnet hätte. Es haben in fast ununterbrochener Reihenfolge hier echte Wenden als Geistliche gefesselt, die nicht nur in ihrer Parochie streng auf die Aufrechterhaltung alles Wendischen sahen, sondern die auch in literarischer Beziehung sich hervorthaten. Postwitz hat auch den Ruhm die erste protestantische wendische Pfarre gewesen zu sein; hier wurde Luther's Lehre bereits gepredigt, als sie in Baugen und andern Städten noch nicht Eingang gefunden hatte. In Baugen predigte erst 1523 Michael Arnold das Evangelium deutsch, aber schon 1520 Paul Bosak zu Postwitz wendisch. Er war der erste wendische „prjedar“, Prediger, wie man die wendischen evangelischen Geistlichen nun zu nennen begann, obgleich das alte pop, Pfaffe, duchowny, Geistlicher, und farar, Pfarrer noch fortbestanden und heute wieder duchowny die vorherrschende Bezeichnung für den Geistlichen ist.

Die postwitzer Bauern wissen heute noch recht gut, daß bei ihnen die Reformation unter den Wenden zuerst Wurzel faßte und von hier aus sich dann weiter verbreitete. Sie erzählen dabei eine auf Thatsachen begründete Geschichte, die ich, wie ein Postwitzer sie mir berichtete, hierher setzen will.

Als Paul Bosak (b. i. der Franciscaner-Barfüßler vom wendischen bosy = barfuß) die

lutherische Lehre in Postwitz zu verbreiten begann, da erhob sich jenseit der Berge sein bisheriger Amtsbruder, der katholische Geistliche in Kunewalde, und begann gegen den Neuerer und Keger zu eifern. Das Verhältniß zwischen den beiden Nachbarn war ein sehr gespanntes und der Pfaff von Kunewalde, der ein arger Kaufbold gewesen sein soll, machte sich eines Sonntags mit seinem Anhange auf, um den evangelischen Gottesdienst in Postwitz zu stören und Bosak auf der Kanzel zu ermorden. Als streitbarer Geistlicher ritt er wohlgewappnet an der Spitze seiner Schar früh aus, um rechtzeitig über die Berge nach Postwitz zu kommen. Der Weg führt von Halbendorf (Bohow) nach Eulowitz (Jilocy). Dort muß der Kunewalder einen schmalen Steg passiren, aber sein Ross thut einen Fehltritt, rutscht ab und der Pfaffe bricht sich Hals und Veine. Mit vielem Vergnügen berichtet so noch heute der postwitzer Bauer und er sieht darin ein Gottesgericht. Noch mehr war dieses aber zur Zeit des Ereignisses selbst der Fall, und der Tod des Kunewalder Pfaffen war der Ausbreitung der lutherischen Lehre unter den Wenden ungemein förderlich. Der alte Steig — eine große Granitplatte — auf dem jener sich den Hals gebrochen, wurde 1835 beim Bau der Landstraße von Bauzen nach Neusalza entfernt und als Ruhebänk seitwärts der Chaussee aufgestellt, wo er noch jetzt den kommenden Geschlechtern zurnst: „Das Wort sie sollen lassen stahn.“

Aus der Zeit, als die Wenden zuerst das Abendmahl unter zweierlei Gestalt nahmen, schreibt sich noch eine sprachliche Merkwürdigkeit her. Sie nennen nämlich einen Katholiken, der bei der alten Form blieb, *podjan* (von *pod*, unter, und *jedyn*, einer) und daher *podjanskiwo* das Papstthum, der Katholicismus. Im Gegensatz dazu gebraucht man für einen Evangelischen *podmobiski* (von *pod*, unter, und *wobaj*, beide) und nennt die evangelische Religion kurzweg *podmobiskiwo*, die Religion unter beiderlei Gestalt.

Mit der Einführung der Reformation bei den Wenden trat im Gottesdienste das Predigen in den Vordergrund; nun aber zeigte sich der Mangel solcher Geistlichen, welche der wendischen Sprache mächtig waren und somit auf das Volk wirken konnten, höchst empfindlich; es ist dieses eine Klage, die bereits beginnt, als die ersten Glaubensboten in die Wenden zogen, und die mit dem heutigen Tage noch nicht erloschen ist. Concentrirt sich doch gleichsam das ganze geistige Dasein dieses Völkchens um den Prediger, mit ihm steht es und fällt es. Wo der wendische Gottesdienst aus Mangel an wendisch predigenden Geistlichen durch deutsche ersetzt werden muß, da hört auch, wie die Erfahrung zeigt, schon nach einer Generation die wendische Sprache auf. Sie stirbt sofort unaufhaltsam ab, sowie der wendische Prediger mangelt; er ist der Krystallisationspunkt, in dem die wendischen Elemente noch zusammenschließen, der Hort und Halt der kleinen Nationalität. Das war früher so, das ist heute noch der Fall.

Den deutschen evangelischen Priestern standen in der ersten Zeit nach der Reformation die Küster und Schulmeister zur Seite, welche wendisch und deutsch sprachen. Sie trugen Predigten, das Neue Testament oder Luther's Katechismus in der Uebersetzung der Gemeinde vor. \*) Die deutschen Kirchenlieder, heute noch im Gebrauch bei den Wenden, wurden schon in der Mitte des 16. Jahrhunderts übersetzt und zuerst 1574 von Albert Woller zu Bauzen herausgegeben. Erst aus der Reformationszeit schreibt sich der ungemein kirchliche Sinn der heutigen Wenden her. Man muß sie an Sonn-

\*) Das gleiche Verfahren wurde auch gegenüber den alten Preußen von den Predigern beobachtet, die deren Sprache nicht verstanden. So erwähnt Lukas Pfander, der Sohn des bekannten Andreas Pfander, daß er selbst zu Schadau in Preußen einem Gottesdienste beigewohnt habe, bei welchem der Prediger erst einen Satz deutsch gesprochen, den der Ortschulze dann in altpreussischer Sprache wiederholt habe, und so fort, durch die ganze Predigt durch. Das gleiche Bedürfniß führte also im 16. Jahrhundert bei den Wenden wie bei den Preußen zu derselben Methode.

und Feiertagen gesehen haben, wenn sie in hellen Haufen, in ihrer Feiertagstracht, ameisenartig von allen Seiten aus den kleinen Nachbardörfern dem größern Kirchdorfe zuströmen und dort in regungsloser Andacht den Worten ihres duchowny (Geistlichen) lauschen. Bis auf den letzten Platz ist die Kirche gefüllt, Kopf drängt sich an Kopf, gleichviel wie das Wetter auch sein mag. Viele haben ein oder zwei Stunden zu gehen, ehe sie zur Kirche gelangen, denn es gibt einige Kirchdörfer, wie Göbda und Hochkirch, zu denen bis dreißig einzelne Gemeinden eingepfarrt sind. Im Gruß, in allen Redensarten des Wenden der Ober- wie der Niederlausitz klingt ein frommer, aber nicht gemachter Zug durch. Z bożim słowom witajće (Willkommen mit Gottes Wort), Bóh wjeršny pomhaj (Der höchste Gott helfe) und die allgemein übliche Grußformel Pomhaj bóh (Helf Gott!) hört man auf Weg und Steg. Erblickt der Wende etwas Schönes oder Auffallendes, so ruft er: Z boha! und wie wir schlicht von der „lieben Sonne“ oder dem „lieben Brot“ reden, so spricht der Wende von „Gottes Regen, Gottes Feldfrüchten“; selbst der Bettler bittet um ein Stück „Gottesbrot“.

Der bedeutendste und verdiensteste unter allen wendischen Geistlichen in Postwitz war jedenfalls Michael Frenzel, der Alte genannt, im Gegensatz zu seinem gleichfalls als wendischer Schriftsteller bekannten Sohne Abraham Frenzel, der Pfarrer in Schöna war. Fast die ganze zweite Hälfte des 17. Jahrhunderts predigte Michael Frenzel seinen Postwitzern und übersetzte 1670 zum ersten male die Evangelisten Matthäus und Markus in die wendische Sprache. Er war es, der zuerst die czehische Schreibart auf die wendische Sprache anwandte und somit ein Vorläufer der heutigen sogenannten Neuwenden wurde, von denen ich noch mehr zu erzählen gedenke. Auf seine Kosten ließ der alte Herr die Lettern gießen, da die deutschen Typen, welche in Bautzen aufzutreiben waren, zum Saße der neuen Orthographie sich nicht eigneten.

Jetzt aber will ich den Panflawisten noch ein Stückchen vom alten Frenzel ver-rathen, bei dem sie hoch aufjauchzen werden! Kommende Ereignisse haben hier ihren Schatten vorausgeworfen, auch in die Seele jenes postwitzer Geistlichen war das Gefühl des slawischen Stammesbewußtseins tief eingegraben, und er that dieses kund in einer Weise, wie sie heute bei Czechen und Neuwenden zur Modesache geworden.

Im Jahre 1697 kam Peter der Große nach Dresden; dorthin sandte Michael Frenzel dem Zaren mehrere der von ihm in die wendische Sprache übersetzten christlichen Bücher nebst einem Schreiben in wendischer und lateinischer Sprache. Aus dem letztern führe ich hier einiges an. Frenzel beginnt, nachdem er den Zaren dreimal hat hochleben lassen, damit, daß er die slawische Verwandtschaft zwischen Lausitzern, Polen und Russen auseinandersetzt und die Fabelgeschichte von den drei Brüdern Czech, Lech und Rus erzählt, von deren erstem er als Wende, von deren letztem aber Zar Peter abstamme. Der Schluß lautet dann: „Allerunterthänigst verehere und bewundere ich Euere zarische und kaiserliche Majestät, ich, ein wendischer oder sorbischer Prediger und Theologe in der Lausitz unter kurfürstlicher Hoheit. Und weil die Russen oder Moskowiter, unsere Sorben- oder Slawen-, d. i. herrliche Sprache, reden, so übergebe ich unserm allergnädigsten und wohlwollendsten Zar in tiefer Demuth die von mir, zum Gebrauche des Sorbenvolkes, übersetzten und gedruckten wendischen oder sorbischen Bücher der Heiligen Schrift u. s. w.“

Der wackere Pastor, der hier schon vor bald 300 Jahren einige Grundzüge des Panflawismus entwickelt, mag gleichwol keine Ahnung davon gehabt haben; aber dennoch ist es von Interesse zu sehen, wie er auf die Verwandtschaft der Czechen, Polen und Russen hohen Werth legt und Peter den Großen als „Unsern Zar“ anredet. „Unser Zar“ ist dann später nochmals mit den Wenden zusammengetroffen. Als er am 14. Oct. 1712

in Wittenberg die Schloßkirche, Bibliothek u. s. w. besichtigte, ließ er sich dabei von wendischen Studenten herumführen und alles in wendischer Sprache erklären.

Etwa ein Jahrhundert nach dem alten Frenzel war in Postwitz ein Pfarrer, dessen Gedächtniß in einer eigenthümlichen Einrichtung fortlebt, der eine merkwürdige militärische, noch heute bestehende Zucht in der Gemeinde einführte. Zur Zeit als die Oesterreicher den Ueberfall bei Hochkirch im October 1758 vorbereiteten, stand deren linker Flügel mehrere Wochen lang in Postwitz. Ein ungarischer Rittmeister, Michael Klausner aus Schemnitz, ein Protestant, war in der Pfarre einquartiert und sah dort etwas zu tief in die Augen des Pfarrerevangelisten, und da er von seiner Heimat her der slowakischen Sprache mächtig war, so stand auch einer Verständigung nichts im Wege. Kaum war der Krieg vorüber, so stellte auch der Rittmeister sich ein, um die Pfarrerstochter nach Ungarn zu holen. Der alte Herr aber meinte, Ungarn sei weit, auch gebe er seine einzige Tochter nur einem Geistlichen. Michael Klausner, bei dem die Liebe stark war, wußte alle Hindernisse zu besiegen. Er ging nach Leipzig, studirte dort Theologie und wurde 1779 Pastor zu Postwitz, wo er seines Vorgängers Tochter heirathete und es im Wendischen schnell zur Vollkommenheit brachte.

Klausner, das weiß man heute noch in Postwitz, war ein kerniger Prediger, der auf strenge Zucht hielt. Bei den Festopfern übte er in der überfüllten Kirche ein militärisches Exercitium ein, die Reihenfolge, in welcher die einzelnen Bänke im Schiff und von den Emporen um den Altar zu gehen hatten. Höchst interessant ist es noch zu sehen, wie ganz militärisch nach der Predigt am ersten Feiertag zu Ostern, Pfingsten oder Weihnachten die große Gemeinde in Postwitz sich in Bewegung setzt, und ohne daß die geringste Verwirrung entsteht, das Opfer auf dem Altare niederlegt.

Wo so gute Slawen wie in Postwitz als Geistliche gewirkt haben, da hat sich auch die Gemeinde ziemlich rein wendisch erhalten, trotzdem sie an der Sprachgrenze liegt. Der postwitzer Bauer nimmt es den Seinigen übel, wenn sie zu sehr mit dem Deutschen prahlen oder dasselbe dem Wendischen vorziehen. Charakteristisch ist dafür folgende Geschichte.

Die Wenden, tüchtige, stramme Leute, werden gern zu den sächsischen Reiterregimentern genommen. So kam ein postwitzer Bauerbursche auch zu den Gardereitern nach Dresden, wo er sich in der schönen blauen Uniform großthat, mit dem Säbel rasselte und mit den Mädchen deutsch scharmuzirte. Als er nun vom Militär entlassen ist und nach Postwitz heimkehrt, da thut er stolz, spricht nur deutsch und gibt vor, das Wendische verlernt zu haben. Das alte Mütterchen aber verstand nur wenig deutsch und ist tief betrübt, nun kaum mit dem Sohne sprechen zu können. In ihrer Herzensangst geht sie zum gegenwärtigen Pastor, und der gibt ihr den passenden Rath, sie solle dem Sohne nicht zu essen geben, wenn er deutsch danach verlange.

Die Zeit des Mittagessens war gekommen. Aber das Mütterlein machte keine Anstalt zu decken; emsig wusch sie am Waschkasse fort, während der Junge mit knurrendem Magen wartete. „Mutter, essen wir bald?“ Keine Antwort. Das wiederholt sich mehrmals, bis der Bursche die wendische Sprache wiederfindet und nun ausruft: „Maće, njebudzemy dha bórzy žrać?“ („Mutter, werden wir noch nicht bald fressen?“) Worauf die Alte: „Haj, haj mój syno, hdy by mi ty to tola dawno prajil, zo sy tak hlódny!“ („Ja, ja mein Sohn, hättest du mir nur das schon längst gesagt, daß du so hungrig bist!“) Seitdem konnte jener wieder wendisch mit seiner Mutter sprechen.

Hochkirch war meine nächste Station. Das Dorf liegt auf halbem Wege zwischen Bausen und Löbau, seitab der Eisenbahn, nur ein Viertelstündchen von der Station Pommritz. Man braucht aber seine Lage gar nicht näher zu schildern, denn in einem großen Theile der Oberlausitz ist es weithin sichtbar; wo man auch stehe, drängt sich vorlaut der weiße, weit in das Land leuchtende Kirchturm hervor. Der deutsche Name

ist trefflich gewählt und spricht für sich selbst; wie alt er ist, darüber habe ich nichts in Erfahrung bringen können; aber er ist selbständig, denn der wendische lautet Bukecy, das ist, nach der gewöhnlichen Ableitung von buk, Buche, etwa Buchdorf. Indessen will dem slawischen Ohre und Gefühle dieses doch nicht so recht eingehen, da die nach der Buche benannten wendischen Ortschaften Bukojna (Buchwalde bei Baruth) genannt werden. Schmäler leitet Bukecy aus einer Verkürzung von Bukowicy her, d. h. einem Orte, welcher von Einem Namens Buk gegründet wurde. Andere Wenden haben mir gegenüber die Ansicht ausgesprochen, es sei auf dem weithin sichtbaren Hügel wol eine Kultusstätte gewesen, im Anschlusse an die nahe liegenden des Ezernebogs u. s. w., und der Name sei richtiger Bógecy, Gütterplatz zu lesen, was ich indessen dahingestellt sein lassen will.

Von Pomutitz aus tritt man durch die enge „Mordgasse“ in das Dorf ein; durch diese zogen sich die Preußen zurück, verfolgt von den Oesterreichern, die unter Daun hier in der Nacht vom 14. zum 15. Oct. 1758 den gelungenen Ueberfall von Hochkirch ausgeführt hatten. Ueber der Mordgasse liegt hoch, von einer Mauer umgeben, wie eine Schanze, der Kirchhof, auf dem der Kampf am heftigsten wüthete. Hier war es, wo die preussische Disciplin sich so recht bewährte, wo halb nackt die überfallenen Soldaten sich in Reih und Glied aufstellten und der Uebermacht standzuhalten suchten; hier fiel und ward für kurze Zeit begraben der Feldmarschall Keith, der vor dem Ueberfall noch zu Friedrich II. gesagt hatte: „Wenn uns die Oesterreicher hier ruhig lassen, so verdienen sie gehangen zu werden.“ In der Kirche steht das einfache Denkmal, das Friedrich der Große seinem treuen General hier errichtete: eine Marmornurne, am Sockel darunter auf schwarzer Tafel die lateinische Inschrift. Wenige Schritte davon rührt uns eine andere Inschrifttafel, sie führt in deutscher Sprache unter schwarz-weiß-rothen und sächsischen Fahnen uns die Namen von acht aus Hochkirch und Umgebung stammenden während des deutsch-französischen Krieges gefallenem wendischen Soldaten vor; auch sie starben für Deutschland.

Noch ist die Kirche mit eingemauerten Kugeln vom Ueberfalle her bedeckt, die alten Kirchthüren sind durchlöchert wie ein Sieb. Aber diese Merkwürdigkeiten Hochkirchs ziehen uns weniger an, wir treten in Verkehr mit den Bewohnern und studiren ihr Wendenthum. Das Dorf zählt 87 Hausnummern und darunter 13 Schenken, eine erkleckliche Anzahl, und eine Illustration zum Kapitel: palenz, Branntwein, das ich noch behandeln werde. Im Kretscham, dem Wirthshause, geht es lebhaft zu; alle Ankündigungen, die dort angeschlagen sind, sind deutsch; nur ein deutsches Blättchen liegt auf, kein wendisches. An den Wänden hängen Bilder, die den deutsch-französischen Krieg illustriren: „Sieg der Deutschen bei Weissenburg“ u. s. w. Die Leute sprechen durcheinander deutsch und wendisch, und die „wendischen“ Kinder draußen auf der Straße bedienen sich beim Spiele deutscher Abzählreime. Ein curioses „wendisches“ Dorf denke ich; vielleicht ist es hier besser auf dem Friedhofe, vielleicht bewahrt man hier die Muttersprache bei den Grabinschriften. Merkwürdige Grabkreuze, diese wendischen! Bunteres kann man sich nicht vorstellen; die Form des Kreuzes geht bei diesen Tischlerarbeiten fast ganz verloren; eine ausgeackte und verzierte Krante, oben mit einer Urne geziert, hellblau grundirt, mit rothen Rosen und andern Blumen noch bemalt, und zu fünf Sechsteln mit deutschen Inschriften, so zeigen sich uns die wendischen Grabkreuze. Wie hier, so ist es auch auf andern Dorfkirchhöfen der Fall.

„Was sind Sie für ein Landsmann“, fragte ich den behägigen Fleischermeister von Hochkirch. „Ich bin ein Sachse“, lautete die Antwort.

„Ja Meister, ich meine Wende oder Deutscher?“

„Nun freilich, das kann ich Ihnen nicht recht sagen. Es ist mir auch einerlei. Ich

spreche wendisch so gut wie deutsch, und da ich mich «städtisch» trage und in den deutschen Gottesdienst gehe, so halten sie mich wol meistens theils für einen Deutschen. Wenn ich aber auf den Viehkauf auf die Dörfer gehe, dann muß ich gut wendisch sprechen; sie verkaufen es sonst nicht gern. So sind die Wenden, übrigens gute Leute. Sehen Sie, drüben in Waditz, da hat in diesem Sommer ein Bauer sein Gut für 13000 Thlr. verkauft. Unter den Käufern meldete sich auch ein Deutscher, der wollte das baare Geld auf den Tisch legen. Glauben Sie, daß die übrigen Bauern das zugelassen haben? Gott bewahre! Nicht geruht haben sie, bis ein Wende das Gut bekommen hat. Es darf kein Deutscher herein, so haben alle gerufen. Sonst sind es gute Leute. Ich bin selber so ein halber Wende. Na, das ist einerlei.“

Es ist ein wirres Durcheinander in diesen Dörfern, nahe den Städten, nahe der Eisenbahn. Sie sind alle schon gemischt, und ein durchgreifender Unterschied zwischen Deutschen und Wenden kaum noch vorhanden. Er verweist sich immer mehr, und nur in den fernern Dörfern hört man es der Aussprache des Deutschen an, ob ein Wende spricht.

Man beachte die Eigenthümlichkeiten dieses Deutsch-Wendischen, das Fehlen des Artikels, das vorgehobene h bei den mit Vocalen beginnenden Wörtern. Ueberall muß man aber hier schon tief gehen, um durchgreifende Unterschiede zwischen Deutschen und Wenden aufzuspüren. Schweigt der Mund des Menschen, dann ist es bei dem Mangel äußerer Kennzeichen — mehr und mehr schwindet die Nationaltracht — schwer, den Wenden und Deutschen in den Grenzgegenden zu unterscheiden. In vielen Fällen steht der germanisirte Slawe vor uns, der äußerlich sich nicht geändert hat, dann wieder erblicken wir Mischlinge, und endlich ist überhaupt der wendische Zweig des Slawen in seinem ganzen Typus dem Germanen sehr nahe stehend.

Nördlich von Hochkirch liegt die alte niethener Heidenschanze, von der man einen weiten Blick in das gesegnete Land mit seinen zahlreichen Dörfern und fruchtbaren Aedern hat. Dort oben im Schatten der Linden liegend, ließ sich beim Sonnenbrand ein Stündchen gut verträumen, ich konnte der Phantasie freien Lauf lassen und mir, es wurde ja nicht gedruckt, beliebig die Vergangenheit und den Zweck des alten Heidenbaues zurechtlegen. Da schwirrte alles durcheinander: ich sah eine feierliche Procession, die allmählich aufsteigende und nach dem höhern Ende sich ausbreitende Schanze in langsamem Schritte bis zum höchsten Punkte hinaufwandeln und dort opfern, oder ich versetzte mich an die Stelle eines Schriftstellers, der auch die lausitzer Heidenschanzen besucht und den einsamen Wanderer in der Abenddämmerung dort gar grausige Bilder sehen ließ: „In der Einfriedigung der Schanze erblickt er geängstete Frauen und Kinder, tröstende und ermunthigende Greise, Knaben, welche die gefoppelten Hausthiere beschwichtigen, und andere, welche Geschosse herbeitragen; auf der Höhe des mit Pfahlwerk umstarrten Walles gewahrt er Jünglinge und Männer, welche den Erbhügel, der ihr Theuerstes birgt, gegen die anstürmenden Feinde mit Bogen, Lanze, Art vertheidigen. Welches Kampfesgeschrei, welches Angstgewimmer mag auf diesen Schanzen erklingen sein, wo jetzt die Bäume so friedlich säuseln! Wie manche Blutlache mag den Boden getränkt haben, wo jetzt Blauglöckchen und Sandnelken sprossen!“ Ach, wie herrlich weit haben wir es doch im Construiren jetzt gebracht, und wie sehr lohnt sich die Cuvier'sche Methode, die aus einem fossilen Zahn ein ganzes Thier construirt, in ihrer Anwendung auf die „Heidenschanzen“. Ich blieb allen Auslegungen gegenüber skeptisch; sie hinkten alle, und ich sehe nur, „daß wir nichts wissen können“.

Aber lassen wir die alten Heiden, sprach ich dann zu mir, dort drüben im Westen, wo das Kiefernwäldchen winkt, muß der Karte nach der Ort liegen, wo das wendische Christenthum in seiner altväterlichen, conservativen Form wohnt. Dort haust einer der

belanntesten Wenden unserer Zeit, Meister Johann Stosch, der Schmied, Schmalers Antipode, der Mann, welcher zühe am Alten hängt, der nichts wissen mag von Sprach- und Schriftverbesserung, von Panflawisten, Tschechen und Russen, von allem „modernen Schwindel“. Auf, hin zu ihm, besuche ihn, erkenne in ihm die Bestrebungen eines großen Theils der wendischen Bauern. Laß die alten Schanzen und Heiden, du ergrißelst ihren Zweck doch nicht!

Im glühenden Sonnenbrande schritt ich den Abhang der Schanze hinab und trat durch wogende Kornfelder meine Wallfahrt nach der Schmiede von Drehsa an, wo der „Schwarzgeist“ hauste. Schmalers, so dachte ich bei mir, was würdest du jetzt sagen, wenn du mich auf dem Wege nach Drehsa zu deinem Gegner sähest? Jeder Schritt brachte mich dem Meister Stosch näher, und damit rückte er immer näher der Verewigung. Trotz der brennenden Sonne, trotz manches vergossenen Schweißtropfens fühlte ich mich nicht wenig gehoben im Hinblick auf meine Mission, und beschleunigte meine Schritte.

Jetzt war der Kiesenwald erreicht, und in einer Thalschlucht, die von einem Bache lieblich durchrauscht wird, erschienen die stattlichen Gebäude des Herrensitzes und die Strohdächer der Bauerhütten. Das also war Drehsa, und eine Betrachtung über den Namen des Dorfes, der übereinstimmend mit Dresden ist, mag vor dem Betreten am Platze sein. Drehsa ist slawisch Drozdzi, Dresden Draždžany, und als Etymon führt man drożdże, Hefe an, wovon dann ein gewisser Drożdż, zu deutsch Reizmann oder der Erregte den Namen hat. Ein solcher alter Wende Drożdż mag nun seinerzeit vor einem Jahrtausend und mehr hier Drehsa, dort Dresden gegründet haben, die beide nach ihm den Namen empfangen. Wunderbare Fügung, daß gerade dieser Name dem stillen Dörflein zutheil werden sollte, oder war hier ein Schatten kommender Ereignisse vorausgeworfen? Heute wenigstens wohnt in Drehsa noch der richtige „Reizmann“, der „leicht Erregbare“, der „Sensible“, der es verstand, Hefe unter die Wenden zu bringen.

Da lag sein Haus! Es war das hübscheste und freundlichste im ganzen Dorfe. Während die übrigen noch mit Stroh gedeckt waren, zeigte es bereits eine Schieferbedachung, Spalierobst rankte sich an den saubern Wänden empor, die Pfosten waren frisch mit blauer Delfarbe angestrichen, die gepußten Fenster glänzten im Sonnenschein, und im kleinen Garten vor der Thür, sonst eine seltene Erscheinung bei wendischen Bauerhäusern, blühten und dufteten die Rosen. Das Ganze machte den behaglichsten Eindruck.

Wie das Äußere war auch das Innere beschaffen. Das niedrige Gemach war die idealisirte wendische Bauerstube; sie war bis oben mit Holz getäfelte, der große Kachelofen, das Tellerbret, jene beiden charakteristischen Utensilien einer wendischen Bauerstube, fehlten nicht. An den Wänden hingen Lithographien von Melancthon und Luther, fromme Sprüche in deutscher Sprache bunt gedruckt, mehrere Christusbilder. Auf einem Wandbret lagen ganze Stücke von wendischen Gesangbüchern und Bibeln, wol zum Gebrauche bei den Conventikeln, die Meister Stosch häufig abhält. In der Umgegend heißt er „der Fromme“, und je nach dem Standpunkte des Auskunftgebenden wurde mir dieses Beiwort mit einem spöttischen Lächeln oder mit tiefer Achtung erklärt.

Jetzt endlich wurde meiner Ungebuld ein Ziel gesetzt, und der Meister, zu dem ich im Schweisse meines Angesichts gewallfahrtet, erschien. Eine hohe hagere Gestalt, mit gebücktem Gange — denn die Sechzig hat Stosch hinter sich — mit scharfmarkirten, faltigen Zügen, vorspringender starker Nase, buschigen, tiefschattenden Augenbrauen und schlauem Blicke, in Hemdärmeln und mit Brille trat er, einen freundlichen Willkommen bietend, vor mich hin und reichte mir die schwierige Hand zum Gruße.

„Meister Stosch“, so begann ich meine Anrede, „ich habe in Leipzig von Ihnen und Ihrer schriftstellerischen Thätigkeit gehört. Mit Freuden habe ich vernommen, daß Sie

unter den Wenden gegen czechische und russische Einwirkungen thätig sind. Das ist brav von Ihnen. Wollen Sie mir nicht Auskunft über Ihre Thätigkeit geben? Ich bin der und der.“

Ein Schmunzeln zog über das helleuchtende Antlitz, und freundlich bot Stosch mir einen Stuhl. Dann ließ er ein Glas Milch bringen, und nun erst, nachdem ich mich gelabt, begann das Gespräch.

„Kaum hätte ich gedacht, daß man im fernen Leipzig Kunde von meinen Bestrebungen hat. Im Winter, wenn in der Schmiede weniger zu thun, dann schriftstellere ich. Freilich sagen meine Gegner, ich schreibe meine Sachen nicht selbst, hinter mir stecken die orthodoxen und conservativen Geistlichen, die sich nicht hervordrängen. Das ist aber eine Verleumdung. Ich schreibe alles selbst, und schon früher habe ich gegen die frankfurter Grundrechte und gegen die Trennung der Schule von der Kirche geschrieben, und nun wende ich mich gegen diese Slawophilen, die Unkraut säen, welche Unfrieden unter unser Wendenvolk bringen, die am liebsten möchten, daß unsere Kinder kein Deutsch mehr lernten. Was haben wir von diesen katholischen Tschechen und griechischen Russen zu erwarten? Oder will man uns etwa nicht russisch machen? Schon sind 63 Centner russische Bücher aus Moskau in Baugen eingetroffen, nachdem die Herren Schmalzer und Deutschmann dem Panslawistencongreß beigewohnt hatten! Sie sagen freilich, die Bücher würden weiter geschickt, aber etwas bleibt immer hier hängen. Wir wollen und brauchen diese Russen nicht, die andere Religionen nur unterdrücken. Wir sind Protestanten und gute Sachsen, und das lassen wir uns durch die «Neuwenden» nicht nehmen. Ich werde gegen sie streiten, solange ich kann, und, wie Sie wissen werden, geschieht dieses nicht ohne Erfolg. Ein großer Theil der wendischen Geistlichkeit und die Majorität des Volkes ist auf meiner Seite. Aber sollte ich auch hier auf Erden nicht recht behalten, ich kenne doch einen Richter, der schließlich für mich entscheidet, der dort oben!“

Meister Stosch sprach, ohne fanatisch zu sein, aus tiefer innerer Ueberzeugung. „Die Hauptsache aber“, so fuhr er, auf sein Lieblingssthema kommend, fort, „bleibt die Rechtschreibung. Durch die neuwendische, sogenannte analoge Schreibweise wird unser Gesangbuch verfälscht; ganz neue dem Volke unverständliche Wörter kommen hinein, die christliche Lehre wird dadurch verunreinigt, doch warten Sie einen Augenblick, ich will Ihnen meine Eingabe an die Kreisdirection in Baugen mittheilen, daraus können Sie sehen, um was es sich handelt.“

Stosch brachte mir nun seine ziemlich umfangreiche, vom September 1868 datirte Schrift und commentirte dieselbe nicht ohne Geschick. Sie ist gut geschrieben und richtet sich nach zwei Seiten hin, einmal gegen den Panslawismus, dann gegen die „Neuwenden“, ihre Orthographie und literarischen Bestrebungen. „Wir erkennen“, heißt es darin, „es für unerlässliche Pflicht, den historischen (!) Boden unserer wendischen Nationalität hinsichtlich unserer wendischen Literatur und Sprache als Sachsen nicht aufzugeben, und wollen unter göttlichem Beistande die guten und bewährten Eigenschaften unserer Väter bewahren.“ Schließlich wird die Kreisdirection „um Schutz angerufen“ und gebeten, „daß die religiösen wendischen Bücher, namentlich die Bibel, das Gesangbuch und der Katechismus, in der zeitherigen, bezüglich der Sprach- und Schreibweise unveränderten, sogenannten biblischen Orthographie auch fernerhin gedruckt erscheinen, und daß dieselben nur in unveränderter Ausgabe als kirchlich anerkannte zum Gebrauche in Kirche und Schule autorisirt werden“.

Dieses ist die eine Seite des Streites. Interessanter ist aber die zweite, welche hoffentlich recht abkühlend auf jene russischen und czechischen Phantasten gewirkt haben wird, die glaubten, ein panslawistisches Hälchen, wenn auch ein noch so kleines, bei den Wenden einschlagen zu können. Sie müssen erkennen, daß für sie hier kein Raum ist

und daß sie „verlorene Liebesmüh“ spielen. Stofch entfaltete nun Nr. 12 der wendischen Zeitschrift „Luzičan“ vom Jahre 1866, in welcher erzählt wird, wie der bekannte Panflawist Professor Nil Popow in einer moskauer Zeitung rühmend der literarischen Bestrebungen der Wenden gedenke. Im „Luzičan“ heißt es dann weiter: „Siehe, wenn so entfernte Slawen an uns gedenken, an unser kleines Wendenvolk, so muß es um so mehr das Herz dazu drängen, daß wir uns gegenseitig erkennen als Brüder einer Nation, als Kinder der theuern slawischen Mutter. Daher laßt uns vor allem danach trachten, daß wir uns geistig vereinigen mit unsern slawischen Brüdern. Alsdann werden wir ein lebendiger Zweig vom mächtigen Slawenstamme sein! Von allen Völkern der Erde hat wol das slawische die beste Zukunft zu erwarten, weil es nach seiner Vereinigung der allerstärkste Menschenstamm sein wird. Im slawischen Volke ruht eine gute Wurzel, die einst gewiß herrlich erblühen wird. Daher laßt denn auch uns säen Körner der Vereinigung, die da aufgehen in der Zukunft.“

„Da haben Sie's. Ist das nicht der reine Panflawismus? Liegt hierin nicht ein agitatorisches Princip? Ist die praktische Bedeutung dieser Stelle nicht darin zu suchen, daß man die Wenden mit den Russen vereinigen will? Bahnt man dazu nicht den Weg durch die neuwendische Orthographie und Literatur? Wird man, um der projectirten Union nahe zu kommen, uns nicht schließlich russische Schrift aufdrängen wollen? Ich habe alle diese Fragen hier eingehend in meiner Beschwerdebuchstift erwogen und schließlich über diesen panslawistischen Schwindel der Neuwenden gesagt: «Wir, die ehrerbietigst Unterzeichneten, als Sachsen und Stammesgenossen der in Deutschland lebenden wendischen Nation (!), die in Sachsen geliebt und geachtet, in kirchlichen und Unterrichtsverhältnissen bezüglich der Rechte und Pflichten andern Staatsangehörigen gleichgestellt ist, haben keine Veranlassung, in eine geistige Vereinigung mit dem slawischen Volke in Rußland einzugehen, weil wir weder in derselben noch in der im „Luzičan“ verheißenen und verkündeten großen Zukunft, welche das slawische Volk nach seiner bereinstigen Vereinigung als der allerstärkste Menschenstamm vor allen Völkern der Erde angeblich zu erwarten habe, einen heilsamen Zustand erblicken können.

„Wir erinnern — ohne dormalen eine umfassendere Schilderung von den russischen Völkern geben zu wollen, einer in moralischer wie in materieller Beziehung uns fern und hinter uns stehenden Nation, deren normale Zustände bekanntlich nicht eben die anziehendsten und darum keineswegs beneidenswerthe und nachahmungswürdige sind — nur beispielsweise an die gegenwärtige Bedrückung der lutherischen Kirche in Rußland und müssen angesichts solcher Misverhältnisse uns entschieden gegen irgendwelche Vereinigung mit den russischen Völkern und namentlich gegen dahin gehende Bestrebungen im Unterrichtsweisen verwahren.“

„Und welches war der Erfolg Ihrer Beschwerdebuchstift?“

„Nun, unsere Wenden waren mit mir einverstanden; massenhaft erklärten ganze Dörfer sich für meine Bestrebungen, die Aufregung war groß, als man sah, um was es sich handelte, und mit zahlreichen Unterschriften bedeckt ging die Petition an die Kreisdirection ab.“

„Wie entschied diese?“

„Sie berief eine Commission von Geistlichen, welche entschied, daß beim gleichzeitigen Gebrauche der nach alter und neuer Weise gedruckten Gesangbücher keinerlei Störungen beim Gesange während des Gottesdienstes stattfinden könnten — die Aenderungen seien zu unbedeutend — und dann wurde verordnet, daß die Gesangbücher in der alten wie in der neuen Orthographie gedruckt werden sollten. Ich bin nun gegen diesen Bescheid wieder eingekommen. Daß ich aber recht und die Wenden auf meiner Seite habe, geht daraus hervor, daß diese fort und fort die Gesangbücher nach dem alten Drucke kaufen

und daß von diesem mehrere Auflagen schon abgesetzt sind, ehe die neuwendische nur vergriffen ist.“

Ich dankte nun dem Meister für seine freundliche Auskunft. Er führte mich nach dem Gespräche in seine Schmiede, in der alles so sauber und trefflich im Stande war wie im Hause selbst. „Bet' und arbeite“ stand auf dem großen Amboß eingravirt. Noch begleitete mich Stofsch ein gut Stück Weges aus dem Dorfe hinaus bis an die Marken seiner Felder. Meine Meinung über die Orthographie und seine religiösen Ansichten behielt ich bei mir; als er mir aber beim Abschiede die schwierige Hand bot, da ermahnte ich ihn, nur immer wacker weiter zu kämpfen, wo es sich darum handle, czechischen oder russischen Einflüssen entgegenzuarbeiten. „Das thue ich schon von selbst“, war die Antwort. So schieden wir als gute Freunde.

Stofsch erscheint als der Typus solcher Männer, von denen religiöse Bewegungen ausgehen oder unterhalten werden und an denen die Lausitz nach den verschiedensten Richtungen hin reich ist. Auf ihrem Boden erwuchsen ja die Herrnhuter, die nun über die Welt verbreitet sind, und zählere Katholiken als die wendischen „Klosterbauern“ in den Dörfern beim Kloster Marienstern gibt es nicht noch einmal. Schwarmgeister und Propheten sind unter den Wenden wiederholt aufgetreten. So erzählen die „Baugener Annalen“ beim Jahre 1578: „Es that sich im gedachten Jahre eine wendische Weibsperson ohnweit Stolpen (heute ganz deutsche Gegend) hervor, welche denen Wenden in ihrer Sprache ihr sündliches Leben vorhielt, sie deswegen ernstlich bestrafte, Gottes bevorstehende Zorngerichte und bald einbrechende große Strafen und Landplagen ankündigte, und sie zu ernstlicher Buße und Belehrung ermahnte. Dies hatte bei denen Wenden einen solchen Eindruck, daß, wie die «Annales» melden, in die 15000 Wenden derselben zugelaufen und wie die Worte lauten, also darüber erstarrt worden sind. Es dauerten dergleichen Versammlungen eine geraume Zeit und es kostete Herrschaften und Pfarrern viel Arbeit, ehe sie ihre Wenden wieder in Ordnung bringen konnten. Man nannte diese Person insgemein die wendische Prophetin.“

Der Streit um die wendische Rechtschreibung hat damals viel Staub unter den Wenden aufgewirbelt, und die Kreisdirection mag wol ein sonderbares Gesicht gezogen haben, als sie sich zum Richter auf orthographischem Gebiete berufen sah. Aber sie hatte als Consistorialbehörde in einer Gefangbuchsfraße zu entscheiden und erließ einen Bescheid, der nach beiden Seiten hin gerecht werden sollte.

Hören wir nun aber auch die Gegner Stofsch's. Die Arbeit der „Neuwenden“ für Hebung der Literatur unter den Bauern ist nach allem, was ich erfahren habe, so ziemlich umsonst gewesen. Nur eine kleine Minderheit schließt sich ihnen an, die große Mehrheit verhält sich ablehnend und bleibt beim alten. Es mag schmerzlich und enttäuschend für jene Männer sein, die mit vielem Eifer und einer jedenfalls anerkennenswerthen Ausdauer und Aufopferungen aller Art ihr wohlgemeintes Werk so scheitern sehen. Für jeden, der nur einen Funken philologischer Einsicht besitzt, liegt es auf der Hand, daß bei der orthographischen Fraße des Streitiges die „Neuwenden“ vollständig im Rechte sind. Welche literarischen Verhältnisse setzt es aber voraus, wenn über solche Dinge noch gestritten und bitter gekämpft werden muß, wenn ein slawischer Gelehrter, wie Schmalzer, den Handschuh aufnehmen muß, den die schwierige Hand des Schmiedes von Drehsa ihm hinwirft. Er hat das aber thun müssen, und zwar mit dem Wunsche, Gott möge über den Grobschmied Stofsch einen höhern Meister, einen Bonus Faber\*), senden, damit ihm dieser die Hörner der Lüge und Verleumdung abstieße (Sacharja 1, 20), und ihm mit Sirach (Kap. 38, 29) zu Gemütthe führte, was eigentlich eines Grobschmieds

\*) Der damalige Kreisdirector hieß nämlich „von Gutschmidt“.

Verst sei und nicht sei, nämlich: „Ein Schmied, der muß bei seinem Amboss sein und seiner Schmiede warten. Sie können den Verstand nicht haben, die Schrift zu lehren, auch das Recht und Gerechtigkeit zu predigen. Sie können die Sprüche nicht lesen.“

Schmalers Verteidigung führt den Titel: „Die Schmähschrift des Schmiedemeisters Stosch gegen die sprachwissenschaftlichen Wenden, beleuchtet vom Standpunkte der Wissenschaft und Wahrheit“ (Waugen, 1868). Wir müssen auf dieses Schriftchen hier eingehen, einmal um dem Angegriffenen gerecht zu werden, dann aber auch, um einen Blick in die literarischen und sprachlichen Beziehungen der Wenden zu erhalten, nicht minder um ihre Stimme über den Panlawismus zu hören.

Schmaler zeigt zunächst, wie das neue und „verbesserte“ wendische Gesangbuch gar nicht nach der analogen (tschechischen) Rechtschreibung gedruckt sei, sondern daß es noch immer in der deutschen, alten und für eine slawische Sprache ungeeigneten Orthographie gedruckt wird. Er führt nun eine Probe an, welche wir um deswillen hier wiedergeben, weil sie zeigt, in welcher schlechten Weise die deutschen Kirchenlieder ins Wendische übersetzt sind. Die Germanismen sind mit gesperrter Schrift gedruckt.

Gott, groß über alle Götter,  
Heilige Dreifaltigkeit!  
Auser dir ist kein Erretter,  
Tritt mir selbst zur rechten Seit,  
Wenn der Feind den Pfeil abdrückt  
Meine Schwachheit mir aufsprückt  
Will mir allen Trost verschlingen  
Und mich in Verzweiflung bringen.

Božo wysše wschitkich Bohow,  
D ty swjata Trojiza!  
Szwyet je podnoż! twojich nohow,  
Budz mi sa pomoznika,  
Sdyž me fatan pschemoz hje  
Moju slabosć šopotuje (spottet)  
Sdyž hje mi rad wšohón trosčyt kranycž  
A me do zwohšela czahnyčž.

„Und solche Lieder, in welchen ähnliche sehr störende Sprachunreinigkeiten vorkommen, gibt es im wendischen Gesangbuche sehr viele; sie haben jedoch in der neuesten Auflage wieder ihren Platz eingenommen.“

Schmaler nimmt dann noch Gelegenheit, zu zeigen, welche arge Verwirrung in der wendischen Rechtschreibung eingerissen, wie auch die Sprache selbst verderbt ist und daß gerade diese Verderbnis es ist, an welcher die conservativen Wenden mit besonderer Fähigkeit hängen. „In rein slawischen Gegenden, wo das Volk seine Sprache stets aus reinen Quellen erhält, wird auch das vollständige und unvollständige Zeitwort stets nach den Regeln der slawischen Grammatik gebraucht; im Wendenlande aber, wo man Bildung bisher vorzüglichlich vermittelst der deutschen Sprache erhielt, hat die deutsche Sprache gerade über die Gebildeten eine solche Macht gewonnen, daß mancher den Unterschied des vollständigen und unvollständigen Zeitwortes ganz aus seinem Bewußtsein verloren hat und daher auch frischweg das Futurum jedes wendischen unvollständigen Verbums nach deutscher Manier mit Hilfe des Hilfszeitwortes budu (werde) formirt.“ (Statt dobudzeš = vincens schreibt nach deutscher Art der Wende budzeš dobyć = eris vincere).

Es stimmt dieses überein mit einer Bemerkung des Professors der slawischen Sprachen in Leipzig, Leskien, daß nämlich die wendische Sprache wesentlich dadurch zu Grunde geht, daß sie bereits deutschen Satzbau angenommen hat und noch immer annimmt. „Die Wenden sprechen deutsch mit slawischen Wörtern.“ Es zeigt dieses deutlich, wie die Wenden schon grammatikalisch anfangen deutsch zu denken, und das ist für das Schicksal einer Sprache weit entscheidender, als wenn sie sich noch so sehr mit Fremdwörtern überhäuft. Das Englische bleibt trotz seiner Fülle romanischer Wörter immer eine germanische Sprache. Das Wendische dagegen, welches aufhört slawischen Satzbau beizubehalten und außerdem von Tage zu Tage mehr deutsche Wörter aufnimmt, hört aber allmählich auf eine slawische Sprache zu sein; es degenerirt trotz aller Gegenbestrebungen und geht endlich ein. Dabei klingt in fast jedem Satze ein deutsches Wort durch; selbst

die allergewöhnlichsten, alltäglichsten Dinge, für welche die Wenden sehr gute Ausdrücke haben, werden oft deutsch bezeichnet. Aus dem Deutschen aufgenommen sind z. B. folgende Wörter kërsta, Fürst; wajchtar, Wächter; šolta, Schulze; tyšer, Tischler; fõrman, Fuhrmann; moler, Maler; tõrm, Thurm; špichel, Spiegel; kitl, Kittel, auch das Todtenkleid und weiße Trauergewand der Wenden; howzy, Hofen; pjelc, Pelz; šõrc, Schürze; somot, Sammet; toler, Thaler; šumelk, ein Schimmel; bruny koň, braunes Pferd; nalika, Nelke; štanda, Stunde; bur, Großbauer; štrympy, Strümpfe; durje, Thür; šlewjer, Schleier; šular, Schullehrer (niederwendisch); šapar, Schäfer (niederwendisch); Fryco, Frig (niederwendisch); glašk, Glas (niederwendisch); stol, Stuhl (niederwendisch, nicht Tisch); bõm, Baum (niederwendisch).

Den Altwenden aber klingen alle diese deutschen Wörter lieblich, und sie glauben das Christenthum unter ihnen sei gefährdet, wenn sie statt der Germanismen die gut wendischen Wörter setzen. Wie betrübend aber solche Erfahrungen für die Männer sein müssen, die ihr ganzes Leben an eine Verbesserung der Sprache unter den Wenden setzten, liegt auf der Hand.

Auch gegen den von Stofch und Genossen gegen die Neuwenden ausgesprochenen Vorwurf des Panlawismus sucht Schmalcr sich und seine Anhänger zu vertheidigen. Mit den von ihm vorgetragene[n] Ansichten über Panlawismus stimme ich keineswegs überein, doch ist hier nicht der Ort dazu, dieselben zu widerlegen, wohl aber ist es am Platze zu zeigen, wie dieser Mann über die politische Stellung der Wenden denkt und wie er Russen und Tschechen eine Absage ertheilt, sofern es sich darum handelt, den Wenden eine politische Märtyrertolle aufzubringen, die sie etwa im Interesse der vorgeschrittenen Slawophilen in Moskau oder Prag spielen könnten. „Ich weiß allerdings recht gut“, schreibt Schmalcr, „daß es unter den 50 Mill. Deutschen noch immer weiche Hasenherzen gibt, welche von Schauder ergriffen werden, sofern irgendwo von einer slawischen, wenn auch nur geistigen Einigung die Rede ist, und daß sie in diesem Falle Himmel und Hölle aufgeboten wissen wollen. Diese möchten aber doch einestheils erwägen, daß man eine geistige Einigung weder zu erzwingen noch zu verbieten vermag, und anderntheils ernstlich bedenken, daß die sächsischen Wenden — Mann, Frau, Kind — nur 56000 Seelen zählen, und daß sich derjenige, welcher einer Anzahl von Einwohnern und noch dazu in dieser Beziehung durchaus indifferenten Landbewohnern, welche kaum die Einwohnerzahl eines Theiles von Dresden erreicht, eine politische Rolle zugetheilt wissen will, für alle Zeit gründlich lächerlich machen muß.“

Was endlich Schmalcr's persönliche Stellung zu König und Vaterland betrifft, so schreibt er: „Ein jeder, der mein Verhalten seit dem Jahre 1849 näher kennt, oder mich später nur einigermaßen kennen gelernt hat, wird allerdings nicht leugnen können, daß ich ein eifriger Wende bin, er wird aber auch unzweifelhaft jederzeit zugeben müssen, daß ich, trotz meines Eifers für das Wendenthum, das Wohl meines sächsischen Vaterlandes wie des ganzen Deutschlands nach Maßgabe meiner schwachen Kräfte und nach meiner geringen Einsicht allezeit von ganzem Herzen zu fördern suche.“

Jedenfalls kennen wir in Sachsen nicht solche Spracherlasse, wie sie die Russen gegenüber den Polen oder den Deutschen in den Ostseeprovinzen ergehen ließen, und dieselben Russen sind es doch, die von den Neuwenden als erhabenes Muster angestaunt und empfohlen werden. Schon in dem Oberamtspatent vom 12. Oct. 1696 heißt es: „Was maßen die Herren Stände von Land und Städten, zu Ausbreitung des hochheiligen Nahmen Gottes, und zu mehreren Nutz und ersprieflichen Aufnahmen derer in der wendischen Sprache aufgezogenen Inwohner dieses Markgrafenthums, in der reinen christlichen Lehre, den Chatechismum Lutheri, die Evangelia u. s. w. durch hierzu geschickte und insonderheit der wendischen Sprache kundige Geistliche und Pfarr-Herren, aus der Deutschen

in die wendische Sprache vertiren und übersetzen lassen . . . als ist daneben mein Befehl, daß ihr abgemeldete deutsch und wendische Bücher in den untergebenen Kirchen introducirt.“ Man fuhr von seiten der Regierung fort bis zum heutigen Tage, die wendische Sprache zu hüttseln, und bewahrte damit dem Panflawismus einen Anhaltspunkt der „Revindication der germanisirten Länder östlich von der Elbe“. Nun, diese steht hoffentlich noch im weiten Felde. Man kann in den czechischen Schulbüchern lesen, wie schändlich die Theilung der Lausitz zwischen Preußen und Sachsen ist, da im Traditionsrecess vom 14. April 1636 zwischen Ferdinand II. und Kurfürst Georg II. von Sachsen ausdrücklich bestimmt wurde, daß die Lausitz niemals getheilt werden dürfe. Es verstößt also diese am 18. Mai 1815 vorgenommene Theilung entschieden gegen jenen Vertrag. Doch haben die Tschechen noch einen Trost. Kaiser Franz verzichtete als König von Böhmen im Art. 18 der Wiener Congress-Acte auf die Lehnsoberrherrlichkeit, doch verwahrte er sich das Recht des Heimfalles zur Krone Böhmen ausdrücklich für den Fall, daß das hohenzollernsche Haus aussterben sollte. „Die Krone Böhmen“ wartet also darauf, und dann sind die Wenden — frei. Sie mag warten.

Aber noch ein anderes Recht der böhmischen Krone, resp. des Kaisers von Oesterreich, auf die Lausitz besteht bis zu dieser Stunde, und wurde durch Urkunde vom 21. Mai 1845 ausdrücklich von der sächsischen Regierung anerkannt, nämlich das Schutzrecht bezüglich der katholischen Corporationen und geistlichen Institutionen in der Oberlausitz.

Von Drehsa ab, dessen Schmied zu diesen weitgehenden Auseinandersetzungen Veranlassung gab, führte mich der Weg in nördlicher Richtung weiter nach den Dorfe Wurschen, wo während der Schlacht von Bausen am 20. Mai 1813 die gegen Napoleon verbündeten Monarchen ihr Hauptquartier hatten. Dort erreichte ich die Straße, welche von Bausen nach dem sächsischen Grenzstädtchen Weißenberg führt. Hier und da wird noch gesagt: Weißenberg sei ein wendisches Städtchen. Da nun alle Städte im Wendlande ursprünglich deutsch sind und von einem wendischen Städtewesen überhaupt nichts bekannt ist, so wollte ich der zweifelhaften Angabe auf den Grund gehen und mich selbst von der Sache überzeugen. Es wäre auch zu interessant gewesen, wenn eine wendische Stadt existirte, und die Schilderung einer solchen würde mir viel Vergnügen gemacht haben. Um dieses sollte ich aber gebracht werden. Des görlitzischen Gymnasii Rector, Samuel Großer, berichtet zwar in seinen „Lausitzischen Merkwürdigkeiten“ (Leipzig und Budissin, Verlegt David Richter, Anno 1714, III, 95) von Weißenberg, es sei ein „wendischer Mark-Fladen“; „im übrigen“, so fügt er hinzu, „seyn die Einwohner meistens Wendisch; können aber auch alle teutsch“, und auch Knauth nennt in seiner funfzig Jahre später erschienenen „Sorbenwendischen Kirchengeschichte“ den Ort zu wiederholten malen „wendisch“. Heute aber ist keine Rede mehr davon. Aus dem wendischen Ackerfladen ist nun ein freundliches, sauberes deutsches Ackerstädtchen mit 1300 Einwohnern geworden, unter denen, wie mir in der Stadt selbst gesagt wurde, höchstens 200 Wenden wohnen, die als Knechte und Mägde vom Lande eingewandert sind. Unter den Bürgern spricht man heute ebenso selten wendisch wie in den andern Städten der Wendei.

Die Stadt liegt auf einem Berge am Löbauer Wasser und scheint, worauf der Name deutet, sehr früh als eine deutsche Befestigung im Sorbenlande angelegt worden zu sein, denn bereits 1239 wird ein Bogt von „Wiczenburg“ erwähnt. Bei den Wenden heißt Weißenberg Wößpork, offenbar corrumpt aus dem Deutschen; ein anderer Name ist dafür nicht bekannt, und so treffen wir denn hier auf eine wol ursprünglich deutsche Gründung, denn die Annahme, daß der wendische Name Wößpork von wósoka, hoch, abzuleiten sei, erscheint doch wol zu gewagt, da wir 1239 das urkundliche Wiczenburg haben.

Im übrigen gilt Weißenberg für das Abdera der Lausitz. Mit Schilda, Hirschau,

Burkehude, Bysum, Teterow, Schöppenstedt, Postwitz, Jglau, Pirna, Eipelbau, Bruck, Weilheim, Dinkesbühl, Ganslosen, Tripstrill, Griesheim, Schwarzenborn und vielen andern kleinen Städten mag es sich getrösten und in die zweifelhafte Berühmtheit theilen. Die Sachen, die man den guten Weissenbergern nachsagt, sind aber gar abscheulich und, wie mir ein Bürger sagte, „offenbar aus den Fingern gefogen“. Zum Exempel erzählt man: August der Starke von Sachsen sei auf einer Reise nach Polen durch Weissenberg gekommen. Es war ein heißer Tag, und die liebe Sonne meinte es recht gut, sodaß der Herr Bürgermeister und die Rathsherren, die dem Landesvater zum Willkommen entgegenzogen, in ihren „schwarzen Fräcken“ weiblich schwiigten. Da der kurfürstliche Wagen sich noch immer nicht sehen ließ, so beschloffen die Väter der Stadt, im Wasser der Löbau noch ein Bad zu nehmen. Kaum aber kühlten sie die erhitzten Glieder, da wirbelte Staub auf, und der Kurfürst kam heran. Schnell zogen sie, aus den Fluten springend, wenigstens noch den Frack an; der Kurfürst fuhr lachend an den fragwürdigen Gestalten vorbei, und der Herr Bürgermeister wollte ihm wenigstens das Concept seiner Anrede noch in den Wagen werfen. Aber er vergriff sich dabei, und so flog denn eine reservirte „Butterbemme“ in die kurfürstliche Chaise — woher es kommt, daß die Weissenberger das gut sächsische Wort „Butterbemme“ bis zum heutigen Tage nicht gern hören.

Soldes und anderes mehr erfuhr ich von der guten Stadt, die man, wie auch behauptet wird, um deswillen so höhnt, „weil sie so lange wendisch geblieben“. Höhnen ist zwischen Deutschen und Wenden überhaupt der Fall, aber es ist keineswegs bössartig.

Wie alle Nachbarvölker, gleichviel ob sie desselben Stammes oder einander fremd sind, necken Deutsche und Wenden in den Grenzorten sich tüchtig, wobei auch das Sprichwort seine Rolle spielt. „Ein wendischer Dickkopf“, kann man in Sachsen allgemein hören, ebenso die Redensart: „Hau zu, es ist ein Wende!“, die nach wendischer Auslegung dadurch entstanden sein soll, daß die Wenden ehemals rechtlos waren. Mit dem Wortspiel Wende und Wände treibt der Deutsche seinen Scherz und sagt: „Aus vier Wänden (Wenden) baut man einen Stall“; aber die Wenden sind nicht auf den Kopf gefallen und antworten: „in den man einen Deutschen einsperrt.“ Auch besteht das Wort: „Gott verläßt einen Deutschen nicht, und wenn er ihn soll ins Wendische betteln schicken.“

Aus dem Jahre 1612 ist uns ein deutsch abgefaßtes Statut Weissenbergs erhalten, das auf die damaligen Kulturzustände interessante Streiflichter wirft und aus dem wir einiges mittheilen wollen, nicht um die darin gerügten Uebelstände den Wenden als solchen in die Schuhe zu schieben — denn derlei Dinge kamen zu jener Zeit mehr oder minder überall in Deutschland vor —, sondern um die Zustände überhaupt zu charakterisiren. Es muß damals wüß in dem kleinen Orte zugegangen sein, denn die Artikel setzen Geldstrafen auf das Spielen in den Bierhäusern, auf das „unzüchtige, unehrbare Tanzen und Drehen“, oder wenn der Schulbige kein Geld befaß, gar die Strafe des Halseisens. Artikel XLIII lautet: „Das Nachtsitzen, Schwermen, Fiedeln, pfeiffen und tanzen soll durchaus verboten seyn und bei keinem Wirth oder Einwohner länger als bis um 10 Uhren gestattet werden.“ Artikel XLIV: „Alle Rodengänge, so bei nacht geschehen, sollen hiermit gänzlichen abgeschafft und verboten seyn, da aber ein Wirth solches hierüber gestatten würde, der soll der herrschafft 30 Groschen und Ehrbarem Rathe 30 Groschen Straffe geben.“ Wögen nun auch die Rodengänge in der Stadt Weissenberg ihr Ende erreicht haben, unter der wendischen Bauernbevölkerung bestehen sie heute noch.

Ebenso verhält es sich mit dem Wirthshausgehen und dem Trunke unter den Wenden. Die Trunksucht ist die größte Untugend der Wenden, und von dieser sind sie nicht freizusprechen, soviel anderes ihnen misgünstiger- und ungerechterweise nachgesagt wird. Das Bier, mehr noch der Brantwein, findet aber unter den Wenden seine großen Verehrer, wenn auch ihr Sprichwort sagt: „Palenc je walenc“ („Der Brantwein ist ein

Umwerfer“). Am Abend der Markttage kann man viele umgeworfene Bauern in den Städten sehen, die mühsam ihren Heimweg suchen, wie mir dieses denn besonders stark in Rottbus auffiel. Berger sagt in seinem Schriftchen „Ueber den Spreewald“ (Rottbus 1866, S. 94): „Eine besondere Freude bereitet den Spreewäldern der Besuch der Jahrmärkte, wobei die Mädchen äußerst sauber und wohlgefällig gekleidet gehen, während die jungen Burschen, vom Branntwein erhitzt, auf dem Heimwege nicht selten mit ihren Stöcken beweisen, daß ein Wendenhirnschädel nicht so leicht zerbricht.“

Es scheint das aber ein Erbübel zu sein, da es verschiedene alte Verordnungen gibt, welche gegen den Trunk unter den wendischen Bauern eifern. Im Jahre 1683 erließ der Oberamtsverwalter in der Oberlausitz, von Versdorff, ein Patent, welches verbietet, unter der Predigt die Branntweinschenken und Weinhäuser zu besuchen, auch sollen fernhin nicht mehr „Sauff- und Schwelgerey in denen Brandtwein-, Bier- und Schenkhäusern oder Kresschmarn u. s. w. getrieben werden“. Schon vorher hatten die lausitzischen Stände gegen das wüste, wilde Wesen geeifert, das zur Zeit des Dreißigjährigen Krieges unter den Wenden eingerissen war, wie der Landtagschluß von 1651 beweist, in dem es (Nr. XIV) heißt: „Nachdem das wendische Bauervolk bey vorgehendem Kriegswesen ziemlich insolent worden, und sich fast keiner, zumal die jüngsten starke Bauernknechte, wo nicht mit Degen, doch mit starken und Bleh eingegossenen Prügel in Bierhäusern und Kresschmarn finden lassen, und dadurch viel Unglück, ja Mord und Todtschlag öfters causiret und verursacht worden, so verordnen wir u. s. w.“

Man mag in den gleichzeitigen Quellen nachsehen, wo man will, man trifft auf Klagen über allzu großes Saufen und allgemeine Verwilderung unter den Wenden, wozu, wie in andern Gegenden Deutschlands ja auch, der Dreißigjährige Krieg das meiste beigetragen haben mag. Das schönste und ergößlichste Stücklein aber findet sich auf der ersten Seite des alten Kirchenbuches der Parochie Krisha verzeichnet, das mit dem 17. Jahrhundert beginnt. Dort steht zu lesen: „Der Rector in Budissin, M. Gerlach, welcher anno 1596 die hiesigen annales lateinisch fortgeführt hat, berichtet, daß in diesem 1596 Jahr, in dem Dorfe Krisha ein Bauer George Schönaich, ein schändlicher Trunkenbold, in der Schänke daselbst greulich gestucht: der Teuffel sollte ihn holen, worauf geschahen, daß ihn der Satan ergriffen und ins Städtlein Weissenberg geführt hat, auch endlich halb todt wieder nach Krisha gebracht. Andere relationes der alten Leute allhier führen an, Satan habe den Mann in die Bierbutte geworffen, damit er sich einmal satt saufen möchte.“

Das hier genannte Krisha (wendisch Křišow) liegt eine halbe Stunde östlich von Weissenberg schon auf preussischem Boden. Es bezeichnet zugleich die Sprachgrenze, da weiter westlich hin alles deutsch ist. Zwar findet man noch angegeben und auf den Sprachkarten verzeichnet, daß das Dorf Tetta (wendisch Cytow), das etwas weiter westlich als Krisha liegt, noch wendisch sei; allein es kann kaum noch als gemischt betrachtet werden, obgleich dort noch abwechselnd wendisch und deutsch gepredigt wird. Unter den 38 Nummern des Dorfes sind heute nur noch 7 wendisch; alle übrigen sind jetzt deutsch, und zwar erst in den letzten 30 Jahren durch Germanisirung oder Einwanderung deutsch geworden. Krisha war mir als Grenzdorf interessant, und deshalb wählte ich es auch als Station.

Hat nun Tetta sich schon fast vollständig germanisirt, so ist Krisha noch rein wendisch zu nennen, sofern von einem wendischen Dorfe überhaupt noch gesagt werden kann, es sei unverfehrt in volkstümlicher Beziehung. Zunächst läßt sich in der Bauart des Dorfes noch einigermaßen der Typus der alten wendischen Dörfer verfolgen. Die Häuser bilden eine lange breite Zeile, mit den Giebeln nach der Straße zugekehrt. In der Mitte liegt die Kirche, um sie herum der Kirchhof, nahe dabei die Schule, das Haus

des Pfarrers. Das Herrenhaus sticht von den Bauerhöfen sehr ab, es ist städtisch gebaut und gewöhnlich mit einem Park oder Garten umgeben. Dieser ursprüngliche wendische Bauplan, welcher sehr abweicht von der kreisförmigen Bauart der Dörfer im hannoverschen Wendlande, ist aber heute meistens verwischt, und es mag wol kaum noch ein Dorf geben, das ihn in seiner ursprünglichen Reinheit zeigt.

Ist auch die Bauart des ganzen Dorfes nicht mehr die ursprüngliche, so trifft man doch noch vielfach die alten echt wendischen Bauerhäuser, die mit ihrem strohgedeckten Dache von den neuen und nach neuer Art aufgeführten Ziegelhäusern stark abstechen. Das alte Bauerhaus besteht nur aus einem Erdgeschos, das auf einem niedrigen Unterbaue von rohen Steinen sich erhebt, dann aber nach Art der Blochhäuser aus Balken aufgeführt ist. Es trägt in der Oberlausitz keinen Giebel schmuck, aber charakteristisch für dasselbe sind die Holzbogen, welche sich über den Fenstern hinziehen und die auch aus Backstein oft bei neugebauten Häusern gleichsam bewußtlos wiederholt werden. Sie sind das Kriterium eines echt wendischen Bauerhauses und zeigen sich weit über die Grenze der heutigen Wende hinaus, die Orte anzeigend, wo ehemals noch Wenden wohnten. Das Innere ist äußerst einfach; ich habe es höchst sauber und wieder sehr schmutzig gefunden, sodaß ich daraus nicht im allgemeinen auf die Reinlichkeit des wendischen Völkchens schließen kann; doch sagt man diesem gewöhnlich nach, es sei reinlich. Tritt man die paar steinernen Stufen hinauf in die Flur ein, welche mitten das Haus durchschneidet, so hat man zur Rechten abgetheilt durch eine Wand die Ställe, links die Wohnstube (stwa), hinter der sich oft noch ein Stübchen (stwicka) befindet. Das ist der ganze Wohnraum für die Familie. Das wesentlichste Möbel ist der große Kachelofen (kachle), der Stube und Stübchen heizt und auch auf die Flur hinarrückt, wo er als Herd dient. Sonst fällt noch das nie fehlende Tellerbret (polca) an der Wand auf. Eine Treppe oder Leiter führt von der Flur nach dem Heuboden hinauf. Damit ist aber auch die Beschreibung des Häuschens erschöpft.

Überall macht das alte Wesen, die Sitte der Väter gleich deren Sprache Platz vor dem eindringenden Fremden; die sogenannten Volkstrachten schwinden in der protestantischen Oberlausitz reißend schnell, während im katholischen Theile derselben sowie in der Niederlausitz sie noch festen Boden haben. \*) Schon Schmalzer klagt vor 30 Jahren über diese Abnahme der alten Sitten und Gebräuche, und seitdem ist der Proceß noch weit rascher vorwärts gegangen, seit Eisenbahnen mehr und mehr das Land durchkreuzen. „Preussischerseits mag die Militärverfassung, welche jeden wehrhaften Jüngling aus der slawischen Umgebung in die Reihen deutscher Kameraden und die Kreise deutscher Mädchen und Städtchen führt, das Ihrige dazu beigetragen haben. Dem zurückgekehrten Burschen gefällt die vaterländische (sic!) Tracht, der einheimische Tanz, der schnarrende Dudelsack die schreiende Taralawa (Art Flöte) nicht mehr; er bringt fremde Art und Sitte mit, will seinen Walzer und Galop nach einer modernen Musik tanzen und spottet manches hinweg, was er sonst verehrte. Bei den Mädchen bleibt das Urtheil des schmucken Soldaten nicht ohne Einfluß, und so wird nach und nach manches Althergebrachte und Eigenthümliche abgelegt, beiseitegethan und vergeffen.“ \*\*)

Uebrigens sind es nur wenige Dörfer, in denen man heute die alten wendischen Musik-

\*) Ich unterlasse es auf das Kapitel der Volkstrachten einzugehen. Was darüber gesagt werden kann, haben Haupt und Schmalzer in ihren „Volkliedern der lausitzer Wenden“ bis ins Minutiöseste zusammengestellt. Eines ist es in der Tracht, was die Wendinnen vor allen benachbarten Völkern auszeichnet. Sie trauern nämlich in Weiß. Nahe Verwandte tragen ein Jahr lang den weißen Ueberwurf (plachta) aus weißer Leinwand. In einzelnen Gegenden kommt dazu die weiße Stirnbinde, in andern das weiße Mundtuch.

\*\*\*) Vgl. Haupt und Schmalzer, II, 209.

instrumente noch findet, denn auch diese sind von den in deutschen Dörfern üblichen Instrumenten beim Tanze im Kretscham verdrängt worden. Seltener und seltener wird die alte dreisaitige Geige (husla) von alterthümlicher Gestalt, die einen schrillen und scharfen Ton von sich gibt. Ihr gefellte sich zu die gleichfalls echt wendische Tarakawa, eine Art Oboe, und der slawische Dubelsack, von dem es zwei Arten gibt. Der größere oder Bosk (kozol) ist mit dem ganzen gehörnten Kopfe eines Ziegenbodes geschmückt, gerade so, wie er auch noch in Böhmen vorkommt; der kleinere Dubelsack (mëchawa) ist ohne diese Zierde. Ehemals spielte man auch das Hackbret in der Wendei.

So wie eine alte Sitte des Volkes nach dem andern verschwindet, ändert sich auch dessen Nationalität allmählich. Die Familiennamen unter den Wenden germanisiren sich mehr und mehr, und mit Vorliebe übersezt der Bauer denselben in die deutsche Form, sodaß aus einem Corny ein Schwarz wird. Eine Folge ist, daß wol die Hälfte der Familiennamen unter den wendischen Bauern bereits deutsch ist. In den Dorfschulen wird nur noch der Religionsunterricht in wendischer Sprache, alles übrige deutsch gelehrt; so kommt es, daß die Kinder mehr und mehr an das Deutsche sich gewöhnen und bei dem ohnehin völlig zweisprachigen Volke die Muttersprache allmählich in den Hintergrund tritt. Vornehmlich ist dieses in den Grenzdistricten, längs der Eisenbahnen, um die Städte herum der Fall. Hier verliert das Wendenthum alljährlich ganze Dörfer, deutsche Sprachzungen schieben sich ein, die sich bald die Hand reichen und das noch compacte Wendengebiet zersplittern werden. Dann wird der Auflösungsproceß noch schneller als bisher vor sich gehen, ohne Kampf, ohne Zwang. Die Wenden der Lausitz, sie gleichen heute einer Eisscholle, die in warmem Wasser treibt; immer morscher, brüchlicher wird der Rand, ganze Stücke gehen verloren, und der Augenblick naht, an dem der letzte Rest sich aufgelöst haben und mit dem umgebenden Element verschmolzen sein wird.

## Die Herbstsession des Deutschen Reichstages von 1871.

Dem ausführlicheren Bilde von der Frühjahrsession des ersten Deutschen Reichstages\*) fügen wir eine kürzere Skizze von der Herbstsession des gleichen Jahres hinzu.

Zwei wichtige Verhandlungen, welche früher für diese Session erwartet worden waren und denen man mit Spannung entgegengesehen hatte: über ein Reichspressegesetz und über das erste vom Reichstage speciell zu votirende Reichskriegsbudget, fielen aus. Das Reichspressegesetz war, wie man aus der Beantwortung einer Interpellation von Wiggers und Bölk erfuhr, im Bundeskanzleramte vorberathen und sollte dann sofort den Bundesregierungen zur Begutachtung mitgetheilt werden, in welchem Stadium es sich theilweise noch im Frühjahr 1872 zu befinden schien. Doch ward die Zuversicht ausgesprochen, daß es dem Reichstage in der Frühjahrsession 1872 vorliegen werde. Den besondern Anträgen wegen Aufhebung der Zeitungscantionen und der Befugniß der Regierungen zum Verbote des Gewerbebetriebes der Buchhändler und Buchdrucker schon jetzt Folge zu geben, hatte der Bundesrath Bedenken getragen.

Das Militärbudget anlangend, so erklärte die Regierung, daß theils wegen des jüngsten Krieges, theils wegen der durch Begründung des Reiches geschaffenen neuen Verhältnisse der Gesamttheeresorganisation es unthunlich gewesen sei, schon jetzt einen sichern Ueberschlag der künftigen Militärausgaben zu machen. Es ward daher eine nochmalige einjährige Pauschalbewilligung des bisherigen eisernen Militärbudgets beantragt. Die Denkschrift, mit welcher diese Vorlage begleitet ward, ließ unschwer erkennen, und in der Debatte darüber ward dies noch weiter ausgeführt, daß das bisherige Pauschquantum für den Heeresbedarf schon jetzt nicht mehr ausreiche, und daß nur verschiedene augenblicklich zusammentreffende Umstände es ermöglichen würden, diesmal noch mit der Summe von 225 Thln. pro Kopf auszukommen. Eine factische Ueberschreitung dieser Summe fand insofern schon statt, als theils eine beantragte Erhöhung der Militärbeamtengehälter auf einen andern als den Militärfonds verwiesen, theils die Gesamtpräsenzstärke des Reichsheeres (zu 401659 Mann) vom 1. Jan. 1872 voll gerechnet war, obschon angekündigtermassen die Bildung des elsass-lothringischen Contingents erst am 1. Oct. 1872 stattfinden soll.

Anknüpfend an letztere Umstände, beantragten die Abgeordneten Lasfer und von Stauffenberg den Abstrich dieser beiden Positionen (zusammen etwa  $1\frac{1}{2}$  Mill. Thlr.) von dem Pauschquantum für 1872. Viel weiter gehende Abminderungsanträge (im Gesamtbetrage von über 6 Mill. Thlr.) stellte die Fortschrittspartei durch von Hoverbeck und Richter. Letztere Anträge waren natürlich aussichtslos; für den Lasfer-Stauffen-

\*) Vgl. „Unsere Zeit“, Neue Folge, VII, 2., 433 fg., 542 fg., 835 fg.

berg'schen Antrag schien sich ein nicht geringer Theil der National-Liberalen zu erwärmen, jedoch bei dem zweifellosen Hinzutritte des Centrums und der Fortschrittspartei die Möglichkeit einer Annahme des Antrages nicht ausgeschlossen war. Kriegsminister Graf Roon erklärte, jede Verkürzung des vorgelegten Budgets zurückweisen zu müssen, da es das Minimum enthalte, womit er überhaupt auszukommen hoffen dürfe; weigere man ihm dies, so müsse er von der Verwaltung des Kriegswesens zurücktreten. Fürst Bismarck, dessen Vermitteln man anrief, sprach sich im gleichen Sinne aus. Bei diesem Hin- und Herverhandeln tauchte ein ganz neuer Gedanke auf, der Gedanke eines dreijährigen Pauschquantums, oder, mit andern Worten, der Verlängerung des 1867 bis Ende 1871 festgesetzten sogenannten eisernen Militärbudgets auf weitere drei Jahre, bis Ende 1874. Der gegenwärtige Reichstag sollte also mit der Botirung des Militäretats gar nichts mehr zu thun haben; erst der nächste, im Jahre 1874 zusammentretende, würde ein Specialmilitärbudget für 1875 bewilligen. Wer der eigentliche Vater dieses Gedankens gewesen, darüber herrscht noch ein gewisses Dunkel. Oeffentlich nahm ihn der Führer der Deutschen Reichspartei, Graf Bethusy-Huc, für sich in Anspruch, doch hieß es, daß von den national-liberalen Führern zwei, von Bennigsen und von Forckenbeck, wenigstens Pathendienste dabei verrichtet hätten. Gewiß scheint, daß die Entpuppung dieses Gedankens zu einem förmlichen Vorschlage des Bundesrathes an den Reichstag nicht eher vor sich ging, als bis man der Zustimmung der ausschlaggebenden national-liberalen Partei versichert zu sein glaubte.

In dieser ward nach langen und heftigen Debatten eine mäßige Mehrheit (43 gegen 26) für das dreijährige Pauschquantum erreicht. Dieses Resultat scheint sofort an officieller Stelle bekannt geworden zu sein, denn noch am gleichen Tage (Sonntag, 26. Nov.) erhielten die Mitglieder des Reichstages die, wie man erzählte, schon tags vorher zur Versendung fertig gewesene neue Vorlage zugestellt. Inzwischen nahmen aber die Dinge eine bedenkliche Wendung. Die überstimmte Minorität der national-liberalen Partei beharrte nicht blos in ihrem Widerstande gegen das dreijährige Pauschquantum, sondern befestigte sich darin um so mehr, als durch den Hinzutritt neuer Elemente (zum Theil solcher, die man aus ihrem Urlaub zurückberufen hatte, damit sie bei diesen wichtigsten Verhandlungen der Session nicht fehlten) ihre Zahl immer stärker anwuchs, bis zuletzt die ganze Partei in zwei beinahe völlig gleiche Lager getheilt war. Von den Gegnern des dreijährigen Pauschquantums wollten die einen nur ein zweijähriges, die andern — und diese Ansicht brach sich zum Theil auch in andern Fractionen Bahn — wünschten auf die ursprüngliche Vorlage der Regierungen, wenn auch ohne Abstrich, zurückzukommen. In ebendiesem Sinne erfolgte noch am letzten Tage der Verhandlungen, zu spät, nachdem einmal die Parteien sich engagirt hatten, im Hause selbst von einem namhaften Mitgliede der Freien Reichspartei, dem Abgeordneten von Bonin, eine Anregung, jedoch kein bestimmter Antrag. Auch die Freie Reichspartei fiel, gleich der national-liberalen, in dieser Frage auseinander; nur die beiden rechtsstehenden Fractionen waren und blieben ebenso entschlossen, wie Ein Mann für die neue Vorlage der Regierungen zu stimmen, wie andererseits Centrum und Fortschrittspartei sich entschlossen zeigten, die neueste Vorlage gar nicht und auch die frühere nicht unverkürzt zu bewilligen. Das Endresultat war eine ganz kleine Majorität, bei der zweiten Lesung von 16, bei der dritten von einigen 20 Stimmen, für das dreijährige Pauschquantum, nachdem ein Vermittlungsantrag, zu dem im Wege des Compromisses Mehrheit und Minderheit der National-Liberalen sich noch in der letzten Stunde geeinigt hatten (zweijähriges Pauschquantum), mit 173 gegen 84 Stimmen gefallen war.

Die Debatte im Hause über diese Angelegenheit trug einen ziemlich gereizten Charakter.

Und es waren vorzugsweise Redner aus einer und derselben Partei (der national-liberalen), die gegeneinanderstanden und sich gegenseitig mit zum Theil sehr scharfen Waffen bekämpften: auf seiten des Pauschquantums von Treitschke und von Forderbeck, gegen dasselbe Lasker, Bamberger, Mez, während von weiter rechts Graf Bethusy-Suc, Friedenthal, von Blandenburg den erstern, von weiter links von Forderbeck, Schulze, Krämer-Doos u. a. sowie als Vertreter des Centrums Reichensperger-Krefeld den letztern secundirten. Vom Bundesrathstische aus sprach am ersten Tage Graf Noon mehr für die ursprüngliche Regierungsvorlage als für die neuere, am zweiten Tage dagegen trat der Präsident des Reichskanzleramtes Delbrück sehr entschieden für diese letztere ein, und zwar, wie er ausdrücklich bemerkte, im speciellen Auftrage des (durch Krankheit aus Bett gefesselten) Reichskanzlers, und der Kriegsminister erklärte mit eigenthümlicher Betonung: „Er müsse auf Annahme des dreijährigen Pauschquantums bestehen.“ Man wollte wissen, Graf Noon sei eigentlich mehr für das einjährige gewesen, denn er fürchte, nicht noch drei Jahre mit der Pauschsumme von 225 Thlrn. pro Kopf auskommen zu können; Fürst Bismarck dagegen habe aus Gründen der höhern Politik, besonders gegenüber den noch unsichern Zuständen in Frankreich, Gewicht darauf gelegt, daß durch ein Botum des Reichstages auf drei Jahre hinaus der Bestand der Heeresverfassung unantastbar gemacht und außerhalb aller parlamentarischen Erörterungen gestellt werde.

Dieser Grund ward auch von den Vertheidigern des neuen Regierungsvorschlages im Hause geltend gemacht. Danebenher spielten, mehr freilich in den vertraulichen Berathungen außerhalb des Reichstages als in diesem selbst, Erwägungen anderer Art. Man meinte ein „gutes Geschäft“ zu machen, wenn man noch auf drei Jahre hinaus die Militärverwaltung an die Summe von 225 Thlr. pro Kopf bände, da voraussichtlich sonst schon beim nächsten, allerspätestens aber beim übernächsten Jahresbudget dieselbe mit höhern Forderungen an den Reichstag werde herantreten müssen. Möge nur nicht die Zukunft diese Speculation zu Schanden machen und einen künftigen Reichstag vor die peinliche Nothwendigkeit stellen, gemachte Mehrausgaben wohl oder übel nachträglich bewilligen zu müssen, eine Eventualität, welche viel schlimmer sein würde, als wenn der Reichstag eine höhere Mehrforderung für das Heer in freier Erwägung als unvermeidlich anzuerkennen und in patriotischem Entschlusse zu bewilligen gehabt hätte. Auch der Eindruck nach außen wäre wol kaum ein minder günstiger gewesen, wenn die Regierung, im vollen und gerechtfertigten Vertrauen auf diesen Patriotismus des Reichstages, sich mit einer einmaligen Bewilligung, wie sie anfangs gewollt, begnügt hätte, und die Lösung der Frage selbst wegen der künftigen Höhe des Militärbudgets — eine Lösung, die doch früher oder später endgültig erfolgen muß — erscheint nur erschwert, je länger und je ünglücklicher sie immer von neuem hinausgeschoben wird.

Ob dieser Nachtheil dadurch aufgewogen wird, daß, wie die Vertheidiger des Pauschquantums zur Beschwichtigung constitutioneller Bedenken dagegen anführten, der inzwischen mehr und mehr erstarrte Reichstag in drei Jahren besser in der Lage sein wird, etwaigen zu weit gehenden Forderungen der Militärverwaltung mit Erfolg entgegenzutreten, darüber muß die Zukunft entscheiden. Ein anderer Vortheil, auf den man sich von der gleichen Seite her auch berief, ist allerdings weniger bestreitbar: der Reichstag wird innerhalb der nächsten Jahre, weder abgezogen noch aufgeregt durch jährlich wiederkehrende Verhandlungen über das Militärbudget, Zeit und Ruhe haben, sich hingebender den großen Fragen der innern Gesetzgebung zu widmen.

Was manche warme Anhänger und Freunde der national-liberalen Partei fürchteten, deren Gegner im geheimen hofften, ein Auseinanderfallen dieser großen und ausschlaggebenden Fraction des Reichstages für immer infolge des bei Gelegenheit der Militärfrage in ihrem Schoße ausgebrochenen Zwiespalts, das scheint glücklicherweise nicht in

Erfüllung zu gehen. Der fast unmittelbar auf die Entscheidung jener Frage gefolgte Schluß des Reichstages hat es allerdings wol zu einer bestimmten Klärung der Verhältnisse der Partei weder nach der einen noch nach der andern Seite hin mehr kommen lassen. Doch zeigte sich bei den einzelnen Mitgliedern derselben der entschiedene Wille, den Bestand der Partei soviel als möglich unwandelbar festzuhalten. Die Folge könnte jener Vorgang möglicherweise haben — und es wäre das vielleicht eine heilsame Folge — daß die Partei hinsichtlich ihrer ganzen taktischen Haltung und Führung einen Läuterungsproceß durchgemacht hätte, welcher der Wiederkehr ähnlicher bedenklicher Katastrophen vorbeugte.

Eine zweite mit dem Kriegsbudget in nahem Zusammenhange stehende Frage finanzieller und militärischer Natur, mit welcher der Reichstag sich zu beschäftigen hatte, war die der Schaffung eines Reichskriegsschatzes. Vierzig Millionen Thaler sollten aus den französischen KriegsentSchädigungsgeldern genommen werden, um einen solchen zu bilden. Bei einer Verminderung seines Bestandes sollte dieser zunächst aus solchen Einnahmen, welche nicht zu den im Reichshaushalte vorgesehenen gehörten, im übrigen aber durch Bewilligungen seitens des Reichstages wieder ergänzt werden. Dieser Reichskriegsschatz sollte an die Stelle des bisherigen preussischen Staatsschatzes treten, der dadurch entbehrlich werden würde; das gesammte Reich sollte die Last übernehmen, die bisher Preußen allein getragen. War Preußen durch seinen Staatsschatz in den Stand gesetzt worden, nicht nur mit jener wunderbar raschen Kriegsbereitschaft und vollkommenen Rüstung auf dem Kampfplatze zu erscheinen, kraft deren es sich als das wahre Schwert und Schild Gesamtdeutschlands bewährt hatte, sondern auch den süddeutschen Bundesgenossen Mittel zur Mobilmachung vorzuschießen, so schien es nur billig und des neuen Reiches würdig, nicht mehr einem einzelnen seiner Glieder, auch nicht dem stärksten, eine solche Uebertragung anzufinnen, vielmehr, was allen zugute kommen sollte, auch für alle gemeinsam zu übernehmen. Dieses Motiv ward denn auch allseits gewürdigt, und wenn bei den preussischen Mitgliedern des Reichstages sich eine gewisse begreifliche Ungebuld kundgab, ihren Staatsschatz los zu werden und die dafür aus der KriegsentSchädigung zu erwartende Rückzahlung von 30 Mill. Thln. für innere Staatszwecke ihres Landes zu verwenden, so zeigte sich bei den Abgeordneten aus andern deutschen Staaten nicht weniger das lebhafteste Gefühl der Verpflichtung, dieser einseitigen Belastung Preußens zu Gunsten des übrigen Deutschlands ein Ende zu machen. Dieses Gefühl fand auch einen officiellen Ausdruck vom Bundesrathsstische aus in einer warmen deutsch-patriotischen Rede des bairischen Finanzministers von Pfretschner als Erwiderung auf den Angriff, den der bairische Abgeordnete Greil von seinem angeblich „patriotischen“, in der That jedoch vaterlandslosen Standpunkte aus gegen die Vorlage richtete.

Wenn gleichwol gegen diese letztere auch von einigen andern Seiten des Hauses sich Bedenken erhoben, so waren dies theils die bekannten volkswirthschaftlichen, die überhaupt gegen das System eines Kriegsschatzes, als eine unfruchtbare Festlegung eines Theils des Nationalvermögens, erhoben zu werden pflegen und denen im vorliegenden Falle der Abgeordnete Löwe mit gewohntem Scharfsinne Ausdruck gab, theils waren es constitutionelle — und diese vertrat ein anderes Mitglied der Fortschrittspartei, von Hoyerbed — indem man fürchtete, durch die leichtere Kriegsbereitschaft, welche ein gefüllter Kriegsschatz gewähre, könne die Reichsregierung verleitet werden, Deutschland in einen Krieg zu verwickeln, der nicht die Zustimmung der Nation und ihrer Vertretung habe. Auf diesen Einwand antwortete mit gewohnter staatsmännischer Ueberlegenheit der Reichskanzler: „Er glaube nicht, daß ein Krieg erklärt und geführt werden könnte, bei welchem zur bloßen

Mobilmachung der Staatschaz verwendet würde, und der also nachher nothwendig auf diejenigen Hülfsmittel, die das Reich gewähre, in seiner wirklichen Führung angewiesen sei, daß er geführt werden könnte, wenn der Reichstag die Anlehen ablehnte, die Geldbeschaffung ablehnte, die zu dessen Führung nothwendig. Derselbe Reichstag aber, der die nachträgliche Genehmigung zur Verwendung des Staatschazes versagte, würde auch die Anleihen nicht bewilligen.“ Ebenso wenig stehe zu befürchten, daß eine Regierung den Reichschaz zu einer bloßen Demonstration mittels einer Mobilmachung verwenden würde; denn, sagte er, „die Mobilmachungsdemonstrationen sind in den letzten Jahrzehnten in solchem Grade abgenutzt, daß der Satz: «man macht nicht mobil, wenn man nicht weiß, daß man schlagen muß», ziemlich in der Ueberzeugung aller Politiker durchgedrungen ist“.

Ueber dieses Bedenken ging denn auch, nachdem noch der Berichterstatter der Commission, Abgeordneter Miquel, dasselbe schlagend bekämpft hatte, das Haus unter Verwerfung des betreffenden Hoberbed'schen Amendements mit großer Majorität hinweg. Dagegen tauchte ein neues constitutionelles Bedenken auf bei dem Punkte der Vorlage, der von der Wiederfüllung des Reichskriegschazes handelte. Sollte dabei die Regierung auf Einnahmen, die nicht zuvor der ausdrücklichen Bewilligung des Reichstages unterlegen hätten, sollte sie nicht vielmehr lediglich auf diese letztere angewiesen sein? Welcherlei Einnahmen könnte es geben, die nicht im Reichshaushaltsplane vorgesehen wären? Würde nicht am Ende die Regierung, um solche zu schaffen, bei Aufstellung des Reichshaushaltes selbst allerhand kleine Listen anwenden?

Derartige Besorgnisse regten sich mehrfach und diesmal nicht bloß in den Reihen der Fortschrittspartei, sondern auch unter einem Theile der National-Liberalen. Lasker war es der dieser Befürchtung und der daran sich knüpfenden Opposition gegen den §. 2 der Vorlage mit seiner bekannten Verehsamkeit Stimme und Nachdruck verlieh. Die Unbestimmtheit, mit welcher der Bundescommissar Finanzminister Camphausen über die Natur jener sogenannten „zufälligen“ Einnahmen sich anfänglich aussprach, schien mehr geeignet, den Lasker'schen Argumentationen Vorschub zu leisten, als sie zu entkräften. Denn die Vorstellung, daß aus dem Verkaufe irgendeines frei werdenden Reichsgebäudes oder einiger im Besitze des Reiches befindlichen Utensilien der leere Reichskriegschaz wieder gefüllt werden sollte, war doch gar zu naiv. Später freilich, durch Lasker gebrängt, ließ Camphausen wenigstens durchschimmern, was eigentlich unter jenen „nicht im Reichshaushalte vorgesehenen“ Einnahmen gemeint sei, nämlich: etwaige künftige Kriegscontributionen. Nun, das hatte wol mancher schon im stillen sich selbst gesagt. Darauf hin aber konnte man es schon wagen, ohne sein constitutionelles Gewissen zu belasten. Würde einmal wieder — Gott verhüte, daß es so bald geschehe! — der Kriegschaz des Deutschen Reiches, nicht zu eiteln Demonstrationen, wie ganz richtig Fürst Bismarck ausgeführt, sondern für die harte Nothwendigkeit eines großen nationalen Krieges um die Sicherheit und das Interesse Deutschlands angegriffen und erschöpft, und würde dann, wie zu hoffen steht, ein solcher Krieg von uns abermals siegreich geführt worden sein, nun, dann möchte immerhin aus einer dann uns wiederum zufallenden Kriegsentfchädigung der leere Schaz wieder gefüllt werden; kein Reichstag würde sein nachträgliches Amen dazu so leicht versagen. Andererseits konnte man es der kaiserlichen Regierung und persöhnlich dem Kaiser selbst nicht verargen, wenn der hohe Herr, der als König von Preußen gewohnt war, einen gefeglih stets sich wieder fillenden Staatschaz für äußerste Fälle jederzeit zur Hand zu haben, von einer solchen festbegründeten und bleibenden Institution sich nicht trennen wollte; zumal nach der eben erst gemachten so glänzenden Erfahrung von dem ausschlaggebenden Nutzen eines solchen Schazes.

Diese Rücksichten überwogen denn auch bei dem größern Theile der National-Liberalen

jene andern Bedenken. Wollte man einmal den Zweck, einen stets bereiten Kriegsschatz zur Vertheidigung des Reiches, so mußte man ihn auch ganz wollen und mußte auch die Mittel gewähren, die Erreichung dieses Zweckes allezeit und voll zu sichern. Mehr noch als die äusserst feinen und gewandten staatsrechtlich-politischen Auseinandersetzungen der Abgeordneten Gneist und von Bennigsen trug wol dieser einfach praktische Gedanke dazu bei, dem Vorschlage der Regierung durch den Zutritt eines namhaften Theiles der national-liberalen Partei eine Majorität von einigen 20 Stimmen zu verschaffen. In der Minorität stimmten mit dem andern Theile der Nationalen die Fortschrittspartei und der größere Theil des Centrums.

Neben diesen beiden unstreitig wichtigsten finanziellen Verhandlungen des Reichstages gingen noch andere her von gleichfalls mehr oder weniger weittragender Bedeutung, bei denen es indeß um so tief greifende Principfragen sich nicht handelte: so wegen Rückzahlung der fünfprocentigen Kriegsanleihe des Bundes und wegen Rückerstattung der von den einzelnen Staaten, Kreisen und Gemeinden den Familien der Landwehrleute und Reservisten gewährten Unterstützungen (Antrag von Cranach und Genossen); wegen Ergänzung und Vermehrung des Betriebsmaterials für die Eisenbahnen in Elsaß-Lothringen; wegen einer Betheiligung des Reiches an dem großen internationalen Unternehmen der Sanct-Gotthardsbahn mit 20 Mill. Thirn. Der Reichshaushaltsetat für das Jahr 1872 ward festgestellt und wurde dabei, ebenfalls dank den aus der Kriegsentfchädigung fließenden bereiten Mitteln, durch Auswerfung entsprechender Betriebsfonds für die Hauptverwaltungszweige, insbesondere die Militärverwaltung, sodann für Uebertragung der laufenden Zoll- und Steuercredite, theils den Verwaltungen des Reiches und der Einzelstaaten, theils auch dem Handel und Verkehr manche erwünschte Erleichterung gewährt. Bei dem Etat der Marineverwaltung ward die Vorlegung eines umfassenden Planes für Gründung einer den Bedürfnissen des neuen Reiches angemessenen Seemacht bei der Reichsregierung beantragt, bei den Verhandlungen über Controle des Reichshaushaltes ein Gesetz über Bildung eines besondern Rechnungshofes für das Reich (an dessen Stelle provisorisch die preußische Oberrechnungskammer fungirt) in Aussicht genommen.

Das Verhältniß zu Frankreich rücksichtlich der Modalitäten der von diesem zu leistenden Abzahlung der Kriegsschuld und der damit in Wechselwirkung stehenden Occupation französischer Gebietstheile durch unsere Truppen war durch eine Nachtragsconvention geregelt worden, für welche die Genehmigung des Reichstages nachgesucht und von diesem unbedingt erteilt ward.

Ein Rahmengesetz, um hiermit die Reihe derjenigen Verathungsgegenstände zu schließen, welche direct oder indirect auf den Krieg oder kriegerische Verhältnisse zurückgriffen, ordnete die Beziehungen der in Festungen einbezogenen Städte und ihrer Bevölkerungen (im ganzen, wie Abgeordneter Wehrenpfennig berechnete, über eine Million) zu den militärischen Erfordernissen dieser Festungen in einer die rechtliche Sicherheit des Eigenthums gegen willkürliche oder unbillige Anmuthungen feststellenden Weise. Von einer Commission in langer gründlicher Verathung (Referent Abgeordneter Meyer-Thorn) durch- und theilweise umgearbeitet, ward das Gesetz noch in letzter Stunde vom Reichstage en bloc angenommen.

Von den sonstigen Gesetzgebungsarbeiten dieser Herbstsession des ersten Deutschen Reichstages ist vor allem eine von weittragendster volkswirthschaftlicher Bedeutung zu nennen: das Gesetz betreffend die Ausprägung von Reichsgoldmünzen. Es galt dabei, nicht bloß überhaupt eine gemeinsame Reichsmünze, sondern auch den Uebergang zur Goldwährung von der zur Zeit bei uns bestehenden Silberwährung zu gewinnen. Die Ansichten darüber, ob reine Goldwährung, oder ob Doppelwährung das Bessere sei, waren bisher sowol in der Literatur als auf den Volkswirthschaftlichen Congressen, auf den

Deutschen Handelstagen, in den Handelskammern u. s. w. verschiedene gewesen. Auch im Reichstage gab es Vertreter der einen wie der andern Ansicht; indeß, nachdem die Regierungen in ihrer Vorlage sich entschieden auf den erstern Standpunkt gestellt, gaben die Gegner der reinen Goldwährung ihre Sache von vornherein verloren und räumten fast ohne Kampf das Feld. Eben dies thaten diejenigen, welche bei der Ausprägung der Münzen dieses oder jenes principielle, an sich vielleicht sehr rationelle System zu Grunde gelegt zu sehen gewünscht hatten (wie z. B. der in diesem Fache durch theoretisch werthvolle Arbeiten bekannte Abgeordnete Augsburg); allseits war man darüber einverstanden, daß nicht das theoretisch Wichtigste, sondern das praktisch am leichtesten Durchführbare und, was bei einem Münzsystem die Hauptsache, dasjenige, welches den Verkehr am wenigsten störenden Wandlungen aussetze, den Vorzug verdiene, und daß hinter dieser Rücksicht selber die einer sogenannten internationalen Münze zurückstehen müsse. Dazu kam, daß durch die veränderte Stellung und Lage Frankreichs die frühere Vorliebe für eine Annäherung unsers deutschen Münzsystems an den Franc viel von ihrem Gewicht verloren hatte. Der Streit in diesem Punkte bewegte sich daher hauptsächlich nur um die Frage: ob das Zehn- oder das Zwanziggroschenstück, die Mark oder der Gulden (= 1 österreichischen Gulden) die Rechnungseinheit sein solle. Die Versammlung entschied sich mit der Vorlage für die Mark. Wir werden also künftig rechnen nach 1 Mark = 100 Pfennigen, als Scheidemünze, nach 10 und 20 Mark in Gold (=  $3\frac{1}{3}$  und  $6\frac{2}{3}$  Thlr.), und es wird sich somit unser Münzsystem dem englischen anschließen (1 Mark = 1 Schilling, 20 Mark = 1 Pfund Sterling) und in das amerikanische sich sehr leicht unrechnen lassen (4 Mark = 1 Dollar, 10 Mark =  $2\frac{1}{2}$ , 20 Mark = 5 Dollars).

Die Ausprägung und Ausgabe der neuen Münzen lediglich durch das Reich ward zwar nicht erreicht, so viel Mühe auch vor allem Abgeordneter Bamberger sich dafür gab; doch ward dem Reiche die Leitung und Controle dieser Ausprägung im weitesten Maße gesichert und (eine für den Verkehr sehr wichtige Sache) die Wiedereinfügung unvollgültig gewordener Münzen von den Einzelstaaten, denen der Entwurf sie zuwies, auf das Reich übertragen. Die Bethätigung des Münzregals der Einzelstaaten durch Bezeichnung der Münzen auf der Rehrseite mit dem Bilde des Landesherrn (beziehentlich dem Hoheitszeichen der Freien Städte) ward vom Reichstage mit großer Majorität in eben dem Maße als eine Sache von nebensächlicher Bedeutung genehmigt, wie man (so verlautete wenigstens) im Bundesrathe daraus eine Angelegenheit von entscheidendster Wichtigkeit, eine Frage um Sein oder Nichtsein des Gesetzes gemacht hatte.

Ein vollständiges Münzgesetz wird folgen, wenn erst genug Goldmünzen vorhanden sind, um die Einschmelzung der Silbermünzen (mit Ausnahme der nothwendigen Scheidemünze) vornehmen zu können.

Von politischen Gesetzen kam außer denen wegen Einführung verschiedener Bundesgesetze in den Südstaaten nur eins zur Verhandlung, aber ein sehr bedeutungsvolles. Es war dies das Gesetz wegen eines Zusatzparagraphen zum Deutschen Strafgesetzbuche, der mit einer Freiheitsstrafe bis zu zwei Jahren jeden Geistlichen bedrohte, „welcher in Ausübung oder in Veranlassung der Ausübung seines Berufes öffentlich vor einer Menschenmenge, oder in einer Kirche, oder an einem andern zu religiösen Versammlungen bestimmten Orte vor Mehrern Angelegenheiten des Staates in einer Weise, welche den öffentlichen Frieden zu stören geeignet erscheint, zum Gegenstande einer Verklündigung oder Erörterung macht“.

Der Gesetzentwurf gelangte an den Reichstag ganz plötzlich, ohne daß vorher davon verlautete. Die bairische Regierung war es, wie man hörte, gewesen, welche dessen

schleunige Vorlegung noch in dieser Session im Bundesrathe betrieben hatte. Auch war es der Vertreter dieser Regierung, der bairische Cultusminister von Luz, welcher im Namen des Bundesrathes denselben in einer langen, glänzenden Rede einführte und vertheidigte. Er verhehlte nicht, daß Baiern zunächst es sei, das eines solchen Gesetzes bedürfe; aber auch das Reich bedürfe desselben, denn, wenn ein Theil leide, leide das Ganze. Durch die Uebertragung der Strafgesetzgebung an das Reich, wodurch der Einzelstaat außer Stande gesetzt sei, sich selbst zu helfen, habe das Reich nicht blos Rechte übernommen, sondern auch Pflichten. Die Frage stehe so: wer Herr im Staate sein solle, die Regierung oder die römische Kirche. Der Staat schütze mit seiner Gewalt die Autorität der Kirche, er zwingt den neugeborenen Staatsbürger in ein religiöses Bekenntniß hinein, er zwingt mit seiner Gewalt das Kind zur Theilnahme am religiösen Unterrichte. Dem entgegen vindicire sich die Kirche das Gebiet des Staates und ganz offen die Oberhoheit über den Staat. Sie bekämpfe die Regierung, so oft sie nicht mit derselben einverstanden sei, unter Anwendung des Ausspruches, daß die Gesetzgebung des Staates mit dem göttlichen Gesetze in Widerspruch stehe, daß man Gott mehr gehorchen müsse als den Menschen, daß aber selbstverständlich die Kirche es sei, welche zu bestimmen habe, was Gott befehle, was nicht. Dagegen müsse der Staat sich schützen. Er respectire das Gebiet der Kirche, aber auch ihm müsse seine Unabhängigkeit von der Kirche gesichert werden; er könne nicht gestatten, daß auf dem ihm gehörigen Gebiete die Kirche mitspredhe. Es bedürfe eines Systems von Bollwerken gegen feindliche Angriffe der Kirche auf den Staat, und ein solches Bollwerk sei das vorgeschlagene Gesetz. Ein Ausnahmegesetz, im schlimmen Sinne des Wortes, sei es nicht, denn es bilde nur das Gegengewicht zu der dem katholischen Geistlichen vom Staate eingeräumten großen Macht und Autorität. Wie man aus ähnlichen Gründen die Amtsvergehen der Beamten besonders strafe, so solle es auch hier geschehen.

Die Vorlage rief natürlich bei der clerikalen Partei (dem Centrum) einen Schrei der Entrüstung hervor. Aber auch von den andern Parteien ward sie keineswegs mit ungetheilten und zweifellosen Sympathien aufgenommen. Auch wenn man Berechtigung und Nothwendigkeit eines solchen Specialgesetzes zugeben mußte, erregte doch die unbestimmte und dehnbare Fassung gewichtige Bedenken. Die Worte: „in einer Weise, welche den öffentlichen Frieden zu stören geeignet erscheint“, erinnerten allzu sehr an jenen berüchtigten „Haß- und Verachtungsparagraphen“ der deutschen Preß- und Strafgesetze aus der Reactionszeit, dessen verhängnißvoller Herrschaft der Reichstag kaum erst durch eine liberalere Formulirung dieser Materie im Deutschen Strafgesetzbuche ein Ziel gesetzt hatte. Sollte man jetzt von anderer Seite zu etwas Aehnlichem zurückkehren?

Die Redner des Centrums, die Abgeordneten Reichensperger-Olpe, von Ketteler, Windthorst, von Armin, von Mallinckrodt, verfehlten denn auch nicht, die Maßregel als eine geschäftig-tendenziöse Vergewaltigung der Kirche darzustellen, und sie wurden dabei secundirt von einem polnischen Abgeordneten, Hrn. von Niegolemsky. Von mehreren Rednern der Fortschrittspartei, wie Richter und Löwe (obgleich letzterer schließlich doch dem Gesetze beitrug), auch von einem der Rechten, von Malkahn, und einem der Deutschen Reichspartei, Grafen Münster, wurden Bedenken geäußert, ob dies gerade der rechte Weg sei, um sich der allerdings unbestreitbaren und nicht zu duldbenden Anmaßungen der römischen Kirche und ihrer neuesten Politik zu erwehren. Selbst einer von denen, welche für Annahme des Gesetzes sprachen, Graf von Kleist (von der Rechten), wollte nur um der „politischen Situation“ willen, die dazu zwingt, und weil es von den Bundesregierungen für nothwendig erachtet werde, dafür stimmen. Rückhaltlos trat der Abgeordnete von Kardorff (von der Deutschen Reichspartei) für den Gesetzentwurf ein, den auch er als ein nothwendiges Correlat zu dem der römischen Kirche zustehenden Privilegium, zu dem

vom Staate ihr gewährten Schutz bezeichnete. Von den Mitgliedern der national-liberalen Partei, welche sämmtlich für das Gesetz sprachen, betonte Abgeordneter von Treitschke ebenfalls vorzugsweise die politische Nothwendigkeit, die er in großen Zügen zeichnete (was die Baiern Fischer-Augsburg, von Schaus, Bött und Herz mit besonderer Hinsicht auf ihre heimischen Verhältnisse des Nördern specialisirten); der Abgeordnete Meyer-Thorn (der Vertreter eines Reichstheiles, wo bekanntlich die ultramontanen Umtriebe besonders gefährlich wirken durch ihre Coalition mit der deutsch-feindlichen polnischen Propaganda) führte in scharf juristischer Weise aus, wie gegenüber den viel strengeren Strafbestimmungen des Deutschen Strafgesetzbuches gegen jede Art der Friedensstörung „von unten“ in der Kirche und bei heiligen Handlungen auch eine solche nothwendig sei für solche Friedensstörungen „von oben“, dergleichen die römische Geistlichkeit sich leider nur zu oft verstatte. Abgeordneter Gneist endlich schloß die lange und bewegte Debatte mit einer glänzenden und wirkungsvollen Rede, in welcher er von einem hohen und freien Standpunkte ebenso des Politikers wie des Juristen aus sowol die Nothwendigkeit als die Gerechtigkeit einer Maßregel vertrat, welche bestimmt sei, Frieden zu stiften zwischen den Confessionen im neuen Reiche, damit nicht wie einst im alten Reiche die Nation auseinanderlasse in ein Corpus Evangelicorum und Catholicorum.

Dennoch, und obgleich ein Amendement Windthorst's, das mit großer Mehrheit angenommen ward, die dehnbare Phrase: „in einer Weise, welche den öffentlichen Frieden zu zerstören gereizt erscheint“, verwandelt hatte in die bestimmtere: „in einer den öffentlichen Frieden gefährdenden Weise“, erlangte das Gesetz in namentlicher Abstimmung nur eine Mehrheit von einigen 30 Stimmen über die absolute Majorität. Außer den Alexitalen und den Polen stimmten auch mehrere Mitglieder, darunter manche namhafte, von der Rechten wie von der Linken gegen das Gesetz, so von Brandenburg, Fürst von Hohenlohe und Herzog von Ujest, Graf Münster, Dr. Friedenthal, Lasker, Dunder, von Hoberbeck, Wigard, Ziegler, Klog-Berlin, Richter u. a.

Von seiner parlamentarischen Initiative machte der Reichstag in dieser Session in zwei wichtigen Fragen Gebrauch, leider freilich unter den erschwerenden Umständen einer damit erstrebten Erweiterung der Reichsverfassung. Das eine mal geschah dies durch den Antrag Lasker-Miquel auf eine Ausdehnung der Reichsgesetzgebung auf das bürgerliche Recht, das andere mal durch den Antrag Büsing-Güstrow wegen Aufnahme des Satzes in die Reichsverfassung, daß in jedem Bundesstaate eine aus Wahlen hervorgehende Volksvertretung bestehen müsse, dies natürlich mit besonderer Beziehung auf Mecklenburg. Beide Anträge wurden mit großer Majorität vom Reichstage angenommen, der Bundesrath seinerseits verhielt sich bis jetzt wenigstens ablehnend dagegen, obgleich bei dem erstgenannten Antrage der Umstand, daß man den Vertreter Mecklenburgs im Bundesrathe ganz allein dessen Sache vor dem Reichstage führen ließ, bei dem zweiten die überraschende Belehrung des königlich sächsischen Generalstaatsanwalt Schwarze aus einem Gegner in einen Vertheidiger einer gemeinsamen deutschen Civilgesetzgebung die Hoffnung erweckt hatte, daß die größern Regierungen im Bundesrathe beiden Anträgen nicht abgeneigt seien.

Bei Gelegenheit der Verhandlung über den Büsing'schen Antrag war es, wo Präsident Simson dem Abgeordneten Bebel nach wiederholter Mahnung wegen ordnungswidriger Angriffe auf die Reichsverfassung mit Zustimmung der Versammlung das Wort entzog. Die dagegen vom Abgeordneten Bebel erhobene Beschwerde (weil der Präsident nicht die in der Geschäftsordnung vorgeschriebenen Worte „Ich rufe Sie zur Ordnung“ gebrauchte habe) ward auf Simson's Wunsch der Geschäftsordnungscommission zur Erörterung über-

wiesen. Der Ausdruck dieser hieß das Verfahren des Präsidenten gut; allein ein geschickt dazwischengeworfener Antrag Windthorst's, durch welchen die Versammlung sich überumpeln ließ, mußte es dahin zu bringen, daß statt dieser Rechtfertigung des Geschehenen eine Klarstellung der betreffenden Bestimmung der Geschäftsordnung für die Zukunft beschlossen ward. Die natürliche Folge war, daß Simson sein Präsidium niederlegte. Seine mit großer Mehrheit sofort erfolgte Wiederwahl verschaffte ihm nachträglich die Satisfaction, um welche der schlaue Abgeordnete für Meppen ihn hatte bringen wollen, und ohne welche ein Mann wie Simson das ihm übertragene hohe Vertrauensamt unmöglich länger hätte fortführen können.

---

# Chronik der Gegenwart.

## Politische Revue.

20. März 1872.

Der roth anzustreichende Tag im Kalender der preussischen Landtagsession war der 8. März, an welchem das preussische Herrenhaus das Schulaufsichtsgesetz mit der bedeutenden Majorität von 49 Stimmen (125 gegen 76 Stimmen) annahm. Wer die allgemeinen Befürchtungen erwägt, die conservative Partei, welche jetzt zum Theil gegen das Ministerium Front macht, würde in dieser Frage im Herrenhause einen entscheidenden Sieg dabontragen, die Feudalen würden im Bunde mit den Polen und Ultramontanen das Gesetz hier sicher zu Falle bringen: der mußte in der That, um so mehr als kein eigentlicher Pairsschub stattgefunden hatte, durch das Resultat der Abstimmung im Herrenhause ausnehmend überrascht werden; denn nach den gewaltigen Anstrengungen der Partei, nach der Aufregung, die geflissentlich im ganzen Lande verbreitet worden war, als stehe bei dieser Frage das Seelenheil auf dem Spiele, mußte schon die Debatte im Herrenhause, obschon der Commissionsbericht die Gesetzesvorlage in ihren wesentlichen Grundlagen umwarf, an den classischen Spruch erinnern: Parturiant montes, nascetur ridiculus mus. Und doch darf der Verlauf derselben und ihr Resultat kein Befremden erregen; denn die Feudalen des Herrenhauses gebieten nicht mehr über parlamentarische Kräfte ersten Ranges; es fehlen ihnen die Principienmänner, die Doctrinäre des göttlichen Rechtes, welche die Einheit des conservativen Principis in Kirche und Schule, Staat und Gesellschaft nachzuweisen verstehen, welche es einleuchtend machen, daß, wenn man eine Schraube aus einer einzigen dieser eisernen Säulen herausnimmt, gleich das ganze Gerüste zusammenbricht; es fehlen ihnen selbst schlagfertige Sophisten wie Windthorst, welche für ihre oppositionellen Gelüste alles mit großer Gewandtheit zu verwerthen wissen, was ihnen gerade in den Wurf kommt. Die Altconservativen des Herrenhauses haben ein gutgeschultes Gewissen, feste unerschütterliche Ueberzeugungen; aber das ist alles unbeweglich, wie ihr befestigter Grundbest; das läßt sich nicht in eine Münze umsetzen, die von Hand zu Hand geht; das hat nicht das Fluidum geistiger Propaganda, das vermag keinen Andersgläubigen zu bekehren. Die Mehrzahl dieser Redner schien nur zu sprechen zur Beruhigung des eigenen Gewissens: dixi et animam salvavi. Wir meinen, daß, wenn der Schatten Friedrich Julius Stahl's an diesem Tage in der Sitzung des Herrenhauses zugegen gewesen wäre, er mit höchster Unbefriedigung in sein Schattenreich heimgekehrt sein würde! War doch keiner der Redner der Aufgabe gewachsen, die Consequenzen dieses Schulaufsichtsgesetzes in geistreicher und glänzender Weise darzulegen und nachzuweisen, daß das Wesen des christlichen Staates durch das Zerreißen der Beziehungen von Schule und Kirche, ja schon durch die Lockerung derselben gefährdet wurde! Welche fulminante Philippika hätte der Lehrer von der „Umkehr der Wissenschaft“ gegen das Gesetz schlendern können! Wurden doch seine langjährigen Bestrebungen gerade durch dieses Gesetz vereitelt! Wer weiß, durch welche unerwarteten Wendungen seine erfinderische Intelligenz auf die Gemüther der Ultra- und Altconservativen gewirkt, die Zweifelnden gestärkt, die halb Abtrünnigen wieder zurückgeführt

haben würde! In der That fehlte ein solcher geistiger Fahnenträger den Conservativen des Herrenhauses und die Haltlosigkeit der Partei war um so größer, als sie den Mann sich gegenübersehen, der einst gerade ihr Princip auf das glänzendste vertreten hatte, und der jetzt, mit der höchsten Macht des Staates bekleidet, anerkannt als ein Meister erfolgreichster Politik und der Wiederhersteller eines großen Deutschen Reiches, ihnen gleichsam den Fuß auf den Nacken setzte.

Freilich, sie ließen es an leisen Anspielungen und verständlichen Winken nicht fehlen, daß der Reichskanzler seiner frühern Partei untreu geworden sei; sie griffen ihn an, aber nicht im großen Stil des Principienkampfes, sondern mit kleinen Stichleien, deren Spitzen empfindlich genug waren, um der Rede Bismarck's die gesteigerte Energie persönlicher Aufwallung zu geben. Hatte doch Hr. von Waldaw-Steinhövel in seiner Rede erklärt, man dürfe nicht vergessen, daß Menschen und Minister sterblich seien und oft durch die Verhältnisse von ihrem Standpunkte fortgedrängt würden selbst gegen ihren Willen, hatte er doch an die schroffe Stellung erinnert, welche die Regierung vor sechs Jahren derjenigen Partei gegenüber eingenommen habe, mit deren Hilfe sie das Gesetz durchzusetzen gedente; angesichts solcher Thatfachen werde die Regierung schwerlich sagen können, was sie nach sechs Jahren wollen werde! Andere Abgeordnete, wie Hr. von Kröcher, warfen dem Ministerpräsidenten geradezu vor, er habe die Theorie vom beschränkten Unterthanenverstande wieder ins Leben gerufen. Der sitzfundstiebzigjährige Senfft von Pilsach sprach von den gelehrten semitischen Herren des Abgeordnetenhauses, denen man dieses Gesetz in seiner jetzigen Gestalt verdanke, und vergaß darüber, daß es ein gelehrter semitischer Herr war, der lange Zeit hindurch der geistige Führer ihrer Partei gewesen war und den sie gerade an dem Tage dieser Verhandlungen am schmerzlichsten vermissen durften. Hr. von Kleist-Nezow, der Referent der Commission, drückte sein Gefühl der Beschämung aus, daß die Schäden der katholischen Kirche so bloßgelegt würden. Später aber gab er einen merkwürdigen Beitrag zur Philosophie der Geschichte, indem er erklärte, die Weltgeschichte entwickele sich in einzelnen Perioden; die letzte dieser Perioden beginne mit dem Jahre 1789 und endige bei Sedan oder vor Paris. Hier sei die Revolution durch deutsche legitime Kräfte zu Boden geworfen worden unter persönlicher Theilnahme unsers theuern Königs und unsers vielgeliebten Ministerpräsidenten. Wie merkwürdig sich die Welt in manchen Köpfen malt! Doch Hr. von Kleist-Nezow wird schon irre an seiner Philosophie der Geschichte, er steht nicht recht ein, in welcher Weise sich das Facit jener Periode zu einer neuen Rechnung ansetzen werde; er bemerkt mit Schrecken nicht nur den Uebergang zum französischen Maß- und Gewichtssystem, sondern auch die Annäherung an die in der französischen Armee bestiegten Ideen; ja er hebt hervor, das Ministerium verlasse bereits den Weg, auf dem es von der Schrift hingewiesen werde mit den Worten: „Weide meine Lämmer!“ Sollte man nicht glauben, daß die verhängnißvolle Infection der Sieger durch die Bestegten, von denen die Geschichte so oft meldet, auch nach dem deutsch-französischen Kriege stattgefunden habe? Doch der Sieg bei Sedan war ja kein Sieg über die Revolution, sondern ein Sieg über den Besieger der Revolution, den Retter der Gesellschaft — sind diese conservativen Stichwörter schon so rasch in Vergessenheit gerathen?

Während Hr. von Kleist-Nezow die Bibel citirt, Hr. Senfft von Pilsach seinen antisemitischen Neigungen Folge leistet, Hr. von Waldaw-Steinhövel über die Sterblichkeit der Menschen und der Ministerien phantastirt, Hr. von Jedlitz das Gesetz zurückweist, weil es eine Waffe in der Hand des Liberalismus sei, rühren sich auch die Particularisten, die streng gläubigen Katholiken, die Polen. Graf Borries hebt die Gefahren des Gesetzes für Hannover hervor, der Organismus der evangelisch-lutherischen Kirche hier werde zerbrochen, wenn den Consistorien die Aufsicht über das Volksschulwesen entzogen würde; da beklagt sich Graf Brühl, daß diese Verhandlungen einen traurigen Eindruck auf die katholische Christenheit machen würden; Graf Galen citirt ein Wort des Königs Friedrich Wilhelm IV. über den „Nacker von Staat“, dessen Omnipotenz das Gesetz herstellen wolle, und steht den eigentlichen Kern der Frage in dem Glauben an das christliche ewige Leben. Graf Bninsky erkennt in dem Gesetzentwurfe nur ein gegen die Polen gerichtetes Ausnahmegesetz — kurz aus allen Gegenden der Windrose werden die Gegengründe gegen das Gesetz zusammengewehrt; aber es findet sich keine geistige Capa-

cität innerhalb der ganzen Partei, welche das Facit dieser Opposition zu ziehen versteht, und aus allen diesen Gründen einen geschlossenen Keil bildet, um das Gesetz zu sprengen; ja die kleinen, im Hintergrunde liegenden Feudalinteressen, die Beschränkungen wegen des bedrohten Patronatsrechtes sind bei dieser Art der Opposition allzu durchsichtig.

So mußte es den Vorkämpfern des Gesetzes leicht werden, die Gegner zu schlagen. Es fanden sich unter ihnen auch Conservative, deren Gesinnung nicht in Zweifel gezogen werden durfte, wie der frühere Ministerpräsident Otto von Manteuffel und Graf Münster. Treffend sprach Hr. von Bernuth, der auf die Genese der preussischen Verfassung zurückging und die Uebereinstimmung des Schulaufsichtsgesetzes mit den Paragraphen derselben und den Intentionen, aus denen sie hervorgingen, nachwies. Der bekannte Staatsrechtslehrer Dr. Schulze hob in einer lebendigen, geistreichen Rede hervor, daß die Katholiken selbst dieses Gesetz mit Freuden begrüßten, weil sie wünschen, gegen die Ultramontanen geschützt zu sein. „Es ist der deutsche Geist“, rief er aus, „das deutsche Gewissen, das sich in ihnen empört gegen die Maßregeln, die von Rom aus der Humanität des 19. Jahrhunderts ins Gesicht geschleudert worden. Wir sind es den Katholiken schuldig, sie zu schützen gegen ihre Priester, und den Priestern, sie zu schützen gegen den Druck der römischen Hierarchie.“ Bürgermeister Hasselbach hob hervor, daß es sich um eine eminent politische Frage handle, was von den Verfassern des Commissionsberichtes, der die Vorlage wie einen Gesetzentwurf über Marktlandgeld behandle, gänzlich übersehen werde. Alle staatsfeindlichen Elemente hätten sich zur Bekämpfung der Vorlage vereinigt. „Den Bischöfen und dem Pontifex in Rom mag durch die Ablehnung der Vorlage ein Dienst geleistet werden; doch auf diesen Weg mag ich nicht folgen. Dieses Gesetz gehört dem Kaiser, und ich werde dem Kaiser geben was des Kaisers ist.“

Der Kultusminister, dessen Reden stets einen „sachlichen Tic“ zeigten, betonte besonders, daß das vorliegende Gesetz keine Verfassungsveränderung sei, sondern nur die von der Verfassung ausgesprochenen Grundsätze zu actuellem Recht zu machen suche; es komme aber bloß darauf an, daß die neuzutreffenden Bestimmungen nicht mit den Grundsätzen der Verfassung in Widerspruch ständen; er suchte die Nothwendigkeit des Gesetzes an einzelnen Fällen nachzuweisen, in denen die Regierung gegenüber maßlosen Angriffen von Seiten des Klerus nicht zu ihrem Rechte kommen könnte. Eine durchgreifende Abhülfe sei nöthig, ein partieller Belagerungszustand einzelner Provinzen nicht thunlich. Um den Kampf zwischen Kirche und Schule handle es sich nicht mehr, durch Annahme der Verfassungsparagraphen 21 — 24 sei er abgeschlossen worden. Nicht die Einführung der confessionlosen Schule sei nach den Intentionen der Regierung der Zweck der Vorlage, sondern die Abgrenzung der Rechte des Staates und der Kirche auf die Schule auf Grundlage des bereits bestehenden Rechtes.

Wenn der Kultusminister die Interessen seines Ressorts wahrte und die consequente Fortentwicklung der preussischen Verfassung betonte, so entrollte der Ministerpräsident in einer bedeutenden Rede ein politisches Weltbild mit großen Perspectives und brachte die Gesetzesvorlage in Zusammenhang mit der hohen europäischen Politik. Hierbei mochte man aufrichtig bedauern, daß er keine Gegner wie Stahl sich gegenüber hatte; es wäre ein interessantes Schauspiel gewesen, einen großen Staatsmann und einen bedeutenden Doctrinär sich messen zu sehen in der parlamentarischen Arena, jenen als Vertreter einer Actualitätspolitik, welche die Doctrinen über Bord wirft, wenn das Vaterland in Gefahr ist, diesen als Vorkämpfer einer theologischen Staatsweisheit, die an ihrem Dogma festhält, mag auch alles ringsum den Einsturz drohen.

Wir halten die Rede des Fürsten Bismarck im Herrenhause für eine seiner bedeutendsten parlamentarischen Leistungen; sie verleugnete die Eigenthümlichkeit aller Reden des Fürsten nicht, den Charakter der Improvisation, welche von einer gefeilt, nach oratorischen Gesichtspunkten ausgearbeiteten Gedächtnisrede wesentlich verschieden ist. Der Fürst hat nicht immer von Haus aus den schlagenden Beweisgrund, das schlagende Wort zur Hand; er sucht es oft einige Zeit lang, plötzlich aber hat er es gefunden und dann fällt es mit niederschmetternder Gewalt auf die Gegner.

Die Geschichtsphilosophie des Fürsten von Bismarck ist eine andere als die des Hrn. von Meißner-Neegow, der über gewisse elementarische politische Begriffe, die in den

höheren Gleichungen der Zeit gar nicht mehr in Ansatz kommen, wie z. B. über den der Legitimität, nicht hinaus kann. Bismarck wies nach, daß Preußen früher in einem von ganz Europa beneideten confessionellen Frieden gelebt habe, auch mit der Confession, mit welcher dies für eine evangelische Dynastie am schwersten sei, mit der römisch-katholischen. „Dieser Friede fing an minder sicher für uns zu werden von dem Augenblicke, wo Preußen und mit ihm die evangelische Dynastie eine stärkere Entwicklung nahm. Solange zwei katholische Großmächte in Europa waren, von denen jede eine stärkere Basis für das katholische Bedürfnis bot als Preußen, haben wir den Frieden gehabt. Dieser Friede wurde schon bedenklich angefeindet nach dem österreichischen Kriege, als damals die Macht, die in Deutschland so lange das katholische Princip aufrecht erhalten hatte, 1866 im Kriege unterlag und die Zukunft Deutschlands in die Hand eines evangelischen Staates gelegt wurde. Aber man verlor die Ruhe auf der andern Seite vollständig, als die zweite katholische Hauptmacht in Europa denselben Weg ging und uns eine Macht zufiel, die mit Gottes Hülfe in unserer Hand bleiben wird. So ist wenigstens die Thatsache bestätigt, daß gleichzeitig mit Preußens Wachsthum sich eine Verminderung des confessionellen Friedens herausgestellt hat.“ Dann verlas der Ministerpräsident einige Stellen aus einem Gesandtschaftsberichte neuesten Datums, in welchem gesagt wurde, daß die in Frankreich herbeigewünschte Revanche sich an die Herausbeschwörung religiöser Zerrissenheit in Deutschland knüpfte; in Frankreich sei eine Vereinbarung des klerikalen und nationalen Interesses nur möglich, sobald dort der Klerus die Rache an Deutschland und die Wiederherstellung des Supremats auf seine Fahne geschrieben habe. Gleichzeitig mit der Revanche gegen Deutschland solle auch ein Schlag gegen Italien vorbereitet werden, sodas, wenn Deutschland durch die kirchlichen Zerwürfnisse paralysirt oder zerrüttet sei, das klerikale Element in Italien seine Fahne aufspalten.

Wie weitansgehend auch noch diese Conjecturalpolitik sein mag, ihre Grundlagen waren durch die gegenwärtige politische Situation unbestreitbar gegeben, und die Rührigkeit der Klerikalen zeigte, daß sie bereits einer in diesem Sinne ausgegebenen Lösung folgten. Es galt bei Zeiten diesen Bestrebungen einen Niegel vorzuschieben. Dabei kam Fürst Bismarck auf die schwache Stelle des preussischen Staatswesens zu sprechen, die einzige, wo die klerikalen Bestrebungen einen unserm Staatsorganismus fremdartigen nationalen Zündstoff fanden — auf die Provinz Posen. Die Regierung hat in der Behandlung derselben oft geschwankt, auch oft den Polen gegenüber Ausnahmезustände festgehalten, wo keine dringende Veranlassung geboten schien. Eine Doctrin, welche die Ausrottung der Polen mit Haut und Haar als die ultima ratio preussischer Staatsweisheit verkündete, mußte auch die Wohlgesinnten einer fremden Nationalität erbittern — und dies war im Grunde längere Zeit hindurch das Programm des posener Polizeipräsidentiums, welches damit den Anforderungen höherer Staatsraison gerecht zu werden glaubte. Gegenwärtig ist indeß kein Zweifel darüber, daß die Hebel klerikaler Agitation gerade in Posen angefest werden, wenngleich der Verdacht eines beabsichtigten Attentats des Polen Westerswelle auf den Fürsten Bismarck sich als eine unbegründete Vermuthung erwies. Doch die Zusammenhänge zwischen der Partei Windthorst im Abgeordnetenhaus und den ultramontanen Wühlereien in Posen, die Bestellung und Abbestellung von Petitionen, kamen bei der Untersuchung gegen den Domherrn Rozmian zu Tage, und von verschiedenen Seiten wird auch mitgetheilt, daß der Erzbischof von Posen, Ledochowski, den Titel des polnischen Primas vom Papste erhalten und angenommen habe, einen Titel, der nicht nur die höchsten geistlichen Attribute in sich schließt, sondern auch eine politische Bedeutung hat, da der Primas von Polen nach der frühern polnischen Verfassung Stellvertreter des Königs war. So konnte Fürst Bismarck mit Recht die polnische Frage in den Vordergrund seiner Rede stellen. Sehr scharf war auch seine Auseinandersetzung mit der conservativen Partei, der er Mangel an Patriotismus vorwarf und daß sie der Regierung den Mittel zwischen die Räder werfe.

Während die Abstimmung des Herrenhauses für das Schulaufsichtsgesetz die Staatsgewalten in Preußen in voller Einigkeit zeigte zur Abwehr ultramontaner Bestrebungen, während überdies eine Verordnung des Kultusministers den Aeltern gestattete, die Kinder von dem Religionsunterrichte in der Schule zu dispensiren, sobald sie den Nachweis lie-

fern, daß derselbe zu Hause erteilt werde, während der Agitation auf katholisch-polnischem Gebiete, wie man erfährt, durch die Aufhebung einer Verordnung entgegengewirkt werden solle, welche vor etwa 20 Jahren den geistlichen Orden ein nahezu unbefchränktes Niederlassungsrecht in Preußen gewährte, zeigt sich in Oesterreich der trotz häufiger Lockerung stets von neuem sich befestigende und dem Anschein nach unlösliche Zusammenhang dieses Staates mit der neuromänischen Kirche, indem der Cultusminister Stremayr, welcher im Juli 1870 dem Kaiser gegenüber die Aufhebung des Concordats begründete, der altkatholischen Bewegung keineswegs den Schutz des Staates zuwendet. Er erklärt in seinem Rundschreiben an die Chefs der einzelnen Kronländer, daß die Regierung die sogenannten Altkatholiken so lange als innerhalb der katholischen Kirche stehend betrachten müsse, als dieselben nicht ihren Austritt aus derselben vorschriftsmäßig erklärt haben, daß daher die von altkatholischen Geistlichen geführten Civilstandsregister der öffentlichen Eigenschaft und Glaubwürdigkeit entbehren und denselben die fernere Führung derartiger Register zu untersagen sei, wie denn auch die Nichtanerkennung der von solchen Priestern geschlossenen Ehen seitens der Gerichte sich erwarten lasse.

Gegentüber diesem Rundschreiben, welches der altkatholischen Bewegung in Oesterreich jede gesetzliche Grundlage raubt, verdient das Vorgehen der Staatsregierung in Baden volle Anerkennung, welche den Altkatholiken ausdrücklich den Schutz des Staates zusichert und den Mitgliedern religiöser Orden die Abhaltung von Missionen und jede öffentliche Lehrwirksamkeit im Großherzogthum untersagt.

Wie in den Beziehungen zur Kirche, scheint die österreichische Regierungspolitik auch sonst nicht in das rechte Gleis zu kommen; ihre großen Aufgaben, der Ausgleich mit Galizien und die Einführung der directen Wahlen sind noch ungelöst. Ueberhaupt zeigt der Constitutionalismus in Oesterreich jene intermittirenden Pulschläge, die man bei Herzkranken findet. Wol erlebte die Regierung den Triumph, am 20. Febr. das Nothwahlgesetz angenommen zu sehen, doch nicht in der ursprünglichen Fassung, der zufolge, wenn ein Deputirter sein Mandat niederlegt, der Candidat, der nach ihm die nächsthohere Zahl von Stimmen erhalten hatte, von der Regierung in das Abgeordnetenhaus berufen werden sollte. Für diese Fassung war die Zustimmung der Verfassungspartei nicht zu erlangen, das angenommene Gesetz wurde wesentlich verändert dem Reichstage vorgelegt. Die Regierung hat jetzt das Recht, wenn einer oder mehrere Abgeordneten ihr Mandat niederlegen, eine directe Wahl in den entsprechenden Wahlkreisen anzuordnen. Die vorläufige Einführung der directen Wahl in solchen Ausnahmefällen wird als eine Verheißung für die Zukunft angesehen. Selbstverständlich darf man indeß dabei nicht an directe Urwahlen wie im Deutschen Reiche denken; sie würden, bei der Durchschnittsbildung der Volksmassen, den österreichischen Staat unfehlbar den Klerikalen und dem wildesten Nationalitätenhader überliefern.

Die Polen hatten übrigens gegen das Nothwahlgesetz gestimmt, und es ist kein Zweifel, daß sie beim Ausgleich große Ansprüche erheben werden. Sie verlangen, daß die galizische Resolution ohne weiteres ausgeführt werde, daß sie eine selbständige Landesregierung erhalten, welche nur dem galizischen Landtage verantwortlich ist, außerdem die volle Civil- und Strafgesetzgebung und die freie Verfügung über die in Galizien gelegenen Domänen und Salzwerke. Was sie verlangen, ist kaum etwas anderes als ein autonomisches Polen, das durch Personalunion mit Oesterreich verbunden ist. Die Regierung will aber den polnischen Landtage nur die Gesetzgebung über das Schulwesen, über einige juristische und volkswirthschaftliche Fragen einräumen. Die in Aussicht stehende Selbstherrlichkeit des polnischen Junkerthums jagt indeß den deutschen Grenzstädten bereits solche Angst ein, daß die Stadt Biala, welche nahe dem schlesischen Grenzstädtchen Bialitz gelegen und mit diesem durch gemeinsame Interessen verbunden ist, in Wien bereits bei allen maßgebenden Instanzen petitionirt, dem Kaiserreich erhalten zu bleiben und nicht der polnischen Herrschaft zu verfallen. Mit eifrigem Interesse verfolgt Preußen die Entwicklung dieser Frage, da die preussische Politik in Bezug auf Posen jetzt der österreichischen diametral entgegengesetzt ist und die Autonomie Galiziens in eine von ultramontanen Intriguen aufgeregte Provinz ein neues Ferment werfen würde.

Während die Polen, denen man den Finger reicht, die ganze Hand wollen, regt sich auch in Ungarn der magyarische Feuergeist, führt parlamentarische Scenen von einer ungläublichen Verwilderung herbei, welche den Tumulten der französischen Nationalversammlung mehr als ebenbürtig sind, und gipfelt zum Theil in einem Kossuth-Enthusiasmus, der noch vor kurzem als ein erstaunlicher Anachronismus erschienen wäre.

Die Zerfetzung der ungarischen Parteien, welche sich Anfang März vollzog, und die mit Freuden begrüßte Bildung einer Mittelpartei, indem die Deak-Partei und die Freunde des Ausgleiches bisher mit den Klerikalen zusammengingen und so die Majorität im Reichstage gesichert hatten, jetzt aber, seitdem die Klerikalen sich alle in Infallibilisten verwandelt hatten, ein solches Zusammengehen nicht mehr mit ihrem liberalen Gewissen vereinbar fanden — diese Zerfetzung und ruhige Neubildung ließ nicht die stürmischen Auftritte erwarten, die seit dem 7. März die Sitzungen des pesther Unterhauses in lärmende Volksversammlungen verwandelten. Doch die Linke wurde ebenfalls von dem Zerfetzungsproceß ergriffen; die gemäßigete Linke löste sich auf und ging zum großen Theile zur äußersten Linken über, während der Rest zunächst dem tollen Treiben der Gestimmungsgenossen unentschlossen zusieht. Diese Linke, dem Ausgleich feindlich, hat die Lösung der Personalunion auf ihr Banner geschrieben und sich unter das Commando des in Genua verweilenden Kossuth gestellt, der jetzt auch von den czechischen Blättern in überchwenglichen Hymnen verherrlicht wird, während diese für den Grafen Andrássy nur die bittersten Schmähungen haben. Die Parteitaktik, welche jenen tumultuarischen Lärm in den Sitzungen hervorrief, ist nur durch die ungarische Geschäftsordnung möglich geworden, deren Schwächen sie in einer durchaus unwürdigen Weise ausbeutet. Da der neue Wahlgesetzentwurf der Deak-Partei die große Majorität sichern würde, und derselbe in der Generaldebatte die Majorität in der Versammlung erhielt, so galt es überhaupt die Schlussabstimmung vor dem 19. April, dem Tage, an dem dies Mandat des Unterhauses erloschen ist, zu vereiteln. Da die ungarische Geschäftsordnung eine schrankenlose Redefreiheit garantirt, so machte die äußerste Linke von derselben einen Gebrauch, der allen parlamentarischen Anstand verhöhnt. Petitionen, Interpellationen, stundenlange Reden über die wichtigsten Gegenstände, über die unbedeutendsten Vorfragen, Beschuldigungen, revolutionäre Declamationen, das fortwährende Verlangen nach namentlicher Abstimmung sollen die Geduld der Minister und der Deak-Partei auf eine schwer zu beschreibende Probe setzen und die Verhandlungen bis zum Schlusstermin der Sitzung verschleppen. Diese Komödie wird mit wahrhaft possenhafteu Lazzi in Scene gesetzt. So hielt ein Redner der äußersten Linken am 7. März eine zweistündige Rede über die Frage, ob die Sitzung um 9 Uhr geschlossen werden solle oder nicht. Entfernt sich ein Minister, so geht ein Sturm der Entrüstung durch das Haus; entfernen sich mehrere Mitglieder der Majorität, so werden Anträge gestellt auf Constaturung der Beschlußfähigkeit des Hauses. Dies alles ist nicht die Revolution, aber es sind ihre Grimassen. An Banketen und Straßendemonstrationen fehlt es nicht; eine große Landesconferenz der Opposition fand statt. Das Banket der Opposition wurde am 10. März theils im Orpheum, theils im Saale des Vereins der Musikfreunde abgehalten. Bei dem Namen Kossuth folgten hier minutenlange stürmische Oden; im Orpheum aber hieß es: der erste Ungar sei der König, der größte Ungar sei Kossuth. Die Regierung steht diesem Treiben fast machtlos gegenüber. Eine Auflösung des Reichstages würde durchaus unparlamentarisch sein, da die Regierung ja im Reichstage die Majorität hat. Der Minister Graf Lonhazy, gegen den wegen seiner Finanzverwaltung die heftigsten Angriffe geschleudert werden, ist in seiner Unpopularität nicht fähig, des Sturmes Herr zu werden. Inzwischen hat Fürst Auersperg den böhmischen Landtag aufgelöst und so eine der Quellen verstopft, die mit den revolutionären Gelüsten in Ungarn sympathisiren. Für die Neuwahlen machen die Czechen die größten Anstrengungen und selbst der Ankauf von großem Grundbesitz zu Wahlzwecken ist an der Tagesordnung.

Nicht weniger stürmisch wie in Pesth geht es in Versailles zu, während das preussische Abgeordnetenhaus in ruhiger Berathung die wichtigsten Gesetzentwürfe prüft — eine Thätigkeit, auf welche wir in unserer nächsten Revue im Zusammenhange zurückkommen werden. Frankreich ist noch immer der Tummelplatz der dynastischen Parteien.

Das Lilienbanner der Legitimisten, das bisher etwas im Winkel gestanden hatte, wird ans Tageslicht hervorgeholt, und zu dem Grafen Chambord, der nach Belgien reist, um seinen Getreuen näher zu sein, wallfahrtet die Partei; aber die Lilienfeste in Belgien erregen den Unwillen des Volkes; am 18. Febr. kommt es in Brüssel zu antiklerikalen Demonstrationen, am 23. und den folgenden Tagen in Antwerpen, sodasß sich Graf Chambord zur Abreise genöthigt sieht. Die Bonapartisten mimiren inzwischen im stillen; bonapartistische Schriftsteller, wie Rogat, fallen im Duell für die Ehre der kaiserlichen Familie. Cassagnac erklärt, daß die Journalistik sich mit dem Degen waffne, um gegen die Angreifer des Kaisers vorzugehen. Die Freisprechung des bonapartistischen Präfecten, Sandier de la Motte, der wegen Unterschlagungen in Anklagestand verfest worden war und überdies, wie der Proceß klar an den Tag legte, eine Sultans- und Haremswirthschaft im großen Stil geführt hatte, erregt den Unwillen der Republikaner. Der Proceß aber ist höchst charakteristisch für das Satrapenwesen des second empire. Inzwischen fährt Frankreich fort, seine schmutzige Wäsche vor den Augen Europas zu waschen; Marschall Bazaine wird zur Untersuchung gezogen; es ergeben sich erschwerende Umstände in Bezug auf die Schlacht wie auf die Capitulation von Metz. Die Kriegsgerichte in Versailles fahren fort in den Verurtheilungen wegen der Märzrevolution. Blanqui, der in einer Hinsicht die Seele des Communistenaufstandes war, wird am 16. Febr. zur Deportation verurtheilt, Herpin, Verbeignier und Lagrange, betheiltigt bei der Ermordung der Generale Thomas und Lecomte, am 22. Febr. hingerichtet; der Proceß wegen des Mordes der Geiseln in der Rue Haze enthüllt eine der scheußlichsten und bisher weniger bekannten Episoden des Communistenaufstandes. Die sieben Haupttheilnehmer an diesem blutigen und grausamen Attentat sind zum Tode verurtheilt worden.

Die Vorgänge in den Sitzungen der Nationalversammlung am 11. und 12. März bei Berathung über den Ducrot'schen Antrag, auf gerichtliche Verfolgung der radicalen Abgeordneten Rouvier und Lefranc, nehmen es mit den pestiferen Skandalen vollkommen auf. Erfreulicher war am 13. März die Annahme des ersten Paragraphen des Gesetzes gegen die Internationale. Ob der Rücktritt des Finanzministers Pouyer-Quertier inzwischens den französischen Finanzen, deren Lage sich immer ungünstiger stellt, zum Heil gereichen wird, ist abzuwarten; seine letzte wichtige That war der Abschluß eines Vertrages zwischen Frankreich und dem Deutschen Reiche, demzufolge Frankreich außer den am 1. März fälligen 80 Mill. Frs. Kriegsschädigung bis zum 6. März noch etwa 330 Millionen (die erst am 1. Mai fällig sind) gegen eine Vergütung von 5 Proc. zu zahlen sich verpflichtet. Diese auch ins Werk gesetzte raschere Zahlung der Contribution ist immerhin ein Verdienst um das Land. Die Situation ist im übrigen nach wie vor düster, unklar und so verworren, daß sie keinerlei Voraussetzungen für die Zukunft gestattet.

#### Berichtigung.

In dem Artikel „Die Tiefseeforschungen der Neuzeit“ muß es Seite 406, Zeile 25, dieses Bandes statt: „sondirte Tiefe 360 mal tiefer u. s. w.“, heißen: „360 Meter“.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

# Charles Sumner.

Ein biographisches Charakterbild

von

Rudolf Doehn.

Zu den bedeutendsten aller jetzt lebenden Staatsmänner der Nordamerikanischen Union gehört ohne Zweifel Charles Sumner. In den letzten Jahren ist sein Name bei wichtigen politischen Fragen auch in Europa allgemein genannt worden, so namentlich bei der vom Präsidenten U. S. Grant mit Eifer betriebenen Annexion von San-Domingo, bei der schwierigen Alabamafrage und kürzlich durch den von ihm im Senat der Vereinigten Staaten gestellten Antrag zur Untersuchung des Waffenverkaufs an Frankreich während des Krieges von 1870—71.

Wenn die Geschichte Abraham Lincoln's ein leuchtendes Beispiel gibt, wie in den Vereinigten Staaten von Amerika ein Mann ohne alle tiefere wissenschaftliche Bildung, allein durch die Kraft seines Geistes und die Tugenden seines Herzens den höchsten Gipfel der Macht und der Ehre erklimmen und seinem Vaterlande unsterbliche Dienste leisten kann, so tritt uns in Charles Sumner ein Mann entgegen, welcher durch gründliche Kenntnisse, durch eine allseitige wissenschaftliche Bildung und durch bewundernswerthe Charakterstärke sich zu einer hohen Stufe des amerikanischen Lebens emporschwang. Wie Lincoln ein treuer Repräsentant des hinterwäldlerischen, naturwüchsigten, urkräftigen Westens der Union war, so repräsentirt Sumner den industriellen, durch Wissenschaft, Kunst und Gewerbe sich dem europäischen Bildungsgrade annähernden Osten der Vereinigten Staaten. In den Wäldern von Kentucky, Indiana und Illinois wuchs Lincoln auf und war in jeder Beziehung ein „selbstgemachter“ (self-made) Mann; ein sechsmonatlicher Schulunterricht war alles, was ihm an Erziehung geboten wurde, im übrigen war das Leben seine Schule. Harte, anhaltende Arbeit und rauhe Erfahrungen aller Art kräftigten Lincoln's Geist, stählten seine Muskeln und stärkten seinen Willen, der auf jedem nur erreichbaren Wege den Wissenskreis zu erweitern strebte und aus dem Jüngling einen festen, erprobten Mann machte, welcher, an die Spitze der Union berufen, mit sicherer Hand das Staatsschiff durch alle Stürme und Gefahren des wüthenden Rebellionskrieges hindurchsteuerte. So knüpfte sich an den Namen Lincoln's die ganze Romantik des Hinterwäldlerlebens; so verkörperte sich in ihm die zähe Ausdauer, die kluge Umsicht und die jugendliche Elasticität eines jungen Gemeinwesens, wie des Nordwestens der Union; so spiegelten sich in ihm die jahrelangen Kämpfe, Entbehrungen und endlichen Triumphe wieder, welche seine engere Heimat durchgemacht und errungen hat; so hielt er als Prä-

äsident der Vereinigten Staaten auf seinem verantwortlichen Posten aus, bis ihn ein tragischer Tod von dannen rief. Wie sein Verstand klar, so war sein Urtheil gerecht; und alle seine Handlungen tragen den Stempel einer bis zum schönsten Ebenmaße mit Milde gepaarten Strenge. Anders ist es mit Sumner; seine Heimat ist der alte Puritanerstaat Massachusetts; genährt durch die Weisheit der Alten und die erhabenen Lehren echter Religiosität, hat Sumner in seinem Wesen nichts Romantisches. Er entstammte einer Familie, deren Mitglieder sich stets durch classische Bildung auszeichneten. Ein Blick in die Annalen der Harvard-Universität zu Cambridge lehrt uns, daß seit dem Jahre 1723 die Sumners fortwährend zu den vorzüglichsten Lehrern und Schülern dieser Bildungsanstalt gehörten. Wenn Dr. Oliver Wendell Holmes von einer „Brahmanenkaſte in Neuengland“ (Brahmin caste of New-England) spricht, so zählt ohne Zweifel die Sumner-Familie zu derselben, denn sie gab dem Staate Massachusetts viele Generationen hindurch die edelsten und talentvollsten Staatsmänner und Gelehrten. Fehlt Charles Sumner auch die anspruchlose Bescheidenheit und die wunderbare Milde der Gesinnung, wodurch Abraham Lincoln so oft Freund und Feind für sich einnahm, so besitzt er doch dieselbe glühende Liebe zur Freiheit, dieselbe opfermuthige, zähe Ausdauer im Kampfe für das, was er als recht und wahr erkannt, denselben intensivsten Haß gegen jede Art von Sklaverei — Eigenschaften, welche Lincoln die Märtyrerkrone verschaffen sollten und die auch Sumner einmal dem Tode nahe brachten. Beide waren Mitglieder der Whigpartei, beide verließen dieselbe, um die republikanische Partei heranzubilden und zum Siege führen zu helfen; beide sind würdige Repräsentanten der Arbeit, der freien geistigen und leiblichen Arbeit, und stehen in dieser Beziehung im schroffsten Gegensatze zu den südlichen Sklavenjüngern und Sklavenzüchtern, welche zu dem politischen und socialen Gedeihen ihres Gemeinwesens bekanntlich die Negerſklaverei für absolut nothwendig erklärten. Auch in ihrer äußern Erscheinung hatten sie eine gewisse Ähnlichkeit; wie Lincoln eine hohe, athletische Figur besaß und sich durch körperliche Arbeit Sehnen und Muskeln stärkte, so ist Sumner hoch und schlank gewachsen und hatte in frühern Jahren ein ungewöhnliches Maß von Körperkraft.

Charles Sumner wurde am 6. Jan. 1811 zu Boston im Staate Massachusetts geboren. Seine Vorfahren waren Engländer und wohnten in der Grafschaft Kent, zogen aber später nach Dorsetshire, von wo sie nach Amerika auswanderten. Das Geschlecht der Sumner gehörte dem kräftigen und tapfern Stande der englischen Freisassen (Yeomanry) an, gedieh aber auch vortrefflich auf dem jungfräulichen Boden Amerikas. Einer seiner Ahnen lebte in Roxbury, nahe bei Boston, und war durch seine bürgerlichen Tugenden, seinen rechtschaffenen Lebenswandel und seine kolossale Körperkraft weit und breit in Massachusetts bekannt; noch lange nach seinem Tode erzählte man sich von der Riesenstärke und Kühnheit dieses Sumner in Roxbury und Umgegend die wunderbarsten Geschichten. Der Sohn dieses Mannes war ein gewisser Increase Sumner, der Vetter des Vaters von Charles Sumner. Increase Sumner gehörte zu den tüchtigsten Richtern und Gouverneuren, die Massachusetts jemals besaßen. Er lebte zur Zeit des Unabhängigkeitskrieges und trug nicht wenig zu der Befreiung seines Vaterlandes von dem drückenden Joche Englands bei. In einem Briefe, den er beim Beginn des Unabhängigkeitskampfes an einen seiner Freunde schrieb, kommt folgende charakteristische Stelle vor: „Der Mann, welcher gleichgültig gegen das öffentliche Wohl des Landes ist, läuft Gefahr, zu schlechten Maßregeln zu greifen und sein Gewissen, seine Ehre und sein Vaterland bloßzustellen und zu verrathen, nur um seinen Privatvortheil zu sichern; es muß aber die Zeit kommen, wo ein solcher Mensch, wenn er nicht von Grund aus verdorben ist, Seelenqualen empfindet, denen nichts in der Welt gleichkommt.“

Der Vater von Charles Sumner war ebenfalls ein allseitig geachteter Mann, und noch jetzt wird sein Andenken von den Bewohnern seines Heimatstaates sehr in Ehren gehalten; er war ein vielbeschäftigter, tüchtiger Jurist und bekleidete lange Jahre, bis zum Ende seines Lebens, das Sheriffsamt in Suffolk County, einer der bevölkerlichsten Graffschaften des Staates Massachusetts. Der Sohn, Charles Sumner, zeigte sich von Jugend auf seiner Vorfahren würdig; er genoß seine Jugenderziehung auf der lateinischen Schule zu Boston und auf der Phillips-Akademie, dann besuchte er die Harvard-Universität und promovirte daselbst im Jahre 1830. Nachdem er ein Jahr lang privatim den Studien obgelegen hatte, trat er in die juristische Akademie zu Cambridge, wo er mit seinem Lehrer, dem Richter Story, ein inniges Freundschaftsbündniß schloß, das er bis zum Tode des großen und berühmten Rechtslehrers fortsetzte. Er wurde im Jahre 1834 unter die Zahl der Advocaten aufgenommen und erwarb sich bald eine ausgedehntere Praxis in Boston, als irgendetwas der anderen jüngern Advocaten aufweisen konnte. Zum Referenten des Bezirksgerichtshofes (Circuit Court) der Vereinigten Staaten ernannt, veröffentlichte er drei als „Sumner's Reports“ bekannt gewordene Bände der Entscheidungen des Richters Story. Ebenso gab er zu jener Zeit eine juristische Vierteljahrschrift, den „American Jurist“, heraus, die bald einen weitverbreiteten Ruf und einen außerordentlichen Anklang fand. Während der ersten drei Winter nach seiner Zulassung zur juristischen Praxis wurde Sumner, da Richter Story in Washington City war, zum Lector für die Studenten der juristischen Facultät in Cambridge bestellt und stand während einer längern Abwesenheit des Professors Greenleaf ganz allein der Akademie vor. Seine liebsten Lehrfächer waren das constitutionelle Recht der Vereinigten Staaten und das Völkerrecht. Er erwarb sich als akademischer Lehrer einen solchen Beifall und solche Achtung, daß ihm im Jahre 1836 eine Professur an der Juristenschule und eine andere am Gymnasium angeboten ward; er lehnte indessen beide Stellen ab und ging im Jahre 1837 nach Europa, woselbst er bis zum Jahre 1840 blieb und England, Deutschland, Frankreich und Italien bereiste. In England hielt er sich fast ein ganzes Jahr lang auf. Da Sumner mit guten Empfehlungen versehen war, so wurde es ihm leicht, in den besten gesellschaftlichen Circeln Europas Zutritt zu erhalten, sodaß er sich, bei seinem reichbegabten Geiste, seinem wohlgeübten, starken Gedächtnisse und den mannichfaltigsten Anziehungsgaben eines feingebildeten Gelehrten, ohne große Schwierigkeiten und zu seinem größten Vortheile in vielfacher Hinsicht noch weiter ausbilden konnte. Es haben aber auch wol nur wenige Amerikaner das Sehenswürdigste in Europa besser, nutz- und genussreicher gesehen als er; seine ausdauernde Strebsamkeit in Verbindung mit seinen außerordentlichen angeborenen Fähigkeiten ließen ihn in verschiedenen Ländern die Bekanntheit der hervorragenden Männer Europas machen, mit denen er zum Theil die vertrautesten Freundschaftsverbindungen anknüpfte.

Nachdem er sich eine ziemlich genaue Kenntniß verschiedener europäischer Sprachen erworben und die Schätze der Literatur und Kunst der Alten Welt mit Eifer studirt hatte, kehrte er 1840 nach Boston zurück, nahm seine juristische Praxis wieder auf und gab in den Jahren 1844—46 eine sehr fleißig gearbeitete Ausgabe von „Vesey's Reports“ mit Anmerkungen, in 20 Bänden, heraus.

Während Sumner in Europa weilte und sich den schönsten und reinsten Genüssen, welche Natur, Wissenschaft und Kunst ihm daselbst in so reichem Maße darboten, mit ganzer Seele hingab, standen daheim in seinem Vaterlande die verschiedenen politischen Parteien in schroffer Weise einander gegenüber. Es waren nicht bloß die Demokraten und Whigs, die sich um die Herrschaft in der Union stritten, auch die Gegner der Negersklaverei traten immer offener mit ihren Emancipationsbestrebungen hervor, und nicht selten hörte man schon jetzt die extremen Parteiführer den Ruf nach Trennung der Union er-

heben. Bekanntlich war Massachusetts der Hauptsitz des Abolitionismus. Schon Präsident Andrew Jackson hatte in seiner Botschaft vom 2. Dec. 1835 die negerfreundlichen Bemühungen der Abolitionisten als „constitutionswidrige und gottlose Unternehmungen“ (unconstitutional and wicked attempts) verurtheilt, und der sonst so achtungswerthe Edward Everett hatte, von der Whigpartei zum Gouverneur von Massachusetts erwählt, in seiner Botschaft vom 6. Jan. 1836 den Aufforderungen gewisser südlicher Staaten nachgegeben und die Gesetzgeber seines Staates dazu bestimmen wollen, die Antislavereibestrebungen auch selbst im freien Norden zu unterdrücken, mit dem ausdrücklichen Zusätze: „Ein jedes directes Vorgehen, welches der Natur der Sache nach dazu angethan ist, einen Aufruhr unter den Sklaven hervorzurufen, ist von äußerst respectabler gesetzlicher Autorität (by highly respectable legal authority) als ein Verstoß gegen den Frieden dieses Staates erklärt worden und kann nach dem gemeingültigen Rechte als ein Vergehen (misdemeanor) bestraft werden.“\*) Nichtsdestoweniger setzten Männer wie William Ellery Channing, Theodor Parker, William Lloyd Garrison, Samuel E. Sewall, William Goodell und unser talentvoller Landsmann Karl Follen den Kampf gegen die Sklaverei in Wort und Schrift fort. Wiederholt kamen die Abolitionsbestrebungen und die Emancipation der Neger überhaupt im Congreß durch Petitionen und auf andere Weise zur Sprache und veranlaßten heftige Debatten. Am 7. Febr. 1839 hielt z. B. Henry Clay, der berühmte Führer der Whigpartei, im Bundessenat eine gewaltige Rede, in welcher er die verschiedenen abolitionistischen Richtungen klassificirte und die Emancipationsbewegungen in der Nordamerikanischen Union nach Epochen eintheilte. In dieser Rede kam er auch auf die Gefahren zu sprechen, welchen der Bestand der Union ausgesetzt sei, und ließ sich hierüber unter anderm also vernehmen: „Unsere patriotischen Vorfahren besürchteten zwei Gefahren für die Dauer und das Fortbestehen der Union. Die eine glaubten sie in den Alleghanygebirgen zu erkennen, dieser Scheidelinie der Gewässer, welche dem Atlantischen Ocean und dem Mexicanischen Golf zusfließen. Diese Gebirge schienen der frühern Generation eine natürliche Grenze zwischen zwei verschiedenen Staatengruppen darzubieten. Solche Gefahr ist durch die Herstellung von Straßen und von andern Verbindungsmitteln, sowie durch Fulton's unsterblichen Genius beseitigt. Nirgends herrschte eine innigere Anhänglichkeit an die Union als bei jenen westlichen Insassen, von welchen man glaubte, sie würden die ersten sein, welche sich lossagten. Die andere Gefahr, die Sklaverei, ist übriggeblieben. Die Sklaverei wurde einsichtsvollerweise (?) von den Vätern unsers Grundgesetzes den Einzelstaaten überlassen. Ihnen möge sie auch ferner verbleiben. Geschieht dies nicht, so erblicke ich im Geiste Ereignisse, vor welchen selbst die Abolitionisten zurückschaudern könnten. Ein Krieg wird entstehen zwischen den freien und den Sklavestaaten und das Land in Blut tauchen.“ Henry Clay schildert dann im Verlauf seiner Rede alle die Greuel, welche solch ein brudermörderischer Krieg hervorrufen könnte und würde. Was der große Whigführer als Senator von Kentucky, und was andere weitblickende Männer im Geiste vorausgesehen, das ist in unsern Tagen in noch viel furchtbarer Weise, allerdings zu ihrem endlichen Heile, über die Union und über die civilisirte Menschheit hereingebrochen.\*\*)

Der plötzliche Tod des Präsidenten William H. Harrison, welcher am 4. April 1841 erfolgte, ließ John Tyler das Präsidentenamt übernehmen. Es ist bekannt, wie Tyler, obgleich von der Whigpartei gewählt, sich ganz der demokratischen Partei in die Arme warf, und wie mit ihm die unbedingte Herrschaft der Sklavhalter im Weißen Hause

\*) Vgl. Horace Greeley, „The American Conflict“, I, 122 fg.

\*\*) Vgl. Thomas S. Benton, „Thirty Years' View“, II, 154 fg.; R. F. Neumann, „Geschichte der Vereinigten Staaten von Amerika“, III, 40 fg.

und im Capitol zu Washington City installiert wurde. \*) Die unwandelbare Treue Tyler's gegen die vorgeblichen Interessen des Südens zeigte sich aber nirgends deutlicher als in der Texasfrage. Im ganzen Süden der Union ertönte der Ruf: „Texas or disunion!“ „Wenn man uns nicht erlaubt Texas der Union einzuverleiben, so wollen wir lieber die Union auflösen, als Texas aufgeben“ (we will dissolve the union sooner than abandon Texas) — solche und ähnliche Beschlüsse wurden überall in den demokratischen Volksversammlungen und Conventionen gefaßt und proclamirt. Henry Clay selbst erklärte, daß er persönlich (personally) nichts gegen die Annexirung von Texas habe. So standen die Sachen, als der Präsidentenwahlkampf im Jahre 1844 entbrannte. Das Resultat dieses Kampfes war, daß die Demokraten die Whigs besiegten und James K. Polk von Tennessee zum Präsidenten gewählt wurde. Da Polk ein alter und eifriger Anhänger der Annexirungspolitik war, so wurde Texas gegen Ende des Jahres 1845 als Staat in die Union aufgenommen. Damit aber war die Kriegserklärung gegen Mexico nur noch eine Frage der Zeit.

Es ist selbstverständlich, daß nicht blos die Abolitionisten und alle entschiedenen Gegner der Sklaverei gegen die Einverleibung von Texas gesinnt gewesen waren, sondern daß auch eine große Anzahl der Whigs ebenso dachte und den Grundsatz der ultrasüdlichen Politik: „Macht geht vor Recht“, bitter bekämpfte. Dieselbe Erscheinung trat hervor, als die Frage über den Krieg mit Mexico zur Entscheidung kam. Charles Sumner, in dessen Familie die Whigpolitik gleichsam erblich gewesen, hatte sich bis zum Jahre 1845 der praktischen Politik ziemlich fern gehalten; man hatte ihn deshalb wol für einen brillanten Theoretiker in politischen Dingen angesehen, in praktischer Hinsicht aber ihm keine besondere Zukunft prophezeit. Dazu kam, daß er zwar in den meisten Fällen mit der Whigpartei stimmte, daß er aber seiner innern Ueberzeugung nach mehr den Bestrebungen der Abolitionisten als den lauwarmen Grundsätzen der Whigs huldigte. Seine ganze geistige Richtung hatte einen idealen Zug, und dieser ideale Zug war durch seine Studien in Europa nur gekräftigt worden. Es war deshalb wiederholt vorgekommen, daß alte und angesehene Whigs, treue Freunde der Sumner'schen Familie, den jungen Enthustasten mit väterlichem Ernste ermahnt hatten, sich den radicalen Ideen der Abolitionisten nicht zu sehr hinzugeben, weil dieselben unpraktisch und nicht ausführbar seien, möchten dieselben, vom Standpunkt der Theorie aus betrachtet, auch noch so schön und wahr erscheinen. Charles Sumner hörte eine Zeit lang auf diese wohlgemeinten Warnungen, schließlich aber brach sich seine Natur unaufhaltsam Bahn, und die Folge hat gelehrt, daß seine Ideen über Sklaverei und staatliche Dinge doch nicht so ganz unpraktisch und unausführbar waren.

Am 4. Juli 1845, dem Gedentage der Unabhängigkeitserklärung, hielt er vor den städtischen Behörden zu Boston in einer großen Volksversammlung eine Rede über die „wahre Größe der Nationen“ (the true grandeur of Nations), in der er, veranlaßt durch die immer drohender werdende feindliche Stimmung zwischen den Vereinigten Staaten und Mexico, gegen „die Kriegstheorie als die Theorie des Gottesgerichts durch Schlachtenkampf“ energisch auftrat, indem er die herrschenden Bestimmungen des Völkerrechts, denen gemäß obwaltende Streitigkeiten zwischen Völkern noch immer in barbarischer Weise durch blutige Kriege und weniger durch schiedsrichterliche Maßregeln beigelegt würden, als inhuman, unklug und ungerecht beurtheilte und darauf drang, daß die alte, un-menschliche Kriegstheorie einer friedlichen Entscheidung in völkerrechtlichen Streitfragen weichen müsse, gerade so, wie „das private Gottesgericht durch Zweikampf friedlicheren

\*) Vgl. Rudolf Doehn, „Die politischen Parteien in den Vereinigten Staaten von Amerika“, S. 126 fg.

Erfaßmitteln in der Handhabung der Gerechtigkeit zwischen Individuen gewichen sei“. Diese seine Rede erregte die allgemeinste Aufmerksamkeit und führte sowol zu den verschiedenartigsten Controversen, wie sie auch die weiteste Verbreitung in Amerika und Europa fand. Sie wurde z. B. von Richard Cobden für „eine der edelsten Bestrebungen der modernen Zeit für die Sache des Friedens“ erklärt. Auf diese Rede folgte in kurzen Zwischenräumen eine ganze Reihe öffentlicher Ansprachen und Vorträge über verwandte Themata vor literarischen und akademischen Gesellschaften und Volksversammlungen, die sämmtlich durch den Druck eine weite Verbreitung fanden und Sumner's Namen bekannt machten. Er trat aber auch von nun an mit aller Entschiedenheit gegen die Einverleibung von Texas in die Union auf der Basis des Sklavereisystems in die Schranken. Am 4. Nov. 1845 sprach er unter allgemeinem Beifall seiner Zuhörer in einer äußerst zahlreich besuchten Volksversammlung in Faneuil Hall zu Boston gegen den Krieg mit Mexico, und im nächsten Jahre hielt er in der Staatsconvention der Whigpartei von Massachusetts eine Rede über „die Antisklavereipflichten der Whigpartei“ (the anti-slavery duties of the Whig-Party), in welcher er ebenso kühn wie Garrison die Sklaverei bekämpfte, dabei aber, im Gegensatz zu diesem unermüdblichen Vorkämpfer der Freiheit, niemals den Boden der Bundesconstitution verließ, vielmehr seinen Standpunkt gerade durch den Sinn und den Wortlaut dieser Constitution zu vertheidigen und zu begründen suchte. „Die Constitution der Vereinigten Staaten“, sagte er, „erkennt nirgends in ihren Bestimmungen über das Institut der Sklaverei dem Sklaven sein Recht und seine politische Stellung als «Person» ab, sie spricht niemals von ihm als von einem Vermögensobject, dem der Charakter der Persönlichkeit fehlt; außerdem aber betrachtet die Constitution überall, wo sie den Sklavenhaltern gewisse Privilegien und Eigenthumsrechte an ihren Sklaven überträgt, diese Privilegien und Eigenthumsrechte nur als temporär und vorübergehend, denn sie drückt dem Institut der Sklaverei an keiner Stelle und in keiner Weise den Stempel der Dauer für alle Ewigkeit auf. Die Constitution enthält kein Compromiß über die Sklaverei, das nicht den Gesetzen und der Constitution gemäß einer Aenderung unterzogen werden könnte, und mein Vorschlag geht dahin, daß wir die Sklaverei auf gesetzlichem und constitutionellem Wege bekämpfen. Wo immer dem Congreß ein Recht zur Machtausübung und zur Jurisdiction gesetzlich zusteht, da darf er dieses Recht im Einklange mit der Bundesconstitution unzweifelhaft praktisch ausüben. Und selbst wo ihm ein solches Recht fehlt, da hat die Constitution Mittel und Wege an die Hand gegeben, wie er sich dasselbe erwerben kann, um seine Absichten in Ausführung zu bringen. Die Constitution enthält einen Artikel (Art. 5), welcher die Art und Weise angibt, wie zu irgendeiner Zeit mit der bestehenden Constitution Aenderungen vorgenommen werden können. Dieser Artikel ist von der höchsten Wichtigkeit, da er dem Landesgrundgesetze einen progressiven Charakter verleiht und die Möglichkeit eröffnet, neuen Zeitbedürfnissen und neuen Anschauungen darin Anerkennung und Eingang zu verschaffen. Die weisen Schöpfer unserer Constitution behandelten dieses werthvolle Instrument nicht nach der Manier der Chinesen, indem sie dasselbe für unwandelbar und unverbesserlich erklärten, sondern sie trafen in kluger Voraussicht Vorkehrungen, die — je nachdem es der Fortschritt der Zeit erheischte — Abänderungen und Zusätze ermöglichen.“ Demgemäß proponirte Charles Sumner im Jahre 1846 der Whigpartei, folgende Lösung auf ihre Parteifahne zu schreiben: „AbSchaffung der Sklaverei nach den Bestimmungen der Constitution und den Gesetzen der Vereinigten Staaten.“ Zur Begründung dieses Schlachtrufes im Kampfe für die Freiheit erklärte er schließlich in der genannten Staatsconvention: „Die Zeit ist vorüber, wo man diesem Rufe auf Grund der Bundesconstitution opponiren kann. Kein kompetenter Richter kann darüber in Zweifel sein, daß der Congreß das Recht hat, in bestimmter, gesetzgeberischer Weise die Sklaverei abzuschaffen

(to abolish slavery by express legislation), und zwar 1) im District von Columbia, 2) in denjenigen Territorien, wo dieses Institut existirt, 3) kann der Congreß den Sklavenhandel verbieten, der auf hoher See zwischen einzelnen Unionsstaaten betrieben wird, 4) steht es dem Congreß zu, jedem Staate, der mit einer die Sklaverei sanctionirenden Constitution in die Union aufgenommen werden will, diese Aufnahme zu verweigern. Dann aber ist es auch über allen Zweifel erhaben, daß das Volk der freien Unionsstaaten nach den von mir angedeuteten Bestimmungen der Constitution zur Aenderung ebendieser Constitution vorgehen kann.“

Diese letzten Worte Sumner's enthielten das Programm der eine praktische Politik verfolgenden Abolitionisten, und das letztverflossene Decennium hat gelehrt, wie wichtig dieses Programm war und daß es thatsächlich in jeder Beziehung in Erfüllung ging. Für die Whigpartei des Jahres 1846 gingen die Vorschläge Sumner's allerdings zu weit, und er versuchte es umsonst, dieselbe durch seine Beredsamkeit zu seinen Ansichten zu bekehren. Umsonst appellirte er an die Staatsweisheit und den Patriotismus Daniel Webster's, indem er ihn eindringlich aufforderte, in seiner Stellung als Bundes senator das glorreiche Freiheitsprogramm durchzuführen.

„Ueberrimm“, rief er ihm zu, „diese heiligen, leider noch immer nicht erfüllten Pflichten. Die ältern Leute werden dir eine solche Politik hoch anrechnen und auf deiner Seite stehen; die Jugend wird mit hingebender Begeisterung deinen Namen nennen und deinem Rufe folgen; die große Masse der von der Sklaverei Befreiten wird ihre Kinder und Kindeskinde lehren, dich zu segnen, alle aber werden dir einen Namen geben, der weder im Himmel noch auf Erden vergessen sein wird, sie werden dich den «Vertheidiger der Menschlichkeit» (defender of Humanity) heißen.“

Alein Daniel Webster's Sinn und Streben ging nach einer andern Richtung hin. Er wollte Präsident der Vereinigten Staaten werden, und um dieses Ziel zu erreichen, mußte er sich die Gunst des Südens der Union erwerben. So verschmähte er den Titel eines „Vertheidigers der Menschlichkeit“ und wurde der Anwalt des Sklavenjagdgesetzes vom Jahre 1850.‡

Kurze Zeit nach der Vertagung der obenerwähnten Staatsconvention der Whigpartei von Massachusetts, also noch im Jahre 1846, richtete Sumner einen offenen Brief an Robert C. Winthrop, der damals Boston im Congreß vertrat und seine Stimme zu Gunsten des Krieges mit Mexico abgegeben hatte. In diesem Briefe charakterisirte er den mexicanischen Krieg als einen ungerechten Angriff auf eine Schwesterrepublik, der nur dazu diene, das Gebiet und die Macht der Sklaverei auszudehnen; er bezeichnete diesen Krieg als ein feiges Unternehmen, welches die Ehre der Vereinigten Staaten verlege, da er von einem reichen und mächtigen Lande gegen ein schwaches und nahezu vertheidigungsloses Nachbarland geführt werde. In dem Schlusse des Briefes kommen folgende Stellen vor: „Der Beschluß des Congresses, für den Sie, mein Herr, als Vertreter des Volkes von Boston gestimmt haben, ist ein schmachvoller, und da Sie die Stadt Boston vertreten, haben Sie indirect diese Stadt theilnehmen lassen an der Erklärung eines Krieges, der ungerecht und feig ist, und nur unter falschen Vorwänden im Dienste der Sklaverei unternommen wird. Durch Sie allein unterstützt und billigt das Volk von Boston die Blokade von Veracruz, die Eroberung von Californien, die Einnahme von Santa-Fé und das Blutbad von Monterey. Man darf in dieser Sache unsern Soldaten und deren Offizieren keine Schuld beimessen; der Congreß allein ist für das vergossene Blut verantwortlich, und durch Sie, mein Herr, sind auch die Hände Ihrer Wähler in Boston mit unschuldigem Blute besleckt. Vergessen Sie nicht, daß Sie auf ihrer öffentlichen Laufbahn dieselben Grundsätze von Recht und Gerechtigkeit zu befolgen haben, die Sie in ihrem Privatleben für heilig halten. Die Grundsätze der

Moral sind für Völker ganz dieselben wie für Individuen. Verzeihen Sie mir, wenn ich erkläre, daß Sie nicht überall im Einklange mit der Wahrheit dieser Grundsätze gehandelt haben. Ihre Anhänger haben zu ihrer Vertheidigung die Thatsache angeführt, daß die Majorität der Whigs auf ihrer Seite stehe. Allein in Fragen über das, was Recht und Unrecht ist, kann man nur geringes Gewicht darauf legen, daß einige wenige, dem Irrthum unterworfenen Menschen eine sogenannte Majorität bilden und einerlei Sinnes sind. Solche Majoritäten können uns nicht abhalten, in dem vorliegenden Falle unser Verdammungsurtheil über Sie auszusprechen. Die heiligen Grundsätze des Rechts sind hoch erhaben über die fanatischen Ansichten einer parteiischen Menge und sogenannte Majoritäten können sie weder umstoßen noch vernichten. Und immer kehrt die Frage wieder: war es recht, für einen ungerechten und feigen Krieg zu stimmen, der unter trügerischen Vorwänden zum Vortheil der Sklaverei geführt wird?“

Dieser Brief an Robert C. Winthrop zeigte deutlich, daß Charles Sumner kein passendes Mitglied der Whigpartei mehr war, und so konnte es nicht fehlen, daß er sich bald von derselben lossagte und im Jahre 1848 zur Freibodenpartei (Free Soil party) übertrat, deren Candidaten, Martin van Buren und Charles Francis Adams, er kräftigt während des Präsidentenwahlkampfes von 1848 unterstützte. Nachdem Daniel Webster durch seinen Eintritt in das Cabinet des Präsidenten Millard Fillmore im Jahre 1850 aus dem Bundesenat geschieden war, wurde Charles Sumner durch eine Coalition von Freibodenmännern und Demokraten in der Gesetzgebung des Staates Massachusetts zu dem erledigten Senatorposten nach einem langen und ernstern Kampfe gewählt. Dieser Wahlkampf zog die Aufmerksamkeit der ganzen Union auf sich, und der Ausgang desselben wurde überall von der Antisklavereipartei mit Jubel gefeiert.

Obgleich Sumner bei seinem Eintritt in den Senat der Vereinigten Staaten, nach amerikanischen Begriffen, noch in jugendlichem Alter stand, so war er doch reich an Kenntnissen und fest in seinen Grundsätzen. Er war sowol mit dem Völkerrechte und dem constitutionellen Rechte der Union, wie mit der Geschichte und der Literatur der alten und neuen Culturvölker wohl vertraut; dabei kannte er die Details der Antisklavereibewegung gründlich und trug die feste Ueberzeugung in sich, daß das anmaßende und herrschsüchtige Gebaren der südlichen Sklavereipartei die größte Gefahr für die Einheit und Freiheit der Union im Gefolge habe. Da ihm sein Ruf vorangeeilt war, so lag es auf der Hand, daß er von einer Versammlung, die vom Geiste John C. Calhoun's beherrscht wurde, nicht gerade sehr willkommen geheißen wurde. Senatoren wie Jefferson Davis, welcher durch herausfordernden Uebermuth zu imponiren suchte, oder wie James M. Mason, der durch aalglatte Gewandtheit und Falschheit zu seinem Ziele zu kommen bemüht war, oder wie Stephen A. Douglas, der — von Ehrgeiz getrieben — sich so oft über jedes moralische Gefühl hinwegsetzte, suchten, wo sie nur konnten, die Beredsamkeit des jungen Senators als eine eitle, mit flitterhaften Gemeinplätzen (*littering generalities*) gezielte und nach dem Ratheder schmeckende Rhetorik zu denunciren und ins Lächerliche zu ziehen. Er überzeugte indessen gar bald nicht allein diese Männer, sondern auch das ganze Land davon, daß die südlichen Sklavhalter an ihm einen nicht zu unterschätzenden Gegner und die Freunde der Freiheit einen starken, zuverlässigen Anwalt im Bundesenat erhalten hatten, der, auf der breiten Basis der Verbindung von Moral und Recht fußend, die Constitution und die Gesetze des Landes ebenso genau kannte wie die ältesten und gelehrtesten Bundesensatoren. Obgleich von Natur gutmüthig und feinern Gesellschaftsmannieren nicht fremd, verschmähte er doch jeden socialen Verkehr mit seinen politischen Gegnern; ja, seine Opposition war unbeugsam, scharf und schonungslos gegen diejenigen, von welchen er glaubte, daß sie gegen die Einheit und Freiheit der Union conspirirten; er wurde deshalb von seinen Anhängern und Parteigenossen als die Per-

sonification des unbeugsamen Geistes der Freiheit betrachtet, während die Führer der Sklavenpartei ihn als ihren unverföhnlichsten und erbittertsten Feind nicht weniger haßten als fürchteten. Der Kampf aber, welcher zu jener Zeit in den Hallen des Congresses geführt wurde, war in der That ein gewaltiger. Sobald ein Abgeordneter des freien Nordens in den Congress eintrat, wurde er von den südlichen Volksvertretern umringt, die alle nur erdenklichen Mittel der Ueberredung, der List und der Bestechung anwandten, um dem Manne des Nordens südliche Sympathien einzusüßen; gelangte man mit diesen Mitteln nicht zum Ziele, so wurden Furcht und Schrecken als Befehrshebel angewandt. Versuchte doch der südliche Senator Foote am 17. April 1850, in offener Senatsitzung und mitten in der Debatte, auf den unionsfreundlichen, aber keineswegs abolitionistischen Senator Thomas S. Benton ein Pistol abzufeuern. Der für die Freiheit begeisterte und auch als Schriftsteller berühmte Volksrepräsentant Joshua N. Giddings, welcher lange Zeit durch schwere Arbeit an den Grenzen der Cultur und in mannichfachen Kämpfen mit den Indianern sich Geist und Körper gestählt hatte und bei dem von Feigheit in keiner Weise die Rede sein konnte, äußert sich über die damaligen parlamentarischen Kämpfe im Congress zu Washington City also: „Ich habe blutige Kämpfe der verschiedensten Art durchlebt und sah Freund und Feind um mich her fallen, aber ich behaupte, daß mehr Muth dazu gehört, auf seinem Sitze im Senat des Congresses die ungeschminkte reine Wahrheit frei und offen zu sagen, als eine Batterie mit Sturm zu nehmen. Der Muth der unerschrockenen Bekämpfer der Sklaverei im Congress steht mir weit höher als der gewöhnliche Soldatenmuth.“ Das ganze Wirken Sumner's im Congress lehrt aber, daß er stets mit Muth und Kühnheit in Wort und That für seine Ueberzeugung in die Schranken trat und sich mit seinen Gegnern maß.

Die erste bedeutende Rede, welche Charles Sumner im Senat hielt, betraf das sogenannte „Sklavenjagdgesetz“ (the fugitive slave-act), gegen das er sofort offen mit der energischen Erklärung auftrat, daß der Congress nach der Bundesconstitution nicht befugt sei, Gesetze zu Gunsten der Auslieferung flüchtiger Sklaven zu erlassen, und daß, angenommen, er sei dazu befugt, das betreffende Gesetz in vielen wesentlichen Punkten mit der Bundesconstitution, dem höchsten Gesetze des Landes, in Widerspruch stehe und außerdem unmenschlich, tyrannisch und grausam sei. In dieser Rede war die leitende Idee jener von Sumner stets treu bewahrte Wahlspruch, der späterhin das Banner der ganzen Unionspartei wurde: „Freedom is national and slavery is sectional“, d. h. die Freiheit trägt einen nationalen Charakter, die Sklaverei nur einen sektirerischen oder particularistischen.

Sumner zeigte durch Citate aus der Bundesconstitution, daß die Gründer der Republik dem Sklaven niemals das Recht der Persönlichkeit abgesprochen hätten, daß sich in diesem Hauptgrundgesetze der Union nie das Wort „Sklave“ (slave) vorfinde, daß die Urheber der Constitution stets statt des Wortes „slaves“ sich der Bezeichnung „persons held to service and labour“ oder einer ähnlichen, umschreibenden Redewendung bedient hätten, um damit ausdrücklich zu documentiren, daß nach ihrer Ansicht kein Mensch einen andern Menschen als einen einfachen Eigenthumsgegenstand (property) besitzen könne. Er bewies ferner, daß die Verfasser der Constitution die Sklaverei nur als „ein temporäres Ding“ (a temporary thing) angesehen hätten, obgleich auch sie zugelassen, daß Sklavenhalter ihre entflohenen Sklaven wieder einsangen könnten. „Das Institut der Sklaven“, sagte er am Schlusse seiner meisterhaften Rede, „trägt einen so verletzenden Charakter, daß es, um rechtlich zu bestehen, durch ein positives Gesetz sanctionirt sein muß; es hat nun aber in der Bundesconstitution an keiner Stelle eine solche positive Sanction erhalten. In der Einleitung zu diesem Grundgesetze heißt es, dasselbe sei erlassen, um Gerechtigkeit zu gründen (establish justice) und die Segnungen der Freiheit zu sichern (secure the

blessings of liberty). Die Convention, welche die Constitution entwarf, und andere gesetzgebende Körper damaliger Zeit haben niemals direct die Sklaverei functionirt. In der Unabhängigkeitserklärung und in der Adresse des continentalen Congresses sind die Freiheit und die natürlichen Menschenrechte (rights of human nature) als das höchste Gut der amerikanischen Nation bezeichnet worden. Nach allen Regeln des gemeinen Rechts muß der Inhalt der Constitution theoretisch und praktisch, deutlich und klar in einem freiheitlichen Sinne interpretirt werden; die Entscheidungen des höchsten Gerichtshofes betrachten die Sklaven nicht als Eigenthum, sondern als Personen. Bei der Gründung der Republik und unter der Präsidentschaft George Washington's wurde die Sklaverei von der Nation nicht begünstigt, sie existirte nirgends auf nationalem Grund und Boden oder unter der nationalen Flagge, sie wurde vielmehr von der Nation verdammt und von der Kirche und den gelehrten Anstalten damaliger Zeit verurtheilt. Und schließlich besteht ein Amendement zur Constitution, wonach der nationalen Regierung nur in den Fällen volle Machtausübung zukommt, in denen dies ausdrücklich hervorgehoben ist; zu diesen Fällen gehört aber die Unterstützung der Sklaverei seitens der Nation nicht. Deshalb ist die Sklaverei in keiner Beziehung eine nationale Institution, und die Bundesconstitution erkennt nirgends das Eigenthum an einem Menschen an. Es gibt aber noch eine andere Bestimmung in der Bundesconstitution, die, wenn sie überall praktisch durchgeführt würde, die allgemeine Freiheit sichern müßte. Der fünfte Artikel der Amendments zur Bundesconstitution enthält den Satz: «Kein Mensch soll des Lebens, der Freiheit oder des Eigenthums beraubt werden ohne ein gerechtes und gesetzliches Verfahren» (No person shall be deprived of life, liberty or property, without due process of law). Durch diese Bestimmung ist unbestreitbar die Freiheit jeder Person, soweit unsere nationale Gerichtsbarkeit reicht, geschützt. Ich sage, die Freiheit jeder Person; hierüber kann kein Zweifel herrschen. Das Wort «Person» (person), welches die Constitution hier gebraucht, bezeichnet aber jedes menschliche Wesen in den Vereinigten Staaten, mag dasselbe zur kaukasischen, oder indianischen, oder afrikanischen Rasse gehören, vom Präsidenten an bis zum niedrigsten Sklaven herab.“

Diese Rede Sumner's und die Reden und das Auftreten seiner Parteigenossen im Senat, wie William H. Seward's, Henry Wilson's u. a., verhalten nicht ungehört in der Union, wenn sie auch im Senat noch längere Zeit wenig oder gar keinen Erfolg hatten. Sumner hatte ein ausnehmend zartes, moralisches Gefühl, eine wahrhaft keusche Freiheitsliebe; von ihm gilt in der That Burke's Wort: „Er besitzt jenen feinen Sinn für Ehre, der auch den kleinsten Flecken wie eine tiefe Wunde fühlt.“ Und so konnte es nicht anders sein, als daß er das Sklavenjagdgesetz stets als eine Schande und eine Schmach für die Republik der Vereinigten Staaten empfand. Er sprach von demselben nie als von einem wirklichen Gesetze (law), sondern nannte es stets nur eine Verordnung (enactment), die mit der Constitution der Republik in Widerspruch stehe und niemals die bindende Kraft eines wirklichen Gesetzes besitzen könne. Wenn Daniel Webster, sein berühmter Landsmann, den Beinamen des „großen Auslegers“ (great expounder) der Constitution erhielt, so verdiente Charles Sumner vor allen andern der „große Vertheidiger“ (the great defender) derselben genannt zu werden. Umsonst hatte Daniel Webster mit den Sklavenhaltern Frieden geschlossen und sich — seiner Vergangenheit zum Troß — wiederholt zum Anwalt der Sklaverei hergegeben; die stolzen Politiker des Südens erkannten ihn nie ganz als einen der Ihrigen an und dachten gar nicht daran, ihn zu ihrem Präsidentschaftscandidaten zu machen. Umsonst nahm die Whigpartei im Jahre 1852 in ihr Parteiprogramm die Billigung des Sklavenfanggesetzes auf, indem sie noch außerdem die fernere Agitation der Sklavenfrage als „den Frieden des Landes gefährdend“ verwarf; umsonst warf auch sie Daniel Webster beiseite und ernannte den

alten ruhmgekrönten General Winfield Scott zu ihrem Präsidentschaftscandidaten — das Ende der Whigpartei war gekommen, sie sollte mit Daniel Webster (er starb am 24. Oct. 1852) ins Grab steigen.

Am 11. Aug. 1852 hielt die Freibodenpartei ihre Nationalconvention zu Pittsburg in Pennsylvanien und stellte ein entschiedenes Antisklavereiprogramm auf, in welchem sie z. B. das Sklavenjagdgesetz verdammt und den Sumner'schen Ausspruch in ihr politisches Glaubensbekenntniß aufnahm: „Die Sklaverei ist nur eine Localangelegenheit der südlichen Staaten, die Freiheit aber eine nationale Angelegenheit und Sache der ganzen Nation.“

Nachdem Franklin Pierce den Präsidentenstuhl bestiegen hatte, ging die südliche Sklavenhalterpartei immer kühner in ihren Bestrebungen vor, die Sklaverei über die ganze Union zu verbreiten oder eine Trennung derselben herbeizuführen. Der Kampf der politischen Parteien wurde daher immer heftiger und heißer. Wie früher Daniel Webster, als einflußreicher Repräsentant des Nordens, um die Freundschaft des sklavenhaltenden Südens buhlte und zum Verräther seiner Vergangenheit wurde, nur um in das „Weiße Haus“ zu Washington City einzuziehen, so gab sich jetzt Stephen A. Douglas von Illinois in vielfacher Hinsicht zum Vorkämpfer der Sklavereiereisen her, ebenfalls nur um auf diesem Wege die Präsidentenwürde zu erreichen. Es ist bekannt, daß der Süden auch ihn fallen ließ, nachdem er ihn eine Zeit lang als passendes Werkzeug benutzt hatte; denn auch Douglas starb, ohne sein Ziel erreicht zu haben, gleich beim Beginne des Seceffionskrieges.

An der Debatte über die Zurücknahme des Missouricompromisses vom Jahre 1820, welche von Douglas im Jahre 1854 im Bundesstaate bei Gelegenheit des Kansas-Nebraskaconflicts beantragt wurde, nahm Charles Sumner einen hervorragenden Antheil. Seine letzte Rede über dieses Thema, welche später unter dem Titel „The crime against Kansas“ („Das Verbrechen gegen Kansas“) im Druck erschien, nahm zwei Tage, den 19. und 20. Mai 1856, in Anspruch und offenbart seinen Abscheu gegen jede Sklaverei in der schärfsten Weise. Sumner beurtheilt und verurtheilt darin die Sklavenjunker und Sklavenzüchter, vorzüglich die unverbesserlichen Rebellen Südcarolinas, mit den bittersten Ausdrücken. Selbst R. F. Neumann muß zugestehen, daß der Senator von Massachusetts sich in dieser Rede äußerst beleidigender Redewendungen bedient habe; Horace Greeley, der langjährige Feind der Sklaverei, nennt dieselbe „a speech not without grave faults of conception and of style“, und sogar die intimsten Freunde Sumner's konnten oder wollten zur Zeit die leidenschaftliche, an persönlichen Ausfällen überreiche Rede nicht unbedingt gutheißen und suchten ihn deshalb dem Süden gegenüber zu entschuldigen. Doch auch die Ergüsse rücksichtslosen Zornes sind gegenüber dem Verwerflichen oft gerechtfertigt. Daß sich aber Sumner und seine politischen Freunde unter der Präsidentschaft von Franklin Pierce im Bundesstatenat Menschen gegenüberbefanden, welche unter dem Scheine, die Freiheit zu vertheidigen, in nichtswürdig heuchlerischer Weise Humanität und Menschenwürde mit Füßen traten, die wahren Freiheitsfreunde mit dem ausgesuchtesten Hohne verspotteten und die Union — das Höchste und Heiligste, was ein echter amerikanischer Patriot in politischen Dingen anerkennt — zu zertrümmern drohten, und daß sich Sumner, dem die Liebe zur Freiheit zum Pathos und zur Leidenschaft geworden war, im Kampfe mit diesen Menschen von einem gerechten und gewaltigen Zorne zu Aeußerungen hinreißen ließ, welche das strenge Maß parlamentarischer Decenz nicht immer innehielten, das ist als eine feststehende Thatsache zuzugeben, man wird aber auch zugleich bekennen müssen, daß Sumner's Auftreten, wenn nicht überall zu vertheidigen, so doch zu begreifen und zu entschuldigen ist. „Die ein-

zige Klage, die ich jemals von Sumner hörte“, schrieb Henry W. Beecher, „ist die gewesen, daß sein reizbares Wesen sich nicht recht eigne für die rohen und wilden politischen Kämpfe unserer Tage. Der Senator wäre gern fern geblieben, hätten ihn die Freunde nicht immer wieder aufgestachelt und gleichsam gegen seinen Willen in das ärgste Schlachtgetümmel hineingerissen.“ Ob dies nun auch bei Gelegenheit seiner Rede am 19. und 20. Mai 1856 der Fall gewesen, ist zweifelhaft; fast scheint es, als wenn Sumner diesmal sich seiner herausfordernden und beleidigenden Sprachweise vollkommen bewußt gewesen und sich keiner unwillkürlichen, leidenschaftlichen Erregung hingeeben habe. Er sandte nämlich kurz vor Beginn seiner Rede seinem Gesinnungsgenossen Theodor Parter nachfolgende telegraphische Botschaft: „Während Sie bei Ihrem zahlreichen Vereine ruhige Betrachtungen anstellen, werde ich die zermalmendste Philippika halten, welche jemals gehört wurde im Senat der Vereinigten Staaten.“

Und in der That dienten dem zürnenden Senator von Massachusetts die berühmtesten Anklageschriften, die uns das Alterthum überliefert hat, namentlich Cicero's Reden gegen Verres, aus welchen der Neuengländer ganze Stellen anführte, bei seinem Angriffe auf die südlichen Sklavenhalter zum Muster. Gleich beim Beginn seiner Rede erklärte Sumner, daß der Gegenstand, den er zu behandeln im Begriff stehe, für die Vereinigten Staaten wichtiger sei als alles, was bisher den Congreß oder den Senat beschäftigt habe. Nach dieser Einleitung ging er auf sein eigentliches Thema über und schilderte zunächst das gegen Kansas verübte Verbrechen nach seinem Ursprunge und seiner Tragweite, dann kritisirte er die Vertheidigung dieses Verbrechens durch die Sklavenbarone und schließlich gab er durchgreifende Heilmittel an gegen alle bereits erfundenen oder noch etwa zu ersinnenden Schandthaten. Einige der dreistesten Schutzredner des Kansas-Verbrechens, wie z. B. Buttler aus Südcarolina und Douglas aus Illinois, verglich er mit Don Quixote und Sancho Pansa, wie sie als innig verbundene Gesellen auf dieselben Abenteuer ausgingen. „Die Sache ist im Grunde gar nicht so wunderbar“, sagte er mit bitterer Ironie, „hat doch der Senator von Südcarolina (Buttler) eine Menge Ritterromane gelesen. Da wollte er sich denn selbst einmal, in Nachahmung seiner Vorbilder, eine Geliebte erküren, die seiner Gefühle und Begriffe von Ehre und Hochherzigkeit würdig wäre. Die Geliebte dieses modernen Ritters, obschon häßlich in den Augen fast der ganzen gebildeten Welt, erschien ihm doch immerdar als ein gar liebliches Geschöpf. Diese Geliebte, verrufen auf der ganzen Erde, dünkte ihn noch immer eine keusche Jungfrau — ich meine die Dirne «Sklaverei» (I mean the harlot Slavery). Der Senator von Südcarolina übertreibt aber noch den Wahnsinn jenes Don Quixote für seine Dulcinea von Tobosa. Können nämlich die Sklavenstaaten nicht die Macht erringen, ihre Mitmenschen überall zur unbezahlten Arbeit anzuhalten, zur Trennung des Mannes von seinem Weibe, zum Verkaufe ihrer Kinder, mit andern Worten, will die Union nicht dieser seiner Dirne unbedingte Huldigung darbringen, dann wird der ritterliche Senator den Staat Südcarolina uns entführen! Herzhafter Ritter! Ruhmreicher Rathsherr! Wahrlich, ein würdiger zweiter Moses für solch einen zweiten Exodus!“

Im dritten Theile seiner Rede, wo er die Mittel zur Sühnung des gegen Kansas begangenen Verbrechens aufzählte, unterstützte er den von Seward eingebrachten Gesetzesvorschlag, das Territorium, nach dem Wunsche seiner Einwohner, sogleich als Staat in die Union aufzunehmen. „Zwar sagen unsere Gegner“, meinte er, „die Insassen, das Volk von Kansas, seien unberechtigt gewesen, eine Convention zu halten und Beschlüsse wegen Aufnahme von Kansas als Staat in die Union zu fassen. Das erinnert aber an die Verhandlungen über die Nebraska-Bill, da wurde auch die Unabhängigkeitserklärung von südlichen Senatoren eine augenscheinliche Lüge genannt. Wohlan, so verwerft die

Grundsätze dieser unsterblichen Erklärung und schwört zu den verworfenen Gewaltstreichen jener sogenannten Heiligen Allianz. Thomas Jefferson und unsere Väter legten die Abhilfe drückender Uebelstände in die Hände derjenigen, welche sie am schwersten empfinden, während die Despoten Europas nur solche Hilfe gestatten wollen, die sie selbst für passend halten. Mit andern Worten, man will hier ein politisches System inauguriren, welches darauf hinausläuft, daß diejenigen, welche die Ursachen aller Uebel sind, auch allein das Recht und die Macht haben sollen, die Folgen ihrer Herrschaft und ihrer Verbrechen aufzuheben. Werden aber wir, wird Amerika dabei glücklicher sein? (\*\*)

Es ist begreiflich, daß die Presseorgane der Slavereidemokratie über diese Rede nahezu in eine wahnsinnige Wuth gerisethen. Der „Richmond Examiner“ z. B., unter der Leitung von Edward A. Pollard, der sich in den letzten Jahren als ein nicht immer sehr wahrheitsliebender Geschichtschreiber der südlichen Conföderation zeigte, erklärte laut, Sumner und ähnliche Schurken müßten gehängt oder eingesperrt werden. „Geschieht dies nicht“, so drohte der südliche Zeitungsmann, „dann wird der Süden alsbald die Union verlassen, dann ist der Norden unrettbar verloren. Wir Südliden sind es ja, welche den Yankee alle ihre Ideen über Politik geben; wir sind es, welche, durch unsere Gottesfurcht und unsere Tugenden dazu in den Stand gesetzt, jenen revolutionären, gottlosen und materialistischen Massen des Nordens das rechte Leben einhauchen.“ Und es gab nicht wenige unter den Sklavenbaronen, die solchen fanatischen Unsinn für blanke Wahrheit hielten.

Die bittern Bemerkungen aber, die sich Charles Sumner über den Senator Buttler aus Südcarolina erlaubt hatte, versetzten die Congressmitglieder dieses stolzen Staates in einen solchen Zorn, daß ein Mitglied des Repräsentantenhauses, Preston S. Brooks, ein Verwandter Buttler's, unterstützt von seinen Collegen Keitt und Edmundson, am 22. Mai Sumner, während er nach der Vertagung des Senats noch kurze Zeit im Senatszimmer saß und schrieb, überfiel und mit einem Guttaperchastock so über den Kopf hieb, daß er besinnungslos zu Boden stürzte. Brooks und Keitt verließen zwar freiwillig den Congress, wurden aber von ihren Constituenten sogleich wiedergewählt und mit verschiedenen kostbaren Belohnungen überhäuft, wobei sich namentlich die fanatischen Frauen des sklavenhaltenden Südens auszeichneten. Brooks hielt in seinem Heimatsstaate verschiedene Reden und sagte unter anderm: „Mitbürger, zerreißt die Constitution der Vereinigten Staaten, tretet sie mit Füßen und bildet eine südliche Conföderation von nichts als Sklavenstaaten. Wir, die Lebenden, wollen uns trennen von diesem todtten Körper der Union. Sobald Fremont oder ein anderer Abolitionist gewählt wird, so erhebt euch, ihr braven Südländer, gegen die alten morschen Gesetze und nehmt als südliche Freiherren kühn Besitz von dem Schatzamte und den Archiven der Union.“

Uebrigens diente das brutale Betragen von Brooks, der dafür von Anson Burlingame\*\*) in ritterlicher Weise zur Rechenschaft gezogen wurde, in politischer Hinsicht nur dazu, die Partei der Republikaner zu stärken und in den spätern Wahlkämpfen zu unterstützen. Dem allgemeinen Unwillen über die beispiellose Rowdythat gab unter anderm der sehr gemäßigte Edward Everett in einer Rede Ausdruck, die er zu Taunton in Massachusetts hielt. „Im freien Gebiete Kansas“, sagte dieser einflußreiche Mann, „hat, ohne alle Veranlassung, jahrelang ein trauriger Vernichtungskrieg stattgefunden, der endlich in der Hauptstadt unsers Vaterlandes zu einer Schandthat führte, die ohne Beispiel ist in der Geschichte aller gesetzlichen Regierungen. In den Hallen der nationalen Legis-

\*) Vgl. R. F. Neumann, „Geschichte der Vereinigten Staaten von Amerika“, III, 337 fg.; Horace Greeley, a. a. O., I, 299 fg.

\*\*) Vgl. „Unsere Zeit“, Neue Folge, VI, 1., 783 fg.

latur ist Blut geflossen, das Blut eines unbewaffneten, aller Vertheidigungsmittel beraubten Mannes, das Blut eines Senators von Massachusetts. Könnte ich doch zu der Stunde mit meinem Leben alle die Schmach der beiden letzten Jahre auslöschen, alles was geschehen ist, die Aufhebung des Missouricompromisses mit eingerechnet, um die beiden Hälften unserer Union gegeneinander aufzureizen und deren Bande zu lockern.“ Everett hat den Inhalt von Sumner's Philippika vollkommen gebilligt. „Die persönlichen Angriffe“, schrieb er einem Freunde, „welche immer Haß und Zorn erregen, ohne zu überzeugen, hätte ich weggelassen.“ Das Schicksal wollte indessen, daß sowol Buttler wie Brooks wenige Monate nach dem klüglichen Ereignisse starben, während Sumner die Niederlage der Sklavenritter erlebte und noch jetzt als einer der angesehensten Senatoren im Rath der Nation sitzt.

Er hatte aber durch die rohe That von Brooks so schwere Verletzungen erhalten, daß er einer lange andauernden Kränklichkeit anheimfiel, von der er erst nach ungefähr vier Jahren wiederhergestellt wurde. Sein Amtsstermin als Senator erlosch am 4. März 1857; er war jedoch schon im Januar von der Gesetzgebung von Massachusetts zum zweiten male für dieses Amt wiederverwählt, und zwar einstimmig im Senat, während er in dem mehrere hundert Mitglieder zählenden Repräsentantenhause alle Stimmen bis auf sieben erhielt. Den Rath seiner Aerzte befolgend ging er im März 1857 zur Wiederherstellung seiner Gesundheit nach Europa und kehrte im Herbst zurück, um wieder seinen Sitz im Senat einzunehmen. Da aber sein Gesundheitszustand noch immer sehr schwach war, so ging er im Mai 1858 abermals über den Ocean und unterwarf sich in Paris einer außerordentlich beschwerlichen Cur, die bis zum Herbst 1859 dauerte und nach deren Beendigung er dann wieder nach Hause zurückkehrte. Sein erstes Auftreten nach der Wiederherstellung seiner Gesundheit ist durch eine sehr fleißig durchgearbeitete Rede im Senat bezeichnet, in der er den Einfluß der Sklaverei auf Charakter, Gesellschaft und Civilisation schilderte und die später unter dem Titel „The Barbarism of Slavery“ im Druck erschien. „Herr Präsident“, sagte er, „wenn ich nach einem Schweigen, das länger als vier Jahre währte, wiederum in einer hochwichtigen Frage hier im Senat das Wort ergreife, so würde ich eine ganz natürliche Bewegung meines Herzens unterdrücken, wenn ich nicht gleich im Beginn meiner Rede dem allmächtigen Wesen meinen Dank dafür ausdrücke, daß es mir nach so vielen Leiden und so vielen Wechselfällen wieder vergönnt ist, meine Pflicht zu erfüllen und eine Sache zu vertheidigen, die meinem eigenen Herzen und dem edeln Staate, den ich hier verrete, gleich theuer ist, eine Sache, der ich und meine Gesinnungsgenossen hier im Senat mit ganzer Seele ergeben sind, die das Wohl und Wehe der ganzen Republik betrifft und über die meine Freunde und ich vollkommen gleich denken. Als ich mich zum letzten male in diesen Hallen an der Debatte betheiligte, war es meine Pflicht, die gegen Kansas begangenen Verbrechen bloßzulegen und darauf zu dringen, daß dieses Territorium schleunigst als Staat in die Union zugelassen werde und zwar mit einer Constitution, in welcher die Sklaverei verboten war. Jahre sind darüber hinweggegangen, aber die Frage ist noch immer dieselbe geblieben. In dem ich die Discussion genau da aufnehme, wo ich sie damals ließ, bin ich so glücklich, die Grenzen jener Mäßigung anzuerkennen, von der man sagt, daß sie zugleich die Grenzen der Weisheit sind. Ich habe hier keine persönlichen Klagen vorzubringen; nur ein niedriger Egoismus könnte dieselben in diesen Räumen erheben lassen. Ich habe kein persönliches Unrecht zu rächen, nur eine gemeine Natur könnte versuchen eine Rache zu üben, die dem Allmächtigen allein zukommt. Die Macht der Zeit ist dazwischengetreten; aber auch die Gräber, welche sich geöffnet haben, seit ich hier meine letzte Rede hielt, haben ihre Stimme, die wenigstens für mich sehr vernehmlich ist. Aber außerdem — was bin ich, was ist irgendetwas Lebender oder ein

Todter verglichen mit der Frage, die uns beschäftigt? Und diese Frage allein will ich discutiren; ich beginne meine Beweisführung mit dem Siegesbewußtsein, welches aus der Liebe zur Freiheit und zur Menschlichkeit entspringt.“ So stand Sumner wieder da als der treue und unerschrockene Anwalt der Befreiung der Negerflaven, und die Wucht seiner Argumente war ebenso stark wie jemals zuvor.

An dem Präsidentenwahlkampfe von 1860 nahm er thätigen Antheil und hielt mehrere Reden zu Gunsten Abraham Lincoln's und Hannibal Hamlin's, der erfolgreichen Candidaten. Im Bundesenat opponirte er während der Discussionen, welche die Secession der Sklavenstaaten zur Folge hatten, energisch gegen jedes Zugeständniß und gegen jedes Compromiß mit der Sklaverei, und drang von Anfang an auf die Emancipation der Sklaven als das schnellste und sicherste Mittel, zu einem glücklichen Frieden zu gelangen. Diese Politik befürwortete er überall mit der ganzen Kraft seiner Beredsamkeit, namentlich auch in den am 1. Oct. 1861 zu Worcester in Massachusetts und am 27. Nov. desselben Jahres zu Newyork gehaltenen großen Volksversammlungen, bis sie endlich von der Unionsregierung adoptirt wurde und zu der berühmten, vielgefeierten Proclamation der Emancipation durch Abraham Lincoln am 1. Jan. 1863 führte. Bei diesen und allen seinen sonstigen Kämpfen gegen die Sklaverei stützte er sich nicht allein auf moralische und historische, sondern hauptsächlich auf constitutionelle Gründe, und hob dabei stets aufs bestimmteste hervor, daß die Stellung, die er der großen Frage gegenüber einnehme, und die Maßregeln, die er zu ihrer Ausführung befürworte, in stricter Uebereinstimmung mit der Constitution der Vereinigten Staaten seien.

Wir können hier nicht alle die Reden berühren, die er während der Rebellion und nach derselben bis auf die Gegenwart herab hielt, in denen er die Freiheit und Einheit seines Vaterlandes mit der glühendsten Hingebung vertheidigte und die Würde und Macht desselben aufrecht zu erhalten bemüht war; es wird genügen, auf einige der bedeutendsten aufmerksam zu machen.

Seit dem 4. März 1861 fungirte Charles Sumner zehn Jahre hindurch als Vorsitzender des äußerst wichtigen Senatscommittee für auswärtige Angelegenheiten, in welches auch unser talentvoller Landsmann Karl Schurz gewählt wurde. Am 9. Jan. 1862 hielt er seine vielbesprochene und sorgfältig durchdachte Rede, in welcher er gegen die Verhaftung der Abgesandten der Rebellenregierung, Mason und Slidell, an Bord des englischen Postdampfers Trent durch Kapitän Wilkes, als mit den Principien des von den Vereinigten Staaten stets in Ehren gehaltenen Völkerrechts unvereinbar, protestirte. Diese Rede fand gerade nicht die Billigung der heißblütigen Massen der Union, dafür aber hatte sie den Beifall Lincoln's und Seward's und aller besonnenen Politiker; denn sie half es herbeiführen, daß einer Verwickelung der Vereinigten Staaten mit England und Frankreich, die von den Rebellen so sehnlichst herbeigewünscht ward, ohne Ehrverletzung der Republik vorgebeugt wurde.\*)

Am 1. Mai 1862 kam eine Resolution von Senator Wilson mit einem ergänzenden Amendement von Senator Grimes im Senat zur Berathung, die darauf abzielte, es zu verhindern, daß flüchtige Sklaven von Unionsstruppen wieder in die Sklaverei zurückgeliefert würden. Bei dieser Gelegenheit ergriff Sumner das Wort und tabelte scharf die Maßregeln, welche von hochstehenden Generalen der Union, wie z. B. von Halleck, Buell, Hooker u. a. getroffen worden waren, um flüchtige Sklaven durch Unionsoldaten ihren rebellischen Eigenthümern wieder zuzustellen. „Herr Präsident“, sagte er im Bundesenat, „wir befinden uns gegenwärtig in einem äußerst kritischen Moment unserer geschichtlichen Entwicklung. Jeder Sieg, den wir erringen, fördert diese Entwicklung;

\*) Vgl. Horace Greeley, a. a. O., I, 606 fg.

aber solche Maßregeln, wie manche unserer Generale in Bezug auf Sklaven unserer Gegner treffen, wirken nachtheiliger als eine Niederlage im Felde, denn sie gefährden unsern Ruf bei der Nachwelt und bei allen Freunden freier Institutionen im Auslande. General Halleck gilt für einen fähigen Feldherrn, allein er zerstört mit einer Hand, was er mit der andern aufbaut. Während er einerseits die Rebellen mit Krieg überzieht, erhält er andererseits ihre Hauptstärke aufrecht und würdigt unsere braven Krieger zu Schergen der Sklaverei herab. Die Sklaverei ist der beständige Rebell und unser Todfeind; sie war die Ursache jeder verrätherischen Handlung und des Krieges selbst, und muß demgemäß behandelt werden. Zarte Rücksichtnahme auf die Sklaverei ist jetzt thatsächliche Untreue (disloyalty), ist thatsächliche Unterstützung des Feindes. Ich hege gegen die genannten Offiziere keinerlei persönliche Feindschaft; ich möchte sie lieber loben als tadeln. Aber unter den obwaltenden Umständen ist mir ersteres nicht möglich. Solange ich meinen Sitz im Senat einnehme, soll kein Erfolg und kein Sieg irgendeinen General schützen oder entschuldigen, wenn er durch seine Maßregeln die Geseze der Menschlichkeit verletzt. Mitten aus seinen Triumpfen heraus werde ich ihn reißen und ihn verurtheilen, wie es sein Betragen verdient.“

Im Laufe des Jahres 1862 unterstützte er warm und mit Erfolg die Gesetzesvorschläge, welche die Sklaverei im District Columbia abschafften und welche dazu dienten, im Bunde mit England den afrikanischen Sklavenhandel völlig zu vernichten, und die Negerklaven freimachten, die im Unionsheere dienten u. s. w. Ebenso verteidigte er in den Jahren 1863 und 1864 alle Bills, welche eine Abänderung der Bundesconstitution bezweckten, um das Institut der Sklaverei für immer abzuschaffen, um alle auf das Sklavenjagdgesetz bezüglichen gesetzlichen Bestimmungen aufzuheben, um den farbigen Soldaten in der Unionsarmee eine entsprechende Löhnung zu sichern u. s. w.\*)

Nachdem der blutige Bürgerkrieg beendet und der Fluch der Sklaverei durch Ströme von Blut hinweggeschwemmt war, betheiligte sich Sumner lebhaft bei dem schwierigen Reconstructionswerke der südlichen Staaten.\*\*\*) Als das Repräsentantenhaus im Jahre 1868 die Anklage des Präsidenten Andrew Johnson beschloffen hatte, war es Charles Sumner, welcher diesen Beschluß im Senat am kräftigsten befürwortete.\*\*\*)

Eine sehr bedeutende Rolle spielte Sumner in der sogenannten „Alabamafrage“. Bekanntlich verlangten die Vereinigten Staaten Entschädigungen von England für das Unheil und die vielfachen Schäden, welche durch südliche Kaperschiffe, die in englischen Häfen erbaut waren, während des Rebellionskrieges dem amerikanischen Handel zugefügt worden waren. Namentlich hatte das im Hafen von Liverpool erbaute und von dort trotz aller seitens des damaligen amerikanischen Gesandten, Charles Francis Adams, in London erhobenen Proteste im Sommer 1862 ausgelaufene Kaperschiff Alabama der Sache der Union unglaublichen Schaden bereitet. Reverdy Johnson, welcher als Nachfolger von Ch. F. Adams mit dem englischen Minister Clarendon über den etwaigen Schadenersatz seitens Großbritanniens an die Vereinigten Staaten lange Unterhandlungen gepflogen, hatte im Januar 1869 einen vorläufigen Vertrag über diese Angelegenheit zu Stande gebracht. Dieser Vertrag, welcher auch in seinen Grundzügen die Billigung vom Präsidenten Andrew Johnson und von dessen erstem Minister, William S. Seward, erhielt, wurde indessen, als er dem Senat zur Bestätigung vorgelegt ward, mit großem

\*) Vgl. Henry Wilson, „History of the Antislavery Measures“, S. 35 fg., 55 fg., 195 fg., 203 fg., 246 fg., 262 fg., 293 fg.

\*\*) Vgl. „American Annual Cyclopaedia“ (1867), S. 203 fg., 238 fg., 246 fg.

\*\*\*) Ebendaf. (1868), S. 146.

Unwillen von dieser Körperschaft verworfen. Namentlich war es Charles Sumner, der, da er als Vorsitzender des Committee für auswärtige Angelegenheiten über die von Reverdy Johnson und Lord Clarendon zu Stande gebrachten Stipulationen (Johnson-Clarendon Treaty) Bericht zu erstatten hatte, mit einschneidender Schärfe am 13. April 1869 die Mängel des Vertrages bloßlegte. Er nannte denselben geradezu „einen Fallstrich“ (a snare), griff überhaupt die englische Politik Amerika gegenüber mit der äußersten Festigkeit an und setzte, mit Zugrundelegung statistischer Thatsachen, die Entschädigungssumme, welche England der Union zu leisten habe, auf 110 Mill. Doll. fest. „England“, erklärte er, „hat den Vereinigten Staaten so viel Schaden und Unrecht zugefügt, daß man dies in Geld schwer abschätzen kann. Und wenn man noch dabei in Betracht zieht, wann dies geschah und in welcher Gemeinschaft (in what complicity), dann ist dessen Handlungsweise unverantwortlich. Zur Zeit einer geschichtlichen Entwickelungsperiode, die an welthistorischer Bedeutung der ersten Französischen Revolution oder der Reformation gleichkommt, wo Humanität und Bildung mit dem fluchwürdigen Institut der Sklaverei den Entscheidungskampf kämpfen — da leihet England seinen Namen, seinen Einfluß, seine materiellen Hülfquellen jener schlechten Sache, da wirft es sein Schwert für die Sklaverei in die Waagschale. Das war ein furchtbarer, verhängnißvoller Irrthum. Die ganze civilisirte Welt erstaunte darüber, daß ein Land so handeln konnte, welches einen Wilberforce seinen Sohn nennt, welches Millionen für Emancipationszwecke hingab, welches so oft die Principien wahrer Freiheit proclamirte und in ruhmvoller Weise die herrliche Bewegung der allgemeinen Abschaffung der Sklaverei inauguirte. Wie jedes Abweichen von den Vorschriften der Gerechtigkeit und der guten Gesellschaft seine Strafe nach sich zieht, so hat in diesem Falle das Betragen Englands demselben Nachtheile bereitet in dem Maße, wie in Amerika Individuen, Corporationen, Communen, ja die ganze Union dadurch gelitten haben. Und dennoch hat England bis auf diesen Tag sein Unrecht in keiner Beziehung eingestanden, nicht mit einem einzigen Worte. Ein offenes, ehliches Eingeständniß seiner Schuld würde der Anfang eines gerechten Ausgleiches sein, würde eine Garantie bieten für ein harmonisches Verhältniß zwischen zwei großen und verwandten Nationen, nach welchem man sich allerseits sehnt.“\*)

Als Abhieses S. Grant den Präsidentenstuhl bestiegen und Hrn. Hamilton Fish zu seinem ersten Minister ernannt hatte, wurde J. Lothrop Motley mit der delicates Aufgabe betraut, Hrn. Reverdy Johnson am Hofe zu Saint-James zu ersetzen und die Lösung der Alabamafrage in die Hand zu nehmen. Diese Lösung war aber um so schwieriger geworden, als die obenerwähnte Rede Sumner's in den Vereinigten Staaten dem namentlich im Norden der Union herrschenden Hass gegen England neue Nahrung gegeben und nicht weniger in England böses Blut gemacht hatte. Dazu kam, daß Senator Chandler aus Michigan sechs Tage nach Sumner's geharnischter Rede im Bundesessenat den Antrag stellte, daß die Meinung des Senats dahin gehe, alle Streitigkeiten zwischen den Vereinigten Staaten und England würden am besten dadurch geschlichtet, daß England seine sämmtlichen Besitzungen in Nordamerika unentgeltlich an das Volk der Vereinigten Staaten abträte, und daß der Präsident aufgefordert werde, auf dieser Basis mit Großbritannien Unterhandlungen anzuknüpfen.

Es ist übrigens bekannt, daß zur Schlichtung der Alabamafrage und verschiedener anderer Streitpunkte am 27. Febr. 1871 eine von England und den Vereinigten Staaten gewählte Commission in Amerika zusammentrat und am 24. Mai desselben Jahres den Vertrag von Washington (Treaty of Washington) zu Stande brachte, dem zufolge ein

\*) Vgl. „American Annual Cyclopaedia“ (1868), S. 216 fg.; Wochenausgabe der „New-York Tribune“ vom 21. April 1869.

aus fünf Schiedsrichtern bestehendes Tribunal in Genf die so lange schwebende Alabamafrage einer friedlichen Lösung entgegenzuführen soll. Zwar hat eine amerikanische Staatschrift: „The Case of the United States“, in England wiederum böses Blut gemacht, da sie die Entschädigungsansprüche der Vereinigten Staaten sehr hoch fixirt; indessen ist eine friedliche Beilegung der Alabama Streitigkeiten durch das genannte Schiedsgericht noch immer zu hoffen. Wenn dies aber wirklich geschieht, so ist dadurch Sumner's Auftreten in dieser Angelegenheit vielfach gerechtfertigt und seine oben erwähnte Rede vom 4. Juli 1845 glänzend bewahrheitet worden.

Im Januar 1870 zeigte Charles Sumner sich auf einem Felde, welches er bisher noch nicht betreten hatte. Er legte nämlich in einer großen Rede, die von tiefem Studium der Finanzverhältnisse der Vereinigten Staaten zeugte, einen von ihm erdachten, von der Tagespresse mit Recht günstig beurtheilten Finanzplan dem Senat vor. Indem der gewiegte Staatsmann dringend die Ermäßigung des hohen Steuerdruckes befürwortete, sagte er: „Die Union leidet unter den schwersten Lasten. Kriegssteuern sollten nicht auch als Friedenssteuern dienen, und solange das jetzige Steuersystem beibehalten wird, erinnert dasselbe fortwährend und peinlich an den Krieg; die Geschäfte sind in Ketten und Banden gelegt und die Lebenskraft der Nation beugt sich unter der Last.“ Er zeigte dann, daß die Vereinigten Staaten durch das bisher befolgte Finanzsystem sich selbst arm machen, nur um Schulden abzuführen, lange bevor dieselben fällig sind, daß aber andernteils, sobald die Steuern reducirt würden, die Hülfquellen der Union ausnehmend sich vermehren müßten. „Das Land wird dann freier athmen“, erklärte er, „die Geschäfte werden elastischer werden, das Leben leichter, die Nationalschuld wird aufhören eine unerträgliche Bürde zu sein, sie wird allmählich abnehmen, bis sie schließlich ganz verschwindet.“ Bekanntlich haben auch die Bundesregierung und der Congress in letzterer Zeit Schritte gethan, um sowohl die Steuern wie auch die Zollsätze zu vermindern. Was aber die von Sumner beantragte Finanzbill anbetrifft, zufolge welcher Schatzscheine mit Zinsezinsen an die Stelle der Regaltender-Noten treten sollten, so sprach sich in der Sitzung des Senats vom 19. März 1872 das Finanzcommittee dagegen aus.

Als Freund und Kenner der Kunst, namentlich der Bildhauerei, tritt uns Sumner in der Rede vom 26. Juli 1866 entgegen, in welcher er die Errichtung eines Denkmals von Abraham Lincoln auf Staatskosten warm befürwortete, aber den Gesetzesvorschlag mit den triftigsten Gründen bekämpfte, dem gemäß die junge amerikanische Bildhauerin Miß Wimmie Neam mit der Ausführung dieses Nationaldenkmals beauftragt wurde. Diese Rede ist deshalb von hohem Interesse, weil sie manche charakteristische Streiflichter auf die Kunstrichtung und den Kunstgeschmack der Amerikaner wirft.\*)

Am 13. Mai 1870 brachte Charles Sumner eine Bill im Bundesenat ein, welche ein Supplement zu dem, die bürgerliche Gleichstellung der Farbigen betreffenden Gesetze (the Civil Rights Act) bildete. Es sollten nach diesem Supplement Farbige auf Eisenbahnen, Dampfern, in Hotels, Theatern, Kirchen und in den Schulen und höhern Lehranstalten ganz so behandelt werden wie Weiße; sie sollten ebenso wie Weiße als Geschworene an allen Gerichten fungiren können und mit den weißen Unionsbürgern vollständig gleichberechtigt sein. Eisenbahn- und Dampfschiffahrtsgesellschaften, welche die Bestimmungen dieser Bill verletzten, sollten für jeden einzelnen Fall durch eine Geldbuße von 500—1000 Doll. und auf andere Weise bestraft werden und unter Umständen ihre Concession verwirken. Die Bill wurde dem Committee für Justizangelegenheiten zur

\*) Eine deutsche Uebersetzung derselben enthält die lesenswerthe Broschüre von August Gläser, welche unter dem Titel „Das Lincoln-Monument“ (Frankfurt a. M. 1868) erschien.

Berichterstattung überwiesen. Als aber im Januar und Februar des Jahres 1872 ein Amnestiegesetzentwurf im Bundesfenat berathen wurde, welcher die politischen Rechte von Errebelln wiederherstellen sollte, beantragte Sumner, daß seine „Supplementary Civil Rights Bill“ vom 13. Mai 1870 als Amendment zu der Amnestiebill angenommen werde. Seine politischen Freunde, namentlich Karl Schurz, machten ihm die dringendsten Vorstellungen, daß dadurch das Zustandekommen der Amnestie gefährdet werde; allein Sumner beharrte eigenstinnig auf seiner Meinung und führte so das Scheitern des Amnestiegesetzes herbei.

Zu den Lieblingsplänen des Präsidenten U. S. Grant gehörte die Annexion der Republik Domingo, welche den östlichen, ehemals spanischen Theil der Insel Haiti begreift. Wiederholt gab er sich alle erdenkliche Mühe, dem Congreß diesen Erwerb als einen nicht nur wünschenswerthen, sondern sogar nothwendigen darzustellen. Es entbrannten darüber im Jahre 1870 sowol im Repräsentantenhause wie im Senat die heftigsten parlamentarischen Kämpfe, bei welchen Sumner und Schurz als die entschiedensten Gegner des Grant'schen Annexionsprojects auftraten und sich dadurch in hohem Grade den Unwillen des Präsidenten und seiner speciellen Freunde und Anhänger zuzogen. Grant's Plan scheiterte, dafür wurde Sumner durch die sich in der Majorität befindende Grant-Fraction im Bundesfenat der Stelle eines Vorsitzenden des Ausschusses für auswärtige Angelegenheiten im März 1871 entsetzt. Durch die Annexion von Domingo wäre selbstverständlich auch die Selbständigkeit der benachbarten Republik Haiti bald sehr gefährdet gewesen, und aus diesem Grunde beschloffen die Haitier, Sumner wegen seiner wirksamen Opposition gegen den Annexionsplan ihren Dank auszudrücken. Der Minister von Haiti in Washington überreichte Sumner im Namen seiner Regierung eine prachtvolle, mit Edelsteinen reich besetzte goldene Medaille als Beweis der Anerkennung seiner Verdienste um die Selbständigkeit der haitischen Republik. Außerdem votirte das Repräsentantenhaus von Haiti am 20. Mai 1871 eine Summe Geldes, um zwei lebensgroße Bilder des amerikanischen Senators für die beiden Häuser der haitischen Gesetzgebung malen zu lassen. Das letztere konnte Sumner nicht verhindern, die Annahme der Medaille aber lehnte er bescheiden ab.

In der jüngsten Zeit lenkte Sumner die allgemeine Aufmerksamkeit dadurch wieder auf sich, daß er am 14. Febr. 1872 im Bundesfenat die Berathung einer von ihm kurz vorher eingereichten Resolution beantragte, in welcher er eine strenge Untersuchung des Waffenverkaufs verlangte, der von seiten Amerikas während des deutsch-französischen Krieges an Frankreich stattgefunden hatte. Die Resolution kam der amerikanischen Regierung um so ungelegener, weil gerade um diese Zeit die Alabamafrage wieder ein bedrohliches Ansehen angenommen hatte und weil sich leicht herausstellen konnte, daß Amerika dieselben Fehler gegen die Neutralitätsgesetze Deutschland gegenüber begangen hatte, um derenwillen es von England so enorme Entschädigungssummen verlangte. Für den Präsidenten Grant aber war die Resolution Sumner's um so fataler, als sie ganz geeignet war, seine Chancen bei der bevorstehenden Präsidentenwahl zu schädigen. Allein, wie Sumner im Jahre 1862 bei der obenerwähnten Trent-Affaire dagegen protestirte, daß die große transatlantische Republik die Gesetze des Völkerrechts verletze, so that er es auch diesmal, unbekümmert um die von seiten der Grant-Fraction gegen ihn geschleuberten Verdächtigungen, daß die Motive seiner Handlungsweise nicht dem Rechtsgefühl, sondern politischer Nachsicht und politischer Parteilidenschaft entsprängen. Sein treuer und talentvoller Kampfgenosse war wiederum, wie bei der San-Domingo-Frage, unser Landsmann Karl Schurz.

Es ist allgemein bekannt, daß im Herbst 1870 ganze Schiffsladungen von amerikanischen Waffen aus der Union nach Frankreich abgingen. Die deutsch-amerikanische Presse legte damals energische Proteste gegen ein Verfahren ein, das sie für einen offenen Bruch der Neutralitätsgesetze hielt, obgleich man die Einzelheiten dieser Transaction nicht kannte und namentlich von dem Umstande nichts wußte, daß in den Bundesarsenalen selbst Munition für jene Waffen gefertigt und zugleich mit denselben an französische Agenten verkauft wurden. Die deutsch-amerikanische Presse betrachtete damals die Angelegenheit aus den allgemeinen Gesichtspunkten des internationalen Rechts und der Grundsätze der Sittlichkeit, nach denen es ebenso unrecht wie schmäzlich war, einem von zwei im Kriege miteinander befindlichen Völkern, mit denen beiden das amerikanische Volk im Frieden lebte, auf heintüdtische Weise und wegen des aus dem Waffenschacher hervorgehenden Gewinnes Hülfe zukommen zu lassen. Eine Menge Petitionen wurden zu jener Zeit an den deutschen Bundes senator Karl Schurz geschickt, die er jedoch aus Mangel an Beweisen für ein absichtliches Verschulden der amerikanischen Regierung dem Congreß nicht vorlegte. Dagegen schien ihm die Thatfache gravirend genug, um dem Kriegsminister und dem Schatzsecretär gegenüber Protest zu erheben. Senator Schurz erhielt dann auch von beiden Secretären schriftlich die Zusicherung, daß dem Schacher alsbald ein Ende gemacht werden solle.

Seitdem häuften sich die Beweise für das Verschulden der amerikanischen Regierungsbeamten, und da es sich im Proceß gegen Victor Place, den französischen Consul in Newyork, durch dessen Hände die Gelder für Bezahlung jener Waffen gegangen waren, herausstellte, daß die französische Regierung einige Millionen mehr für diese Waffen bezahlt hatte, als in den Rechnungen des amerikanischen Schatzamtes verrechnet waren, so drang Senator Sumner, „da der gute Name der amerikanischen Regierung durch diese Dinge sehr ernstlich compromittirt zu sein scheint und eine gerechte Rücksicht auf die Nationallehre der Vereinigten Staaten sowol als auch auf die Interessen des Bundes schatzes dies erfordere“, auf die gründlichste Untersuchung der ganzen Angelegenheit. Es handelte sich nicht nur um die Frage, ob ein Verstoß gegen das internationale Recht vorliege, sondern auch darum, ob nicht unerlaubte Gewinne bei diesem Handel von Bundesbeamten gemacht worden seien; ein Umstand, den die erwähnte Differenz zwischen der Ausgabe der französischen und der Einnahme der amerikanischen Regierung mit großer Wahrscheinlichkeit vermuthen ließ.

Mit hinreißender Beredsamkeit führte namentlich Karl Schurz bei der durch Sumner's Resolution veranlaßten Debatte nahezu den Beweis, daß sich bei dem in Rede stehenden Waffenhandel amerikanische Regierungsbeamte und andere hochgestellte Persönlichkeiten außer einem wissentlichen Bruche der Neutralitätsgesetze auch einer Uebertretung der amerikanischen Landesgesetze schuldig gemacht hatten. Bei dieser Beweisführung versuchten die einflußreichsten Anhänger des Präsidenten Grant, z. B. die Senatoren Morton und Conkling, weniger die Unschuld der Angeklagten darzuthun, als die Motive der Ankläger (Sumner und Schurz) zu verdächtigen, indem sie letztern vorwarfen, daß es ihnen mit ihrer Anklage auf ein Parteimanöver gegen die Wiedererwählung Grant's zum Präsidenten der Union ankomme. Dieses Ausweichen und Abspringen der Grant-Fraction im Senat von dem eigentlichen Kern der Sache konnte aber unmöglich zur Entkräftung der Anklage selbst dienen. Und so wurde, nachdem Sumner am 28. Febr. d. J. noch einmal seine Resolution ausführlich begründet hatte, vom Bundes senat mit 52 gegen 5 Stimmen der Beschluß angenommen, „daß ein specielles Committee von Sieben ernannt werde, um alle Verkäufe von Arsenalvorräthen, welche von der Regierung der Vereinigten Staaten während des Krieges zwischen Frankreich und Deutschland gemacht wurden, zu untersuchen und die Personen, an welche diese Verkäufe gemacht wurden, und die

Umstände, unter denen sie geschähen, und die eigentlichen Parteien zu ermitteln, die dabei interessirt waren, sowie die Summen, die bezahlt und von den eigentlichen Parteien in Empfang genommen sind; und daß dieses Committee befugt sein soll, Acten einzufordern und Personen vorzuladen, und daß die Untersuchung öffentlich geführt werden soll“.

Am 1. März erklärte Sumner, daß er darauf verzichten müßte, ein Mitglied dieses Untersuchungscommittee von Sieben zu sein, da seine Gesundheit und die vor 16 Jahren erhaltenen körperlichen Verletzungen ihm dies verböten. Am 5. März wurden in öffentlicher Senatsitzung folgende sieben Senatoren in das genannte Committee gewählt: Hamlin, Carpenter, Sawyer, Logan, Ames, Harlan, Sherman, von denen die große Mehrzahl zu den treuesten Anhängern des Präsidenten Grant gehört. Dies Committee hat indessen so viel Ehrgefühl und Rechtsinn bewiesen, daß es Karl Schurz zu seinen Sitzungen einlud und ihn so de facto zum Mitgliede desselben machte.

Was den Rechtspunkt in diesem Waffenhandel zwischen Amerika und Frankreich anbetrifft, so ist wol so viel klar, daß, während eine neutrale Regierung nicht gehalten ist, ihre Bürger vom Handel mit Waffen an eine der kriegführenden Mächte abzuhalten, die Regierung selbst keine Waffen und keine Munition aus ihren Arsenalen an eine von zwei kriegführenden Mächten verkaufen darf. Indem sie dieses thut, nimmt sie am Kriege theil und stellt sich auf die Seite einer der beiden kriegführenden Parteien. Man darf mit Recht gespannt sein, was das Resultat der Untersuchung des Siebener-Committee sein wird, weniger für Deutschland als für die Vereinigten Staaten. In dieser Beziehung ist eine Aeußerung von Karl Schurz, die er im Senat that, von Interesse. Auf die Bemerkung des Senators Frelinghuysen, daß der Antrag Sumner's vielleicht dazu angethan sei, die Regierung der Union in Schwierigkeiten mit Deutschland zu verwickeln, erwiderte Schurz ebenso freimüthig wie von einem hohen sittlichen Standpunkte aus: „Was ihn (Schurz) betreffe, so sei er zwar stolz darauf, dem großen deutschen Volksstamme anzugehören, er sei aber auch stolz darauf, ein amerikanischer Bürger zu sein, und seine Interessen, Hoffnungen und Ausichten seien auf das innigste mit seinem amerikanischen Bürgerthume verwoben. Was den Vorwurf betreffe, daß die von ihm vertheiligte Sumner'sche Resolution darauf berechnet sei, Unschlichkeiten mit Deutschland hervorzurufen, während doch die Regierung dieses Landes zur Zeit des Waffenverkaufes keine Beschwerde darüber geführt habe, so sei es nicht wahrscheinlich, daß sie sich jetzt noch beschweren werde. Die Resolution sei nicht für Deutschland bestimmt; sie betreffe lediglich die Union und keine auswärtige Macht, und der Umstand, daß keine Beschwerde oder Remonstranz von seiten Deutschlands gemacht worden sei, müsse das freiwillige Vorgehen in dieser Sache für die Vereinigten Staaten nur noch um so nothwendiger, ehrenhafter und rühmlicher machen.“

Was aber auch das nächste praktische Resultat der Untersuchung über den Waffenverkauf an Frankreich sein mag, die im Senat zu Washington City geführten Debatten können nicht verfehlen, eine mächtige sittliche Wirkung auf das amerikanische Volk auszuüben. Denn die amerikanische Nation ist gegenwärtig nicht nur von ihrer Vorliebe für die Franzosen ernüchtert und kann daher die ganze Angelegenheit von einem leidenschaftslosen und vorurtheilsfreien Standpunkte beurtheilen, sondern sie steht sich auch plötzlich als Gesamtheit in einen Fall verwickelt, in welchem zwischen dem bloßen in Geld anschlagbaren Vortheile und den Geboten der öffentlichen Moral eine Entscheidung getroffen werden muß. Das nationale Gewissen ist geweckt, und man begreift, daß die Ehre und die Achtung der Vereinigten Staaten nach außen hin nicht einem erbärmlichen Geldgewinne zum Opfer gebracht werden darf. „Was bedeuten alle Vorwürfe gegen das englische Krämervolk“, ruft ein angesehenes deutsch-amerikanisches Blatt, der „An-

zeiger des Westens“, „wenn sich das amerikanische Volk auf die Seite Grant's, Morton's, Conkling's und aller Administrationsfchacherer gegen Sumner und Schurz stellen könnte! Man könnte dieser Republik mit Recht vorwerfen, daß sie ihr wahres, innerlichstes Wesen prostituirt und um einen Bettel von 8 Millionen Silberlingen weggeworfen habe.“ Aehnlich denkt und äußert sich fast die ganze amerikanische Presse; so sagt z. B. die „New-York Tribune“: „Es ist eine schmachvolle Entschuldigung, daß die Untersuchung über den Waffenhandel möglicherweise der Sache Amerikas vor dem Schiedsgerichte zu Genf schaden könne. Die amerikanische Nation ist keines Betrugs, keines Diebstahls, keiner gemeinen Handlung schuldig. Wenn einzelne Beamte sich derselben schuldig gemacht haben, so wollen wir dies wissen, um sie zu bestrafen. Unser Volk wird nichts dabei verlieren, daß seine eigene Unschuld festgestellt und die Schuld unzuverlässiger Beamter vor Gericht gezogen wird.“

Es ist und bleibt Sumner's Verdienst, daß dem amerikanischen Volke Gelegenheit geboten wird, die Schmach des begangenen Waffenschachers an den Pranger zu stellen und die Ehre der Nation zu retten, indem diese die Schuldigen bestraft. Sumner's Eröffnungsrede in dieser Angelegenheit war nicht von der Kraft und Klarheit, die ihn sonst auszeichneten; obchon er die bezüglichlichen völkerrechtlichen Punkte der ganzen Transaction vortrefflich beleuchtete, so ließen seine Auseinandersetzungen der verwickelten Einzelheiten des Falles doch manches zu wünschen übrig. Allein hier trat ihm in glänzender Weise Carl Schurz ergänzend zur Seite.

Wir glauben uns nicht zu irren, wenn wir die Meinung aussprechen, daß Sumner's politische Laufbahn ihren Höhepunkt erreicht hat; ja, wir fürchten, daß sein Wirken und Thun im Dienste seines Vaterlandes überhaupt nicht mehr lange dauern wird. Er kränkelte in der letzten Zeit sehr häufig und die Aerzte verboten ihm wiederholt jede anstrengende, öffentliche Thätigkeit. In Charles Sumner's Leben hat sich aber nicht nur ein großes Stück amerikanischer Geschichte, sondern auch ein gut Theil Weltgeschichte abgespielt. Reiche Naturanlagen, eine gründliche, allseitige Bildung und ein hoher Adel der Gesinnung sichern ihm einen Platz unter den ersten und besten seiner Landsleute. Sein Haupt Ruhm wird aber stets darin bestehen, daß er zu allen Zeiten — unbekümmert um den Beifall der Menge und um seinen persönlichen Vortheil — die Sache des Rechts, der Freiheit und der Humanität mit unwandelbarer Treue und unerschrockenem Muthe vertheidigte und in den trübsten Stunden und gefahrvollsten Augenblicken, welche über die Union hereinbrachen, niemals an deren endlichem Siege verzweifelte, sondern feststand „wie ein Feuerturm mitten im brandenden Getöse des Seesturms“. Zum Compromiß mit der Sklaverei niemals geneigt, verkündigte er stets die ewige Wahrheit, daß Gerechtigkeit gegen alle die sicherste Basis jeder wahrhaft nutzbringenden Politik sei.

Außer den bereits genannten Schriften sind die bekanntesten im Druck erschienenen Werke Sumner's folgende: „White Slavery in the Barbary States“ (Boston 1853); verschiedene Sammlungen seiner Reden unter dem Titel „Orations and Speeches“ (2 Bde., Boston 1852); „Recent Speeches and Addresses“ (Boston 1856) und das vielbesprochene Pamphlet „Our Foreign Relations“. Sein schriftstellerischer Stil und seine Beredsamkeit tragen, bei allem oratorischen Schwünge, starke Spuren declamatorischer Gelehrsamkeit, weshalb er sich häufig den Vorwurf einer gewissen doctrinären Pedanterie zuzog.

# Darwin's Auffassung des geistigen und sittlichen Lebens des Menschen.

Von

Julius Frauenstädt.

I.

Wer, wie Darwin, eine Theorie von der Abstammung des Menschen aufstellt, hat den Menschen nicht bloß von seiner leiblichen, sondern auch von seiner geistigen und sittlichen Seite ins Auge zu fassen, hat nicht bloß die zoologischen, sondern auch die psychologischen und moralischen Thatfachen mit seiner Theorie in Uebereinstimmung zu bringen. Dies hat denn auch Darwin gefühlt und daher in seinem neuesten Werke: „Die Abstammung des Menschen und die geschlechtliche Zuchtwahl“, aus dem Englischen übersezt von Victor Carus (2 Bde., Stuttgart, Schwetzerbart'sche Verlagshandlung, 1871) zu zeigen sich bemüht, daß die psychologischen und moralischen Thatfachen nicht minder als die zoologischen wol zu seiner Theorie der Abstammung des Menschen von den Sintiaden stimmen.

Darwin hat viele Jahre hindurch Notizen gesammelt über den Ursprung oder die Abstammung des Menschen, ohne irgendwelchen Gedanken, über den Gegenstand einmal zu schreiben, vielmehr mit dem Entschlusse, es nicht zu thun, da er glaubte, daß er dadurch nur die Vorurtheile gegen seine Ansicht verstärken würde. Es schien ihm hinreichend, in der ersten Ausgabe seines Werkes über die „Entstehung der Arten“ darauf hinzuweisen, daß durch dieses Buch Nichts auf den Ursprung des Menschen und seiner Geschichte geworfen werden würde. Nachdem nun aber eine große Anzahl von Naturforschern, namentlich von den jüngern anstrebenden Naturforschern seiner Ansicht, daß Arten die modifisirten Nachkommen anderer Arten seien, es also keine unabhängige Schöpfung der Arten gebe, beigetreten sind, hat er sich veranlaßt gesehen, seine Notizen zusammenzustellen, um zu erproben, wie weit sich die allgemeinen Schlussfolgerungen, zu denen er in seinen frühern Schriften gekommen war, auf den Menschen anwenden lassen.

Darwin hat sich in seinem neuesten Werke demgemäß die Aufgabe gestellt, erstens zu betrachten, ob der Mensch wie jede andere Species von irgendeiner früher existirenden Form abstamme, zweitens die Art seiner Entwicklung und drittens den Werth der Verschiedenheiten zwischen den sogenannten Menschenrassen zu untersuchen.

Obgleich sein Werk aber nur aus zusammengestellten Notizen hervorgegangen ist, so sind doch diese Notizen so mannichfaltiger und bedeutamer Art, und die Schlussfolgerun-

gen, zu denen sie den Verfasser führen, so gewichtig, daß hier mehr als eine bloße Notizenammlung vorliegt. Das Werk darf vielmehr mit Recht den Namen einer Anthropologie beanspruchen, und zwar einer Anthropologie, die von keinem zukünftigen Forscher wird ignorirt werden dürfen. Zwar ist die Schlussfolgerung, zu der Darwin gelangt, daß der Mensch ein Nachkomme, in gleicher Weise wie andere Arten, von irgendwelchen andern niedrigeren und ausgestorbenen Formen sei, nicht durchaus neu. Lamarck kam schon vor langer Zeit zu dieser Folgerung, und neuerdings ist dieselbe von mehreren Naturforschern und Philosophen zu der ihrigen gemacht worden, z. B. von Wallace, Huxley, Pyell, Vogt, Lubbock und besonders von Hückel. Was namentlich Hückel's „Natürliche Schöpfungsgeschichte“ betrifft, in welcher die Genealogie des Menschen eingehend erörtert wird, so sagt Darwin: „Wäre dies Buch erschienen, ehe meine Arbeit niedergeschrieben war, so würde ich sie wahrscheinlich nie zu Ende geführt haben; fast alle die Folgerungen, zu denen ich gekommen bin, finde ich durch diesen Forscher bestätigt, dessen Kenntnisse in vielen Punkten viel reicher sind als meine.“

Aber obgleich der Grundgedanke des Darwin'schen Werkes nicht neu ist, so ist doch die Ausführung originell und macht das Werk zu einer der anziehendsten und lehrreichsten Lektüren. Darwin betrachtet die embryologische Bildung des Menschen, die Homologien, welche er mit den niedern Thieren darbietet, die Rudimente, welche er behalten hat und die Fälle von Rückschlag, denen er ausgesetzt ist, und construirt aus diesem allem den frühern Zustand unserer ehemaligen Urerzeuger und weist denselben in der zoologischen Reihe den ihnen gehörigen Platz an.

Das Endergebniß, zu welchem er kommt, wird freilich vielen anstößig sein. Namentlich wird das „schöne Geschlecht“ und das bibelgläubige Volk durch dasselbe unangenehm berührt werden. Aber die Wissenschaft hat nicht danach zu fragen, was angenehm ist, sondern nur danach, was wahr ist. In der Wissenschaft gibt es nur Ein Anstößiges: die Unwahrheit. Wir können daher Darwin nur loben, daß er, von der Wahrheit seiner Theorie überzeugt, den Muth gehabt hat, sie unumwunden auszusprechen, zumal in einem Lande, das, wie England, antibiblischen Theorien gerade nicht hold ist.

Das Endergebniß der Darwin'schen Untersuchungen über die Abstammung des Menschen lautet folgendermaßen: Der Mensch stammt von einem behaarten Vierfüßler ab, welcher, mit einem Schwanz und zugespitzten Ohren versehen, wahrscheinlich in seiner Lebensweise ein Baumthier und ein Bewohner der Alten Welt war. Dieses Wesen würde, wenn sein ganzer Bau von einem Zoologen untersucht worden wäre, unter die Quadrumanen klassificirt worden sein, so sicher als es der gemeinsame und noch ältere Urerzeuger der Affen der Alten und Neuen Welt geworden wäre. Die Quadrumanen und alle höhern Säugethiere rühren wahrscheinlich von einem alten Beuteltiere und dieses durch eine lange Reihe verschiedenartiger Formen entweder von irgendeinem reptilien- oder amphibienähnlichen Wesen und dieses wieder von irgendeinem fischähnlichen Thiere her. In dem trüben Dunkel der Vergangenheit können wir nach Darwin sehen, daß der frühere Urerzeuger aller Wirbelthiere ein Wasserthier gewesen sein muß, welches mit Kiemen versehen war, dessen beide Geschlechter in einem Individuum vereinigt waren und dessen wichtigste körperliche Organe unvollständig entwickelt waren. Dieses Thier scheint den Larven unserer jetzt existirenden marinen Ascidien ähnlicher gewesen zu sein als irgendeiner andern bekannten Form.

Die zoologischen Schwierigkeiten, denen diese Theorie unterliegt, sind bereits von bedeutenden Naturforschern hervorgehoben worden, und es versteht sich von selbst, daß die Einwendungen, die sich von zoologischer Seite gegen Darwin's Theorie von der Entstehung der Arten überhaupt machen lassen, auch seine Anwendung dieser Theorie auf die Abstammung des Menschen treffen. Gute, zusammenfassende Kritiken der Darwin's-

sehen Theorie von der Entstehung der Arten findet man in Professor Jürgen Bona Meyer's „Philosophischen Zeitfragen“ (Kap. 3 über „Die Entstehung der Arten“ oder der „Darwinismus“) und in Eduard von Hartmann's „Philosophie des Unbewußten“ (an den im Register angezeigten Stellen).

Wir jedoch wollen uns hier nicht mit der Darwin'schen Theorie im allgemeinen beschäftigen, sondern mit ihrer psychologischen und moralischen Seite. Wir werden zunächst zeigen, wie Darwin die psychologischen und moralischen Thatsachen mit seiner Theorie der Abstammung des Menschen von den Quadrumanen in Uebereinstimmung zu bringen sucht, und dann zusehen, was von diesem Harmonisierungsversuche zu halten ist.

Die Schwierigkeiten, die sich gegen die niedrige Herkunft des Menschen von den Quadrumanen aus dem hohen Grade intellectuellder und sittlicher Fähigkeiten, durch die der Mensch allen Thieren so weit überlegen ist, erheben, verheißt sich Darwin keineswegs, aber er glaubt dieselben mittels seiner Entwicklungstheorie lösen zu können, und wir wollen nun sehen, wie er sie zu lösen versucht.

Darwin gibt zu, daß der Mensch durch seine Geisteskräfte allen Thieren überlegen ist. Die Verschiedenheit zwischen Mensch und Thier in dieser Hinsicht ist nach ihm enorm, selbst wenn man die Seele eines der niedrigsten Wilden, welcher kein Wort besitzt, eine höhere Zahl als vier auszudrücken und welcher keine abstracten Bezeichnungen für die gewöhnlichsten Gegenstände oder Affecte gebraucht, mit der des höchst organisirten Affen vergleicht. Der Unterschied würde nach Darwin immer noch ungeheuer bleiben, selbst wenn einer der höhern Affen so weit veredelt oder civilisirt wäre, wie es ein Hund ist im Vergleich mit seiner Stammform, dem Wolf oder Schakal.

Dennoch glaubt Darwin nachweisen zu können, daß der geistige Unterschied zwischen den Menschen und den höhern Säugethieren kein fundamentaler, kein Unterschied der Art, sondern nur ein Unterschied des Grades ist. Es bestehe ein viel weiterer Abstand in den geistigen Fähigkeiten zwischen einem der niedrigsten Fische, wie der Brücke oder dem Amphioxus und einem der höhern Affen, als zwischen einem Affen und dem Menschen, und doch werde diese Lücke durch zahllose Abstufungen ausgefüllt.

Darwin vergleicht die intellectuellen Fähigkeiten des Menschen mit denen der Thiere zunächst in Hinsicht auf folgende Punkte: Sinne, Instincte, Gemüthsbewegungen, Neugierde, Nachahmung, Aufmerksamkeit, Gedächtniß, Einbildung, Verstand, progressive Verbesserung, Werkzeuge und Waffen, Sprache; dann aber auch in Hinsicht auf die höhern Fähigkeiten des Selbstbewußtseins und der Abstraction, des Gefühls für Schönheit, des religiösen Glaubens. Ueberall findet er hier keinen fundamentalen, sondern nur einen Gradunterschied zwischen Mensch und Thier, sodaß sich die Abstammung des Menschen aus einer höhern Thierform sehr wohl begreifen lasse.

Wir heben im Folgenden das Hauptfächlichste aus dieser Darwin'schen Beweisführung hervor. Da der Mensch dieselben Sinne wie die Thiere besitzt, so müssen seine fundamentalen Eindrücke dieselben sein. Der Mensch hat auch einige wenige Instincte mit den Thieren gemeinsam, wie den der Selbsterhaltung, der geschlechtlichen Liebe, der Liebe der Mutter für ihr Neugeborenes, die Fähigkeit des Iestern zu saugen u. s. w. Doch hat der Mensch vielleicht etwas weniger Instincte als diejenigen Thiere, welche zunächst in der Stufenreihe nach ihm folgen. Aber auch schon bei den höhern Thieren steht die geringe Zahl und vergleichungsweise Einfachheit der Instincte in einem merkwürdigen Contrast zu den Instincten der niedern Thiere. Obgleich ein hoher Grad von Intelligenz mit dem Vorhandensein complicirter Instincte verträglich ist, wie bei den Insekten und beim Biber zu ersehen, so ist es doch nicht unwahrscheinlich, daß sie in einer gewissen Ausdehnung ihre gegenseitige Entwicklung stören. In dem Maße, wie die intellectuellen

Fähigkeiten höher entwickelt werden, müssen auch die verschiedenen Theile des Gehirns durch die feinst verwobenen Fäden gegenseitigen Austausches miteinander in Verbindung gebracht werden, und als Folge hiervon würde jeder einzelne Theil vermuthlich weniger geschickt werden, besondere Empfindungen oder Associationen in einer bestimmten und gleichförmigen, d. h. instinctiven Weise, zu entwickeln.

Was ferner die Gemüthsbewegungen betrifft, so empfinden die Thiere offenbar wie der Mensch Freude und Schmerz, Glück und Elend. Das Glück zeigt sich z. B. bei jungen Hunden, Katzen, Lämmern u. s. w., wenn sie zusammen spielen wie unsere eigenen Kinder. Selbst Insekten spielen zusammen. Huber sah Ameisen sich jagen und einander beißen wie junge Hunde. Daß die Thiere von denselben Erregungen betroffen werden wie wir, zeigt sich auch am Schreck. Derselbe wirkt auf sie in derselben Weise wie auf uns, er macht ihre Muskeln erzittern, ihr Herz schlagen, die Schließmuskeln erschlaffen und das Haar sich aufrichten. Veracht ist äußerst charakteristisch für viele wilde Thiere. Muth und Furchtsamkeit sind bei Individuen einer und derselben Species äußerst veränderliche Eigenschaften, wie wir an unsern Hunden sehen. Manche Hunde und Pferde sind schlechten Temperaments und werden leicht böse, andere sind guten Temperaments, und diese Eigenschaften werden sicher vererbt. Die Liebe eines Hundes für seinen Herrn ist eine notorische Thatsache. Whewell hat bemerkt: „Wer nur die rührenden Beispiele mütterlicher Liebe liest, die so oft von Frauen aller Nationen und von den Weibchen aller Thiere erzählt worden sind, kann er wol zweifeln, daß das Princip der Thätigkeit in beiden Fällen dasselbe ist?“

Die meisten der complicirtern Gemüthsbewegungen sind den höhern Thieren und uns gemeinsam. Jeder kann sehen, wie eifersüchtig ein Hund auf die Liebe seines Herrn ist, wenn diese auch irgendeinem andern Wesen erwiesen wird, und dieselbe Thatsache hat Darwin bei Affen beobachtet. Sie beweist nach ihm, daß die Thiere nicht bloß Liebe, sondern auch die Sehnsucht haben, geliebt zu werden. Die Thiere haben ferner Ehrgeiz; sie lieben Anerkennung und Lob, und ein Hund, welcher seinem Herrn einen Korb trägt, zeigt Selbstgefälligkeit und Stolz in hohem Grade. Sogar Schamgefühl, und zwar verschieden von Furcht, besitzt der Hund, ebenso etwas von Bescheidenheit, wenn er zu oft um Nahrung bittet. Ein großer Hund verachtet das Knurren eines kleinen Hundes, und dies könnte man Großmuth nennen. Mehrere Beobachter haben angegeben, daß Affen es sicher nicht leiden können, ausgelacht zu werden.

Nach diesen und ähnlichen Bemerkungen wendet sich Darwin den mehr intellectuellen Erregungen und Fähigkeiten zu, welche als die Grundlage der Entwicklung der höhern geistigen Kräfte von großer Bedeutung sind. Die Thiere freuen sich offenbar der geistigen Anregung und leiden unter der Langeweile, wie man bei Hunden und bei Affen sehen kann. Alle Thiere empfinden Verwunderung und viele zeigen Neugierde. Die Anekdoten, die Darwin zum Belege hierfür erzählt, mag man bei ihm selber nachlesen. Darwin hat selbst interessante Beobachtungen in Zoologischen Gärten gemacht und theilt dieselben mit.

Das Princip der Nachahmung ist beim Menschen, besonders im barbarischen Zustande, sehr stark. Die lächerliche Nachahmungssucht der Affen ist ebenfalls bekannt. Thiere ahmen zuweilen ihre Handlungen untereinander nach. Junge, von Katzen gefängte Hunde lernen zuweilen ihre Füße zu lecken und sich ihr Gesicht damit zu reinigen. Vögel ahmen den Gesang ihrer Aeltern nach und zuweilen auch den anderer Vögel, und von Papagaien ist es notorisch, daß sie jeden Laut, welchen sie oft hören, nachahmen.

Kaum irgendeine Fähigkeit ist nach Darwin für den intellectuellen Fortschritt des Menschen von größerer Bedeutung als die Fähigkeit der Aufmerksamkeit. Thiere nun zeigen diese Fähigkeit offenbar, so wenn eine Katze vor einer Höhle wartet und sich vor-

berichtet, auf ihre Beute zu springen. Ein Mann, welcher Affen abrichtete, pflegte die gewöhnlichen Arten von der Zoologischen Gesellschaft zum Preise von 5 Pfd. St. das Stück zu kaufen; er erbat sich aber, das Doppelte zu zahlen, wenn er drei oder vier derselben ein paar Tage lang bei sich behalten dürfte, um einen auszuwählen. Gefragt, wie es möglich sei, in so kurzer Zeit zu sehen, ob ein Affe sich als guter Schüler herausstelle, antwortete er, daß alles von ihrer Fähigkeit aufzumerken abhängt. Würde die Aufmerksamkeit des Affen, während er mit ihm spreche und ihm irgendetwas erkläre, leicht abgezogen, sei es durch eine Fliege an der Wand oder einen sonstigen unbedeutenden Gegenstand, so sei der Fall hoffnungslos. Versuche er, einen unaufmerksamen Affen durch Strafe zu bessern, so werde er böse. Sinegen ein aufmerksamer Affe könne immer abgerichtet werden.

Was das Gedächtniß betrifft, so führt Darwin Beispiele an für das ausgezeichnete Orts- und Personengedächtniß mancher Thiere. Sir Andrew Smith wurde von einem Pavian am Cap der guten Hoffnung nach einer Abwesenheit von neun Monaten voller Freude wiedererkannt. Darwin hatte einen Hund, welcher wild und unwirsch gegen alle Fremden war, und versuchte abthätlich sein Gedächtniß nach einer Abwesenheit von fünf Jahren. Er ging an den Stall des Hundes und rief ihn in seiner alten Weise an; der Hund folgte ihm augenblicklich und gehorchte ihm genau so, als er wenn er ihn erst vor einer halben Stunde verlassen hätte. Selbst Ameisen erkannten, wie Huber nachgewiesen, ihre Genossen, die demselben Haufen angehörten, nach einer Trennung von vier Monaten wieder.

Einen Beweis, daß die Thiere außer dem Gedächtnisse auch Einbildungskraft haben, liefern die lebhaften Träume, welche Hunde, Katzen, Pferde und wahrscheinlich alle höhern Thiere, selbst Vögel haben, wie sich dies durch ihre Bewegungen und ihre Stimme zeigt. Das Träumen gibt uns, wofür sich Darwin auf Jean Paul's Wort: „Der Traum ist eine unwillkürliche Kunst der Dichtung“, beruft, die beste Idee von der Fähigkeit der Einbildungskraft.

Sowenig als Aufmerksamkeit, Gedächtniß, Einbildungskraft ist den Thieren Verstand, diese noch höhere Fähigkeit, abzusprechen. Fortwährend kann man sehen, daß Thiere überlegen, ehe sie sich entschließen. Es ist zwar oft schwierig, zu unterscheiden, ob eine zweckmäßige Handlung eines Thieres kraft des Verstandes oder Instincts ausgeführt wird, z. B. in dem von Dr. Hayes („Das offene Polarmeer“) erzählten Falle, daß seine Hunde, statt die Schlitten in einer compacten Masse zu ziehen, auseinandergingen und sich trennten, wenn sie auf dünnes Eis kamen, sodas ihr Gewicht gleichmäßiger vertheilt wurde. Aber es werden andererseits auch wieder viele Fälle erzählt, welche es unzweifelhaft machen, daß Thiere einen gewissen Grad von Verstand besitzen. Mengger erzählt, daß, als er seinen Affen zuerst Eier gab, sie dieselben zerbrachen und daher viel von ihrem Inhalt verloren. Später schlugen sie vorsichtig das eine Ende an einen harten Körper und nahmen die Schalenstückchen mit ihren Fingern heraus. Hatten sie sich einmal mit irgendeinem scharfen Werkzeuge geschnitten, so wollten sie es nicht wieder berühren oder behandelten es mit der größten Vorsicht. Stücke Zuckers wurden ihnen oft in Papier eingewickelt gegeben, und Mengger that zuweilen eine lebendige Wespe in das Papier, sodas sie beim hastigen Entfalten gestochen wurden. War dies einmal der Fall gewesen, so hielten sie stets das Päckchen zuerst an ihre Ohren, um irgendeine Bewegung im Innern zu entdecken.

Auch von Hunden erzählt Darwin merkwürdige Beispiele von Ueberlegung, also von Verstand. Die Maulthiertreiber in Südamerika sagen: „Ich will Ihnen nicht das Maulthier geben, dessen Schritt am leichtesten ist, sondern la mas racional, das, welches am besten überlegt.“

Da man behauptet hat, daß nur der Mensch einer allmählichen Vervollkommnung fähig sei, daß er allein Werkzeuge und Feuer gebrauche, andere Thiere an sich gewöhne, Eigenthum, Besitz und Sprache habe, daß kein anderes Thier Selbstbewußtsein, das Vermögen, der Abstraction besitze, daß nur der Mensch Gefühl für Schönheit habe, Launen ausgesetzt sei, das Gefühl des Geheimnißvollen u. s. w. besitze, so sucht Darwin auch in Bezug auf diese, angeblich eine Kluft zwischen Mensch und Thier bildenden Punkte nachzuweisen, daß der Unterschied nur ein gradweiser, kein fundamentaler ist.

Zum Belege für die Vervollkommnungsfähigkeit der Thiere führt Darwin an, daß junge Thiere viel leichter in Fallen gefangen werden können als alte; sie lassen auch Feinde viel leichter sich annähern. Es ist unmöglich, viele alte Thiere an einer und derselben Stelle und in derselben Art von Fallen zu fangen, oder durch dieselbe Art von Giften zu tödten. Und doch ist es unmöglich, daß alle in der Falle gefangen worden seien und alle von dem Gifte genossen haben. Sie haben Vorsicht gelernt dadurch, daß sie ihre Genossen gefangen oder vergiftet gesehen. Betrachten wir aufeinanderfolgende Generationen oder die Klasse, so ist nach Darwin kein Zweifel, daß Vögel und andere Thiere allmählich Vorsicht in Bezug auf den Menschen oder andere Feinde sowol erlangen als verlieren. Und diese Vorsicht ist gewiß zum größten Theil eine angeerbte Gewohnheit oder ein Instinct, zum Theil aber auch das Resultat individueller Erfahrung. In Districten, wo Füchse sehr viel gejagt werden, sind die Jungen, wenn sie zuerst die Höhlen verlassen, viel schlauer als die Alten in Districten, wo sie nicht mehr gefürt werden. Unsere domesticirten Hunde stammen von Wölfen und Schakals ab; sie haben in gewissen moralischen Eigenschaften, wie Zuneigung, Zuverlässigkeit, und wahrscheinlich in allgemeiner Intelligenz Fortschritte gemacht. Die gemeine Katze hat mehrere andere Species durch ganz Europa, in Theilen von Nordamerika, in Neuseeland u. s. w. beslegt und verdrängt. Dieser Sieg ist ihrer überlegenen List zuzuschreiben, und diese Eigenschaft läßt sich aus der beständigen Anstrengung aller ihrer Fähigkeiten ableiten, die sie der Verfolgung und Zerstörung durch den Menschen entgegensetzt. Ohne directe Beweise behaupten zu wollen, daß kein Thier im Verlauf der Zeit fortgeschritten sei, heißt nach Darwin die Frage von der Entwicklung der Arten überhaupt verneinen.

Es ist oft gesagt worden, daß kein Thier irgendein Werkzeug gebrauche. Der Schimpanse knact aber in Naturzustande eine wilde Frucht mit einem Steine. Einem Affen wurde gelehrt, den Deckel einer großen Kiste mit einem Stocke zu öffnen, und später gebrauchte er den Stock als Hebel, um schwere Körper zu bewegen. Steine und Stöcke werden von Affen auch als Waffen benutzt. Im Zoologischen Garten gebrauchte ein Affe, welcher schwache Zähne hatte, einen Stein, um sich Nüsse zu öffnen, und die Wärter versicherten Darwin, daß das Thier, wenn es den Stein gebraucht habe, ihn in Stroh verberge und keinen andern Affen ihn berühren lasse. Hier haben wir nach Darwin die Idee des Eigenthums, doch sei diese Idee jedem Hunde, der einen Knochen hat, und den meisten oder allen Vögeln in Bezug auf ihre Nester eigen.

Was das absichtliche Formen eines Werkzeuges zu einem speciellen Zwecke betrifft, das der Herzog von Argyll dem Menschen im Gegensatz zum Thiere als allein eigenthümlich zuschreibt, so findet Darwin in Sir J. Lubbock's Vermuthung viel Wahres, daß, als die Urmenschen zuerst Feuersteine zu irgendwelchem Zwecke benutzten, sie dieselben zufällig zerschlugen und dann die scharfen Bruchstücke benutzt haben werden. Von hier aus bedurfte es dann nur eines kleinen Schrittes, um die Feuersteine absichtlich zu zerbrechen, und keines sehr großen Schrittes, um sie roh zu formen. Beim Zerbrechen der Feuersteine werden Funken hervorgesprungen sein und beim Schleifen derselben wird sich Wärme entwickelt haben; hierdurch können die beiden Methoden, Feuer zu erhalten, entstanden sein. Die Natur des Feuers wird in den vielen vulkanischen Gegenden, wo

Saba gelegentlich durch die Wälder fliehet, bekannt geworden sein. Die anthropomorphen Affen bauen sich temporäre Hütten auf Bäumen. Der Orang deckt sich zur Nachtzeit mit den Blättern des Pandanus zu, und Brehm führt an, daß einer seiner Paviane sich gegen die Sonnenwärme dadurch schützte, daß er eine Strohmatten über den Kopf warf. In diesen letztern Gewohnheiten sehen wir nach Darwin wahrscheinlich die ersten Schritte zu einigen der einfachern Künste, nämlich rohe Architektur und Kleidung, wie sie unter den frühen Stammältern des Menschen entstanden.

Nach diesen Vergleichen geht Darwin zur Vergleichung des geistigen Lebens der Menschen und der Thiere in Hinsicht auf die Sprache über und verweilt bei diesem Gegenstande, der Wichtigkeit desselben gemäß, länger. Sprache, im allgemeinen genommen, als Ausdruck geistiger Vorgänge durch Laute und Mittheilung derselben an andere kommt auch bei Thieren vor. Der Cebus Azarae in Paraguay gibt, wenn er aufgeregt wird, wenigstens sechs verschiedene Laute von sich, welche bei andern Affen ähnliche Erregungen veranlassen. Noch merkwürdiger ist, daß der Hund seit seiner Domestication in wenigstens vier oder fünf verschiedenen Tönen zu bellen gelernt hat. Wir haben bei ihm das Bellen des Eifers, wie auf der Jagd, das des Mergers, das heulende Bellen der Verzweiflung, z. B. wenn er eingeschlossen ist, das der Freude, wenn er z. B. mit seinem Herrn spazieren gehen soll, und das sehr bestimmte Bellen des Verlangens und der Bitte, z. B. wenn er wünscht, daß eine Thür oder ein Fenster geöffnet werde.

Aber wenngleich den Thieren unartikulierte Laute zum Ausdruck ihrer Empfindungen und Meinungen mit den Menschen gemeinsam sind, so fehlt ihnen doch die artikulierte Sprache. Darwin meint jedoch, daß es nicht sowol die bloße Fähigkeit der Artikulation sei, welche den Menschen vom Thiere unterscheidet, denn Papagaien z. B. können sprechen, sondern vielmehr die große Fähigkeit, bestimmte Klänge mit bestimmten Ideen zu verbinden, und die hänge offenbar von der Entwicklung der geistigen Fähigkeiten ab. Darwin zweifelt nicht daran, daß die Sprache ihren Ursprung der Nachahmung und den durch Zeichen und Gesten unterstützten Modificationen verschiedener natürlicher Laute, der Stimmen anderer Thiere und der eigenen instinctiven Ausrufe des Menschen verdanke. Der Urmensch oder wenigstens ein sehr früher Stammvater des Menschen hat wahrscheinlich seine Stimme, wie es heutigentags einer der gibbonartigen Affen thut, in ausgehörter Weise dazu benutzt, echt musikalische Cadenzen hervorzubringen, d. h. also zum Singen. Die Nachahmung musikalischer Ausrufe durch artikulierte Laute mag Worten zum Ursprung gedient haben, welche verschiedene complexe Erregungen ausdrückten. Die bedeutende Neigung bei unsern nächsten Verwandten, den Affen, bei Mikrocephalen, Ibioten und bei den barbarischen Menschenrassen, alles, was sie nur hören, nachzuahmen, verdient hier wohl beachtet zu werden. Da die Affen sehr vieles von dem verstehen, was von Menschen zu ihnen gesprochen wird, und da sie im Urzustande bei Gefahren ihren Genossen Warnungsrufe zurufen, so erscheint es nach Darwin durchaus nicht unglaublich, daß irgendein ungewöhnlich weises, affenähnliches Thier darauf gefallen sein könne, das Heulen eines Raubthieres nachzuahmen, um dadurch seinen Mitaffen die Natur der zu erwartenden Gefahr anzudeuten; und dies würde ein erster Schritt zur Bildung einer Sprache gewesen sei.

Als nun die Stimme immer weiter und weiter benutzt wurde, werden die Stimmorgane weiter gekräftigt und infolge des Princips der vererbten Wirkung des Gebrauchs vervollkommenet worden sein und werden wieder auf das Vermögen der Rede zurückgewieft haben. Aber noch viel bedeutungsvoller ist ohne Zweifel die Beziehung zwischen dem vorgesetzten Gebrauche der Sprache und der Entwicklung des Gehirns gewesen. Der enge Zusammenhang zwischen dem Gehirn, wie es jetzt bei uns entwickelt ist, und der

Fähigkeit der Sprache zeigt sich deutlich in jenen merkwürdigen Fällen von Gehirn-erkrankung, wo die Sprache besonders afficirt ist, wie z. B. in dem Falle, wo das Vermögen, sich substantiver Wörter zu erinnern, verloren ist, während andere Wörter völlig correct gebraucht werden können.

Die Thatsache, daß höhere Affen ihre Stimmorgane nicht zur Sprache benutzen, erklärt sich nach Darwin ohne Zweifel dadurch, daß ihre Intelligenz nicht hinreichend entwickelt worden ist. Der Umstand, daß sie dieselben Organe besitzen, welche bei lange fortgesetzter Übung zur Sprache hätten benutzt werden können, obgleich sie dieselben nicht in dieser Weise benutzen, ist nach Darwin dem Falle parallel, daß viele Vögel, welche Singorgane besitzen, trotzdem doch niemals singen. Kurz die Fähigkeit artikulierter Sprache bietet nach Darwin kein unübersteigliches Hinderniß für die Annahme dar, daß der Mensch sich aus einer höhern Thierform entwickelt hat.

Ebenso wenig aber bieten nach ihm die andern höheren Geistesfähigkeiten, die Fähigkeit des Selbstbewußtseins, der Abstraction, der ästhetischen und religiösen Anschauung, ein Hinderniß dar. Derartige Fähigkeiten haben sich beim Menschen nicht eher ausbilden können, als bis seine geistigen Kräfte auf einen hohen Punkt entwickelt waren, und dies schließt wieder den Gebrauch einer vollkommenen Sprache ein. Niemand nehme an, daß irgendeins der Thiere Betrachtungen darüber anstelle, woher es komme und wohin es gehe, was Tod sei und was Leben u. s. w. Können wir aber sicher sein, daß ein alter Hund mit einem ausgezeichneten Gedächtnisse und etwas Einbildungskraft, wie sie sich durch seine Träume zeigt, niemals über die Freuden Betrachtungen anstelle, welche er früher auf der Jagd hatte? Dies wäre aber eine Form des Selbstbewußtseins.

Was den Sinn für Schönheit betrifft, der für den Menschen eigenthümlich erklärt worden ist, so erinnert Darwin daran, wie männliche Vögel mit Vorbedacht ihr Gefieder und dessen prächtige Farben vor den Weibchen entfalten, und sieht dies als Beweis an, daß die Weibchen die Schönheit ihrer männlichen Genossen bewundern. Dadurch, daß die Kragenvögel ihre Spielplätze geschmackvoll mit heiter gefärbten Gegenständen schmücken, wie es manche Kolibris mit ihren Nestern thun, liefern sie einen weitem Beweis dafür, daß sie Gefühl für Schönheit besitzen. So werden auch, was den Gesang der Vögel betrifft, die reizenden Klänge, welche die Männchen während der Zeit der Liebe von sich geben, gewiß von den Weibchen bewundert.

Der Geschmack für das Schöne, wenigstens was die weibliche Schönheit betrifft, ist nach Darwin nicht in einer specifischen Form dem menschlichen Geiste eingeprißt; denn er weicht in den verschiedenen Menschenrassen vielfach ab und ist selbst bei den verschiedenen Nationen einer und derselben Rasse nicht derselbe. Nach den widerlichen Ornamenten und der widerlichen Musik zu urtheilen, welche die meisten Wilden bewundern, ließe sich sogar behaupten, daß ihr ästhetisches Vermögen nicht so hoch entwickelt sei als bei gewissen Thieren, z. B. bei Vögeln. Zwar wird offenbar kein Thier fähig sein, solche Scenen zu bewundern, wie den Himmel zur Nachtzeit, eine schöne Landschaft, eine verfeinerte Musik; aber an solchen hohen Geschmacksobjecten cultivirter Nationen erfreuen sich Barbaren und ungebildete Personen ebenfalls nicht.

Endlich die Religion, den Gottesglauben betreffend, weist Darwin zunächst auf die Zeugnisse von Reisenden hin, denen zufolge zahlreiche Rassen existirt haben und noch existiren, welche keine Idee eines Gottes oder mehrerer Götter und keine Worte in ihrer Sprache zur Bezeichnung einer solchen Idee haben. Verstehen wir hingegen unter „Religion“ den Glauben an unsichtbare geistige Mächte, so sei dieser Glaube bei den uncivilisirten Rassen fast allgemein. Doch lasse sich die Neigung der Wilden, natürliche Dinge durch geistige spirituelle Wesen belebt und bewegt zu denken, leicht erklären. Darwin will ein Analogon davon an seinem Hunde beobachtet haben. Sein Hund, erzählt er, ein völlig

erwachsenes und sehr aufmerksames Thier, lag an einem heißen und stillen Tage auf dem Rasen; aber nicht weit von ihm bewegte ein kleiner Luftzug einen offenen Sonnenschirm, welchen der Hund völlig unbeachtet gelassen haben würde, wenn jemand dabeigestanden hätte. So aber bellte und knurrte der Hund wüthend jedesmal, wenn sich der Sonnenschirm leicht bewegte. Der Hund, meint Darwin, muß also in einer schnellen und unbewußten Weise bei sich überlegt haben, daß Bewegung ohne eine offenbare Ursache die Gegenwart einer fremdartigen lebendigen Kraft andeute, und kein Fremder hatte ein Recht, sich auf seinem Territorium zu befinden.

Der Glaube an spirituelle Kräfte geht nach Darwin bei Wilden leicht in den religiösen Glauben über; denn Wilde werden naturgemäß Geistern menschliche Leidenschaften und Neigungen zuschreiben. Das Gefühl religiöser Ergebung, dieses aus dem Gefühle der Abhängigkeit, der Verehrung, Dankbarkeit, Furcht und Hoffnung gemischte Gefühl konnte erst entstehen, als die intellectuellen und moralischen Fähigkeiten schon auf eine gewisse Höhe entwickelt waren. Nichtsdestoweniger sehen wir eine Art Annäherung an diesen Geisteszustand in der innigen Liebe eines Hundes zu seinem Herrn, welche mit völliger Unterordnung, etwas Furcht und vielleicht noch andern Gefühlen vergesellschaftet ist. Ein Hund blicke zu seinem Herrn gewissermaßen wie zu einem Gott auf.

Dieselben hohen Geistesfähigkeiten, welche den Menschen zuerst dazu führten, an unsichtbare geistige Kräfte, dann an Fetischismus, Polytheismus und endlich Monotheismus zu glauben, führen ihn, solange seine Verstandeskräfte nur wenig entwickelt sind, unfehlbar zu verschiedenen Formen des Aberglaubens, zu schaudervollen Opfern und blutigen Gottesgerichten.

So ist dem nach Darwin bewiesen, daß auch der religiöse Glaube keinen fundamentalen Unterschied zwischen Mensch und Thier bildet, daß vielmehr eine Annäherung zu demselben auch schon in der Thierwelt stattfindet. Die niedrigste Stufe des religiösen Glaubens bei Wilden unterscheidet sich nur wenig von dem bei Thieren beobachteten Abhängigkeits- und Ergebenheitsgeföhle.

Nachdem Darwin überall Analogie zwischen dem Menschen- und Thierleben in intellectuellem Hinsicht nachzuweisen sich bemüht hat, geht er dazu über, dieselbe Analogie auch in moralischer Hinsicht nachzuweisen, obgleich er vollständig das Urtheil derjenigen Schriftsteller unterschreibt, welche von allen Unterschieden zwischen dem Menschen und den Thieren das moralische Gefühl oder das Gewissen für den bedeutungsvollsten halten.

Darwin hält es für höchst wahrscheinlich, daß jedes Thier, welches mit scharf ausgesprochenen socialen Instincten versehen ist, unvermeidlich ein moralisches Gefühl oder Gewissen erlangen würde, sobald sich seine intellectuellen Kräfte so weit oder nahezu so weit als beim Menschen entwickelt hätten. Denn erstens führen die socialen Instincte ein Thier dazu, Vergnügen an der Gesellschaft seiner Genossen zu haben, einen gewissen Grad von Sympathie mit ihnen zu fühlen und verschiedene Dienste für sie zu verrichten. Diese Geföhle und Dienste erstrecken sich aber durchaus nicht auf alle Individuen derselben Species, sondern nur auf die derselben Gemeinschaft. Zweitens: sobald die geistigen Fähigkeiten sich hoch entwickelt haben, durchziehen Bilder aller vergangenen Thätigkeiten und Beweggründe unaufhörlich das Gehirn eines jeden Individuums, und jenes Gefühl des Unbefriedigtseins, welches die Folge irgendeines unbefriedigten Instincts ist, wird entstehen, so oft bemerkt wird, daß der andauernde und stets gegenwärtige Instinct irgendeinem andern zu der Zeit stärkern, aber weder seiner Natur nach dauernden, noch einen sehr lebhaften Eindruck zurücklassenden Instinct gewichen ist. Drittens: nachdem die Fähigkeit der Sprache erlangt worden ist und die Wünsche der Mitglieder einer und derselben Gemeinschaft deutlich ausgedrückt werden können, wird die allgemeine Meinung

darüber, wie viel jedes Mitglied zum allgemeinen Besten wirken soll, naturgemäß in einer großen Ausdehnung das Bestimmende bei den Handlungen werden. Endlich wird auch die Gewohnheit beim Individuum eine sehr wichtige Rolle in Bezug auf die Bestimmung der Handlungsweise jedes Mitgliedes spielen; denn die socialen Instincte und Impulse werden, wie alle andern Instincte, durch die Gewohnheit bedeutend gekräftigt werden.

Diese Punkte erörtert nun Darwin im einzelnen noch näher, verwahrt sich aber vorher noch dagegen, seine Zurückführung des moralischen Gefühls auf die socialen Instincte so aufzufassen, als wolle er behaupten, daß jedes streng sociale Thier, wenn nur seine intellectuellen Fähigkeiten zu gleicher Thätigkeit und gleicher Höhe wie beim Menschen entwickelt wären, genau dasselbe moralische Gefühl wie der Mensch erhalten würde. In derselben Weise, wie verschiedene Thiere irgendein Gefühl von Schönheit haben, obgleich sie sehr verschiedene Gegenstände bewundern, können sie auch ein Gefühl von Recht und Unrecht haben, obschon sie durch dasselbe veranlaßt werden, ein sehr verschiedenartiges Benehmen zu zeigen. Wäre z. B. der Mensch unter genau denselben Umständen erzogen wie die Stockbiene, so ließe sich kaum zweifeln, daß unsere unverheiratheten Weibchen es ebenso wie die Arbeiterbienen für eine heilige Pflicht halten würden, ihre Brüder zu tödten, und die Mütter würden suchen, ihre fruchtbaren Töchter zu vertilgen, und niemand würde daran denken, dies zu verhindern. Nichtsdestoweniger würde der Biene oder einem andern socialen Thiere ein Rechtsgefühl oder ein Gewissen zuzuschreiben sein. Denn jedes Individuum würde ein innerliches Gefühl von dem Besitze gewisser weniger starker und andauernder Instincte haben, sodas oft ein Kampf entstehen würde, welchem Impulse zu folgen wäre, und Befriedigung und Unbefriedigung würden gefühlt werden, da vergangene Eindrücke während ihres Zuges durch die Seele miteinander verglichen werden würden. In diesem Falle würde ein innerer Warner dem Thiere sagen, daß es eher dem einen als dem andern Impulse hätte folgen sollen; das eine würde recht, das andere unrecht gewesen sein.

Nach diesen Fundamentalsätzen geht nun Darwin die Eigenschaften socialer Thiere durch. Thiere vieler Arten sind gesellig; wir finden selbst, daß verschiedene Species zusammenleben, so einige amerikanische Affen und die sich vereinigenden Scharen von Raben, Dohlen und Staaren. Der Mensch zeigt dasselbe Gefühl in der starken Liebe zum Hunde, welche der Hund erwidert. Es läßt sich leicht beobachten, wie elend sich Pferde, Hunde, Schafe u. s. w. fühlen, wenn sie von ihren Genossen getrennt sind, und welche Freude sie bei ihrer Wiedervereinigung zeigen. Aus der geselligen Neigung entspringen nun die gegenseitigen Hilfsleistungen der socialen Thiere. Der gewöhnlichste Dienst, welchen sich höhere Thiere gegenseitig erweisen, ist, daß sie durch Hilfe der vereinigten Sinne aller einander vor Gefahr warnen. Viele Vögel und manche Säugethiere stellen Wachen aus. Der Anführer eines Trupps Affen dient als Wache und stößt Rufe aus, die sowohl Gefahr als Sicherheit verkünden. Sociale Thiere verrichten einander manche kleine Dienste, Pferde zwicken einander und Kühe lecken einander an jeder Stelle, wo sie ein Stechen fühlen, Affen suchen einander Schmarotzer ab oder ziehen einander Dornen aus. Auch noch wichtigere Dienste leisten sich Thiere. So jagen Wölfe und andere Raubthiere in Trupps und helfen einander beim Angriff auf ihre Beute, Pelikane fischen in Gemeinschaft. Sociale Thiere vertheidigen sich gegenseitig, die Männchen mehrerer Wiederkäufer kommen vor die Heerde, wenn Gefahr vorhanden ist, und vertheidigen sie mit ihren Hörnern.

Darwin führt mehrere interessante Fälle von Hilfsleistungen socialer Thiere an und Fälle von Sympathie mit dem Unglück oder der Gefahr ihrer Genossen. Kapitän Stansbury fand am Salzsee in Utah einen alten und vollständig blinden Pelikan, welcher sehr fett war und von seinen Genossen lange Zeit, und zwar sehr gut, gefüttert sein mußte.

Mr. Blyth sah, wie indische Krähen zwei oder drei ihrer Genossen, welche blind waren, fütterten. Darwin selbst hat einen Hund gesehen, welcher niemals bei einem seiner größten Freunde, einer Katze, welche krank in einem Korbe lag, vorüberging, ohne sie ein paar mal zu belecken, das sicherste Zeichen von freundlicher Gesinnung. Die Sympathie von Hunden mit ihren Herren ist bekannt.

Außer Liebe und Sympathie zeigen Thiere noch andere Eigenschaften, welche man beim Menschen moralische nennen würde. Darwin stimmt mit Agassiz überein, daß Hunde etwas dem Gewissen sehr Aehnliches besitzen. Auch besitzen sie sicher einige Kraft der Selbstbeherrschung, und diese scheint nicht Folge der Furcht zu sein. Hunde galten auch schon lange als Typus der Treue und des Gehorsams. Alle Thiere, sagt Darwin, welche in Massen zusammenleben und einander vertheidigen oder ihre Feinde gemeinsam angreifen, müssen in gewissem Grade einander treu sein, und derjenige, welcher einem Anführer folgt, muß in einem gewissen Grade gehorsam sein. Wenn die Paviane in Abyssinien einen Garten plündern, so folgen sie schweigend ihrem Anführer, und wenn ein unkluges junges Thier ein Geräusch macht, so bekommt es von den andern einen Klaps, um Schweigen und Gehorsam zu lernen; sobald sie sich aber sicher wissen, zeigen sie alle ihre Freude mit vielem Lärm.

Von den verschiedenen Instincten und Gewohnheiten sind einige viel stärker als andere, d. h. einige geben entweder mehr Vergnügen, wenn sie ausgeführt werden, und mehr Unbehagen, wenn sie verhindert werden, oder sie werden viel beständiger in Folge der Vererbung befolgt, ohne ein specielles Gefühl der Freude oder des Schmerzes zu erregen. Man kann daher oft bei Thieren einen Kampf zwischen verschiedenen Instincten beobachten, oder zwischen einem Instinct und einer gewohnheitsgemäßen Neigung; so wenn ein Hund auf einen Hasen losstürzt, gescholten wird, pausirt, zweifelt, wieder hinausjagt oder beschämt zu seinem Herrn zurückkehrt; oder wenn eine Hündin zwischen der Liebe zu ihren Jungen und zu ihrem Herrn kämpft. Das merkwürdigste Beispiel von einem Instinct, welcher einen andern bezwingt, ist nach Darwin der Wanderinstinct, welcher den mütterlichen überwindet. Trotz der Stärke des letztern ist doch der Wanderinstinct so mächtig, daß im Herbst Ufer- und Hauschwalben häufig ihre zarten Jungen verlassen und sie elendiglich in ihren Nestern unkommen lassen. Wir können nach Darwin wol einsehen, daß ein instinctiver Antrieb, wenn er in irgendwelcher Weise einer Species vortheilhafter ist als ein anderer, durch natürliche Zuchtwahl der kräftigere von beiden werden kann; denn diejenigen Individuen, welche ihn am stärksten entwickelt haben, werden in größerer Zahl andere überleben.

Der Mensch ist ein sociales Thier. Nach Analogie der größern Zahl der Quadrumanen zu schließen, ist es wahrscheinlich, daß die frühen affenähnlichen Urerzeuger des Menschen gleichfalls social waren. Obschon der Mensch, wie er jetzt existirt, wenig specielle Instincte hat und wol alle, welche seine frühen Urerzeuger besessen haben mögen, verloren hat, so ist dies doch nach Darwin kein Grund, warum er nicht von einer äußerst entfernten Zeit her einen gewissen Grad instinctiver Liebe und Sympathie für seine Genossen behalten haben sollte. Obgleich der Mensch keine specielle Instincte hat, welche ihm sagen, wie er seinen Mitmenschen helfen soll, so fühlt er doch den Antrieb dazu, und bei seinen vervollkommenen intellectuellen Fähigkeiten wird er in dieser Hinsicht durch Nachdenken und Erfahrung geleitet. Auch veranlaßt ihn instinctive Sympathie, die Willigung seiner Mitmenschen hoch anzuschlagen. Deshalb wird der Mensch durch die Wünsche, den Beifall und Tadel seiner Mitmenschen bedeutend beeinflusst. So geben die socialen Instincte, welche der Mensch in einem sehr rohen Zustande erhalten haben muß und die vielleicht selbst von seinen frühern affenähnlichen Urerzeugern erlangt

worden sind, noch immer den Anstoß zu vielen seiner besten Handlungen, werden aber in hohem Maße durch die Wünsche und Urtheile seiner Mitmenschen bestimmt. Da aber die Gefühle der Liebe und Sympathie und die Kraft der Selbstbeherrschung durch die Gewohnheit verstärkt werden und da das Vermögen des Nachdenkens klarer wird, so daß der Mensch die Gerechtigkeit der Urtheile seiner Mitmenschen würdigen kann, so wird er sich unabhängig von irgendeinem Gefühle der Freude oder des Schmerzes, das er in dem Augenblicke fühlen könnte, zu einer gewissen Richtung seines Benehmens getrieben fühlen.

Woher nun aber — dies ist nach Darwin der wichtigste Punkt, um welchen sich die ganze Frage des moralischen Gefühls dreht — das Gefühl des Menschen, daß er der einen instinctiven Begierde eher gehorchen soll als der andern? Warum bereut er es bitterlich, wenn er dem starken Gefühle der Selbsterhaltung nachgegeben und sein Leben nicht gewagt hat, um das eines andern zu retten?

Hierauf erwidert Darwin zunächst, daß beim Menschen die instinctiven Impulse verschiedene Grade der Mächtigkeit besitzen. Die socialen Instincte sind, wie die Erfahrung lehrt, stärker als irgendwelche andere Instincte oder Motive. Sodann kann der Mensch infolge der Lebendigkeit seiner geistigen Fähigkeiten es nicht vermeiden zu reflectiren; vergangene Eindrücke und Bilder durchziehen unaufhörlich seine Seele. Dadurch wird er genöthigt, die schwächern Eindrücke, z. B. gestillten Hungers, oder befriedigter Rache, oder auf Kosten anderer Menschen vermiedener Gefahr, mit dem Instinct der Sympathie und des Wohlwollens gegen seine Mitmenschen, welcher in einem gewissen Grade stets thätig ist, zu vergleichen. Er wird dann in seiner Erinnerung fühlen, daß ein starker Instinct einem andern, welcher jetzt vergleichungsweise schwach erscheint, nachgegeben hat, und dann wird unvermeidlich jenes Gefühl des Unbefriedigtseins gefühlt werden, welches dem Menschen wie jedem andern Thiere eigen ist, um ihn zum Gehorsam gegen seine Instincte zu bewegen. In dem Moment der Handlung wird der Mensch ohne Zweifel geneigt sein, dem stärkern Antriebe zu folgen, und obgleich ihn dies gelegentlich zu den edelsten Thaten führen kann, so wird es doch bei weitem häufiger ihn dazu bringen, seine eigenen Begierden auf Kosten anderer Menschen zu befriedigen. Nach deren Befriedigung aber, wenn die vergangenen und schwächern Eindrücke mit den immer vorhandenen socialen Instincten verglichen werden, wird sicherlich Neue eintreten; der Mensch wird dann unzufrieden mit sich selbst sein und sich entschließen, in Zukunft anders zu handeln. Dies ist das Gewissen, denn das Gewissen schaut rückwärts und beurtheilt vergangene Handlungen, indem es jene Art von Unbefriedigtsein veranlaßt, welche, ist sie schwach, Bedauern, ist sie stark, Gewissensbisse genannt wird. Der auf diese Weise geleitete Mensch wird durch lange Gewohnheit eine so vollkommene Selbstbeherrschung erlangen, daß seine Begierden und Leidenschaften zuletzt augenblicklich seinen socialen Sympathien nachgeben und so kein Kampf mehr zwischen ihnen eintritt. Die Gewohnheit der Selbstbeherrschung aber wird, wie andere Gewohnheiten, vererbt werden, und so kommt zuletzt der Mensch durch erlangte oder vererbte Gewohnheit zu dem Gefühle, daß es am besten für ihn ist, seinen andauernden Instincten zu gehorchen. Das gebieterische „soll“ drückt nur das Bewußtsein von der Existenz eines entweder angeborenen oder erlangten beständigen Instincts aus, welcher ihm als Führer dient, obgleich ihm auch einmal nicht gehorcht werden kann. Wir gebrauchen das Wort „soll“ kaum in einem übertragenen Sinne, wenn wir sagen, Jagdhunde sollen jagen, Vorstehende sollen stellen und Wasserhunde sollen das Wild apportiren. Thun sie dies nicht, so vernachlässigen sie ihre Pflicht und handeln unrecht. Ein Mensch, der seine ihn zu schlechten Handlungen verleitenden Begierden nicht mittels des feststehenderen socialen Instincts bekämpft und die Mißbilligung der Mitmenschen nicht beachtet, ist seinem Wesen nach ein schlechter Mensch, der nur

noch durch Furcht vor der Strafe oder Berechnung seiner selbstischen Interessen zurückgehalten werden kann.

Diese ganze Ansicht von dem ersten Ursprunge und der Natur des moralischen Gefühls, welches uns sagt, was wir thun sollen, und des Gewissens, welches uns tadeln, wenn wir jenem nicht gehorchen, stimmt, wie Darwin zu zeigen sucht, gut mit dem überein, was wir von dem frühern unentwickelten Zustande dieser Fähigkeit beim Menschen kennen. Von rohen Menschen werden noch immer diejenigen Tugenden als die wichtigsten anerkannt, deren Ausübung allein es möglich macht, daß sie in einer Gemeinschaft leben. Sie werden aber nur in Bezug auf Menschen desselben Stammes ausgeübt. Kein Stamm würde zusammenhalten können, bei welchem Mord, Räuberei, Verrätherei gewöhnlich wären. Gegen fremde Stämme werden dergleichen Verbrechen ohne Gewissensbisse ausgeübt. Ein amerikanischer Indianer ist mit sich selbst wohl zufrieden und wird von andern geehrt, wenn er einen Menschen eines andern Stammes scalpirt. Der Kindesmord hat in größtem Maßstabe in der ganzen Welt geherrscht und hat keinen Tadel gefunden; es ist indessen die Ermordung von Kindern, besonders von Mädchen, als etwas Gutes für den Stamm angesehen worden. Auf einer niedrigeren Stufe der Civilisation wird die Veraburg von Fremden meist als ehrenvoll betrachtet. Man erzählt, daß ein indischer Thug es in seinem Gewissen bedauerte, nicht ebenso viele Reisende strangulirt und beraubt zu haben, als sein Vater vor ihm gethan habe.

Ferner, die Sünde der Sklaverei ist fast allgemein gewesen und die Sklaven sind oft infam behandelt worden. Die Weiber werden von Barbaren ebenfalls wie Sklaven behandelt. Die meisten Wilden sind für die Leiden Fremder völlig indifferent und ergößen sich selbst an ihnen. Nichtsdestoweniger finden sich Gefühle der Sympathie und des Wohlwollens, besonders während Krankheiten, zwischen den Gliedern eines und desselben Stammes gewöhnlich ein und erstrecken sich zuweilen auch über die Grenzen des Stammes hinaus.

Wie in Zeiten der Noth kein Mensch seinem Stamme nützlich sein oder treu bleiben kann ohne Muth, so ist diese Eigenschaft früher allgemein im höchsten Ansehen gehalten worden. Da niemand die für die Wohlfahrt des Stammes nothwendigen Tugenden ohne Selbstaufopferung, Selbstbeherrschung und Ausdauer üben kann, so sind diese Eigenschaften zu allen Zeiten hochgeschätzt worden. Der amerikanische Wilde unterwirft sich freiwillig ohne Murren den schrecklichsten Qualen, um seine Tapferkeit und seinen Muth zu beweisen.

Die andern, auf das Individuum selbst Bezug habenden Tugenden, welche nicht augenfällig die Wohlfahrt des Stammes berühren, sind von Wilden nie geschätzt worden. Die größte Unmäßigkeit ist für Wilde kein Vorwurf, die größte Zügellosigkeit derselben ist etwas Staunenerregendes. Sobald indeß die Ehe, mag sie Polygamie oder Monogamie sein, gebräuchlich wird, führt die Eifersucht auch zur Entwicklung der weiblichen Tugend, und da diese dann geehrt wird, trägt sie auch dazu bei, sich auf unverheirathete Frauen zu verbreiten. Die Verabscheuung der Unzüchtigkeit, welche uns so natürlich erscheint, daß man diesen Abscheu für angeboren halten könnte, ist eine moderne Tugend, welche ausschließlich dem civilisirten Leben angehört. Dies wird durch die religiösen Gebräuche verschiedener Nationen des Alterthums, durch die pompejanischen Wandgemälde und durch die Gebräuche vieler Wilden bewiesen.

Die Beschränkung der Moral der Wilden auf die Wohlfahrt ihres Stammes stimmt nach Darwin sehr gut mit dem von ihm behaupteten Ursprunge des moralischen Gefühls aus den socialen Instincten überein. Die hauptsächlichsten Ursachen der niedrigen Moralität Wilder sind zuerst die Beschränkung der Sympathien auf denselben Stamm; zweitens unzureichendes Vermögen des Nachdenkens, sodas die Beziehungen vieler Tugenden, be-

sonders der das Individuum betreffenden, zu der allgemeinen Wohlfahrt des Stammes nicht erkannt werden. So erkennen z. B. Wilde die mannichfaltigen, aus dem Mangel an Keuschheit, Mäßigkeit u. s. w. entspringenden Uebel nicht. Und drittens ist als Ursache der niedrigen Moralität Wilder die schwache Entwicklung der Selbstbeherrschung zu nennen; denn dieses Vermögen ist noch nicht durch lange fortgesetzte, vielleicht vererbte Gewohnheit, durch Unterricht und Religion gekräftigt worden.

Wenn der Mensch in der Cultur fortschreitet und kleinere Stämme zu größern Gemeinschaften vereinigt werden, so sagt das einfachste Nachdenken jedem Individuum, daß es seine socialen Instincte und Sympathien auf alle Glieder derselben Nation auszudehnen hat. Ist dieser Punkt einmal erreicht, so besteht dann nur noch eine künstliche Grenze, welche ihn abhält, seine Sympathien auf alle Menschen aller Nationen und aller Rassen auszudehnen. Sympathie über die Grenzen der Menschheit hinaus, d. h. Humanität gegen die Thiere, ist eine der spätesten moralischen Erwerbungen. Die bloße Idee der Humanität war, soviel Darwin beobachten konnte, den meisten Gauchos der Pampas neu. Diese Tugend scheint als natürliche Folge des Umstandes zu entstehen, daß unsere Sympathien immer zarter und weiter ausgedehnt werden, bis sie sich endlich auf alle fühlenden Wesen erstrecken. Sobald diese Tugend von einigen wenigen geehrt und ausgeübt wird, verbreitet sie sich durch Unterricht und Beispiel und eventuell auch durch die öffentliche Meinung auf die Jugend.

Es ist nach Darwin nicht unwahrscheinlich, daß tugendhafte Neigungen mehr oder weniger stark vererbt werden so gut wie schlechte. Ausgenommen das Princip der Vererbung moralischer Neigungen haben wir kein Mittel, die Verschiedenheiten zu erklären, welche in dieser Beziehung zwischen den verschiedenen Menschenrassen existiren. Selbst die theilweise Vererbung tugendhafter Neigungen würde eine unendliche Unterstüzung für den primären Antrieb sein, welcher direct aus dem socialen Instinct, und indirect aus der Billigung unserer Mitmenschen entspringt.

Blicken wir auf spätere Generationen, so haben wir nach Darwin keine Veranlassung, zu befürchten, daß die socialen Instincte schwächer werden würden, und wir können wol erwarten, daß tugendhafte Gewohnheiten stärker und vielleicht durch Vererbung fixirt werden. In diesem Falle wird der Kampf zwischen unsern höhern und niedern Antrieben weniger hart sein und die Tugend wird triumphiren.

Darwin faßt schließlich seine sämtlichen durchgeführten Vergleichen des geistigen und sittlichen Lebens des Menschen mit dem der Thiere folgendermaßen zusammen:

Es läßt sich nicht zweifeln, daß die Verschiedenheit zwischen der Seele des niedrigsten Menschen und der des höchsten Thieres ungeheuer ist. Wenn ein anthropomorpher Affe leidenschaftslos seinen eigenen Zustand beurtheilen könnte, so würde er zugeben, daß, obgleich er einen kunstvollen Plan sich ausdenken könnte, einen Garten zu plündern, obgleich er Steine zum Kämpfen oder zum Aufbrechen von Rüssen benutzen könnte, doch der Gedanke, einen Stein zu einem Werkzeuge umzuformen, völlig über seinen Horizont ginge. Er würde ferner zugeben, daß er noch weniger im Stande wäre, einen Zug metaphysischen Nachdenkens zu verfolgen, oder ein mathematisches Problem zu lösen, oder über Gott zu reflectiren, oder eine große Naturscene zu bewundern. Einige Affen würden indeß wahrscheinlich erklären, daß sie die Schönheit der farbigen Haut und des Haarkleides ihrer Ehegenossin bewundern könnten und wirklich bewundern; sie würden zugeben, daß, obschon sie den andern Affen durch Ausrufe einige ihrer Wahrnehmungen und einfachen Bedürfnisse verständlich machen könnten, doch die Idee, bestimmte Gedanken durch bestimmte Laute auszudrücken, ihnen niemals in den Sinn gekommen sei. Sie könnten behaupten, daß sie bereit wären, ihren Genossen in derselben Heerde auf viele Weisen zu helfen, ihr Leben für sie zu wagen und für ihre Waisen zu sorgen; sie würden aber

genötigt sein anzuerkennen, daß eine interesselose Liebe für alle lebenden Geschöpfe, dieses edelste Attribut des Menschen, völlig über ihre Fassungskraft hinausginge. So groß nun aber auch die geistige und sittliche Verschiedenheit zwischen dem Menschen und den Thieren sein mag, so ist sie doch sicher nur eine Verschiedenheit des Grades und nicht der Art. Denn wir haben gesehen, daß die Empfindungen und Eindrücke, die verschiedenen Erregungen und Fähigkeiten, wie Liebe, Gedächtniß, Aufmerksamkeit, Neugierde, Nachahmung, Verstand u. s. w., deren sich der Mensch rühmt, in einem beginnenden oder zuweilen selbst in einem gutentwickelten Zustande bei den Thieren gefunden werden. Sie sind auch in einem gewissen Grade der erblichen Veredlung fähig, wie wir an dem domesticirten Hunde im Vergleiche mit dem Wolfe oder dem Schakal sehen. Wenn behauptet wird, daß gewisse Fähigkeiten, wie Selbstbewußtsein, Abstraction u. s. w., dem Menschen eigenthümlich sind, so kann es wol der Fall sein, daß diese die begleitenden Resultate anderer weit fortgeschrittener intellectuellen Fähigkeiten sind; und diese wiederum sind hauptsächlich das Resultat des fortgesetzten Gebrauches einer höchst entwickelten Sprache. Der veredelnde Glaube an Gott ist dem Menschen nicht allgemein eigen und der Glaube an thätige spirituelle Kräfte folgt naturgemäß aus seinen andern geistigen Kräften. Das moralische Gefühl bietet vielleicht die beste und höchste Unterscheidung zwischen den Menschen und den Thieren dar; doch ist gezeigt worden, daß die socialen Instincte mit der Unterstützung der thätigen intellectuellen Kräfte und der Wirkungen der Gewohnheit naturgemäß zu der goldenen Regel führen: „Was ihr wollt, daß man euch thue, das thut auch andern“; und dies ist die Grundlage der Moralität.

---

# Die Tiefseeforschungen der Neuzeit.

Von

Karl Müller von Halle.

## II.

Bevor man zu den wichtigen Resultaten und Perspectives kam, die wir in dem ersten Artikel erwähnten, konnten die Tiefseeforschungen nur ein dunkles Herumfühlen in der Meerestiefe sein. Von nun an weiß man aber, wie man dergleichen Forschungen anzustellen habe. Carpenter hat neun verschiedene Punkte dafür aufgestellt. Nach ihnen hat man 1) die Tiefe eines jeden Meerestheiles zu erforschen, um erst einmal die Reliefverhältnisse ins Klare zu bringen. Dann hat man 2) die Temperatur jedes Meeresbodens sowie der verschiedenen Regionen der Wasserfäule bis etwa zu 50 Faden Tiefe herauf zu messen, um die wirklichen Regionen des Oceans zu begreifen. Ebenso hat man 3) die Grenzen von warmen und kalten Gebieten zu erforschen, um die natürlichen Zonenverhältnisse zu ergründen. Natürlich müssen 4) die Richtungen und die Geschwindigkeit der Strömungen in jedem Gebiete klar dargelegt werden können. Ebenso macht sich 5) die Erforschung der relativen Zusammensetzung des Wassers in jedem der Gebiete dringend nothwendig, um etwaige Schlüsse auf das organische Leben hieraus ziehen zu können. Ganz besonders macht sich 6) geltend, die relativen Verhältnisse der Gase in verschiedenen Meerestiefen zu kennen, um vor allen Dingen zu wissen, ob für das Dasein athmender Organismen auch die rechten Luftarten vorhanden sind oder nicht? Die englischen Expeditionen richteten vor allen Dingen, und mit Recht, ihr Augenmerk vorzugsweise auf den Sauerstoff des Meerwassers. Zunächst handelte es sich um die Zusammensetzung der in demselben vorhandenen Luft, und diese bestand nach einer Reihe von Analysen aus 25,1 Proc. Sauerstoff, 52,2 Proc. Stickstoff und 20,7 Proc. Kohlensäure. Bekanntlich ist die atmosphärische Luft aus 21 Theilen Sauerstoff und 79 Theilen Stickstoff zusammengesetzt, während die Kohlensäure je nach der Localität sich ebenso ändert wie andere beigemischte Luftarten, die nicht zur Composition der atmosphärischen Luft gehören. Allein der Sauerstoffgehalt der dem Meerwasser beigemengten Luft bleibt sich nicht gleich, er verringert sich, je tiefer man geht, während umgekehrt die Kohlensäure zunimmt. So fand man z. B. bei 1400 Meter Tiefe 18,8 Sauerstoff, 49,3 Stickstoff, 31,9 Kohlensäure, bei 1504 Meter Tiefe 17,8 Sauerstoff, 48,5 Stickstoff, 33,7 Kohlensäure, bei 1620 Meter Tiefe 17,2 Sauerstoff, 34,5 Stickstoff, 48,3 Kohlensäure. Sind die Untersuchungen richtig, so steht diese Zunahme an Kohlensäure sogar in genauem Verhältnisse zu der Zunahme der Thiere, und zwar so gleichmäßig, daß man schon aus der Menge der angezeigten Kohlensäure auf die Fülle oder die Kürzlichkeit des Thierlebens an gewissen

Stellen bereits im Voraus richtig schließen konnte. Die angegebenen Zahlenverhältnisse des Sauerstoffs bleiben jedoch weit hinter der Wirklichkeit da zurück, wo Stürme die See aufwühlen. Dort zeigt sich dieselbe Eigenthümlichkeit auch im Seewasser, die das Süßwasser in brausenden Katarakten besitzt; es nimmt eine ungleich größere Menge Sauerstoff auf als in ruhigem Zustande. So stieg der Gehalt an Sauerstoff in der Nähe des Rüberkastens auf 45,3 Proc., während die Kohlensäure nur 5,6 Proc. betrug. Diese entweicht folglich, jener bleibt dem Wasser erhalten und gelangt allmählich in die größten Tiefen durch einfache Ueberleitung. Es fällt demnach auch ein wesentlicher Einwurf gegen das Dasein thierischen Lebens in großen Meerestiefen völlig hinweg. Natürlich müssen solche Untersuchungen Hand in Hand mit Beobachtung der Temperatur gehen. Das ist jedoch noch nicht alles. Man erinnert sich, daß ein wesentlicher Einwurf gegen das thierische Leben in großen Meerestiefen in der Abwesenheit des Lichtes gefunden wurde. Man vergaß hierbei die vielen Höhlenthiere, deren Organismus der Finsterniß vollkommen angepaßt ist, wie schon das Fehlen der Augen bezeugt. Aus diesem Grunde verlangt Carpenter mit Recht als siebente Forderung die Beobachtung der relativen Durchdringungsfähigkeit der aktinischen oder chemisch wirkenden Lichtstrahlen bei ihrem Eindringen in das Meerwasser. Die achte Forderung bestimmt eine Beobachtung der physikalischen Verhältnisse des Meeresbodens in seiner Fortbildung auf verschiedenen Linien, um hierdurch warme und kalte Gebiete unterscheiden, ihre Grenzlinien bestimmen zu können. Die neunte Forderung würde sich auf die geographische Vertheilung der Organismen in einer bestimmten Region beziehen, um erst einmal an einer einzigen Localität nach allen Richtungen hin die Vertheilung erschöpfend erkennen, stichhaltige Schlüsse über die Formenverhältnisse verschiedener Tiefen nach Temperatur- und Bodenverhältnissen zugleich geben zu können. Mit Einem Worte: die Tiefseeforschungen sind allmählich zu einem eigenen Wissenszweige emporgewachsen, der schon heute die bedeutendsten Anforderungen an seine Jünger stellt. Selbst mit der Begabung derselben ist noch nicht alles gegeben, wenn nicht der Staat mit seinen großen Hülfsmitteln eintritt. Für Sondirungen in großen Tiefen ist eben ein Schiff von bedeutender Größe erstes, unerläßliches Erforderniß; ein zweites ist eine Mannschaft von solcher Disciplin, wie sie nur der Staat besitzen kann. Nur große Expeditionen, welche ganze Völker oder Staaten ausrüsten, oder Kriegsschiffe werden mithin im Stande sein, sich an Tiefseeforschungen zu betheiligen.

In einem Anhange zu seinem Berichte verbreitet sich nun Carpenter, gestützt auf die Mittheilungen von Whyville Thomson, welcher unterdeß in Norwegen gewesen war und Sars, den Vater, kennen gelernt hatte, auch über die Resultate des jüngern Sars. Sie sind bereits ausführlicher, wie es hier gesehen, im Laufe dieser Darstellung besprochen worden. Neu für unsere Leser ist nur die Mittheilung, daß einige Jahre vor den Sondirungen des jüngern Sars der Scandinavier Absjornsen bei 200 Faden Tiefe auch im Hardangerfjord an der südlichen Nordwestküste Scandinaviens ein Thier auffischte, welches in mehr als einer Beziehung unser Interesse erweckt. Es gehört zu den Sternstrahlern oder Asteroiden; doch so, daß es zwei Ordnungen dieser Thierklasse, Dphurinen oder Schlangensterne und Asteroideen oder Seesterne, gleichsam miteinander verbindet, indem es von den erstern die äußern Umrisse (elf schlankte, lange und sehr bewegliche Arme, um eine kleine runde Körperscheibe strahlenförmig gestellt), von den letztern die Organisation besitzt. Danielsen und Korén nannten das merkwürdige Geschöpf *Brisinga endecanemos*, die elfstrahlige *Brisinga*, und Bronn erhob es im Jahre 1860 sogar auf die Stufe einer eigenen Mittelgruppe, die er die *Brisingiden* nannte. Auch diese nehmen zu der Vorwelt eine ähnliche Stellung ein wie der besprochene *Rhizocrinus*; denn sie haben die meiste Verwandtschaft zu untergegangenen Klassenverwandten, nämlich zu der Gattung *Protaster* unter den Dphurinen. Man sieht hieraus, wie vielfach im nördlichen Atlanti-

schen Ocean die Anklänge an die Vorzeit wiederkehren. Welcher Fortschritt müßte es also sein, wenn die Tiefen des Golfstromes, der doch offenbar diese merkwürdigen Nester der Vorwelt ernährt und bis auf unsere Tage erhielt, auch an seinen Anfangspunkten von Tiefseeforschern studirt würde!

Sonderbarerweise war das in der That schon im Jahre 1844 geschehen, ohne daß man eine Ahnung davon hatte. Denn als in diesem Jahre der verstorbene Professor A. D. Bache sein Amt eines Superintendenten der nordamerikanischen Küstenvermessung (Coast Survey) antrat, begann er auch sofort dafür zu sorgen, daß bei der hydrographischen Aufnahme der Küsten Nordamerikas die mit dem Senkblei heraufgezogenen Proben des Meeresbodens sorgfältig aufbewahrt blieben. Einmal wollte er damit der Schifffahrt der Vereinigten Staaten durch die genaue Bezeichnung des Meeresbodens einen Anhalt auf den Karten geben, das andere mal aber beabsichtigte er zugleich die Anlage einer wissenschaftlichen Sammlung submarinischer Bodenarten; einer Sammlung, welche damals noch ganz einzig dastand, ohne doch die fraglichen Zwecke gefördert zu haben. Das sollte erst achtzehn Jahre später der Fall sein, als L. F. von Pourtalès, Assistent des Coast Survey, im Jahre 1862 das Schleppnetz zu gebrauchen begann, und zwar mit dem ausgesprochenen Zwecke, nicht nur den Meeresboden, sondern auch die Thiere desselben näher zu studiren. Es geschah im Mexicanischen Meerbusen und an den Küsten von Florida. Doch wurde für diese Tiefseeforschungen erst das Jahr 1867 entscheidend. Damals handelte es sich der Hauptsache nach um die Legung eines submarinen Kabels zwischen Florida und Cuba. Unglücklicherweise brach aber auf dem expeditrenden Schiffe das Gelbe Fieber aus, wodurch die angefangenen Sondirungen wieder unterbrochen wurden. Dennoch hatten die wenigen Untersuchungen höchst überraschende Resultate geliefert; man hatte gerade in größeren Tiefen ein üppigeres Thierleben als an den Küsten selbst gefunden, also ganz gleiche Erfahrungen gesammelt, wie man sie im Norden des Golfstromes gemacht hatte. Die erste Sondirung geschah am 17. Mai an der floridanischen Seite des Golfstromes, ohngefähr 5 Meilen Südsüdwest von Sand Key, einer der vielen kleinen Inseln, welche sich von der Südspitze Floridas westlich in den Golf von Mexico in langer Reihe wenden. Man erreichte hier eine Tiefe von 90—100 Faden, bei welcher man bereits auf einen kalkigen Schlamme traf, und zog etwa 29 verschiedene Thierarten herauf. Eine zweite Sondirung, die man während der Zeit vom 24. bis 29. Mai nahe bei Cuba ausführte, ergab aus einer Tiefe von 270 Faden sogar gegen 33 Thierformen unbekannter Arten, abgesehen von einer Menge von bekannten Crustaceen, Anneliden, Mollusken, Echinodermen, Zoantharien, Hydroiden und Foraminiferen. Letztere waren an eine gelbe Masse gebunden, welche mit der ersten Entwicklung des Grünandes Ähnlichkeit zeigte. Selbst Spongien erschienen in etwa einem Duzend Arten, von denen sich namentlich eine durch ihre beträchtliche Größe von mehr als anderthalb Zoll und eine regelmäßige sechsstrahlige Form auszeichnete. Auch das Pflanzenreich war vertreten, und zwar durch eine Alge (*Centroceras clavulatum* Ag.), an die sich eine Diatomee (*Biddulphia*) parasitisch knüpfte. Diese Armuth an Pflanzen entsprach vollkommen der Pflanzenarmuth großer Meeres-tiefen in den nördlichen Meerestheilen und ließ den Beobachter den Satz aussprechen, daß die Tiefseethiere meist Fleischfresser sein müßten. Ebenso überraschend kam ein höchst poröser Kalkstein in der Form von Klümpchen zu Tage, und dieser ähnelte nach Farbe und Zusammensetzung demselben Kalk, welcher das Hügelland der cubanischen Küste bildet, der aber, was noch mehr sagen will, aus den Schalenresten derselben Thiere, welche man noch lebend antraf, herborgebracht war. Unter diesen Thieren beobachtete man zwei neue, soeben aufgefischte Korallen (*Deltocyathus Agassizii* Pourt. und *Cariophyllia formosa* Pourt.) und Pteropoden, letztere in einem mehr oder weniger vorgeschrittenen Zustande der Fossilisirung. Wie überall füllten die Foraminiferen alle Lücken aus. Am

25. Mai sondirte Bourtales bei 350 Faden Tiefe an dem Rande der Localität, welche er am 24. und 29. Mai untersucht hatte, und erlangte nur einige todte Korallen, zum Theil der obengenannten Arten, zahlreich aber eine neue (*Diplohelia profunda* Pout.), welche mit dem Kieselstelet einer Spongie vermischt waren, die an die *Euplectella Bowerbank's* erinnerte. Schon diese wenigen Untersuchungen zeigten in der Verbreitung der Organismen ganz ähnliche Gesetze wie in den Nordmeeren: eine Fülle von Foraminiferen und Spongien, Crustaceen und Anneliden, aber auch von Echinodermen oder festernartigen Thieren und Korallen. Die meisten Formen waren in seichtern Gewässern unbekannte Wesen, namentlich Foraminiferen, Spongien, Korallen und zum Theil auch Echinodermen, von denen man auch einen *Pentacrinus* heraufzog. Kein Wunder, daß ein solches Resultat nur um so mehr anregte, die angefangenen Untersuchungen mit größerm Eifer, mit vermehrten Mitteln fortzusetzen.

Glücklicherweise sollte sich Bourtales nicht verrechnet haben. Schon im folgenden Jahre, 1868, sendete ihn der jetzige Superintendent der Küstenvermessung, Professor B. Peirce, mit dem Steamer *Bibb* aufs neue aus; die Mannschaft war zahlreicher als früher, der Kapitän Platt nebst seinen Offizieren ebenfalls für die Untersuchungen begeistert, und da auch eine besondere kleine Maschine das Ab- und Aufwickeln des Sondirungsapparates in der Hälfte der frühern Zeit besorgte, so durfte man diesmal ganz besonders befriedigenden Resultaten entgegensehen. Es kann dazu bemerkt werden, daß Professor Peirce, auf Anregung von Professor Agassiz, nun das Schlepnetz als den geeigneteren Apparat für Tiefseeforschungen angeordnet hatte. Der neuuntersuchende Theil des Golfstromes erstreckte sich von Sombbrero oder Dry-Rocks-Leuchtturm bei etwa 25½° südl. Br. längs des Korallenriffes von Florida bis zum Elbow-Leuchtturm an den Double-Headed Shot Keys, andererseits vom Saint-Nicolas-Kanal am Salt Key bis zu der gegenüberliegenden Küste von Cuba, drittens von dem Santarem-Kanale der Anguilla-Keys bis zu dem Strande der großen Bahama-Bank. Ganz besonders genau aber untersuchte man die Abgründe des Florida-Riffes bis zu dem Kanal von Sandy Key und Sombbrero-Leuchtturm. An dem letztgenannten Orte führte man 7 Untersuchungen aus, die sich zwischen 111—517 Faden bewegten, bei Bahia Honda 13 Untersuchungen in Tiefen von 19—418 Faden, auf der amerikanischen Untiefe 14 Untersuchungen zwischen 16—266 Faden, auf den Samboes 19 Untersuchungen bei 13—298 Faden, bei Sandy Key sogar 20 Untersuchungen bei Tiefen von 23—306 Faden.

Vor allen Dingen erweisen sich durch diese Sondirungen in dem fraglichen Meeres-theile drei bestimmt voneinander geschiedene Regionen. Auf einer Ausbreitung von mehr als 4 oder 5 Meilen jenseit des großen floridanischen Korallenriffes breitet sich binnenwärts ein gleichmäßiger Boden aus, den man als das Gehänge des Riffes zu betrachten hat und welcher eine ziemlich kargliche Thierwelt ernährt. Das ist die erste Region. Von da ab beginnt die zweite Region in einer Breite von 20 Meilen, von einer Tiefe von 90 Faden bis etwa 300 Faden reichend und mit dem Riff parallel laufend. Durften wir die erste Region wegen ihrer schiefen Neigung ein Gehänge nennen, so müssen wir diese zweite Bank als ein Plateau betrachten; so gleichmäßig setzt sie sich in das Meer fort. Ihr Boden, felsig und rauh, liegt auf einem neuern Sandsteine; jedoch fortwährend erhöht durch die Ablagerung zahlloser winziger Korallen, durch die Nester von Echinodermen und Mollusken, welche durch Serpularöhren verfitet, durch Foraminiferen in ihren Räden ausgefüllt, durch Nulliporen geglättet werden, ist er offenbar in einer Bildung begriffen, aus welcher einmal im Laufe der Zeit ein Korallenriff entstehen kann. Hierzu gehört eben nichts anderes, als daß die Bank sich möglichst der Oberfläche des Meeres nähert, um auf ihrer Ebene Madreporen und Sternkorallen (Ästräen) zur Ansiedelung zu bestimmen. In diesem Falle würde sich das Riff später gänzlich mit dem

litoralen Korallenriffe der floridanischen Küste vereinigen, würde folglich dieselben Thiere ernähren, welche man gegenwärtig an den Riffgehängen beobachtete, und wie sie auch, als sie noch nicht gestorben waren, die Felsengehänge der Florida Keys sowie den gegenwärtigen Strand der Halbinsel u. s. w. bildeten. Die Tiefe dieser Region beträgt heute noch zwischen 250—350 Faden. An die geschilderte Bank schließt sich, jäh und steil in die Tiefe fallend, die dritte Region bis zu 500 Faden Tiefe an, die ganze Mulde des Kanals ausfüllend. Sie ist die eigentliche Region der Foraminiferen, besonders der Globigerinen, also die Bildungsstätte der Kreidformation.

Sonderbarerweise grenzt an die erste Region eine überaus üppige Fauna auf dem Korallenriffe Floridas, und doch ist diese oberste Region nichts weniger als reich an Thieren. Dafür beherbergt sie einen um so größern Reichthum an zerbrochenen Schalenresten, die vielleicht von Schildkröten und Fischen herrühren, welche die Thiere jener Schalen verzehren. Von wirklich hier lebenden Geschöpfen stehen Crustaceen und Anneliden als die verbreitetsten oben an; die Echinodermen erschienen in einigen Ophiurinen, die Korallen in der neuen *Balanophyllia Floridana* Pourt., welche, besonders an Sand Keys, hier und da gemein ist. Wahrscheinlich rührt diese Artenarmuth von der geeigneten Fläche und ihrer Glätte her; denn sobald sich neben ihr die zweite Region mit ihrer flachen und rauhen Ebene erhebt, tritt augenblicklich eine solche Fülle von Leben auf, daß, wenn die Sandsteinbank gehoben wäre, ihr Gestein voll von Fossilien sein würde. Doch leben dieselben nicht alle hier selbst. Fischzähne und Pteropodenschalen mögen aus höhern Regionen niedergefunken, Rippenknochen von *Manatis*, Zahnfragmente von Hai-fischen, Eischalen von Roggenfischen, wie Reste von Strandpflanzen andeuten, aus den Küstengegenden durch Strömungen herbeigeführt sein. Wirklich hier lebend beobachtete man Fische in einer Tiefe von 100 Faden; Fische, welche der Gattung *Phycis* angehören und für uns darum merkwürdig sind, weil sie zu denselben schellfischartigen Weichstoffern gezählt werden, die uns schon bei Gelegenheiten der Sondirungen im Portugiesischen Meere so merkwürdig erscheinen mußten. Weit zahlreicher aber und mannichfaltiger waren Crustaceen; sie waren vertreten von den Gattungen *Stenorhynchus*, *Inachus*, *Amathia*, *Pisa*, *Mithrax*, *Lupa*, *Ethusa*, *Pilumnus*, *Dromidia*, *Eupagurus*, *Paguristes*, *Galathea*, *Thysanopoda*, *Alima*, *Caridine* u. a. Unter den Mollusken erschienen am reichlichsten die Brachiopoden, darunter die *Terebratula Cubensis* Pourt. und die weniger häufig vorkommende *Waldheimia Floridana* Pourt., ein Resultat, welches vollkommen mit dem übereinstimmt, das Carpenter als Zeugniß für das Fortleben der Kreidethiere erhielt. Die *Terebratulina Cailleti*, an der cubanischen Küste häufig, wurde an der floridanischen Seite nur selten und auch dann nur todt angetroffen. Zahlreicher war die Molluskengruppe der Gasteropoden vertreten, nur daß ihre Vertreter klein erschienen. Sonst war auch die Mannichfaltigkeit der Mollusken eine große zu nennen, indem man die verschiedensten Gattungen aufsah: *Murex*, *Fusus*, *Nassa*, *Pedicularia*, *Cassis*, *Dolium*, *Pleurotoma*, *Voluta*, *Marginella*, *Natica*, *Vermetus*, *Trochus*, *Monodonta*, *Delphinula*, *Scissurella*, *Fissurella*, *Rimula*, *Emarginulina*, *Pileopsis*, *Dentalium*, *Chiton*, *Marsenia*, *Eolis*, *Cucullea*, *Pectunculus*, *Nucula*, *Leda*, *Lucina*, *Mactra*, *Neaera*. Individuenreich waren auch die Bryozoen oder Mooskorallen; nur, daß auch ihre Arten unter der Größe jener an der cubanischen Küste blieben. Wie überall in der Tiefsee, erregten jedoch die Strahlthiere oder Radiaten das meiste Interesse, nicht nur durch Fülle und Mannichfaltigkeit, sondern auch durch Neuheit und Seltenheit der Formen. Sie, wenigstens die seeigelartigen Echinodermen, beschäftigten einen Forscher, den jüngern Agassiz (Alexander), für sich und gaben ihm Stoff zu den bedeutsamsten Schlußfolgerungen, auf die wir noch kommen werden. Auch Gorgonien oder Hornkorallen, sowie Steinkorallen lieferten zahlreiche, zum Theil neue Formen: *Nephthya*, *Primnoa*,

Gorgonia, Acis, Antipathes, Caenocyathus, Paracyathus, Thecocyathus, Rhizotrochus, Lophohelia, Allopora, Distichopora, Errina, Thecopsammia, Diaseris, Haplophyllia, Pliobothrus. Nur Eßkorallen (Madreporen) und Sternkorallen (Asträiden) blieben unter den Steinkorallen fast gänzlich unvertreten; der größere Theil gehörte zu den Nesselkorallen (Caryophylliden) und Augenkorallen (Oculiniden) oder besser zu einer von letztern abgezweigten Gruppe (Stylasteriden oder Sternleistenkorallen). Die Spongien, ebenfalls in zahlreichen Formen vorhanden, bedeckten sich meist mit Kieselnadeln.

Die dritte Region besitzt, wie schon berührt, ihren Charakter in der Fülle von Globigerinen; die ganze Thierwelt ist eine andere geworden. Reste von Wirbelthieren mögen, da man sie noch bei 517 Faden Tiefe beobachtete, in dem weichen Meeresboden begraben sein. Die Crustaceen leben nur noch in kleinen, eigenthümlich organisirten Taschkrebse fort; die Anneliden allein zeigten sich verhältnißmäßig reichlicher und mannichfaltiger; von Mollusken traf man nur drei lebende Formen (Phorus, Dentalium, Limopsis) und drei todt (Pleurotoma, Rimula, Neaera); die Radiaten äußerten sich in einigen kleinen Ophürinen und dem schon öfters besprochenen Rhizocrinus Lofotensis, sodaß dessen Herkunft damit unzweifelhaft für den Mexicanischen Meerbusen nachgewiesen wurde; Gorgonien und Steinkorallen zogen sich zum Theil aus der vorigen Region herein (Primnoa, Gorgonia), zum Theil lieferten sie neue Arten der Formen Chrysogorgia, Acanthogorgia, Isis, Mopsea, Caryophyllia, Stephanophyllia; Sertularien aber aus der Familie der quallenartigen Strahlthiere und Spongien traten auffallend zurück.

Wenn wir alle drei Regionen zusammen betrachten, so kommen die in ihnen entdeckten Thiere in gewissen Eigenschaften miteinander überein. Einen Seeigel (*Echinus*) und eine Seeanemone (*Actinia*) ausgenommen, waren sie kleiner als die Formen des Strandes und Seichtwassers, im allgemeinen weiß, blaßroth, dabei in Orange übergehend, blaßgrün, sehr selten, und das auch nur bei einer Spongie, blau. Wider Erwarten fand man da, wo man sie zu suchen hatte, selbst die Augen entwickelt, ja größer als bei den verwandten Formen seichterer Gewässer. Jedenfalls der sicherste Beweis, daß das Licht wirklich bis zu den tiefsten Tiefen dringt. Auch die Verschiedenheit nahe aneinander grenzender Faunen, wie die von Floridas und Cubas Küste, ist eine merkwürdige Erscheinung in der Verbreitung der Thiere, weil beide nur durch eine schmale Straße, durch den Golfstrom doneinanderg gehalten werden; doch ist sie keine fremdartigere, wie die oft so große Verschiedenheit nahe aneinander grenzender Floren.

Welche Resultate, wenn wir zurückblicken! Da sehen wir vor allem, daß mit den Untersuchungen von Pourtales, ganz so wie wir früher erwarteten, der eigentliche Schöpfungsherd für alle Thierformen, welche den Golfstrom bis in das Eismeer begleiten, erschlossen wurde. Die Beobachtungen waren so zahlreich und erschöpfend, daß man bei fernern Untersuchungen in jenem cubanisch-floridanischen Meerestheile auf keine neuen Resultate, höchstens auf eine Erweiterung derselben mehr hoffen konnte. Nichtsdestoweniger ging der Steamer *Bibb* im Jahre 1869 zum dritten male ab. Diesmal galt es der Tiefsee zwischen Cuba, den Bahama-Inseln und Florida zugleich. Auch hatte sich, auf Einladung von Professor Peirce, der berühmte Zoologe Louis Agassiz der Expedition angeschlossen. Man konnte also schon von vornherein auf eine höchst fruchtbare Entdeckungsreise hoffen und ist denn auch nicht getäuscht worden. Denn obgleich Agassiz seine Arbeiten nur zum kleinsten Theile bekannt gemacht hat, ist doch das, was wir von ihm empfangen haben, stoff- und perspectivreich zugleich.

Wie man von einem so gewandten, in der Kenntniß der Polypenwelt oder der Korallenthiere so hervorragenden Forscher erwarten konnte, nahm er sich zunächst der

Fauna jenes Korallenriffes an, welches die Küsten Floridas umsäumt. Sie erhebt sich bis zur Oberfläche des Meeres, indem die Riffkorallen nur in sehr beschränkter Tiefe, die nicht unter 10 Faden beträgt, leben. Sie stellen geradezu eine kleine Musterkarte der aller verschiedensten Polypenarten dar; denn hier findet man als Riffbildner: *Madrepora palmata*, *cervicornis*, *prolifera*, *Porites astraeoides*, *Oculina diffusa*, *Eusimilia fastigiata*, *Astraea annularis*, *cavernosa*, *Isophyllia dipsacea*, *Manicina areolata*, *Colpophyllia gyrosa*, *Meandrina mammosa* und andere Arten dieses Geschlechtes, *Diploria cerebriformis*, *Siderastraea radians*, *siderea*, *Agaricia agaricites*, *Mycedium elephantotus*, *Millepora alcornis* und die gewöhnlichern *Gorgonia*arten. Diese bilden aber nur den Grund und Boden für eine Menge anderer Thiere, welche in der Regel auf den Korallenstöcken leben und diese Korallenbänke durch ihre Schalen ebenfalls erweitern können. Hierher gehören besonders Mollusken, und unter diesen als die verbreitetsten des Floridariffes die wohlbekannte Muschel *Strombus gigas*, Seeigel, und unter ihnen das kugelförmige schöne *Diadema Antillarum*, verbunden mit der schönen *Rhipidogorgia flabellum* aus der Familie der Hornkorallen, gleichsam der submarinische Baum des Riffes. Mit ihnen verbunden leben natürlich auch viele andere Geschöpfe auf demselben, welche zu seiner Ausbreitung nichts beitragen. In dieser Art erstreckt sich das Riff längs der floridanischen Küste als ein schmaler unterseeischer Wall von wenigen Meilen Breite. Dagegen erweitert es sich am Cap Florida, an der östlichen Küste zwischen 26—25° südl. Br., auf 12, 15 und 20 Meilen, am Cap Sable, d. h. an der westlichen Südspitze der Halbinsel nahe dem 25. südlichen Breitengrade, sogar darüber hinaus.

Die zweite an das Riff grenzende Region, die wir schon als Thierarm kennen lernten, besitzt einen schlammigen Boden, welcher aus toten und zerriebenen Schalen, zerbrochenen Korallen und grobem Korallensande besteht. Dieser eignet sich so recht zum Wohnsitze von Würmern und solchen Schalthieren, welche einen schlammigen Boden verlangen. Nur wenige kleine Korallen, einige *Halcyonarien* und Algen gesellen sich hinzu, während eine große Anzahl abgestorbener Mollusken und Zoophyten, durch Strömungen herbeigeführt, über den Boden ausgebreitet ist.

Die dritte Region beginnt in Tiefen von 50 oder 60 Faden, um bei 200 oder 250 Faden zu enden. Der Leser wird leicht bemerken, daß dieselbe der zweiten Region von Pourtales entspricht, während die vorige dessen erste Region war. Sie erwies sich auch an den neusondirten Orten als ein schiefes breites Tafelland mit einem plötzlichen Absturz in die Tiefe, als ein felsiges Sandsteinglomerat, welches aus den verschiedensten derben Resten abgestorbener Thierformen besteht. In dieser Weise erinnert das Gestein lebhaft an den Korallensandstein (*Coral-Rag*) der Juraformation und imponirt durch seine gewaltige Ausdehnung. Dieser erstreckt sich auf eine Länge von mehr als 100 Meilen, in einem mächtigen Bogen drei Längengrade (80—82° westl. L. von Greenwich) und mehr umfassend, von Cap Florida bis an die Marquesas reichend. Die Breite des Tafellandes schwankt zwischen 8—10, 12 oder 20 Meilen, so aber, daß seine größte Ausdehnung in der Mitte des Bogens liegt, welche sich zwischen den Sombbrero Keys und Elbow Key an der Salt Key Bank bewegt. Nach den Enden zu verschmälert es sich zu einem bandartigen Walle. Aber überall baut es sich, wie es sich nun bestimmt zeigte, aus Thieren auf, welche noch auf ihm leben und welche mit zahllosen andern Formen vergesellschaftet sind. Mehrere Gesichtspunkte fallen bei denselben sogleich ins Auge. Die Korallen, so groß auch ihre Mannichfaltigkeit ist, sind merkwürdig kleine Arten; aber sie sämmtlich sind so wesentlich von den Riffbildnern der ersten Region verschieden, daß sie in ihren Verwandtschaftsverhältnissen nur an untergegangene Schöpfungen der Kreidezeit und der tertiären Epoche erinnern. Das Gleiche gilt von den Echino-

bermen; ihre einzigen Formen entsprechen denen der Kreideformation und zwar durch solche Formen, die man bisher für gänzlich ausgestorben hielt, und welche sich an die Geschlechter *Salenia* und *Discoidea* der Kreidezeit anschließen. Auch die Mollusken befestigen dasselbe Gesez; auch sie sind klein. Verhältnismäßig groß ist außer einem *Trochus*, welchen schon *Bourtales* hier entdeckte, die *Voluta junonia*, eine Muschel, die man bisher unter die seltensten Schalthiere der Südküsten Amerikas zählte. Sie erinnert vollkommen an die ausgestorbenen Arten der miocenen Ablagerungen der Tertiarformation in Virginien und Maryland, nämlich an *Voluta Lamberti* und *Voluta mutabilis*. Denselben vorweltlichen Eindruck machen auch die beiden, von *Bourtales* höchst zahlreich aufgefißten Brachiopoden *Terebratula Cubensis* und *Waldehemia Florida*, um so mehr, da sie sich diesmal förmlich gemein zeigten. Das alles zusammengenommen, macht das fragliche Tafelland zu einem Stück Urwelt, welche zugleich durch ihre Fülle imponirt, während die Kleinheit der Formen in einem grellen Gegensatz hierzu steht. Durch letztere erinnern die Thiere gleichsam an subalpine und alpine Pflanzen, die bekanntlich mit der zunehmenden Höhe immer kleiner werden. Was bei diesen jedoch die Höhe, wird für die Thiere hier die Tiefe, sodaß diese geradezu das umgekehrte Gleiche unserer Gebirgsregionen ist. Von Pflanzen kann man nur wenig sprechen; denn seltsamerweise nehmen sie mit der Tiefe ebenso ab wie ihre Formen, im Gegensatz zu den oft riesigen Formen höherer Meeresregionen, winzig und dürrig werden. Dafür treten im Tiefwasser Spongien an die Stelle der Algen, nicht aber jene Formen, wie wir sie als Badeschwämme kennen. Diese wachsen als litorale Geschöpfe längs der ganzen Küste von Florida in seichtern Gewässern, aus denen man sie für den häuslichen Bedarf bequemer fischt. Größere und kleinere Arten von Spongien gedeihen im Tiefwasser nebeneinander; unter den letztern zeichnet sich auch eine jener *Syalonema*-Arten aus, von denen früher ausführlicher die Rede war. Kurz, alles ist dazu angethan, dieses Stück Welt zu einem Schöpfungsherde der interessantesten und merkwürdigsten Art zu machen — eine Eigenschaft, welche dem ältern *Agassiz* Gelegenheit gab, die ganze Region dieses Tafellandes in dankender Anerkennung an den Mann, der es uns zuerst erschloß, das *Bourtales-Plateau* zu nennen.

Auffallend auf ihm bleibt immer der Mangel an Pflanzen. Wenn man auch, wie schon früher einmal berührt würde, sich dadurch zu helfen suchte, daß man die Tiefseethiere mit wenigen Ausnahmen zu Fleischfressern stempelt, so muß doch eine Anzahl derselben entschieden zu den Pflanzenfressern gehören, da man sich ohne Pflanzen und Pflanzenfresser kein Bestehen des Thierreiches zu denken vermag. Sollten auch die wenigen Algen der Tiefsee dazu ausreichen, dieses Facit hervorzubringen, so bliebe doch immer der pflanzliche Formenmangel bestehen. Bei solchen Zweifeln dürfte es wol erlaubt sein, die Frage aufzuwerfen, ob denn auch die Schwämme (Spongien) wirklich zum Thierreiche gehören? Ohne diese schwierige Frage hier zur Entscheidung bringen zu wollen, kann man doch darauf hinweisen, daß ihre Kiesel- und Kalknadeln einer Auslegung im pflanzlichen Sinne nicht im Wege stehen können, indem wir Kieselplatten im großartigsten Maßstab bei den Diatomeen beobachten. Auch dürfte der Inhalt des Spongienkörpers, welcher so sehr an Fetttropfchen und Chlorophyll der Pflanzen erinnert, dem pflanzlichen Organismus näher stehen, als dem thierischen; und was schließlich die Fortpflanzungsorgane der Spongien betrifft, so lassen sich diese knospenartigen, dem Spongiengerüste besonders an seinem Grunde zahlreich beigemengten Kugeln ebenso für Brutknospen erklären, wie man sie zoologischerseits für Eier erklärt hat.

Begeben wir uns nun mit *Agassiz* in dessen vierte Region, die dritte von *Bourtales*, so wiederholt sich auch bei den neuern Sondirungen das schon von dem letztgenannten beobachtete Bild. Jäh und steil fällt das Korallen-Tafelland in die Tiefe, und zwar in

eine Tiefe von 400—500 Faden. Aber diese steigert sich, je weiter man sich von dem Tafellande entfernt, auf mehr als 800 Faden, von denen man jedoch nur 700 Faden zu sondiren vermochte. Hier wandeln wir offenbar auf dem untersten Grunde des Golfstromes, auf einem dicken, zähen Schlamm voll charakteristischer und zahlloser Foraminiferen. Sie allein beleben ihn; denn nur wenige andere Thierformen gesellen sich dazu, und zwar nur solche, welche fähig sind, im Schlamm zu leben. Wenn demnach hier nur Würmer und auf weichen Boden angewiesene Schalthiere leben, dann kam man wol den Schluß ziehen, daß es nicht die Tiefe, sondern die Bodenbeschaffenheit ist, welche die Ansiedelung einer größern Fülle von höher organisirten Thierformen verhinderte. Mit Recht glaubt Agassiz den Schluß ziehen zu müssen, daß wenn ein felsiger Untergrund vorhanden wäre, auch eine reichere Fauna sich einstellen würde, und wenn auch die Tiefe etwa 1000 Faden betragen sollte. Er erinnert an die vergleichsweise größere Mannichfaltigkeit der Pflanzen in der Schnee- und Gletscherregion der Alpenwelt, und wenn die Meerestiefe wirklich die umgekehrte Alpenwelt ist, so trifft das Gleichniß auch zu.

Aber woher der Schlamm jener immensen Meerestiefen? Es ist ja richtig, sagt Agassiz, der große Aequatorialstrom zieht an den Mündungen des Amazonas und Orinoco vorüber, und man könnte die Antwort recht wohl in den großen Schlammablagerungen suchen, welche diese beiden Ströme mit sich führen. Allein, das berechtigte noch immer nicht zu jener Antwort. Indes stehen wir für eine anderweitige Annahme bis jetzt noch ganz verlassen da. Die Perspectivesen indes, welche Agassiz bei dieser Gelegenheit eröffnet, sind vollkommen dazu angethan, unser lebhaftestes Interesse zu fesseln. Unzweifelhaft ist er im Rechte, wenn er darauf hindeutet, daß das Studium der Meeresablagerungen nach Ursache und Wirkung uns dereinst die wichtigsten Aufschlüsse über die Entstehungsart der geschichteten, mit Fossilien versehenen Gebirge geben werde. Was er selbst von dem Tiefseeboden beobachten konnte, legt ihm die Annahme nahe, die Bildung dieser Gebirgsschichten nicht auf große, sondern auf geringere Tiefen zurückzubeziehen. Sollte das richtig sein, sagt er ferner, so wurde das, was jetzt Festland ist, bei etwa 200 Faden Tiefe gebildet und die Oeane blieben nach Umriss und Lage bis heute die nämlichen. Zugegeben, daß diese Tiefe eine nur annähernd geschätzte sein kann, so hat man eben wohl zu bedenken, daß die Meere immer tiefer werden mußten, je mehr sich das Land allmählich erhob, daß folglich die ursprünglichen Tiefen sich wesentlich umgestalteten. Die Thatfache, daß manche Erdtheile nach ihrer Erhebung auch wieder in ähnliche Tiefen zurücksanken, ändert nichts an der Schlußfolgerung. Destlich der Felsengebirge z. B. sind die geologischen Formationen seit den ältesten azoischen Zeiten bis auf die Ablagerung der Kreideformation mit größter Regelmäßigkeit aufeinandergefolgt, während längs der Niederungen östlich des Alleghany-Gebirges die neuern Schichten der Kreide- und Tertiärformation an dem Saume des Oceans gebildet wurden. Aber auch hiervon abgesehen, bleibt es eine unbestreitbare Thatfache, daß der eigentliche Schlamm der sondirten Meerestheile an den Boden des Golfstromes geknüpft ist. Man wird folglich künftig immer mehr und mehr dazu gezwungen sein, die Meeresströmungen genauer zu studiren, um den von ihnen herbeigeführten Schlamm, welcher dereinst einmal wieder zu Land werden kann, nach Ursache und Wirkung dieser Strömungen zu erklären. Er freilich, setzt Agassiz hinzu, habe sich bisher vergeblich bemüht, den Schlamm des Golfstromes auf die Schlammschwemmungen des Amazonas zurückzubeziehen, obgleich derselbe an seiner Mündung so bedeutende Schlammmassen ins Meer führe und obgleich dieselben mit dem mächtigen Aequatorialstrom zusammenstreffen müssen, der seinerseits wieder nach dem Golfstrom zufließt. Man habe überhaupt die größte Vorsicht zu üben, wenn man mit den Geologen aus der Schule von Lyell mächtige sedimentäre Gebirge ohne weiteres auf

Meeresablagerungen schiebt. So könne man hinfort nicht mehr verfahren. Im Gegentheil könne man nur diejenigen sedimentären Felsbildungen marinische nennen, die wirklich auch Einschlüsse von Meeresthieren enthalten. So war man z. B. leicht fertig in Nordamerika, die Bildung des Prairienbodens auf das Meer zu schieben. Seitdem man aber diesen Boden nach allen Richtungen erforschte und keinerlei Spuren von Meeresüberresten in ihm entdeckte, seit dieser Zeit kann man auch nicht mehr daran denken, ihn für marinisch zu erklären. Ein solcher Boden muß unter allen Umständen Reste aus der einen oder der andern Thiergruppe, und zwar bis in die kleinsten Theile hinein enthalten, wie das unter anderm mit der Kreide wirklich der Fall ist. Um es sogleich weiter auszuführen, deutet Agassiz darauf hin, wie der Prairieboden ein Schuttland ist, das an vielen Stellen geritzte Kiesel, polirte Steine beherbergt. Eine Erscheinung, welche so auffallend an die bekannten Erscheinungen von Gletscherthälern erinnert, daß Agassiz nicht mehr Anstand nahm, den Prairieboden ohne weiteres für ein ehemaliges großes Gletscherland zu erklären. Auf ähnliche Gründe gestützt, sei auch das große Amazonasthal als ein Boden zu betrachten, welcher schon seit der Tertiärzeit nicht mehr unter dem Meere lag.

Ein Rückblick auf die Untersuchungen von Pourtalès und Agassiz zeigt an den sondirten Stellen eine Regelmäßigkeit des Meeresbodens, die, wenn sie immer so wäre, überall leicht gedeutet werden könnte. Dem ist jedoch nicht so. Schon an der gegenüberliegenden Seite der großen Golfstromrinne werden die submarinischen Bänke höchst unregelmäßig. Während sie dort terrassenförmig in die Meerestiefe sich senken, steigen sie an der cubanischen Seite schnell und steil wieder in die Höhe; ja, so steil, daß die Küstengehänge schon in einer Entfernung von nicht zwei Meilen seewärts rasch in Tiefen von 3—4000 Fuß, an manchen Stellen bei etwas weiterer Entfernung sogar in Tiefen von 5000 Fuß stürzen. Diese enorme Steilheit ist nur durch eine Reibung zu erklären, welche der Golfstrom auf die ältere Korallenformation fortwährend ausübt, eine Erscheinung, die auch wol in den gehobenen, zu Festland ausgebildeten, ähnlichen Felsenkörpern manche steile Formung erklärt. Der Neigungsunterschied zwischen den beiden Länderküsten ist ein gewaltiger; denn er erstreckt sich auf eine Länge von mehr als 100 Meilen, d. h. von den Tortugas im äußersten Westen der Floridainseln bis Cap Florida; nur daß die Neigung gegen die Salt Key Bank hin wächst, während an der entgegengesetzten cubanischen Seite ein niedriger Rücken in den tiefern Gewässern ziemlich parallel mit der Küste läuft. Auch ist die seewärts gerichtete Steilheit des Floridariffes geringer, als man es z. B. an den Korallenbänken des Stillen Oceans beobachtet. Nur mit der küstenwärts gerichteten Neigung des Floridariffes verglichen, ist die seewärts gerichtete Steilheit größer; jedenfalls ein eigenthümliches Moment im Wachstume und der Erhebung aller Korallenbänke. Ganz anders die Bahamas und die Riffe im Nordosten Cubas; beide haben plötzliche Abstürze in bodenlose Tiefen, ganz so, wie man es von den Korallenbänken des Stillen Oceans gewohnt ist.

Ueberhaupt wird die ganze Gruppe von Bänken und Dämmen (Keys) innerhalb Double-Headed Shot Key, Salt Key und Anguilla Key in Bezug sowol auf ihre Entwicklung, als auch in Bezug auf ihre Zerstörung, vor allem in Bezug auf die Bildung des Doliths äußerst lehrreich. Man hat eine flache Bank vor sich, die sich in 4—5 oder manchmal auch in 6 Faden Tiefe mit einem feinen Sande bedeckt. Der Sand selbst besteht ohne Zweifel aus zerriebenen Korallen, welche nun vom feinsten bis zum größten Korne mit zerbrochenen und frischen Schalen anderer Thiere gemischt sind. Was wir in der Geognoste Dolith nennen, stellt dieser Korallensand im Urzustande dar. Ein Saum von Felsenklippen oder von Sanddünen umgibt die Bank. Wie aber auch die einzelnen

Dämme erscheinen mögen, so hängen sie doch kettenförmig zusammen, indem sie vereint verschiedene Stufen des Aufbaues, des gemeinschaftlichen Zusammenhanges und der Verkittung durch das gleiche Material darstellen. Auf der Oberfläche der Bank zerreibt sich der Korallenschutt zu feinem Sande; allmählich treibt ihn der Wind auf die seichtesten Theile der Bank, und diese bilden sonderbarerweise den Rand der Bank, an welchem sie die Korallenbänke bauten, aus welchen schließlich die trockenen Bänke hervorgingen. Natürllich wird auch das Grundgestein, soweit es aus dem Schutte besteht, welchen Fluten und Wind dahin führten, aus einem oolithartigen Conglomerat zusammengesetzt sein. So ist es in der That. Das Gestein ist ein grober Dolith, gebildet aus den durch die Wogen abgerundeten Korallenstücken, aus zerbrochenen Schalen und selbst aus größern Nesten von Korallen und Muscheln, deren Arten, wohlgemerkt! sämmtlich noch auf der Bank leben. Der schon von Bourtales erwähnte *Strombus gigas*, eine Muschel von außerordentlich solidem Baue, spielt dabei die größte Rolle; denn, gemein wie sie ist, theilt sie dem Gestein ihre eigene Härte und Festigkeit mit. Nach ihr kommen unter den Korallen als die gemeinern: Sternkorallen (*Astraea annularis* und *Siderastraea siderea*) und Hirnkorallen (*Maeandrina mammosa*), welche letztere bekanntlich in dem entsprechenden Gesteine der Vorzeit im fossilten Zustande von Wichtigkeit sind. Wie sich der Dolith in Wirklichkeit bildet, sieht man deutlich auf den Grundfelsen ausgedrückt, welche in einer Neigung von 7 Grad schief gegen die See abfallen. Hier liegen kolossale Massen von *Strombus*, trockenen Schalthieren und Korallen höchst unregelmäßig umhergeworfen und beginnen eine Bildung, wie sie das unterliegende Gestein bereits zeigt. Da aber letzteres eine sanfte Neigung hat und niemals über den Spiegel der Hochflut zu liegen kommt, so bildet selbstverständlich auch der neue Schutt abschüßige Bänke, und zwar von einer Neigung, welche zwischen 15, 20 und 30 Grad schwankt. An dergleichen Stellen herrschen zerbrochene Schalen, an andern grober und feiner Sand vor. Das Ganze erhebt sich, augenscheinlich durch den Einfluß hoher Wogen, etwa 12—15 Fuß, und wird so die Unterlage für den feinem Sand, welchen der Wind hierher treibt und den er zu Sanddünen umformt. Diese wachsen zu einer Höhe von 20 Fuß und werden dann von Pflanzen, theils Sträuchern, theils Schlingpflanzen (*Batatas litoralis*), theils binnenwärts auch von kleinen Palmen (*Palmettos*) besetzt. Lose ruht der Sand auf seiner Unterlage, selten eine Neigung zur Incrustation zeigend, und doch erheben sich die Dünen ziemlich steil, oft in einem Winkel über 30 Grad, steiler indeß nach dem Meere als nach dem Lande zu.

Das Grundgestein von Salt Key, der seinen Namen einem Salzpfuhle mitten auf der Bank verdankt und welcher zwischen dem Santarem-Kanal an der großen Bahama-Bank und dem Saint-Nicolas-Kanal an der cubanischen Küste liegt, ist ebenfalls eine Jura-bildung. Sie erinnert in ihren höhern Schichten vollkommen an das, was der Geognost Gressly „*facies corallien*“ nannte, in ihren tiefern, aus schlammigen Kalktheilen bestehenden Schichten an das, was jener als „*facies vaseux*“ bezeichnete. Dagegen entspricht Double-Headed Shot Key, diese lange halbmondförmige, mit abgerundeten Hügeln bedeckte Bank, nicht unwesentlich den „*roches moutonnées*“ der Juraformation. Sie ist gleichsam ein zertrümmerter, an manchen Stellen bis zum Meerespiegel zerstückelter Wall, ein Riff vom feinsten Dolith und meist regelmäßiger Schichtung. Die Abhänge der Felsen zeigen häufig dieselbe rauhe und gefurchte Außenseite, wie man sie in der Schweiz in den sogenannten „*Karren*“ kennt; gerade hier tritt die Regelmäßigkeit der Schichtung am deutlichsten hervor. Jedenfalls weicht die ganze Formation der Bank, ein größeres Alter und eine größere Verhärtung ausgenommen, nicht von dem Grundgestein Salt Keys ab. Mit Sicherheit läßt sich die Gleichmäßigkeit des zarten Dolithgesteins auf eine ehemalige Dünenbildung aus Korallensand zurückführen, auf eine Bildung, die, bevor sie sich

befestigte, also durch den Einfluß der Winde hervorgebracht wurde. Der nun so harte und gänzlich unfruchtbare Felsen erklingt unter dem Hammer; er erscheint ganz so, wie die kahlen Höhen des Jura z. B. am Tête de Rang bei La Chaux-de-Fonds in der westlichsten Schweiz. Auf alle Fälle haben wir das, was auf Salt Key erst begann, hier schon vollendet, ja, schon wieder im Zerfall begriffen vor uns, da sowol die Luft als auch Ebbe und Flut längst ihren zerstörenden Einfluß auf die Basis und die Oberfläche der Bank begonnen haben.

Aber nicht genug, daß die Bänke von Orange Key und Double-Headed Shot Key hauptsächlich aus einem ältern Dolith bestehen, findet man in dem Gesteine selbst noch Schichten neuern Ursprungs, und zwar in Höhlungen, wie sie die Jurafelsen gern zu begleiten pflegen. Dergleichen Höhlen gibt es auf allen Keys ziemlich viele, kleinere und größere, oft viele Fuß im Durchmesser weit. Augenscheinlich bildeten sie sich durch Losreißen einzelner Korallenstücke durch die Wogen des Meeres, das nun die Lücken auswascht, bis sie die gegenwärtige Form annahmen. Darum sind auch die Höhlungen dicht am Meerespiegel die neuesten und saubersten. Bald sind sie leer, bald mit Sand oder Kalksteinfelsen auf dem Boden ausgefüllt; einige sind rund, andere länglich; selbst labyrinthische Oeffnungen kommen vor. Erheben sie sich über die Grenze gewöhnlicher Gezeiten und mäziger Wogen, dann kleidet sie ein solider, compacter und harter Kalkstein wie mit einem Panzer aus, der, allen Windungen der Höhlung folgend, in seiner Dicke einige Zoll stark werden kann. Seine Structur deutet auf einen atmosphärischen Ursprung hin; wahrscheinlich bildete er sich durch Kalktheilchen, welche das Meerwasser durch Verdampfung zurückließ, nachdem die See den ganzen Key überschwemmt hatte. Traf das nun mit einer Ausfüllung von Korallen sand zusammen, so verkittet sich auch dieser zu einer Masse mit dem Panzer, oder beides wechselt in einer und derselben Höhle miteinander ab, um später häufig von den Wogen wieder zerstört zu werden. In diesem Zustande ist dann die Schichtung sowol als auch die Art der Entstehung dieser Schichtungen leicht zu verfolgen. Ähnliches geschieht bei den Bänken selbst. Hier wechseln oft dünnere Lagen desselben compacten Kalksteins mit gröbern oolithischen Schichten. Wol ein Beweis, daß dann längere Zeit hindurch das Meer seine Wogen über den Dolith hinwegwälzte, ohne ihm gröbere Materialien zu seinem Weiterbaue zuzuführen. Aber auch das muß in ziemlich sanfter Weise vor sich gegangen sein, da die Ablagerung des Doliths ziemlich regelmäsig ist. Daß die Bänke dennoch schief gegen die See gerichtet liegen, beweist die gleichzeitige Einwirkung von Winden, die zu verschiedenen Zeiten auf sie einströmten. Jedenfalls hat man an allen beobachteten Erscheinungen dieser Korallenbänke ein Beispiel vor sich, das, wenn man es auf den heutigen Jura überträgt, dessen Bildung im allgemeinen und besondern ziemlich deutlich macht.

Dennoch mögen die Vorgänge in der Vorwelt höchst mannichfaltige gewesen sein. Wie z. B. die Korallenbänke der floridanischen und cubanischen See schon in ihrem äußern Ausbruche voneinander abweichen, ebenso wiederholt sich eine gleiche Verschiedenheit auch in den Gesteinen der floridanischen Seite. Ueberall stößt man auf ausgedehnte Lager regelmäsig geschichteter Felsen der mannichfaltigsten Art. Ein Kalksteinconglomerat, wie es das Pourtales-Plateau zeigt, findet sich innerhalb des Golfstromgebietes nicht zum zweiten male. Ganz anders verhalten sich die Ablagerungen in den seichten Gewässern zwischen der floridanischen Küste, den Keys und Korallenriffen; Ablagerungen, deren Wachstum noch heute vor sich geht. Ihre ausgedehnteste Formation ist ein oolithisches Gestein von regelmäziger Schichtung und einem Kerne, welches sich von den feinsten Körnchen bis zu erbsengroßen Kugeln steigert, wie man es in den bekannten Erbsensteinen oder Pisolithen findet. Ein kalkiges Bindemittel verkittet alles zu einer dichten Masse. Auch die Entstehung der Dolithen ist leicht zu verfolgen. Harte Theilchen aller Art

wälzen sich im Wasser hin und her, incrustiren sich mit Kalk und sinken, schwerer geworden, zu Boden. Aber auf dem abschüssigen Boden angekommen, gerathen sie in ein gleiches Spiel der Wogen, dem erst die Verkittung vieler Kügelchen unter sich und mit dem Untergestein mittels einer ähnlichen Kalkincrustation ein Ende macht. Die kleinern Dolithen umsäumen als die leichtern den Strand; die größern aber sinken so massenhaft zu Boden, daß die kleinen Riffe binnen kurzer Zeit sich mit einer trockenen Oberfläche über das Wasser erheben. Wenn jedoch die Dolithen in mehr oder weniger dicken Lagern an das Ufer geschwemmt werden, so verkitten auch diese sich im Laufe der Zeit durch Verdampfung des über sie geschwemmten Wassers mit dem bewußten Kalkstein zu einem dichten Gestein. Aber selbst auf dem Boden sehr seichter und ruhiger Gewässer, wohin keine Dolithen geschwemmt werden, können sich durch den Niederschlag von Kalksteinschwamm ausgedehnte Lager eines amorphen Kalksteins absetzen. Dann wechseln dieselben in der Regel mit oolithhaltigen Schichten, weil zufällig doch immer einzelne Dolithen dann und wann über einen Boden geschwemmt werden können, der sich eben zu jenem amorphen Kalkstein bildet. Solche Gesteine ähneln dem mergelartigen Kalksteine der Oxfordschichten. Verändern sich nun die Bedingungen dieser Ablagerungen, so können die sich bildenden Formationen wieder mannichfach miteinander abwechseln. So z. B., wenn Ströme ihre Richtung ändern und Stürme dazu treten. Dann können anfangs ganz regelmäßig abgelagerte Schichten hinweggeschwemmt und vernichtet werden, in welchem Falle sich Conglomerate bilden müssen, die ihrerseits aus den Resten verschiedener Schichten zusammengesetzt sein werden. Dergleichen Vorgänge erzeugen nun einen conglomeratartigen Puddingstein mit eckigen scharfen Einschlüssen. Die compacten harten Kalksteine sind übrigens nicht selten. Alle haben dann, ihrer Härte entsprechend, einen muschelartigen Bruch, wie ihn die compacten Muschelschale der Trias zu haben pflegen, und erklingen unter dem Hammer.

Die meisten Reys setzen sich so aus zerbrochenen Korallen zusammen, die, von den Wogen herbeigeschwemmt und zusammengeworfen, auch fremdartige Baumaterialien (Schalen, Seeigel, Schildkrötenknochen und Fischreste) einschließen. Doch bestehen einige in der Nähe der Dry Tortugas und Marquesas nur aus Korallenresten, einige Reste von Kalkalgen der Korallineen ausgenommen, unter denen eine große *Opuntia* vorherrscht. Wie aber auch die Reys zusammengesetzt sein mögen, nirgends zeigen sie eine Spur von einer Ablagerung in großer Meeres Tiefe, wie wir es z. B. in dem Gesteine des Pourtales-Plateau sehen. Aus diesem Grunde hält Agassiz auch dafür, daß kein Gestein der schweizerischen und schwäbischen Juraformation in sehr tiefen Gewässern abgelagert sei. Was wir bisher in den Reys und Riffen betrachteten, kann ja in Wahrheit nur mit der Jurabildung zusammenfallen, wie sie sich quer durch Mitteleuropa und in östlicher Richtung durch den Kaukasus nach dem Himalaja zieht. Ganz wie sich die junge amerikanische Korallenformation auf ältern Küstentheilen aufbaut, so ruht auch jene auf ältern Ablagerungen und kann daher nur als ein ehemaliger submariner Saum eines werdenden Festlandes betrachtet werden; ähnlich, wie gegenwärtig das Pourtales-Plateau eine südliche Küste für die Vereinigten Staaten wird.

Wer hätte vor einem Austrum solche Resultate, solche Fernblicke in die Bildungsstätte der Vorzeit zu ahnen gewagt! Jetzt dürfen wir über mehrfache Punkte mit großer Gewißheit sprechen, die uns ehemals in einem ganz andern Lichte erschienen. Wir sehen nicht nur, wie sich die Gesteine der Juraformation und der Kreide gebildet haben müssen, weil ihre Bildung noch heute stattfindet, sondern wir sehen auch, daß die großen Formationen, die wir bisher in weit auseinanderliegende Zeiträume setzten, daß die Bildung des Jura, der Kreide und wol auch des Tertiärgebirges gleichzeitig vor sich ging. Wir

sind folglich auf dem Wege, die innigen Beziehungen, welche zwischen den genannten drei Gebirgsformationen stattzufinden pflegen, aus unmittelbarer Anschauung kennen zu lernen, je weiter wir mit Tiefseeforschungen fortschreiten werden. Fassen wir namentlich das ins Auge, was uns Louis Agassiz im Vorstehenden so gründlich auseinanderzusetzen verstand, so wird es leicht, sich auch auf dem Festlande zu orientiren, wo ähnliche Verhältnisse in der Vorzeit bestanden. Der Kundige z. B. überträgt diese Resultate fast unwillkürlich auf das große pariser Kreidebecken, wo die entsprechenden Formationen des Jura, der Kreide und des Tertiärgebirges in seltenster Regelmäßigkeit so abgelagert sind, als ob sie den Bildungen im Golfstrome der cubanisch-floridanischen See zum Muster gebient hätten. Wie ein großes Amphitheater baut sich dieses Becken in ungeheurer Ausdehnung von Luxemburg bis westlich von Paris, d. h. in einem großen Kreisbogen auf. Die höchste Terrasse bildet der Jura mit seinen verschiedenen Ablagerungen, öde und steril, wie die floridanischen Keys. Als nächste Terrasse schließt sich die Kreide in verschiedenen Stufen an, um theilweise die ganze Champagne auszufüllen. In der Mitte des Beckens lagert sich die Tertiärformation über die Kreide, um nun erst der Landschaft Fruchtbarkeit zuzuführen. Kennen wir nur erst recht genau die Einwirkungen verschiedener Meeresströmungen von kaltem und warmem Wasser, so wird es auch möglich werden, die ehemaligen Strömungen in den fraglichen Landestheilen bildlich wiederherzustellen, d. h. uns alle Vorgänge zu vergegenwärtigen, die hier stattgefunden haben mußten.

Wie weit man in dieser Beziehung durch die Tiefseeforschungen bereits kam, zeigt eine Arbeit von Alexander Agassiz über die Seeigel und Seesterne, welche die Tiefsee-Expeditionen der Nordamerikaner an den Küsten von Florida und Cuba zu Tage förderten. Aus diesen zoologischen Untersuchungen ergab sich unter anderm das überraschende Facit, daß zu beiden Seiten der Landenge von Panama die nämlichen oder ähnliche Schinodermen in dem Meere auftreten. Daraus folgt wol ohne Zweifel, daß beide Meeres-theile ehemals zusammengehangen haben müssen. Um kurz zu sein, nimmt Agassiz mit andern an, daß während der Kreidezeit ein ununterbrochener Aequatorialstrom vorhanden war, der durch Centralasien, Arabien und Nordafrika ging, um dann als schmale Straße durch den heutigen Isthmus von Panama zu gehen und sich jenseit desselben mit dem Stillen Ocean zu verbinden. Durch die Hebung der Landenge mußte er durchschnitten, in seinem Laufe beschränkt werden, womit zugleich merkwürdige Veränderungen in der Verbreitung der Meeresthiere vor sich gehen mußten. Da wir uns aber hiermit noch immer auf einem Boden bewegen, wo gewisse Lücken unserer Kenntnisse durch bloße Vermuthungen ausgefüllt werden müssen, so ist es wol besser, die Darstellung so wichtiger und dunkler Punkte einer fernern Zeit zu überlassen.

In dem Vorstehenden sollte überhaupt nur das Bemerkenswertheste der bisherigen Tiefseeforschungen ausgedrückt sein. Wollten wir weiter gehen, dann wäre noch von den sorgfältigen Untersuchungen zu berichten, welche die Nordamerikaner neuerdings auch an den nördlich von Cap Florida liegenden Küsten ihres Erdtheils, besonders in dem Meere von Newhott ausführten. Doch sind damit neue Perspektiven weniger, als Erweiterungen des alten Materials geliefert worden. Sie werfen nur Licht auf die geognostische Structur der angrenzenden Landestheile und sind darum mehr von localem Interesse. Die schönste Perspective der bisher errungenen Resultate ist und bleibt die Wahrnehmung, daß wir noch Zeitgenossen von Bildungen sind, die wir uns gewöhnt hatten um Millionen Jahre in der Zeit zurückzusetzen, und daß diese Bildungen meist von Geschöpfen herrühren, die wir längst für ausgestorben hielten. So hat in den Tiefseeforschungen eine graue Vorzeit der Gegenwart noch lebensfrisch die Hand gereicht. Würdte nur auch unsere deutsche Kriegsmarine endlich daran denken, sich bei der großen Arbeit zu betheiligen, welche Engländer, Nordamerikaner und Schweden so erfolgreich begonnen haben!

# Chronik der Gegenwart.

## Retrologe.

Giuseppe Civinini, italienischer Journalist und Deputirter, geboren am 15. April 1835 zu Pistoja, aus einer edeln, aber armen Familie, sollte Schullehrer werden und machte die nöthigen Studien in seiner Vaterstadt. Doch bevor er sie vollendet hatte, wurde er 1850 wegen Theilnahme an politischen Vergehen gefangen gesetzt und mußte einen harten Winter im Kerker schmachten. Seine Jugend bewirkte seine Freilassung. Jetzt aber fühlte er sich in dem Vaterhause nicht mehr heimisch und zog, um nicht der Mutter zur Last zu fallen (sein Vater war gestorben), in die Fremde. Kümmerlich nährte er sich mit Privatarbeiten und schlug sich mit Stundengeben durch; endlich fand er in einem Handlungshause zu Konstantinopel eine feste Anstellung. Hier blieb er, bis 1860 Garibaldi seine Fahrt nach Sicilien unternahm. Jetzt ergriff ihn die Sehnsucht nach dem Vaterlande und dessen Einheit und Befreiung mit Macht. Er gab seine Stelle auf und machte den Feldzug unter Garibaldi mit, am Schlusse desselben war er Hauptmann des Generalstabes. Was Civinini mit Mühe und Anstrengung in bitterer Noth gelernt hatte, das wollte er jetzt zum Besten seines neuen und großen Vaterlandes anwenden. Er ging nicht mehr in die Fremde, sondern nach Turin. Aus dem Patrioten wurde jetzt ein Politiker, aus dem Handlungsdiener ein Journalist. Begreiflicherweise kannte der junge Civinini, der seine besten Jahre in der Fremde zugebracht hatte, seine Heimat und deren Bedürfnisse nicht, und ebenso begreiflich ist es, daß er sich auf Politik gar nicht verstand. Das hinderte ihn nicht Partei zu nehmen, und zwar eine recht extreme Partei, ja gerade diese Thatsache erklärt jene extreme Politik, die er jetzt einschlug. Er redigirte den „Diritto“, welcher der äußersten Linken angehörte. In jenem Blatte vertheidigte er den Aufstand, der in Turin 1864 ausbrach, als die Septemberconvention bekannt wurde. Dieselbe radicale Politik befolgte Civinini auch in der Kammer, in die er 1865 von seiner Vaterstadt Pistoja als Abgeordneter geschickt wurde. In allen Fragen bekämpfte er das Ministerium und bezeichnete dessen Vorgehen als ein treuloses und unpatriotisches. Er saß natürlich auf der äußersten Linken und zerfiel auch mit dieser vor dem Kriege von 1866, als die Regierung Ausnahmegesetze vorschlug. Civinini einzig stimmte gegen dieselben, weil er den Ministern nicht traute. Er zog sich vom „Diritto“ zurück und gründete den „Nuovo Diritto“, in welchem er nicht nur die Regierung und die gemäßigten Parteien, sondern auch die Linke bekämpfte. Nun brach aber doch der Krieg aus, was Civinini nicht hatte glauben wollen. Wieder zog er als Freiwilliger unter Garibaldi's Führung ins Feld. Jetzt aber ging eine große Umwandlung mit ihm vor. Er sah ein, daß er sich geirrt hatte, begann nun an die ehrlichen Absichten der Regierung zu glauben, und als nun gar Venedig glücklich erworben war, erkannte er, welche große Aufgabe der Regierung obliege in der Ordnung der innern Verhältnisse des äußerlich einigen Italiens. Mit dieser Erkenntniß gewann er auch die Ueberzeugung, daß es unpatriotisch sei, der Regierung in ihren Bestrebungen Hemmnisse in den Weg zu legen, daß vielmehr alle, die für das Wohl des Landes verantwortlich seien, ernstlich den Fragen der Finanz-, der Handels- und Gewerbepolitik sich widmen müssen. Er entschloß sich

auf diesem Gebiete seine Studien zu ergänzen, zog sich darum vom Journalismus und dem öffentlichen Leben zurück und schränkte sich möglichst ein, da er sich noch nichts erworben hatte. Nur in die Kammer ging er regelmäßig und stimmte von da an mit der Regierungspartei. Das erbitterte seine alten Bestimmungsgenossen. Sie glaubten nicht an die Ehrlichkeit seiner Belehrung, und um diese zu erklären, warfen sie ihm Bestechung vor. Er sollte bei der Abstimmung über die Tabaksregie sich haben bestechen lassen. Das konnte Civinini nicht auf sich beruhen lassen, und es kam zum Proceß, in dem er sich selbst gegen die Ränke und Lügen seiner alten Freunde verteidigte. Er gewann den Proceß, aber die bitteren Erfahrungen, die er gemacht, brachen seinen Muth und seine Kraft, und der Verdruf nagte an seinem Leben. Doch arbeitete er fortwährend weiter, und als ihm die Redaction der „Nazione“ angeboten wurde, ergriff er diese Gelegenheit, seinem Lande zu nützen. Immer zeichneten sich seine Aufsätze, die sowol in der „Nazione“ als in der „Antologia“, einer mehr wissenschaftlichen Zeitschrift, erschienen, durch eine gewisse Selbständigkeit der Ansichten aus. Das zeigte sich besonders im deutsch-französischen Kriege, wo er entgegen der großen Mehrzahl seiner Landsleute seine Stimme für Deutschland erhob. Hier kam es ihm zugute, daß er Autodidakt war. Er stand darum nicht unter dem überwältigenden Einflusse der herrschenden Bildungsweise und Meinungen. Allein der vielfachen Anstrengung war sein Körper nicht gewachsen. Am 18. Dec. 1871 erlag er zu Florenz einem Kopfleiden. Er starb arm und hinterließ eine Witwe und eine Waise. Pistoja übernahm sofort die Erziehungskosten des Kindes, und für die Witwe wurde durch öffentliche Subscription gesorgt. Alle Parteien theiligten sich daran, denn alle mußten ihm den Tribut der Hochachtung zollen. Auch der König trug eine ansehnliche Gabe dazu bei.

Civinini war Autodidakt. Den Vorzug, den ihm das gewährte, haben wir angedeutet. Es bedingte das aber den Mangel gründlicher Kenntnisse. In seinen jungen Jahren hatte Civinini ohne Lehrer deutsch und englisch lesen gelernt, er hatte sich dann mit Philosophie und Jurisprudenz abgegeben, aber überall war sein Wissen oberflächlich. Dabei war denn auch seine Sprache maßlos und seine Aufsätze leiden, wenn es ihnen auch nicht an Witz, an Feuer und Glanz der Sprache fehlt, doch sehr durch Bombast und müßige Declamationen.

Pietro Maestri, italienischer Politiker und Statistiker, geboren am 16. Febr. 1816 zu Mailand, machte in seiner Vaterstadt medicinische Studien, obschon ihn die staatswirthschaftlichen Fächer von jeher mehr anzogen. Er übte dann seinen Beruf als Arzt aus, doch nicht ohne sich auch mit Politik abzugeben. Als 1848 Mailand sich erhob, faß er im Verteidigungscomité der Stadt und hielt auf seinem Posten aus, bis die Oesterreicher einzogen, dann flüchtete er. Nachdem er auch in Rom das unglückliche Ende der Revolution erfahren, lebte er einige Zeit in Piemont, ging dann 1853 nach Paris, wo er seinen Beruf als Arzt ausübte, daneben aber fort und fort mit nationalökonomischen, besonders statistischen Arbeiten sich beschäftigte. Vorzugsweise war seine Thätigkeit darauf gerichtet, die statistischen Daten über ganz Italien zu sammeln, denn schon damals behandelte er das Land als eine Einheit. Die Frucht seiner gelehrten Studien waren zunächst mehrere Aufsätze nationalökonomischen Inhalts, die im „Politecnico“, einer gelehrten Zeitschrift in Turin, erschienen. Ebenfalls veröffentlichte er nach 1859 eine Serie von Aufsätzen über das gegenwärtige Frankreich, die nachher separat herausgegeben wurden. Im Jahre 1859, als der Krieg zwischen Piemont und Oesterreich ausbrach, verließ Maestri die französische Hauptstadt und machte den Krieg als Feldarzt bei dem Freiwilligencorps Garibaldi's mit. Nach dem Feldzuge kehrte er wieder zu seiner Clientel nach Paris zurück, doch nur auf kurze Zeit. Denn nachdem durch die Expedition Garibaldi's das Königreich beider Sicilien für Victor Emanuel erobert und überhaupt fast ganz Italien politisch geeinigt war, berief ihn der erste Cultusminister des neuen Königreiches am 9. Oct. 1861 zur Gründung und Leitung eines Statistischen Bureau nach Turin, und Maestri nahm den Ruf mit Freuden an, denn jetzt konnte er seinen Lieblingsstudien und seinem Vaterlande zugleich leben. Im Frühjahr 1862 trat er sein neues Amt an und zwar mit einem Eifer und einer Thätigkeit, welche der großen Erfolge würdig war, die sie erzielte. Er besuchte regelmäßig als Vertreter Italiens die Internationalen Stati-

friſchen Congreſſe, und kaum hatte er die Functionen des Bureau vollſtändig eingerichtet, als er ſich mit gleichgeſinnten und tüchtig gebildeten Freunden an die Publication eines ſtatiftiſchen Jahrbuchs für Italien („*Annuario statistico*“) machte. Nachdem baſſelbe mehrere Jahrgänge erlebt und er nach und nach ſeine Materialien geſammelt und geprüft hatte, bearbeitete er für die pariſer Weltausſtellung 1867 ein Werk über die ökonomiſchen Zuſtände Italiens („*Italia economica*“), welches eine Fülle von Daten über die Production und den Verkehr Italiens enthielt und den Stolz ſeines Vaterlandes ausmachte. Das Werk erlebte mehrere Auflagen und wurde allemal verbeſſert. Begreiflicherweiſe enthielt es fortwährend noch manche irrige Angabe, aber wer mit den Schwierigkeiten, welche die Statiſtik zu überwinden hat, nur einigermaßen vertraut iſt, wird nicht nur das ganz natürlich finden, ſondern ſich wundern, wie es möglich war, in der kurzen Zeit ſo viel zu leiſten. Maetri erntete denn auch das Lob der in Florenz beim Internationalen Statiſtiſchen Congreß vereinigten Koryphäen dieſer Wiſſenſchaft. Daneben fand Maetri immer noch Muße, in praktiſcher Weiſe ſich zu bethätigen und ſeinem Vaterlande ſich nützlich zu erweiſen. Er leitete die Gründung techniſcher Inſtitute, veranlaßte die Congreſſe der Handelskammern Italiens und war Secretär derſelben. Ihm wurde die Gründung und Leitung des *Economato*, einer Behörde, welche den Fortſchritt der Landwirthſchaft befördern ſollte, anvertraut. Daneben lag ihm in den letzten Tagen ſeines Lebens noch die Sorge ob für die Verlegung des Regierungſitzes von Florenz nach Rom. Er freilich erlebte den glücklichen Tag, der die Tendenzen der italieniſchen Patrioten erfüllt ſah, nicht mehr, er ſtarb am 4. Juli 1871 zu Florenz.

Maetri beſaß eine große Arbeitskraft und verwendete ſie ganz im Dienſte des Vaterlandes, das er aufrichtig liebte. Mögen ſeine wiſſenſchaftlichen Arbeiten noch manche Mängel haben, ihm gebührt das Verdienſt, für Italien in der Statiſtik Bahn gebrochen zu haben. Man hat ihm eine gewiſſe Härte und Schroffheit des Charakters wol nicht mit Unrecht vorgeworfen, aber wenn er nur wenige Freunde hatte, ſo waren dieſe ihm wahrhaft zugethan, und im öffentlichen Leben ſtand er makellos da.

In den erſten Tagen des Januar 1872 ſtarb der amerikaniſche General Henry Wager Halleck; er wurde zu Weſterville bei Utica im Staate Newyork im Jahre 1816 geboren und trat, nachdem er ſich eine gute Schulbildung erworben, 1835 in die Militärakademie zu Weſtpoint ein. Nach Vollendung des regelmäßigen Curſus dieſer Anſtalt machte er mit Auszeichnung ſein Offiziersexamen und erhielt das Patent eines Secundelieutenants im Ingenieurcorps. Er ſchrieb verſchiedene auf das von ihm vertretene Fach bezügliche Schriften und lehrte kürzere Zeit an der genannten Militärschule. Bald jedoch vertauschte er die Theorie mit der Praxis, indem er bei den Haſenbefestigungen von Newyork eine Stellung erhielt. Als im Jahre 1846 der Krieg mit Mexico ausbrach, wurde er, zum Premierlieutenant befördert, nach Californien geſandt und warb ſich hier unter dem General Kearny die erſten kriegeriſchen Lorbern und den Charakter als Hauptmann. Im Jahre 1853 wurde er Hauptmann des Ingenieurcorps, verließ aber ſchon im darauffolgenden Jahre den Militärdienſt und nahm als Rechtsanwält und Bergwerksdirector ſeinen Wohnſitz in San-Francisco. Obgleich an der Spitze eines blühenden Geſchäfts ſtehend, ließ er ſich doch beim Ausbruche des Seceſſionskrieges beſtimmen, wieder in die Armee einzutreten, und wurde auf die Empfehlung des alten Generals Winfield Scott als Generalmajor mit dem Commando des Weſtdepartements betraut. Seiner glücklichen Kriegführung ſchrieb man, mit mehr oder weniger Recht, die Erfolge der nordſtaatlichen Waffen von der Einnahme des Fort Donelson bis zur Räumung der wichtigen Stadt Corinth im Staate Miſſiſſippi und bis zum Falle des feſten Memphis im Staate Tenneſſee zu. Im Jahre 1861 übernahm er in Miſſouri an Stelle von John C. Fremont das Commando und zeigte in vieler Beziehung eine große Energie; unter den nicht ſelten ſtark verwilderten Truppen ſtellte er die ſtrengſte Disciplin her, entfernte alle Neger und glaubte ſogar die Zeitungserſtatter aus den Heerlagern verbannen zu müſſen. Im März 1862 wurde Halleck an die Spitze des großen Miſſiſſippidepartements geſtellt, übernahm nach der Schlacht bei Pittsburg Landing den directen Oberbefehl über die vereinigten Heeresabtheilungen der Generale Grant und Buell und zog in das vom Rebellengeneral Beauregard ge-

räumte Corinth als Sieger ein. Er hatte sich durch diese Erfolge so sehr das Zutrauen des Präsidenten Abraham Lincoln erworben, daß er am 23. Juli 1862 als General-en-Chef aller Unionsarmeen nach Washington berufen ward. In dieser höchst verantwortlichen Stellung, in welcher seine Pläne nicht immer mit Erfolg gekrönt waren, blieb er, bis der Sieger von Vicksburg und Chattanooga, General U. S. Grant, im März des Jahres 1864 den Oberbefehl über sämmtliche Unionsheere erhielt. Nach Beendigung des Krieges commandirte er zuerst in der Militärdivision des James River, dann in der Militärdivision des Stillen Meeres und zuletzt im Militärdepartement des Südens. Aus dieser Stellung rief ihn der Tod ab. Seine Leiche wurde mit großem militärischen Pompe am 13. Jan. 1872 zu Louisville im Staate Kentucky auf dem Cave Hill-Begräbnißplazze temporär beigelegt, um späterhin nach dem Greenwood-Friedhofe zu Brooklynn übergeführt zu werden. Sein einziger ihn überlebender Sohn Harry Halleck war von Chicago nach Louisville geeilt, um dem Begräbniß seines Vaters beizuwohnen.

Die Urtheile über General Halleck als praktischen Feldherrn auf dem Schlachtfelde lauten sehr verschieden; als Theoretiker hat er sich aber durchgehends große Anerkennung erworben. Unter seinen militärischen Schriften gilt als das bedeutendste Werk „Elements of Military Art and Science“. Dieses Buch erschien zuerst im Jahre 1846, wurde aber, neu aufgelegt und vermehrt durch „Critical Notes on the Mexican and Crimean Wars“ 1858 wieder veröffentlicht.

Am 17. Dec. 1871 starb zu Newyork Henry T. Tuckerman, einer der bedeutendsten Schriftsteller der Vereinigten Staaten von Amerika. Er war geboren zu Boston in Massachusetts am 20. April 1813 und sollte nach dem Wunsche seines Vaters, der zu den wohlhabendsten Kaufleuten der Stadt Boston gehörte, sich ebenfalls dem Kaufmannsgeschäfte widmen. Allein die Neigungen des Sohnes gingen schon früh einen andern Weg und ließen ihn einen mehr wissenschaftlichen Lebensberuf erwählen. Nachdem er ein amerikanisches Collegium besucht, mußte er auf den Rath seiner Aerzte wegen seiner schwächlichen Gesundheit schon im Jahre 1833 eine Reise nach Europa machen. Hier hielt er sich vornehmlich in Neapel und Sicilien auf und kehrte, geistig und körperlich gekräftigt und erfrischt, nach Ablauf eines Jahres in sein Vaterland zurück. Er gab sich mit Eifer literarischen Arbeiten hin, mußte aber schon nach vier Jahren (1837) seiner Kränklichkeit wegen abermals eine Reise nach Europa antreten. Wiederum weilte er nahezu zwei Jahre in Italien, wo er die längste Zeit in Florenz und auf Sicilien zubrachte und mit Vorliebe italienische Kunst und Literatur studirte. Nach Amerika heimgekehrt, ließ er sich dauernd in Newyork nieder und nahm mit Fleiß und Energie seine kritisch-literarischen Arbeiten wieder auf. Sein längerer Aufenthalt auf dem classischen Boden Italiens war nicht ohne große Einwirkung auf seine Geistesrichtung und seine wissenschaftliche Thätigkeit geblieben. War schon die Frucht seiner ersten Reise nach Italien das in vielfacher Hinsicht interessante Buch „The Italian Sketch-Book“ (1835) gewesen, so folgte diesem Erstlingswerke nach 1837 eine ganze Reihe werthvoller, gereiften Geschmac und allseitige Bildung bekundender Schriften, von denen wir hier folgende nennen: „Rambles and Reviews“, „Leaves from the Diary of a Dreamer“, „Sicily, a Pilgrimage“, „Thoughts on Poets“ (ein ins Deutsche überseßtes, durch kritischen Scharfblick und seine Ausdrucksweise ausgezeichnetes Buch), „Sketches of American Painters“ (ein Werk, das in kurzer Zeit eine zweite, verbesserte Auflage nöthig machte), „Characteristics of Literature“, „The Optimist“, „Memorial of Horatio Greenough“, „Biographical Essays“, „Book of the Artists“ u. s. w. Das letztgenannte Werk, welches im Jahre 1867 (Newyork, G. P. Putnam u. Sohn) erschien und die ideale Richtung in der Kunst vertritt, hat nicht nur auf die praktische Künstlerwelt in Amerika, sondern auch auf das dortige kunstliebende Publikum überhaupt die nachhaltigste und wohlthueendste Wirkung ausgeübt. Außerdem lieferte Henry T. Tuckerman vielfache Beiträge in die bedeutendsten amerikanischen Journale und versuchte sich auch als Dichter. Seine Gedichte erschienen vor mehrern Jahren unter dem Titel „Poems“ in Boston (Massachusetts). Seine letzte Arbeit (vom Jahre 1871) war eine Biographie seines Freundes, des Romanschriftstellers John P. Kennedy.

In Henry T. Tuckerman hat Amerika wol den bedeutendsten seiner Kunstkritiker und

Literarhistoriker verloren. Obschon Tuckerman sich nie einer starken körperlichen Gesundheit erfreut hatte, so war er doch gerade in der letzten Zeit leidlich wohl gewesen; eine acute Lungenkrankheit machte seinem, namentlich für amerikanische Bildung so werthvollen Leben allzu früh ein Ende. Er verkehrte mit vielen der hervorragendsten Künstler und Schriftsteller seines Vaterlandes und stand namentlich mit Washington Irving, Fitz-Greene, Halleck, Richard H. Dana, John Pendleton Kennedy, Washington Allston, William Cullen Bryant und Dr. John W. Francis in engster Beziehung. Sein plötzlicher, unerwarteter Tod erregte allgemeine Theilnahme, zahlreiche Vertreter und Freunde der Kunst und Wissenschaft nahmen an seinem Leichenbegängnisse theil, auch die Schüler der italienischen Industrieschule zu Newyork, denen er so manche Wohlthaten erzeigt hatte, waren dabei zugegen. Seine sterblichen Ueberreste sind auf dem Mount Auburn-Kirchhofe zu Boston in der dort befindlichen Familiengruft beigesetzt worden.

Einer der bedeutendsten Staatsmänner des frühern Königreichs Hannover, ein Mann von den seltensten Gaben des Geistes und des Charakters, der in vielen Punkten ein zweiter Justus Mörser genannt zu werden verdient, wie er denn auch mit diesem großen Staatsmanne auf demselben Stück deutschen Bodens gewirkt hat, ein Vorkämpfer für das Recht, den die „Weser-Zeitung“ sehr zutreffend einen antiken Charakter nennt, ist aus dem Leben geschieden: am 16. Febr. 1872 endete zu Osnabrück ein sanfter Tod das Leben Johann Bertram Stübe's.

Geboren zu Osnabrück am 4. März 1798, studirte Stübe in Berlin und Göttingen die Rechte und wurde im Jahre 1820 Advocat in seiner Vaterstadt. Im Jahre 1830 zum Schatzrath erwählt, erhielt er in Folge dieses ehrenvollen Amtes Sitz und Stimme im hannoverschen Landtage. Mit einem von ihm am 31. April 1831 eingebrachten Antrage gab er den ersten Anstoß zu der Verfassungsreform des Königreichs, deren Resultat bekanntlich das hannoversche Staatsgrundgesetz vom Jahre 1833 war, welches vier Jahre später von dem Könige Ernst August gewaltsam umgestoßen wurde. Stübe wurde im Jahre 1833 zum Bürgermeister von Osnabrück erwählt und entfaltete in dieser Stellung eine Wirksamkeit, welche der Stadt zum höchsten Segen gereichte. Wesentliche Reformen in der Verwaltung sind das Werk Stübe's. Mit dem Jahre 1848 hob seine Thätigkeit als Minister des Innern an. Mit dem Grafen Bennigsen stand er an der Spitze des Ministeriums des Bewegungsjahres. Die Trennung der Verwaltung von der Rechtspflege, die Verbesserung der Gerichtsverfassung, die Einführung der Schwurgerichte in Strassachen, die Befreiung des bürgerlichen Grundeigenthums von drückenden Lasten und die Selbstverwaltung der Gemeinden, das waren die Ziele des Ministeriums Stübe-Bennigsen. Als dieses Ministerium später der sich wieder mächtiger aufrichtenden Macht des hannoverschen Adels weichen mußte, legte Stübe sein Portefeuille nieder und trat im Jahre 1850 wieder in seine alte Thätigkeit als Bürgermeister von Osnabrück zurück; er hatte diese Stellung unter fortgesetzt segensreichem Wirken bis zum Jahre 1864 inne, wo er sich in die Stille des Privatlebens zurückzog. Bereits im Jahre 1869 trat er indessen wieder aus den Schranken der Zurückgezogenheit in die Arena öffentlicher Wirksamkeit, indem er eine Wahl ins Bürgervorstehercollegium in Osnabrück annahm.

Die staatsmännische Thätigkeit Stübe's wird durch ein gewisses starres Festhalten an dem historisch Ueberlieferten charakterisirt. Für die neueste Entwicklung der Dinge in Staat und Politik hatte er daher keine Sympathie. Literarisch hat Stübe sich besonders durch seine „Geschichte des Hochstifts Osnabrück“ bekannt gemacht. Seiner humanen Gesinnung bis zum letzten Athemzuge getreu, hat er die Einkünfte seines nicht unbedeutenden hinterlassenen Vermögens zu einem großen Theile den städtischen Armen seiner Vaterstadt Osnabrück zugewandt.

### Theatralische Revue.

Die Wintersaison ist vorübergegangen, ohne daß wir größere dramatische Erfolge zu verzeichnen hätten; niemals hat sich die sporadische Verbreitung der neuern ersten Dra-

men so deutlich gezeigt wie in diesem Jahre; nur einzelne Lustspiele machten die Kunde über eine größere Zahl von Bühnen; auch die Werke der beiden wiener Dioskuren, S. Mosenthal und Joseph Weilen, welche jedes Jahr mit einem neuen Stücke bezeichnen und mit einer Variante des römischen Kaiserspruches von einem unproductiven Jahre sagen würden: hunc annum perdidit, haben diesmal ihren gewohnten Rundgang über die Bühnen nicht gemacht.

Mosenthal überraschte das Publikum mit einem Drama, welches ganz der pariser Boulevardsdramatik angehört und in einer Epoche, in welcher die Fäulniß der französischen Cultur so grell zu Tage getreten ist, nur höchstens in Oesterreich, aber nicht in dem übrigen Deutschland festen Fuß fassen konnte. Seine „Madeleine Morel“ hat am Burgtheater eine nicht unbeträchtliche Zahl von Wiederholungen erlebt, ist aber von den andern größern deutschen Bühnen nicht zur Aufführung gebracht worden. Es ist in der That unbegreiflich, wie ein deutscher Dichter in jetziger Zeit die Misere des pariser Lorettenlebens auf die Bühne bringen und unsere Theilnahme für die Schicksale eines weiblichen Wesens aus diesen Kreisen in Anspruch nehmen konnte; man muß überhaupt Protest dagegen erheben, die deutsche Bühne in ein französisches Magdalenenstift verwandelt zu sehen. Diese „Madeleine“ ist doch nur eine Varietät der Dumas'schen „Camellien-dame“; wenn sich gleich die Heldin nicht in absteigender Linie bewegt, wie die Heldin von Dumas, wenn auch der widerwärtige pathologische Ausgang vermieden ist und diese Madeleine einem bessern Geschick entgegengeht, so ist doch die ganze Atmosphäre dieser deutschen Nährkomödie diejenige, in welcher sich die französischen Buhlschwester und ihre Abbilder auf der Bühne bewegen; ja es ist unschwer, den einzelnen Charakteren und Situationen ihren Stammbaum in den französischen Stücken nachzuweisen, denn das ganze Stück ist nur ein zusammengeschütteltes Kaleidoskop mit den Figurationen der neu-französischen Dramatik. Es gibt einen uns unverständlichen Patriotismus, den Patriotismus eines Dichters, welcher sich sagt: „Wozu fortwährend französische Stücke übersetzen und der deutschen Bühne aneignen? Wozu diese Abhängigkeit von der französischen Production? Wir können dergleichen auch selbst produciren!“ Uns erscheint es indef weit schlimmer, wenn unsere einheimischen Talente nach ausländischen Mustern arbeiten und so die deutsche Dichtweise preisgeben und verfälschen, als wenn französische Stücke nur übersetzt werden, welche, wenngleich moralisch und ästhetisch verwerflich, immer als merkwürdige culturgeschichtliche Phänomene betrachtet werden können.

In wie vielen Dramen und Romanen des neuen Frankreichs spielt die Läuterung durch die echte Liebe eine wichtige Rolle! Dieses Thema ist allerdings nicht an das Costüm des second empire gebunden, die Bibel kennt es schon; es ist an und für sich nicht unpoetisch, aber es wird so, wenn wir das ganze Handwerkszeug der Prostitution mit in den Kauf nehmen müssen. Die Liebe als sinnliche Verirrung mag geklärt werden durch die Empfindung, durch einen bisher ungekannten Antheil des Herzens, der den Charakter und das Wesen des Weibes auf eine höhere Stufe hebt; wo es sich aber nicht um Verirrungen sinnlicher Leidenschaft, sondern um die gewerbmäßige Hingabe um der Existenz oder um des Gewinns willen handelt, da tritt die niedere Prosa des Lebens so störend hervor, daß dem poetischen Aufschwunge von Haus aus die Flügel gestutzt sind! Und Mosenthal hat gerade in der bereidsamen Freundin, die so realistisch aus dem pariser Leben aufgegriffen ist und den Sargen der eleganten Prostitution so meisterhaft spricht, seiner Heldin ein herabziehendes Gewicht angehängt; wir sehen zu deutlich, in welchen Kreisen diese sich bewegt hat, um nicht einer in solcher Berührung mit dem Handwerk dahinlebenden Heldin von Haus aus unsere Theilnahme zu versagen. Es ist wahr, diese „Madeleine Morel“ hat einen raschen Gang der Handlung, und der Dialog des Stückes ist weit dramatischer als derjenige in der „Pietra“ und „Isabella Orsini“; die Prosa Mosenthal's hat mehr Nerv, Frische und Leben als die Verse seiner spätern Stücke, wenn wir von der „Deborah“ absehen; aber das ganze Schauspiel bleibt doch höchst unerquicklich, und wenn uns auch die Bühne moderne Sittenbilder vorführen soll, so müssen diese doch auf dem eigenen nationalen Boden erwachsen sein. Ethnographische Studien wollen wir auf dem Theater nicht machen; wir wollen ebenso wenig chinesische wie französische Buhlerinnen, ebenso wenig einen türkischen Harem wie die pariser Closerie de Filas oder den Jardin Mabille auf unserer Scene sehen.

Joseph Weilen's Drama „Der moderne Achilleus“ ist außer am wiener Burgtheater auch am berliner Hoftheater in Scene gegangen und zwar als das erste Stück des Dichters, welches an dieser Bühne zur Aufführung kam. Der Erfolg war indess kein durchgreifender; die Appellationen an den österreichischen Patriotismus, welche in Wien zündeten, vermochten in Berlin kein Echo zu erwecken.

Der Held dieses Stückes lebt, getränkt von dem Vaterlande, an dem Hofe der ihn liebenden Königin Christine. Das Vaterland aber braucht seinen tapfern Arm, und die Intrigue des Dramas dreht sich nun darum, den modernen Achilleus wieder zum Kampfe für das Vaterland zu gewinnen. Dem österreichischen Gesandten gelingt dies nicht; er gehört zu den Diplomaten alten Schlags, die sich für übertrieben schlau halten, ohne mit Ulysses die geringste Aehnlichkeit zu besitzen. Besser gelingt dies einem wackern Rittmeister, nachdem noch ein wesentliches Hinderniß beseitigt worden ist. Montecuculi hatte einen Eid gethan, die Waffen nicht mehr zu tragen, da er mit denselben im Carrousel einen Freund getödtet hatte. Dieser Freund ist aber nicht getödtet worden, sondern nur von den Jesuiten unterschlagen, und steht zur rechten Zeit wieder von den Todten auf — eine mehr romanhafte als dramatische Verwickelung. Nicht ein gestorbener, sondern ein von den Todten wieder auferstandener Patroklus läßt also den modernen Achilleus von neuem zu den Waffen greifen. Das Drama hat einzelne interessante Scenen, welche patriotischen Schwung athmen, geht aber nicht in seiner Bedeutung über die dramatisirte Anekdote hinaus.

Albert Lindner's „Bluthochzeit“, welche bereits am berliner Belle-Alliance-Theater eine längere Reihe von Vorstellungen erlebt hatte, ging in Oldenburg, Magdeburg und auch am leipziger Stadttheater in Scene. Der Eindruck des dritten Actes erwies sich als ein dramatisch und theatralisch mächtiger, während die beiden ersten Acte an historienhafter Zersplitterung leiden, der vierte aber allzu grell gehalten ist, um das wahrhaft Tragische aus einer Fülle von Sensationsmotiven zu entbinden. Auch die Vorzüge des dritten Actes werden durch Auswüchse entstellt, die man einer blinden Shakspeareomanie auf Rechnung setzen muß. Ohne daß man gerade an einer indischen Blutscheu zu leiden braucht, wird man es doch nicht sehr appetitlich finden können, daß der Kopf des ermordeten Coligny auf die Bühne in einem Sack gebracht wird, nur um der Katharina von Medici Veranlassung zu einer Aeußerung im Stile der Römerin Fulvia zu geben. Und wenn nachher derselbe getödtete Coligny im Vollbesitze seines beiseitegeschafften Kopfes als Gespenst erscheint, so weht uns ein Hauch entgegen wie aus den Leichengrüften der Shakspeareomanie, und wir bestunen uns darauf, daß Lindner einer der eifrigsten Anhänger des „dramaturgischen Spiritismus“ ist und über den Geist des „Julius Cäsar“ eine längere Abhandlung geschrieben hat. Bei der leipziger Aufführung trat indess die Erscheinung des Coligny nur während des Schachspiels herein, nicht, wie in der Dichtung selbst angegeben ist, während der König sich am Hugenottenschießen erlustigt. Dies letztere ist so unpsychologisch wie möglich; denn ein „Gespenst“ muß sich auf unserer Bühne doch wenigstens damit legitimiren können, daß es gleichsam eine aus der erregten Seele ans Licht tretende Erscheinung ist. Doch wenn ein solcher „Geist“ ohne allen Zusammenhang mit der Gemüthsstimmung des Helden auftritt, ja im offenbaren Widerspruch zu derselben, so gehört dies mehr in das Gebiet der Geisterklopferei und Psychographie als in dasjenige der Dichtung. Solche britischen Gespenster, die gleichsam ein eigenes Leben haben und als selbständig handelnde Personen eingreifen, kann unsere moderne Bühne nicht mehr dulden.

Die Bartholomäusnacht selbst ist bisher in keinem Stücke, wenn wir von Aussenberg's „Bartholomäusnacht“ absehen, aus welcher Lindner manches entlehnt hat, mit solcher dramatischen und theatralischen Lebendigkeit inscenirt worden wie in dem Lindner'schen Trauerspiele, und es ist nicht blos das scenische Arrangement, das uns fesselt, es ist auch dramatische Steigerung in der Handlung selbst, die sich von dem tumultuarischen Hintergrunde in scharfer Beleuchtung abhebt. Namentlich ist die Wandlung im Charakter des Königs Karl IX. von eingreifender Wirkung, wie überhaupt dieser Charakter ein Cabinetsstück der Lindner'schen Muse ist. Katharina von Medici ist eine zu grelle, mehr satanische als dämonische Erscheinung, als daß der Versuch des Dichters, sie durch die Liebe zu

ihrer Tochter unserm Empfinden näher zu rücken, hätte glücken können; denn wir glauben nicht an dieses plötzlich ausleuchtende Gefühl, nachdem wir gesehen, wie die Mutter ihre Tochter nur als Werkzeug behandelt, nur für die Durchführung ihrer politischen Intriguen benützt. Margarethe selbst ist sehr rasch in ihrer Liebe und kann's gar nicht abwarten, bis Mütterchen ihren Gatten beseitigt hat, um sich einer frühern Leidenschaft ganz hinzugeben. Das ist alles auf die Spitze gestellt. Doch mit Königin Margot macht Lindner ebenso wenig Federlesens wie mit Karl IX., die er beide aus Versehen durch die eigene Mutter mittels vergifteter Kerzen umbringen läßt. Um die geschichtliche Wahrheit, die doch wenigstens in ihren Hauptdaten unerschütterlich feststehen muß, kümmert sich Lindner dabei so wenig wie bei dem Abschlusse des Trauerspiels, bei welchem er den König Heinrich III. in den Annalen der Rivo gänzlich überschlägt und Heinrich IV., ohne einen dritten Heinrich, ohne weiteres zum König krönen läßt.

Ein markiges Talent, welches die Charaktere mit kräftigen Strichen zeichnet und einzelne dramatische Situationen zu ergreifender Wirkung herausarbeitet, wird beeinträchtigt durch das verderbliche Vorbild des altbritischen Theaters, durch den Mangel einheitlicher Composition im ganzen, durch die Vorliebe für das Grelle, Crasse, Gespenstische.

Noch verderblicher zeigt sich der Einfluß der Shakspeareomanie in den Stücken von L. Klein, welche jetzt in einer sechsbändigen Gesamtausgabe erschienen sind (Leipzig, Weigel, 1871) und eine Fülle einzelner genialer Momente bei einer durchgängigen Ueberladung des Stils und der Composition zeigen. Das münchener Hoftheater machte den Versuch, das Lustspiel „Die Herzogin“ aufzuführen; doch blieb dieser Versuch ohne Erfolg, ganz wie es schon früher bei einer Aufführung des Stückes an der berliner Hofbühne der Fall war. Und doch enthält das Stück einzelne Momente von urwüchsiger Komik, aber die undurchsichtigen Führung der Intrigue, der an einzelnen Stellen bis zur Barockheit und Nachahmung der Shakspeare'schen Wortweizeleien verzerrte komische Stil lassen die Wirkung des Stückes auf der Bühne erlahmen.

Ein neues Drama von Robert Bhr: „Ein wunder Fleck“, welches am wiener Burgtheater zur Aufführung kam, zeigt uns den Verfasser geschätzter und geistreicher Romandichtungen, welcher sich früher in „Lady Gloster“ auf dem Gebiete des geschichtlichen Trauerspiels versucht hatte, jetzt bestrebt, das sociale Schauspiel anzubauen, wobei indeß das Vorbild der französischen comédie allzu sehr die Handlung und die Darstellungsweise färbte. Die Verwickelungen des ehelichen Lebens und der modernen Finanzwirtschaft bilden den geistigen Kern des Dramas, welches indeß trotz der geistreichen Behandlung im einzelnen an der wiener Burg keine Dauer fand.

Desto erfolgreicher bewährte sich ein Lustspiel von Adolf Wilbrandt: „Die Maler“, welches bereits am Anfange der Saison zur Aufführung gekommen war. Wilbrandt versteht sich auf elegante Genremalerei im Stile der Terburg und Watteau und seine Lustspiel-diction ist ebenso frisch wie fein. Sein längerer Aufenthalt in München hat ihn mit dem Malerleben vertraut gemacht, und er weiß ein Atelier mit allen seinen Inoffen und Inoffinnen und mit geschmackvollem Arrangement auf die Bühne zu bringen. Seine Erfindungen haben freilich immer einen novellistischen Zug und Zusammenhang, und ein Publikum, welches mehr auf den dramatischen Kern geht, dürfte sich auch von den mehr psychologischen Entwicklungen der „Maler“ nicht so befriedigt fühlen, wie denn auch schon frühere größere Lustspiele Wilbrandt's eine verschiedene Aufnahme an den verschiedenen Bühnen fanden. Dagegen gehören seine einactigen Stücke „Jugendliebe“ und „Unreichbar“, die ebenfalls an sehr vielen Theatern zur Aufführung gekommen sind, zu den graziosen Blättern in dem Feuilletonalbum unsers modernen Theaters.

Einen schlagenden Gegensatz gegen die Wilbrandt'schen Lustspiele bilden diejenigen von Hippolyt Schauffert, welche mehr aus dem Groben gearbeitet sind und die künstlerische Politur fast durchweg vermissen lassen. Die Neigung zum derb Volksthümlichen und Holzschnittartigen des Stiles tritt in den spätern Lustspielen dieses Autors mehr hervor als in seinem Preislustspiel „Schach dem Könige“. Sein Lustspiel „Ein Erbfolgekrieg“, welches derartige volksthümliche, ja kleinstädtische Motive in Holzschnittmanier bearbeitet, fand in Karlsruhe eine günstige Aufnahme, während es in Frankfurt vollständig Fiasco machte. Auch ein Trauerspiel des vierten Standes: „Vater Brahm“, hat Schauffert geschrieben, welches an einem berliner zweiten Theater in Scene ging.

Dieses Gebiet, welches Klein in seinem monströsen Volksstücke „Cavalier und Arbeiter“ und auch der Socialist von Schweitzer in einem neuern Drama angebaut hatte, erweist sich für die dramatische Kunst nicht geeignet. Selbst wenn wir die Bedeutung der socialen Fragen für die Gegenwart zugeben, so bewegt sich doch die dramatische Veranschaulichung derselben in einem Kreise, welcher den ungetrübten ästhetischen Genuß ausschließt. Der nackte Realismus, der sich mit der treulich abgespiegelten Lebenswahrheit begnügt, wird dies in Abrede stellen, ebenso ein Idealismus, der nicht auf poetischem Boden gewachsen ist, sondern befreiende humane und sociale Tendenzen verfolgt; aber der künstlerische kann die Noth und das Elend des Lebens, die Lumpen und Fesen und den Schmutz der Existenz nur im Contrast verwertken und niemals in den Mittelpunkt des Dramas stellen, ohne unsern ästhetischen Sinn zu beleidigen. Auch das Volk liebt derartige Volksstücke nicht; es „flieht sich selbst“ und seine Noth und sucht sie auf der Bühne nicht auf.

Von modernen bürgerlichen Lustspielen haben zwei: „Das Stiftungsfest“ von G. von Moser und „Ein Schritt vom Wege“ von Ernst Wichert, jenes auf dem Berliner Hoftheater, dieses an der Burg in Wien und in Leipzig sowie an mehreren andern Theatern einen günstigen Erfolg gehabt.

Moser's „Stiftungsfest“ hat seine Vorgeschichte, die als ein interessanter Beitrag zur Geschichte des deutschen dramatischen Ateliers betrachtet werden kann. Während in Frankreich das Zusammenarbeiten der Autoren seit langer Zeit Brauch und nach festen Normen geregelt ist, wurde in Deutschland bisher nur selten der Versuch solcher gemeinsamen Production gemacht. Bei Schöpfungen von höherm Kunstwerthe sträubt sich mit Recht der deutsche Geist gegen fabrikmäßige Arbeit, welche die Einheit des Kunststils gefährdet; doch ist nicht abzusehen, warum bei Dramen leichtern Stils, die für den Bedarf der Bühne und für vorübergehenden Genuß berechnet sind, nicht zwei sich ergänzende Begabungen an ein gemeinsames Schaffen gehen sollten; der eine hat vielleicht mehr Erfindungsgabe, der andere besitzt mehr das Talent dialogischer Durchführung; der eine weiß den ernstern Scenen Antheil zu verschaffen, der andere die komischen Lichter aufzusetzen, und so entsteht durch vereintes Wirken etwas Besseres, als jedem einzelnen zu schaffen möglich gewesen wäre. Auch Moser hatte sich mit einem andern deutschen Lustspielautor zusammengesetzt, und das „Stiftungsfest“ war die Frucht gemeinsamer Arbeit. Doch da deutsche Schriftsteller auf ihrer Eigenart zu bestehen pflegen und in Bezug auf geistiges Wirken keinerlei Selbstentäußerung und keiner Zugeständnisse fähig sind, so begab es sich, daß der andere Lustspielautor, welcher den zu Grunde liegenden Text des Dialogs verfaßt hatte, mit den Aenderungen Moser's, welcher komische Schlagwirkungen in einzelnen Scenen herauszuarbeiten suchte, die Actschlüsse zum Theil durch Knalleffecte, den letzten Act durch ein stark komisches Motiv hob, nicht einverstanden war und glaubte, das Lustspiel sei dadurch zum Schwanke herabgedrückt worden. So gab jeder seine Bearbeitung des Stoffes gesondert heraus; die Moser'sche indes eroberte im Sturm die norddeutschen Bühnen. Derselbe Stoff mit einer Menge von Scenen, die auch im Wortlaut gleich sind, und zwei verschiedene Stücke — das ist in der That eine Curiosität in den Acten deutscher Dramaturgie.

Das „Stiftungsfest“ ist aus unserm bürgerlichen und Kleinbürgerlichen Leben herausgegriffen und behandelt die heitern Verwickelungen, die sich aus der Festfeier zweier mit genauer Noth unter Einen Hut gebrachter Gesangsvereine ergeben. Am Schlusse kommt die Feier nicht einmal zu Stande — und das ist der Humor davon. Doch wir sind Augenzeugen der Verwüstungen, welche bereits die Vorbereitungen dazu im Glück der Familien angerichtet haben. Ein junges Ehepaar wird dadurch auf kurze Zeit geschieden. Die Frau schmollt mit dem Manne über seine Absicht, die Nächte hindurch fortzubleiben, und als er gar einen unangemeldeten Gast ins Haus bringt, den er als seinen Schreiber einführt, stichtet sie zu einem verwandten reichen Kaufmann. Dort ist inzwischen auch jener Gast einquartiert worden, und es entspinnt sich ein Liebesverhältniß zwischen ihm und der Tochter des Hauses, welches als die zweite Intrigue des Stückes betrachtet werden kann. Dazwischen herein spielt das Stiftungsfest selbst mit den Spießbürgern, denen seine Leitung anvertraut ist, dem berebtsamen Gesangsvereinsdiener, mit dem ein ebenso

beredsamer Gesangsfreund den vergeblichen Wettkampf um die Palme der Geschwindigkeit eingeht. Während das Fest in Dampf aufgeht, werden die Liebenden glücklich und auch das Ehepaar findet sein verlorenes Glück wieder. Bei einem etwas unmotivirten Hinundherlaufen der Personen, namentlich im letzten Act, bei einigen Trivialitäten der Erfindung und der Sprache bietet das als Schwank getaufte Lustspiel doch viel Ergößliches, einige recht drastische Genrebilder und ein paar komische Verwickelungen, die zwar theils ans Groteske streifen, theils bei frühern Lustspielbüchern, wie bei Kozzebue, schon nachgewiesen sind, doch jedenfalls sehr erheitern wirken.

„Ein Schritt vom Wege“ von Ernst Wichert beruht auf etwas gewagten Voraussetzungen, die indeß von Haus aus durch eine frische und resolute Behandlung uns annehmbarer gemacht werden. Auch liegt das Motiv des Stückes tief in der menschlichen Natur begründet, denn in jedem Sterblichen steckt etwas Abenteuerlust, die Sehnsucht nach dem Ungewöhnlichen, welches uns aus des Lebens alltäglichen Gleisen herausreißt. So begreifen wir es auch alle, wie eine junge Ehefrau auf ihrer Hochzeitsreise sich langweilt, weil die Eisenbahnfahrten, die Erlebnisse in den Hotels mit den stereotypen Oberkellnern und Bahnhofomnibus sich in ermüdender Weise wiederholen. Der Gatte will seine junge Frau nicht in so übler Laune nach Hause zurückbringen; er geht auf ihren Wunsch ein, wirft seine Legitimationen und sein Taschengeld fort — der Verwandte, der die Reiselasse hat, ist auf einen Aussichtspunkt vorausgeeilt — und abenteuer mit der Gattin in den Wald hinein. Das mag etwas leck und nicht gerade wahrscheinlich sein; aber ein wenig von dem Alltäglichen muß doch auch das Lustspiel abweichen dürfen, wenn es uns durch heitere Verwickelungen fesseln soll. Es muß ihm auch erlaubt sein, uns vorzuführen, was in einer ungewöhnlich übermüthigen Laune, selbst in einer Umwandlung von paradoxem Humor geschieht. Das junge Ehepaar wird von einem theatralisch sehr glücklich inscenirten Ungewitter überrascht; in dem benachbarten Badeorte fehlen ihm nach einem luxuriösen Frühstück die Mittel, die Rechnung zu bezahlen. Die Gattin muß ihre Gesangskunst nutzbringend anwenden und veranstaltet als Primadonna ein Concert. Der junge Fürst des Landes, der im Badeorte incognito verweilt, macht ihr lebhaft die Cour; sie geräth in allerlei misliche Verwickelungen und soll von der Badepolizei des Landes verwiesen werden. Diese Verwickelungen im letzten Acte sind matter als diejenigen der ersten und halten nicht ganz, was diese versprochen haben. Die Verhaftung des Prinzen, den man für einen Mörder hält, weil er im Besitze der von dem jungen Reisenden fortgeworfenen Briefftasche ist, bildet noch ein komisches, wenn auch auf der Spitze stehendes Intermezzo. Allerliebste ist die kleine Liebesepisode des einen Reisenden mit dem nedischen Echo. Die Lustspielmuse von Wichert hat etwas Harmloses und Frisches; sie greift irgendetwas Motiv aus dem Leben auf und behandelt es nicht ohne Gewandtheit und mit besonderer Vorliebe für das kleinstädtisch Genrebildliche. Der Dialog hat indeß wenigstens etwas Gediegenes, einen gesunden Humor, der, ohne glänzenden Witz und tiefere geistige Bedeutung, doch feinere Schattirungen nicht ausschließt. Man kann Wichert wol zur Schule von Roderich Benedix rechnen und es auch begreiflich finden, daß das wiener Preiscomité den „Narren des Glücks“ für ein Lustspiel von Benedix hielt.

Von diesem Autor selbst ist ein neues Familiengemälde: „Der Sohn der Gärtnerin“, ursprünglich, soviel uns bekannt, „Der Sohn der Hüterin“ betitelt, am Burgtheater zur Aufführung gekommen und fand eine freundliche Aufnahme, namentlich wegen der gemüthlichen Scenen und überhaupt einer das Gemüth ansprechenden Staffage. Der Held des Stückes ist ein junger Professor, dessen Mutter in Verhältnissen lebt, durch welche sie von der Gesellschaft ausgeschlossen ist. In diesem Motiv liegt der Keim zu den rührenden und edelmüthigen Entwickelungen des Stückes, welche der Dichter mit gewohnter Schlichtheit herausgearbeitet hat.

Auch das Preislustspiel des jüngstverstorbenen Theodor Gakmann: „Schwabenstreich“, ist am wiener Burgtheater sowie am Friedrich-Wilhelmstädtischen Theater zur Aufführung gekommen. Das Stück behandelt eine bekannte Anekdote in dem kernhaften Stil der Schauffert'schen Lustspiele, mit denen es eine große geistige Verwandtschaft nicht verleugnen kann; es ist Holzschnittmanier; doch reichten einige glückliche Griffe des Verfassers nicht aus zu einer dauernden Wirkung.

Ein Lustspiel „Der deutsche Krieg“ von einem anonymen Verfasser ist an mehreren deutschen Bühnen mit gutem Erfolge in Scene gegangen. Das Stück ist frisch und resolut geschrieben. Dieser deutsche Krieg wird gegen eine Stiefmutter geführt und endet mit der glücklichen Eroberung einer Geliebten. Doch ist der weibliche Hauptcharakter des Stückes von abstoßender Herbheit, welche durch keinen Zug von Humor verflücht wird; auch die Kriegsführung des Hauptmanns gegen dieselbe hat etwas Plumpes und Ungalantes, sodaß der Eindruck einzelner Situationen etwas geradezu Verletzendes hat. Eine komische Kraft ist indeß dem Verfasser bei aller Derbheit nicht abzuspreehen. Von allen Seiten war die Autorschaft des Lustspiels einem erst seit kurzem auftretenden Autor, H. Kneifel, zugeschrieben, dessen Lustspiele „Die Tochter Belial's“ und „Antirantippe“ einen ähnlichen resoluten Zug an sich tragen und das ewig Weibliche auch nicht gerade idealisiren. Diese Stücke sind besonders am Friedrich-Wilhelmstädtischen Theater in Berlin mit vielem Beifall in Scene gegangen und die Theaterblätter pfeifen sie aus als dramaturgische Großthaten der Saison.

Der durch seine stark realistischen Romane bekannte Kohlenegg, der Dichter der „Schönen Salathe“, hat am münchener Hoftheater seine Stücke „König Mammon“, „Macchiavella“ und „Geheime Mission“ zur Aufführung gebracht, Stücke, welche das fast zugreifende Naturell des Verfassers nicht verleugnen.

Auf dem Gebiete des historischen Lustspiels hat Friedrich Schütz, ein junger prager Dichter, sich mit zwei Stücken versucht, von denen das erste: „Täuschung um Täuschung“, die Kunde über die meisten deutschen Bühnen gemacht hat. Das zweite: „Cabale“, in Prag und am berliner Friedrich-Wilhelmstädtischen Theater mit gutem Erfolge in Scene gegangen ist. „Täuschung um Täuschung“ behandelt die Heirath der schönen unternehmungslustigen Elisabeth Farnese mit König Philipp IV. von Spanien; „Cabale“ die parlamentarischen und sonstigen Intriguen, die sich an das englische Cabale-Ministerium knüpfen; die antijesuitische Tendenz des ersten Stückes, sowie zahlreiche Anspielungen auf politische Zustände, die den österreichischen ähnlich sind, im zweiten Lustspiel mußten in Oesterreich selbst eine zündende Wirkung hervorbringen, die allerdings auf norddeutschen Bühnen viel von ihrer Intensität verlor.

Die Aneignungen altenglischer und neufranzösischer Dramatik, welche für unsere jetzige theatralische Epoche charakteristisch sind, nehmen auch in dieser Saison einen breiten Raum auf unserer Bühne ein. Namentlich von Shakspeare sucht man auch Dramen, die bisher von unsern Theaterwirkungen ausgeschlossen schienen, der deutschen Bühne zu erobern. „Rödig Johann“, eine Historie, welche als der Prolog des eigentlichen Histo-riencyklus von diesem durch eine größere Epoche getrennt ist und deshalb bei zusammenhängenden Aufführungen der Shakspeare'schen Historien ausgeschlossen bliebe, ging in einer Bearbeitung des Freiherrn von Loën in Weimar und Leipzig in Scene. Obgleich das Stück den Charakter einer Historie, das heißt der dramatisirten Chronik nicht verleugnet, so darf es doch vor „Heinrich V.“ und „Heinrich VI.“ den Vorzug in Anspruch nehmen, daß es nicht nur in dem Bastard Faulconbridge einen der genialsten Humoristen Shakspeare's besitzt, sondern auch in den Scenen zwischen Humbert und Arthur Situationen, welche das Gemüth ergreifen, was bei den großen pomphaft vorüberrauschenden Hof- und Staatsactionen weniger der Fall ist. „Maß für Maß“ ist seinem Grundgedanken nach eins der tiefstinnigsten Shakspeare'schen Lustspiele; aber in seiner ursprünglichen Gestalt, da es mit den Lizenzen der altbritischen Bühne überreich ausgestattet ist, für unser Theater nicht annehmbar. Das Missliche ist nur, daß eine Bearbeitung, welche die überwuchernden Ranken abschneidet, wie diejenige von Gisbert Freiherrn von Vincke, die ebenfalls in Weimar und Leipzig gegeben wurde, zugleich mit den üppigen Auswüchsen des Humors auch seine ursprüngliche Vollkraft beseitigt. So ist namentlich der Charakter des Lucio in der Bearbeitung nur ein bloßer Schatten seines lebensvollen Urbildes geworden. Auch die Verwickelung oder vielmehr ihre Lösung ist durch die Vincke'sche Bearbeitung wesentlich abgeschwächt.

Alle diese Versuche werfen keinen dauernden Gewinn für unsere Bühne ab, die nur in der eigenen Zeit und dem eigenen Volke die starken Wurzeln ihrer Kraft findet. Nur die wahrhaft großen Productionen eines Genius, der vergangenen Zeiten und einem an-

dem Volke angehört, Productionen, die gleichsam mit hochragendem Wipfel sich über all das Unterholz der gleichzeitigen Cultur zu menschheitlicher Bedeutung erheben, können sich auf unserer Bühne einbürgern. Der Procentsatz, den die Shakspeare'schen Stücke hierfür beisteuern können, wird aber gegenwärtig sehr überschätzt.

Ein Versuch, den Friedrich Haase in Leipzig machte, auch in Deutschland die glänzenden Ausstattungen einzuführen, welche die londoner Theater an Shakspeare'sche Stücke wenden, um sie zu Zugstücken für die Masse zu machen, verdient jedenfalls Beachtung; denn einmal ist die goldene Schale ein nicht geringzuschätzendes Anlockungsmittel für den Genuß des goldenen Kerns; dann aber ist in der That nicht abzusehen, warum unsere Bühne, welche das Publikum durch die glänzendsten Operausstattungen verwöhnt hat, das Schauspiel immer als Aschenbrödel behandeln und unsere classischen Stücke mit den abgebrauchtesten, oft ganz unpassenden Decorationen in Scene gehen lassen soll „Der Kaufmann von Venedig“, in welchem Friedrich Haase selbst mit markiger Auffassung den Shylock spielte und der mit solcher brillanten, dem englischen Princestheater nachgebildeten Ausstattung in Scene ging, bewährte sich nicht nur als nachhaltiges Zugstück, sondern er gab uns auch ein Bild des venetianischen Lebens und der geschmackvollen Pracht in den Gemächern der reichen Erbin Portia, welches das Drama bei weitem lebendiger als frühere Aufführungen unserer Phantasie einprägte, ohne seinen eigentlichen Kern zu gefährden. Wir nehmen von diesem Lobe nur die Introductionsscenen aus, in denen das Volksleben des Markusplatzes zum Theil durch fremdartige, von der Handlung selbst abliegende Bilder illustriert war, wie das vorüberziehende Militär u. dgl. m.

Am dessauer Hoftheater, welches unter Leitung des Hrn. von Normann eine künstlerische Tendenz behauptet, gingen zwei Bearbeitungen der Shakspeare'schen Dramen von Wilhelm Döschelhäuser, deren Verdienste in der berechtigten Kühnheit der Aneignungen und Kürzungen wir bereits anerkannt haben, „Hamlet“ und „Wie es Euch gefällt“, mit günstigem Erfolg in Scene.

Das neufranzösische Drama inspirirt unsere Dramatiker nicht bloß zu „Marions“ und „Madeleine Morels“, auch die Uebersetzungen desselben folgen den Originalen auf dem Fuße nach und finden namentlich an den Bühnen der Hauptstädte bereitwilliges Entgegenkommen. Die pariser Theater haben sich von der doppelten Katastrophe der deutschen Belagerung und des Communistenaufstandes wieder erholt, und wie die leichtfüßigen Cocottes unter der Republik des Hrn. Thiers ebenso fleißig das Asphaltpflaster der Boulevards treten wie unter dem second empire, und als friedliche Petroleumsen die Sinne der flottirenden Bevölkerung der Weltstadt entzündend, so gehen auch ces dames ihren alten Train auf dem Theater. Zwar erscheinen auch satirische Zeitstücke, wie „Rabagas“ von Victorien Sardou, welches die terroristische Wirthschaft Gambetta's verspottet und am Vaudevilletheater zu den verschiedensten Demonstrationen führte; doch das sind nur Ausnahmen von der Regel. Die „Fernande“ von demselben Autor, ein Drama, in welchem auch dieser scharfe Satiriker der sentimentalen Maitressen- und Ehebruchsdramatik huldigt, erlebt am wiener Carl-Theater und am berliner Residenztheater eine lange Reihe von Vorstellungen, und des jüngern Dumas „Princesse Georges“, ein Stück mit den bekanntesten ehelichen und außerehelichen Conflicten des neuen Frankreich, denen der Geist heiterer und kecker Liederlichkeit und ihrer Lebensfrische fehlt und in denen mehr Ragenjammer als Kausch zu finden ist, hat in Wien auf dem Carl-Theater sich eingebürgert, während auch die Hauptnovität des Théâtre français: „Christiane“ von Gou-dinet, durch eine Uebersetzung von Mauthner den deutschen Bühnen angeeignet werden soll.

Gewiß, eine nationale Engherzigkeit darf man uns Deutschen nicht zum Vorwurf machen; denn während die französischen Akademien die deutschen Gelehrten aus ihrer Mitte austossen und die deutsche Wissenschaft in Bann thun, beeifern sich nach wie vor die deutschen Theater, französische Sittengemälde oft von sehr untergeordnetem künstlerischem und geistigem Werthe ihrem Publikum vorzuführen.

Heinrich Laube hat eine Schrift: „Das norddeutsche Theater“ (Leipzig 1872) erscheinen lassen, welche hinter seiner Schrift über das wiener Burgtheater wesentlich zurücksteht. Beide sind zwar der persönlichen Verherrlichung ihres Autors in gleicher

Weise gewidmet; aber die langjährige Direction des wiener Burgtheaters gab dem Autor wenigstens ein Recht, sich einigermaßen mit dem von ihm geschilderten Kunstinstitut zu identificiren, während der einjährige, verunglückte Abstecker auf das Gebiet des norddeutschen Theaters ihn unmöglich in den Mittelpunkt desselben rücken konnte, so krampfhaft er und seine Freunde auch bestrebt waren, ihm die führende Stellung auch für die norddeutsche Bühne zu sichern. Das Werk enthält in seiner ersten Hälfte ziemlich oberflächliche Plaudereien über das ältere hamburger und berliner Theater, über Schröder und Pfand, Ludwig Devrient, Eduard Devrient, über das weimarische Theater unter Goethe's und Schiller's Leitung, Tieck, Immermann u. s. f. Wie leichtfertig bisweilen die thatsächlichen Angaben sind, beweist z. B. die irrtümliche Mittheilung, nach *Waisons* Tod habe die früher sorgsam verweigerte, jetzt doch bewilligte Errichtung eines Concurrnztheaters dem berühmten hamburger Stadttheater den Todesstoß gegeben, während doch das *Thalia*-theater schon früher bestand und *Waison* bei Lebzeiten durch seine Concurrnz manche trübe Stunde bereitete; wie flüchtig und ungleich aber die Behandlungsweise *Laube's* ist, geht wol daraus hervor, daß die mehr als zwanzigjährige Intendanz *Hüllens* mit drei Seilen und mit dem Gesammturtheil erledigt wird: „Das Schauspiel gilt für verfallen.“

Damit steht in erheiterndem Widerspruch die grenzenlose Ausführlichkeit, mit welcher *Laube* seine eigene einjährige Theaterleitung in Leipzig schildert und die Aufführung nicht nur jedes neuen, sondern auch jedes alten classischen Stückes als ein Ereigniß von epochemachender Wichtigkeit hinstellt. Einige Aufführungen verdienen das nirgends zu farg gemessene Selbstlob *Laube's*, einige Salonlustspiele, einige größere Trauerspiele, wie „*Demetrius*“, „*Julius Cäsar*“, „*Die Makkabäer*“, „*Coriolan*“ wurden lobenswerth inscenirt, wie auch die Kritik anerkannte, und zeugten von ebenso viel Fleiß wie feinem Verständniß. Doch eine große Zahl namentlich Schiller'scher Stücke: „*Die Jungfrau von Orleans*“, „*Fiesco*“, „*Don Carlos*“ u. a. gaben ebenso Beispiele des total Verfehlten, sowol was die Einrichtung als was die Besetzung beweist, und die eigensinnige falsche Besetzung der Rollen nahm von Tag zu Tag zu, bis zuletzt eine einzige, nur für den Salontont begabte Schauspielerin die tragischen Liebhaberinnen, die Anstandsdamen und gelegentlich auch die Soubretten spielte, an einem Tage als *Picarde* in „*Kurmärker und Picarde*“, tags darauf als *Lady Milfort*, dann als *Isabella Orsini* auftrat. Ueber diese verfehlten Aufführungen deckt der Autor den Mantel der christlichen Liebe, während doch eine Dramaturgie nur dann lehrreich sein kann, wenn sie auch aus den Irrthümern für sich und andere Nutzen zieht.

Die Darstellung geht aber zu einer vollständigen oratio pro domo und Entstellung der Thatfachen über, wo sie die Katastrophen schildert, welche den Sturz des *Laube'schen* Régime herbeiführte. Ueber die Ursachen derselben tappt der Verfasser entweder selbst im Dunkeln, oder er hält es für besser, ihren Zusammenhang zu verschleiern. Kein Wort über die grenzenlose Reclame, über die gehässigen Angriffe gegen alle, welche nicht unbedingt in das Horn der *Clique* stießen, über die Intriguen, eine selbständige Kritik zu beseitigen, über die schreienden Mißstände, die mit dem Amte eines Vortragsmeisters verknüpft waren! Was aber die Verhandlungen mit dem Rathe selbst betrifft, so sind Briefe und Actenstücke genug vorhanden, die höchst einseitige Färbung der *Laube'schen* Darstellung und ihre thatsächlichen Unrichtigkeiten nachzuweisen. Je annehmbarer der Zusammenhang in der kunstvollen Zurechtückung dieser Darstellung dem Leser erscheint, je eifriger die literarische *Coterie*, welche hier *Laube* zur Seite stand, jetzt in der Anpreisung dieser Musterschrift über die leipziger Musterbühne ist, desto mehr muß davor gewarnt werden, in diesem Werke einen wahrheitsgemäßen Beitrag zur deutschen Theatergeschichte zu sehen. Sie ist höchstens psychologisch interessant als Beispiel merkwürdiger Selbsttäuschung, und enthält neben einzelnen dramaturgischen Beobachtungen, die von intimer Kenntniß des Theaters zeugen, viel oberflächlich Gedachtes, Einseitiges und Gehässiges.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brodhäus. — Druck und Verlag von F. A. Brodhäus in Leipzig.

# Das Königreich Italien.

Von

Otto Speyer.

II.

Die Vorgeschichte des Krieges von 1866.

Ehe wir es versuchen, dem Leser die Entstehungsgeschichte des Krieges von 1866, soweit dieselbe auf Italien Bezug hat, vorzuführen, und eine Skizze der verwickeltesten diplomatischen Verhandlungen und Intriguen zu zeichnen, welche dem Ausbruche der Feindseligkeiten vorangingen, müssen wir einen Blick auf das Verhältniß des Königreiches zu den nächstbetheiligten Staaten werfen, wie sich dasselbe im Laufe der letzten Jahre entwickelt hatte.

Dem großen nördlichen Nachbarstaate war das neue Königreich seit 1859 nicht um ein Haar breit näher gekommen. Oesterreich weigerte standhaft seine Anerkennung; vielleicht eine thörichte Hartnäckigkeit, jedoch erklärlich und entschuldbar durch das Bewußtsein, daß auch dies Opfer der Selbstüberwindung nicht vermocht haben würde, ein freundschaftlicheres Verhältniß zu Italien anzubahnen, solange es Venetien nicht entsagen wollte. In der That betrachteten beide Mächte den Züricher Frieden nur als einen Waffenstillstand; die eine die Gelegenheit zur Rache und Wiedereroberung, die andere zur Vervollständigung des Nationalstaates erwartend. Selbst die Verhandlungen, welche zum Theil durch die Vermittelung befreundeter Mächte geführt wurden, um dem fast unerträglichen Zustande des Grenzverkehrs in Provinzen, welche durch Natur und Geschichte dieselben Interessen hatten, ein Ende zu machen, blieben resultatlos; ja, als Oesterreich sich endlich erbot, den Handelsvertrag, den es 1857 mit Sardinien geschlossen hatte, auf ganz Italien auszudehnen, weigerte sich die italienische Regierung, ein solches Anerbieten von einer Macht anzunehmen, die nicht einmal direct, sondern nur durch die Vermittelung eines Dritten (Frankreichs) mit ihr verhandeln wollte, um jeden Schein zu vermeiden, die neuen Zustände in Italien auch nur *de facto* anzuerkennen.

Wir haben gesehen, daß ein Theil der kleinen deutschen Bundesstaaten sich nach und nach entschlossen hatte, trotz schwerer legitimistischer Bedenken dem Beispiele der vier Großmächte zu folgen und Vertreter bei dem Könige von Italien zu beglaubigen. Im December 1865 thaten auch die Könige von Sachsen und Baiern den sauern Schritt. Sie konnten damals eben noch den Anschein eines freiwilligen Entschlusses retten. Denn nachdem Preußen wahrscheinlich dem österreichischen Bündniß zu Gefallen im Sommer

1864 die Verhandlungen wegen eines Zoll- und Handelsvertrages mit Italien hatte fallen lassen, knüpfte es dieselben ein Jahr später wieder an. Italien stellte die officielle Anerkennung seitens aller Betheiligten als nothwendige diplomatische Folgerung hin, gab aber schließlich zu, daß der Vertrag vorläufig und auf Widerruf, auch ohne daß dieselbe ausgesprochen sei, in Kraft treten solle. Sachsen und Baiern warteten die Ratification (Februar 1866) nicht ab; die Souveräne von Hannover, Kurhessen und Nassau haben dagegen den Ruhm, den Usurpator in Florenz niemals anerkannt zu haben, mit sich ins Exil genommen.

Auch Preußen hatte, wie früher erwähnt, als es sich endlich zur Anerkennung entschloß, formale Garantien, zumal gegen einen Eroberungskrieg um Venetien, fordern zu müssen geglaubt, um sich Oesterreich gegenüber entschuldigend darauf berufen. Dafür hatte es von Rechberg hören müssen, daß diese formalen Garantien das Papier nicht werth wären, auf das sie geschrieben seien. Hätte Bismarck schon damals am Staatsruder gesessen, so würde es „der lehrreichen Erfahrung, daß es sich künftig von ähnlichen Rücksichten auf Oesterreich dispensiren könne“, für Preußen nicht erst bedurft haben, und Cavour wäre die erbauliche politische Moralpredigt erspart worden, die ihm Schlei- nitz zu hören gab und die den großen italienischen Staatsmann zu der Bemerkung veranlaßte, daß Preußen Italien bereinst noch für das gegebene Beispiel Dank wissen werde. Aber das Verhängniß wollte nicht, daß die beiden genialsten und kühnsten Staatsmänner des Jahrhunderts zugleich auf dem Welttheater aufzutreten sollten.

In Italien erhielt man bald ein deutliches Zeichen, daß seit dem Ministerwechsel vom 23. Sept. 1862 ein anderer Wind im Auswärtigen Amte zu Berlin wehe. Im December desselben Jahres kam der Gesandte am preussischen Hofe, de Launay, eigens nach Turin, um seiner Regierung von seiten Bismarck's die Frage vorzulegen, welche Haltung sie im Falle eines preussisch-österreichischen Krieges einnehmen würde. Die Antwort lautete, jeder Feind Oesterreichs sei der natürliche Allirte Italiens.\*) Die Sache hatte damals weiter keine Folgen; die Anfrage war nur ein Fühler gewesen, und die Schwierigkeiten, denen Bismarck auf dem Wege zu seinem Ziele begegnete, erwiesen sich größer, als er selbst vorausgesehen hatte. Hätte Cavour noch die Geschichte Italiens geleitet, so würde vermuthlich ein rasches Einverständniß zwischen beiden Staatsmännern ein dauerndes Freundschaftsverhältniß zwischen beiden Ländern herbeigeführt haben. Von seinen Nachfolgern besaß nur Ricasoli seinen Sinn für Würde und Unabhängigkeit auch Frankreich gegenüber, keiner aber hatte Freiheit des Blickes, Großartigkeit der Auffassung, Selbstlosigkeit und Popularität genug, um sich über das landläufige Gerede von der Zusammengehörigkeit der romanischen Nationen, von der uneigennütigen Freundschaft des französischen Volkes hinwegzusetzen. Trotz aller alten und neuesten Erfahrungen spukte dieser Aberglaube damals und spukt er noch bis auf den heutigen Tag in den Köpfen der meisten italienischen Staatsmänner und zumal in den Reihen der dormaligen parlamentarischen Majorität. Was bei Cavour nur Mittel zum Zweck, nur eine unvermeidliche, aber vorübergehende Phase seiner Politik gewesen war, das kostspielige und wenig ehrenvolle Bündniß mit Frankreich, wurde bei ihnen zum Glaubensartikel. „Ein Bündniß Italiens mit Preußen gegen Oesterreich und Frankreich zugleich würde ihnen selbst im unwahrscheinlichen Falle des Sieges die gefährliche Nachbarschaft eines neuen Heiligen Römischen Reiches bringen!“\*\*) Freilich war auch der König selbst ein begeisterter Verehrer Louis Napoleon's und schwur auf die Worte des Meisters. Seine Briefe an den

\*) Vgl. R. Bonghi, „L'alleanza prussiana e l'acquisto del Veneto“ (Nuova antologia 1869), S. 77.

\*\*) Vgl. Jacini, „Due anni di politica italiana (3. Aufl., Mailand 1868), S. 169.

Kaiser der Franzosen, welche die Ereignisse des vergangenen Jahres aus den geheimen Schatzbüchern des Tuileriencabinetes zu Tage gefördert haben, geben uns ein Bild seiner Abhängigkeit von dem hohen Protector an der Seine.

Und wie in Bezug auf das französische Bündniß, so äßten Cavour's Nachfolger den großen Meister auch in andern Dingen gedanken- und verständnißlos nach. Wie Cavour den Krimkrieg benutzt hatte, um Sardinien in das Concert der europäischen Großmächte eintreten zu lassen und für Italiens Klagen von ganz Europa Gehör zu erzwingen, so glaubten sie nun, in jeder europäischen Complication ein Mittel zur Erwerbung Venetiens entdeckt zu haben. In der thörichten Voraussetzung, Frankreich werde den Polen zu Liebe sich in einen Krieg mit Rußland stürzen, sahen wir sie sich mit ihren Protesten gegen das Verfahren der russischen Regierung gegen ihre empörten Unterthanen ohne allen Nutzen der Gefahr aussetzen, sich den nordischen Roloß zum bittersten Feinde zu machen.\*) Nachdem das Project sich als eine Fehlgeburt erwiesen hatte, vertröstete Napoleon seine Schutzbefohlenen mit einem nahen Kriege zwischen Oesterreich und Preußen um die Suprematie in Deutschland. Als die Allianz der deutschen Großmächte gegen Dänemark auch diese Hoffnung vorläufig zu Schanden gemacht hatte, gedachte die italienische Regierung gemeinsam mit den Westmächten in den Krieg zu ziehen, um das „kleine heldenmüthige Dänemark“ in seinem Kampfe gegen die beiden großen Bergewaltiger und Räuber zu unterstützen. Wurde Oesterreich besiegt, so konnte ihr ja Venetien nicht entgehen. Aber wiederum hatten diese kurzfristigen Politiker, welche stets glaubten was sie wünschten, ihre Berechnungen auf Sand gebaut. Keine der beiden Westmächte traute der andern; keine hatte im Grunde Lust, um Dänemarks willen einen europäischen Brand zu entzünden.

Und doch wollte und — mußte man Venetien haben. Die durch die Septemberconvention und die Verlegung der Hauptstadt geschaffene Lage drängte auf einen großen Erfolg der äußern Politik, wenn man nicht die bedenklichsten Zustände im Innern gewärtigen wollte. Die Versöhnung zwischen dem Könige und seiner alten Hauptstadt war nur eine oberflächliche gewesen; Piemont selbst, der Kern des italienischen Gesamtstaates, drohte statt einer Hauptstütze ein Element der Auflösung für das neue Königreich zu werden. Der größte Theil der piemontesischen Abgeordneten ging ins Lager der Opposition über, die sogenannte Permanente bildend; San-Martino reichte Crispi und Moradini die Hand. Nur in engen Grenzen und für bestimmte Fälle versprachen sie dem Ministerium Lamarmora, das zumeist aus der Kleinen, der Majorität treu gebliebenen Phalanx der piemontesischen Deputirten gebildet war, ihre Unterstützung.

Ein Krieg war für den Augenblick nicht zu denken; ohne Allirte wäre er mehr als eine Verlegenheit, er wäre eine Thorheit gewesen. Lamarmora, klug, vorsichtig, jedem Kühnen und gewagten Schritte abhold und obwol Soldat von Beruf, doch durchaus kein Freund des Krieges, wandte sich an England und Frankreich, um durch die Vermittelung dieser Mächte Oesterreich zu bewegen, ihm die streitige Landschaft für einen beliebigen Preis zu verkaufen. Trotz der traurigen Finanzlage wußte er oder glaubte er doch zu wissen, daß das italienische Volk jedes Opfer bringen werde, um den Bau seiner nationalen Einheit zu vollenden. Seine Hoffnung auf das Gelingen dieses Planes war so groß, daß er sie in einer Rede im Parlament am 12. Nov. 1865 öffentlich aussprach. Wenige Tage nachher wurde ihm von Paris aus notificirt, Oesterreich betrachte den vor-

\*) Chiara („Cenni storici sui preliminari della guerra del 1866 etc.“) behauptet (I, 23): Napoleon habe Oesterreich ein Bündniß gegen Rußland für die Wiederherstellung Polens angeboten; Oesterreich habe sich aber geweigert, weil die Abtretung Venetiens an Italien dabei verlangt worden sei!

geschlagenen Handel seiner militärischen Ehre zuwiderlaufend und weigerte sich deshalb standhaft ihn abzuschließen.

So wurden, wenn auch weder Lamarmora noch Napoleon die Hoffnung aufgaben, Oesterreich umzustimmen, die Verhandlungen für den Augenblick abgebrochen, und die preussischen Gesandten, Brasster de Saint-Simon und sein Nachfolger Ufedom, die in Bismarck's Auftrage nicht müde wurden, Italien auf die unferne Eventualität eines preussischen Bündnisses hinzuweisen, fanden wieder ein geneigtes Ohr. Denn die Allianz zwischen den beiden deutschen Großmächten, welche der wohlunterrichtete italienische Gesandte de Launay seiner Regierung von vornherein nur als eine vorübergehende Episode bezeichnet hatte, verkehrte sich nach errungenem Siege und abgeschlossenen Frieden in bitterem Hader. Im Sommer 1865 hatten sich die Gegensätze in dem gemeinsam verwalteten Schleswig-Holstein wie am Sitze des Bundestages bereits so verschärft, daß Bismarck zu Anfang August durch Ufedom die Anfrage von 1862 in Florenz erneuern ließ, diesmal jedoch mit der bestimmten Hindeutung auf eine nahe Eventualität. Die Antwort lautete natürlich im allgemeinen günstig; nur verlangte man nähere Auskunft und bestimmtere Daten, ehe man sich auf feste Versprechungen einlassen könne, und behielt sich vor, den Kaiser von Frankreich vorher zu sondiren. Lamarmora zog seinen Freund und Kriegsminister General Petitti ins Vertrauen und schickte Generalstabsoffiziere an den Mincio, um die Streitkräfte Oesterreichs in Italien sowie einen geeigneten Angriffsplan zu studiren. Schon wurden die Mobilmachungspläne im Ministerium vorbereitet, da kam statt der erwarteten Allianzbedingungen wie ein Blitzstrahl aus heiterem Himmel die Kunde von der Convention von Gastein.

Wir wissen jetzt, daß die Convention von Gastein für Bismarck ebenso gut ein un-toward event war wie für die italienische Regierung. Wenn er seine Zustimmung zu diesem aus andern Sphären stammenden Nachwerk gab und am Ruder blieb, so geschah es wol nur in der festen Voraussetzung, daß die Veröhnung nicht von Dauer sein könne und werde, während auch Oesterreich nur durch seine verzweifelten innern Zustände nach Schmerling's Dimission zu einem Abkommen genöthigt wurde, das seine Bundesgenossen in Frankfurt arg vor den Kopf stoßen mußte.

Bei der italienischen Regierung und in den eingeweihten parlamentarischen Kreisen in Florenz erregte die Nachricht den heftigsten Unwillen. Gab es doch Leute, welche behaupteten, Preußen habe sich der italienischen Zusage nur bedienen wollen, um Oesterreich dadurch zu größern Concessionen zu veranlassen. Man ließ den Gedanken an ein Bündniß mit einer so unzuverlässigen Regierung für jetzt wenigstens gänzlich fallen, und Lamarmora knüpfte abermals im Einverständnisse mit den Westmächten neue Verhandlungen über den Ankauf Venetiens in Wien an. Da die Verhältnisse keinen directen diplomatischen Verkehr gestatteten, so wurde ein in Wien bekannter und nicht einflußloser Mann\*), der modeneseische Graf Melaguzzi, in geheimer Mission nach der östereichischen Hauptstadt gesandt.\*\*\*) Vergeblich beklagte sich Bismarck über das einseitige Vorgehen Italiens; Lamarmora erklärte, daß sich die italienische Regierung durch die Gasteiner Convention jeder etwaigen Verpflichtung gegen Preußen entbunden halte.

Melaguzzi erkaufte einige günstige Artikel der Presse und konnte sich überzeugen, daß viele tüchtige Politiker dem Project geneigt waren; in den maßgebenden Kreisen aber

\*) Persona che vi teneva non poca aderenza (Sacini, a. a. O., S. 142).

\*\*\*) Julian Klaczo („Préliminaires de Sadowa“; „Revue des deux Mondes“, September 1868, S. 517) nennt fälschlich den Agenten des Hauses Rothschild in Florenz, Landau, der im April 1866, nach Abschluß des Bündnißvertrages mit Preußen, in gleicher Weise in Wien thätig war, mit Vorwissen, aber wie Chiala (a. a. O., I, 147) behauptet, ohne Zustimmung der italienischen Regierung.

trat ihm noch immer das non possumus der militärischen Ehre entgegen. In einer Circularnote, die Lamarmora am 25. Nov. an die italienischen Gesandten an den europäischen Höfen über das Verhältniß zu Oesterreich richtete, und in der wir schon Spuren der erst im folgenden Frühlinge officiell hervortretenden Congressidee finden, deutete er, an die gescheiterten Verhandlungen wegen der Erleichterung des Grenzverkehrs und Wiederaufnahme der diplomatischen Beziehungen anknüpfend, das negative Resultat seiner Bemühungen und dessen mögliche Folgen an, indem er die Verantwortlichkeit für dieselben Oesterreich allein zuschob.

Inzwischen hatte sich die Lage in Deutschland abermals geändert. Die Vorlage des Vertrags von Gastein in Frankfurt war die letzte gemeinsame Action der beiden Großmächte. Im October erfolgte das Gutachten der preussischen Kronjuristen, welches sich gegen das augustenburgische Erbrecht in den Herzogthümern aussprach. Preußen konnte nun offener vorgehen. Schleswig, dessen Administration ihm durch den Vertrag von Gastein zugefallen war, wurde von Manteuffel schon fast wie eine preussische Provinz betrachtet und regiert. In seiner Note vom 26. Jan. 1866 erklärte Bismarck die Duldung des Erbprinzen von Augustenburg und die für ihn demonstrierenden Volksversammlungen für ein entschieden aggressives Verfahren von österreichischer Seite: Preußen verlange endlich klar zu sehen, ob Oesterreich die Gasteiner Puntationen halten und den Schmähungen Preußens und der Schädigung des monarchischen Princips in Holstein ein Ende machen wolle oder nicht; eine verneinende oder ausweichende Antwort werde als ein Zurücktreten von dem Gasteiner Vertrage und der Allianz überhaupt gelten müssen. Auf die in versöhnlichem Tone gehaltene Abweisung der preussischen Ansprüche in der österreichischen Antwortnote vom 7. Febr. erklärte Bismarck den vorgesehenen Fall für eingetreten, Bündniß und Vertrag also für gelöst.

Damit war die Brücke zu weitem Verständigungen abgebrochen, der von dem Leiter der preussischen Politik längst vorhergesehene und ersehnte Kriegsfall virtualiter gegeben. Da er der wohlwollenden Neutralität der übrigen Großmächte, zumal Frankreichs versichert war, kam es ihm nun vor allem darauf an, das Bündniß mit Italien zum Abschlusse zu bringen. Schon im Laufe des Herbstes und Winters hatte die preussische Regierung die Verhandlungen wegen des Handelstractats benutzt, um freundschaftliche Beziehungen mit Italien anzuknüpfen, und gab Mitte Februar 1866 gleichzeitig mit der Ratification des Vertrages ihren Wunsch zu erkennen, die politischen Unterhandlungen wieder aufzunehmen. Aber Lamarmora traute Preußen nicht mehr und hatte überhaupt wenig Lust zum Kriege. Dazu kam ein neues abenteuerliches Project, zu dem der italienische Ministerpräsident die Idee vermuthlich aus Balbo's „Speranze d'Italia“ von 1845 geschöpft hatte. \*) Die in Bukarest ausgebrochene Revolution, welche den Fürsten Cusa stürzte, brachte ihn auf den Gedanken, Oesterreich die Donaufürstenthümer in die Hände zu spielen, um dafür die Abtretung Venetiens zu erlangen. Aber in Wien und London suchte man die Achseln über diese geniale Idee. \*\*) Da kam (eben zu rechter Zeit) ein neuer und bestimmter gefaßter Vorschlag von preussischer Seite. Am 1. März, dem Tage nach dem großen Ministerrathe in Berlin, dem auch der preussische Gesandte am Tuilerienhofe, Graf von der Goltz, beigewohnt hatte, übermittelte der letztere dem italienischen Gesandten

\*) D. h. wie es in einem satirischen Gedichte jener Tage hieß:

Che dai Tedeschi lurchi

Liberar non ci possono che i Turchi.

\*\*) Die Italiener behaupten (Chiala, a. a. O., I, 97), Napoleon habe sich günstig über das Project ausgesprochen, auch in London, Wien und Petersburg sich dafür verwandt, aber ohne Erfolg.

in Paris die Aufforderung an seine Regierung, einen Mann nach Berlin zu schicken, der in der Kriegskunst erfahren sei, um über gewisse wichtige Punkte Vereinbarungen zu treffen und einem eventuellen Uebereinkommen eine feste Form zu geben.

So wenig Neigung von vornherein bei dem italienischen Cabinet für das preussische Bündniß vorhanden sein mochte, so willkommen mußte ihm doch diese Botschaft erscheinen. Denn die Staatszustände und die Lage des Ministeriums Lamarmora waren dergestalt, daß schon zu Anfang des Jahres der Minister der öffentlichen Arbeiten einen erfolgreichen Krieg um die Erwerbung Venetiens als den einzig möglichen Ausweg aus der Klemme bezeichnet hatte. \*)

Wir haben gesehen, unter welchen Auspicien die Parlamentswahlen von 1865 in Scene gingen. Die Septemberconvention, die Verlegung der Hauptstadt, der scheinbare und wenigstens temporär tatsächliche Verzicht auf Rom, die Herrschaft einer allzu engherzigen Majorität, das stets wachsende Deficit, an dem die Künste von fünf Finanzministern mit oder ohne ihre Schuld gescheitert waren, die drückende ungewohnte Einkommen-, die tiefverhaßte Mahlsteuer, das geringe Vertrauen auf die Personen der Minister, der ganz natürliche Rückschlag, welchen die Nichterfüllung übertriebener Hoffnungen auf dem geistigen wie materiellen Gebiete in dem leicht erregbaren und leicht verzweifelnden italienischen Volke erzeugt hatte: alles das zusammen hatte eine fast allgemeine Unzufriedenheit mit dem bisherigen Gange der Dinge auf der ganzen Halbinsel hervorgerufen. Allerdings war auch die Linke die einzige Fraction, welche einige Mühsamkeit bei den Wahlen entwickelte; im allgemeinen herrschte eine allgemeine Theilnahmlosigkeit. Das Resultat war eine Kammer, in welcher die vereinigten Oppositionsparteien der Rechten und Linken der alten Majorität, aus der die Regierung hervorgegangen, überlegen waren.

Allerdings war die Opposition nur in der Negative fürchtbar. Das *connubio* zwischen der conservativen Permanenten und der radicalen Linken konnte keine regierungsfähige Partei erzeugen. Das erste italienische Parlament war, wie man übrigens auch über seine politischen Leistungen urtheilen möge, aus den bedeutendsten und edelsten Männern der Halbinsel zusammengesetzt gewesen, eine wahre Blüte der Nation; von dem zweiten ließ sich weder in intellectueller noch in moralischer Hinsicht das Gleiche behaupten. „Sitziger ungeduldiger Eifer, der alles anders machen will, sehr wenig besser zu machen versteht, war die Signatur der neuen parlamentarischen Masse.“ Das Programm der Linken enthielt außerdem einen innern Widerspruch: Einschränkung der Staatsausgaben, Ermäßigung der Steuerlast und energische Inangriffnahme der römischen und venetianischen Frage.

Die allgemeinen Phrasen der Thronrede, mit welcher Victor Emanuel am 18. Nov., von dem choleraheimgesuchten Neapel zurückkehrend, das Parlament eröffnete, befriedigten wenig. Statt eine bestimmte Aussicht auf eine nahe Vervollständigung des Nationalstaates zu eröffnen, sprach sie von der sich erfüllenden Zeit und der unwiderstehlichen Gewalt der Ereignisse, welche die Streitfragen zwischen dem Königreiche und dem Papstthume lösen würden. Auf Venetien ließen sich zwei Stellen deuten, welche ebenfalls wenig geeignet waren, die Temperatur in der Kammer zu erhöhen. „Die Zukunft steht in Gottes Hand. Wenn für die Vollendung der Geschicke neue Prüfungen kommen sollten, bin ich gewiß, daß seine tapfern Söhne sich noch einmal um mich scharen würden . . . falls aber die moralische Macht der Civilisation das zu hindern vermöge, so würde der weise Verstand der Nation nicht verfehlen, sich das zu Nutzen zu machen“

\*) Vgl. Jacini, a. a. O., S. 100.

— d. h. Venedig zu kaufen. Wo aber die Mittel dazu herkommen oder wie den zerstückelten Finanzen überhaupt wieder auf die Beine geholfen werden sollte, blieb ein Geheimniß. Die Sündentum auf die mit einer Reihe europäischer Staaten geschlossenen Handelsverträge und die bevorstehende Anerkennung des Königreichs durch Sachsen und Baiern konnten die allgemeine Misstimmung nicht heben und selbst der stolze Schluß der Rede, wo der König gelobte, daß er, auf die Liebe seines Volkes und die Tapferkeit des Heeres zählend, nicht wanken würde bei dem edeln Werke, „das wir den kommenden Generationen vollendet übergeben müssen“, ließ Kammer und Publikum kalt. Man hatte dergleichen zu oft gehört und war skeptisch geworden. Die Majorität hatte überdies anderes im Kopfe: den Sturz der gegenwärtigen Regierung.

Noch vor dem Zusammentritte des Parlaments hatte die Regierung der Bank die Verwaltung des Staatsschatzes übergeben, ohne von der Landesvertretung dazu ermächtigt zu sein. Mit erdrückender Majorität erklärte die neue Kammer das Decret für null und nichtig. Dieses Misstrauensvotum, wenn auch zunächst nur gegen den Finanzminister Sella gerichtet, ließ doch der Regierung keine Wahl, sie mußte in corpore ihre Entlassung geben. Doch beauftragte der König sofort Lamarmora mit der Bildung eines neuen Ministeriums, und es fand schließlich einer jener in Italien bei den häufigen Regierungswechseln und der geringen Zahl fähiger und gewiegter Staatsmänner gewöhnlichen *rimpasti*, eigentlich Umknetungen (des Teiges), d. h. eine bloße Modification des Ministeriums statt, indem Scialoja die Finanzen, Pettinengo, ein „Freund“ Lamarmora's wie Petitti, den Krieg, de Falco die Justiz, Verti den Unterricht übernahm, während die drei übrigen (Facini öffentliche Arbeiten, Chiaves Inneres, Angioletti Marine) auf ihrem Posten blieben.

Inzwischen hatten sich die Kammern vertagt. Nach ihrem Zusammentritt legte ihnen Scialoja sein Finanzexposé vor, welches trotz einer Ersparniß von 55 Millionen noch ein Deficit von 211 Millionen nachwies, das der Minister durch Steuererhöhungen und neue Steuern auf 80 Millionen herabzumindern hoffte.

Die Vorlage erregte einen förmlichen Sturm. Die Opposition wollte sich zwar das neue, politisch dem alten ganz gleiche Ministerium gefallen lassen, weil sie sich selbst bei ihrer bunten Zusammenwürfelung und zumal bei der Unmöglichkeit, die Versprechungen, welche die einzelnen Abgeordneten ihren Wählern in Bezug auf Steuerverminderung und locale Begünstigungen gemacht hatten, nicht regierungsfähig fühlte. Aber wiederum neue Steuern und Steuererhöhungen und trotz der Beschneidung des Militäretats doch noch ein starkes Deficit: das war zu arg! Die Unzufriedenheit war so groß, daß selbst ein Theil der Majorität abfiel und die Opposition bei der Wahl der Budgetcommission einen glänzenden Sieg errang. In der Sitzung vom 18. Febr. gelang es der Regierung allerdings, die untreu gewordenen Mitglieder wieder zu bekehren; das verlangte Finanzprovisorium auf zwei Monate wurde sogar mit bedeutender Majorität, das geforderte Vertrauensvotum mit einer Majorität von 39 Stimmen bewilligt. Zugleich aber wurde eine Enquetecommission niedergesetzt, die innerhalb sechs Monaten über die Finanzverwaltung der letzten fünf Jahre Bericht erstatten sollte.

Die Ersparnisse, welche Scialoja's Exposé nachwies, beruhten größtentheils auf der Reduction des Kriegsbudgets. Aber so allgemein der Ruf nach Sparsamkeit im Staatshaushalt war, so wollte man doch keine Verminderung des Heerbestandes, welche alle Aussicht auf eine nahe Eroberung Venedigens von vornherein illusorisch machte. \*) Fast

\*) Bis zum März 1867 sollte die Armee nach Entlassung der Altersklasse von 1844 auf 140000 Mann reducirt werden. Auf den Ausgang des Krieges von 1866 haben allerdings die bis dahin ergriffenen Maßregeln — die Zurückstellung der Aushebung für das laufende Jahr

die gesammte Presse erhob sich dagegen; die Kammern wurden von Sitzung zu Sitzung schwieriger, und man darf annehmen, daß die Stellung Lamarmora's, welcher der öffentlichen Meinung in diesem Punkte Troß zu bieten entschlossen war, binnen kurzem unhaltbar geworden sein würde. Da kam gerade zu rechter Zeit die Mittheilung des Grafen von der Goltz an Ritter Nigra.

Dennoch fanden die Eröffnungen Ufedom's in Florenz zunächst eine ziemlich kühle Aufnahme. Man ließ den Gesandten ziemlich deutlich merken, daß man Gastein nicht vergessen und nicht Lust habe, sich immer als bloßes Schreckbild für Oesterreich gebrauchten zu lassen.

Das Mißtrauen gegen die preussische Politik, erklärlich genug durch die jüngsten Erfahrungen, hatte jedoch noch weit tiefere Wurzeln und war dem italienischen Volke mit seiner Regierung gemeinsam.

Nachdem bis zum Frühling 1848 das Wort *Tedeschi*, wenn auch zunächst nur die Oesterreicher bezeichnend, ein gemeinsamer Ausdruck des Hasses für alle italienischen Patrioten gewesen war, hatten die verwandten Einheits- und Freiheitsbestrebungen in Deutschland lebhaftere Sympathien in dem Volke der Halbinsel erweckt. Aber die verhängnißvolle Resolution der Versammlung in der Paulskirche, welche mit großer Majorität die Erhaltung der österreichischen Zwingherrschaft in Italien für ein deutsches Interesse erklärte, hatte der geistigen Annäherung zwischen beiden Völkern ein rasches Ende bereitet. Was sie seitdem von Preußen und Deutschland erfahren, war wenig geeignet, einen Wechsel in den Gefühlen der Italiener hervorzurufen. Daß Preußen ihnen und ihren Verbündeten 1859 am *Mincio* ein kategorisches *nec plus ultra!* zugerufen, war nicht so leicht zu vergessen. Dazu kam die Stellung der preussischen Regierung zu ihrem und dem gesammten deutschen Volke. Das Preußen *Manteuffel's* und *Westphalen's* vor der liberalen Aera, wie das Preußen *Bismarck's* zu Anfang der sechziger Jahre mußte den Liberalen aller Länder, auch den gemäßigtesten als ein Hort des Conservatismus und des Junkerthums erscheinen — der classische Ausdruck „Militarismus“ war damals noch nicht erfunden. Der Krieg von 1864 war den Italienern wie den meisten Völkern Europas ein roher Mißbrauch des Rechtes des Stärkern. Und als nun gar der einzige Vertheidigungsgrund, der Schutz der Rechte eines unterdrückten Bruderstammes durch das eigennützig erscheinende Auftreten gegen die *Schleswig-Holsteiner* und ihren Throncandidaten, der von der öffentlichen Meinung ganz Deutschlands getragen ward, in ihren Augen hinfällig wurde, als die italienische Regierung sehen mußte, daß ein Krieg gegen Oesterreich auf dieser Basis sogar in Preußen selbst durchaus unpopulär, fast das ganze übrige Deutschland in das österreichische Lager treiben würde, war es wohl begreiflich, daß ein Bündniß mit Preußen, von der radicalen Opposition im Parlament und in der Presse als eine Allianz mit der Reaction gebrandmarkt, ihr in hohem Grade bedenklich erscheinen mußte. Dazu kam, daß man in Florenz wie in Paris die Kriegsmacht und die Hilfsquellen Preußens noch weit mehr unterschätzte, als dies schon in Deutschland selbst der Fall war. Von verschiedenen Seiten her wurde die Regierung geradezu vor der Allianz mit einem so schwachen Verbündeten gewarnt.

Lamarmora hatte nun allerdings Gelegenheit gehabt, die Wehrkraft Preußens besser kennen zu lernen. Dennoch gibt es nichts Ungegründeteres als der Vorwurf der *Borussomanie*, den die Opposition gegen ihn erhob. War er auch in manchen Stücken wenigstens ein Bewunderer der preussischen Heereseinrichtungen, welche er in den fünfziger

---

und der Verlauf von mehreren tausend Pferden — keinen wesentlichen Einfluß geltbt; in ihrer weitem Entwicklung aber mußten sie, was auch Lamarmora's Freunde sagen mögen, das Heer von Jahr zu Jahr zu einem Kriege mit Oesterreich unfähiger machen.

Jahren bei der von ihm geleiteten Reorganisation des piemontesischen Heeres zum Theil auf dasselbe übertragen hatte, und hatte ihm die seiner geistigen Richtung sympathische straffe Disciplin und strenge Ordnung in allen Zweigen des Staatswesens besonders imponirt, so war er doch viel zu beschränkt und kurzfristig, um den natürlichen und unveräußerlichen Beruf des preussischen Staates selbst wie die letzten Ziele und Zwecke seines leitenden Staatsmannes richtig zu erkennen und zu beurtheilen. Gleich seinem Souverän und allen seinen Collegen sah er in Frankreich sowol den natürlichen Allirten Italiens als auch die unter allen Umständen ausschlaggebende Macht in Europa.

Allerdings konnte Lamarmora kaum zweifelhaft darüber sein, daß man in Paris nichts gegen die preussische Allianz einzuwenden habe. Dem Kaiser nahe stehende Blätter hatten seit längerer Zeit Artikel in diesem Sinne gebracht; seine Vertrauten im italienischen Parlament und Prinz Napoleon hatten es an entsprechenden Andeutungen nicht fehlen lassen. Die gesammte europäische Presse sprach von den Zusammenkünften Napoleon's und Bismarck's in den Bädern von Biarritz im Sommer 1864 und 1865, in denen man wol gar ein zweites Plombières entdecken wollte. Bismarck sollte sich da aufs offenste über die Ziele der preussischen Politik ausgesprochen und der Kaiser wie die französische Diplomatie geglaubt haben, in ihm ein brauchbares Werkzeug zu finden, um die Welt in Alarm setzen und ihn hernach beiseiteschieben oder desavouiren zu können.

Noch in neuester Zeit hat ein officiöser Artikel der „Correspondance de Berlin“ jede Art politischer Abmachungen, ja jede politische Conversation mit dem Kaiser in Biarritz in Abrede gestellt. Daß dort wenigstens nichts für Preußen und Bismarck Compromittirendes vorgegangen ist, beweist das Schweigen der bonapartistischen Diplomaten und Publicisten über diesen Punkt unwiderleglich. Doch behauptet man wol nicht zu viel, wenn man annimmt, daß Bismarck 1865 wenigstens die Ueberzeugung mitgebracht habe, daß Frankreich zunächst eine wohlwollende Neutralität in dem bevorstehenden Kriege beobachten werde.\*)

Wir können hier die Gründe der Napoleonischen Politik in dieser Angelegenheit nicht eingehend beleuchten. Daß der Kaiser für Italien, dessen Einheit und Freiheit er einst als Freischärler vertreten hatte, eine gewisse Sympathie empfand, daß er wünschte, sein 1859 verpfändetes Wort: „Frei bis zur Adria“, endlich zu lösen, ist gewiß; daß er, entschlossen, den Papst in seinem Besitze zu sichern, und hier Frankreich eine stete Handhabe zum Eingreifen in die Geschichte der Halbinsel zu erhalten, nach einer Gelegenheit suchte, um durch die Erwerbung Venetiens für Italien sich die verlorene Gunst der öffentlichen Meinung in diesem Lande wiederzuerwerben, ist mindestens sehr wahrscheinlich, während der bekannte Brief an Drouyn de L'Huys vom 11. Juni 1866 uns nicht darüber in Zweifel läßt, daß er sein und der französischen Nation „Prestige“ zu erhöhen hoffte, indem er ein Loch in die verhasste Ordnung des Wiener Congresses stoßen und die Karte Europas nach seiner Vorzeichnung umformen half. Dagegen dürfen wir die wohlwollenden Absichten des Bonaparte gegen unser Vaterland, die auch deutsche Politiker in dem Auftreten Napoleon's haben entdecken wollen, wol in das Reich der Fabel verweisen.

Zunächst handelte es sich nur darum, das italienisch-preussische Bündniß zu Stande zu bringen, ohne sich dabei zu compromittiren, um darauf im gegebenen Augenblicke als Vermittler und Schiedsrichter zwischen die Kämpfenden treten zu können. Denn der Kaiser zweifelte nicht, daß Frankreich, wenn die Gegner ihre seiner Ansicht nach ziemlich gleichen Kräfte gegeneinander aufgerieben hätten, dem erschöpften Sieger gegenüber nur

\*) Französische und italienische Publicisten geben, wie z. B. Chiara (a. a. O., I, 70 fg.), ganz genau den Inhalt der Unterredung zwischen Napoleon und Bismarck an.

seinen moralischen Einfluß in die Wagschale zu werfen brauche, um die Friedensbedingungen zu dictiren. Der ängstliche Lamarmora zauderte ihm zu lange; er beschloß, der italienischen Regierung einen indirecten, aber deutlichen Wink zu geben. Sein Vetter, der Marquis Pepoli, zugleich Gemahl einer Prinzessin von Hohenzollern, dem wir schon früher als officiösem Unterhändler zwischen Paris und Turin begegnet sind, erhielt durch den nach Florenz entsandten Prinzen Napoleon den Auftrag, das Ministerium im Parlament über die Lage zu interpelliren.

„Ist der Augenblick nicht gekommen“, hieß es in seiner Rede vom 9. März, „die Klasse von 1845 unter die Waffen zu rufen? Die Ereignisse sind sehr ernst; wir müssen die Gelegenheit benutzen, um unsere Politik klar zu stellen und europäische Bündnisse auf neuer Basis zu begründen, auf der Gemeinsamkeit der Interessen und Principien. . .“\*) Lamarmora weigerte sich irgendetwas Auskunft zu geben, um nicht bei der verwickelten Lage die Regierung durch eine Auseinandersetzung derselben zu compromittiren, ließ sich jedoch im weitem Verlaufe der Debatte die Worte entschlüpfen, der geehrte Abgeordnete schein zu wissen, welche Maßregeln die Regierung bereits ergriffen habe — Worte, die nicht nur in der überraschten Kammer, sondern in ganz Europa ungeheueres Aufsehen erregten. Noch an demselben Tage ging General Govone nach Berlin ab, unter dem Vorwande, die neuen Heereseinrichtungen und zumal das preußische Befestigungssystem zu studiren.

Lamarmora bezeichnet in seiner Depesche vom 9. März an den italienischen Gesandten in Berlin, Grafen Barral, den General als einen Mann, der das höchste Vertrauen des Königs besitze. In der That hatte er seinen Mann wohl gewählt. Durch seine Anwesenheit im preußischen Lager während des dänischen Krieges war er den maßgebenden Persönlichkeiten in Berlin wohl bekannt, außerdem ein wissenschaftlich gebildeter Militär und ein denkender, scharfblickender Mann, dabei beobachtend, vorsichtig, zurückhaltend und nicht in Gefahr, was Lamarmora besonders fürchtete, seine Regierung ohne Noth zu engagiren.

Die ersten Berichte Govone's lauteten nichts weniger als befriedigend. Gleich bei der ersten Zusammenkunft erklärte Bismarck, vom sofortigen Abschlusse eines formellen Offensiv- und Defensivbündnisses mit bestimmten Zwecken und Zielen, gar von der Festsetzung eines Kriegsplanes könne noch nicht die Rede sein. In der That war der große Staatsmann weit davon entfernt, alle die vielfachen Hindernisse, die sich in Nähe und Ferne der Verwirklichung seiner Pläne entgegenstellten, überwunden zu haben. Der König hatte wenig Lust zu einer Politik, die mit den moralischen Eroberungen, von denen die Thronrede von 1858 gesprochen, nichts gemein hatte, und die mächtige Junkerpartei hatte leichtes Spiel, ihm ein Bündniß mit Italien gegen Oesterreich als eine Allianz mit der Revolution, mit Mazzini und Garibaldi gegen eine altbefreundete, conservative und stamhverwandte Macht, und somit als eine höchst bedenkliche, ja gewissermassen selbstmörderische That darzustellen. Aber auch den Liberalen war das Auftreten Preußens in der Herzogthümerfrage und ein Krieg mit Oesterreich auf dieser Basis verhasst; der Minister selbst war ihnen nicht mit Unrecht ein Gegenstand des Argwohns und der Abneigung. Die Mittel- und Kleinstaaten hätte eine sofortige Kriegserklärung, die sich nothwendigerweise wenigstens indirect auch gegen den Bund richten mußte, fast ausnahmslos in das österreichische Lager getrieben. Bismarck suchte deshalb den italienischen Unterhändlern die Nothwendigkeit begreiflich zu machen, den Streit mit dem südlichen Nachbar erst auf ein anderes Feld hinüberzuspielen, wo er hoffen durfte, die öffentliche Meinung auf seiner Seite zu haben und die übrigen deutschen Staaten wenigstens zur

\*) Pepoli sprach sogar offen aus, die Minister hätten wohl daran gethan, ein Geschwader in die Dssee zu senden, um die preußische Flotte zu unterstücken.

Neutralität zu veranlassen. Es galt das bei Gelegenheit des Fürstentages in Frankfurt angebotene preussische Reformproject als eine Karte gegen Oesterreich auszuspielen. Damit aber diese Absicht nicht zu deutlich hervortrat und die entsprechende Verstimmung hervorzurufen, damit die Preußen wenig günstige öffentliche Meinung darin nicht bloß einen politischen Schachzug erkenne, und die Wirkung wenigstens bedeutend genug sei, um eine Spaltung im feindlichen Lager zu erzeugen, bedurfte es der Vorbereitung und einer günstigen Gelegenheit. Deshalb schlug Bismarck den italienischen Bevollmächtigten vor, zunächst nur ein ganz allgemein gehaltenes enges Freundschaftsbündniß zwischen beiden Ländern abzuschließen.

Govone und seine Auftraggeber waren bitter enttäuscht. Durch die Andeutungen von Berlin und Paris wie durch die öffentliche Stimme im Parlament und der Presse bewogen, hatte sich Lamarmora entschlossen, die bisher festgehaltene Sparsamkeits- und Friedenspolitik zu modificiren. Am 11. März war das Decret, auf welches Pepoli angespielt hatte, veröffentlicht und die Mannschaften der zweiten Kategorie von 1844 unter die Fahnen gerufen. Die größte Aufregung herrschte von den Alpen bis zum Aetna; das ganze Land glaubte sich am Vorabende des Krieges. Und nun sollte man nach Bismarck's Andeutungen vielleicht ein halbes Jahr in diesem Zustande unerträglicher Spannung verharren, unthätig alle Wechselfälle der Politik und ohne alle Garantie den dem „Freunde“ gelegenen Moment zum Losschlagen abwarten? Das schien unannehmbar; Govone erklärte es offen und deutete ziemlich unverblümt an, daß Italien nach seinen bisherigen Erfahrungen wenig Grund habe, den preussischen Wechsel auf sechs Monate a dato zu acceptiren. Die italienische Regierung trug gar kein Verlangen nach einem dauernden allgemeinen Freundschaftsverhältnisse mit Preußen, sondern wollte nur eine Allianz ad hoc, bei der ja, wie sie glaubte, Preußen noch mehr interessirt sei und noch mehr zu gewinnen habe als sie. Auf die bestimmte Weigerung der italienischen Unterhändler und ihr Drängen zu sofortigem Handeln erklärte sich Bismarck bereit, sogleich loszuschlagen, wenn Italien mit der Kriegserklärung gegen Oesterreich vorangehen wolle. Aber auch hier erhielt er ein entschiedenes Nein zur Antwort; man gab ihm zu verstehen, daß man nicht Lust habe, für Preußen die Kastanien aus dem Feuer zu holen.\*) Nun kam der preussische Minister auf seinen ersten Vorschlag zurück mit der Modification, daß in gewissen, in dem Freundschaftsvertrage genau bezeichneten Fällen derselbe in ein Offensiv- und Defensivbündniß mit den Bestimmungen für die gemeinsame Action verwandelt werden solle. Aber die Italiener machten den sofortigen Abschluß des eigentlichen Allianzvertrages mit einem bestimmten Termin für die Kriegserklärung zur *conditio sine qua non*, und auf Bismarck's Weigerung schrieb Govone am 22. März nach Florenz, seine Mission sei als gescheitert zu betrachten und sein weiteres Verbleiben in Berlin unnütz.

Inzwischen hatten sich aber in Wien und Frankfurt Dinge zugetragen, welche die italienische Regierung bestimmten, die Verhandlungen nicht abzubrechen.

Das wiener Cabinet war bisher ängstlich bemüht gewesen, bei seinen Schritten Preußen gegenüber alles zu vermeiden, was es in den Augen des Auslandes und seiner deutschen Bundesgenossen hätte ins Unrecht setzen können. Aber die Erwiderung auf Mensdorff's Note vom 7. Febr. und mehr noch eine Verordnung des Königs von Preußen, welche ohne vorheriges Einvernehmen mit dem Verbündeten, welchem kraft der Gasteiner Convention die alleinige Verwaltung Holsteins anheimgefallen war, alle Unternehmungen

\*) Vgl. Bonghi, a. a. D.; „Preussische Jahrbücher“, XXVIII, 227 fg.; Sacini, a. a. D., S. 151.

gegen seine oder des Kaisers von Oesterreich Hoheitsrechte in beiden Herzogthümern mit Zuchthausstrafe bedrohte, erregte solche Empörung, daß man sich zu dem thörichtesten Schritte verleiten ließ — nach Berufung eines großen Marschallrathes, welcher dem berliner Ministerrathe vom 28. Febr. gleichsam ein Paroli biegen sollte — die ersten Rüstungsmaßregeln anzuordnen und in einer vertraulichen Circulardepesche den Entschluß kundzugeben, auf Grund des Art. 11 der deutschen Bundes- und des Art. 19 der Wiener Schlußacte das Einschreiten des Bundes zu provociren und demselben alle weitem Entschließungen in Bezug auf Schleswig-Holstein anheimzustellen. Zugleich mußte der österreichische Gesandte Graf Karolji die preussische Regierung interpelliren, ob sie die Gasteiner Convention zu zerreißen und den grundgesetzlich verbürgten Frieden zwischen zwei Bundesstaaten zu brechen gedenke. Die Antwort war ein kurzes und rundes Nein; zugleich aber erfolgte am 24. März die Circularnote Bismarck's an die deutschen Höfe, daß Preußen nach Oesterreichs Beispiel nun auch rüsten und wissen müsse, in welchem Maße es auf den guten Willen der übrigen Bundesstaaten zählen könne. Die gespannte Lage dränge ihm aber von neuem die Erkenntniß auf, wie wenig die gegenwärtige Bundesverfassung für eine active Politik geeignet sei, und er werde deshalb eine Reform derselben beantragen. Zwar antwortete Karolji (31. März), daß Oesterreich niemals den Artikel der Bundesacte, welcher den Krieg zwischen den Bundesgliedern verbiete, verletzen werde, der König von Preußen möge nur ebenso entschieden, wie er namens seiner Regierung es thue, den Verdacht eines beabsichtigten Friedensbruches zurückweisen: die Thatsache der vorbereitenden Rüstungen und die Anrufung des Bundes gaben Bismarck die Waffen in die Hand, um den Widerstand der Hofreise gegen ein sofortiges Bündniß mit Italien zu brechen.

Wenige Tage nach Gobone's Abreise hatte Lamarmora den lombardischen Grafen Arefe nach Paris geschickt, um nochmals genau zu erkunden, ob und unter welchen Bedingungen der Protector an der Seine mit dem preussischen Bündnisse einverstanden sei. Es war, wie wir wissen, nicht die erste derartige Mission dieses Jugendfreundes und Erzigenossen Louis Napoleon's. Die Antwort lautete zustimmend; auf die Bitte um Zusicherung, daß Frankreich gegen Preußen nicht Vergeltung für 1859 üben und es in seinem eventuellen Siegeslaufe nicht aufhalten werde, erwiderte man dagegen kühl, Frankreich müsse sich alle Freiheit der Handlung für jede Eventualität vorbehalten, die seine Interessen gefährden könne.

Man hat behauptet, daß Napoleon das preussisch-italienische Bündniß nur gewünscht habe, um einen Druck auf Oesterreich auszuüben, der diese Macht zur freiwilligen Abtretung Venetiens bewegen sollte. Dies ist jedoch kaum wahrscheinlich, da ein aufreibender Krieg zwischen den drei Mächten ja am geeignetsten war, Frankreich die schließliche Entscheidung in die Hand zu geben. Ein rascher Sieg Preußens lag außer aller Berechnung. Allerdings war man in Paris gegen die letztere Macht, welche alle Andeutungen in Bezug auf Garantien, Grenzregulirungen und Compensationen nicht verstehen wollte\*), sehr aufgebracht und weigerte sich deshalb, sich ihr gegenüber irgendwie die Hände zu binden.

Die Bedenkllichkeiten Lamarmora's waren gehoben; er gab den italienischen Unterhändlern in Berlin Vollmacht zum Abschlusse einer Allianz, ohne auf sofortiger Vereinbarung des Kriegsplanes und alsbaldigen kriegerischen Maßregeln zu bestehen. Die

\*) Die Behauptung der französischen Presse und der französischen Diplomaten, die auch Chiala (a. a. O., I, 56) Klaczyk nachspricht, daß Bismarck schon seit 1864 Napoleon geradezu auf Belgien als Aequivalent für Preußens beabsichtigte Annektionen verwiesen habe, ist bekanntlich nie bewiesen worden.

Depesche\*) ist bemerkenswerth, weil sie darthut, wie vortrefflich der italienische Ministerpräsident über die Bundesreformprojecte Preußens unterrichtet war. „Wir werden gern Preußen helfen“, heißt es darin, „den Anschlägen Oesterreichs Widerstand zu leisten, dadurch, daß es sich entschlossen an die Spitze der deutschen Nationalpartei stellt, daß es das von der Nation seit so langer Zeit ersehnte Parlament zusammenberuft und in Deutschland nach dem Beispiel Italiens den Fortschritt der liberalen Einrichtungen durch den Ausschluß Oesterreichs sichert.“

Preußen wünschte anfangs, man solle sich mit mündlichen Verabredungen begnügen, gab aber auf Dringen der Italiener nach. Am 8. April wurde der Vertrag von den Bevollmächtigten unterzeichnet, am 20. April ratificirt. Derselbe stellt fest, daß infolge der kraft dieses Vertrages zwischen Preußen und Italien bestehenden Freundschaft und Allianz (§. 1) die letztere Macht, wenn Preußens Bestrebungen für die deutsche Bundesreform scheitern sollten und es die Waffen ergreifen müßte, um seine Vorschläge durchzusetzen, an Oesterreich den Krieg erklären werde, sobald sie benachrichtigt sei, daß Preußen die Initiative ergriffen habe (§. 2). Nur mit gegenseitiger Einwilligung dürfe der Friede geschlossen (§. 3), dieselbe jedoch nicht verweigert werden, wenn Oesterreich an Italien Venetien und an Preußen einen dieser Provinz an Bevölkerung gleichen Landstrich abzutreten bereit sei (§. 4). Wenn die österreichische Flotte das Adriatische Meer verlasse, werde Italien eine hinreichende Menge von Schiffen in die Dfssee senden, um sich mit der preußischen Flotte zu verbinden (§. 6). Der Vertrag solle als erloschen gelten, wenn binnen drei Monaten Preußen nicht den Krieg an Oesterreich erklärt habe (§. 5).\*\*)

Vergeblich hatten die italienischen Unterhändler sich bemüht, neben der Abtretung Venetiens noch die Welschtirols in den Vertrag zu bringen. Alles, wozu Bismarck sich endlich herbeiließ, war, daß Preußen gegen die eventuelle Eroberung und Annexion dieser Provinz nicht protestiren werde. Dagegen setzten sie es durch, daß der Vertrag in der Einleitung als ein Offensiv- und Defensivbündniß bezeichnet wurde, während doch der Tenor des Actenstückes selbst nur für Italien, nicht für Preußen eine Verpflichtung zur Hülfleistung involvirt, ein Umstand, der nebst den daraus gezogenen Consequenzen später nicht nur in der Presse beider Länder viel Staub aufwarf, sondern auch in den spätern diplomatischen Verhandlungen eine Rolle spielte.

Inhalt und Fassung des Tractats geben ein treues Bild von der Lage, in welcher sich der Leiter der preußischen Politik damals befand. Zum Kriege entschlossen, mußte er ungünstigen Verhältnissen, feindlichen Parteien und hartnäckigen Vorurtheilen sowie einer öffentlichen Meinung gegenüber, die er nicht aufklären konnte, ohne das Gelingen seiner Plane bringend zu gefährden, fortwährend laviren, eine günstigere politische Constellation abwarten und herbeizuführen suchen und den Notenwechsel mit Oesterreich fortsetzen, in dem die beiden Mächte vor Europa, und zumal ihren deutschen Bundesgenossen Komödie spielten, um einen Frieden herbeizuführen, den keine von beiden wünschte.

Am 6. April, zwei Tage vor dem Abschlusse der Allianz mit Italien, übergab Baron Werther in Wien dem Grafen Mensdorff die Antwortnote auf die Erklärung vom 31. März. Dem Könige von Preußen liege nichts ferner als ein Angriffskrieg, hieß es darin, aber die österreichischen Rüstungen bedrohten den Bundesfrieden. Mensdorff

\*) Vom 3. April.

\*\*) Der Wortlaut des Vertrages wurde zuerst 1870 von Bonghi, a. a. O., veröffentlicht und findet sich wörtlich abgedruckt in den „Preußischen Jahrbüchern“, XXVIII, 297 fg. Alle wesentlichen Punkte waren indessen längst bekannt geworden; Jacini, a. a. O., S. 154, gibt dem Sinne nach den ganzen Vertrag mit einziger Ausnahme von §. 6; Chiara, a. a. O., I, 121, citirt ihn vollständig, ohne seine Quelle zu nennen.

erklärte dieselben für gänzlich irrelevant. Beide Monarchen hätten erklärt, sie wollten den Krieg nicht; Preußen brauche also nur seine Rüstungen rückgängig zu machen. Bismarck verlangte, Oesterreich solle die Initiative ergreifen, und nahm Karoly's Erklärung, es sei dazu bereit, sobald sich Preußen ebenfalls dazu verpflichte, „mit großer Gemüthung“ entgegen.

Im Grunde genommen kam ihm freilich das österreichische Anerbieten so ungelegen wie möglich, indem es der Friedenspartei von neuem Oberwasser gab und den bereits zum Kriege entschlossenen König wieder schwankend machte. Er sah sich genöthigt, der italienischen Regierung die Nothwendigkeit einer vorläufigen Abrüstung mitzutheilen, indem er jedoch hinzufügte, dieselbe werde so langsam wie möglich stattfinden.

Inzwischen aber hatte sich die Sachlage im Süden wesentlich verändert. Während noch in der Sitzung der Deputirtenkammer vom 24. Febr. Lamarmora bei der Debatte über die Verlängerung des Finanzprovisoriums, als Vizio von neuem den Krieg um Venetien als unvermeidlich bezeichnete, mit dünnen Worten erklärt hatte, man müsse sich auf den Friedensfuß setzen, und er werde sich nicht wie seine Vorgänger von dem Kriegsgeschrei der öffentlichen Meinung einschüchtern lassen, hatte er sich seit dem 11. März, wenn auch zögernd und gleichsam widerwillig, entschlossen, eine Reihe von vorbereitenden Maßregeln für die Kriegsbereitschaft zu ergreifen. Nachdem an dem genannten Tage die zweite Kategorie von 1844, etwa 32000 Mann, zu den Fahnen gerufen war, befahl ein Circular des Kriegsministers am 28. März die schleunige Aushebung des Contingents von 1845. Durch Decret vom 1. April wurden die Marinesoldaten aller Klassen binnen fünf Tagen einberufen; dazu meldeten sich bereits Freiwillige zum Eintritt in die Linie in Menge, und bereits Ende März begannen die freilich erst später autorisirten Einschreibungen für das Garibaldi'sche Freicorps.\*)

Alle diese Maßregeln waren freilich noch sehr weitausgehend und involvirten durchaus keine drohende Gefahr für Oesterreich. Dennoch beschloß man in Wien gegen die Mitte des April, auch gegen Italien energisch Front zu machen. Befehle zu sofortiger Armirung und Verproviantirung des Festungsvierecks wurden ertheilt, sämtliche Urlauber einberufen, Truppen nach dem Süden dirigirt und Erzherzog Albrecht zum Obercommandanten der Südmarmee ernannt.

Diese auffallenden Schritte einer Macht, die bisher so ängstlich vermieden hatte, als Friedensstörer zu erscheinen, lassen kaum eine andere Deutung zu, als daß Oesterreich von dem in Berlin abgeschlossenen Bündnisse Wind erhalten und, von der Unvermeidlichkeit des Krieges überzeugt, sich entschlossen hatte, um jeden Preis in den Rüstungen die Vorhand zu behalten. Dabei betrachtete man, im Süden zur Ausföchtung eines Ehrenhandels, im Norden zu einem Kriege bis aufs Messer entschlossen, die Südmarmee ohne Zweifel bereits als eine Reserve gegen Preußen. Denn daß sich das wiener Cabinet,

\*) Die Angabe des österreichischen Generalstabsberichtes („Oesterreichs Kämpfe im Jahre 1866“, II, 3 fg.), daß sich Anfang April die italienische Armee mit Ausnahme der Artillerie und des Trains auf dem organisationsmäßigen Kriegsfuße befunden habe, ist durchaus unrichtig. Die Klassen von 1834—40 und die zweite Kategorie von 1842, 1843 und 1845 wurden erst nach dem 28. April einberufen. Dagegen ist es zu weit gegangen, wenn J. Homberger („Preußische Jahrbücher“, XXVIII, 393 fg.) behauptet (nach Chiala), vor Ende April hätten gar keine Rüstungen in Italien stattgefunden. Die Rüstungsvorbereitungen waren größtentheils getroffen, wenn auch die Truppenzahl sich noch nicht wesentlich vermehrt hatte. Chiala (a. a. O., I, 135) behauptet außerdem nur, daß die Zahl der italienischen Truppen (182714 Mann) sich im Laufe des April nicht vermehrt habe. Jedensfalls hatte Lamarmora die nöthigen Vorkehrungen getroffen, daß noch im April ein Heer von 190000 Mann den voraussichtlich höchstens 140000 Mann starken österreichischen Streitkräften entgegentreten konnte.

wie man aus seinen diplomatischen Noten an die Mächte und dem Berichte seines Generalstabes schließen konnte, über die Bedeutung und den Umfang der italienischen Rüstungen so gründlich getäuscht haben sollte, ist unmöglich anzunehmen. Große Rüstungen lassen sich nicht vertuschen wie eine diplomatische Conversation oder Correspondenz.

In diesem Lichte betrachtet, dürfen wir Mensdorff's Erklärung an Preußen vom 26. April, daß Oesterreich nur im Norden, nicht im Süden abrüsten könne, nur als eine diplomatische Wendung auffassen, um sich dem nordischen Nachbar gegenüber nicht formell ins Unrecht zu setzen. Bismarck, dem nichts erwünschter kommen konnte, wies das Anerbieten einer halben Abrüstung um so entschiedener zurück, als dieselbe nicht einmal die Truppen in Mähren und Westgalizien umfaßte. Er deutete zugleich an, daß die Rüstungen im Süden wol für den Norden bestimmt sein möchten, „da gutem Vernehmen nach in Italien noch gar keine Rüstungen stattgefunden hätten“.

Hier war es jedoch inzwischen infolge der österreichischen Maßregeln Ernst geworden. Zwar zögerte Lamarmora anfangs noch immer; aber eine Discussion in der Deputirtenkammer infolge eines von der Linken beantragten Adelsvotums gegen die unkriegeriſche Politik des Ministeriums sowie das Auftreten der Presse und die Stimme des italienischen Volkes in öffentlichen Versammlungen auf der ganzen Halbinsel, zugleich mit den Depeschen Gobone's über den neuesten Notenwechsel zwischen Preußen und Oesterreich belehrten ihn, daß die Zeit der halben Maßregeln vorüber sei. In einer Circularnote an die Mächte vom 27. April beklagte er sich über den von Oesterreich beabsichtigten Angriff und verkündete, daß er die ihm durch die Lage aufgedrungenen Maßregeln ergreife.

Ein königliches Decret vom 28. April rief sämtliche kriegspflichtige Mannschaften binnen 5—9 Tagen unter die Fahnen. Allgemeiner Jubel herrschte im Lande; die öffentliche Meinung erschien der Regierung gegenüber wie durch einen Zauberschlag verwandelt; alle Parteikämpfe hörten auf; während noch wenige Tage vorher bei der Debatte über die provisorische Fortbewilligung der Steuern die Linke ein Misstrauensvotum beantragt hatte, votirte schon am 30. April die Deputirtenkammer die für die Befestigung Cremonas geforderten Summen nicht nur mit einer an Einstimmigkeit grenzenden Mehrheit, sondern ermächtigte auch die Regierung, die zur Landesverteidigung erforderlichen Ausgaben aus außerordentlichen Mitteln zu bestreiten, sofern nur das System der vom Parlament genehmigten Steuern nicht außer Acht gelassen werde. Ein königliches Decret vom 6. Mai genehmigte die Einrichtung von Freiwilligencorps unter Garibaldi zunächst in der Stärke von 20 Bataillonen, denen später 20 weitere hinzugefügt wurden; und verfügte die Mobilisirung von 50 Bataillonen Nationalgarde in Mittel- und Unteritalien.

Zugleich aber überkam jetzt die italienische Regierung die Angst, daß ihre lange Unthätigkeit sich durch einen plötzlichen Angriff des mächtigen und besser gerüsteten Nachbarn rächen möge. An demselben Tage, an welchem jene Rüstungsdecrete erschienen, machte sie in Berlin auf die Gefahr aufmerksam, in welcher Italien schwebe. Die Antwort lautete, der Vertrag sei kein zweiseitiger, es sei darin nur von einer Unterstützung Preußens durch Italien die Rede, nicht umgekehrt. Bismarck fügte allerdings hinzu, er sei persönlich wie alle seine Collegen dafür, im Falle eines Angriffes auf Italien sofort den Krieg zu erklären, und würde, wenn man an höchster Stelle nicht darauf einginge, seine Dimission einreichen. Gobone war von dieser Antwort, wie er in seiner Depesche vom 2. Mai erklärt, sowenig wie von der folgenden Verhandlung erbaut. Man trennte sich unbefriedigt und verstimmt. Aber schon an ebendiesem Tage berief Bismarck den General wieder zu sich und theilte ihm mit, daß der König beschlossen habe, im Falle eines österreichischen Angriffes zu Hülfe zu kommen, und daß ein am folgenden Tage abzuhal-

tender Ministerrath ohne Zweifel die Mobilisirung der Armee beschließen würde. Und so geschah es. \*)

Die Depeſche vom 2. Mai erregte natürlich in Florenz wieder einen Sturm des Unwillens gegen das treuloſe und egoiſtiſche Preußen. Selbſt die ſolgenden beruhigenden Nachrichten waren nicht im Stande, das ſtets rege und nun doppelt verſtärkte Miſtrauen Lamarmora's und ſeiner Geſinnungsgeſenossen völlig zu befeitigen. Dazu kam plötzlich eine Meldung aus Paris, Deſterreich habe ſich erboten, Venetien abzutreten, unter der Bedingung, daß Italien neutral bleibe und eventuell keine Einwendung gegen die Erwerbung Schlefens, wodurch es ſich für den Verluſt in Italien zu entſchädigen gedenke, erheben werde. Es war ein ſchrecklicher Augenblick (*un momento terribile*) für die italieniſche Regierung, wie uns Jacini verſichert. Endlich entſchloß man ſich jedoch, die Ehre der italieniſchen Regierung und des italieniſchen Namens nicht zu ſchänden und das Anerbieten abzulehnen, eine Ablehnung, welche auch dem modificirten Vorſchlage gegenüber, daß Schleſen in dem Vertrage gar nicht erwähnt werden ſolle, aufrecht erhalten ward.

In einem Briefe an ſeine Wähler \*\*) erklärt Lamarmora ſein Gefühl für Ehre und Vertragstreue für den einzigen Grund ſeiner Weigerung. Doch dürfen wir unbedenklich annehmen, daß auch andere Momente hinzukamen, um ſeinen Entſchluß zu beſtimmen. Das im höchſten Grade erregte Nationalgefühl ſeines Volkes erwartete und verlangte den Krieg gegen den Erbfeind. Es war — mit Recht oder Unrecht — überzeugt zu ſiegen. Einen Theil des erhofften Siegespreiſes, der ſich weit über Venetiens Grenzen bis zur Tauernkette und dem Stamme der Juliiſchen Alpen erſtredte, als ein Geſchenk von Deſterreichs Preußenſurcht und Frankreichs Gnade zu empfangen, wäre für die Regierung und vielleicht für den König ſelbſt ein bedenkllicher Entſchluß geweſen. So groß ſeine Deſerenz für Napoleon und ſeine Vorliebe für die „große und edle“ franzöſiſche Nation war, mochte ihm doch die Rolle des abhängigen Schüßlings, als welcher er in den Augen Europas hätte erſcheinen müſſen, zugleich mit der Ausſicht auf die Verdammung durch die öffentlliche Meinung aller ehlichen Leute ſowie auf die ſichere Feindſchaft Preußens wenig gefallen. Es gehörte endlich wenig politiſcher Scharfblick dazu, um zu erkennen, daß, wenn das iſolirte Preußen von Deſterreich „zerquetscht“ ſein würde, woran die italieniſchen Staatslenker kaum zweifelten, die Stellung Italiens dem übermächtigen Nachbar gegenüber nicht beneidenswerth ſein könne. So blieb in der That nichts übrig als abzulehnen und — die Bitte nach Paris zu richten: „*Tâchez de nous épargner la dure alternative de manquer à la Prusse ou de nous heurter contre la France.*“ \*\*\*) Ob Preußen wirklich Grund hat den Beſchluß, welcher in der Nacht vom 5. auf den 6. Mai in einem Saale des Palazzo vecchio in Florenz gefaßt wurde, mit goldenen Lettern in ſeine Annalen eintragen zu laſſen †), mag dahingeſtellt ſein; jedenfalls iſt es lächerlich, wenn ſeine Freunde dem General Lamarmora Preußen gegenüber ein ungeheueres Verdienſt daraus machen wollen, daß er that, was ſowol die Ehre wie das wahre Intereſſe ſeines Landes ihm geboten. Ein eigenhändiger Brief König Wilhelm's I. an Victor Emanuel war beſtimmt und geeignet, die Italiener völlig darüber zu beruhigen, daß Preußen ſie im Falle eines öſterreichiſchen Angriffes nicht im Stiche laſſen, mehr noch darüber, daß das preußiſche Bündniß ſie nicht mit Frankreich in Conflict bringen werde. „Nichts“,

\*) Allerdings noch nicht die Mobilisirung der ganzen Armee; denn dieſe galt einer Kriegserklärung gleich, und nach dem preußiſchen Generalſtabsberichte (S. 14) hatte man in gewiſſen Kreiſen ſelbſt damals noch nicht alle Hoffnung aufgegeben, „den Ausbruch der Feindſeligkeiten in ehrenvoller Weiſe zu vermeiden“.

\*\*) „*Agli elettori di Biella. Lettera del generale Lamarmora*“ (1868).

\*\*\*) Vgl. Lamarmora, „*Schiarimenti e rettifiche*“ (Florenz 1868).

†) Vgl. Jacini, a. a. O., S. 169.

hieß es darin, „werde im Stande sein, die Bande, welche Frankreich und Italien verbinden, zu sprengen.“

Wie Napoleon dazu kam, nachdem er bisher das preussisch-italienische Bündniß zu fördern bemüht gewesen, jetzt plötzlich mit Oesterreich unter Einer Decke zu spielen und Italien seinem Allirten abwendig machen zu wollen, ist nicht schwer zu erklären. Alle seine Bemühungen, auf der Basis, die später sein Brief an Drouyn de L'Hayns bezeichnete, ein Abkommen mit Preußen, natürlich einschließlich der erforderlichen Compensationen für Frankreich zu treffen, waren bisher vergeblich gewesen. Zu der dadurch erzeugten Verstimmung kam das auffallende Sinken der französischen Staatspapiere, welches allgemein der Politik des Kaisers zugeschrieben wurde, dazu die Antipathie der Franzosen gegen Preußen, die sich fast in der gesammten unabhängigen Presse aussprach; dazu die von allen Seiten und fast allen Parteien herrührenden Demonstrationen in Deutschland, ja in Preußen selbst gegen die preussische Kriegspolitik; dazu endlich mündlich die donnernde Rede des alten Preußenfeindes Thiers, die in der bisher so unwürdigen Majorität des Gesetzgebenden Körpers einen so bedenklichen Widerhall fand, daß diese selbst ihrem Meister Rouher beinahe den Gehorsam aufkündigte. So mußte ihm das österreichische Anerbieten als ein trefflicher Vorwand für eine Frontveränderung seiner Politik erscheinen.

Und doch sollte dieselbe vielleicht nur ein avis au lecteur für Preußen sein. Die bekannten Worte an den über die ihm zutheil gewordene Ehre gewiß sehr erstaunten Maire von Auxerre, „er verabscheue wie die Mehrheit des französischen Volkes die Verträge von 1815, aus denen man jetzt die einzige Basis der französischen Politik machen wolle“, waren nicht nur an die Adresse Frankreichs gerichtet. In der That hörten auch jetzt die theils durch besondere Agenten, theils durch die italienischen Gesandten betriebenen Verhandlungen mit Berlin nicht auf. Hätte Bismarck sich entschließen können, einige „geringe und gerechte“ Concessionen an Frankreich zu machen, zu denen ihn Gobone und Barral vergeblich zu drängen suchten, Napoleon wäre jeden Augenblick bereit gewesen, die großmüthige Hand zum Bündniß gegen Oesterreich zu reichen. Aber er blieb jetzt wie noch lange nachher seiner schwierigen Rolle treu, den Kaiser hinzuhalten, um ihn nicht ins feindliche Lager zu treiben, ohne sich je auf bestimmte Versprechungen einzulassen.

Die Versuche zu einer friedlichen Lösung waren noch nicht erschöpft. Nach einer italienischen Quelle soll Lamarmora zugleich mit seiner abschlägigen Antwort auf das österreichische Anerbieten dem Kaiser Napoleon einen europäischen Congreß vorgeschlagen haben. Nach andern Nachrichten wäre das Project ihm selbst erst von London und Petersburg her insinuiert worden.\*) Wir haben bereits darauf hingedeutet, daß Lamarmora's Circularnote vom 25. Nov. 1865 bereits auf einen Congreß zur Regelung der schwebenden internationalen Fragen, zumal der venetianischen anspielt. Am wahrscheinlichsten dürfen wir die Quelle dieses Projects in Paris suchen, von wo auch zu Anfang Mai die ersten bekannt gewordenen Eröffnungen an die Cabineten von London und Paris erfolgten. Mit der glänzenden Rolle, die er auf dem Friedenscongreß zu Paris 1856 gespielt, war ein Congreß zur Schlichtung aller europäischen Fragen Napoleon's Taggedanke und sein Traum; das gescheiterte Project von 1863 war noch nicht vergessen. Nur wollte er den Congreß nicht auf die italienische Frage beschränkt wissen: die der Erbherzogthümer und der deutschen Bundesreform sollten ebensowol Gegenstände der Berathung bilden. Am 17. Mai wurde der Vorschlag seitens Englands, Rußlands und Frankreichs in identischen Noten dem Bunde, Preußen, Italien und Oesterreich unter-

\*) Donghi, a. a. O., S. 70.

breitet. Preußen gab sofort seine Zustimmung; wol nur um seine Friedfertigkeit zu documentiren, in der sichern Voraussicht der Vergeßlichkeit des Project's; Italien war durch seinen Gesandten in Paris bereits dahin verständigt worden, daß ein Aufwerfen der venetianischen Frage eine Lösung derselben im nationalen Sinne bedeute, und konnte deshalb nicht zögern; Oesterreich dagegen war thöricht genug, seine Zustimmung an die Bedingung zu knüpfen, daß das öffentliche europäische Recht und die bestehenden Verträge den Ausgangspunkt der Vermittelungsversuche bilden und die theilnehmenden Mächte kein Sonderinteresse zum Nachtheile der österreichischen Interessen und des europäischen Gleichgewichts verfolgen würden\*) — mit andern Worten, daß alles beim alten bliebe. Es erklärte zugleich ausdrücklich, daß seine Ehre ihm verbiete, Venetien ohne Krieg abzutreten; nur nach großen militärischen Erfolgen und sichern Eroberungen könne der Kaiser im Interesse des europäischen Friedens (de la pacification générale) Zugeständnisse machen, die er Drohungen gegenüber verweigern müsse. Den logischen Zusammenhang dieser Erklärung mit dem kaum vier Wochen alten Anerbieten einer Abtretung Venetiens zu vertreten, überläßt die Geschichte billig den damaligen Lenkern des österreichischen Kaiserstaates.

Inzwischen war die Katastrophe in Deutschland wesentlich näher gerückt. Am 9. April hatte Preußen den bereits in der Note vom 24. März angekündigten Antrag auf eine Reform der Bundesverfassung wirklich gestellt. Aber diese kühne Diverſion, von der Bismarck sich und den italienischen Unterhändlern so viel versprochen hatte, erwies sich im wesentlichen als ein verfehltes Unternehmen. Der Gedanke einer durch das allgemeine Stimmrecht gewählten Nationalversammlung, zu anderer Zeit mit Jubel begrüßt, wollte damals infolge des allgemeinen Misstrauens und Miswollens gegen den Leiter der preußischen Politik nicht zünden. Man erblickte darin nur ein diplomatisches Manöver, um Oesterreich und den Bund zu Gunsten Preußens unpopulär zu machen, ohne alle Garantie für die wirkliche Erfüllung des Gebotenen. Auf den Bundestag selbst machte die plötzlich einschlagende Bombe freilich zunächst einen niederschmetternden Eindruck. Aber bald beruhigte man sich; der Antrag wurde in einem Ausschusse von neun Mitgliedern begraben. Die verlangten nähern Aufschlüsse über seine Tragweite erklärte Bismarck eigentlich für überflüssig, da er nicht an eine Verständigung über den Text der Vorschläge glaube, wenn der Bund nicht von vornherein einen Termin für die Parlamentswahlen bestimme. Die Geschichte arbeitete außerdem schneller als der Bundestag.

Die Geschichte der weitern Verhandlungen zwischen Wien, Berlin und Frankfurt bis zum 11. Juni zu erzählen liegt außerhalb unserer Aufgabe. Die Depeschen, die so dicht flogen, wie Sturmvögel vor einem Gewitter, änderten nichts an der Lage. Die Armeen waren mobil, die Rüstungen nahen sich ihrem Ende. Nur die Mittel- und Kleinstaaten einerseits und einige hochgestellte und hochconservative Persönlichkeiten in beiden Lagern machten noch mehrere ebenso ernst gemeinte wie vergebliche Vermittelungsversuche.

Am 11. Juni, demselben Tage, an welchem General Manteuffel den kaiserlichen Commissar in Ikehoe verhaften ließ, stellte Oesterreich seinen Antrag auf Mobilmachung der nichtpreußischen Bundesarmee-corps, der bekanntlich am 14., „ohne sich die Motive desselben zu eigen zu machen“, mit einer Mehrheit von 9 gegen 6 Stimmen angenommen ward. Der preußische Gesandte von Savigny erklärte damit den Bundesbruch für

\*) Circulardepesche Graf Mensdorff's an die Höfe von Paris, London und Petersburg vom 1. Juni 1866.

vollzogen und seine Thätigkeit in Frankfurt für beendet. Damit war die diplomatische Action beschlossen und die kriegerische begann.

In Italien waren inzwischen, nun sich Lamarmora endlich auch von der Unvermeidlichkeit des Krieges überzeugt hatte, die Rüstungen aufs eifrigste betrieben. Die Nationalbank ließ infolge eines königlichen Decrets vom 2. Mai dem Staatschatz 250 Mill. Frs. à  $1\frac{1}{2}\%$ , wofür sie vorläufig der Verpflichtung enthoben ward, ihre Noten in klingende Münze umzusetzen. Sämmtliche von der Regierung verlangte Steuererhöhungen und neue Steuern wurden mit großer Majorität vom Parlament genehmigt, und der Regierung überdies außerordentliche Vollmachten für die Befriedigung der finanziellen Bedürfnisse während des Krieges zugestanden, dagegen eine von der Deputirtenkammer gegen den Wunsch der Regierung beschlossene Couponsteuer (auf die Staatsrenten) vom Senat verworfen.

Trotz der energischen Erklärung vom 1. Juni dachte Oesterreich nicht mehr ernsthaft daran, sich den Besitz Venetiens zu bewahren. Nur der Ehre halber sollte eine Schlacht in Italien geschlagen werden; zugleich aber wollte man sich mit dem Kaiser von Frankreich und durch ihn mit Italien ins Einvernehmen setzen, um mit voller Kraft über Preußen herfallen und sich dort die Compensationen für den Verlust in Italien holen zu können. Erst am 5. Juli, zwei Tage nach Königgrätz, verkündete der „Moniteur“ die vollzogene Cession Venetiens an Frankreich; aber nach übereinstimmenden Berichten von mehreren Seiten soll dieselbe bereits im ersten Drittheile des Juni eine vollendete Thatsache gewesen sein\*), mit der Bedingung der Geheimhaltung, bis der Krieg eine entscheidende Wendung genommen habe. Officielle Documente haben uns freilich über diese Vorgänge bisher so wenig belehrt wie über die Versuche Frankreichs, im Frühling des Jahres eine Allianz mit Preußen auf Kosten Deutschlands oder Belgien zu schließen. Der Brief vom 11. Juni sagt sogar ausdrücklich, daß die Waffen entscheiden würden. Aber indem er zugleich von vornherein Frankreichs Stellung in der venetianischen Frage präcisirt, läßt er vermuthen, daß das geschehen konnte, ohne die Politik seines Verfassers durch voreilige Parteinahme zu compromittiren. Daß aber die italienischen Staatsmänner in diesem Falle zeitig genug davon unterrichtet wurden, leidet keinen Zweifel, und eine gewisse Lauheit und Energielosigkeit, welche wir in der Kriegsführung finden werden, wird erklärlich, wenn man den Siegespreis als einen unter allen Umständen sichern Erwerb voraussetzt.\*\*)

Noch am 8. Juni hatte Bismarck in die italienische Regierung gedrungen, den Angriff zu beginnen. Der Bundesbeschluß vom 14. änderte die Lage. In der Nacht vom 15.—16. drangen die bereit gehaltenen preussischen Corps über die Grenzen von Sachsen, Hannover und Hessen mit jener Schnelligkeit und Präcision, die ganz Europa in Erstaunen setzten. Schon vorher hatte der Telegraph dem italienischen Cabinet angezeigt, daß der casus foederis eingetreten sei; am 17. antwortete Lamarmora, daß die Kriegserklärung unverzüglich erfolgen werde.

Bereits im März hatte, wie wir wissen, Gobone Auftrag, zugleich mit der Allianz einen gemeinsamen Kriegsplan festzustellen. Es war jedoch weder damals noch später zu ernstern Verhandlungen darüber gekommen. Lamarmora behauptet, er sei bis zum 17. Juni in Florenz geblieben, um den preussischen Militärbevollmächtigten zu erwarten. Moltke

\*) Nach andern hätte nur ein hypothetisches Versprechen Oesterreichs an Frankreich für gewisse Eventualitäten vorgelegen. „Sedensfalls“, behauptet Chiara, „hatte in Italien niemand weder officielle noch officiöse Kenntniß von solchen Verhandlungen vor dem 5. Juli.“

\*\*\*) Vgl. Jacini, a. a. D., S. 173: „Lo scopo a cui si mirara, era già virtualmente raggiunto, e . . . la politica aveva già fatto quello che le armi doverano soltanto ratificare.“

habe ihm aber nur durch einen Literaten, den Dr. Bernhardt, seinen Plan auf der Karte bezeichnen lassen, den er doch schon viel specieller aus dem in Genua publicirten Blatte „Il Dovero“ gekannt habe.\*) Erst das Jahr 1868 hat uns darüber belehrt, daß der preussische Generalstab den Weg deutlich bezeichnet hatte, den die Italiener seiner Ansicht nach in ihrem wie im preussischen Interesse einzuschlagen hätten.

Der Rechenschaftsbericht des preussischen Generalstabes, welcher sich über die italienische Kriegführung ziemlich geringschätzig ausspricht und nicht undeutlich durchblicken läßt, daß man in Preußen mit derselben sowenig vom strategischen wie vom politischen Standpunkte aus zufrieden war, reizte Lamarmora aufs höchste. Er interpellirte das Ministerium Menabrea, welche Schritte es in Berlin dagegen gethan habe, und las dabei zu seiner Rechtfertigung eine Note Usedom's vom 17. Juni 1866 vor, in welcher der italienischen Regierung der Kriegsplan, den sie zu verfolgen habe, in kurzen, scharfen Zügen angegeben war.

Preußen schlägt Italien darin vor allem einen gründlichen Krieg (le système d'une guerre à fond) vor. Dazu sei es nöthig, bei dem Festungsviereck ein Beobachtungscorps aufzustellen, mit der Hauptarmee dagegen direct auf Wien zu marschiren. Im Gegenfalle würde die Mitwirkung Italiens Preußen mehr schaden als nützen. Eine starke Expedition unter Garibaldi müsse nach der Ostküste der Adria gesandt werden; sie würde bei Slawen und Ungarn einen trefflichen Empfang finden. Preußen werde von Norden her ein soweit möglich aus Eingeborenen zusammengesetztes fliegendes Corps senden, welches sich mit den italienischen Truppen und den in Ungarn gebildeten nationalen Streitkräften vereinigen solle. So werde man Oesterreich ins Herz treffen.

Die Note war allerdings in einer sehr peremptorischen Form, ohne Umschweife und Höflichkeitsphrasen abgefaßt. Lamarmora bezeichnete sie als beleidigend für die italienische Regierung; das sei der Grund, weshalb er sie einfach registriert habe. Wir dürfen annehmen, daß er außerdem noch ein Interesse daran hatte, sie dem italienischen Generalstabe und mehr noch dem italienischen Volke vorzuenthalten, welches letztere wahrscheinlich mehr Geschmack an dem preussischen Vorschlage und der guerre à fond gefunden haben würde als der Ministerpräsident. Wir werden später noch auf diesen Zwischenfall zurückkommen müssen.

---

\*) Nach der Broschüre „Le général Lamarmora et l'alliance prussienne“; vgl. „Revue des deux Mondes“, a. a. O., S. 554.

# Darwin's Auffassung des geistigen und sittlichen Lebens des Menschen.

Von

Julius Frauenstädt.

## II.

Ueberblicken wir die ganze Vergleichung der geistigen und sittlichen Fähigkeiten des Menschen mit denen der Thiere, die Darwin anstellt, so sehen wir, daß sein Hauptbestreben ist, den Unterschied zwischen beiden als einen bloßen Gradunterschied nachzuweisen. Warum? Weil er stillschweigend die Voraussetzung macht, daß, wenn der Unterschied ein wesentlicher, ein fundamentaler wäre, alsdann der Behauptung der Abstammung des Menschen von den Simiaden ein unüberwindliches Hinderniß in den geistigen und sittlichen Fähigkeiten des Menschen entgegenstände.

Es sind also zwei Sätze, die wir zu prüfen haben:

- 1) Der Unterschied zwischen Mensch und Thier in geistiger und sittlicher Hinsicht ist kein wesentlicher, sondern bloß ein Unterschied des Grades.
- 2) Wenn der Unterschied ein wesentlicher wäre, so ließe sich die behauptete Abstammung des Menschen von den Simiaden nicht halten.

Was nun den ersten Satz betrifft, so ist es Darwin trotz aller Nachweisungen von Aehnlichkeiten in den intellectuellen und moralischen Fähigkeiten zwischen Mensch und Thier nicht gelungen, den specifischen Unterschied wegzubringen, der dennoch in den intellectuellen und moralischen Leistungen zwischen beiden besteht und den Darwin selbst nicht leugnen kann. Der anthropomorphe Affe, den Darwin leidenschaftslos seinen eigenen Zustand beurtheilen läßt, gesteht ein, daß er zwar einen kunstvollen Plan zur Plünderung eines Gartens ausdenken und Steine zum Kämpfen oder zum Aufbrechen von Nüssen benutzen könne, daß jedoch der Gedanke, einen Stein zu einem Werkzeuge umzuformen, völlig über seinen Horizont gehe. Dieser leidenschaftslose Affe, der es in der Selbsterkenntniß weiter gebracht hat als mancher Mensch, gesteht ferner ein, daß er noch weniger im Stande sei, einen Zug metaphysischen Nachdenkens zu verfolgen, oder ein mathematisches Problem zu lösen, oder über Gott zu reflectiren, oder eine erhabene Naturscene zu bewundern, wenngleich er die Schönheit der farbigen Haut und des Haarleibes seiner Ehegenossin zu bewundern vermöchte. Er gesteht ferner ein, daß, obschon er den andern Affen durch Ausrufe einige seiner Wahrnehmungen und einfachern Bedürfnisse verständlich machen kann, doch die Idee, bestimmte Gedanken durch bestimmte Laute aus-

zudrücken, niemals in seinen Sinn gekommen sei. Er gesteht endlich ein, daß er zwar bereit sei, seinen Genossen in derselben Herde auf mancherlei Weise zu helfen, daß aber interesselose Liebe für alle lebenden Geschöpfe über seinen Horizont völlig hinausgehe.

Nun, woher diese Verschiedenheit in den Leistungen, in dem Gehalte des intellectuellen und moralischen Lebens bei Mensch und Affe, wenn die Fähigkeiten beider wirklich nur dem Grade nach und nicht qualitativ verschieden sind? Weshalb bleibt dem Affen Kunst, Wissenschaft und interesselose Tugend ewig unerreichbar, wenn der Unterschied zwischen seinen und den menschlichen Fähigkeiten kein wesentlicher, kein fundamentaler ist?

Darwin macht sich die Lösung dieser Schwierigkeit sehr leicht, wenn er meint, der Affe habe nur darum sich nicht zu den hohen Leistungen des Menschen emporgeschwungen, weil seine Intelligenz nicht hinreichend entwickelt worden ist. Aber warum hat sie sich denn nicht hinlänglich entwickelt? Ist dies zufällig, oder ist es nicht vielmehr notwendige Folge davon, daß die Intelligenz des Affen von Haus aus nicht zu höherer Entwicklung bestimmt und folglich derselben auch nicht fähig war? Faßt man den Intellect der Thiere teleologisch auf, wie ihn Schopenhauer auffaßt, welcher Auffassung zufolge, wie mit jedem Organe und jeder Waffe zur Offensive oder Defensiv, sich der Naturwille auch in jeder Thiergestalt mit einem entsprechenden Intellect ausgerüstet hat als einem Mittel zur Erhaltung des Individuums und der Art; so wird man es nicht mehr zufällig finden, daß der Intellect des Affen sich nicht zu der Höhe des menschlichen Intellects entwickelt hat, wird vielmehr einsehen, daß er sich zu dieser Höhe nicht entwickeln konnte, weil der Lebenszweck des Affen ein niedrigerer ist als der des Menschen.

Darwin hat, weil es bei ihm an einer teleologischen Naturauffassung fehlt, über der formellen Ähnlichkeit zwischen dem Thier- und Menschenleben den spezifischen Unterschied im Gehalte beider übersehen, den Unterschied in den Zwecken, der das ganze menschliche Dasein so grundverschieden von dem der Thiere gestaltet. Gewiß, in formeller Hinsicht bestehen große Ähnlichkeiten zwischen Thier und Mensch. Die Thiere sind keine bloßen Maschinen, sondern haben Seelen wie der Mensch; sie haben Empfindungen, Gemüths-bewegungen, Gedächtniß, Einbildung, Verstand; sie zeigen Neugierde, Nachahmung, Aufmerksamkeit; sie sind gegenseitiger Mittheilung durch Laute fähig, machen Erfahrung und Fortschritte; es fehlt ihnen sogar nicht an einigem Sinn für Schönheit und an socialen Tugenden, auch nicht an einem gewissen religiösen Abhängigkeitsgeföhle. Aber wie verschieden sind die Gegenstände, auf welche dies alles bei den Thieren gerichtet ist, von den Gegenständen, auf die es der Mensch richtet!

Man kann freilich einwenden, und Darwin bedient sich dieses Einwandes, daß bei den Wilden die Gegenstände der Empfindungen, Gemüths-bewegungen, des Gedächtnisses, der Einbildungskraft, des Verstandes, der Neugierde und Aufmerksamkeit, der sprachlichen Mittheilung u. s. w. nicht viel höher sind als die Gegenstände dieser Thätigkeiten bei den Thieren. Aber die Wilden repräsentiren auch noch nicht das specifisch menschliche, das humane Leben, und dieses hat man ins Auge zu fassen, wenn man sich über das Verhältniß des Menschen zum Thiere klar werden will. Nicht nach der niedrigen Ausgangsstufe in seiner Entwicklung, die sich freilich nicht sehr von der Stufe, welche die anthropomorphen Affen erreichen, unterscheiden mag, hat man den Menschen zu beurtheilen, sondern nach der Höhe, die er erreicht. Diese bietet Leistungen dar, die das höchste Thier auf seiner höchsten Entwicklungsstufe nie erreicht.

Schon vor Darwin hat Karl Vogt den Unterschied zwischen Thier und Mensch für einen bloß gradweisen erklärt. Ein Hund, der mit einem Steine geworfen sei, weiche in Zukunft vor dem geworfenen Steine aus; nicht anders mache es der Mensch, und nur wenige Menschen kämen zu der Erkenntniß des allgemeinen Gesetzes, nach dem alle

Körper ohne Unterlage zur Erde fallen. Auf Erfahrung beruhen alle Urtheile und jener Unterschied sei nur ein Unterschied der Verallgemeinerung, der gar nicht einmal nur Mensch und Thier, sondern selbst unter den Menschen die wissenschaftlich Gebildeten von den Ungebildeten scheidet.

Hiergegen sagt Professor Jürgen Bona Meyer in Bonn in einem beachtenswerthen Aufsatze „Thier und Mensch“ \*): „Diese Verwischung des Unterschiedes klingt ungemein verführerisch, ist aber doch grundfalsch. Allerdings erkennen die Menschen nicht in gleichem Grade überall die Gründe der Dinge, sondern jeder gewöhnlich nur im besondern Gebiete seines Wissens oder Thuns. In seinem Gebiete aber verknüpft jeder Mensch die Erscheinungen, indem er das Bleibende von den wechselnden Eigenschaften unterscheidet, das Subject vom Prädicat; indem er durch Erkenntniß die wesentlichen von den unwesentlichen Merkmalen unterscheiden lernt und so zum Urtheile über die begründete Zugehörigkeit gewisser Merkmale zu einem Träger derselben kommt; indem er ferner für die wahrgenommenen Wirkungen die Ursachen sucht. Dies alles sind Verknüpfungen, durch die jeder Mensch Einheit und Zusammenhang in seine sinnlichen Anschauungen bringt. Diese Art der begrifflichen Verknüpfung geht dem Thiere vollständig ab. Und der Mensch gelangt dazu nicht, weil er die Unterscheidungsarbeit sinnlicher Anschauungsverknüpfungen des Thieres fortsetzt, sondern weil er eine wesentlich neue Kraft der Verknüpfung als ursprüngliche Anlage seines Geistes besitzt, eben die Verknüpfung der Vorstellungen durch Begriffe.“

Nichts beweist nach Professor Meyer mehr diese wesentlich neue Kraft im Menschen als die Sprache. Daß diese den Thieren fehlt, liege nicht an mangelnden Sprachorganen, denn zum Ausprechen von Worten sind bekanntlich manche Thiere zu bringen, sondern es liege vielmehr an dem Unterschiede ihres und unsers Denkens. Es fehle den Thieren an Begriffsvermögen. Hätten die Thiere einen Geist wie wir, so redeten sie auch wie wir; da sie nicht reden wie wir, so haben sie auch einen wesentlich andern Geist. Wieviel der Mensch durch die Begriffssprache an Umfang seines Gedächtnisses und für die gesammelte Fortführung seiner Erfahrung gewinnt, wie damit der gemeinsame Fortschritt der menschlichen Bildung zusammenhängt, und wie unermesslich dadurch die Kluft zwischen Mensch und Thier erweitert wird, brauche nur angedeutet zu werden.

Viel näher als im Verstande stehen nach Professor Meyer einander Mensch und Thier in ihren Gefühlen, Neigungen, Leidenschaften. Sie theilen Liebe und Haß, Treue und Falschheit, Freude und Kummer, aber auch hier sei keine Gleichheit zwischen Mensch und Thier. Nur als ein gradueßer Unterschied möge es immerhin erscheinen, daß die Affecte der Thiere in der Regel ihr ganzes Seelenleben, auch das verständige, weitaus beherrschen; denn auch über unverständige Menschen gebietet der Affect. Aber der Mensch kenne eine höhere ästhetische und sittliche Werthschätzung der Gefühle und dadurch gewinnen diese selbst einen andern Charakter. Der Mensch habe hier vor den Thieren den tiefen Gehalt der Ideale des Schönen und Guten voraus. „Auch hier erkennen wir, daß im Wesen des Menschen ein Neues aufgegangen ist, welches die Seele des Thieres nicht hat, auch im Kleinen nicht; denn eine Anlage, die sich gesetzmäßig nie entwickelt, ist keine Anlage, ihre Annahme beruht auf einer unbegründeten Fiction. Wo das Gewordene die Höhe einer wesentlichen Verschiedenheit zeigt, hat diese sicherlich ihren Grund schon im Keime des Werdens.“

Man könnte den grundwesentlichen Unterschied zwischen Thier und Mensch in intellectuellem Hinsicht mit Schopenhauer dahin zusammenfassen, daß beim Thiere der Intellect nie frei wird vom Dienste des Willens, also nie objectiv wird, sondern subjectiv

\*) Vgl. „Philosophische Zeitfragen, populäre Aufsätze“ (Bonn 1870).

bleibt, während er beim Menschen, wie Kunst und Wissenschaft zeigen, sich über das zum Dienste des Willens erforderliche Maß erhebt. Und in moralischer Hinsicht könnte man den Unterschied dahin zusammenfassen, daß das Wollen und Thun des Thieres nie frei wird vom Egoismus, sei es individueller oder Stammesegoismus, während der Mensch in der objectiven, uneigennütigen Gerechtigkeit und in dem uneingeschränkten, alle lebenden und fühlenden Wesen einschließenden Wohlwollen zeigt, daß er fähig ist, sich über jeglichen Egoismus, sei es engerer oder weiterer, zu erheben.

Dieser hier kurz angegebene intellectuelle und moralische Unterschied zwischen Thier und Mensch wird sich schwerlich als ein bloßer Gradunterschied nachweisen lassen; er ist ein fundamentaler.

Es ist bemerkenswerth, daß, während Darwin bestrebt ist, im Interesse seiner Entwicklungstheorie den specifischen Unterschied zwischen Mensch und Thier zu verwischen, dagegen sein Nebenbuhler in der Entwicklungstheorie, Alfred Russel Wallace, gerade durch den specifischen Unterschied zwischen beiden sich getrieben fühlt, die Entwicklungstheorie zu modificiren, indem er in einem besondern Essay „die Grenzen der natürlichen Zuchtwahl in ihrer Anwendung auf den Menschen“ nachweist.

Wallace\*) ist in mehreren Essays bestrebt gewesen zu zeigen, daß die Gesetze der Abänderung, Vielfältigung und Erblichkeit, welche aus dem „Kampfe ums Dasein“ und aus dem „Überleben des Passendsten“ resultiren, wahrscheinlich genügt haben, um all die Varietäten der Structur, all die wunderbaren Anpassungen, all die Schönheit in Form und Farbe, welche wir im Thier- und Pflanzenreiche sehen, hervorzurufen. Er hat sich ferner zu zeigen bestrebt, wie dieselbe Kraft, welche die Thiere modificirt hat, auch auf den Menschen einwirkte. Dennoch meint er schließlich, daß nicht die ganze Natur nach den Principien erklärt werden kann, welche er so eifrig verteidigt, und geht nun selbst daran, Einwürfe zu machen und der Macht der „natürlichen Zuchtwahl“ Grenzen zu setzen.

Wenn wir, lehrt Wallace, die Frage der Entwicklung des Menschen durch bekannte natürliche Gesetze betrachten, so müssen wir immer ebenso sehr das Princip der „natürlichen Zuchtwahl“ als auch der allgemeinen Evolutionstheorie im Sinne haben, daß aller Wechsel der Form oder Structur, jeder Zuwachs an Größe eines Organs oder an seiner Complicirtheit, jede größere Specialisation oder physiologische Arbeitstheilung nur so weit ausgeführt werden kann, als es dem so modificirten Wesen zum Vortheil gereicht. Darwin selbst hat eingepreßt, daß natürliche Zuchtwahl keine Macht habe, irgendein Wesen viel über seine Mitgeschöpfe zu erheben, sondern nur gerade so viel, um sie in den Stand zu setzen, jene in dem Kampfe ums Dasein zu überleben. Noch weniger hat sie Macht, Modificationen hervorzubringen, welche für ihren Besitzer in irgendeiner Weise schädlich sind, und Darwin gebraucht häufig den starken Ausdruck, daß ein einziger solcher Fall für seine Theorie verhängnißvoll sein würde. Wenn wir daher, sagt Wallace, beim Menschen irgendwelche Charaktere finden, welche allem Anscheine nach zeigen, daß sie ihm thatsächlich bei ihrem ersten Auftreten nachtheilig gewesen sind, so können sie nicht durch natürliche Zuchtwahl hervorgebracht worden sein. Auch kann ein nutzloses oder ein im Verhältniß zu dem Grade seiner Entwicklung nicht genügend nützendes Organ nicht auf diese Weise entstanden sein. Solche Fälle wie diese würden beweisen, daß ein anderes Gesetz und eine andere Macht als „natürliche Zuchtwahl“ an der Arbeit gewesen ist. Aber wenn wir ferner sehen könnten, daß gerade diese Modificationen, wenn

\*) Vgl. „Beiträge zur Theorie der natürlichen Zuchtwahl, eine Reihe von Essay's von Alfred Russel Wallace, autorisirte deutsche Ausgabe von Adolf Bernhard Meyer“ (Erlangen 1870).

auch nachtheilig und nutzlos zur Zeit ihres ersten Auftretens, zu einer viel spätern Periode im höchsten Grade nützlich wurden und nun wesentlich sind für die volle moralische und intellectuelle Entwicklung der menschlichen Natur, so würden wir dann auf die Thätigkeit eines Geistes schließen, welcher die Zukunft vorherseht und sie vorbereitet, gerade so sicher, wie wir es thun, wenn wir sehen, wie der Züchter an die Arbeit geht mit der Absicht, eine bestimmte Vervollkommnung bei einer cultivirten Pflanze oder bei einem Zuchthier hervorzurufen.

Beim Menschen nun gibt es nach Wallace Thatfachen von der bezeichneten Art, charakteristische Eigenschaften, die der Theorie der natürlichen Zuchtwahl gemäß nicht vorkommen sollten, die daher nöthigen, auf die Existenz einer neuen Kraft zu schließen. Wallace weist dies zuerst in Beziehung auf die leibliche Beschaffenheit des Menschen nach. Er zeigt, daß das Gehirn des Wilden größer ist, als es zu sein brauchte. Mögen wir den Wilden mit den höhern Entwicklungen des Menschen oder mit den Thieren vergleichen, so werden wir nach Wallace zu dem Schlusse gedrängt, daß er in seinem großen und wohl entwickelten Gehirn ein Organ besitzt, welches zu seinem tatsächlichen Bedürfnisse in gar keiner Proportion steht — ein Organ, welches von vornherein präparirt worden zu sein scheint, um voll benutzt zu werden, wenn er in der Civilisation vorschreitet. Ein wenig größeres Gehirn als das des Gorilla würde vollkommen genügt haben für die begrenzte Geistesentwicklung des Wilden, und wir müssen daher nach Wallace zugeben, daß das große Gehirn, welches er thatsächlich besitzt, niemals durch eins jener Gesetze der Evolution allein sich entwickelt haben konnte, deren Wesenheit die ist, daß sie zu einem Grade der Organisation führen, welcher genau den Bedürfnissen jeder Art proportional ist, nie über diese Bedürfnisse hinausgeht. Das Gehirn des prähistorischen und des wilden Menschen scheine die Existenz einer Kraft zu beweisen, die verschieden ist von jener, welche die Entwicklung der niedern Thiere durch ihre immer variirenden Lebensformen geführt hat.

Aber nicht bloß das Gehirn, sondern auch die nackte Haut des Menschen, ferner die Füße und Hände des Menschen bieten, wie Wallace zeigt, für die Theorie der natürlichen Zuchtwahl Schwierigkeiten dar, nöthigen vielmehr eine eigene höhere Kraft, welche die Entwicklung des Menschen geleitet, anzunehmen, und ebenso die Stimme des Menschen.

Wenden wir uns alsdann von der leiblichen Beschaffenheit des Menschen zu seinem Geiste, so finden wir nach Wallace viele Schwierigkeiten, wenn wir es zu verstehen versuchen wollen, wie jene geistigen Fähigkeiten, welche speciell menschlich sind, durch die Erhaltung nützlicher Abänderungen (gemäß der Darwin'schen Theorie) erlangt werden konnten. Die Fähigkeit, ideale Conceptionen von Raum und Zeit, von Ewigkeit und Unendlichkeit zu bilden, die Fähigkeit für intensive künstlerische Gefühle des Wohlgefallens an der Form, der Farbe und der Composition, ferner die Fähigkeit für jene abstracten Begriffe der Form und Zahl, welche Geometrie und Arithmetik möglich machen — wie entwickeln sich alle oder einige dieser Fähigkeiten zuerst, wenn sie dem Menschen in seinem frühern barbarischen Zustande von keinem möglichen Nutzen sein konnten? Wie konnte „natürliche Zuchtwahl“ oder Ueberleben des Passendsten in dem Kampfe ums Dasein überhaupt die Entwicklung geistiger Kräfte begünstigen, welche so weit abliegen von den materiellen Bedürfnissen des Wilden, und welche selbst jetzt bei unserer verhältnißmäßig hohen Civilisation in ihren weitesten Entwicklungen ihrer Zeit vorausseilen und eher eine Beziehung zu der Zukunft der Rasse als zu ihrem gegenwärtigen Zustande zu haben scheinen?

Genau dieselbe Schwierigkeit entsteht nach Wallace, wenn wir die Entwicklung des Sinnes für Moral oder des Gewissens beim Wilden zu erklären suchen; denn wenn

auch die Praxis der Wohlthätigkeit, Ehrlichkeit und Wahrheit dem Stamme, welcher diese Tugenden besaß, nützlich gewesen sein können, so erkläre das ganz und gar nicht die besondere Heiligkeit, welche den von jedem Stamme für recht und moralisch angesehenen Handlungen anhängt, im Gegensatz zu den davon sehr verschiedenen Gefühlen, mit welchen sie das betrachten, was nur nützlich ist. Die Nützlichkeitshypothese (welche die Theorie der natürlichen Zuchtwahl auf den Geist anwendet) ist nach Wallace ungenügend, um die Entwicklung der Moral zu erklären. Zur Erläuterung dessen weist Wallace darauf hin, daß die Sanction der Wahrhaftigkeit aus Nützlichkeitsgründen keineswegs sehr machtvoll oder univervell sei. Zu allen Zeiten und in allen Ländern ist Unwahrheit, Lügenhaftigkeit im Verkehr im Schwange gewesen, und wie können wir bei so vielen thatsächlichen Tügen, bei so vielen Beispielen, in welchen Wahrhaftigkeit ihren zu eifrigen Verehrern Verderben und Tod gebracht hat, glauben, daß jemals Nützlichkeitsrückichten sie mit der mysteriösen Heiligung der höchsten Tugend bekleiden konnten, daß diese jemals die Menschen dahin bringen konnten, Wahrheit um ihrer selbst willen zu schätzen und sie ohne Rücksicht auf die Folgen zu üben? Und doch ist es Thatsache, daß solch ein mystisches Gefühl von Unrecht an der Unwahrheit hängt, nicht allein bei den höhern Klassen civilisirter Völker, sondern bei ganzen Stämmen tieftestehender Wilden. Sir Walter Elliot erzählt, daß die Kurubars und Santals, barbarische Hügelstämme von Centralindien, wegen ihrer Wahrheitsliebe bekannt sind. Es ist ein allgemeines Sprichwort, daß „ein Kurubar immer die Wahrheit spricht“, und Major Jervis sagt: „Die Santals sind die wahrheitsliebendsten Menschen, mit denen ich jemals zusammengewesen bin.“ Wie geht es denn zu, fragt Wallace, daß in diesen Fällen von Wahrheitsliebe bei Wilden „Erfahrungen der Nützlichkeith“ einen so überwältigenden Eindruck gelassen haben, während sie ihn in so vielen andern nicht lassen? Die Erfahrungen der Wilden hinsichtlich der Nützlichkeith der Wahrheit müssen im Laufe der Zeit ziemlich gleiche geworden sein. Wie kommt es denn, daß in einigen Fällen das Resultat eine Heiligung ist, welche alle Rücksicht auf persönlichen Vortheil außer Acht läßt, während in andern kaum ein Rudiment eines solchen Gefühls vorhanden ist? Es ist nach Wallace schwer einzusehen, wie ein so intensives und mystisches Gefühl für Recht und Unrecht — so intensiv, daß es alle Ideen persönlichen Vortheils und Nutzens überwindet — sich aus angehäuften Erfahrungen über seinen Nutzen bei unsern Vorfahren entwickelt haben konnte, und es ist noch schwieriger zu verstehen, wie Gefühle, welche sich aus einer Menge solcher Erfahrungen entwickelten, auf Handlungen übertragen werden konnten, deren Nutzen partiell oder imaginär oder überhaupt nicht vorhanden ist. Der Darwin'schen Nützlichkeithstheorie gegenüber nimmt Wallace vielmehr an, daß es ein Gefühl, einen Sinn für Recht und Unrecht in unserer Natur gibt, den Erfahrungen der Nützlichkeith vorhergehend und unabhängig von ihnen.

Kurz, Wallace kommt durch Betrachtung der den Menschen von Haus aus so auffallend von den Thieren unterscheidenden leiblichen, geistigen und sittlichen Eigenschaften und Fähigkeiten zu dem Schlusse, daß diese Eigenschaften und Fähigkeiten sich durchaus nicht entstanden denken lassen aus der Thätigkeit eines Gesetzes, welches nur auf das unmittelbare materielle Wohlbefinden des Individuums oder der Rasse abzielt, sondern daß sie dem Menschen als einem geistigen Wesen mit Rücksicht auf seine ganze zukünftige Entwicklung, seinen intellectuellen und moralischen Fortschritt verliehen worden sind, und zwar von einer überlegenen Intelligenz, welche die Entwicklung des Menschen nach einer bestimmten Richtung hin und zu einem speciellen Zwecke geleitet hat, gerade sowie der Mensch die Entwicklung vieler Thier- und Pflanzenformen leitet. Die Gesetze der Evolution allein würden vielleicht nie ein Korn producirt haben, welches so wohl für den Gebrauch des Menschen sich eignet, wie Weizen und Mais, solche Früchte, wie

die samenlose Banane und Brotfrucht, oder solche Thiere, wie die Guernsey-Milchkuh und das londoner Karrenpferd.

Wallace räumt zwar den Nachtheil ein, den seine Theorie habe, daß sie der Intervention einer bestimmten individuellen Intelligenz bedarf, um die Production des Menschen, dieses immer vorwärts strebenden geistigen Wesens, zu begreifen, das wir kaum umhin können als das letzte Ziel und den letzten Zweck aller organischen Existenz zu betrachten. Allein, wenn auch seine specielle Ansicht nicht die Wahrheit treffen sollte, so blieben doch die Schwierigkeiten bestehen, welche er vorgebracht habe, und bewiesen, daß „natürliche Zuchtwahl“ zur Erklärung nicht ausreiche, sondern ein allgemeineres und fundamentaleres Gesetz zu Grunde gelegt werden müsse. Das Gesetz der die ganze organische Natur durchbringenden „unbewußten Intelligenz“, welches von Dr. Laycock aufgestellt und von Murphy adoptirt worden, sei ein solches Gesetz; aber für seinen (Wallace's) Geist habe es den doppelten Nachtheil, sowol unverständlich als auch irgendeines Beweises unfähig zu sein. „Es ist wahrscheinlich, daß die Wahrheit zu tief für uns liegt, um sie entdecken zu können; aber ich glaube, es gibt viele Anzeichen, daß ein solches Gesetz existirt und wahrscheinlich mit dem absoluten Ursprung des Lebens und der Organisation zusammenhängt.“

Das Wahre an Wallace's Theorie ist, daß sie den specifischen Unterschied zwischen Mensch und Thier gebührend hervorhebt, und daß sie diesen Unterschied für bedeutend genug hält, um im Menschen als Menschen eine Neuschöpfung zu sehen. Während Darwin im Interesse seiner, alle Neuschöpfungen ausschließenden Entwicklungstheorie bestrebt ist, den specifischen Unterschied zwischen Mensch und Thier abzuschwächen und zu einem bloßen Gradunterschiede herabzusetzen, sieht sich Wallace umgekehrt genöthigt, eben wegen des specifischen Unterschiedes zwischen Mensch und Thier die Darwin'sche Entwicklungstheorie bei der Erklärung des Ursprunges des Menschen abzubrechen und eine höhere Macht, als natürliche und geschlechtliche Zuchtwahl, und ein höheres Gesetz, als das Gesetz dieser, anzunehmen. Wallace schlägt bereits eine teleologische Richtung ein.

Daß er sich die höhere, den Menschen als geistiges Wesen bezweckende Macht nicht anders, denn als eine persönliche leitende Intelligenz denken kann, also als einen in die natürliche Welt eingreifenden Gott, dies ist wol nur auf Rechnung der englischen Bibelgläubigkeit zu setzen. Der Uebersetzer der Wallace'schen Essays sagt sehr richtig in der Vorrede: „Durch fast alle wissenschaftliche (und andere) Werke der Engländer — mit wenigen leicht zu bezeichnenden Ausnahmen — durch Werke von dem höchsten sachlichen Werthe, zieht sich der Wunsch, eine Versöhnung der Wissenschaft mit dem Glauben herbeizuführen, und diese Thatsache kann es wol erläutern, wie selbst ein so hervorragender Kopf wie Wallace dazu gelangt, diesem Geiste der Zeit zu opfern.“ Daß er dieses Opfer in einer so besondern Weise verrichtet, läßt sich nach dem Uebersetzer durch den Umstand erklären, daß er dem Spiritismus huldigt. Wallace ist Spiritist und bekennt sich offen als solchen.

Wir Deutschen, die wir durch Kant und Schopenhauer gelernt haben, daß die teleologische Auffassung der Welt nicht nothwendig den Theismus, den Glauben an einen persönlichen Gott, zur Voraussetzung habe, können uns die specifische Verschiedenheit des Menschen vom Thiere erklären, ohne zu Wallace's „leitender Intelligenz“ die Zuflucht nehmen zu müssen. Wir erklären sie aus dem immanenten Naturwillen, der über das bloß thierische Dasein hinaus gewollt und im Menschen das erstrebte überthierische Dasein erreicht hat. Da Wallace zu der Einsicht gekommen ist, daß, wie er ausdrücklich sagt, „alle Kraft wahrscheinlich Willenskraft“ ist, so wäre es consequenter gewesen, die menschenschöpferische Kraft ebenfalls als Willenskraft, nämlich als Kraft des immanenten Naturwillens, anzusehen, als zum überweltlichen Jehovah des Alten Testaments seine

Zuflucht zu nehmen. Doch diese schwache Seite der Wallace'schen Theorie soll uns nicht hindern, sein Verdienst in der Nachweisung der Unzulänglichkeit der Darwin'schen „Zuchtwahl“ zur Erklärung des Unterschiedes zwischen Mensch und Thier anzuerkennen.

Wie nun aber, hat die Darwin'sche Entwicklungstheorie nicht den Vorzug, daß sie die Continuität der Natur wahr? Wird die Continuität der Natur nicht durchbrochen, wenn man im Menschen eine Neuschöpfung, eine aus dem vorhergehenden Entwicklungsgange der Natur sich nicht erklären lassende Erscheinung auftreten läßt?

Um sich hierüber klar zu werden, muß man sich den Begriff der Entwicklung zergliedern, maß sich fragen, was in jeder Entwicklung gegeben ist. Da wird man denn finden, daß jeder Entwicklung ein Ziel, ein Endzweck zu Grunde liegt, zu welchem die untergeordneten Stufen der Entwicklung sich nur wie die vorbereitenden Mittel verhalten. Ohne die vorbereitenden Stufen käme das sich entwickelnde Wesen nicht zu der höchsten, der Endstufe; aber aus den vorbereitenden Stufen allein läßt sich die Endstufe nicht erklären, vielmehr bildet diese die Voraussetzung der vorbereitenden Stufen. Jede höhere Stufe innerhalb der Entwicklung kommt zwar zeitlich von der ihr zunächst vorangehenden niedern Stufe her, enthält aber als höhere Stufe etwas Neues, das in der vorangehenden noch nicht gegeben, sondern nur vorbereitet war. Es ist, wie wenn ein Schler von den untern Klassen eines Cursus durch die höhern bis hinauf zu der höchsten aufsteigt. Da ist jede niedere Klasse die nothwendige Vorstufe zu der höhern, jede höhere bringt aber auch etwas, was in den niedern noch nicht vorkam. Zwar ist es Ein identisches Subject, das sich durch alle Klassen hindurch continuirlich entwickelt, aber diese continuirliche Entwicklung schließt Neuschöpfungen nicht aus, da nur durch das Hervorbrechen neuer, höherer Kräfte aus dem Innern des sich entwickelnden Subjects das Ersteigen neuer, höherer Stufen überhaupt möglich wird. Diese neuen Kräfte werden durch die vorangehenden Stufen nicht geschaffen, sondern nur gezeitigt. Ebenso hat man sich auch die Entwicklung der Natur zu denken. Sie ist continuirlich, weil es das eine identische Wesen der Natur ist, das sich von den niedersten bis zu den höchsten Stufen entwickelt; sie bringt aber auch Neuschöpfungen hervor, weil jede höhere Stufe etwas enthält, was in den niedern nicht gegeben, obwohl durch dieselben vorbereitet ist.

faßt man die Entwicklung der Natur in diesem teleologischen Sinne auf, so wird man sehr wohl mit Darwin die Herkunft des Menschen vom Affen zugeben können, ohne doch deshalb, wie Darwin, leugnen zu müssen, daß der Mensch vom Affen specifisch verschieden ist und in ihm eine Neuschöpfung austritt. Die Herkunft des Menschen vom Affen ist eben nur eine zeitliche, materielle, metaphysisch angesehen hingegen ist der Mensch eine Neuschöpfung. Indem die Natur den Affen schuf, lag ihr schon der Mensch im Sinne; sie wollte durch den Affen hindurch zum Menschen.

Hiermit ist die zweite der oben zur Prüfung gestellten Fragen erledigt, die Frage nämlich, ob bei der Annahme eines specifischen Unterschiedes zwischen Mensch und Affe sich die von Darwin behauptete Abstammung des Menschen vom Affen noch halten lasse. Wir sehen von unserm teleologischen Standpunkte aus nicht ein, warum der Mensch nicht vom Affen soll abstammen und dennoch etwas wesentlich Höheres als der Affe sein können. Wir stimmen in diesem Punkte überein mit Schopenhauer, welcher in der Vernunft des Menschen, ferner in seinem Vermögen ästhetischer Anschauung, philosophischer Verwunderung und moralischer Selbstverleugnung einen specifischen Unterschied zwischen Mensch und Thier anerkennt und dennoch den Menschen vom Affen abstammen läßt. \*) Schopenhauer erkennt an, daß die Natur erst bis zum Affen vorgeschritten sein

\*) Vgl. die Artikel „Affe und Mensch“ in meinem „Schopenhauer-Lexikon“.

musste, ehe sie den weitem Schritt zum Menschen thun konnte; aber er erkennt auch an, daß im Menschen eine neue und höhere Stufe erreicht ist als im Affen, da der Mensch Fähigkeiten hat, die dem Thiere überhaupt abgehen. Jede neue und höhere Stufe in der Natur hängt nach Schopenhauer zwar mit den vorangehenden niedrigeren Stufen zusammen, repräsentirt aber auch eine neue und höhere Idee, eine deutlichere und vollkommene Objectivation des Willens, die auf den niedrigeren Stufen noch nicht anzutreffen ist.

Wenn, lehrt Schopenhauer, von den Erscheinungen des Willens auf den niedrigeren Stufen seiner Objectivation, also im Unorganischen, mehrere untereinander in Conflict gerathen, indem jede sich der vorhandenen Materie bemächtigen will, so geht aus diesem Streite die Erscheinung einer höhern Idee hervor, welche die vorhin dagewesenen unvollkommenen alle überwältigt, jedoch so, daß sie das Wesen derselben auf eine untergeordnete Weise bestehen läßt, indem sie ein Analogon davon in sich aufnimmt; welcher Vorgang eben nur aus der Identität des erscheinenden Willens in allen Ideen und aus seinem Streben zu immer höherer Objectivation begreiflich ist. Die aus solchem Siege über mehrere niedere Ideen oder Objectivationen des Willens hervorgehende vollkommene gewinnt aber dadurch, daß sie von jeder überwältigten ein höher potenzirtes Analogon in sich aufnimmt, einen ganz neuen Charakter; der Wille objectivirt sich auf eine neue deutlichere Art; es entsteht, ursprünglich durch generatio aequivoca, nachher durch Assimilation an den vorhandenen Keim, organischer Saft, Pflanze, Thier, Mensch. Also aus dem Streite niedrigerer Erscheinungen geht die höhere, sie alle verschlingende, aber auch das Streben aller in höherm Grade verwirklichende hervor. \*)

Man wird dieser Ansicht nicht vorwerfen können, daß sie einen Widerspruch enthalte, indem sie Höheres von Niederm, Ungleiches von Ungleichen abstammen lasse. Denn das Niedere enthält nach ihr nicht den schöpferischen Grund des Höhern, sondern die höhere Idee, der höhere Naturwille ist es, welcher aus Niederm Höheres hervorbringt. Schopenhauer hat also nicht nöthig, den Unterschied zwischen Mensch und Thier zu verwischen, um den Menschen aus dem Affen hervorgehen lassen zu können, und Darwin hätte es ebenfalls nicht nöthig gehabt, wenn er die beiden Elemente, die in dem Begriffe der Abstammung liegen, unterschieden und erkannt hätte, daß es außer der materiellen Abstammung auch eine ideelle, außer der physischen auch eine metaphysische gibt. Aber ideelle Schöpfungspläne leugnet Darwin eben\*\*), und dadurch bringt er sich in die Verlegenheit, den Unterschied zwischen Mensch und Thier verwischen zu müssen und ihn doch nicht wegbringen zu können.

\*) Vgl. „Die Welt als Wille und Vorstellung“, I, 172 fg.; „Ueber den Willen in der Natur“, S. 56.

\*\*) Vgl. „Die Abstammung des Menschen“, I, 26.

# Der Krieg Deutschlands gegen Frankreich 1870 und 1871.

Von

Karl Junck.

Vom Beginn des Krieges bis zur Capitulation von Sedan.

V.

1) Folgen der Siege bei Wörth und Saarbrücken. Rückzug des 1., 2. und 5. französischen Corps. Schwankende Haltung im französischen Hauptquartier in Bezug auf die Behauptung der Mosellinie. Marschall Bazaine's Dispositionen. Die Bewegungen der drei deutschen Armeen vom 7.—14. Aug. Französische Stellung an der Med. Kühne Streifzüge der deutschen Cavalerie. Marsch der III. Armee durch die Vogesen. Die Vogesenfesten. Proclamation des Königs an das französische Volk.

Der 6. Aug. war ein großer, glänzender und alsbald für den fernern Verlauf dieses Krieges vielverheißender Siegestag für die deutschen Waffen: zwei französische Armeecorps, Mac-Mahon und Frossard, waren geschlagen, mehr oder weniger aufgelöst und für einige Zeit kampfunfähig gemacht worden; Theile vom 3. und 7. Corps hatten hierbei schon mitgelitten. Der Sieg bei Weißenburg und die Doppelschlacht am 6. Aug. bei Wörth und Saarbrücken, so groß auch die Opfer waren, welche sie gefordert hatten, verkündeten Nord- und Süddeutschland, daß jegliche Gefahr einer feindlichen Invasion nunmehr abgewendet sei und daß die Entscheidung dieses Krieges ausschließlich auf dem Boden dessen ausgesprochen werden würde, der denselben so frevelhaft hervorgerufen hatte. Ein unbefchreiblicher Jubel erfüllte alle deutschen Herzen, der nur von der gehobenen Stimmung noch übertroffen wurde, womit die drei deutschen Armeen nun unaufhaltsam in Feindesland gegen die Mosel vorrückten. Beide, Volk und Heer, hatten alsbald nach diesen ersten Schlachten die Ueberzeugung gewonnen, daß die Wehrkraft der Nation sich der des Feindes moralisch und physisch überlegen gezeigt hatte und so auch ferner zeigen werde.

General Frossard erreichte mit seinem hart mitgenommenen Corps, das die ganze Nacht durch marschirt war, am 7. Aug. morgens Saargemünd und wendete sich von da, wo bereits schon deutsche Vortruppen sich zeigten, nach ungenügender Rast nach Puttelange, um sich mit Bazaine's Truppen zu vereinigen. Das 5. Corps, de Failly, das am 6. Aug. in der Nacht sowol von Wörth als von Saarbrücken aus die Nacht von den Niederlagen daselbst erhielt, trat nunmehr ebenfalls eiligst seinen Rückzug

an, sich nach der großen Straße über Saarburg wendend, während die zugehörige Brigade Lapasset von Saargemünd aus sich direct auf Metz zurückzog. Am 7. Aug. nachmittags erreichte das 5. Corps Küßelstein. Marschall Mac-Mahon gelangte durch einen sechsunddreißigstündigen, fast ununterbrochenen Marsch, worunter zwei Nachtmärsche sein Corps der Auflösung nahe brachten, am 8. Aug. morgens nach Zabern. Er sowol als General Frossard sahen sich hierbei von der deutschen Cavalerie verfolgt, der noch zahlreiche Gefangene und viele Kriegsbeute in die Hände fielen.

Zwei große Niederlagen an einem und demselben Tage hatten das französische Heer in zwei Theile getrennt; eine Rückwärtsconcentrirung gebot sich in solcher Lage von selbst; der starke Waffenplatz Metz mit seinen detachirten Forts bildete den nächsten Stützpunkt hierfür. Im kaiserlichen Hauptquartier zu Metz hatten selbstverständlich die rasch einanderfolgenden Nachrichten von den Niederlagen des 1. und 2. Corps eine unbefreibliche Bestürzung erregt, und man ging im ersten Augenblicke mit dem Gedanken um, die Mosellinie zu verlassen und die Armee weiter rückwärts bei Châlons zu concentriren, um die Hauptstadt zu decken. Dieser Gedanke wurde jedoch aus mannichfachen politischen und militärischen Bedenken, die sich in dem kaiserlichen Kriegsrathe am 8. Aug. geltend machten, vorerst aufgegeben und folgende Anordnungen getroffen: das Garde-, 2., 3. und 4. Corps sowie das von Châlons herangezogene 6. Corps sollen unter Bazaine's Befehl treten und sich bei Metz concentriren, das 5. Corps bei Nancy Stellung nehmen, das 1. und 7. Corps aber wurden dem Marschall Mac-Mahon unterstellt, der angewiesen wurde, dieselben bei Châlons zu versammeln, wohin fortan alle Verstärkungen gerichtet werden sollten.

Kaiser Napoleon hatte sich also nach kurzem Bedenken dennoch entschlossen, die Mosellinie festzuhalten. Wenn man diese Stellung von Thionville, die Mosel entlang bis Nancy und Toul ins Auge faßt, so wird man allerdings gestehen müssen, daß sie infolge der daran gelegenen Festungen — von denen Metz die Operationen auf beiden Flußufer wesentlich erleichtert — eine sehr respectable ist. Aber diese Position hat von einem Stützpunkte zum andern eine Ausdehnung von 10 Meilen, für deren nachhaltige Vertheidigung aber — die nur wieder von Metz aus in offensiver Weise geführt werden konnte — erwies sich die französische Armee um so ungenügender, als momentan zwei ihrer Corps fast vollständig außer Gefecht gesetzt sich befanden. Ihre schwache Seite lag auf ihrer rechten Flanke, wo sie auf eine fast lediglich beobachtende Haltung angewiesen war. Hätte aber der numerisch überlegene Gegner einmal die Mosel bei Pont-à-Mousson oder die Meurthe und Mosel weiter oberhalb auf der großen Straße über Nancy passirt, dann war Marschall Bazaine's Rückzugslinie auf Verdun gefährdet und er mußte dann vielleicht unter den ungünstigsten Verhältnissen den Entscheidungskampf bei Metz aufnehmen, um so mehr, als der Gegner mit seinen Gesamtstreitkräften gegen die Mosel sich vorbewegte.

Marschall Bazaine's wichtigste Aufgabe war es, angesichts der drei im Anmarsche befindlichen deutschen Armeen alle seine Armeecorps so schnell wie möglich bei Metz zu concentriren. Das 3. Corps, nunmehr unter General Decaen, marschirte von Saint-Avold hinter die französische Nied und traf hinter diesem Flüsschen bei Urville und Pont-à-Chauffy, wo die saarbrückener Straße dasselbe überschreitet, am 8. Aug. ein. Das 4. Corps, Ladmiraux, dagegen, das von Bouzonville auf der Hauptstraße Saarlouis-Boulay-Metz sich zurückzog, gelangte an demselben Tage ebenfalls hinter die Nied bei Les Etanges, zwei Meilen nördlich von Pont-à-Chauffy. Das am 6. Aug. hart mitgenommene Corps des Generals Frossard setzte seinen Rückzug über Puttelange auf der Straße Saarbrücken-Metz fort und erreichte am 10. Aug. Mercy-le-Haut hinter der Nied, eine Meile südlich von Metz. Hinter dem 3. und 4. Corps, zu beiden Seiten

der Straße von Saint-Abold nach Metz bei Maizery und Sully, stand General Bourbaki mit dem Gardecorps in Reserve. Die 1. Reserve-Cavaleriedivision erhielt ihre Stellung nördlich und nahe bei Metz, die von Nancy herangezogene 3. Reserve-Cavaleriedivision dagegen wurde südlich nahe von Metz bei dem großen Bahnhofe aufgestellt. Es konnte nach dieser starken Besetzung der Linie der Nied um so mehr scheinen, daß Bazaine diesen Abschnitt hartnäckig zu vertheidigen gesonnen sei, als die Franzosen denselben auch an den wichtigsten Uebergangspunkten zu verschanzen begonnen hatten. In dessen der Marschall befann sich eines Bessern, denn schon am 11. Aug. wurden die vorerwähnten Corps näher an die Forts der Festung herangezogen. Das 4. Corps, nunmehr den linken Flügel der neuen Stellung bildend, lehnte sich nördlich von Fort Saint-Julien an die Mosel, mit seinem rechten Flügel bis nach Fort Les Bottes über die Straße Metz-Saarbrücken hinausreichend. Hier schloß sich an dasselbe an das 3. Corps, Decaen, sich in der Richtung über Borny und Grigy bis nahe zum Fort Quelen hinziehend. Das 2. Corps, Frossard, dagegen nebst der ihm zugewiesenen Brigade Lapasset vom 5. Corps bildete den rechten Flügel im Süden von Metz. Verstärkt wurde um diese Zeit die Armee Bazaine's (die „Rheinarmee“ war bereits „Moselarmee“ geworden) durch die aus Châlons eintreffenden Regimenter des 6. Corps, Marschall Canrobert. Das Gardecorps endlich erhielt seine Stellung hinter Borny, zwischen den Forts Les Bottes und Quelen. Die Truppen lagen theils in gedrängten Cantonnements, theils lagerten sie unter ihren kleinen Zelten und hatten viel auszusetzen von dem regnerischen Wetter.

Marschall Mac-Mahon, der seinen Rückzug über Zabern und Saarburg genommen, traf am 10. Aug. in Lunéville ein und nahm von hier aus seine Direction über Bayon, drei Meilen südwestlich von ersterm nach Neuschâteau, von wo ein Theil seiner Truppen per Bahn nach Châlons befördert wurde. Gegen den 17. Aug. war das 1. Corps und die ihm seit Wörth beigegebene Infanteriedivision Confeil-Dumesnil vom 7. Corps bei Châlons concentrirt. Das Corps hatte vom 6. Aug. abends bis zum 14. gegen 28 Meilen zu Fuß zurückgelegt, befand sich daher in einem sehr herabgekommenen Zustande und zählte momentan nur noch die Hälfte seiner ursprünglichen Stärke an schlagfertigen Truppen. Einige Tage Ruhe zur gründlichen Erfrischung derselben wären unbedingt erforderlich gewesen, wurden ihnen jedoch, wie wir später sehen werden, nicht zutheil.

Das 5. Corps, de Failly, erhielt während seines Rückzuges von Witsch aus den Befehl, ebenfalls auf Châlons zu marschiren. Am 8. Aug. traf dasselbe mit dem 1. Corps in Saarburg zusammen, cotoyirte dann auf Nebenwegen das letztere in seinem Weitermarsche und erreichte am 16. Aug. Chaumont, von hier aus die Bahn nach Châlons benutzend, woselbst de Failly mit einem Theile seiner Truppen erst am 20. Aug. eintraf und bereits den Kaiser anwesend fand. Befehle und Gegenbefehle hatten den Marsch des 5. Corps verzögert, indem es zweimal Ordre erhielt, zwischen der Mosel und Meurthe halt zu machen und den rechten Flügel Bazaine's zu decken, ein Beweis von der in dem französischen Großen Hauptquartier herrschenden Unentschiedenheit bezüglich der zu ergreifenden Dispositionen. Dieses Corps, das seit dem 7. Aug. unausgesetzt in der angestrengtesten Marschbewegung sich befunden hatte, sollte auch im Lager bei Châlons nicht die Ruhe finden, deren es so sehr bedurfte, denn schon am 21. Aug. trat Mac-Mahon, dem es unterstellt worden war, seinen Marsch nach Rheims an, noch ehe de Failly alle Truppen in Châlons versammelt hatte.

Wir haben noch des halbvergessenen 7. Corps, General Douay I., zu gedenken. Der Leser weiß, daß dasselbe im Beginn des Krieges seine Stellung bei Belfort erhalten hatte. Es wird dieses Corps in der französischen Ordre de Bataille der Rheinarmee in der

Stärke von 3 Infanterie- und 1 Cavaleriedivision aufgezählt, wozu noch die Reserveartillerie und die technischen Truppen kommen. Nun aber war die 1. Infanteriedivision, Conseil-Dumesnil, zur Armee Mac-Mahon's herangezogen worden und hatte bei Wörth stark gelitten; die 3. Infanteriedivision, General Dumont, aber und die 2. Cavaleriebrigade, General Joly Duclombier, standen noch rückwärts in Lyon, sodasß also General Douay von seinem Corps nur die 2. Infanteriedivision, General Liebert, die Cavaleriebrigade Cambriels und die Reserveartillerie zur Hand hatte. Durch falsche Gerüchte von einem deutscherseits beabsichtigten Rheinübergange vom badischen Oberlande aus getäuscht, war Douay auf Mühlhausen vorgerückt; am 9. Aug., nach einem sehr beschwerlichen und gänzlich nutzlosen Hin- und Hermarsch, stand er wieder bei Belfort, das zu decken er neuerdings Befehl erhielt. Immerhin wäre die fernere Anwesenheit Douay's bei Belfort um so mehr eine Drohung für den Elsas und für Straßburg gewesen, als am 16. Aug. auch die Infanteriedivision Dumont daselbst eintraf. Aber an demselben Tage erhielt General Douay Befehl, sich per Bahn nach Châlons zu begeben; am 21. Aug. traf er dort ein und folgte Mac-Mahon's Armee nach Rheims.

Wir wenden uns nunmehr den Bewegungen der drei deutschen Armeen zu nach den siegreichen Schlachten bei Wörth und Saarbrücken, und zwar bis zum 14. Aug., wo die erste Schlacht bei Metz geschlagen wurde. Es ist früher bereits darauf hingewiesen worden, daß die deutschen Armeen bei ihrem Vormarsch nach der Mosel und dem weitem Verfolge ihrer Siege eine strategische Rechtschwenkung zu vollziehen hatten, deren Pivot also die I. Armee abgab. Es hatte die I. Armee von der Saar bis Metz nur 9 Meilen, die II. Armee 14 Meilen und die III. Armee bis zur Mosellinie etwa 18—20 Meilen zurückzulegen, wobei letztere noch infolge der zu passirenden Gebirgsdésfilés mehr Zeit bedurfte, um an die Mosel heranzukommen, als die beiden andern Armeen; dieser Strom aber durchschnitt senkrecht die deutsche Operationslinie auf Paris, der deutsche Anmarsch gegen denselben mußte sich daher in paralleler Front entwickeln.

Wenn somit die I. und II. Armee nach dem Siege bei Saarbrücken nicht alsbald dem Frossard'schen Corps auf dem Fuße folgten, so lag die Ursache nur darin, daß man von dem in diesem Kriege bei jeder Gelegenheit zur Geltung gebrachten Grundsatz: „Getrennt marschiren, vereint schlagen“, gerade jetzt angesichts der Armee Bazaine's, deren wahre Stärke man ohnehin noch nicht kennen konnte, am wenigsten abweichen wollte und konnte; es mußte somit der Armee des Kronprinzen Zeit gelassen werden, aus den Vogesen zu debouchiren und sich in Verbindung zu setzen mit der Armee des Prinzen Friedrich Karl.

Es ist mit Recht hervorgehoben worden, daß man wol selten die Energie der Kriegführung, den festen Willen, den Gegner halbmöglichst zu stellen, zur Schlacht zu zwingen und ihn zu vernichten, in dem hohen Maße mit Vorsicht vereint findet, wie in dem Verfahren der deutschen Oberleitung nach den Schlachten von Saarbrücken und Wörth. Während also die III. Armee (linker Flügel) Mac-Mahon folgt und sich dabei der II. Armee (Centrum) nähert, bewegt sich diese letztere mit der I. (rechter Flügel) in voller Fühlung mit täglich aufgeschlossenern Massen erst dann vorwärts, als es Zeit ist, der aus den Désfilés der Vogesen heraustretenden III. Armee die Hand zu reichen und dadurch um so sicherer einem etwaigen Vorstoße der Franzosen gewachsen zu sein; aber auch, um den selbst beabsichtigten Offensivschlag: die französische Armee bei Metz zu stellen und womöglich hinter dessen Forts zu werfen, — wie das in der Absicht der deutschen Oberleitung lag — mit allen zu Gebote stehenden Mitteln ausführen zu können.

Die I. Armee hatte somit an der Saar nach dem 3. Aug. erst einige Tage den unsere Zeit. Neue Folge. VIII. 1.

Vormarsch der beiden andern Armeen abzuwarten. Die II. Armee, von der bekanntlich einzelne Truppentheile an dem Kampfe um die Speicherer Höhen theilgenommen hatten, bewegte sich mit ihren Corps auf der Straße über Kaiserslautern nach Saargemünd am 6. noch in einer Tiefe von 6 Meilen, die sich am folgenden Tage durch das Aufschließen der Corps schon auf die Hälfte vermindert hatte, sodas bereits der größere Theil dieser Armee bis an die französische Grenze herangezogen war und dieselbe in der folgenden Nacht bei Habkirchen mit Massen überschritt.

Während somit General von Steinmetz noch an der Saar stand und die entsprechenden Vorbewegungen der beiden andern Armeen abwartete, traf bei ihm als Verstärkung das 1. Armeecorps, General der Infanterie Freiherr von Manteuffel, ein, wodurch diese Armee nunmehr eine Stärke von drei Armeecorps erhielt. Ebenso wurde das seither in Schlesten aufgestellte 6. Armeecorps, General der Cavalerie von Tümpling, auf den Kriegsschauplatz herangezogen und der Armee des Kronprinzen zugetheilt; diesem folgte dann das 2. Armeecorps, General der Infanterie von Franseck, das der II. Armee zugewiesen wurde, wo es am 18. Aug. abends eintraf.

Wir haben hier noch einen kurzen Rückblick auf die Bewegungen der I. und II. Armee vom 7. Aug. an zu werfen. An diesem Tage rückte die Avantgarde des 10. Armeecorps, von Voigts-Metz, über die französische Grenze und besetzte das von der französischen Brigade Lapasset (5. Armeecorps) geräumte Saargemünd, das seither von Theilen der 6. Cavaleriedivision, Herzog von Mecklenburg, beobachtet worden war. Zur Hauptoperationslinie für beide deutsche Armeen war zunächst die Straße über Forbach als die kürzeste in der Richtung auf Metz auserselien. Aus diesem Grunde erhielten denn auch die auf der Straße von Homburg in Bewegung befindlichen Marschcolonnen ihre Direction auf Saarbrücken angewiesen; in erster Linie das 9. Armeecorps, von Manstein, dann das 12. königlich sächsische sowie das Gardecorps. Bereits mit der I. Armee in unmittelbarer Verbindung stand bei Saarbrücken seit dem 6. und 7. Aug. das 3. Armeecorps, von Alvensleben II.; das 4. Armeecorps, von Alvensleben I., aber war noch weiter zurück.

Die I. oder Rechteflügel-Armee hatte der Disposition gemäß von der Straße Saarbrücken-Forbach westwärts abzuschwenken, um über Boulay vorzurücken, wodurch die erstgenannte Straße für die II. Armee frei wurde. Der König mit dem Großen Hauptquartier wählte ebenfalls die große Straße über Saarbrücken und Forbach, und wir fügen alsbald bei: am 7. Aug. war dieses Hauptquartier von Mainz nach Homburg, am 9. nach Saarbrücken, am 11. nach Saint-Avold, am 13. nach Faulquemont, am 16. nach Pont-à-Mousson verlegt worden.

Am 9. Aug. waren bereits die den Armeecorps mehrere Meilen weit vorausgeschickten und auf allen Straßen und Wegen schwärmenden Reiterfähren der 5. und 6. Cavaleriedivision auf der Höhe von Saarunion, Groß-Tenquin, Faulquemont, Fouligny und Les Etanges angekommen. Sie unterbrachen sofort jeden Verkehr der Bewohner der durchschrittenen und gleichsam abgesperrten Landstrecken mit der französischen Armee, erkundeten die Bewegungen und Stellung derselben und sicherten den Marsch der eigenen Armeecorps, diesen also während des Marsches wie im Bivual den Sicherheitsdienst ungemein erleichternd. Wir kommen auf die vielseitige Thätigkeit und Verwendung der deutschen Cavalerie in diesem Kriege später zurück. Allen von dieser rastlos thätigen Reiterei gemachten Wahrnehmungen zufolge war die französische Armee bei Metz im Concentriren begriffen.

General von Steinmetz erhielt daher den Befehl, sich mit der I. Armee auf dem kürzesten Wege auf Metz zu bewegen, während Prinz Friedrich Karl auf der mehr südlich gelegenen Straße die Direction auf Pont-à-Mousson nehmen sollte, um hier durch Ueber-

schreiten der Mosel die feindliche Stellung bei Metz zu umgehen. Noch war man in dem deutschen Hauptquartier der Ansicht, daß Marschall Bazaine an dem Abschnitte der französischen Nied ernsthaften Widerstand zu leisten gesonnen sei. Die Besetzung dieses Abschnittes durch sehr ansehnliche französische Truppenkräfte sowie auch die sonst eingehenden Meldungen berechtigten zu jener Annahme. In einem nach Süden gewendeten, durchschnittlich zwei Meilen von Metz gelegenen Bogen die Stadt umfließend, bot dieses Flüsschen einen um so beachtenswerthern Abschnitt, als die Franzosen angefangen hatten, alle Straßenübergänge zu besetzen, und als außerdem das rechte Ufer der französischen Nied von dominirenden und häufig bewaldeten Hügeln begleitet wird, welche sowol der Artillerie als auch der Infanterie gute Stellungen gestatten. Im übrigen stützte sich diese Stellung auf Metz und seine Forts.

General von Steinmetz sollte daher dieser Stellung gegenüber bis zu dem weiten östlich davon gelegenen Abschnitte, welchen die in nördlichem Laufe der Saar zusießende deutsche Nied bildet, vorrücken. Am 12. Aug. hatte die I. Armee den letztgenannten Fluß erreicht und nahm hinter demselben Stellung von Volmerange, im Norden an der deutschen Nied und an der Straße von Saarlouis über Boulay nach Metz gelegen, bis nach Fouligny an derselben Nied, da wo diese von der großen Straße von Saint-Avold nach Metz überschritten wird. Längs dieser Linie war das 1. und 7. Armeecorps sowie die 3. Cavaleriedivision, von der Groeben, aufgestellt; eine Stunde weiter östlich aber von Fouligny das 8. Armeecorps, die Armeereserve bildend. Die 1. Cavaleriedivision dagegen hatte General von Steinmetz eine starke Meile weiter westlich bis Berlize und Bazancourt vorgeschoben, also nahe bis an die französische Nied, deren Linie von ihren Patrouillen beobachtet wurde. Man fand die letztere noch von den Vortruppen des Gegners besetzt, doch hatte Marschall Bazaine schon tags zuvor seine Armeecorps näher an die Forts von Metz herangezogen.

Die II. Armee, in steter Verbindung mit der I., hatte in derselben Zeit auf der Straße von Saarbrücken über Saint-Avold nach Faulquemont und weiter östlich auf der Straße von Saargemünd über Groß-Tenquin in zwei großen Marschcolonnen sich vorbewegt. Um die Verbindung mit der aus den Vogesen debouchirenden Armee des Kronprinzen von Preußen herzustellen, hatte Prinz Friedrich Karl schon am 8. Aug. das 4. Armeecorps über Mohrbach (2 Meilen westlich von Bilsch) und Saarunion dirigirt, woselbst es am 11. Aug. eintraf und seine Verbindung mit der Rechtenflügel-Colonne der III. Armee, nämlich dem 2. bairischen Armeecorps herstellte, das auf der Straße über Bilsch und Mohrbach die Vogesen überschritten hatte.

Am 12. Aug. hatte der rechte Flügel der II. Armee Faulquemont erreicht und für diesen Tag seine Verbindung mit der I. Armee in der Richtung auf Fouligny genommen; von Faulquemont aber bezeichnet eine Linie über Baronville, Groß-Tenquin und Morhange die Stellung der an diesem Tage am weitesten vorgeschobenen Armeecorps der II. Armee. Die Armee des Kronprinzen von Preußen, welche am Tage vorher aus den Döfilés der Vogesen debouchirt war, bewerkstelligte am 12. Aug. ihren Aufmarsch hinter der oberen Saarl Linie, hatte aber mit ihrem 5. Armeecorps, das auf der Gebirgsstraße über Rüttelstein und Petersbach die Vogesen durchschritten hatte, und dann nach Altroff an der Saar vorgerückt war, sich dem linken Flügel der II. Armee genähert. Prinz Friedrich Karl nahm an diesem Tage sein Hauptquartier in Groß-Tenquin, sieben Meilen östlich von Pont-à-Mousson.

Einzelne Cavaleriedetachements der II. Armee streiften am 12. Aug. in der Richtung auf Pont-à-Mousson bis zur Mosel; man fand die Uebergänge bei letzterer Stadt, also nur drei Meilen von Metz entfernt, ferner bei Dieulouard, eine Meile weiter südlich, ebenso bei Nancy nur ungenügend vom Feinde beobachtet. In Nancy rückte am 12. Aug. eine

schwache deutsche Reiterpatrouille ein, am 13. wurden bei Frouard sowie an andern wichtigen Stellen von deutschen Reitern die Eisenbahnen und Telegraphen zerstört, am 15. Aug. streiften sie sogar schon bis Commercy an der Maas. Die Zerstörung wichtiger Bahnstrecken und das so plötzliche Erscheinen der deutschen Reiter auf dem linken Ufer der Mosel hatten die weitere Folge, daß der Zuzug französischer Verstärkungen von Châlons her unterbrochen werden mußte; auch sah sich Marschall Mac-Mahon, der am 10. Aug. mit dem 1. und Theilen des 5. Armeecorps Luneville erreicht hatte, dadurch genöthigt, die Straße Luneville-Nancy-Toul zu verlassen und eine mehr südliche Richtung einzuschlagen, wie wir dies früher bereits erwähnt haben.

Nachdem wir den Anmarsch der I. und II. deutschen Armee gegen die Mosellinie geschildert, wo alsbald die entscheidungsvollsten Ereignisse eintreten sollten, haben wir auch einen orientirenden Rückblick auf den Vormarsch der III. Armee von Würth bis zur Mosel zu werfen, um so mehr, als wir nach der für die deutschen Waffen siegreichen Schlacht am östlichen Abhange der Vogesen nur in wenigen Anbeutungen auf die Folgen dieses Sieges und die weitem Bewegungen dieser Armee hinwiesen.

Ein Ruhetag am 7. Aug. hatte die Truppen der III. Armee, welche durch anhaltende Märsche und zwei Schlachten binnen drei Tagen ungemein angestrengt waren, so weit gestärkt, daß am andern Tage der beschwerliche Marsch durch die Vogesen angetreten werden konnte. Boten an und für sich diese langen Défilés, welche von allen Waffen durchschritten werden mußten, mannichfache Schwierigkeiten dar, die voraussichtlich durch die kleinen Vogesenfestungen, welche als Sperrpunkte an den Uebergangstraßen gelegen sind, noch erhöht werden konnten, so gesellten sich hierzu noch die weitem, welche einer genügenden Verpflegung der zahlreichen Menschen und Pferde im Wege standen. Ebenso mußte man darauf gefaßt sein, hier und da auf Freischaren zu stoßen, deren Auftreten an einzelnen Stellen der Gebirgsübergänge immerhin Zeitverlust und Schwierigkeiten mancher Art bereiten konnte. Zu dem allem aber gesellte sich die Ungunst der Witterung. Anhaltende und heftige Regen hatten seit Würth die Wege aufgeweicht und schwierig gemacht, wodurch die Anstrengungen der Truppen in hohem Grade vermehrt wurden. So nur erklärt es sich, daß die Colonnen, welche bei Tagesanbruch sich in Bewegung gesetzt hatten, oft erst gegen Mitternacht dürstige Cantonnements oder feuchte Bivouaks beziehen konnten, um alsbald bei Sonnenaufgang des andern Tages wieder ihre Bewegung fortzusetzen. Wenn dessenungeachtet und bei sehr nothdürftiger Verpflegung alle diese Schwierigkeiten von den täglich drei bis vier Meilen zurücklegenden Truppen mit einer gewissen Leichtigkeit zurückgelegt werden konnten und dieselben, an der Saarlinie angekommen, vollkommen kampfbereit dastanden, so spricht dies in hohem Grade für den moralischen und physischen Werth solcher Truppen, auf deren Marschfähigkeit und Ausdauer der Feldherr mit voller Sicherheit seinen Calcul gründen kann.

Die vorerwähnten Umstände sowie eine richtige Combination von Zeit und Raum im Hinblick auf den Fortgang der großen Operationen bestimmten den Kronprinzen von Preußen, seine Armee in fünf Colonnen durch die Vogesen vorrücken zu lassen. Nach der Marschdisposition bildete das 2. bairische Corps, von Hartmann, den rechten Flügel und bewegte sich auf der nördlichen Straße über Bitsch und Kohrbach und von hier sich südwestlich wendend bis Fenestrang an der Saar. Weiter südlich marschirte das 1. bairische Corps, von der Lann, auf der schwierigen Gebirgsstraße, welche durch das enge Thal des Buzelsbüschens gebildet wird, und zwar über Binzweiler, Bürenthal, Mutterhausen, Lemberg, Montbrom nach Kähling, von da aus aber ebenfalls sich südlich wendend über Diemeringen und Drulingen nach Bettborn, eine halbe Meile südlich von Fenestrang, an der Saar. Die dritte Colonne, das 5. Armeecorps, von Kirchbach, über-

schrift die Vogesen auf der Straße von Ingweiler, Kitzelstein und Petersbach, von da aus ihren Marsch in südwestlicher Richtung bis zur Saar bei Saarlutroff fortsetzend. Die württembergische Division, die Verbindung zwischen dem 5. und 11. Armeecorps haltend, bewegte sich im Thal der Moder aufwärts über Wimmenau, Wingen und Adamsweiler, von da an aber in südwestlicher Richtung nach Kanweiler, eine Meile südöstlich von Fenestrang. Als linke Flügelcolonne aber dirigitte sich das 11. Armeecorps, von Dose, über Buchweiler nach dem Thal der Zorn, in diesem aufwärts marschirend über Zabern nach Saarburg. Diesem Corps folgte auf derselben Hauptstraße die 4. Cavaleriedivision.

Wir haben schon erwähnt, daß das bis Anfang August in Schlesien stehende 6. Armeecorps, von Tümppling, auf den Kriegsschauplatz herangezogen und der Armee des Kronprinzen zugetheilt wurde. Mittels der Bahn bis Landau befördert, traf ein Theil desselben schon am 7. Aug. bei der III. Armee ein; am 13. aber stand das ganze Corps bereits ebenfalls an der Linie der Saar, woselbst die Armee aufmarschirt war. Die 2. Cavaleriedivision, Graf zu Stolberg-Wernigerode, verließ ungefähr um dieselbe Zeit Schlesien und traf einige Tage später als das 6. Corps bei der III. Armee ein.

Ganz abgesehen von den örtlichen Schwierigkeiten, welche von den die Vogesen überschreitenden deutschen Colonnen zu besiegen waren, lagen die größten darin, daß die von den Franzosen besetzten Sperrpunkte in den Dëfilés auf oft schwierigen Umwegen umgangen, d. h. die Hauptstraßen verlassen und Nebenwege eingeschlagen werden mußten. Der stärkste dieser Sperrpunkte, auf der nördlichsten Vogesenstraße gelegen, ist Witsch. Hier vereinigen sich die Straßen von Weißenburg und Hagenau, um dann nach Saargemünd hinabzusteigen. Die von Straßburg über Hagenau nach Saargemünd führende Eisenbahn wird von den Kanonen der kleinen Feste beherrscht, die auf einem mehrere hundert Fuß hohen Felsen gelegen ist und deren Werke zum Theil in Felsen gehauen sind.\*) Das nahe gelegene Städtchen gleichen Namens zählt etwa 3000 Einwohner.

Die Feste war von ungefähr einem Bataillon und der nöthigen Artilleriemannschaft besetzt. General von Hartmann, der mit seinem Corps auf der nördlichsten Vogesenstraße vorging, forderte vergeblich den Commandanten zur Uebergabe auf und sah sich genöthigt, Witsch zu cerniren.

Kitzelstein (Petite-Pierre), auf der Straße von Hagenau nach Saarunion gelegen, ein unbedeutendes Fort, war beim Heranrücken des 5. Armeecorps von den Franzosen in wilder Eile geräumt worden. General von Kirchbach ließ in dem die Straße beherrschenden Fort eine Besatzung zurück.

Noch unbedeutender ist das auf dem vorerwähnten Wege der württembergischen Division gelegene feste Schloß Richtenberg; indeß der Commandant desselben wies trotz der sofort eingeleiteten Beschießung am 9. Aug. jeden Capitulationsantrag zurück, und erst einem verstärkten Bombardement gelang es, die 300 Mann starke Besatzung zur Uebergabe zu zwingen.

Ungleich wichtiger als die letztgenannten kleinen Festen ist Pfalzburg, an der großen Hauptstraße von Straßburg über Zabern und Luneville nach Paris gelegen. Democh hat

\*) Im Winter 1793 wollte der Herzog von Braunschweig diese Bergfeste, welche die Verbindung zwischen ihm und dem General von Wurmsfer erschwerte, durch einen Handreich nehmen. Man bestimmte dazu die Nacht vom 16. Nov. Oberst Graf von Wartensleben sollte mit 1600 Mann den Coup ausführen. Diese kamen bis an den Graben und fanden den Feind im sorglosesten Zustande, und erst das Geräusch, welches die Preußen durch den Versuch machten, das Thor einer Poterne zu sprengen, weckte die Aufmerksamkeit der französischen Wachen. Mithal war die Besatzung auf den Weinen, und nach vergeblichen Anstrengungen mußte sich Graf Wartensleben mit einem Verluste von 24 Offizieren und über 500 Mann zurückziehen.

dieses Städtchen, das von Vauban befestigt worden ist und ein bastionirtes Sechseck bildet, dadurch viel von seiner einstigen Bedeutung verloren, daß die im Süden desselben vorbeiführende Bahn Straßburg-Paris außerhalb des Artilleriebereiches dieses Platzes liegt. Man sah indeß sich deutscherseits genöthigt, den kleinen Platz zu cerniren, um bis zu dessen Uebergabe die Bahnlinie hier sicherzustellen. Bis zum Herankommen von Landwehrbataillonen fiel diese Cernirung einem Detachement vom 11. Corps zu. Major von Taillant — wir nennen hier absichtlich den Namen des sehr tapfern und energischen Commandanten — verweigerte selbst dann jede Uebergabe, als man diesen von circa 2000 Mann besetzten Platz mit allem verfügbaren Feldgeschütz beschossen hatte und ein großer Theil der Häuser zerstört worden war (10 Batterien: 24 Sechspfünder und 36 Vierpfünder, waren auf den Anhöhen, 1500 Schritte südlich von dem Dorfe Berheim aufgestellt worden). Man begnügte sich daher um so mehr mit einer Cernirung, als man wohl erkannte, daß selbst eine Einschüerung der Stadt noch nicht deren Uebergabe zur Folge haben würde, da die Besatzung sich in bombenfesten Kasematten befand und die festigen Wälle selbst einer Beschießung mit schwerem Geschütz widerstehen würden. Erst der Hunger zwang den ebenso muthigen als thätigen Commandanten am 14. Dec., also nach viermonatlicher Vertheidigung, die zum Theil activ geführt wurde, zur Capitulation, nachdem er sämmtliche Munitionsvorräthe hatte zerstört, die Geschütze vernageln und alle Gewehre zerfchlagen lassen.

Dem ungewöhnlich langen Widerstande von Pfalzburg, zu dem noch der von Toul kam, welcher Platz erst am 23. Sept. capitulirte, muß es zugeschrieben werden, daß die große Französische Ostbahn, und zwar von Weissenburg über Hagenau bis in die Nähe von Paris, erst nach dem Falle von Toul und einer strengern Einschließung von Pfalzburg ermöglicht wurde, ein für die Operationen der deutschen Armeen ungewöhnlich wichtiges Ereigniß. Zahlreiche Belagerungen wurden in diesem Kriege nur darum geführt, um auf deutscher Seite sich neue Schienenverbindungen zu sichern, ja wir werden später sehen, daß, um die Betriebsübernahme der Linie Saarbrücken-Metz-Thionville-Mézieres-Rheims zu forciren, außer Metz die Festungen Thionville, Montmédy und Mézieres, zur Eröffnung der beiden Bahnen von Rheims nach Paris aber die Festungen Soissons und La Fère genommen werden mußten. Mit Recht sagt denn auch ein preussischer Generalstabsoffizier: „So großer Werth wurde auf die Gewinnung dieser zweiten durchgehenden Bahnlinie gelegt, daß die Belagerung von fünf Festungen als kein zu hoher Preis galt. Wir wollen damit nicht sagen, daß die Eröffnung der Eisenbahnverbindung das einzige Motiv für die Eroberung der Festungen war, aber sie war wesentlich entscheidend dafür.“ Die deutsche Heerführung richtete unausgesetzt ihr Augenmerk auf Erweiterung ihrer Schienenverbindungen; sie ging dabei nach einem festen Plane vor und war deshalb ebenso bemüht, dieses Bahnnetz auszubauen, d. h. neue Zweigbahnen und zerstörte Strecken sowie einzelne Kunstbauten wiederherzustellen. Die wichtige Strecke Sulz-Hagenau wurde bereits am 9., die Strecke Hagenau bis in die Gegend von Zabern wenige Tage später betriebsfähig gemacht; die Tunnel bei Zabern und Lützelburg hatten die abziehenden Franzosen unversehrt gelassen.

Wir erwähnen hier alsbald noch der kleinen Feste Marsal, westlich von Saarburg an der Straße nach Nancy, überhaupt an einem wichtigen Straßenknoten im Thale der Seille gelegen. Das bairische Corps des Generals von Hartmann, welches beim weitem Vorrücken der III. Armee deren rechte Flanke zu decken hatte, traf am 15. Aug. vor Marsal ein. General Bothmer, der Commandeur der 4. Division, ließ alsbald den Befehlshaber des Platzes zur Uebergabe auffordern. Der letztere wies dieselbe ab, zugleich aber wurde auf den zurückkehrenden deutschen Parlamentäroffizier geschossen und dieser schwer verwundet. Alsbald ließ General von Bothmer auf den nahen die Stadt

dominirenden Höhen Batterien auffahren und ihr Feuer eröffnen; schon nach kurzer Zeit flog der Pulverturm in die Luft, und Oberst Kochour, der Commandant, sandte nun seinerseits einen Parlamentär heraus, der über die Bedingungen der Capitulation unterhandeln sollte, der nun aber von General von Bothmer die mannhafteste Antwort erhielt: „Wider Völkerrecht und Sitte sei auf den Parlamentär geschossen worden, von Bedingungen wäre daher nicht die Rede sein, und liefere der Commandant die Festung nicht binnen einer halben Stunde auf Gnade und Ungnade aus, so werde ohne Erbarmen alles zusammengeschoffen werden.“ Die Uebergabe ließ denn auch nicht lange auf sich warten, 500 Gefangene und 60 Geschütze fielen den Baiern in die Hände. Auch bei der vorerwähnten kleinen Feste Lichtenberg hatten die Franzosen auf einen vorgefandten Parlamentär gefeuert.

Das Hauptquartier des Kronprinzen von Preußen befand sich am 10. und 11. Aug. in Petersbach, eine Stunde westlich von Ritzelstein. Von hier aus erließ derselbe den schon früher erwähnten Armeebefehl. Einige Tage früher, am 8. Aug., hatte der König folgenden Armeebefehl erlassen:

„Soldaten! Die Verfolgung des nach blutigen Kämpfen zurückgedrängten Feindes hat bereits einen großen Theil unserer Armee über die Grenze geführt. Mehrere Corps werden heute oder morgen den französischen Boden betreten. Ich erwarte, daß die Mamszucht, durch welche ihr euch bisher ausgezeichnet habt, sich auch besonders auf feindlichem Gebiete bewähren werde. Wir führen keinen Krieg gegen die friedlichen Bewohner des Landes; es ist vielmehr die Pflicht jedes ehrliebenden Soldaten, das Privateigenthum zu schützen und nicht zu dulden, daß der gute Ruf unsers Heeres auch nur durch einzelne Beispiele von Zuchtlosigkeit angetastet werde. Ich baue auf den guten Geist, der die Armee beseelt, zugleich aber auch auf die Strenge und Umsicht aller Führer.“

Aus dem Großen Hauptquartier Saarbrücken vom 11. Aug. aber datirt die folgende Proclamation des Königs an das französische Volk:

„Wir Wilhelm, König von Preußen, thun den Bewohnern der durch die deutschen Armeen besetzten französischen Gebietstheile zu wissen, was folgt: Nachdem der Kaiser Napoleon die deutsche Nation, welche wünschte und noch wünscht, mit dem französischen Volke in Frieden zu leben, zu Wasser und zu Lande angegriffen hatte, habe ich den Oberbefehl über die deutschen Armeen übernommen, um diesen Angriff zurückzuweisen; ich bin durch die militärischen Ereignisse dahin gekommen, die Grenzen Frankreichs zu überschreiten.

„Ich führe Krieg mit den französischen Soldaten, und nicht mit den Bürgern Frankreichs. Diese werden demnach fortfahren, einer vollkommenen Sicherheit ihrer Personen und ihres Eigenthums zu genießen, und zwar so lange, als sie mich nicht selbst durch feindliche Unernehmungen gegen die deutschen Truppen des Rechtes berauben werden, ihnen meinen Schutz angebeihen zu lassen.

„Die Generale, welche die einzelnen Corps commandiren, werden durch besondere Bestimmungen, welche zur Kenntniß des Publikums werden gebracht werden, die Maßregeln festsetzen, welche gegen die Gemeinden oder gegen einzelne Personen, die sich in Widerspruch mit den Kriegsgebräuchen setzen, zu ergreifen sind; sie werden in gleicher Weise alles, was sich auf die Requisitionen bezieht, festsetzen, welche durch die Bedürfnisse der Truppen als nöthig erachtet werden, sie werden auch die Coursdifferenzen zwischen deutscher und französischer Währung feststellen, um so den Einzelverkehr zwischen den Truppen und den Einwohnern zu erleichtern.“

Hieran reißen sich die unter sich gleichlautenden Proclamationen der Corpscommandanten, von denen alle Specialbestimmungen festgesetzt werden, welche zur genauen Durch-

führung der ebenerwähnten königlichen Proclamation erforderlich ersahnen. Wir lassen hier die wichtigsten Bestimmungen folgen.

Die in den von den deutschen Truppen occupirten französischen Gebietsstellen zur öffentlichen Kenntniß gebrachten Verordnungen enthielten im wesentlichen Folgendes:

1) Das Kriegrecht wird durch Gegenwärtiges ins Leben gerufen. Es findet seine Anwendung in dem ganzen Bereiche des von den deutschen Truppen besetzten französischen Gebiets bei jeder Handlung, welche geeignet ist, die Sicherheit dieser Truppen zu gefährden, ihnen Schaden zu verursachen oder dem Feinde Beistand zu leisten. Die Militärgerichtsbarkeit tritt für das ganze Gebiet eines Cantons in Kraft, sobald es in einem Orte eines solchen bekannt gemacht worden.

2) Alle Personen, welche nicht zur französischen Armee gehören und ihre Eigenschaft als Soldat durch ein äußeres Zeichen nicht darthun können und a) dem Feinde als Spion dienen, b) die deutschen Truppen irreleiten, wenn sie solchen als Führer dienen; c) Personen tödten, verwunden und plündern, welche den deutschen Truppen angehören und zu ihrem Gefolge gehören; d) Brücken oder Kanäle zerstören, Telegraphenlinien beschädigen, oder Eisenbahnen, Wege unbrauchbar machen, Munitionen, Kriegsvorräthe oder Quartiere der Truppen in Brand stecken; e) oder die Waffen gegen die deutschen Truppen ergreifen, werden mit dem Tode bestraft. In jedem einzelnen Falle wird der die Proceedur anordnende Offizier einen Kriegsrath einsetzen, der bestimmt ist, die Sache zu untersuchen und den Spruch zu verkündigen. Das Kriegsgericht kann zu keiner andern Strafe als derjenigen zum Tode verurtheilen, und folgt seinem Ausspruche unmittelbar der Vollzug.

3) Die Gemeinden, denen die Schuldigen angehören, sowie diejenigen, in deren Gebiet das Verbrechen begangen worden ist, werden jede zu einer Strafe verurtheilt, welche der Höhe ihres jährlichen Grundsteuerbetrages gleichkommt.

4) Die Einwohner haben zu liefern, was zur Erhaltung der Truppen nothwendig ist, und erhält jeder Soldat täglich 750 Gramme Brot, 500 Gramme Fleisch, 250 Gramme Speck, 30 Gramme Kaffee, 60 Gramme Taback oder 5 Cigarren,  $\frac{1}{2}$  Liter Wein, oder 1 Liter Bier, oder  $\frac{1}{10}$  Liter Branntwein. Die zu liefernde Ration für ein Pferd täglich ist festgesetzt auf 6 Kilos Hafer, 2 Kilos Heu,  $1\frac{1}{2}$  Kilos Stroh. Für den Fall, daß die Einwohner eine Geldentschädigung der Naturalverpflegung vorziehen sollten, so ist die Entschädigung auf 2 Frs. täglich für jeden Soldaten festgesetzt.

5) Alle detachirten Corpsbefehlshaber haben das Recht, Requisitionen auszuschreiben, welche zum Unterhalt ihrer Truppen nöthig sind. Außerordentliche Requisitionen, welche im Interesse der Armee für nothwendig befunden werden, können nur durch die Generale oder die deren Function ausübenden Offiziere verfißt werden. Unter allen Umständen darf von den Einwohnern nur gefordert werden, was zum Unterhalt der Truppen nothwendig ist, und werden hierfür amtliche Bons ausgestellt.

6) In Bezug des persönlichen Verkehrs zwischen den Truppen und den Einwohnern ward bestimmt, daß 8 Silbergroschen oder 28 Kreuzer dem Geldwerthe eines Franc gleich sein sollen.

„C'est la guerre“, wie einst Ludwig's XIV. Generale und Napoleon's I. Marschälle dem deutschen Volke achselzuckend sagten, wenn es unter den Lasten freventlich begonnener Kriege zu erliegen drohte; es ist der Krieg, der derartige Bestimmungen im Gefolge hat und haben muß, wenn auf der einen Seite völlerrechtswidrigen Ausschreitungen und der Renitenz, auf der andern Seite aber der Willkür und Undisziplin vorgebeugt und die Existenz der Armee sichergestellt werden soll. Die Franzosen selbst haben die mustergültige Haltung der deutschen Truppen in Bezug auf das Requisitionswesen während des Krieges anerkannt, und nicht selten trat der Fall ein, daß sie selbst zum bessern Schutze gegen ihre eigenen Landsleute, die Francireurs, um deutsche Besatzungen baten. Con-

tributionen an Geld aber, wo sie vorkamen, wurden von den competenten deutschen Militärbehörden entweder als Strafe für Vergehen gegen das Kriegs- und Völkerrecht oder zum Zwecke der Schadloshaltung auferlegt und überschritten nie die Competenz dessen, der sie anordnete.\*)

## 2) Verwendung und Leistungen der deutschen Cavalerie.

Wir wenden uns nochmals den drei deutschen Armeen zu. Dieselben hatten bereits am 18. Aug. ihren strategischen Aufmarsch in Lothringen beendet. Die I. Armee stand bereit, um jeden Augenblick einen etwaigen Kampf am rechten Ufer der Mosel aufzunehmen zu können; die II. Armee war im weitem Vorrücken gegen die Mosel in der Richtung auf Pont-à-Mousson, die III. Armee im Vorrücken auf Nancy und Luneville begriffen; alle drei Armeen standen unter sich in vollkommener Verbindung und hatten ihre Cavaleriedivision weit vor den Corps.

Wenn wir hier über die Verwendung und die Leistungen der deutschen Cavalerie in diesem Kriege einiges anführen, so geschieht dies lediglich, um dem Leser das Verständniß der Operationen selbst erleichtern zu helfen. Die in so hohem Grade verbesserten Feuerwaffen der Infanterie haben die Verwendung und den Dienst der Cavalerie total umgestaltet. Neben dem choc in der Schlacht und neben der Verfolgung des geschlagenen Feindes hat sich für dieselbe eine Aufgabe gestaltet, welche Napoleon III. mit einem Schleier verglich, der etwas hinter ihm Befindliches verhüllt, zugleich aber auch durch sein Erscheinen ankündigt, daß etwas vorhanden ist, das einstweilen verhüllt bleiben soll, wie dies z. B. bei dem Vorrücken der drei deutschen Armeen gegen die Mosel, oder bei dem Vormarsch auf Sedan so sehr der Fall war.

Jener Aufgabe entsprechend waren für den Krieg 1870 keine großen Cavaleriecorps gebildet worden, man trat vielmehr gleich mit einer andern Formation ein. Jeder Infanteriedivision war bei Beginn dieses Krieges ein Regiment leichter Cavalerie zugetheilt worden; die Hauptmasse dieser Waffe aber war in selbständige Divisionen formirt, denen zwei bis drei Batterien beigegeben waren. Im Feldzuge 1866 hatten die formirten Cavaleriecorps resp. Divisionen eine geringe Verwendung im ganzen und großen gefunden. Die Einrichtungen im Feldzuge 1870 bewährten sich dagegen aufs beste und widerlegten die Ansicht aller derer, welche nach Einführung der Hinterlader nicht abgeneigt waren, zu wännen, die Zeit sei vorüber, wo die Cavalerie noch eine bedeutende Rolle spielen könne.

Die großen Cavalerieerfolge, wie sie insbesondere zur Zeit der Linientaktik und der mangelhaften Bewaffnung der Infanterie gegen diese letztere erfochten wurden, sind heutzutage allerdings zur Unmöglichkeit geworden, und da, wo Cavaleriemassen während der Schlacht gegen Infanterie anritten, hatten dieselben furchtbare Verluste, die kaum im Verhältnisse zu den Erfolgen standen. Die Attaken der französischen Kürassierregimenter bei Wörth und der deutschen Cavaleriebrigaden bei Mars-la-Tour werden ewig eine glorreiche Stelle in der Kriegsgeschichte einnehmen; in beiden Fällen warfen sich diese Reitercharen der feindlichen Infanterie entgegen, um sie in kritischen Momenten aufzuhalten, die fast erlahmenden Anstrengungen der eigenen Infanterie mit todesmüthiger Selbstaufopferung zu unterstützen und hierdurch Zeit und Terrain zu gewinnen. Bei Mars-

\*) In Deutschland und zunächst Hamburg wird es ewig unvergesslich bleiben, wie der Generalgouverneur der 32. französischen Militärdivision, Marschall Davoust, von 1813 auf 1814 dort hauste. Zur Rächtigung der Einwohner für ihre deutsche Gefangung wurde denselben alsbald nach seiner Ankunft in Hamburg eine Geldbuße von 48 Mill. Frs. auferlegt und zum großen Theil eingetrieben. Auch ließ Davoust am 5. Nov. 1813 die Bank mit einem Kassenbestande von 7½ Mill. M. Bco. in Beschlag nehmen u. s. w.

la-Tour schlug sich bekanntlich das 3. deutsche Corps seit 9 Uhr morgens gegen dreifache Uebermacht, der auf Verdun im Abzug begriffenen Armee Bazaine's sich entgegenstellend. Ein schon vierstündiger Kampf hatte die Kräfte der deutschen Bataillone erschöpft, die Munition fing an zu mangeln; bei solcher Lage gebot es sich von selbst, auf einem noch dazu günstigen Terrain, dem Gegner die disponibeln Reiterbrigaden entgegenzuwerfen. Der zweite und der dritte Mann war von dieser braven Cavalerie geopfert worden; aber der Zweck: die im Vorrücken auf Verdun begriffenen Truppen Bazaine's zum Stehen zu bringen, der eigenen Infanterie Luft zu machen und durch Hinhaltung des Gefechtes Zeit zu gewinnen, bis die eigenen Verstärkungen auf dem Gefechtsfelde eintrafen, dieser Zweck war vollkommen erreicht worden, und der Erfolg äußerte seine Rückwirkung nicht nur auf die nächsten blutigen Tage bei Metz, sondern auf den ganzen Feldzug. Man wird aber gestehen müssen, daß man es bei Mars-la-Tour, was die vorerwähnte Verwendung der Cavalerie betrifft, mit einem für die heutige Kriegsführung seltenen Ausnahmefall zu thun hat. Es ist — wie ein Augenzeuge sagt — der einzige größere Gebrauch von Cavaleriemassen in offener Feldschlacht gegen Infanterie und Cavalerie. Bei Gravelotte hielt sämmtliche französische wie deutsche Cavalerie, ohne eingreifen zu können, hinter der Schlachtlinie. Bei Speichern und Weißenburg war es ebenso. Bei Wörth und Sedan attackirten französische Brigaden, Regimenter, Escadrons mit dem ungünstigsten Erfolge.

Erst nach Sedan, als das französische Linienheer im freien Felde nicht mehr existirte und man es deutscherseits meist mit jungen, waffengeübten Truppen zu thun hatte, werden die glücklichen Erfolge der deutschen Cavalerie gegenüber der feindlichen Infanterie und Artillerie häufiger, so namentlich bei Amiens, Orléans, Poigny u. s. w.

Ungleich größer, ja bisjezt unerreicht dastehend erscheint dagegen die Thätigkeit der deutschen Cavalerie im Sicherheits- und Reconoscirungsdienste, bei Requisitionen und Fourragirungen. Vorzugsweise der erstere, der Sicherheitsdienst, wurde von ihr, sei es auf Märschen oder in Stellungen mit einer Umsicht und Genauigkeit erfüllt, daß man in Wahrheit sagen konnte, die Cavalerie umgab die deutschen Armeen wie mit einem Schleier und ermöglichte es der Infanterie wieder in vielen Fällen, ihre Kräfte für das Gefecht und den Marsch zu schonen.

Nach den Schlachten bei Weißenburg, Wörth und Speichern sehen wir alsbald die Cavaleriedivisionen an der Tête der Armeecorps, um den abziehenden Feind zu verfolgen und Fühlung an demselben zu halten. Nach Boguslawski trieben diese Cavaleriedivisionen starke Detachements vor, welche die feindlichen zurückdrängten und die Marschrichtung resp. neue Aufstellung des Gegners zu entdecken suchten. Fanden sie das Feld frei, so entsendeten sie Offizierspatrouillen, welche um jeden Preis vorgingen, bis sie auf den Feind stießen. Sie wurden nach allen Richtungen entsendet und verbreiteten den Schrecken vor den deutschen Reitern viele Meilen vor den eigentlichen Avantgarden der Armeecorps. Requisitionen und Fourragirungen wurden in weite Ferne ausgedehnt, Magazine zerstört, Eisenbahnen und Wege unfahrbar gemacht, Telegraphen durchschnitten, die Verbindungen der französischen Armee unsicher gemacht. Die feindliche Cavalerie erschien der Lösung derartiger Aufgaben nicht gewachsen, zeigte sich auch numerisch unzulänglich und verhielt sich den mannichfachen Unternehmungen der deutschen gegenüber sehr passiv.

In der Regel wurden die Cavaleriedivisionen erst dann von der Spitze der Armeen zurückgenommen, wenn eine Schlacht unmittelbar bevorstand und das Terrain für ihre Verwendung ungünstig erschien. Der deutschen Cavalerie verdankte man vor Sedan alle Nachrichten über die Bewegungen der Armee Mac-Mahon's, an der sie hart Fühlung nahmen; unter ihrem Schutze vollzog sich auch zum Theil die Umschließung des Feindes,

den die überall befindlichen deutschen Reiter Schwärme hinderten, über die Bewegungen der Deutschen Nachrichten einzuziehen.

Nach Sedan, also nach der fast gänzlichen Vernichtung der französischen Cavalerie, zeigte sich, den jungen republikanischen Heeren gegenüber, das Uebergewicht der deutschen Heere in dieser Waffe in noch weit höherm und entscheidenderm Maße. An der Voire sowol als in stark coupirtem Terrain versahen die Cavaleriedivisionen, um der in zahlreichen verlustvollen Gefechten hart mitgenommenen Infanterie einige Ruhe zu verschaffen, in vielen Fällen fast allein den Sicherheitsdienst. Hierbei sowie in dem sich sowol an der Voire als nordwärts derselben mehr und mehr entwickelnden Franctireurwesen mußte ihnen allerdings zeitweise Infanterie beigegeben werden. Die Cavalerie also deckte die dahinterliegenden Armeecorps, sie requirirte die Gegend aus, sie harcelirte und recognoscirte die feindliche Armee, und vollkommen berechtigt bemerkt hierzu Boguslawski: sie leistete auf diesem Gebiete der Armee die wichtigsten Dienste, ja ihre Thätigkeit in dieser Richtung überwog bei weitem das, was sie auf dem Gefechtsfelde geleistet und gethan hat.

3) Ein Börsenmanöver in Paris und dessen Folgen. Ankunft der Hiobsposten in Paris. Einberufung der französischen Kammern. Proclamationen. Die Thätigkeit des französischen Kriegsministers. Paris wird in Vertheidigungszustand gesetzt und der Belagerungszustand daselbst erklärt. Ergänzung und Vermehrung der französischen Streitkräfte. Eröffnung der französischen Kammern. Die Niederlage des Ministeriums Ollivier im Gesetzgebenden Körper. Das neue Ministerium. Erhöhung des Kriegscredits. Die Ausweisung der Deutschen. Veränderungen in den höchsten Armeekreisen. Marschall Bazaine beschließt, sich auf Verdun zurückzuziehen. Haltung der pariser Presse.

An demselben Tage, wo ein Theil der französischen Armee bei Wörth und Saarbrücken empfindliche Niederlagen erlitten, hatten Börsengerüchte, die sich sehr bald als falsch erweisen sollten, in Paris eine ungeheurere Aufregung verursacht. Eine am 6. Aug. an der Börse bekannt gemachte Depesche verkündete nämlich einen großen Sieg der Franzosen. Diese Nachricht durchzuckte mit Gedankenschnelle die französische Hauptstadt und versetzte dieselbe alsbald in die exaltirteste Stimmung. Doch ebenso schnell verbreitete sich die Nachricht, daß die von der Börse aus in Cours gesetzten Siegesnachrichten einem Börsenmanöver ihren Ursprung verdankten und falsch seien. Eine unabsehbare Volksmenge begab sich nunmehr, aus der einen in die andere Stimmung fallend, vor das Palais des Staatsministeriums. Ollivier hielt vom Balkon eine Ansprache an das Volk, in welcher er strenge Bestrafung der Schuldigen verhieß und die Wiederkehr solcher Täuschungen zu verhüten versprach. Doch erst nach langen Bemühungen gelang es der öffentlichen Macht, die aufs leidenschaftlichste erregte Menge zum Auseinandergehen zu bewegen. Der Ministerconseil erließ noch am Abend desselben Tages eine Proclamation an die Bevölkerung, diese ersuchend, die Ordnung aufrecht zu erhalten, denn „Unruhen in Paris wären gleichbedeutend mit Sieg für die Preußen“, im übrigen verheißend, sobald bestimmte Nachrichten von der Armee einliefen, mügen sie gut oder schlecht sein, diese unverzüglich veröffentlicht zu wollen.

Die Pariser zerstreuten sich, aber die Aufregung steigerte sich sofort wieder, als in der Nacht auf den 7. Aug. von Metz die Nachricht einlief, daß General Frossard engagirt sei. Von einem Resultat verlautete kein Wort, ebenso fehlten noch alle Nachrichten über Mac-Mahon. Doch nun trafen die Hiobsposten nacheinander ein, dem Inhalte nach sich immer mehr steigend, als wolle man die Hauptstadt allmählich auf die volle Wahrheit vorbereiten. Zunächst meldete das „Journal officiel“: „General Frossard ist im Rückzuge begriffen, Details fehlen. Es scheint fast, der Feind will uns auf unserm Boden eine Schlacht anbieten. Es würde dies große strategische Vortheile für

uns haben.“ Der Feind war aber bereits so frei gewesen, auf dem „heiligen Boden Frankreichs“ in höchst profaner Weise dessen Söhne zu schlagen und die Strategen des genannten Journals zu dementiren.

Nun trafen die Depeschen des Kaisers in Paris ein, und zwar aus Metz vom 7. Aug. nachts. „Mac-Mahon“, sagte die erste, „hat eine Schlacht verloren. Frossard ist an der Saar genöthigt worden sich zurückzuziehen. Der Rückzug vollzog sich in guter Ordnung. Es kann noch alles wieder ins rechte Gleis kommen.“ Wenige Stunden später meldete der Kaiser fernere Details über Mac-Mahon's Niederlage; die dritte Depesche endlich aus Metz vom 7. Aug. um 6 Uhr morgens berichtet über die Einzelheiten des Kampfes bei Saarbrücken und zeigt, daß der Kaiser selbst ungemein schlecht hierüber orientirt worden war.

Die Kaiserin-Regentin eilte auf diese Nachrichten von Saint-Cloud nach Paris. Hatte man bereits die Kammern auf den 11. Aug. einberufen, so verlegte man diesen Tag nunmehr auf den 9. Aug. In einer Proclamation der Regentin wurde zugestanden, daß der Beginn des Krieges für Frankreich ungünstig gewesen sei, im übrigen beschwor sie alle Franzosen, fest zu sein und sich unter die Fahne der nationalen Ehre zu sammeln.

In Paris wurden am 7. Aug. folgende weitere Nachrichten aus dem kaiserlichen Hauptquartier in Metz veröffentlicht: „Um uns zu unterstützen, ist es nöthig, daß Frankreich und Paris einträchtig bereit sind, ihrem Patriotismus die größten Anstrengungen aufzuerlegen. In Metz verliert man weder Kaltblütigkeit noch Vertrauen, aber die Probe, auf die wir gestellt werden, ist ernst. Mac-Mahon zog sich nach der Schlacht von Reichshofen zurück, indem er den Weg nach Nancy deckte. Das Corps Frossard hat stark gelitten. Man trifft energische Vertheidigungsmaßregeln. Der Chef des Generalstabes ist bei den Vorposten.“

„Die Concentration der Truppen vollzieht sich ohne Schwierigkeit. Alle Feindschaften scheinen aufgehört zu haben. Die Truppen bei Metz befinden sich in der trefflichsten Stimmung. Noch drei volle Armeecorps sind intact. Die Verluste des Feindes sind sehr beträchtlich und zwingen ihn zu langsamem Vorgehen. Die Probe, auf die wir gestellt werden, ist ernst, aber sie geht nicht über das hinaus, was der Patriotismus der Nation leisten kann. Die Ziffer unserer Verluste festzustellen ist bis jetzt noch nicht möglich. Gegenwärtig vollzieht sich eine rückgängige Bewegung zum Zweck der Concentration. General Coffinières trifft die Vertheidigungsmaßregeln.“

Höchst auffallend muß in den amtlichen Mittheilungen aus dem kaiserlichen Hauptquartier der Passus erscheinen: „Alle Feindschaften scheinen aufgehört zu haben“; derselbe kann sich nur auf das Verhältniß und die Haltung der Corpscommandanten unter sich beziehen und läßt somit keine guten Folgerungen zu.

Am demselben Tage gab Marschall Mac-Mahon folgenden Armeebefehl aus: „Soldaten! An dem Tage des 6. Aug. hat das Schicksal euern Muth im Stiche gelassen; aber ihr habt euere Positionen erst nach einem heroischen Widerstande verloren, der nicht weniger als neun Stunden gedauert hat. Ihr waret 35000 Streiter gegen 140000 und seid durch die Ueberzahl erdrückt worden. Unter solchen Umständen ist eine Niederlage ruhmreich, und die Geschichte wird sagen, daß die Franzosen in der Schlacht bei Froeschweiler die größte Tapferkeit entwickelt haben. Ihr habt empfindliche Verluste erlitten, aber diejenigen des Feindes sind noch beträchtlicher. Wenn ihr nicht verfolgt worden seid, so sucht die Ursache davon in dem Schaden, den ihr ihm zugefügt habt. Der Kaiser ist mit euch zufrieden, und das ganze Land ist euch dankbar dafür, daß ihr die Fahnen Ehre so würdig aufrecht erhalten habt. Wir haben schlimme Prüfungen durch-

gemacht, die wir vergessen müssen. Das 1. Corps wird reconstituirt werden und mit Gottes Hilfe wird es bald eclatante Revanche nehmen.“\*)

Das französische Ministerium blieb während des 7. Aug. in Permanenz versammelt, und es wurden wichtige Beschlüsse gefaßt, welche die Kaiserin sanctionirte. Beide Kammern sollten, wie früher erwähnt, am 9. Aug. einberufen und Paris in Belagerungszustand erklärt werden, um die Ausführung der militärischen Vorbereitungen zur Vertheidigung der Hauptstadt desto leichter bewerkstelligen zu können. Noch in der Nacht auf den 8. Aug. wurde folgende, im Ministerconseil redigirte Proclamation publicirt:

„Franzosen! Wir haben euch jetzt die volle Wahrheit gesagt, jetzt ist es an euch, euere Pflicht zu thun. Ein und derselbe Ruf möge von allen Franzosen von einem Ende Frankreichs bis zum andern tönen. Möge das ganze Volk sich erheben in Hingebung, um großen Kämpfen standzuhalten. Einige unserer Regimenter sind unterlegen, unsere ganze Armee ist noch nicht besiegt. Derselbe Hauch der Unererschrockenheit befeelt sie noch immer. Sehen wir der jetzt von glücklichem Erfolge begleiteten Kühnheit des Gegners Zähigkeit entgegen, welche die Geschicke beherrscht. Ziehen wir uns auf uns selbst zurück, und mögen die «Eroberer» gegen einen Wall von menschlichen Leibern anstürmen. Wie es im Jahre 1792 und wie es bei Sewastopol gewesen, so mögen auch jetzt unsere Niederlagen nur eine Schule der Siege sein. Es wäre ein Verbrechen, auch nur einen Augenblick an der Wohlfahrt des Vaterlandes zu verzweifeln, und noch mehr, nicht zu derselben beizutragen. Bleibt aufrecht also! Aufrecht! Und ihr Einwohner des Centrums, des Nordens und des Südens, auf denen nicht die Bürde des Krieges lastet, eilet mit einmüthigem Elan euern Brüdern im Osten zu Hülfe. Möge Frankreich, das in Erfolgen einig gewesen, noch einiger sein in der Zeit der Prüfungen. Gott segne unsere Waffen!“

Wohl wäre es an der Zeit gewesen, der Nation in dem Augenblicke, wo der Kriegsmi- nister die gesammte wehrfähige Mannschaft unter die Waffen zu rufen und Paris in Vertheidigungszustand zu setzen beantragte, wo also die ungeheuersten Opfer verlangt wurden: wohl wäre da an der Zeit gewesen, die „volle Wahrheit“ zu sagen. Davon war aber das Ministerium Ollivier noch weit entfernt. So wird z. B. in den officiellen Nachrichten aus dem kaiserlichen Hauptquartier vom 7. Aug. eingeräumt, daß nur noch drei volle Armeecorps intact seien; die Proclamation des Ministeriums dagegen sagt, daß nur „einige Regimenter“ unterlegen seien. Es waren aber bereits 36 Infanterie-, 14 Cavalerieregimenter und 8 Jägerbataillone, mithin fast der vierte Theil der französischen Armee nicht mehr intact und zum Theil sehr hart mitgenommen worden. Auch stimmte mit dieser Auffassung des Ministeriums es keineswegs zusammen, daß man alsbald wenige Tage nach Beginn des Krieges und nachdem drei Treffen sozusagen an den Grenzen des Landes geschlagen worden waren, sich bereits auf eine Belagerung der Hauptstadt gefaßt machte.

Der interimistische Kriegsminister, General Dejean, schien denn auch in seinem Bericht an die Kaiserin-Regentin vom 7. Aug. die Lage anders anzusehen. Ihm geboten die eingetretenen Umstände allen Ernstes für die Vertheidigung der Hauptstadt Sorge zu tragen und neue Truppen zu sammeln, welche in Verbindung mit denen, die der Kaiser

\*) Man wird vollkommen mit dem einverstanden sein, was der tapfere Marschall über die Haltung seiner Truppen bei Wörth sagt. Die numerischen Verhältnisse beider Armeen daselbst aber standen wie 1 zu 2, wogegen die Franzosen eine ungemein starke Stellung hatten. Daß aber der Marschall nicht energischer verfolgt werden konnte, hatte lediglich seinen Grund in der Erschöpfung der deutschen Infanterie und in dem Charakter des Terrains, welcher der deutschen Cavalerie keineswegs günstig war; auch entzog sich das französische 1. Corps durch die angestrengtesten Nachmärsche der Verfolgung.

unter seinen Befehlen behalten hatte, gestatteten, auf offenem Schlachtfelde gegen einen Feind zu kämpfen, der, wie Dejean sagte, „durch seine ersten Erfolge so kühn geworden ist, daß er daran denkt, auf Paris zu marschiren“.

„Aber“, fährt dann Dejean fort, „Paris wird nicht unvorbereitet gefunden werden. Seine äußern Forts haben seit langer Zeit ihre Sicherheitsrüstung; man hat daran gearbeitet, sie zu vervollständigen, und man hat die des Gürtels vom ersten Tage des Krieges an begonnen. Die Befestigung in den Vertheidigungszustand bringt außerdem die Ausführung gewisser Werke mit sich, deren Entwürfe festgestellt sind und die man morgen beginnen wird. Sie wird sehr schnell vor sich gehen. Die äußern Forts werden in Stand gesetzt werden, eine regelmäßige Belagerung auszuhalten, und in wenigen Tagen wird sich der Gürtel in denselben Bedingungen befinden. Weder die Armee noch die Umgebung der Bewohner von Paris werden diesem Werke fehlen. Die Nationalgarde wird die Brustwehren vertheidigen, welche uneinnehmbar zu machen sie beigetragen hat; 40000 Mann, aus ihren Reihen genommen, werden mit der jetzigen Garnison vereint mehr wie genügend sein, eine thätige und unternehmende Vertheidigung gegen einen Feind zu bewerkstelligen, welcher eine sehr ausgedehnte Front einnimmt. Die Vertheidigung von Paris wird mithin gesichert sein. . .“

Wie man also sieht, sagte man französischerseits schon am 7. Aug., also drei Tage später, nachdem der Feind die Grenze überschritten hatte, die Wahrscheinlichkeit der Belagerung von Paris sehr ernst ins Auge, und man that vollkommen recht daran. Aber man wird nicht bestreiten können, daß die Consequenzen, welche die Bevölkerung alsbald hieraus ziehen zu müssen glaubte, ihre Unruhe und Besorgniß in fieberhafter Weise steigern mußte, und sie recht wohl erkennen ließ, daß es mit der von der Regierung versprochenen „vollen Wahrheit“ noch sehr schwach bestellt sei.

Hatte nun General Dejean in erster Linie an die Vertheidigung von Paris gedacht, so gab es für ihn als Kriegsminister noch einen andern nicht minder wesentlichen Punkt, nämlich die Lücken auszufüllen, welche drei blutige Schlachten bereits in die französische Armee gerissen hatten, ja noch mehr, diese Armee überhaupt numerisch zu kräftigen, um sie dem bereits überlegen befundenen Feinde gegenüber in ein besseres Gleichgewicht zu bringen.

Um dieses zu erreichen, stellte General Dejean folgende Anträge: 1) Alle rüstigen Bürger von 30—40 Jahren, welche bis jetzt der sedentären Nationalgarde nicht angehört, werden derselben einverleibt. 2) Die Nationalgarde von Paris wird zur Vertheidigung der Hauptstadt und um ihre Werke in Vertheidigungszustand zu setzen verwendet. 3) Es wird ein Gesekentwurf vorgelegt werden, welcher bezweckt, alle Bürger unter 30 Jahren, welche gegenwärtig der mobilen Nationalgarde nicht angehört, derselben einzuverleiben.

Die neuen Feldtruppen sollten geschaffen werden aus den noch in Frankreich und Algerien disponibeln Regimentern, aus den vierten Bataillonen der 100 Infanterieregimenter, welche Bataillone man dadurch auf 900 Mann bringen wollte, indem man ihnen Mobilgarben einreichte; es sollten ferner mit Hilfe der Marinetruppen und aus einem Theile der Gensdarmarie eine Kerntuppe ausmachende Regimente formirt werden. General Dejean hoffte durch die ebenerwähnten Kategorien leicht 150000 Mann ins Feld stellen zu können. Andererseits hoffte man durch die Einberufung der Klasse von 1869, deren junge Soldaten zwischen dem 8. und 12. Aug. in den Depots ihrer Corps eintreffen sollten, weitere 60000 Mann zu erhalten, „die in einem Monat wirkliche Krieger sein würden“.

„So kann man“, sagt der französische Kriegsminister in seinem Bericht an die Regierung, „ohne das, was die Cavalerie, die Artillerie, das Genie und die übrigen Waffen liefern können, in Anschlag zu bringen, unverzüglich über 150000 Mann und später

noch über 60000 Mann verfügen, um gegen den Feind zu marschiren.“ Aber auch die Mobilgarde und die Freischützencompagnien wurden von General Dejean als Combatanten in Anschlag gebracht und zwar in der Stärke von 400000 Mann. Damit aber noch nicht genug, zählte er auch auf die Bürgerwehr (*la garde nationale sédentaire*) und kommt dann zu dem sehr respectablen Resultat, daß „Frankreich auf diese Art 2 Millionen Vertheidiger ins Feld stellen könne; ihre Gewehre ständen bereit und wären deren noch eine Million vorrätzig“.

Zahlen „reden“ allerdings, aber nicht immer die Wahrheit, wie letzteres denn auch mit den obigen Angaben des französischen Kriegsministers der Fall ist. Frankreich hat sich seit der ersten Revolution von dem Decretiren der „*levée en masse*“ nicht losmachen können und allezeit viel davon versprochen. Nun ist es aber längst als geschichtliche Wahrheit anerkannt, daß die junge französische Republik ohne den Zwiespalt in den gegnerischen Heeren schon im Jahre 1793 verloren gewesen wäre, und es mußte ein furchtbares Schreckenssystem eingeführt werden, um den Krieg mit Nachdruck fortführen zu können. Auch General Dejean brachte schon mehr oder weniger das Massenaufgebot in Anwendung, und Gambetta's Decret vom 2. Nov., das alle bis dahin befreit gebliebenen verheiratheten Männer und Witwer vom 20. bis 40. Lebensjahre zum Dienste gegen den Feind berief — während die unverheiratheten Männer und kinderlosen Witwer dieser Altersklassen bereits zur Formirung der mobilisirten Nationalgarde aufgerufen worden waren — Gambetta's Decret rief aufs neue die vollständige „*levée en masse*“ ins Leben. Und abermals machte Frankreich die bittere Erfahrung, daß man eben keine gute Armee erlangt, die namentlich den heutigen Anforderungen entspricht, als nur durch unausgesetzte, beharrliche und systematische Bemühungen; daß man weder die Disciplin, noch den Corpsgeist, noch die taktische Ausbildung improvisiren kann, und daß die durch stete Uebungen anerzogene Ausdauer im Kriege inmitten von Entbehrungen, Beschwerden und Gefahren aller Art noch viel wichtiger ist als persönliche Tapferkeit der Streiter. Noch weniger aber vermag man ein praktisch durchgebildetes Offizier- und Unteroffiziercorps zu improvisiren, denn diese reifen nur im Laufe der Jahre in der Schule mit den Truppen.

Der französische Kriegsminister suchte der Nation mit riesigen Zahlen zu imponiren, aber deren wahrer Werth sinkt sofort auf den zehnten Theil und selbst noch unter diesen herunter, wenn man die von ihm angenommenen zwei Millionen Streiter, die er ins Feld stellen will, nach ihrer militärischen Geltung wägt. Und wenn nun gar General Dejean unterstellt, daß die deutschen Heere sich Paris als Operationsobject ausersuchen haben und vielleicht schon bald daselbst anlangen werden, woher sollen dann nach der voraussetzlichen Occupation von wol einem Drittel Frankreichs jene zwei Millionen neuer Streiter kommen? Und angenommen, aber keineswegs zugegeben, daß selbst eine Million zusammengebracht werden würde, so wüßte General Dejean recht wohl, daß dieselben, weil tüchtige Offiziere und Unteroffiziere fehlten, vor mehreren Monaten, ja vielleicht während dieses ganzen Krieges nicht zu brauchbaren Feldsoldaten herangebildet werden konnten. Was Frankreich mit den in „einem Monat zu wirklichen Kriegern“ herangebildeten jungen Streitern zu leisten vermocht hat, nachdem seine altgediente und geschulte Feldarmee vernichtet worden war, darüber liegen heute die Kriegsacten spruchreif vor. Der energische Gegner ließ ihm eben nirgends, weder im Norden noch im Süden von Paris Zeit, seine Organisationen zu vollenden und das von Haus aus Versäumte nachzuholen. Was aber nun gar die Mobil- und Nationalgarden sowie die Freischützen anbelangt, so haben wir uns über deren militärischen Unwerth früher schon ausgesprochen und werden auf deren Leistungen noch öfter zurückzukommen haben. In Bezug auf Bewaffnung und Bekleidung aber war es um die letzterwähnten Streitkräfte keineswegs so

günstig bestellt, als der französische Kriegsminister glauben machen wollte; beide ließen im Gegentheil sehr viel zu wünschen übrig, wie ja auch von dem rasch vordringenden Gegner mehrere Hunderttausende von Chassepots und ein ungeheures Ausrüstungsmaterial in den Zeughäusern des östlichen und nördlichen Frankreichs sofort abgeschnitten und im Laufe des Krieges erobert wurde.

Am 9. Aug. wurden der Senat und der Gesetzgebende Körper eröffnet. In dem erstern wies der Präsident Parieu alsbald darauf hin, daß die Lage Frankreichs bedrohlich geworden sei, hinzuzufügend: „Wir verlangen von Ihnen eine Aushebung in Masse“, wonach er die vom Kriegsminister hierauf bezüglichen Gesetzentwürfe als dringlich empfahl. Der Senat nahm diese Vorlagen mit allgemeiner Zustimmung an. In und vor dem Palais-Bourbon dagegen, worin der Gesetzgebende Körper seine Sitzungen hielt, ging es alsbald stürmisch zu. Hier drängten sich nämlich große Volksmassen heran, deren excessive Haltung die bewaffnete Macht zum Einschreiten nöthigte. Die zahlreichen Truppenträfte aber, welche bei dieser Veranlassung aufgeboten wurden, riefen wiederum den ganzen Unwillen der Massen wach, die sich mit Entrüstung darüber aussprachen, daß man diese altgedienten Regimenter zum Schutze der Regierung in Paris zurücklasse, statt sie an der Grenze dem Feinde entgegenzustellen.

Minister Duvivier, der zuerst das Wort erhielt und die Anträge des Kriegsministers zu motiviren suchte, wurde alsbald mehrfach stürmisch unterbrochen; dann folgten leidenschaftliche und schonungslose Angriffe. Arago brachte alsbald in dem lauten Zurufe: „Verschwindet, ihr Minister, und die Armee wird siegen . . . alle Opfer wollen wir bringen, aber ohne euch!“ die Ministerfrage aufs Tapet. Jules Favre aber sprach sich noch unumwundener über das Ministerium Duvivier aus. General Dejean dagegen schreibt die Niederlagen der absoluten Untüchtigkeit des General-en-Chef zu und fordert, daß der Kaiser das Commando niederlege und daß der Gesetzgebende Körper die Leitung der Angelegenheiten des Landes in die Hand nehme. Der Deputirte Graf Sératry forderte sogar die Abdankung des Kaisers und zog sich einen Ordnungsruf zu.

Der Minister Duvivier, erregt durch die von tiefer Erbitterung zeugenden Angriffe der Opposition, erwiderte: „Es hiesse ein Verbrechen gegen das Vaterland begehen, wenn man mit Personenfragen nur eine Minute verlieren wollte. Man mag die Minister mit Vorwürfen überhäufen, wir werden dem gegenüber Stillschweigen beobachten und nur die vorgeschlagenen (Dejean'schen) Maßregeln vertheidigen. Die Minister verlangen, daß die Kammern ihnen Vertrauen bewahren. Wenn andere Minister den Ereignissen besser zu begegnen wissen, so mag man uns gehen lassen, aber dann sofort; denn gegenwärtig handelt es sich nicht darum Reden zu halten, sondern zu handeln.“ Latour-Dumoulin stellt im Namen mehrerer Deputirten den Antrag, daß der Vorsitz im Ministerium dem General Trochu (Verfasser einer vielgenannten den kaiserlichen Kreisen sehr wenig genehmen Schrift über die französische Armee) übertragen würde.

Duvivier hatte somit ziemlich unverhohlen die Ministerfrage gestellt, die in der indirecten Anfrage gipfelte, ob das Ministerium auf das Vertrauen des Gesetzgebenden Körpers noch ferner rechnen könne? Ein hierauf von der Linken beantragtes Misstrauensvotum wurde zwar verworfen; dagegen, was wiederum auf ein solches hinauslief, wurde die von Duvivier beantragte Tagesordnung zur Abstimmung gebracht. Sie lautete: „Die Kammer ist entschlossen, ein Ministerium zu unterstützen, das fähig ist, die Vertheidigung des Landes zu organisiren, und geht zur Tagesordnung über“. Duvivier, die volle Bedeutung dieser Tagesordnung sehr wohl ermessend, erklärte namens der Regierung, daß sie diese Tagesordnung nicht acceptiren könne; trotzdem nahm die Kammer dieselbe nach Duvivier's Antrage an. Auf das Verlangen Duvivier's ward hierauf die Sitzung unterbrochen. Nachdem dieselbe wieder eröffnet war, theilte Duvivier, der mit

dem Ministerium der Kaiserin seine Entlassung eingegeben hatte, mit, daß Marschall Palikao mit der Neubildung eines Cabinets beauftragt sei.

Bereits am folgenden Tage, am 10. Aug., machte Graf Palikao im Gesetzgebenden Körper die Namen der neuen Minister bekannt: Cousin de Montauban, Graf von Palikao, Präsidium und Krieg; Chevreau Inneres; Magne Finanzen; Dubernois Handel; Admiral Rigault de Genouilly Marine; Jérôme David öffentliche Arbeiten; Latour d'Auvergne Aeußeres; Grandperret Justiz; Brahme Unterricht; Buffon Präsident des Staatsrathes.

Gleich dem frühern provisorischen Kriegsminister Dejean stellte sich das neue Cabinet in erster Linie die Aufgabe, die Widerstandskräfte bis zum Aeußersten zu entwickeln, und angesichts der bedrohlichen Lage, in der Frankreich sich befand, wurden alle Anträge, die es einbrachte, angenommen. Hierher gehört die Einberufung aller unverheiratheten oder verwitweten Bürger von 25 bis zu 35 Jahren, insofern sie nicht in der Mobilgarde dienen; Freiwillige aber sollten für die Kriegsdauer bis zum Alter von 45 Jahren angenommen werden. In einem Rundschreiben aber des Ministers des Innern an die Präfecten vom 12. Aug. wurden diese aufgefordert, den Aufruf des erstern an die patriotische Opferwilligkeit der Bevölkerung ergehen zu lassen und diese aufzufordern: Compagnien von freiwilligen Nationalgarden oder Freischützen zu bilden, um gegen den Feind zu marschiren. Dieselben sollten Waffen von der Regierung erhalten und vorläufig in den Hauptorten der Arrondissements sich versammeln und ihre Uebungen vornehmen mit „Flinten, die der Feuerwehr entnommen werden sollten“. Als Chefs sollten alte Offiziere oder Unteroffiziere designirt werden. „Handeln Sie, handeln Sie ohne Verzug“, schließt der Aufruf; „die Bewaffnung des Landes möge Ihre stete Beschäftigung sein.“ Was mit so unzureichenden Mitteln geschaffen werden konnte, sollte sich sehr bald zeigen: Frankreich stellte von jetzt an allerdings große Massen von Bewaffneten auf, aber die hierauf sich stützenden Heeresformationen sind mit wenigen Ausnahmen nie über das Stadium der Improvisationen hinausgekommen; ja von deutschen Offizieren, die dem Feldzuge beiwohnten, wird versichert, daß trotz der Hülfe, welche die vielen gebienten inactiven französischen Offiziere und Unteroffiziere bei den Neuorganisationen leisteten, diese doch nicht einmal auf die Stufe der Ausbildung eines Milizheeres gelangten; es fehlte ihnen nicht an Patriotismus, desto mehr aber an Waffenfähigkeit, Disciplin, Zusammengehörigkeit und Ausdauer, ganz besonders aber an Manövrierfähigkeit in formirten Truppenkörpern. Die rasch aufeinanderfolgenden Schläge dieses Krieges aber ließen diesen jungen Soldaten keine Zeit, sich jene unentbehrlichen Eigenschaften anzueignen und sie geltend zu machen. Noch weniger haben die Franc tireurs ihrer eigentlichen Bestimmung, den kleinen Krieg gegen die deutschen Armeen zu führen, entsprochen. Wir kommen am geeigneten Orte auf deren Leistungen näher zurück.

Wir haben hier noch auf einige wichtige Vorgänge im Gesetzgebenden Körper hinzuweisen. In der Sitzung vom 11. Aug. verlangte Graf Kératry die Einsetzung einer parlamentarischen Enquête, um das Verhalten des frühern Kriegsministers Leboeuf zu untersuchen. Der Leser erinnert sich, daß der genannte Deputirte in einer frühern Sitzung die Abdankung des Kaisers forderte; es ist somit unschwer zu erkennen, daß er bezüglich der verlangten Enquête weniger den General Leboeuf als den Kaiser selbst im Auge hatte. Von dieser Ansicht scheint denn auch Graf Palikao ausgegangen zu sein, als er entgegnete: daß nunmehr Marschall Bazaine das Obercommando über die Truppen führe.

In derselben Sitzung wurden die Gesetzentwürfe betreffend die Erhöhung des Kriegscredits auf 1000 Millionen und Einführung des Zwangscurses für Bankbillets einstimmig angenommen, wodurch indeß keineswegs die Verlegenheiten des Verkehrs beseitigt

wurden. Der Bank von Frankreich aber wurde gestattet, zu den bereits im Course befindlichen 1800 Millionen neue 600 Millionen Banknoten emittiren zu dürfen.

Am 12. Aug. bereits konnte der Ministerpräsident Palikao im Gesetzgebenden Körper mittheilen, daß die Entlassung des Generals Leboeuf als Chef des Generalstabes angenommen sei; er fügte hinzu, daß in vier Tagen 70000 Mann Verstärkungen an die Grenze geschickt sein würden, eine Maßregel, die jedoch keineswegs zum Vollzug kam und von den Ereignissen bei Metz selbst überholt wurde. In derselben Sitzung war es, wo der Minister des Innern, Chevreau, mittheilte, daß die Regierung Maßregeln treffe, um alle Deutschen vom französischen Boden zu vertreiben (expulser). Der einzige Deputirte Pelletan verwahrte sich gegen diese Maßregel, worauf Chevreau erwidert, daß bei dieser Ausweisung mit Mäßigung verfahren werden solle. Die Geschichte der modernen Kriege hat etwas Aehnliches nicht aufzuweisen; niemand im Gesetzgebenden Körper als der genannte Deputirte erhob seine Stimme gegen eine Maßregel, welche einer Nation unwürdig ist, die bei jeder Gelegenheit den Anspruch erhebt, an der Spitze der Civilisation und Humanität zu marschiren. Selbst die Türkei hat in ihren Kriegen mit Rußland es verschmäht, russische Unterthanen ohne alle Ursache von ihrem Grunde und Boden zu verstoßen und dieselben von Haus, Hof und Geschäft wegzujagen; als dies aber 1854 im Beginne des damaligen russisch-türkischen Krieges den dort ansässigen Unterthanen des Königreichs Griechenland begegnete, hatten sich diese die Schuld selbst beizumessen, weil sie offen mit Rußland conspirirten. Alle Welt hat dieses Verhalten des französischen neuen Ministeriums rückhaltslos verurtheilt als einen Schritt brutaler Nachsucht und fanatischen Deutschenhasses, aufgestachelt durch das eigene tief demüthigende Bewußtsein, der Wehrhaftigkeit einer Nation nicht gewachsen zu sein, die man selbst zum Kampfe auf Leben und Tod mit frivolem Uebermuthe herausgefordert hatte.

Mit dem Sturze des Ministeriums Olivier traten gleichzeitig auch Veränderungen ein in den höchsten Armeekreisen, wie sie zum Theil schon am 10. und 11. Aug. im Gesetzgebenden Körper von einzelnen Deputirten verlangt worden waren. Kaiser Napoleon legte den Oberbefehl nieder, seit dem 11. Aug. führte Marschall Bazaine das Obercommando über die Truppen. Der Major-General Marschall Leboeuf, dem mit vollem Rechte entgegengehalten wurde, daß die seinerseits von ihm als Kriegsminister getroffenen Kriegsvorbereitungen hinter allen Erfordernissen zurückgeblieben und im Vereine mit der unglücklichen Einleitung der militärischen Action die Hauptveranlassung seien zu den seitherigen Niederlagen, welche die französische Armee betroffen, Marschall Leboeuf trat vorerst vollständig von den Geschäften zurück. Ebenso trat General Lebrun, Souschef des Generalstabes und erster Adjutant Leboeuf's, zurück, um sich nach dem Lager von Châlons zur Armee Mac-Mahon's zu begeben. General Farras, seither ebenfalls Souschef des Generalstabes, wurde nunmehr zum Generalstabschef der Rheinarmee, und General Coffinières de Nordeck zum ersten Commandanten von Metz ernannt, wo dieser verdiente Oberbefehlshaber des Genies die ausgezeichnetsten Dienste zu leisten wußte.

Am dem Tage, wo Marschall Bazaine den Oberbefehl übernahm, hatte er bei Metz 175000 Mann concentrirt. Ihm drängte sich zunächst die Frage auf, ob er mit der Rheinarmee, die schon seit dem 6. Aug. jeden Gedanken an eine Offenstbe hatte schwinden lassen müssen, an der Mosellinie und gestützt auf Metz dem Feinde die Spitze bieten oder aber, daselbst sich jedem Kampfe zeitig entziehend, nach Châlons sich zurückziehen sollte, um sich in der Champagne mit den Truppen Mac-Mahon's und den da eintreffenden weitem Verstärkungen zu vereinigen und so die Hauptstadt des Landes besser decken zu können. Es war bei der von Haus aus beabsichtigten Vertheidigung der Mosellinie aber ganz besonders auf die Cooperation einer im Lager von Châlons zu formirenden Reservearmee gerechnet worden; aber die Verhältnisse in Châlons um diese Zeit waren

noch so trostlos wie möglich; die dasigen wenigen Truppenkräfte befanden sich noch in einem keineswegs schlagfertigen Zustande, insbesondere aber war auf die hier versammelten Mobilgarden nicht zu rechnen. Das 1. und 5. Armeecorps aber, welche ursprünglich zwischen Meurthe und Mosel Stellung nehmen und hier die rechte Flanke der Rheinarmee decken sollten, hatten, wie bereits früher erwähnt, Befehl erhalten, sich bei Châlons zu concentriren.

Bei solcher Lage faßte Marschall Bazaine den Entschluß, seinen Rückzug über Verdun anzutreten, in Metz eine entsprechende Besatzung zurückzulassen und diese durch heranzuziehende Mobilgarden und die in der Festung ansässige Nationalgarde zu verstärken, hierbei der Festigkeit des Platzes vertrauend.

Marschall Bazaine hatte in Ausführung seines Entschlusses auch nicht einen Tag Zeit zu verlieren; schon am 12. Aug. streiften die deutschen Cavaleriedetachements oberhalb Metz bis an die Mosel und Meurthe, die I. und II. Armee aber, in ihren Marschcolonnen immer dichter aufschließend, näherten sich stündlich mehr der Mosel, während die III. Armee ihren Vormarsch in der rechten Flanke der französischen Rheinarmee fortzusetzen sich anschickte. Bazaine erließ denn auch am 13. den Befehl und die Dispositionen zum Aufbruche seiner Armee, zunächst zur Räumung des rechten Moselufers, wozu die Truppen sich bereits mit Tagesanbruch am 14. bereit halten und mit dreitägigen Marschrationen versehen sollten.

Wir werden uns im nächsten Abschnitte mit den großen und entscheidungsvollen Ereignissen bei Metz vom 14. bis 18. Aug. zu beschäftigen haben. Hier sei es uns noch gestattet, an einem Beispiel auf die Haltung der pariser Presse in diesem Zeitabschnitte hinzuweisen.

Hatte dieselbe bereits von Beginn des diplomatischen Krieges zwischen Frankreich und Preußen das Möglichste geleistet, um die Leidenschaften der Franzosen zu entzünden und den Chauvinismus an Stelle des ruhigen Blutes und der Vernunft einzusetzen, so schien es jetzt, wo denn doch die Lage für Frankreich eine hochernste geworden war, als ob sich die gesammte Presse solidarisch verpflichtet habe, der Nationaleitelkeit zu schmeicheln und für diesen Zweck selbst die Lüge nicht zu scheuen. Die eigenen Niederlagen waren ruhmvoller als Siege; den Tag von Wörth nannte man ein „Unglück voll Triumph“; man pries den Ruhm des eigenen Rückzuges und den Heroismus der Soldaten, die ihn bewerkstelligten. Edmond About erzählte in einem Blatte, was er nach der Schlacht bei Wörth gesehen: wie die Truppen Mac-Mahon's in völliger Auflösung gewesen, wie die Zuaven, trunken und plündernd, die Waffen weggeworfen; wie die Generale den Kopf verloren und ein Gebiet von 100 Meilen dem Feinde überlassen hätten, ohne einen Schuß zu thun, während 500 entschlossene Männer genügt hätten, einer ganzen Armee den Weg (durch die Vogesen) zu versperren. Auf diese Enthüllungen hin ertönte ein allgemeiner Schrei gegen den unglücklichen Feuilletonisten, man schimpfte ihn einen Preußen, er habe falsch gesehen und übertreibe; die Helden von der Alma, von Magenta, von Solferino seien außer Stande, je schimpflich die Flucht zu ergreifen.

Während heute in beiden Kammern die officiële Mittheilung gemacht wurde, daß alle und jede Anordnungen getroffen seien, um Paris in Vertheidigungszustand zu setzen, veröffentlichten die pariser Blätter in den folgenden Tagen eine Reihe von Artikeln, um zu beweisen, daß man Paris nicht einschließen könne, wenn man nicht wenigstens über 1½ Mill. Soldaten zu verfügen habe. Ein Waffenplatz, der sich immer neu verproviantiren und seine Verbindungen freierhalten könne, sei aber uneinnehmbar. Ja die Pariser selbst gingen, wie F. Sarcely in seinem Werke „Die Belagerung von Paris 1870—71“ erzählt, von der Idee aus, es sei unmöglich, daß der Feind bis Paris vordringen, es belagern und beschießen könne. Eine solche Ungeheuerlichkeit konnte ihnen

nicht in den Sinn kommen; bevor ein solch „tempelschänderischer Frevel“ verübt werden könne, würde sich „der heilige Boden des Vaterlandes ohne Zweifel spalten und die deutschen Bataillone alle verschlingen“.\*)

Das Höchste aber, was der Chauvinismus im Verein mit hohem Nationaldünkel zu leisten vermag, das sollte der Zeitung „La Liberté“ gelingen. „Nach Berlin! nach Berlin!“ läßt sich das Blatt am 10. Aug. vernehmen, also nach drei von den Franzosen verlorenen Schlachten und während eine halbe Million siegreicher deutscher Soldaten sich der Mosel nähern. „Es ist jetzt klar wie der Tag, daß Frankreich nicht der Willkür Deutschlands überlassen bleiben darf, das die Schlüssel aller gegen uns armirten Festungen in seinen Händen hält. Ach, Napoleon I. hatte wohl recht, als er am 15. Jan. 1814 an Caulaincourt schrieb: «Frankreich ohne die Rheindepartements, ohne Belgien, ohne Ostende, ohne Antwerpen würde nichts sein.»“ Ueber dasselbe Thema läßt das Blatt dann Châteaubriand seine Variationen von 1815—30 herfagen und kommt dann selbstverständlich zu dem Resultat: „Frankreich bedarf, unter der Gefahr, nicht Herr vom Hause und Gefangener des Königs von Preußen zu sein, das ganze linke Rheinufer. . . Die Preußen sind bei uns. Wie sollen wir sie vertreiben? Indem wir zu ihnen gehen. Laßt uns ihrer Armee unsere Armee entgegenstellen. Sie hat eine glänzende Revanche zu nehmen. Sie wird sie nehmen, sobald sie einen ihrer würdigen Kriegsminister, einen ihrer würdigen Befehlshaber haben wird. . . Mögen 500000 Freiwillige, mobile Gardes, Nationalgardes (!), von dem tapfern General Palikao geführt, den Rhein überschreiten und auf Berlin losmarschiren.“ Jetzt aber kommt das Unglaublichste, was in diesem Kriege französische Blätter ihren Lesern zu bieten wagten: „Mit einem Corps von 6000 Mann hat der General Palikao 6000 Stunden von seinem Vaterlande einer Nation von 350 Millionen die Stirn geboten und sie bestegt. Wie sollte er nicht mit 500000 Mann, die von dem heißesten Patriotismus belebt sind, 37 Millionen Deutschen gewachsen sein (Chinesen und Deutsche!); wie, sollte er in Berlin weniger triumphiren als in Peking, wenn der Ruf, den diese 500000 Vertheidiger des überfallenen (!) Vaterlandes in rasender Begeisterung ausstoßen werden, lautet: «Das linke Rheinufer für Frankreich!» . . . Wir wollen keine Phrasen, sondern Handlungen. Jeder mannhafte Franzose, der eine Flinte tragen kann, soll nur Einen Gedanken, nur Einen Ruf haben: Nach Berlin, nach Berlin! Denn der Friede darf und kann nur in Berlin unterzeichnet werden.“

Wir fragen, kann man in der Phrase mehr leisten?

---

\*) Uebrigens vertrat Thiers, als er 1840 das Project der Befestigung von Paris mit langer Rede dem Gesetzgebenden Körper als unerläßlich darzustellen suchte, so ziemlich dieselben Ansichten über die Unmöglichkeit einer Belagerung und Eroberung der französischen Hauptstadt.

# Johannes Oppolzer

und die

## moderne Medicin.

Das intensive Interesse unserer Zeit für die Naturwissenschaften und ihre Popularisirung erstreckt sich wol auch auf die Medicin, aber zumeist verfängt es sich in besondern Bahnen, weil die Versuchung zu nahe liegt, gleich etwas Praktisches, „was man im Leben brauchen kann“, von dem populären Darsteller zu profitiren. Von einzelnen dürftigen biographischen Artikeln abgesehen sind es meist ein neues Magenmittel, Verhaltensmaßregeln bei einer Epidemie u. dgl., die den Inhalt der medicinischen Artikel unserer beliebtesten Journale bilden. Wenn nur von sachverständiger Hand geschrieben und zur rechten Zeit an den Arzt verweisend, mögen sie immerhin das Bedürfniß der Leser befriedigen.

Einen Einblick in die Ziele der modernen Medicin gewähren sie aber gewiß nicht. Und über keine andere Wissenschaft hat das Publikum so grundfalsche Vorstellungen wie gerade über diese.

Der Umschwung zur modernen Medicin ist vielleicht zu jung, als daß die populäre Darstellung sich bereits seiner hätte bemächtigen können. Auch herrscht wol eine eigene Antipathie selbst bei den Gebildeten gegen medicinische Aufklärung überhaupt, da man sich dadurch „sein Vertrauen zur Heilkunde, seine Unbefangenheit so leicht störe“. Und noch Eins — wir wollen es nicht verschweigen —, war nicht die erste Phase dieses Fortschritts in der Medicin, wenigstens in Deutschland, negativer Art? Die Kunst des Erkennens der Krankheit hatte außerordentlich gewonnen, die Kunst sie zu heilen — schien nur eine Illusion. Welcher redliche Fachmann konnte die Lust empfinden, die neue Lehre zu popularisiren, dem Laien das Eingeständniß zu machen, daß man zwar am Erkennen gewonnen, aber am eigentlichen Können verloren habe? So fehlte es an Interpreten für das Publikum, welches, was es von der neuen Aera hörte, mißverstehen mußte. Das Gerücht von der skeptischen Schule überschritt die Schwelle des Tempels. Philister und Charlatan, die Freude oder Interesse daran haben, wenn Theorie und Praxis sich befähden, verbanden sich zu einem erfolgreichen Kreuzzuge gegen die Ohnmacht der innern Medicin. Schwindel und Reclame blühten, gelegentlich noch eingepackt in eine moderne Etikette. Die Mittel der Naturärzte wurden denen der Apotheke gegenübergestellt. In dem verward die neue Schule sehr rasch die nihilistischen Anwendungen und bemächtigte sich jugendfrisch auch — des kalten Wassers. Abgethan ist für denkende Aerzte die Zeit des Zweifels an der Pflicht und dem Vermögen zu heilen. In einem großen Theile des Publikums aber hat die Skepsis ihre historische Berechtigung überdauert.

Um die Ziele und Erfolge der modernen Heilkunde klar zu machen, thun wir besser, bedeutenden verstorbenen Aerzten unserer Zeit in ihrem Wirken nachzuspüren. Wenn wir hier versuchen, ihnen den Platz anzuweisen, den sie in der Wissenschaft einnehmen, so wird das gewiß dazu beitragen, das Dunkel zu erhellen, das für das Publikum auf der modernen Medicin ruht.

Dazu bedarf es zunächst eines kurzen Rückblicks. Worin unterscheidet sich denn die moderne Medicin von der der Vergangenheit? Die Medicin der Vergangenheit — wir können sie bis zum Beginn unsers Jahrhunderts rechnen — wird erfüllt von der Frage, was ist die Krankheit und wo sitzt sie? So natürlich die Frage schien, so fehlte doch alles sie zu beantworten. Denn es gab keine Wissenschaft vom Leben, keine Biologie, keine Naturforschung überhaupt. So mußten die andern Wissenschaften herhalten, und sie haben das immer gern gethan. Bald in theosophischer Richtung, bald mit einem verfrühten chemischen Interpretationsversuche wurde die Fundamentalfrage behandelt. Krankheit ist Störung der die körperlichen Functionen regulirenden Seele, sagte der ernste Stahl\*), Krankheit ist verdorrenes Blut, bewiesen die Chemiatrizer\*\*) des 17. Jahrhunderts. So wechselten die Systeme bald nach humoralen, wo die flüssigen Theile (Blut und Säfte), bald nach der solidaren Richtung, wo die festen Theile (Nerven) als Sitz der Krankheit angenommen wurden. Immer aber galt sie a priori als ein wirkliches Wesen, das die Gesundheit bekämpfte, den Körper besiel und sich wol an einem Orte festsetzen konnte. Das Leben und die Krankheit führten im Körper Krieg miteinander.\*\*\*) Der Arzt sollte (gottlob oft nur in der Theorie) diesen Kampf mitkämpfen; um die kranken Organe hatte er sich wenig zu kümmern. „Schärfen“ vertreiben, den Störenfried, den „Krankheitsdämon“ herausjagen war sein Amt, gelegentlich durch recht energische oder absonderliche, auch wol kirchlich-mysteriöse Mittel.

Wie viele Vorurtheile nicht blos im Volke unserer Zeit stammen noch von damals her. Die Sprache hat getreulich diese „Personificirung der Krankheit“ bewahrt; sie „befüllt“ den Körper, sie „ringt“ mit ihm, wie wenn sie etwas Fertiges wäre. Und noch heute verlangt selbst der Gebildete, wenn er einen Hautausschlag hat, von seinem Hausarzte eine Purganz, um „die Schärfe“ abzuführen; Bäder scheinen ihm viel weniger „rationell“.

Und doch, darf man fragen, gab es zu allen Zeiten große Aerzte, auch von der Wissenschaft anerkannt. Welcher Theorie hingen diese an?

Diese Frage ist leicht beantwortet. Zunächst beobachteten sie sorgfältig die sinnlich wahrnehmbaren Veränderungen des Körpers, soweit es eben mit dem Auge möglich ist, und sammelten die Krankheitszeichen; sie trennten mit oft bewundernswerther Genialität wesentliche von unwesentlichen, und ohne den kranken Herd zu kennen, hatten sie den vollen Blick für die Betheiligung des Allgemeinbefindens, für Fallen und Wachsen der Krankheit; sie sagten mit oft noch heute gültigem Schlusse aus den richtig gewürdigten Krankheitszeichen, d. h. Symptomen den Verlauf voraus und behandelten mit richtigem Princip *contraria contrariis*, das Fieber kühlend, den Schmerz mildernd, dabei stets erkennend, daß die Mittel nur die Natur unterstützen, nicht selbständig leiten können und darum meist milde zu wählen sind, wie es schon der große Meister dieser allein wahren Schule in der Medicin, derjenigen nämlich, die auf sinnliche Wahrnehmung gegründet ist, gelehrt hat, Hippokrates: „*Medicinae studium a sapientia separavit!*“†) So wirkten die

\*) Berühmter Arzt, Professor zu Halle 1660—1734.

\*\*) Medicinische Schule um 1650, von der die Lehre von den „Schärfen“ stammt.

\*\*\*) Vgl. Virchow, „Die Einheitsbestrebungen in der wissenschaftlichen Medicin“ (1849).

†) Er trennte das Studium der Medicin von dem der Philosophie, rühmt der römische Arzt

großen Aerzte aller Zeiten; die Theorie, der sie gerade anhängen, ist dabei recht gleichgültig gewesen; sie benutzten sie eben nur zur Erklärung. Im Grunde allerdings waren sie nur „Symptomatiker“\*) und blieben der tiefen Einsicht fern.

Den ersten Stein zum Neubau der Medicin brachte der Anatom. Spät erst zur Zeit der Reformation fing man an, die Kunst der Leichenöffnung wieder aufzunehmen; zunächst zum Studium der Form und Anordnung der Theile. Die dürftigen Kenntnisse des Alterthums waren im Mittelalter bekanntlich durch das päpstliche Verbot der Leichenöffnungen nicht im geringsten vermehrt worden. Und erst 150 Jahre ist es her, daß man methodisch die Gestorbenen secirte, um die Todesursache zu studiren und das im Leben gefällte Urtheil am Leichenbefunde zu controliren.

Nun fand der Arzt in der Leiche des Kranken bald feine, bald größere Veränderungen; in der überwiegenden Mehrzahl war es ein wichtiges Organ, dessen intensive Störungen den Stillstand der menschlichen Maschine erklärten. Damals begann eine gewaltige Zeit, eine Zeit des Werdens, die an originalen Geistern überreich war. Begründet wurde die Chemie, die Biologie. Neue Kräfte der Natur wurden entdeckt und in Dienst genommen. Die Grundanschauungen der Erkenntniß wurden andere. Der Dogmatismus fiel und der Rationalismus feierte überall Triumphe.

So fiel auch still das Dogma von der Krankheit. Die Anatomie hatte die kranken Organe aufgewiesen, die Physiologie hatte ihre Bedeutung erkennen gelehrt; der Schluß auf ihre Störung ergab sich von selbst. Es fiel wie Schuppen von den Augen. Man kümmerte sich nicht mehr um das Wesen der Krankheit, man sprach von kranken Organen. Man begriff, daß, was wir Krankheit nennen, eine Abstraction, ein Begriff ist, ein Zustand des Befindens, daß es in der Natur bloß kranke Theile gibt, kein greifbares Ding: die Krankheit.

Und nach welchen Gesetzen erkrankten die Theile, die Organe? Nach den Gesetzen des Lebendigen unter schädlichen Reizen.

Das war der erste Schritt der Betrachtung, angeregt durch das Studium der Organe und ihrer Leistung. Und nun folgte der zweite fruchtbare. Ist es nicht möglich, schon während des Lebens zu erkennen, welches Organ krank ist? Die dem Auge zugänglichen oberflächlichen Organe sind zu wenig wichtig für den Bestand des Lebens; es kam darauf an, die Erkrankungen der tiefen, in den Höhlen geborgenen lebenswichtigen Organe, wenn nicht dem Auge, doch dem Ohre zugänglich zu machen. Französische Geister — unvergessen bleibe es ihnen — lösten diese Frage. Und was Cruveilhier und Laënnec\*\*) begonnen, brachten Rokitsansky und Skoda, die Begründer der neuen wiener Schule, zum Bewußtsein der Welt. Während Cruveilhier und Rokitsansky durch Tausende von Leichenöffnungen alle möglichen Arten der Erkrankung festgestellt haben, hat Laënnec gelehrt, schon während des Lebens Lungen und Herz zu belauschen, wie schon lange vor ihm der deutsche Auenbrugger den Kumpf zu klopfen. So einfach waren die Methoden, die so hohe Einsicht gaben. Man klopfte auf die Brust, lufthaltige Organe von luftleeren durch den verschiedenen Schall zu trennen; so gewann man Urtheil über ihre Größe; man behorchte das Klappenspiel des Herzens und gewann Tonzeichen für die Normalität seiner Function. Nun fand man die Größenveränderungen, die Functionsstörungen der kranken Organe und konnte sein Urtheil, seine Diagnose mit oft unwiderleglicher Sicherheit hinstellen.

Celsus von ihm; d. h. er lehrte nur durch Beobachtung, nicht durch apriorische Ideen könne man die Heilkunde fördern; er schuf eine andere Grundlage der Medicin.

\*) „Beobachter und Behandler“ der Krankheitszeichen.

\*\*) Französische Forscher, von denen der erste pathologischer Anatom, der andere Kliniker war.

Wie fein bis ins Einzelne hat nicht unser Skoda diese Kunst fest begründet, in ihren Schlüssen geklärt und weiter ausgebaut! Konnte man nun nicht froh aufathmen, kranke Organe klar vor seinem geistigen Augen zu haben und so sie um so sicherer zu heilen hoffen?

Aber die Fülle des Lichtes blendete zunächst; der Zweifel wurde die Parole der neuen Schule. Wie? wir sollten im Stande sein, die tiefen Veränderungen in den kranken Theilen mit unsern Mitteln zu heilen, die erst auf so weiten Umwegen durch Magen und Blut hingelangen? Thörichter Wahn! Man fing an, gar nichts zu verordnen. Und siehe da, die Lungenentzündung heilte, die Masern verblaßten, die Rose schwand, auch ohne jene unnöthigen Arzneiflaschen, die sonst den Kampf gegen die Krankheit gekämpft hatten. Der Himmel der Medicin, eben erst erhellt, verdunkelte sich zweifach. Dem Schüler, der heilen lernen wollte, mußte die ganze Lehre werthlos scheinen, wenn sie nur die Einsicht gestattete, daß er — machtlos wäre. War das ein Beruf oder vielmehr ein Augurdiens, bei dem ein Eingeweihter dem andern zulächelte? In dieser Zeit war es, von Krukenberg und Schönlein abgesehen, ein Mann inmitten jener zweifelnden Meister, der unbekümmert um ihre Lehre hochhielt am Glauben, daß der Arzt heilen könne, an seiner Mission, daß er es müsse, der da bescheiden dachte: die vergangenen Jahrhunderte haben nicht vergebens gelehrt, und mit jener Inspiration, die das Vorrecht wahrer Bedeutung ist, der Jugend, den Trägern der Zukunft zurief: Heilen ist das letzte Ziel ärztlicher Forschung; es war Johannes Dppolzer. Die Zeit hat, was er hoffte, lehrte und übte, wahr gemacht; längst überwunden ist für die bessern Geister die Skepsis; wir Aerzte glauben jetzt, daß wir heilen können und mehr noch es lernen werden.

Johannes Dppolzer ist am 3. Aug. 1808 zu Graßau im budweiser Kreise geboren, wo sein Vater ein gering besoldeter Wirthschaftsbeamter war, sodaß ihm die Mittel zum Gymnasialbesuch in Prag recht schwer fielen. Noch nicht in sein Fachstudium eingetreten, verlor Dppolzer die Aeltern und war allein auf sich angewiesen; er gab Unterricht, wozu er ja so hervorragend beanlagt war, und überdies erwarb er sich, wie er war, Freunde und Gönner. Ungemein fleißig promovirte er 1834 mit einer Abhandlung über den Typhus und wurde, nach einem kurzen Aufenthalt auf der chirurgischen Klinik, Assistent seines tüchtigen Lehrers, des berühmten Krombholz, auf der sogenannten innern Klinik.

Die prager medicinische Facultät konnte damals als klein Wien gelten. Die neue wiener Schule hatte kaum ihre reformatorischen Arbeiten publicirt, als sie auch schon aus der Facultät ein neues Meßta geschaffen, zu dem von nah und fern die lernbegierige Jugend wallfahrtete. Schüler und Anhänger der Wiener hatten in Prag, das ebenfalls wohlthotirte Hospitälern besitzt, eine auf gleichen Wegen fortstrebende Schule geschaffen, und der junge Rekrut der Medicin pflegte, bevor er nach Wien ging, erst in Prag halt zu machen.

Zunächst schien Dppolzer ganz der ärztlichen Praxis anheimzufallen. Denn mit einem ganz beispiellosen Erfolge wurde mit Einem Schlage der junge Assistent ein gesuchter praktischer Arzt. Gewiß läßt sich oft das Publikum mehr durch persönliche Eigenschaften als durch wissenschaftliche Tüchtigkeit bei der Wahl seines Arztes bestimmen, und daß Dppolzer eine der lebenswürdigsten, gewinnendsten Persönlichkeiten war, ist nicht zu leugnen. Daß er sich aber nicht von den Wellen einer kolossalen ärztlichen Praxis treiben ließ, sondern wissenschaftlich schöpferisch fortarbeitete, dafür ist der beste Beweis, daß die prager Facultät schon im Jahre 1841, als Krombholz starb, den dreiunddreißigjährigen Dppolzer zum Director der medicinischen Klinik berief.

Bald wurde der Name Dppolzer in weiten Kreisen bekannt. Er schrieb nichts, er practicirte bloß und lehrte; er schuf keine neuen Methoden; er lehrte bloß die alten und

modernen zusammen anwenden; er brach keine neuen Bahnen; er mahnte blos die alten für nicht nutzlos zu halten, und bewies, daß man sie mit den neuen Anschauungen sehr wohl vereinen könnte. Und doch ist Oppolzer wesentlich für die neue wiener Schule gewesen. Woher erklärt sich diese merkwürdige Wirkung, die sogar diejenige jener originalen Köpfe zu überstrahlen schien, welche als Schöpfer des Umschwunges zu nennen sind?

Es ist die volle ganze Persönlichkeit, die man ins Auge fassen muß, wenn man sich das Geheimniß ihrer Erfolge klar machen will. In der hohen, schlanken Gestalt, der Sicherheit und Anmuth seines Auftretens, in der köstlichen Bonhomie seines Verkehrs lag gewiß viel von dem Sympathischen, was alle von vornherein zu ihm hinzog. Der rastlose Eifer, mit dem er den sich immer mehr steigenden wissenschaftlichen Publicationen ununterbrochen und bis zur letzten Lebenswoche folgte, und die durch die unermüdt betriebene Praxis gesammelte Erfahrung erklären den Umfang seines immensen Wissens. Das blühende Lehrtalent, das er hatte, mußte seine Hörer unwiderstehlich an ihn fesseln. Und zu alledem kam die geniale Combination am Krankenbette, die specifische Begabung zur Erkennung des einzelnen Krankheitsfalles, seiner individuellen Ursachen und seiner rationalen Behandlung. Kurz, gerade in alledem, was die Ausübung der ärztlichen Wissenschaft zu einer Kunst macht, hatte Oppolzer eine ungewöhnliche Begabung, das Wort bewahrheitend: der große Arzt wird geboren.

Und eben darin liegt zugleich seine historische Bedeutung. Jene schöpferischen Geister, welche neue Grundlagen der Betrachtung und neue Untersuchungsmethoden geschaffen haben, waren Erforscher der Natur des kranken Organismus, aber keine Aerzte. Der Arzt der wiener Schule war Oppolzer. Mit jugendlicher Frische das Neue verwerthend, verband er es mit dem Alten, mit glücklicher Begabung beides lehrend und ühend, hielt er hoch das Palladium des Arztes: zu heilen.

Und das war damals — neu; denn es war sehr fraglich geworden. Heute zwar scheint der Glaube an die Heilung des Arztes so einfach, wie — das Ei des Columbus. Aber damals mußte erst Oppolzer zeigen, daß man mit dem Neuen sehr wohl curiren könnte. Und er curirte wirklich Hunderte, Tausende. War es schärfere Beobachtung, die ihn damals festhalten ließ, als die Meister schwankten? Wir glauben es nicht. Die großen Gedanken kommen aus dem Herzen. Und solch einer war es, der Oppolzer drängte, der Silberstürmerei der Zeitgenossen entgegenzutreten. Zu allen Zeiten wäre er ein großer praktischer Arzt gewesen; daß er aber in jenen sich zur Heilung des Arztes bekannte und dieses Bekenntniß lehrte, macht ihn zu einer historischen Person. Er legte dasselbe in seiner Antrittsrede \*) nieder, die er, im Revolutionsjahre an die leipziger Hochschule berufen, am 30. Oct. 1848 gehalten hat: „Gewaltig irren diejenigen, die da meinen, ein Arzt des neuen Standpunktes sei derjenige, welcher seine Kranken mit der größten Genauigkeit untersucht, selbe beklopft und behorcht und sich damit zufrieden stellt, daß er seine Diagnose in der Leiche bestätigt findet. Ein solcher Arzt hat nicht begriffen, daß das höchste Ziel aller medicinischen Forschung das Heilen sei. Einem Arzte, der auf dem modernen Standpunkte steht, liegt die Heilung seiner Kranken ebenso am Herzen als allen gewissenhaften Aerzten der frühern Zeiten; er hat aber den Vortheil, daß er die Veränderungen bei seinen Kranken besser kennt und daher auch die Mittel zur Heilung mit mehr Sicherheit zu finden weiß.

„Auf diesen Standpunkt gelangte die Medicin nur sehr allmählich. Und so lange konnte von einer rationalen Therapie nicht die Rede sein. Diese, wie gesagt, ist nur dann möglich, wenn die Veränderungen, gegen die gekämpft werden soll, genau gekannt sind. Hierzu werden Vorkenntnisse aus einer vorgeschrittenen Physiologie, pathologischen Ana-

\*) Vgl. Schmidt, „Jahrbücher für die gesammte Medicin“ (1849, Heft 1).

tonie und Chemie- und das genaue Vertrautsein mit den modernen Untersuchungsmethoden nothwendig erfordert. Allerdings zeigte die pathologische Anatomie bedeutende Zerstörungen innerer Organe, und man war nahe daran, anzunehmen, daß alle unsere Bemühungen in der Therapie vergeblich seien. Dies kam daher, daß man die Veränderungen so nahm, wie sie in der Leiche sich gaben, und keine Rücksicht darauf nahm, wie sie entstehen. Beobachtet man indessen die Entstehung und den Verlauf des Krankheitsprocesses \*), die Art des Heilens, die Gesetzmäßigkeit, die im kranken Körper ebenso wie im gesunden waltet, so darf man nicht an der Möglichkeit zweifeln, den Krankheitsverlauf mit unsern Mitteln zu beeinflussen.

„Der moderne Arzt sucht mit den einfachsten Mitteln zu heilen. Er untersucht, bevor er zur Behandlung schreitet, ob nicht äußere oder innere und welche Momente die krankhaften Veränderungen unterhalten. Diese sucht er womöglich zu entfernen.

„Er richtet sein Augenmerk auf die Diät des Kranken im weitesten Sinne des Wortes und wird häufig die Freude erleben, durch bloße Veränderungen der Diät Heilungen zu erzielen, die bei der Anwendung vieler und heroischer Mittel durchaus nicht gelingen wollten.

„Er wird es sich zum Grundsatz machen, vorzugsweise im Beginne der Erkrankung, wenn er so glücklich ist, in dieser Zeit berathen zu werden, thätig einzugreifen.

„Er wird trachten die Krankheit zu mildern oder noch besser zu unterdrücken, wenn es die Umstände erlauben. Denn sind bereits bedeutende Veränderungen da, so ist es bloß Hauptaufgabe, alle Umstände abzuhalten, welche den natürlichen Gang der Entwicklung stören, und eingreifende Mittel zu meiden, und besonders sein Augenmerk auf jene Organe zu richten, denen secundäre Erkrankungen drohen; diese wird er zu schützen suchen. \*\*) Denn es ist erfahrungsgemäß, daß die Mehrzahl der Krankheiten nicht durch das primäre, sondern durch das secundäre Leiden einen ungünstigen Ausgang nimmt.

„Leider ist es dem Arzte nicht immer möglich, sich in jedem Falle über die Krankheit und über die Mittelwirkung Rechnung zu geben. Aber es ist auch hier Pflicht des rationalen Arztes, die Erfahrung nicht zu verachten, deren Erfolge sicher sind, und auch wenn er sich keine Rechenschaft über solche erprobte Mittel geben kann, diese dennoch anzuwenden. Zu solchen rationalen Ärzten meine jungen Freunde zu bilden, soll die Aufgabe meines Wirkens sein.“

Ist das nicht schlicht und klar gesagt und auch allgemein verständlich? Aber thöricht wäre derjenige, welcher dieses Bekenntniß für „machtlos“ hielte. Innerhalb dieses Kreises, den der Heilmeister schildert, ist genug Wirksamkeit für den wahren Arzt möglich. Und je tiefer und treuer er beobachtet, desto erfolgreicher wird er oft mit kleinen Mitteln wirken.

Wie großartig wirkte mit diesem offenkundigen Katechismus Oppolzer! So konnte es nicht fehlen, daß schon in Leipzig sein Name ein europäischer wurde. Er begann eine Weltpraxis, jene enormen Reisen bald nach Norddeutschland, bald nach Rußland und Rumänien an das Krankenlager der Großen dieser Erde, die den besten Arzt ihrer Zeit für sich haben wollten. Und Oppolzer folgte diesen Citationen, folgte ihnen auch, als er längst durch seine Arbeit begütert und sichergestellt war, weil er wußte, daß er stets Geist oder Körper des Kranken etwas individuell Wirksames rathen konnte, er folgte auch, wenn es galt, in die Hütte des Armen Trost oder Heilung zu bringen. Sein liebes Wort: „es wird schon wieder besser werden“, verfehlte nie, einen Lichtblick selbst auf das

\*) Die Rede drückt sich anders aus.

\*\*) Ein recht bekanntes Beispiel ist die Wassersucht nach Scharlach, die oft durch zu frühes Ausgehen, dadurch erzeugte Erkältung der Haut und Nierenentzündung entsteht.

traurigste Krankenlager zu werfen. Und so konnte es nicht fehlen. Sein geliebtes Wien rief ihn bald wieder im Jahre 1850, und er wirkte als dritter treuvereint mit den beiden Koryphäen Skoda und Kokitansky, Prophete rechts, Prophete links, das Weltkind in der Mitte, hochgetragen von der studirenden Jugend, neuen Glanz der Hochschule zubringend, unglaublich populär bei hoch und niedrig und weit über die Grenzen des Landes berühmt — ein Stolz seines Vaterlandes.

Er lehrte und practicirte rastlos; er hielt seine Klinik, solange er Kranke hatte, oft doppelt solange wie andere Lehrer der Facultät, es gab keine Feiertage für ihn, nicht einmal Sonntage. Nie war er am Krankenbette abgesspannt oder trocken und hatte auch für den gewöhnlichsten Fall Interesse. Fürsten ehrten ihn, sein Kaiser adelte ihn, die Wissenschaft reichte ihm ihre Kränze, er blieb derselbe schlichte Mann. In den letzten Jahren machte ihn das Uebermaß der Arbeit körperlich anfällig; aber der Geist blieb frisch, und Oppolzer kannte keine Schonung im Verufe.

An der wiener Hochschule eins der geschätztesten Mitglieder, Rector magnificus in bewegten Jahren, stützte er alle liberalen Maßregeln, wußte andererseits die Studirenden durch Würde und Klugheit von jeder Uebereilung abzuhalten und förderte durch mehrere wohlthätige Schöpfungen dauernd das akademische Leben (Krankenlasse, Leseverein u. s. w.).

Es war am Ostermontage des Jahres 1871, daß er in seiner Klinik ohnmächtig zusammenbrach; im Fallen rief er: „Ich habe einen Flecktyphus erwischt.“ Stets hatte er sich gegen das Typhusgift für geschützt geglaubt und wirklich auch manche Epidemie schadlos mitgemacht. Am Donnerstag darauf saß er noch auf einem Fauteuil, seine Cigarre rauchend, und bestritt Skoda die Diagnose; Skoda sprach von einer Lungenentzündung. Oppolzer hatte recht; am Sonnabend verlor er das Bewußtsein und delirirte in der Nacht; er hielt stets Vorträge. Die letzten verständlichen Worte lauteten: „Die Medicamente helfen schon; man muß sie nur richtig zu wählen wissen und regelmäßig anwenden.“ In den Armen seines geliebten Sohnes \*), dessen Hand er in den letzten 24 Stunden nicht losließ, hauchte er den 16. April 1871 um die Mittagsstunde sein edles Leben aus.

Ein unendlicher Leichenzug geleitete den hochbegrabten Mann; der Sarg war von Kränzen ganz bedeckt. Dankbare Patienten hatten sie dargebracht: der kranke Dichter (Moritz Hartmann), den er jahrelang behandelt, die heitere Sängerin, der er das Leben gerettet hatte. Tieferschüttert stand Skoda an seinem Grabe.

An seinem Bilde aber möge es uns gelungen sein, die Leser aufzuklären über ärztliches Wollen und Können, über die Ziele und Errungenschaften der modernen Medicin.

\*) Professor der Mathematik und Astronomie Dr. Theodor von Oppolzer.

## Die Verproviantirung von Paris während der Belagerung.

Nach den vielen abgeschmackten Berichten von der Erfindungsgabe und Aufopferungsfähigkeit der Pariser, nach den, je nach dem Interesse der Parteien, sich widersprechenden Gerüchten von unermeßlichen Vorräthen oder drohendem Hungertode, von einem vortreflichen Gesundheitszustande oder dem Ausbruche epidemischer Krankheiten, ist ein objectiverer Bericht des kürzlich verstorbenen, sehr berühmten Pagen über die Hülfquellen von Paris während der Belagerung erschienen, der, abgesehen von den dem Feinde untergelegten Motiven, auf Treue und richtige Wiedergabe der Sachlage Anspruch machen darf.

„Im Augenblicke“, sagt der geschätzte Chemiker, „wo zahlreiche, aus allen mobilen Klassen Deutschlands gebildete Armeen, unser Gebiet überschwemmend, die Hauptstadt Frankreichs einzuschließen anfangen, meinten die Häupter der lange vorbereiteten Invasion (!), daß eine Stadt von 2 Mill. Seelen (in Wahrheit betrug die Bevölkerungszahl inclusive der Flüchtlinge vom Lande, der regulären Armee, der Mobilgarden mehrerer Departements und Nationalgarden über 2½ Millionen) kaum für einige Wochen mit Nahrungsmitteln versehen sein könnte, und daß nach Ablauf dieses kurzen Zeitraumes der Hunger ihnen sicher die Thore von Paris eröffnen würde. Wie ging es aber doch zu, daß trotz der Plöcklichkeit der Attacke und einer strengen Einschließung doch noch 100 Tage dahinschwanden, ehe unser Proviand erschöpft war?“ (Beides ist nicht wörtlich zu verstehen, da vom 2. Sept. bis zur Cernirung noch zwei bis drei Wochen verstrichen sind und letztere noch lange Zeit nicht so vollständig war, um nicht ganze Trains von Vorräthen durchpassiren zu lassen.)

Diese Frage aufzuhellen ist der Zweck des Pagen'schen Mémoire, an welche sich noch die Beantwortung einer zweiten schließt, nämlich der folgenden: Woburch ward die Berechnung des Feindes vereitelt, der den Ausbruch mörderischer Epidemien erwartete? Denn sie wären unfehlbar verursacht worden durch die Anhäufung großer Mengen von organischem, der Fäulniß überlassenen Detritus, welchen man, von einer dreifachen eisernen Linie eingeschlossen, nicht über das Bereich der Forts hinaus abladen konnte.

Wir werden sehen, wie die enormen Vorräthe einer der ersten Handelsstädte der Welt, wie die Magazine der Rohstoffe für hauptstädtische Industrie die Leere eines täglichen enormen Verbrauchs ausfüllen konnten; wie neugeschaffene Erwerbszweige durch Brauchbarmachung organischer, für nichts geachteter Stoffe zu gleicher Zeit die Abfälle, welche, wie man dachte, die Athemluft vergiften müßten, unschädlich machten; wie schließlich diese veränderlichen Stoffe, der Gärung unterworfen und stets in Nährstoffe umgewandelt, in ausgebehnem Maße die Substanzmittel vermehrt haben.

Wir werden außerdem zeigen, daß mehrere dieser neuen Industrien die außergewöhn-

lichen Verhältnisse, die sie entstehen ließen, überleben, auch dauernd die Hülfquellen animalischer Producte, die zur Herstellung einer bessern Ernährung nicht zureichten, vermehren und so die Volkskraft erhöhen werden.

Wir lassen vorläufig die Dienste anderer Art, welche Wissenschaft und Industrie durch improvisirte Fabrication von Waffen und neuen Kriegsmaschinen, durch glückliche Verbesserungen der zwei bedeutenden französischen Erfindungen, der Luftschiffahrt und Photographie, geleistet haben, sodas sie mit Erfolg gegen die Schwere der langen Belagerung ankämpfen konnten, beiseite; wir werden uns darauf beschränken, nach der Aufeinanderfolge ihrer Entstehung die Erfindungen zu besprechen, welche auf Hygiene und öffentliche Ernährung Bezug haben.

Der Gesundheitsrath des Seinedepartements war beauftragt, Maßnahmen vorzuschlagen, welche in einigen Bezirken innerhalb der Wälle die Gefahr der Anhäufung von Detritus, Gassenkoth, von täglich sich erneuernden Abfallhaufen in Straßen, Hallen, Pferde-, Rindvieh- und Schafställen beseitigen dürften. Diese zu gewöhnlichen Zeiten schon voluminösen Abfallhaufen mußten sich in Folge der überhasteten Einfuhr von 5000 Ochsen und 150000 Schafen nach Paris vermehren, wo die zum Lebensunterhalte bestimmten Thiere in größtentheils schlecht gelegenen und übereilt eingerichteten Parks untergebracht wurden.

Mußte man nicht fürchten, daß die Dejectionen, die thierischen und pflanzlichen Stoffe, auf einigen Punkten der Umgebung von Paris aufgehäuft, daselbst Emanationsherde würden, ähnlich jenen, die in den Dombes, den Landes, der Sologne, der römischen Campagna und den Moräften des Ganges jedes Jahr Sumpffieber oder verwandte endemische Krankheiten hervorrufen?

Eine aufmerksame Prüfung, von mehreren Mitgliedern des Rathes auf allen bedrohten Punkten angestellt, berechtigte zu der Erklärung, daß unter gewissen, leicht realisirbaren Bedingungen solche Gefahren wenig zu fürchten seien, selbst wenn enorme Haufen dieser organischen in Gärung befindlichen Massen die Umgegend mit ekelhaften Dünsten erfüllen sollten. Man gelangte durch ein Beispiel zu dem Schlusse, daß solche Haufen, die durch ihre mehrere Jahre dauernde stete Gärung stinkende Gase und Dünste aushauchen, zwar sehr lästig, aber keineswegs gesundheitsgefährlich sind.

Jeder weiß, daß ein Theil des Straßenkothes von Paris seit fast undenklichen Zeiten, um alljährlich auf dem Territorium von Argenteuil zur Düngung der Weinberge und Feigenplantagen verwendet zu werden, über einen Kilometer des dahin führenden Weges in beträchtlichen, über drei Meter hohen Haufen aufgestapelt ist. Diese Schmutzmassen entbinden während ihrer Verwesung beständig ammoniakalische und schwefelwasserstoffhaltige Dünste, deren Gestank und Menge mit der Temperatur der Luft steigt. Und doch entsteht selbst während der Sommerhize, wo der ekelhafte Geruch in einiger Entfernung unerträglich erscheint, keine Infectionskrankheit, überhaupt ist der öffentliche Gesundheitszustand durch sie nicht gefährdet.

Der Grund hierfür liegt wahrscheinlich darin, daß die genannten Gärungen nicht mit stagnirendem Wasser combinirt auftreten, welches jene Sumpffieber begleitet, die vorzüglich im Herbstanfang wüthen, wenn die oberflächliche Verdunstung des eingeweichten Bodens die von den stagnirenden Gewässern abgelagerten Fermente bloßlegt. Wie es sich übrigens auch mit den alten und neuern Theorien über die Natur dieser ungesunden Effluvien und Malariavehikel verhalten mag, die genannten Thatsachen stehen fest, und wenn man die Ursache oder die Umstände, welche ihr Vorschub leisten, entfernt, entsteht auch die Wirkung nicht oder hört auf.

Um also gegen die Schädlichkeit in der Luft der Umgebungen jener mehr oder weniger

voluminösen Depots organischer gärender Materien anzukämpfen, mußte man vor allem verhindern, daß die Regenwässer nach Durchweichung der Düngerhaufen stehende Moräste bildeten, man mußte ihnen Abfluß nach den Wasserläufen, nach abhängigem Terrain oder wenigstens nach sandigem Boden verschaffen, wenigstens solange die Belagerung dauerte. Dieses waren die speciell auf öffentliche Gesundheitspflege bezüglichen Vorschriften.

Bevor wir diesen Gegenstand verlassen, erlaube man uns die Ereignisse ein wenig zu anticipiren, um eine andere hierher gehörige Maßnahme von allgemeinem Interesse, welche durch die eben erwähnten Vorschriften verhindert werden konnte, zu besprechen. Zu den gärungsfähigen Substanzen, die man auf den für den Zweck geeigneten Territorien aufhäufen sollte, rechnete man auch den Pferde- und Rindviehdünger. Contracte mit den Unternehmern der Beiseiteschaffung des Unrathes hatten ihnen diese Verpflichtung auferlegt, ihnen aber auch das Recht der freien Benutzung ertheilt. Einen Monat nach Abschluß der Verträge kam ein Zeitpunkt, wo ein nicht minder dringendes gemeinsames Interesse die freie Verfügung über den Dünger inhibirte, und zwar walteten folgende Umstände ob: Ein Landwirth und ausgezeichneter Publicist, Hr. Joigneux, und einer der geschicktesten Gartenkünstler, Hr. Laizier, vereinigten ihre Anstrengungen, um eine fruchtbare Idee auszuführen, worin sie durch mehrere würdige Repräsentanten der landwirthschaftlichen Presse unterstützt wurden. Sie schlugen dem Gouvernement vor, die 200 Hektaren unbebauten Landes innerhalb der Wälle für den Herbst und darüber hinaus zu cultiviren und durch Frühfämereien, die man durch Glasdächer zu schützen habe, junge Blattpflanzen, wie Kohl, Cichorie, Rübsen zu erzielen, damit es an Salat und frischem Gemüse nicht fehle. Dieses nützliche Project kam sehr gelegen, weil es ein Mittel bot, den Skorbut, die traurige Folge des steten Genusses von Salzfleisch, welches zu vermeiden man eben anfing, zu vermeiden.

Man ging sogleich ans Werk: die jungen Pflanzen waren binnen 14 Tagen, ungeachtet der für die Jahreszeit ungewöhnlich niedrigen Temperatur, genussreif; es ließ sich hoffen, daß die Frühgemüse nicht fehlen würden. Wir bemerken hier, daß bis zu dem Zeitraume, wo eine ungewöhnliche Kälte eintrat, die gesunde vegetabilische Nahrung in Paris, dank der Arbeitsamkeit zahlreicher Gemüsegärtner, die sich in der Hauptstadt und Umgegend bis zu den Forts niedergelassen, nicht gefehlt hat.

Vielleicht hat man nie zu gleicher Jahreszeit einen solchen Ueberfluß an derartigen Nahrungsmitteln gesehen: Weißkohl, Brüsseler Kohl, Blumenkohl, Sellerie, und in noch größern Mengen rothe, weiße und gelbe Zuckerrüben, welche ursprünglich als Nahrung für Milchkühe dienen sollten, deren es in der alten Bannmeile von Paris gewöhnlich 24—28000 Stück gab; der größte Theil dieser Vorräthe konnte, als die Zahl der Milchkühe bis auf 4800 Stück reducirt war, den Einwohnern als Nahrung dienen.

Die nützliche zuckerhaltige Wurzel leistete bei dieser Gelegenheit einen neuen Dienst, und zwar lieferte sie nicht nur den der Nahrung sehr zuträglichen Zucker, sondern auch die stickstoffhaltigen Substanzen und Salze, welche zu gleicher Zeit das durch die Belagerung wenig mannichfaltige Régime der Nahrung kräftiger und gesunder machte.

Nach der Ansicht aller Aerzte und erfahrenen Seeleute bietet die vegetabilische Nahrung das beste Präservativ gegen den Skorbut. Die Zubereitungsart der Zuckerrübe für diesen neuen Zweck ist sehr einfach: der Bäcker schiebt sie, nachdem er sein Brod abgebacken, in den Ofen; man zerschneidet sie dann zu kleinen Scheibchen und mengt sie wie beim pot-au-feu in verschiedener Zubereitung mit andern Gemüsen, die man sich damals allerdings nur schwer beschaffen konnte, die aber nöthig sind, um durch ihr Aroma oder ihren eigenthümlichen Geschmack die fade Süßlichkeit der Zuckerrübe zu verdecken.

Von den sonst täglich geschlachteten 500 Ochsen und 4—5000 Schafen kamen 12000 Liter Blut, welches vor der Belagerung nach besondern Fabriken außerhalb der

Mauern abgefahren wurde, um auf ein Zehnthheil ihres Gewichtes oder Volumens eingebracht als trockenes Product ein für die Landwirthschaft vorzügliches Düngemittel abzugeben, das man nach entfernten Plätzen (sogar nach den französischen Colonien auf den Antillen) versenden konnte — während der Belagerung mußte diese Fabrikation aufhören. Weil man nun im Innern von Paris wegen der dabei unabwendbaren, weit die Fabriken umströmenden Emanation stinkender Gase von der Eindickung abzuweichen genöthigt war, suchte man Mittel, die faulige Zersetzung, welche flüssiges Blut so bald eingeht, zu verhindern. Da schlug ein geschickter Chemiker, Namens Niche, vor, alles Blut aus den Schlächtereien sogleich zu Wurst zu verarbeiten. Es fand sich auch bald ein sehr unternehmender und intelligenter Industrieller, Hr. Dordron, der die Sache in die Hand nahm und in wenigen Tagen zu glücklicher Ausführung brachte.

Der bedeutende Erfolg dieses ersten Versuches ermunterte zu verschiedenen andern, nicht weniger glücklichen. Zahlreiche Abfälle, in den Tagen des Ueberflusses vernachlässigt oder verschiedenen Fabrikationen dienend, die jetzt feiern mußten, wurden nach und nach zur Vermehrung der Subsistenzmittel herangezogen: die Sehnen, die Abschabsel der Ochsen-, Kalbs- und Hammelfelle, welche gewöhnlich den Fabrikanten von Tischlerleim und Gelatine überlassen wurden, machte man in der Weise, wie früher Hammelfüße zubereitet worden, eßbar; die Ochsen-, Kuh- und Kalbsdärme, sonst auf den Mist geworfen, Hammeldärme, sonst zu Violineisen verarbeitet, gaben Wurst- und Saucischenschillen ab. Als endlich bald darauf die Species Rind und Schaf ein äußerst seltener Artikel zu werden begann, kam das Pferd als Nahrungsquelle in Aufnahme, welche gleichen Schritt mit dem Mangel an Nahrungsmitteln für das Pferd hielt; natürlich brauchte man dann auch die Abfälle des geschlachteten Pferdes, die man zur Zeit der beginnenden Hippophagie für nichts erachtete, in derselben Weise wie die Abfälle von Ochse, Kuh, Färse, Kalb und Hammel, „sodas entgegen den Absichten des entmenschten Feindes“, sagt Bayen in echt französischer Weise, „welcher hoffte, daß binnen kurzem die Luft vergiftet und in den Behausungen der Keim endemischer tödlicher Krankheiten verbreitet werden mußte durch die leicht faulenden thierischen Abfälle, diese umgekehrt eine neue und mächtige Quelle animalischer und pflanzlicher, kräftiger und heilsamer Kost wurden“.

Zu den glücklichen Neuerungen, welche die harte Nothwendigkeit während der pariser Belagerung entstehen ließ und sanctionirte, muß man die allgemeine Anwendung des Pferdefleisches für die öffentliche Ernährung und die wissenschaftliche Kenntniß der organoleptischen Eigenschaften gewisser Producte rechnen, welche durch das Schlachten dieser Thiere erzeugt werden und bedeutend höher zu schätzen sind als die analogen Producte von Ochse und Schaf.

Man war übrigens schon lange in Paris darauf vorbereitet, Pferdefleischkost als wichtiges und gesundes Ausgleichsmittel der Ernährung ins Auge zu fassen; man wußte aus den zahlreichen Schriften der Gelehrten darüber, daß die Hippophagie, einst in alten Zeiten allgemein, bei mehreren Völkern bis jetzt sich erhalten hat. Praktisch durch den berühmten Militärchirurgen Larrey, Mitglied der Akademie der Wissenschaften, im Interesse der französischen Armee mit gutem Erfolge ins Werk gesetzt, wurde sie vor einigen Jahren durch Schrift und Beispiel von dem großen Akademiker Isidore Geoffroy Saint-Hilaire lebhaft empfohlen. Der geschickte, thätige und ausdauernde Thierarzt Decroix hat mit lobenswerthem Eifer das noch unvollendete Werk aufgenommen und glücklich durchgeführt. Quatrefages, Mitglied der Akademie, hat im Namen der Thierschutzgesellschaft mit seiner gewichtigen Autorität die Sache lebhaft unterstützt. Ohne Zweifel erblickte die genannte Gesellschaft in der Schlächtereier, wenn die Pferde sonst nicht mehr arbeitsfähig sind, ein Mittel, ihnen einen Werth zu geben, welcher sie in den Jahren ihrer geringern Leistungsfähigkeit gegen schlechte Behandlung und unzureichende Nahrung sichert, durch welche der

Kaufpreis der für die Schlächtereien bestimmten Pferde sehr verringert werden würde. Es lag somit im Interesse des Pferdebesizers, seine Thiere gut zu erhalten.

Schon hatte die Regierung, der Ansicht des Conseil d'hygiène et de salubrité folgend, in Paris und mehreren Provinzialstädten die Entsehung von besondern Pferdeschlächtereien gestattet. Die Producte, welche für die Hälfte des Preises für Rindfleisch verkauft wurden, fanden Abnehmer genug, um die Zahl solcher Schlächtereien zu vermehren.

Diese nützliche Praxis fing gerade an in Frankreich günstig aufgenommen zu werden, als die Einschließung der Hauptstadt unter dem Drucke einer bitteren Nothwendigkeit den Eintritt des Augenblicks, wo die bis dahin noch herrschenden Vorurtheile völlig beseitigt sein würden, beschleunigte. Seitdem ließ die für alle einleuchtend gewordene Wahrheit die folgenden Thatfachen ohne Widerspruch feststellen, die von competenten Männern constatirt wurden und die nach Belieben jeder in seiner Praxis bestätigen konnte. Man hatte erkannt, daß von den Pferden die Stuten das beste Fleisch liefern, dann folgen die Wallache und endlich die Hengste. Natürlich sind die Fleischstücke bei allen dreien um so besser und sind die einzelnen Thiere um so ausgiebiger, als diese in gutem Futter- und Gesundheitszustand erhalten waren. Alles übrige gleichgesetzt, sind die Pferde an 10 Proc. an reinem Fleisch ausgiebiger als das Rindvieh. Die Erfahrungen im Vergleich mit dem übrigen Schlachtvieh haben mehrere bemerkenswerthe Vortheile zu Gunsten des Pferdes enthüllt.

Was das Salzen betrifft, so hat der Chef dieser Operation für die Marine zu Cherbourg (gegenwärtig im Schlachthause Grenelle für die Verproviantirung von Paris angestellt) constatirt, daß unter dem Einflusse des Kochsalzes das Hammelfleisch eine solche Menge Flüssigkeit abgibt, daß es faferig und saftlos wird, Pferdefleisch sich dagegen wie Rindfleisch verhält, genießbar und schmackhaft bleibt.

In Bezug auf die Nahrungsqualitäten bietet das Pferd in gewissen Theilen seines Gewebes und seiner Knochen verschiedene Fettsubstanzen von der Flüssigkeit des Olivenöls bis zur Consistenz der Butter, welche theils völlig geruchlos, theils mit einem leichten Aroma behaftet sind, welches letztere an den Geruch reifer Aepfel erinnert. Diese Substanzen, schon vorher zu Paris geschätzt, besonders nach dem Erscheinen mehrerer Artikel seitens der Société centrale d'Agriculture de France, des Conseil d'hygiène et de salubrité de la Seine und der Académie des sciences, diese Fettsubstanzen kann man anwenden und sie sind angewendet worden als die besten Surrogate für Butter, welche zwei Monate vor der Uebergabe ausging, und für das Olivenöl, das etwas später zu fehlen anfang.

Einige Details über die specielle Beschaffenheit dieser Fettsubstanzen, ihren Sitz im Körper des Pferdes und über die einfachen Mittel, sie daraus zu extrahiren, scheinen hier am Plage.

Das Fettgewebe, welches die Fettsubstanzen in stickstoffhaltigen Zellen einschließt, ist in veränderlichen Proportionen, je nach dem Zustande der Fülle oder der Magerkeit, zwischen den Muskeln vertheilt und findet sich in viel größerer Menge im Netz und Mesenterium. Man löst die Gewebe leicht mit der Hand ab, und es genügt, um das Fett aus ihnen zu ziehen, sie in Stückchen zu schneiden oder zu hacken. Wenn man im Großen arbeitet, ist es noch besser, sie durch cannellirte Walzen durchzupressen, um das Zellgewebe zu zerreißen. Nun erwärmt man die Masse bis etwa auf 100 Centigrad, wodurch das Fett leichtflüssig wird, während das Zellgewebe sich contrahirt und den Ausfluß des zerlassenen Fettes begünstigt. Beim Pferdefleische ist diese Operation leichter zu bewerkstelligen, weil dessen Fettsubstanzen weicher als die des Kindes und viel weicher als die des Schafes sind.

Die Knochen dieser drei Thierspecies enthalten in ihren cylindrischen Höhlen die Fette in Form des allbekannten Markes, welches gleichfalls daselbst als Fettgewebe auftritt, in der spongiosen Knochenmasse der Epiphysen, der kleinen Gliederknochen, Wirbel u. s. w. Um nun das Fett aus den Knochen zu extrahiren, trennt man bei den Röhrenknochen mit der Säge die Epiphysen ab, taucht die Röhren in siedendes Wasser, wodurch das Mark herausgetrieben wird; die spongiosen Knochen zerhackt man und behandelt sie gleichfalls mit kochendem Wasser, wobei das flüssig gewordene Fett aus den massenhaften Poren hervorquillt.

Diese Operation hatte sich seit Anfang des laufenden Jahrhunderts zu einer besondern Industrie ausgebildet, Knochenschmelze genannt; sie beschäftigte in Paris und der Gegend mehr als 3000 arbeitende Männer, Weiber und Kinder. Diese sammeln meist bei Nacht eine Unmasse von Abfallstoffen: wollene, baumwollene und leinene Lumpen, Papier, Eisen und andere Metalle, zerbrochenes Glas u. s. w., Materien, welche in die Papiermühlen, Schmelzereien, Glashütten und Seifenfabriken wandern. Letztere machen sich fast die ganze in den Knochen enthaltene Menge Fett wieder zu Nutzen, sodasß sie diese etwa die Hälfte des Preises von dem aus dem Zellgewebe des Kindes und des Schafes ausgelassenen Fett oder dem aus Rußland importirten Talg kostet.

Während der Belagerung erreichten die Preise der zur Nahrung verwendbaren Fette die fünffache Höhe. Die einfach, aber mit größter Sorgfalt aus den Geweben und Knochen der Pferde erhaltenen Producte nahmen den ersten Rang ein, sowol hinsichtlich des Geschmacks als des für sie gezahlten Preises; sie können, ohne vorher irgendwelcher Reinigung unterworfen zu werden, zur Bereitung der delicatesten Schüsseln dienen und so ohne merklichen Nachtheil Butter und Olivenöl ersetzen. Wenn das Pferdefett nicht noch so selten wäre, so würde seine ausgedehnte Anwendung zur Bereitung von Käseschnitten nicht auf sich warten lassen, statt daß man das auf dem Lande so geschätzte Gänsefett dazu braucht. Nicht ebenso verhält es sich mit dem aus den Knochen und dem Gewebe des Kindes und Schafes erhaltenen Fett. Ihrem etwas consistenteren Zellgewebe haftete stets noch ein an ihren Ursprung erinnernder Geruch an, bis der schon genannte Industrielle Hr. Dordron darauf kam, durch Anwendung eines alkalischen Bades bei hoher Temperatur die geringen Quantitäten von Fettsäuren zu binden, welche den Fetten einen talgartigen Geschmack verleihen. Dadurch konnte das jetzt ziemlich geruchlose Product unter dem (freilich reclamenartigen) Titel „pariser Butter“ verkauft werden. Dieser neue Nährstoff verdiente später seinen Namen mehr, als die Kaufleute, durch wissenschaftliche Belehrung aufgeklärt, die von Natur neutralen Fette des Pferdes und Esels, die geruchlos und halbflüssig oder weich waren, mit den consistenteren und, wenn allein angewendet, wenig angenehm schmeckenden von Rind und Schaf zu mengen anfangen.

Diese Erfolge haben vor nicht langer Zeit einen noch radicalern Vorschlag seitens eines geschickten technischen Chemikers hervorgerufen, dem die Industrie schon mehrere wissenschaftliche Anwendungen verdankt. Antinüpfend an die Thatsache, daß die flüchtigen Fettsäuren es sind, welche hauptsächlich den unangenehmen Geruch verbreiten, der noch lange dem extrahirten Del und dem zur Seifenfabrikation präparirten Talg adhärirt, schlug er die Nachahmung des bei den Köchen üblichen Verfahrens vor, welche den schlechten Fettgeruch bei Bereitung von Braten und Backwerk oft dadurch glücklich beseitigen, daß sie während der Erhitzung auf 215—225 Centigrad eine Zwiebel oder einen Apfel in das steigende Fett thun; er rieth an, um denselben Zweck zu erreichen, solle man in das auf den gedachten Temperaturgrad erhitzte Fett kleine Tropfen Wasser spritzen; in beiden Fällen nehmen die stürmisch sich entwickelnden Wasserdämpfe die den ekelhaften Geruch verbreitenden flüchtigen Fettsäuren mit sich in die Luft. Eine ähnliche Opera-

tion, von den Laboratorien auf die Küche übertragen, würde nach den Erfahrungen des Erfinders gestatten, den Einwohnern von Paris genügend gereinigte neue Fettsubstanzen als Nahrung zu bieten, nämlich von den 15—16 Mill. Kilo Talg und Kübbel, die zu Beleuchtungszwecken in Paris aufgespeichert sind, und welche durch Stearinkerzen oder noch ökonomischer durch Petroleum ersetzt werden könnten.

Unter verschiedenem Proviant, welcher ursprünglich für ganz andere Zwecke hergestellt wurde, können wir als eins der merkwürdigsten Producte das unter dem Namen „getrocknetes Eiweiß“ angesammelte nennen. Dieses Product ist das Resultat der bei niedriger Temperatur (30—35 Centigrad) bewerkstelligten Austrocknung des Eiereiweißes, welches bei solcher Behandlung auf ein Sechstel seines Gewichtes reducirt wird und alsdann in Form von gelblichen transparenten Lamellen, goldglänzenden Schüppchen ähnlich, erscheint; sie lassen sich ohne Veränderung lange Zeit aufbewahren und werden in aus- und inländischen Manufacturen zum Imprägniren der „Indienne“ genannten Stoffe verwendet.

Da nun das getrocknete Albumin von nahezu acht Millionen zu seiner Bereitung gebrauchten Eiern aus Mangel an Verwendung nutzlos lagerte, ließ Barral, der mit Recht daran dachte, dasselbe als Lebensmittel zu brauchen, veröffentlichen, daß das in dieser Weise getrocknete Eiweiß löslich bleibe, daß es, in Wasser von dem Sechsfachen seines Gewichtes aufgelöst, dem Eiweiß in natürlichem Zustande gleiche. Zehn Gramme getrocknetes Eiweiß in 60 Grammen kalten Wassers 12 Stunden lang digerirt, repräsentiren für Küchenzwecke etwa von drei Eiern das Weiße, kosten 33 Centimes und kommen so (zu 11 Centimes das Stück angeschlagen) den Käufern ziemlich billig. Das frische Ei kostete während der Belagerung mindestens zehnmal soviel. Man sieht also, wie ein vermutheter Schaden, der aus der Anhäufung unverkäuflicher Waare entsprang, in sein Gegentheil umschlug und zur Dauer, man möchte sagen zur Erneuerung der Nahrungsquellen das Seinige beitrug.

War es nicht auch eine unvorhergesehene Verproviantirung, von der man einige Tage vorher kaum Notiz nahm, daß die nahezu 400000 Kilo feuchter Stärke, zu einem ganz andern Zwecke aus den Kartoffeln gewonnen, welche, zum Schutze gegen das Bombardement in gegrabenen Cisternen aufbewahrt, nach einer neuen Methode mit andern Amylaceen gemengt waren, bald die vorhandene Menge des Brotes vermehren sollten, während nach der Absicht der pariser Fabrikanten dieser reichlich vorhandene Stoff in Syrup umgewandelt werden sollte für Brauer, Liqueurfabrikanten und Confitseure? Sobald man bei dem Brothaden 8—10 Proc. Stärke und 4—5 Proc. Mehl von Leguminosen dazu nahm, so hatte man nicht nur die amyllumhaltige Materie vermehrt, sondern dabei auch die fett- und stickstoffhaltigen Substanzen nicht vermindert, sodaß das Brot seinen ursprünglichen Nährwerth beibehielt.

Ähnlich war in der Verproviantirung die Rolle der reinsten und für den Geschmack angenehmsten amyllumhaltigen Substanz, die man im Handel unter dem Namen und Originalstempel der „Capiola von Brasilien“ kannte; sie war durch den internationalen Verkehr so massenhaft aufgestapelt, daß man zuletzt ungeachtet der zahlreichen Nachfragen nach diesem exotischen Product es noch im Ueberflusse bei den meisten Vorkosthändlern fand. Am meisten wurde es zur Bereitung der feinsten Suppen angewendet.

Dem internationalen Handel verdankte man ferner die massenhaften, noch jetzt nicht erschöpften Vorräthe von Conserven australischen Rindfleischs, die nach dem verbesserten Appert'schen Verfahren hergestellt wurden. Auf demselben Wege des nationalen und internationalen Handels hatten sich beträchtliche Mengen des besten, für Aufbewahrung und lange Reisen berechneten holländischen Käses und des Fromage de Gruyère angesammelt, welche zweimal aufgebraucht erschienen, und welche, wahrscheinlich bestimmt zu höhern Preisen wiederzuerstehen, auf dem Wege der Requisition ans Tageslicht kamen.

Endlich sei es gestattet, unter den tonisirenden Nahrungsmitteln, mit welchen Paris reichlich versehen war, den Wein zu nennen, welcher neben dem Brote zur Nahrung der Bevölkerung und Aufrechterhaltung ihrer Kräfte genügend vorhanden war.

Mehrere Arten vielfach in Paris vertretener Industrien trugen auf directe oder indirecte Art zur Ernährung der Hauptstadt bei. Den ersten Rang unter den wichtigsten nehmen in mehrfacher Hinsicht die Zuckerraffinerien ein, welche zu verschiedenen Epochen die Zuckerindustrie mit Erfindungen und Verbesserungen bereicherten, die alle Nationen adaptirt haben, z. B. die Anwendung der Filter mit körniger Knochenkohle behufs Entfärbung und Reinigung der Syrupe.

Eine der Hauptfabriken für Zuckerraffinerie in Paris verarbeitet zu gewöhnlichen Zeiten täglich 130000 Kilo rohen Rüben- und Zuckerrohrzucker; ihre methodischen Operationen sind so wohlcombinirt, daß die ganze Menge der erhaltenen Producte aus der Raffinerie als Brote weißen Zuckers feinsten Qualität und unkrystallisirbaren Syrup, der wohlbekannten Melasse, hervorgeht.

Diese beiden Producte der Raffinerie haben bis zu Ende den eigenen Gebrauch gedeckt und auch eine lebhafte Fabrication zweier gesunder und ökonomischer Nahrungsmittel ermöglicht, welche nicht sonderlich im Preise gestiegen sind, nämlich erstens der Chocolate, eines der angenehmsten Nahrungsmittel, welches den Geschmack und die nährenden Eigenschaften gewisser wenig schmackhafter Gerichte zu verbessern im Stande ist, so des in Wasser gekochten Reises und des Bohnenmehles; zweitens eines andern Product, welches mit unleugbarem Nutzen für die öffentliche Ernährung verwendet wurde und womit die Kaufleute reichlich versehen waren, des Lebkuchens, meist wegen seiner nährenden organoleptischen Eigenschaften und seiner Billigkeit sehr geschätzt. Die Melasse der Raffinerien hat außerdem als Grundstoff für die neue Industrie einer speciellen Raffinage gedient, die durch Verbindung der Entfärbung des unkrystallisirbaren Zuckers mit der Bereitung des Stärkesyrups aus Kartoffeln dem Handel weißere und angenehmer schmeckende Syrupe lieferte.

Ebenso verhält es sich mit den zuckerhaltigen Producten, welche, direct oder mittelbar von der Raffinage stammend, der vervollkommeneten und bedeutend erweiterten Industrie der Confiturenfabrication zugute gekommen sind und zwar derart, daß eine dieser Fabriken, auf den Ausstellungen zu Havre und Paris im Jahre 1867 mit der goldenen Medaille belohnt, jedes Jahr dem Handel nahezu 2 Mill. Kilo wohlschmeckender, gesunder und leicht aufzubewahrender Confituren liefert. Auch der Vorrath an diesen Confituren und andern ähnlichen Ursprungs unterhielt theilweise die Ernährung von Paris während der Einschließung.

Die andere Quelle zuckerhaltiger Nahrungsmittel, die in Ueberfluß vorhanden war, präparirte man gewöhnlich für die Winterfaison mit Rücksicht auf die eleganten Réunions, Bälle und Soirées, zu denen Paris alljährlich die Fremden einladet. Aber dieses Jahr haben sich weder Franzosen noch Fremde zu ähnlichen Gesellschaften in Paris zusammengefunden, und so erhielten denn, da sich ihre Bestimmung nicht realisirte, die Fruchtsäfte, Syrupe und eingemachten Früchte eine andere. Man genoß sie zum Brote, um dessen Geschmack angenehmer, gesunder und abwechselungsvoller zu machen.

Die Umwandlung des Gebrauches von Fruchtsyrupen und Säften gab zur Entstehung einer neuen Gelée-fabrication Veranlassung. Da man keine frischen Kirschen und andere Früchte zur Herstellung vegetabilischer Gelées hatte, so verwendete man dazu die thierische Gelatine in kleinen durchscheinenden Plättchen. Diese Gelées nun, die jedenfalls etwas nahrhafter sind, wurden beim Publikum sehr beliebt, vorzüglich die Gelée von Stachelbeersaft. Da ihr verhältnißmäßig niedriger Preis hier und dort Verdacht

erregte, so befragte man das Conseil d'hygiène et de salubrité de la Seine; dieses erklärte, daß die neuen, billigen Gèles im allgemeinen gesund wären und eine angenehmere Zuthat zu dem Brote gewährte.

Dieser ganz zufällige Umstand trug unter anderm dazu bei, die allgemeine Aufmerksamkeit darauf hinzulenken, was für Dienste man in so schweren Zeiten von der Gelatine oder dem organischen Zellgewebe, sei es aus Sehnen oder Knochen, woraus jene durch einfache Extraction mit Wasser gewonnen wird, erwarten kann. Bei dieser Gelegenheit wurde die Gelatinefrage, welche ehemals zehn Jahre hintereinander die Akademie der Wissenschaften und sein ganzes Leben hindurch eins ihrer Mitglieder, dem sein Vater die Fortsetzung dieser Studien hinterlassen hat, beschäftigte, wieder von der Akademie aufgenommen, und Chevreul, ein Mitglied der Specialcommission, gab in mehreren Sitzungen einen vollständigen und sehr interessanten historischen Abriss dieser so lange Zeit ventilirten Frage.

Wir lassen hier ein kurzes Résumé derselben folgen, welches die noch nicht völlig bekannten Thatsachen in Erinnerung bringt und die Schlüsse kennen lehrt, in welchen Chemiker und Physiologen übereinstimmen.

Dionysius Papin, mit Recht wegen seiner Beobachtungen über die Anwendung des Dampfes im Maschinenwesen berühmt, zeigte in den Jahren 1680—82, daß man die Gelatine aus den Knochen extrahiren kann, wenn man sie mit Wasser bei einer Temperatur über 100 Grad behandelt. Im Jahre 1758 lehrte Hérisaunt den Kalk aus den Knochen mittels Säuren abzuschneiden. Changuex machte gegen 1775, von einem in seiner Allgemeinheit nicht exacten Satze ausgehend, die wichtige Bemerkung, daß man aus den vorher pulverisirten Knochen durch siedendes Wasser bei einfachem atmosphärischem Drucke eine schwachste Gelatine, ohne zu Papin's Digestionsmethode zu greifen, erhalten könne.

Proust, ein altes Akademiemitglied, verbreitete im Jahre 1791 das hellste Licht über die Frage. Obgleich er eigentlicher Erfinder der Knochenbouillon war, zeigte er sich doch als vorurtheilsfreier Werthschätzer derselben, indem er nach so vielen unsinnigen Uebertreibungen nachwies, daß diese Flüssigkeit im Vergleiche mit der Fleischbrühe einen bei weitem geringern Nährwerth habe.

Cadet de Baux, der einige für die Knochenbouillon allzu günstige Ideen hegte, machte ein Experiment, das übrigens bezüglich des Nährwerthes der Gelatine nichts entschieden hat. Er setzte einem Hunde einerseits Brühe vor und daneben eine Schüssel voll Knochen; letztere wurden allein zernagt und aufgezehrt, während das Thier die Suppe nicht anrührte. Cadet de Baux meinte nun, daß die Hunde die Frage entschieden hätten. Aber bedenken wir, daß die Knochen nicht, wie er es glaubte, die Gelatine vorgebildet enthielten, sondern vielmehr das stickstoffhaltige Gewebe, welches dieselbe unter dem Einflusse des kochenden Wassers liefert. Der Hund also fraß eigentlich dieses Gewebe und nicht die Gelatine.

Dieses organische Gewebe war es auch in der That, welches Darcet zuerst als essbare Gelatine verwendete; merkwürdigerweise gab er später der Gelatine den Vorzug, welche aus den Knochen durch Wasser und Dampf von mehr als Einer Atmosphäre Spannung und bei einer Temperatur über 100 Grad leichter darstellbar ist. Uebrigens weiß man jetzt sehr wohl nach den Experimenten der Chemiker und Physiologen, welche am meisten zur Lösung des Problems beigetragen haben (Chevreul, Dumas, des ältern Edwards, Milne Edwards, Fremy u. a.), daß das organische Gewebe, welches man Ossein nennt, um so weniger Nährstoff enthält, je vollständiger es umgebildet und durch längeres Kochen desorganisirt ist; man darf es daher nur ebenso lange Zeit aufkochen,

bis es erweicht und essbar geworden ist. Unter dieser besondern Form bereitet man seit einiger Zeit mehrere leichtgehaltene oder gezuckerte Oeffingerichte.

Die einfach zu Pulver zerriebenen Knochen würden ohne Zweifel noch nährender sein, da sie Kalk- und Magnestaphosphate unter Formen, die der Assimilation dieser mineralischen Substanzen günstig sind und die bei den wenig substantiellen Nahrungsmitteln in unzureichender Menge sich finden, in das Nahrungsregime einführen.

Wir haben gesehen, wie Cadet de Vaux das Urtheil des Hundes zur Lösung einer unter den Menschen debattirten Frage heranzog und wie er dasselbe für endgültig entscheidend hielt. Wenn indeß den Hunden die große Menge bisher unangewandeter Knochen als Nahrung überlassen blieb, so kann man vermuthen, daß ihnen dieses Privileg von nun an entzogen werden dürfte, da man die wichtigen Anwendungen derselben für den Unterhalt des Menschen kennen gelernt hat.

Endlich konnte man an die Verminderung der Zahl der Hunde in Paris glauben, nachdem man erkannt hatte, daß diese Thiere, wie in einem Theile Chinas geschlachtet, ein essbares Fleisch lieferten, welches doch tonisch nährende Eigenschaften besaß. Sicher ist es, daß keine die Verminderung der Hunde betreffende Polizeimaßregel so große Resultate erzielte.

Wenn nun, wie man zu sagen pflegt, Hunger der schlechteste Rathgeber ist, so ist es doch wahrscheinlich, daß er in diesem speciellen Falle einen dreifachen Nutzen bewirkt hat: erstens verminderte er die Ursache einer schrecklichen Krankheit, der Hundswuth, in ihren Quellen, sodann verringerte er die Zahl der menschliche Nahrungsmittel verzehrenden Thiere, und schließlich haben diese selbst als Hülfquelle für die Nahrung des Menschen gedient.

Chevreul fügt diesen Ausführungen Payen's sachlich noch hinzu, welchen Gebrauch man für die Küche vom Kalbfell gemacht, und wie leicht das Kartoffelstärke-mehl, der Tapioka ähnlich, zu feinen Suppen verwendet werden kann, wenn man es ebenso wie das Maniokstärke-mehl einer Behandlung bei hoher Temperatur unterwirft. Außerdem macht Chevreul, nachdem er die Aussicht auf Erweiterung der Hülfquellen für menschliche Nahrung freudig begrüßt hat, ehrlicher Weise auf einen daraus resultirenden, nicht gering anzuschlagenden Nachtheil aufmerksam: er fürchtet großartige und gesundheitsgefährliche Nahrungsverfälschungen.

Betrachten wir unparteiisch die Nahrungsmittelfrage und die mit ihr in Zusammenhang stehende Gesundheitsfrage während der pariser Belagerung nach Payen's Darstellung — und wir dürfen mit gutem Gewissen annehmen, daß der von Patriotismus erfüllte berühmte Chemiker keine Erfindung in diesem Gebiete uns verschwiegen hat — so bleiben von großen, für die Verproviantirung und den öffentlichen Gesundheitszustand wichtigen Maßregeln nur zwei, überdies in Zusammenhang stehende, übrig, welche Anspruch auf Originalität und Bedeutsamkeit machen können. Das ist die Niederhaltung der aus den Dejectionen sich entwickelnden Contagien nach den Vorschlägen des Gesundheitsrathes, und die gelungene Verwendung der Unmassen von Stallmist behufs schneller Erzielung von Frühgemüsen nach den Vorschlägen von Voigneux und Laizier. Alles übrige ist längst bekannt und theilweise in ähnlichen Lagen schon angewendet worden. Daß man aus Blut Wurst macht, allerhand Abfälle frischgeschlachteter Thiere zu Ragouts und Schwarzfauer verarbeitet, daß man Pferde-, Esel-, Hunde- und Ragenfleisch genießt, daß man Fett durch Abschrecken mit Wasser von seinem schlechten Geruch befreit und genießbaren Leim aus Knochen und Sehnen präparirt, ist theils in gewöhnlichen Verhältnissen, theils zur Zeit des Nahrungsmangels stets gebräuchlich gewesen. Daß getrocknetes Eiweiß, Unmassen von Stärke, Zucker und zuckerhaltigen Stoffen in

Paris aufgehäuft lagen und, weil sie „ihren Beruf verfehlt“ hatten, eine andere Anwendung fanden, ist doch wahrlich kein großes Verdienst der Pariser; die französische Küche mußte von jeher jede von menschlichen Zähnen zermalmbare Substanz zu ledern Gerichten umzuwandeln.

Eigenthümlich komisch wirkt Payen's Lob der Hundevernichtung, sie erinnert an den Vorschlag des Philosophen Korax in Wieland's „Abberiten“. Zu normalen Zeiten wird man sicherlich wieder ebenso viel Hunde umherlaufen sehen wie vor der Belagerung, und wir glauben, daß es mit der ganzen Nahrungskünstelei, welche die harte Nothwendigkeit aufdrängte, ebenso gehen wird. Ekel und Vorurtheil werden einen, und Ueberfluß an guten Nahrungsmitteln den andern Theil der angepriesenen Surrogate sehr bald vom Markte verschwinden lassen.

Wir ersehen nur Eins noch, trotzdem Payen mit seinen von uns absichtlich übergangenen Selbstberäucherungen das Factum zu vertuschen sucht, aus dessen Mémoire: Paris war im großen und ganzen gar nicht übel verproviantirt. Der gemeine Mann, der auch sonst nicht viel einzubrocken hatte, stand sich während der Belagerung besser als je; nur der Mittelstand darbt, und für ihn war Hunger nicht, wie das französische Sprichwort lautet, ein schlechter Rathgeber, sondern wie wir Deutsche wissen, der beste Koch, dem alle die aufgezählten Küchenkunststücke zu verdanken sind. In demselben Augenblicke, wo auch dem Pöbel die Nahrung zu mangeln anfang, übergab man Paris aus Furcht vor der hungerigen Meute, deren bestialische Eigenschaften wenige Wochen später, zu Zeiten der Commune, in ihrem wahren Lichte sich darstellten.

# Chronik der Gegenwart.

## Neurologe.

Giuseppe Govone, italienischer General und Politiker, war geboren den 19. Nov. 1825 zu Fola d'Asi in Piemont. Er bezog schon mit 11 Jahren die Militärakademie zu Turin, die er 1845 als Lieutenant des Generalstabes verließ. Im Jahre 1848 machte er den Krieg gegen Oesterreich unter dem Commando Lamarmora's mit und kämpfte mit diesem im folgenden Jahre gegen das aufrührerische Genua. Sein Muth und die pünktliche Gewissenhaftigkeit im Dienste verschafften ihm die Liebe seiner Untergebenen und das Zutrauen seiner Vorgesetzten, namentlich Lamarmora's. Als dieser nach dem Kriege als Kriegsminister eine ganz neue Organisation des piemontesischen Heeres zu schaffen suchte, war Govone einer der eifrigsten und tüchtigsten Mitarbeiter. Er benutzte zudem diese Friedensjahre, um auf Reisen in fast ganz Europa die Fortschritte des Militärwesens durch eigene Anschauung zu studiren. Im Jahre 1853 brach der Krimkrieg aus, und nun ward Govone vom Ministerium auf den Kriegsschauplatz geschickt, um über die Operationen fortwährend zu berichten. Govone's Schilderungen des Feldzugs wurden zum Theil gedruckt und lenkten selbst die Aufmerksamkeit des Kaisers Napoleon auf den jungen Militär. Als dann im Jahre 1855 Victor Emanuel als Verbündeter der Westmächte eine eigene Armee in die Krim schickte, trat Govone als Major in dieselbe ein und nahm selbstthätig am Kriege theil, wobei er vor Sewastopol verwundet wurde. Nach dem Kriege trat Govone wieder in den Generalstab über und wurde 1859 Hauptmann in demselben. Als solcher machte er den Krieg von 1859 mit, ohne Gelegenheit zu persönlicher Auszeichnung zu finden. Nachdem sodann die nationale Erhebung das Werk der Einheit Italiens plötzlich (1860) sehr gefördert hatte, wurde Govone nacheinander Commandant mehrerer wichtiger Militärdivisionen und der betreffenden Kriegsplätze, so von Perugia, Ancona, Piacenza, Gaëta, Aquila und Palermo. In Palermo zeichnete er sich durch seine Umsicht bei der ersten Rekrutenaushebung, und in Gaëta und Aquila durch eifrige Verfolgung der Briganten und ihrer Helfershelfer aus. Inzwischen avancirte er 1863 zum Generallieutenant. Auch wurde Govone zu verschiedenen militärisch-diplomatischen Missionen verwendet. Darunter ragt durch ihre Wichtigkeit als die bedeutendste That seines Lebens die Gesandtschaft nach Berlin und der Abschluß des Bündnisses zwischen Preußen und Italien im Frühjahr 1866 hervor. Govone bewies sich hierbei als ebenso gewandt mit der Feder, wie er früher sich mit dem Schwerte gezeigt hatte. Hierauf nahm er am Kriege von 1866 als Commandant der 9. Division theil, welche sich unter seiner Führung in der Schlacht von Custozza durch ihren zähen Widerstand Ehre und Ruhm erwarb. Seit 1867 stand dann Govone als Commandant an der Spitze des Generalstabes, im December 1869 jedoch vertauschte er diese Stelle mit dem Portefeuille des Krieges im Ministerium Lanza, das er bis im September 1870 innehatte. In dieser Stellung arbeitete er rastlos und unermüdet am Ausbau des italienischen Heerwesens. Im September 1870 zeigten sich bei ihm Anfälle von Irrensinne in Folge eines in der Familie erblichen Hirnleidens. Er wurde nun auf seine Güter in Piemont gebracht und lebte dort bis zu seinem in Alba erfolgten Tode, den

25. Jan. 1872. Seine Krankheit war hoffnungslos geworden. An seiner Beerdigung in Alba nahmen auf Kosten der Regierung 6 Generale und 200 Offiziere theil. In sein Grab folgten ihm die ehrenbsten Nachrufe aller Parteien für sein patriotisches und durchaus uneigennütziges Wirken, das sich unter anderm auch darin zeigte, daß er dem Lande die Summe von 30000 Frs. schenkte, die er durch den steigenden Cours der Billets der Nationalbank gewonnen hatte.!

Am 26. Nov. 1871 starb in Massachusetts Dr. Joseph G. Cogswell, wol der bedeutendste Bibliograph, den die Vereinigten Staaten von Amerika aufzuweisen haben. Er war zu Ipswich im Staate Massachusetts geboren im Jahre 1786 und graduirte im Jahre 1806 an der rühmlichst bekannten Harvard-Universität zu Cambridge. Zehn Jahre später reiste er mit seinen Freunden George Ticknor (bekannt durch seine Literaturgeschichte Spaniens) und Edward Everett nach Europa, besuchte hier verschiedene Länder, studirte aber vornehmlich auf deutschen Universitäten. Sein Hauptstudium war dem Erziehungswesen, den Naturwissenschaften und der Bibliographie gewidmet. Als er nach Amerika zurückgekehrt war, wurde er Bibliothekar und Professor der Geologie und Mineralogie an der genannten Harvard-Universität. Im Jahre 1823 gründete er im Verein mit George Bancroft (jetzigem Gesandten der Vereinigten Staaten in Berlin) die gutrenommirte Round Hill-Schule zu Northampton. Der Plan dieses Seminars war vorwiegend nach deutschen Mustern entworfen und durchgeführt, ein Umstand, der zu jener Zeit in Amerika als etwas ganz Neues angesehen wurde. Die Round Hill-Schule wurde von Zöglingen aus allen Theilen der Union besucht, von denen seither viele ehrenvolle Stellungen im öffentlichen Dienste bekleidet haben und noch bekleiden. Keine Bildungsanstalt in den Vereinigten Staaten hat im Verhältniß mehr zur Verbreitung eines wahrhaft wissenschaftlichen Sinnes in der Union beigetragen als das erwähnte Seminar. Später gründete Cogswell noch eine ähnliche Anstalt zu Raleigh in Northcarolina.

Im Jahre 1830 übernahm Cogswell die Herausgabe der „New-York Review“, die zu den besten kritischen Journalen in Amerika gehört. Als Freund von John Jakob Astor half er diesem reichen und wohlthätigen Deutsch-Amerikaner bei der Gründung der berühmten Astor-Bibliothek in Newyork. Er reiste nach Europa und kaufte hier mit weiser Auswahl die werthvollsten Bücher. Eine lange Reihe von Jahren verwaltete er mit Umsicht und Humanität die Astor-Bibliothek, bis er sich endlich vor einiger Zeit von dieser ihm so sehr zugagenden Stellung zurückzog und bei seinen Verwandten in Massachusetts lebte. Er starb in hohem Alter, von seinen frühern Zöglingen und allen, mit denen er wissenschaftlich oder sonst in Berührung gekommen, geachtet, sowol wegen seiner vielseitigen Kenntnisse als wegen seines freundlichen und leutseligen Wesens.

### Politische Revue.

25. April 1872.

Die Sitzungen des preussischen Landtages gehören zu den erfolgreichsten, von denen die Annalen der preussischen Constitution zu berichten haben; der gesetzgeberische Schwung, der, von der Bewegung einer großen Zeit getragen, den Reichstag beherrscht und in die Bahnen der Reform nach allen Seiten hin drängt, ist auch in den Berathungen und Beschlüssen des Landtages unverkennbar. Der Annahme des Schulaufsichtsgesetzes im Abgeordnetenhause folgte am 23. März die Annahme eines noch wichtigeren, des Entwurfs einer Kreisordnung für die Provinzen Preußen, Brandenburg, Pommern, Posen, Schlesien und Sachsen, und zwar mit der imponirenden Majorität von 256 gegen 61 Stimmen. Alle liberalen Parteien, auch die Fortschrittspartei, einzelne Bedenken opfernd in Betracht der tiefgreifenden Reform, welche dieses Gesetz mit sich bringt, stimmten für dasselbe, ebenso der Theil der Conservativen, der es für seine Pflicht hält, in den wich-

tigsten Fragen mit der Regierung zu gehen. Gegen dasselbe stimmten nur die Hochconservativen und das Centrum, welches gegenwärtig als der Herd der Opposition gegen die Regierung betrachtet werden kann.

Der Widerspruch der Feudalen ist übrigens leicht erklärlich. Eine bedeutendere Umwälzung als diejenige, welche nicht bloß für die Verwaltung der ländlichen Kreise, sondern auch für das ganze sociale Leben auf dem Lande sich vollzieht, sobald die neue Kreisordnung durch Zustimmung des Herrenhauses zum bindenden Gesetze geworden ist, wurde kaum durch irgendeinen von der Regierung ausgehenden Gesetzesvorschlag ins Werk gesetzt. Mit Recht durfte der Abgeordnete Friedenthal diesen Gesetzesentwurf ein Ergänzungsgesetz zur Verfassung nennen, da derselbe das Princip der Selbstverwaltung, welches durch die Stein-Hardenberg'sche Gesetzgebung für die preussischen Städte eingeführt worden ist, jetzt auch für die ländlichen Kreise zur Geltung bringt. In der That war der großen Entwicklung unserer Verfassungslebens und den dasselbe bestimmenden Grundfäden gegenüber die bisher bestehende Kreisordnung eine unerträgliche Anomalie; sie conservirte das ständische Princip, welches nirgends in der Verfassung mehr eine Grundlage hat; sie ertheilte den Rittergutsbesitzern auf den Kreistagen Virilstimmen, während der Rittergutsbesitz als allgemein käuflich, für alle Stände und Confessionen zugänglich und bei den jetzigen Geldverhältnissen oft mit tiefer Verschuldung verbunden, auf ein solches Vorrecht durchaus keinen Anspruch mehr machen konnte. Der Rittergutsbesitz ist gleichsam ein „flottirender“ Feudalismus, eine käufliche Standschaft, aber gerade deshalb eine Anomalie; denn alles Ehrwürdige, Altererbt war von ihm genommen und er in die Strömung des profanen Verkehrs hereingezogen. Der wichtige Einfluß, den er auf den Kreistagen ausübte, mußte eigentlich echt feudaler Gesinnung ebenso befremdlich und anomal vorkommen wie den Vertretern liberaler Principien. Der Rittergutsbesitz war kein Vorrecht der Aristokratie mehr — warum sollte er aristokratische Vorrechte gewähren?

Daß der neue Kreisgesetzesentwurf indessen revolutionär ist, läßt sich wol kaum in Abrede stellen, er greift jedenfalls in erworbene Rechte ein. Es ist keine Frage, daß sehr viele Gutskäufer die Qualität des „Rittergutes“ als solche mitbezahlt haben: das Recht der Standschaft, der ständischen Uniform und ähnlicher derartiger, gleichsam an Grund und Boden haftender Vorzüge vor den Besitzern des nichtprivilegirten Erbreichs. Der große Strich, den die neue Kreisordnung durch diese Vorrechte macht, trifft auch den Theil des Besitzwerthes, den der Käufer für dieselben zu zahlen geneigt war und den er seinerseits dem nächsten Käufer wieder in Anschlag zu bringen berechtigt gewesen wäre. Offenbar liegt in dem Gesetze eine leise Entwerthung des Rittergutsbesitzes; aber die Krisen des geschichtlichen Fortschrittes tasten ja stets das System der erworbenen Rechte an, und wenn sich selten eine Aristokratie findet wie die französische vom 4. Aug., welche freiwillig auf ihre Vorrechte verzichtet, so finden sich um so häufiger politische Zwangslagen, welche auch den widerstrebenden Ständen solchen Verzicht zumuthen.

Die Kreisordnung, aus freiconservativen Kreisen hervorgegangen, indem sich vorzugsweise Dr. Friedenthal große Verdienste um dieselbe erworben hat, wird den nothwendigen Unterbau bilden für eine neue Provinzialordnung, indem die Provinzialstände zugleich mit den Kreisständen, auf denen sie beruhen, hinfällig geworden sind. Auf der neuen Grundlage wird sich ein System der Selbstverwaltung aufbauen, welches die Herrschaft der Bureaucratie immer weiter zurückdrängt und Stadt und Land in harmonischer Ergänzung um den Mittelpunkt desselben Principes gruppirt. Bisher war die Seele der Kreisverwaltung der Landrath, der zwar nach ursprünglicher Bestimmung aus den Rittergutsbesitzern des Kreises erwählt werden sollte, indeß oft von der Regierung aus jüngern Beamten erwählt wurde, die allenfalls durch ein erkauftes Stück Rittergut, an welchem Dominalrechte hafteten, sich jener Bestimmung gegenüber zu legitimiren vermochten. Dieselbe beruhte auf dem Wunsche, daß der Landrath aus eigenen Erfahrungen mit den Bedürfnissen des Kreises vertraut sei; sie erschien als eine Art von Jugeständniß an das Selbstgovernment; doch durfte man dabei nicht übersehen, daß der Landrath immer aus einem Stand der Kreisbevölkerung gewählt werden mußte; daß aber in solcher Bevorzugung keine Garantie dafür lag, er werde sich bei häufig vorkommenden Streitfragen zwischen den verschiedenen Ständen von der einseitigen Auffassung seiner Standesgenossen gänzlich freihalten. Nach der neuen Kreisordnung wird der Landrath, der jetzt nur die

gesamte Polizeiverwaltung im Kreise und in dessen einzelnen Amtsbezirken, Gemeinden und Gutsbezirken zu überwachen hat, von der Regierung ernannt, die Kreisversammlung schlägt indeß geeignete Personen aus der Zahl der Gutsbesitzer und Amtsvorsteher des Kreises vor. Nach der neuen administrativen Eintheilung des Kreises werden in den Amtsbezirken Gemeinden und Gutsbezirke, die eine örtlich verbundene Lage haben, vereinigt; ein Amtsbezirk soll in der Regel nicht unter 800 und nicht über 3000 Einwohner umfassen. Dem Amtsvorsteher wird ein Amtsausschuß an die Seite gesetzt, der in den zusammengelegten Amtsbezirken aus Vertretern der Gemeinden gebildet wird. Der Amtsvorsteher wird von dem Oberpräsidenten aus der Zahl derjenigen Kreisangehörigen ernannt, welche der Kreistag als zu dem Amte befähigt vorschlägt. Der Kreistag selbst soll in Kreisen, welche 25000 oder weniger Einwohner haben, aus 25 Mitgliedern bestehen. In Kreisen mit mehr als 25000 bis zu 100000 Einwohnern tritt für jede Vollzahl von 5000 und in Kreisen mit mehr als 100000 Einwohnern für jede über die letztere Zahl überschießende Vollzahl von 10000 Einwohnern je 1 Vertreter hinzu. Der Wahlverband ist ein doppelter: derjenige der größern Grundbesitzer, deren Grund- und Gebäudesteuer den Betrag von 100 Thln. erreicht, und derjenige der Landgemeinden, welchem die Grundbesitzer angehören, deren Grund- und Gebäudesteuer den Betrag von 75 Thln. nicht erreicht.

Die gänzliche Umwälzung der bisherigen Organisation des Kreistages durch diese Bestimmungen ist unverkennbar; das Privilegium ist überall aufgehoben, besonders die Virilstimmen der Rittergüter, sowie sich dieselbe Tendenz zeigt in der Aufhebung der gutherrlichen Polizei und der Berechtigung zum Schulzenamte, die an einzelnen Grundstücken haftet. Die „Schlesische Zeitung“ berichtet von einem Kreise, dessen städtische Bevölkerung ungefähr ein Viertel der gesammten Einwohnerschaft ausmacht, während der Kreis außerdem 73 Rittergüter enthält, die zusammen weniger an Grund- und Gebäudesteuern entrichten als der kleine ländliche Grundbesitz. Nach der bisher geltenden Kreisordnung besteht die Vertretung dieses Kreises auf dem Kreistage aus 73 Vertretern des ritterschaftlichen Besitzes, 3 Ortschaftschulzen und Einem städtischen Abgeordneten! Dieses Verhältniß wird durch die neue Kreisordnung gänzlich umgestoßen werden; derselbe Kreis wird künftig 13 Repräsentanten des größern Grundbesitzes, 13 der Landgemeinden und 8 städtische Vertreter in den Kreistag senden. Mit Recht hob Dr. Friedenthal hervor, daß man in Bezug auf die Wahlberechtigung nach wirtschaftlicher und socialer Gesamtsstellung die Bestimmungen getroffen habe: „Wir erblicken auf dem Landtage, abgesehen von den Gewerbetreibenden, die ich als Ausnahme betrachten möchte, zwei große Gesellschaftsklassen, deren eine aus denjenigen besteht, welche den Landbau als Großwirthschaft betreiben und dem entsprechend in Gewohnheiten, Bildung und sämmtlichen Lebensverhältnissen eine besondere sociale Stellung einnehmen, während die andere diejenigen umfaßt, die den Landbau als Kleinwirthschaft betreiben, mit persönlicher Handarbeit eintreten, die eine ebenso ehrenwerthe, aber wesentlich verschiedene gesellschaftliche Stellung haben. Das ist der wirkliche und thatsächliche Zustand, den niemand in Abrede stellen kann. Auf der Basis dieser thatsächlichen Verbände hat die Vorlage und mit ihr die Commission zwei Wahlverbände gebildet, die selbständig, aber mit voller Gleichberechtigung den Kreistag beschicken.“

Ueber das passive Wahlrecht waren die Regierung und die Commission verschiedener Ansicht. Die letztere wünschte eine vollständige Freiebung desselben, fügte sich indeß dem Vorschlage der Regierung, demzufolge die Erwählten der Kategorie der Wähler, wenngleich ohne Unterscheidung zwischen großem und kleinem Grundbesitz angehören sollen.

Der Kreistag wählt zum Zwecke der Verwaltung der Angelegenheiten des Kreises und zur Besorgung von Geschäften der allgemeinen Landesverwaltung einen Kreis-ausschuß aus sechs Mitgliedern, denen der Landrath als Vorsitzender mit vollem Stimmrechte beiwohnt. Wählbar in den Kreis-ausschuß ist jeder volljährige und unbescholtene Kreisinsasse, eine Uneingeschränktheit des passiven Wahlrechts, welche für die Beschränkung desselben bei den Wahlen zum Kreistage einigermassen entschädigt und auch der Intelligenz, die sich nicht auf Grund und Boden berufen darf, die Möglichkeit gewährt, sich um die öffentlichen Interessen verdient zu machen.

Was die Bestimmung der neuen Gemeindeverbände betrifft, so ist ein generelles Gesetz für die communale Besteuerung erst in Aussicht gestellt. Die bisherigen Fest-

setzungen haben nur eine provisorische Bedeutung. Als zweckentsprechend erscheint die Mehr- oder Minderbelastung einzelner Kreisinsassen bei Einrichtungen, welche einzelnen Kreistheilen zugute kommen. Die seitherigen Exemptionen der Beamten sowie der Geistlichen und Kirchendiener von den Kreisabgaben fallen gänzlich weg.

So erscheint die neue Kreisordnung als eine wohlbedachte Organisation, der man vielleicht eine nur zu complicirte Gliederung schuld geben könnte, nicht im Sinne eines bureaukratischen Mechanismus, aber in dem sich übereinandergipfelnder Verwaltungskreise, sodas die Gegner derselben von den vielen „kleinen Localparlamenten“ sprechen konnten, die sie ins Leben rufe. Die Grundlage des activen Wahlrechts zu den Kreistagen bleibt nach wie vor der ländliche Grundbesitz; aber dem Geiste der Zeit gemäß ist derselbe jeder ständischen Gradmessung und Werthbestimmung entzogen, jedes an der Scholle haftende Vorrecht beseitigt und die noch fortbestehende Gliederung in zwei große Klassen allein durch den Geldwerth, das allgemeine und flüssige Werthzeichen, bestimmt, durch die Steuerleistung, sodas sich die Rechte abmessen nach den Pflichten, die der Staatsbürger durch seine Vermögenslage dem Staate zu leisten vermag. Alle patrimonialen Ueberreste, die Gutspolizei, die Realberechtigung zum Schulzenamt sind aufgehoben und das „Rittergut“ würde nach Einführung der neuen Kreisordnung eine vollständige Mythe werden, wenn nicht noch die Landschaft bestände als ein nationalökonomischer Verband, welcher die Rittergüter durch ein bevorzugtes Creditssystem zusammenhält.

Die Verhandlungen über die Kreisordnung führten einige der bessern Redner des Abgeordnetenhauses ins Feuer. Friedenthal vertheidigte die Vorlage, welche zum Theil als sein Werk angesehen werden kann, mit Klarheit und Wärme. Der Minister Graf Eulenburg durfte sich auf solche Vorkämpfer verlassen und erwiderte auf den Vorwurf, als ob er keine besondere Zärtlichkeit für seine Vorlage beweise, die zärtlichsten Mütter seien nicht immer die besten und die zärtlichsten Frauen nicht immer die treuesten; er wies darauf hin, das er für das Herrenhaus keine oratorische und polemische Kraft aufspare. Eine treffliche Rede zu Gunsten des Gesetzes hielt auch Lasker; die Bereitwilligkeit, mit welcher die liberalen Parteien ihre Bedenken gegen das Gesetz opferten, damit der Fortschritt, der in ihm liegt, nicht dem preussischen Staate verloren gehe, trat aus den Reden ihrer Vertreter um so mehr zu Tage, je mehr sie diesem Bedenken selbst einen wohl motivirten Ausdruck gaben. Sie ließen ihre Amendements fallen, sobald sie sahen, das das Gesetz durch dieselben zu Fall kommen könnte. Dagegen konnte es nur als parlamentarischer Jesuitismus erscheinen, wenn das der neuen Kreisordnung feindliche Centrum diese aufgegebenen Amendements der Linken, wie z. B., das der Amtsvorsteher nicht ernannt, sondern gewählt werden solle, zu den seinigen machte. Die Rede von Mallinckrodt vermochte nicht, dieses Vorgehen in ein besseres Licht zu rücken, obschon der Redner sich bestrebte darzuthun, das seine Partei auch sachlich mit jenen Amendements einverstanden sei, da sie dieser ihr so feindlich gegenübertretenden Regierung keine Zugeständnisse machen wolle. Ueberhaupt führte die später gegen das Gesetz stimmende Minorität keine Redner ins Gefecht, welche auf der Höhe des Principienkampfes standen; keiner wies nach, das durch das Gesetz eine Bresche gelegt werde in das ganze System der agrarischen Socialverhältnisse, und das, gegenüber dem ständischen Bau und seiner auf den Grundlagen ethischer und geschichtlicher Principien ruhenden Gliederung, jetzt der alles in Stadt und Land nivellirende Factor, das Geld, auch den Ausschlag geben solle für die Gruppierung innerhalb des neugeordneten Gemeinbewesens, das der im Deutschen Reich freilich zu Gunsten einer demokratischen Atomistik überwundene „Census“ für das ländliche Gemeinbewesen der Monarchie conservirt werde. So hätten die Jünger Stahl's sprechen sollen, aber so sprachen sie nicht, nicht einmal der Vertreter der äußersten Rechten, Hr. von Meyer, der sonst von wissenschenden Paradoxen sprudelt und nicht übel Lust zu haben scheint, den Reichskanzler in seiner jugendlichen Sturm- und Drangepoche, in seinen städtezertrümmern den Launen zu copiren. Auch das Herrenhaus, dessen Commissionen jetzt über die neue Kreisordnung zu Gericht sitzen — es hat sich nämlich neben der gewählten, der Vorlage ungünstigen Commission noch eine „freie“ gebildet, welche den Dr. Friedenthal zu ihren Berathungen zugezogen hat — wird, wenn man nach den Erfahrungen bei dem Schulaufsichtsgesetze schließen darf, kaum für die Sache des ins Herz getroffenen Feudalismus mit der nöthigen Energie auftreten.

Vielleicht wird der Versuch gemacht werden, einige von der Commission des Abgeordnetenhauses befestigte Bestimmungen der Regierung wiederherzustellen, namentlich die Kategorie der Weisbegüterten, mit welchen die Virilstimmen wieder eingeschmuggelt werden; doch die radicale Opposition gegen ein Gesetz, welches auch einen Theil der Grundlagen erschüttert, auf denen das Herrenhaus ruht, wird wol keine Triumphe feiern; die Minister werden wol hier in die Arena treten und nicht blos Graf Eulenburg, wie er bereits in Aussicht stellte, die im Abgeordnetenhause bezweifelte Zärtlichkeit für sein Kind bewähren, sondern gewiß auch der Ministerpräsident das volle Gewicht seines Ansehens für die neue Kreisordnung in die Waagschale werfen.

Auch abgesehen von der Kreisordnung und dem Schulaufsichtsgesetze hat der Landtag in seiner letzten Sitzung eine sehr eifrige Thätigkeit bewährt. Bedauerlich bleibt nur, daß das Steuergesetz, trotz des Steuererlasses, den es enthält, nicht zur Annahme kam. Der Finanzminister zog es zurück, hauptsächlich wol deshalb, weil die Commission die gänzliche Aufhebung auch der Schlachtsteuer verlangte und die dadurch nöthig gewordene anderweitige Erhöhung der Communalsteuer gerade für die mittlern Klassen, die Steuerzahler von einem Einkommen von 1000 Thln., eine unverhältnismäßige und drückende geworden wäre. Der Gesetzentwurf der Regierung vertrat ein großes Princip, daß es eine Klasse der Bevölkerung gibt, welche zur Zahlung von Steuern nicht die Mittel hat; er befreite 5 Millionen von bisherigen Steuerzahlern von einer lästigen Steuer. Der Widerspruch derjenigen Staatsfanatiker, welche in solcher Steuerfreiheit eine Läutung des Patriotismus erblickten und daher nothwendig die Höhe der Vaterlandsliebe nach der Höhe der gezahlten Steuern abmessen müssen, sowie die ausgesprochenen Befürchtungen, diese 5 Millionen könnten bei einer Aenderung des Wahlgesetzes ihres politischen Wahlrechts verlustig gehen, verdienten keine Beachtung.

Außer der gescheiterten Steuerreform hat die Chronik der diesjährigen Landtagssession nur erfreuliche Resultate aufzuweisen. Das Gesetz über den Staatschatz und die damit zusammenhängende Tilgung und Consolidirung von Staatsschulden, über die Verwendung der Steuercredite, über die nassauischen Provinzialfonds, vor allem über die Oberrechnungskammer sowie das Civilpensionsgesetz fanden die erwünschte Erledigung. Am interessantesten waren die Verhandlungen über die Oberrechnungskammer, in denen sehr wichtige principielle Fragen über Staatshaushaltsetat und Budget zur Sprache kamen. Die Budgetverhandlungen selbst hatten ungefähr zwei Monate in Anspruch genommen. Das Gesetz über die Gehaltserhöhungen, ein wohlwogendes, nach allen Richtungen hin mit großer Gerechtigkeitsliebe ausgearbeitetes Gesetz, sichert diesem Landtage ein dauerndes Andenken. Ebenso sind die Beamten der Regierung zum Dank verpflichtet, welche die Erhöhung des Ordinarius von 4 auf fast 5 Millionen ohne Anstand bewilligte. Eine neue Grundlage für das Hypothekenrecht schufen die Justizgesetze, welche sich auf den Erwerb von Grundeigenthum und des Hypothekenwesen beziehen.

Der Reichstag ist am 8. April durch den Reichskanzler eröffnet worden; die wichtigste Vorlage desselben ist das Militärstrafgesetz, da das Preßgesetz, dessen Berathung man mit Bestimmtheit glaubte erwarten zu dürfen, noch nicht zur Vorlage kommen wird, indem die Berathungen desselben mit den Regierungen eine zu lange Verzögerung verursacht hatten. Wir werden über diese voraussichtlich kurze Session und ihre Resultate später einen abschließenden selbständigen Bericht veröffentlichen.

Die Situation in Frankreich hat sich in keiner Weise geklärt; sie ist noch unverändert dieselbe. Der Präsident Thiers lavirt zwischen den Parteien; seine Anhänger möchten ihm die lebenslängliche Präsidentschaft sichern und hoffen so dem Provisorium der jetzigen „Republik“ etwas mehr Halt zu geben, während die Intriguen der dynastischen Parteien noch wie vor den Bestand derselben bedrohen, namentlich aber der Bonapartismus, weil er in einer Staatsorganisation selbst, in dem Beamtenthum und zum Theil auch in der Armee noch festen Halt und seit langer Zeit das Talent und die Uebung der Conspiration besitzt, die meisten Besorgnisse einflößt. Der Advocat einer Republik, welche nicht blos ein Zugeständniß an die Noth des Augenblicks, nicht blos der neutrale

Boden für den Kampf der Parteien ist, sondern die mit voller Begeisterung und Hingebung erfasste staatsrettende Staatsform, Gambetta, agitirt auf Rundreisen in Frankreich und präsidirt bei „Reformbanketen“, wie in Angers und Havre, in denen er die Auflösung der jetzigen Nationalversammlung verlangt. Die Zeit ist freilich vorüber, in welcher Reformbankete, wie unter Ludwig Philipp, eine revolutionäre-Macht sind, und selbst die Betheiligung der Municipalbehörden, über welche Duval in der Sitzung der Nationalversammlung vom 22. April eine Anfrage an die Regierung richtete, dürfte sie nicht gefährlicher machen. Gleichwol zeigt diese Betheiligung, daß der Dictator Frankreichs in der zweiten Epoche des großen Krieges noch nicht zu den Vergessenen gehört und daß die Machtstille, mit welcher er bekleidet gewesen war, noch immer Eindruck auf die Vertreter der französischen Provinzstädte macht. Die Republik des Hrn. Thiers hat in der Nationalversammlung etwa 100 gemäßigte Republikaner für sich; Gambetta ist der Vorkämpfer von 170 Republikanern und 60 Radicalen, welche mit der Republik Ernst machen. Diesen allen stehen etwa 400 Monarchisten gegenüber, die in die verschiedenen Parteien gespalten sind. Der Bonapartismus hat in der Versammlung eigentlich nur einen einzigen Vertreter, der aber schwer ins Gewicht fällt — den frühern Redeminister des second empire, Rouher.

Der jetzt gekündigte englisch-französische Handelsvertrag ruft in der That indeß die Verdienste des zweiten Kaiserreiches, die über seinem letzten Frevel fast vergessen wurden, wieder in die Erinnerung. Thiers und sein bisheriger Finanzminister Pouyer-Quertier sind eifrige Schutzjöllner und vertreten dies in Frankreich sehr populäre nationalökonomische System mit größter Einseitigkeit. Napoleon III. war in Bezug hierauf seiner Nation vorausgeeilt und stets bereit, dem Freihandelsystem Zugeständnisse zu machen. England tröstet sich indeß über die Kündigung dieses Vertrags und zwar damit, daß dieselbe, auch bei dem Fortbestand der Regierung des Kaisers, nur eine Frage der Zeit gewesen wäre. Die Epoche einer großen westeuropäischen Allianz, welche damals den Mittelpunkt der Napoleonischen Politik bildete, sei vorübergegangen; Frankreich glaube, im Vertrauen auf seine reichen Hilfsmittel und Producte, auf sich selbst stehen zu können. Gelte es nun eine neue Vereinbarung, so werde England, wie die „Times“ meint, nur in Einem Punkte sich nicht zu der frühern Abmachung geneigt zeigen: im Punkte der Steinkohlenausfuhr. Die Drohung ist verständlich genug; es ist dies in der That ein sehr empfindlicher Punkt für die französische Fabrikindustrie.

Dieselbe englische Zeitung ist sehr ungläubig den Friedensversicherungen von Thiers gegenüber; sie meint, daß auch die berliner Staatsmänner anfangen etwas unruhig zu werden über die Aussichten, welche der veterane Staatsmann ihnen eröffne. Die neue französische Heeresorganisation, deren Verathung in der Nationalversammlung jetzt unmittelbar nach derjenigen über die Bildung des Staatsrathes angefetzt ist, wird in der That die Armee auf eine Höhe des Bestandes bringen, welcher demjenigen der deutschen überlegen ist. An Stelle einer Friedenspräsenz von 350000 Mann, wie sie unter dem Napoleonischen Kaiserthum bestand, würde dann eine solche von 450000 Mann treten, das Kriegsbudget des Kaiserreiches von 100 Mill. Thlr. auf 150 Mill. gesteigert werden; es wird eine Kriegsmacht von mehr als anderthalb Millionen der deutschen von 1,250000 Soldaten, und 2700 Kanonen 1900 deutschen Kanonen gegenüberstehen. Freilich ohne allgemeine Wehrpflicht im Frieden und mit einem Massenaufgebot während des Krieges würde diese Organisation immer eine bedenkliche Achillensferse bieten. Daß Thiers im Grunde ein Napoleonischer Chauvinist ist, welchem Frankreichs Macht und Kriegsruhm in erster Linie stehen, hat er nicht nur als Historiker in seiner „Geschichte des Consulats und des Kaiserreichs“ bewiesen, nicht nur als Minister des Julikönigthums, selbst noch als oppositioneller Abgeordneter unter dem zweiten Kaiserreiche; er hat die große Lösung: „Rache für Sadoma“, in welche der Kaiser allmählich die seinige: „Rache für Waterloo“ übersezte, für Frankreich erfunden, er fand den deutschen Krieg nur unzeitig, nicht ungerecht. Seine jetzigen Friedensbetheuerungen sind gewiß aufrichtig gemeint; denn ehe man mit der Hand an das Schwert schlagen kann, muß man ein Schwert besitzen. Die „Times“ führt indeß eine Blumenlese aus den Reden von Thiers an, in welchen zwar der „Rachegedanke“ sehr versteckt unter Blumen lauert, die aber über die verborgenen Hoffnungen und Wünsche des tiefgedemüthigten Friedensunterhändlers, der unter den Willen

des belagerten Paris, die Thräne im Auge, mit dem siegreichen Feinde verhandeln mußte, keine Zweifel lassen: „Frankreich muß eine Armee haben, um den Rang wiederzugewinnen, welchen es immer in der Welt eingenommen hat.“ — „Bis sich Frankreich nicht von seinen Unglücksfällen erholt hat, müssen wir uns begnügen, als internationale Pöschmannschaften zu handeln und jeden Funken auszulöschen, welcher den Frieden gefährden könnte.“ — „Unser Chassepot schlägt das Zündnadelgewehr vollständig. Unsere neue Kanone ist der preussischen weit überlegen. Unsere Offiziere sind die intelligentesten in Europa und werden jetzt, wo sie mit wirklichem Ernst zu studiren begonnen haben, bald alle übrigen übertreffen. Unsere heldenmüthigen Soldaten würden die Deutschen selbst unter den Mauern von Paris niedergeschmettert haben, wären sie besser befehligt worden.“ — „Wenn sich der Protestantismus um Preußen schart, so ist Frankreich der natürliche Beschützer der katholischen Interessen.“ Die „Times“ meint, daß diese Aeußerungen, die Hr. Thiers theils in der Kammer, theils in den Unterredungen mit Hrn. von Arnould that, logisch arrangirt, einen vollständigen Actionsplan enthalten. Daß ein vertrauenerweckendes Friedensprogramm aus ihnen herauszuhören sei, wird wol niemand behaupten wollen. Der Gedanke der Ueberlegenheit Frankreichs als einer selbstverständlichen Nothwendigkeit liegt ihnen zu Grunde. Jetzt ist Frankreich unterlegen; es muß den Frieden bewahren, bis es eine impotante Kriegsmacht ausgerüstet hat, mit der es die nicht bestreitbaren Ansprüche auf seine Suprematie in Europa geltend machen kann. Hinter dem provisorischen Frieden, einer Nothwendigkeit der vorübergehenden Zeitlage, steht der unvermeidliche Krieg, eine Nothwendigkeit der Weltlage, welche das Uebergewicht Frankreichs in Europa verlangt. Inzwischen sind die ultramontanen Sendboten die Avantgarde desjenigen Staats, der berufen ist, den Katholicismus zu schützen. Und sie tragen den Krieg bereits bis in das Herz Deutschlands. Wenn auch der Chauvinismus, der schon die letzten Milliarden mit Blut und Eisen bezahlen will, in dies Programm nicht mit aufgenommen ist, so besteht doch der Unterschied seines Programms von demjenigen des Präsidenten nur darin, daß jener übereilen will, was dieser nach längern, den Sieg verheißenden Vorbereitungen ins Werk zu setzen gedenkt. Die ernstesten berliner Noten, von denen die Zeitungen sprechen, sind natürlich bei der Situation und dem diplomatischen Brauch unmöglich, um so mehr, als Thiers's officielle Reden in der Nationalversammlung von Friedensversicherungen überströmen. Doch ist wol anzunehmen, daß das Deutsche Reich den Franzosen in Bezug auf ihre Verbindlichkeiten keine weiteren Zugeständnisse machen, sondern solange als es nach den Friedensbedingungen thunlich ist, seinen Wachtposten in Frankreich besetzt halten wird. Wenn Thiers erklärt hat, er sei der Verwalter eines bankrotten Hauses, und wisse nicht, ob es in Zukunft noch einmal Geschäfte machen werde, so muß Deutschland jedenfalls vor diesen Geschäften auf seiner Hut sein, denn es wird von Frankreich nicht zum Associé für dieselben gewählt werden.

Inzwischen wird die jüngste unheilvolle Vergangenheit dieses Landes in jeder Weise von ihm selbst illustriert. Während sich der Herzog von Gramont in einer, mit den heftigsten Invectiven gegen den Fürsten Bismarck angefüllten Vertheidigungsschrift von der Anklage eines leichtsinnig heraufbeschworenen Krieges zu reinigen sucht, mit seiner Advocatur aber nur das Gegentheil erreicht und für seine Verurtheilung plaidirt, hat der Proceß Trochu vor dem Geschworenengericht uns ein Bild jenes 4. September entrollt, das von dem General selbst als das eines allgemeinen Zusammensturzes charakterisirt wird. Als Kläger gegen den „Figaro“, der seine Ehre angegriffen hatte, wurde Trochu selbst zum Beklagten, der sich vor der öffentlichen Meinung vertheidigen mußte; denn die Zeugenaussagen der bonapartistischen Großwürdenträger lauteten nicht zu seinen Gunsten. Daß er als Ritter der Kaiserin aufgetreten war, als Christ, Bretonne und Soldat sie zu beschützen geschworen, daß er erklärt hatte, wenn es nöthig sein würde, sich an den Pforten der Tuileries für die Vertheidigung der kaiserlichen Regierung tödten zu lassen — das ging übereinstimmend aus allen Aussagen eines Palitao, Koucher, Schneider hervor. Trochu konnte zu seiner Rechtfertigung nur sagen, daß er nicht mehr vertheidigen konnte, was sich selbst aufgegeben hatte. Die Kaiserin hatte sich entfernt, zum Gesetzgebenden Körper vermochte er nicht durchzubringen, die Truppen weigerten sich, die noch bestehende, oder vielmehr eben aus den Fugen gegangene Ordnung der Dinge zu vertheidigen. So war der General seines Eides durch die Entfernung der Kaiserin

entbunden und opferte sich auf, um Paris vor der schrecklichen Bewegung der Demagogie sicherzustellen. Er trat in die Regierung der Vaterlandsverteidigung und vertheidigte das Vaterland mit ihr, wie sie es konnte, mit aller Energie. Gegen das Kaiserreich behauptete Trochu nie conspirirt zu haben. Diese Vertheidigung hatte immerhin die Logik der Ereignisse für sich; denn gerade die gegen Trochu auftretenden Zeugen hatten das Kaiserreich ebenso wenig zu retten vermocht und waren wie eine Wolke von Spreu auseinandergestoben, als die Katastrophe von Sedan eingetreten war. Gleichwol konnte der bigote Bretonne, welcher in geheimer Geistesverwandtschaft mit der Kaiserin stand und bisweilen vor der heiligen Genoveva auf den Knien lag, kein Urtheil des Geschworenengerichts erlangen, das ihn selbst von den Anklagen des „Figaro“ und der Zeugen freigesprochen hätte; denn nur wegen Beleidigung wurden am 21. April die Redacteurs des „Figaro“ verurtheilt, in Betreff der Verleumdung aber freigesprochen, ein Verdict, durch welches stillschweigend anerkannt wurde, daß die dem General schuld gegebenen Thatfachen, namentlich in seinem Verhalten gegen die Kaiserin und Napoleon, in der Wahrheit begründet seien. Der Proceß selbst, der diese verblühenen und verschliffenen Größen des second empire noch einmal ans Licht herausbeschwor, machte den Eindruck, als ob eine Tröbnergarderober, in welche die Motten gekommen, noch einmal an der Sonne ausgeklopft würde.

Während Frankreich durch den innern Kampf der Parteien nicht zu vollständiger Ruhe kommen kann, und selbst in seinen Reorganisationen für die Revanche der Zukunft fortwährend gestört wird, befindet sich Spanien in einer noch unglücklicheren Lage; das von Italien importirte Königthum vermag keine festen Wurzeln zu schlagen, und die Septembrisrevolution und der Wechsel der Dynastie sind nicht im Stande, dem Lande den innern Frieden zurückzugeben. Seit dem Ministerium Serrano im Juli des vorigen Jahres folgten sich die Ministerien mit einer Geschwindigkeit, welche selbst den raschen Wechsel der italienischen Ministerien hinter sich ließ. Zuerst kam das radicale Ministerium Zorrilla, welches eine Triumphreise des Königs durch die oppositionellen Provinzen veranstaltete; dann das Ministerium Malcampo, welches durch die „Couponsteuer“ sich einen keineswegs ehrenvollen Denkstein in der Geschichte des europäischen Finanzwesens gesetzt; dann Sagasta, der schon an dem Sturze seines früheren Parteigenossen Zorrilla und an der Begründung des vorgeschobenen Cabinets Malcampo wesentlichen Antheil gehabt hatte. Kaum hatte der neue Minister in einer Antrittsrede sein Programm entwickelt, über die politische Lage, den Schutz der Kirche zugleich mit dem Schutze der Glaubensfreiheit, über den Zustand der Finanzen, die in hohem Grade zerrüttet sind, sich in einer Weise ausgesprochen, die ihm nach seiner eigenen Ansicht den Ruhm staatsmännischer Weisheit verschaffen mußte, als ein ganz untergeordneter Kammerstandal die Existenz des neuen Ministeriums in Frage stellte. Zwischen dem Vicepräsidenten der Cortes Herrera und dem Schriftführer Portella entspann sich ein heftiger Streit über eine Frage der Geschäftsordnung; Sagasta machte es zu einer Cabinetsfrage, daß die Cortes die Partei Herrera's ergriffen; doch das Ministerium, gegen welches 100 Radicale, 34 Republikaner, 29 Karlisten und einige Moderados und Wilde stimmten, wurde mit einer Majorität von fast 100 Stimmen geschlagen. Sagasta zog es vor, statt zurückzutreten, die Cortes aufzulösen, was infolge einer Verfügung des Königs vom 24. Febr. geschah; gleichzeitig wurden die Neuwahlen auf den 21. April und der Zusammentritt der Cortes auf den 24. angeordnet, während das Ministerium Sagasta, um auf die Wahlen günstig zu wirken, sich einer Neubildung unterzog und aus dieser Umschmelzung als ein „Versöhnungsministerium“ hervorging, in welchem neben den Progressisten auch Unionisten und Conservative Platz fanden.

Die spanischen Parteien wollen indeß ebenso wenig wie die französischen etwas von Versöhnung wissen. Die Republikaner conspiriren mit den französischen Republikanern der stricten Obervanz, wie Gambetta; Castellar, der begabteste Vorkämpfer der Partei, hatte sich zu diesem nach Frankreich begeben; doch solange Thiers an der Spitze einer provisorischen und nicht ernst gemeinten Republik steht, hat die spanische Partei wenig Aussicht auf Unterstützung von seiten der politischen Glaubensgenossen in Frankreich. Indes verhandelt sie bereits ziemlich ungenirt über das Geleit, das sie dem jetzigen

König Amadeo zu bewilligen gedenkt, wenn ihre Sache gesiegt hat. Der König selbst neigt sich der bei der Armee sehr einflussreichen Adelspartei aus der Zeit der Christinos zu, während die alte Aristokratie und der Klerus sich von ihm fern halten. Die Präbendenden sind inzwischen nicht unthätig. Der Herzog von Montpensier hat ein Manifest veröffentlicht, in welchem er seine Ausöhnung mit der vertriebenen Königsfamilie anzeigt, selbst auf die Krone verzichtet und erklärt, sich mit der Regentschaft für seinen Neffen Alfonso benügen zu wollen. Daß französische und auch einzelne spanische Blätter noch immer das Märchen aufstischen, Bismarck habe die Besetzung des spanischen Thrones mit einem Hohenzollern noch keineswegs aufgegeben, daß sogar Prinz Friedrich Karl als der designirte Thronfolger bezeichnet wird, und Sr. de Lagueronniere die Fabel von der Wiederaufrichtung der Weltmonarchie Karl's V. von seiten Preußens, einer Monarchie, deren wesentliche Bestandtheile Holland und Spanien sind, getrost seinen Lesern erzählen darf, führen wir hier nur der Curiosität wegen an. Diesen Chimären gegenüber ist indess der Eifer der Karlisten, Spanien wieder in ihre Gewalt zu bringen, hinlänglich durch Thatfachen erwiesen. Don Carlos selbst, der Herzog von Madrid, erläßt Ordonnanzen und Befehle, als ob er sich im Vollbesitze der Macht befände. Am 15. Jan. hat er von Genf aus einen Anhänger seiner Partei, den Cortesabgeordneten Don Joaquin Maria Musquez, aus der Schaar der Karlisten ausgestoßen und gewissermaßen den großen politischen Bann über ihn verhängt, weil er Behauptungen aufgestellt hatte, die mit den karlistischen Grundsätzen nicht stimmen. Deshalb erklärt Don Carlos ihn für unfähig zu jedem Amte. Neuerdings verlangte er von den gewählten Abgeordneten seiner Partei, daß sie überhaupt nicht in die Cortes eintreten, weil die Wahlen nicht gesetzmäßig vollzogen worden seien; er verspricht, seine Sache auf einem andern Terrain auszufechten. Dieses andere Terrain der „Karlisten“ ist aus der neuesten Geschichte Spaniens hinlänglich bekannt; schon hört man von karlistischen Putsch, und nimmt man die Unruhen dazu, die in Saragossa gegen Ende Januar stattfanden und auch den Gegnern der Regierung zugeschrieben wurden, so eröffnet sich für Spanien die Aussicht auf neue Tumulte und Bürgerkriege, welche wol so rasch keinen Abschluß finden dürften. Nimmt man dazu die Bedrängnisse der Colonien, den blutigen Aufstand auf Manilla am 20. Jan., nach dessen Unterdrückung zahlreiche Executionen von Eingeborenen, auch eingeborener Priester stattfanden, den noch immer nicht zu Ende geführten Krieg auf der Insel Cuba, wo die Insurgenten sich in die Gebirge im Innern der Insel zurückgezogen haben und von dort einen Guerrillakrieg mit den Regierungstruppen führen, so kann man sich ein Bild von der Anarchie entwerfen, welche selbst unter dem so lange ersehnten Königthum des italienischen Prinzen fortherrscht. Auch die Internationale, welche erst seit 1869 in Spanien eingebürgert ist, hat dort bereits so festen Boden gefunden, daß ein Gesetz gegen die Theilnahme an dieser Gesellschaft, ähnlich wie in Frankreich, erlassen werden mußte. Die Finanzlage ist so traurig wie möglich; am Ende des Verwaltungsjahres im Juni wird man einem Deficit von 800 Mill. Realen gegenüberstehen. Die Auflösung der Cortes war eine Beruhigung für den jetzigen Finanzminister Angulo, der weder mit der Darlegung des Budgets seines Vorgängers, noch mit dem Vorschlage, die auswärtige Schuld mit einer Steuer zu belegen, für sein Ministerium moralische Eroberungen gemacht hat. Eine Curiosität seltener Art ist es, daß der Minister sich von einem frühern madrider Bankier Lopez, ungeachtet des übeln Rufes, dessen sich dieser Geldmann erfreute, bestimmen ließ, Schatzobligationen im Werthe von 500 Mill. Realen zu negociiren, ohne eine andere Bürgschaft als angebliche Dreimonatstratten auf das Haus Ripardi in London. Dieses Haus Ripardi aber kennt den Bankier Lopez durchaus nicht, und die in Paris untergebrachten Obligationen sind für Spanien verloren. Der paradoxe Satz, daß zum Regieren wenig Weisheit gehört, wird gegenwärtig auf der Iberischen Halbinsel glänzend illustriert!

Inzwischen wurden am 24. April die Cortes mit einer Thronrede des Königs eröffnet, welche ein strenges Einschreiten gegen die Insurgentenbanden verheißt, da der Weg der Milde nicht zum Ziele geführt habe.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

# Aus Algerien.

## Studien und Skizzen

von

H. Bartling.

### I.

Ursprung des Besitzrechts der Franzosen in Algerien. Angriff der Deis von Algier auf die französischen Besitzungen. Reclamationen Frankreichs unter den Bourbonen. Bewilligung eines Tributs an den Deis. Zwistigkeiten mit Hussein-Deis. Vertrag wegen der Forderungen von Bacri und Buschnach. Blokade von Algier. Nochmalige Unterhandlungen mit dem Deis. Erste Expedition der Franzosen gegen Algier. Geschichte der Occupation bis zum Falle des zweiten Kaiserreiches. Aufstand der Araber unter der Republik und dessen Ursachen.

An den Küsten des Mittelländischen Meeres finden sich gewisse Plätze, auf denen sich der Osten und Westen berühren und die, zum ersten male gesehen, auf das Gedächtniß des Reisenden einen Eindruck machen, der sich niemals wieder verwischt. Mit dem Osten meinen wir durchaus nicht den geographischen Osten, sondern wir gebrauchen das Wort hier im conventionellen Sinne für jene Regionen, die den Charakter des Mohammedanismus oder des griechischen Christenthums an sich tragen; mit dem Westen dagegen bezeichnen wir jene civilisirten Länder des modernen Europas, wo die Kleidertrachten, die Architektur und alle Außenseiten des menschlichen Lebens, obgleich unter sich verschieden und mannichfaltig, doch gleichförmig erscheinen, wenn sie mit den Ländern des Korans oder denen der griechischen Kirche in Contrast gerathen. Während sich nun das, was wir Westen nennen, bis an die Küsten des Baltischen Meeres und die Donau entlang bis nach Belgrad hin erstreckt, dehnt sich unser Osten durch das ganze nördliche Afrika bis zur Straße von Gibraltar aus. Unter den Orten, wo Osten und Westen sich begegnen und einander die Hand bieten, sind wenige mehr bemerkenswerth als Gibraltar selbst. Der taktmäßige Schritt der rothrückigen englischen Schildwachen, das Porter und Ale in den „Beershops“, die berghohen schwarzen Steinkohlenhausen, die rauchenden Dampfer, die vor dem „Calp-Hunt“ herumflanirenden Offiziere zeigen uns die eine Seite des Bildes; die afrikanischen Früchte und Waaren, der kriechende Jude von Mogador, der turbantragende Maure auf der Esplanade, wo Kanonenkugeln zwischen grünen Tannenpalmen hoch aufgeschichtet liegen, bilden die andere Seite, während der andalusische Schmuggler und der Maulthiertreiber mit dem Sombrero auf dem Kopfe und der Cigarito im Munde die Uebergänge repräsentiren. Malta ist ein anderer Ort, wo Orient und Occident in auffallender Weise sich einander gegenüberstehen; griechische Matro-

fen mit rothen Mützen auf dem Kopfe und weiten blauen Beinkleidern tummeln sich am Landungsplatze herum; die Sprache, die man an den „Nix-Mangiarestufen“ sprechen hört, ist ein verdorbenes Arabisch; die Dächer sind flach, doch in den Straßen bewegt sich eine Bevölkerung, zu der fast alle europäischen Nationen ihr Contingent stellen und unter der natürlicher Weise der steife Engländer die Hauptrolle spielt. Ein dritter Platz ist Venedig; man darf nur an die Zeit zurückdenken, in der die Töne der österreichischen Militärmusik auf dem Sanct-Martinsplatze erschallten, auf diesem Platze, wo byzantinische Bogen und schimmernde Mosaik die hervorspringenden Züge sind, oder man darf sich nur im Geiste die weniger harmonische Zusammenstellung eines daherbrausenden Eisenbahnzuges und seiner schrillenden Locomotive mit einem schweigsam daliegenden, auf allen Seiten von den Fluten des Meeres bespülten Kloster armenischer Mönche vergegenwärtigen. Noch einige andere Städte möchten wir unserer Liste hinzufügen, solche wie Athen, Korfu und vor allem Konstantinopel. Doch von allen Szenen, wo Osten und Westen einander von Angesicht zu Angesicht sich gegenübergestellt werden, ist keine so in die Augen springend wie jene in Algier und Algerien. Man würde weit fehlen, wollte man die Stadt Algier als ein französisches Malta oder ein französisches Gibraltar bezeichnen, nicht bloß weil sie größer und volkreicher als die Felsenstadt ist, oder weil ihre herrlichen grünen Umgebungen bei La Valette fehlen: kein Contrast auf beiden dieser Plätze ist so groß als jener zwischen der lebhaftesten aller europäischen Nationen und dem ungebändigten wilden Mohammedanismus, der seine Herrschaft noch heute über mehr als die Hälfte von Nordafrika ausübt; und wenn man dann zu den Mauren und den Franzosen, deren contrastirende Figuren dem Bilde seinen charakteristischen Ausdruck verleihen, noch die andern Verschiedenheiten der Menschen hinzufügt, die man täglich in den Straßen und der Umgebung Algiers und den andern Städten der Colonie sehen kann — Kabylen, Araber, hier und da vielleicht ein Türke, Juden, Neger, Bootführer von Malta, Tagelöhner und Erdarbeiter von Minorca, Abenteuerer aus Italien, der Schweiz und Deutschland — dann entfaltet sich vor unsern Blicken eine Scene, deren merkwürdige Zusammensetzung das Interesse eines jeden Beschauers fesseln muß.

Doch ehe ich dem Leser ein Bild von den Städten der Colonie, von den Bewohnern des Landes, ihren Sitten und Gebräuchen, von meinen Reiseeindrücken und Erfahrungen entrolle, wollen wir gemeinschaftlich einen flüchtigen Blick auf die neuere und neueste Geschichte dieses Theiles der afrikanischen Küste, seine Entwicklung, seine Organisation und seine Verwaltung werfen.

Algerien ist geographisch in zwei\*) ganz deutlich voneinander verschiedene Regionen getheilt: in das Tell\*\*), d. h. das Land, welches dem Meere am nächsten liegt, und in die algerische Sahara, oder das Dattelland (Belad-el-Djerid), die Gegenden jenseit des Tell. Der nördliche Theil umfaßt die beiden Bergausläufer des nördlichen Afrika, die zwischen Tunis und Marokko liegen; es ist dies das alte Mauritaniens und Numidien. Der südliche Theil oder die Sahara erstreckt sich im Norden bis an den Fuß des Atlas, während er im Süden durch eine Linie begrenzt wird, die, von Osten nach Westen gedacht, jenseit der Länder der Beni-M'zab gezogen ist, und an der Grenze von Tunis durch die Stadt Nefta und dann durch El-Modj, Tuggurt, Temacin, Uargla, Ghardheia\*\*\*), Metkili läuft und in der Nähe von Marokko bei Schellala und Ain-Sefra endigt; das ist das alte Getulien.

\*) Der berühmte Reisende und Geograph Mac-Carthy nimmt deren drei an.

\*\*) Tell bedeutet in der arabischen Sprache ein hochgelegenes Land, ein Bergland; Sahara im Gegentheil bezeichnet ein flaches, tiefgelegenes Land, es ist der Gegensatz zum Tell.

\*\*\*) Henri Duveyrier schreibt das Wort Ghardâya.

Die Colonie, seit 1850 so bedeutend, aber wie General Ducrot in seiner kürzlich veröffentlichten Broschüre „La vérité sur l'Algérie“ ganz richtig bemerkt, sehr zu ihrem Nachtheile, nach dem Süden zu erweitert, hat in diesen für die Europäer im Sommer zu heißen Regionen als am weitesten vorgeschobene Schildwachen drei Militärposten: Laghuat in der Provinz Algier, besetzt am 4. Dec. 1852; Geryville \*) in der Provinz Oran, besetzt 1853, und Tuggurt, in der Provinz Konstantine, besetzt am 2. Dec. 1854. Diese drei Orte bilden die Grundlinie eines Dreiecks, dessen Scheitel Margla ist. Margla, fast unter dem Meridian von Algier und über 200 Lieues südlich von dieser Hauptstadt liegend, ist die äußerste Festung der Franzosen an den Thoren der Großen Wüste. Schon seit mehr als 400 Jahren besaß Frankreich Etablissements an der Nordküste von Afrika; sein Besitzrecht, zuerst käuflich von den Arabern erworben, wurde 1518, 1692, 1694, 1801 durch die türkischen Sultane, Oberlehnsherren des Dei von Algier, und durch den Dei selbst anerkannt. Die vortheilhafte Lage der französischen Besitzungen in Algerien, ihr Reichthum an Korn, Vieh, Wachs und Honig u. s. w., die Leichtigkeit, französische Fabrikate und Handelsartikel in das Innere von Afrika abzusetzen, dann endlich die Vortheile, welche die Korallenfischerei den Handelscompagnien abwarf, die vor der großen Revolution und dem ersten Kaiserreiche die Concessionen ausbeuteten, ließen alle dortigen Verhältnisse in einem sehr günstigen Lichte erscheinen. Jedoch während der langen Kriege der Republik und des Kaiserreiches war aller dortiger Handel gelähmt, ja fast ganz ausgestorben. Es war die Flotte von England, die alle überseeischen Unternehmungen paralyisirte; doch die Dei's von Algier blieben anfänglich in diesem Kampfe neutral und bestritten niemals das Besitzrecht Frankreichs.

Indessen 1798, während des Feldzuges in Aegypten, erklärte Algier, von der Pforte gezwungen, der Republik den Krieg, griff das Fort La Calle an, eroberte es und schleifte die Befestigungen. Doch diese erzwungenen Feindseligkeiten hatten weiter keine Folgen, und im Jahre 1801, nach dem Frieden von Amiens, erschienen französische Handelstreibende unbelästigt wieder an der afrikanischen Küste. Im Jahre 1806 besetzten die Truppen des Dei von Algier aufs neue La Calle, während die Engländer sich der Korallenfischerei bemächtigten, in deren alleinigem Besitz sie bis 1814 ungestört verblieben.

Nach dem Sturze Napoleon's reclamirte Frankreich die Ausführung der alten Conventionen, denen zufolge ihm die Küste zwischen dem Flusse Seybouse und der Grenze von Tunis abgetreten war und deren Hauptorte die Bastion de France, das Fort La Calle, das Cap Roux, das Cap Rose und das Cap Nègre waren. Der Vertrag von 1817 brachte Frankreich gegen eine jährliche Zahlung von 60000 Frs., die nach drei Jahren auf 200000 Frs. erhöht wurde, wieder in den Besitz seiner alten Rechte.

Die jährliche Zahlung einer so bedeutenden Summe mußte auf erhebliche Weise die Vortheile schmälern, die Frankreich früher aus diesen seinen Etablissements gezogen hatte; anderntheils aber hatten die Franzosen ihre Comptoirs in einem höchst verfallenen Zustande wiedergefunden, und dann hatten die Eingeborenen, welche die umliegenden Ländereien bebaut hatten, dieselben verlassen, da sie ihre Erzeugnisse nicht mehr in den Anstehungen absetzen konnten. Um ihren Besitzungen neues Leben, neue Bedeutung einzuhauchen, hätten die Franzosen der Zukunft sicher sein müssen, und das konnten sie zu dieser Zeit nicht, und zwar weil der Dei von Algier ganz deutlich zu verstehen gab, daß er sie von der Küste verjagen würde, sobald es ihm die Mittel und die Umstände erlaubten; Hussein-Dei, der 1818 zur Herrschaft gelangt war, trug seine feindseligen Gesinnungen gegen Frankreich ganz offen und ohne Furcht zur Schau. Gegen alles

\*) Geryville, arabisch El-Beiodh, erhielt seinen Namen vom Obersten Gery, der die Besetzung ausführte.

Völkerrecht und dem Wortlaute aller Verträge entgegen ließ er im Jahre 1824, unter dem Vorwande, Contrebande aufgreifen zu wollen, Hausfuchung bei dem französischen Consul zu Bône halten und kaperte 1826 ungerechterweise mehrere Schiffe, die dem päpstlichen Stuhl angehörten, aber unter französischer Flagge segelten; endlich wurden französische Güter am Bord eines spanischen Schiffes mit Beschlagnahme belegt.

Es waren auf diese Weise die zwei Principien, die beständig als Basis aller Verträge Frankreichs mit den Regentchaften von Afrika gebient hatten, gröblich verletzt: daß nämlich die französische Flagge jegliche Waare decke und daß französisches Eigenthum unantastbar sei, selbst am Bord feindlicher Schiffe.

Der Bruch der geschlossenen Verträge und des Völkerrechtes gaben zu einer Menge von Reclamationen bei dem Dei von Algier Veranlassung, der noch ein ganz besonderes Motiv zum Hass gegen Frankreich hatte.

Zwei jüdische Bankiers der Regentchaft, Jakob Coëns Bacri und Michael Buschnach, hatten der französischen Regierung in den Jahren 1793—98 bedeutende Fourragelieferungen für die italienische Armee und die Expedition nach Aegypten gemacht. Der größte Theil der Zahlungen war gemäß den Consignationen geleistet worden; doch da man mehrere Ladungen Getreide stark havarirt fand, stellte man die Zahlungen ein und bestritt lange Zeit die Forderungen der Lieferanten.

Endlich reclamirte der Dei von Algier selbst, indem er erklärte, daß er Eigenthümer eines großen Theiles der gemachten Fourragelieferungen sei, die er der französischen Regierung aus den Magazinen der Regentchaft sowie aus den ihm zufließenden Naturalabgaben gemacht habe. Um den Frieden aufrecht zu erhalten, erkannte Frankreich in einem Vertrage mit dem Dei die Forderungen der beiden Bankiers an, und die Kammern bewilligten zur Deckung derselben die Summe von 7 Mill. Frs. In diesem Vertrage hatte man jedoch einen Vorbehalt zu Gunsten etwaiger französischer Gläubiger von Bacri und Buschnach gemacht. Solche fanden sich denn auch in Menge vor, und die Forderungen derselben absorbirten, nachdem sie vor französischen Tribunalen ausgestellt waren, vollständig die zugestandenen 7 Millionen, ja sie waren nicht einmal hinreichend genug, um dieselben ganz zu tilgen. Der Dei, zu dessen Schadloshaltung der Vertrag und die Gelbbewilligung seitens Frankreichs gemacht worden war, fand sich so in seinen Erwartungen getäuscht und sah mit Erbitterung eine Summe entschlipfen, die er sicher in den Händen zu haben glaubte. Er hatte seine Unterschrift in völliger Unkenntniß der französischen Gesetze sowie des französischen Liquidationsverfahrens gegeben und in dem guten Glauben, daß die Gegenforderungen nur ganz geringe seien.

Um des Friedens willen brachte man französischerseits ein neues Opfer; die Kammern erhoben im Vertrage vom 24. Juli 1820 die jährlich dem Dei für die afrikanischen Concessionen zugestandene Summe von 60000 Frs. auf 200000 Frs. Man wollte auf diese Weise dem Regenten eine bedeutende jährliche Rente sichern und so das ihm verlorene Kapital theilweise ersetzen. Doch der aufgebraachte Dei wollte von allen diesen Arrangements, Zugeständnissen und Rentenzahlungen nichts wissen; er forderte auf grobe, ungestüme Weise die sofortige Zahlung von 7 Millionen und drohte im Nichtzahlungsfalle mit Repressalien.

Der damalige französische Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Baron von Damas, glaubte durch solche Drohungen die Würde seiner Regierung verletzt und enthielt sich auf den Brief des Dei zu antworten; er ertheilte aber andererseits dem französischen Consul zu Algier, Hrn. Deval, den Auftrag, sich mit dem Regenten zu verständigen.

Noch bevor dem Consul die officiële Depesche des Ministers zugegangen war, machte dieser, dem Gebrauche gemäß, am Vorabende des Ramadanfestes dem Dei seine Aufwartung. Als er sich ihm vorstellte, fragte ihn dieser, ob er ihm keine Antwort auf

seinen Brief an den Baron von Damas zu überbringen habe, und da der Consul diese Frage verneinend beantwortete, so schlug ihm der Fürst mehreremal mit einem Fliegenwedel, den er zufällig in den Händen hielt, ins Gesicht und befahl ihm, indem er gegen den französischen König sowie gegen alle Christen die größten Schmähungen ausstieß, das Palais sofort zu verlassen.

Nach einer so argen Beschimpfung, die dem ganzen bisherigen Verfahren der Regentschaft die Krone aufsetzte, wurde natürlicherweise sofortige Satisfaction vom Dei gefordert, und auf seine Weigerung die Blokade über den Hafen von Algier verhängt.

Diese Blokade dauerte drei lange Jahre und kostete der französischen Nation, ohne den Schaden zu berechnen, welche sie dem Handel zufügte, die baare Summe von 20 Mill. Frs., mehrere Schiffe, die an der unwirthlichen und gefährlichen Küste untergingen, eine bedeutende Anzahl von Matrosen und Soldaten. Der Commandant des Geschwaders, der brave Contreadmiral Collet, erlag ebenfalls den Anstrengungen, die ein so langes und schwieriges Kreuzen erheischte.

Endlich erkannte man das Ungenügende eines solchen Verfahrens und entschloß sich, um die Würde Frankreichs aufrecht zu erhalten, mit durchgreifendern Mitteln eine Genugthuung vom Dei zu erzwingen. Das französische Cabinet sandte daher den Capitän de Bretonnière mit höchst gemäßigten, für beide Parteien ehrenvollen Vorschlägen nach Algier. Der Dei jedoch wies jede Annäherung zurück, und da noch dazu am Morgen des 3. Aug. 1829 das Parlamentärschiff im Augenblicke, als es den Hafen verlassen wollte, von drei algerischen Batterien fast in den Grund gebohrt wurde, brach man nun alle Verbindungen ab und dachte ernstlich an den Krieg.

Das Ministerium Polignac entwarf und führte nun jene Eroberung aus, die Alfred Rettelement\*) mit Recht das Testament der Restauration nennt.

Am 15. Febr. 1830 wurde die Expedition beschlossen; drei Monate später waren alle Vorbereitungen beendet und am 15. Mai ging die Flotte unter Segel. Am 14. Junı schiffte sich die Armee an der Küste von Afrika aus, und nach einem Feldzuge von nur 20 Tagen wehten die Lilien auf den Mauern von Algier. Der General Bourmont, der diesen Feldzug als Obercommandirender leitete und sich in demselben den Marschallstab erwarb, mußte in kurzer Zeit den Boden Afrikas, die Stätte seines Ruhmes, auf einem fremden Schiffe verlassen, als einzigen Schatz nur das Herz eines geliebten Sohnes mit sich tragend, der seinen Wunden, die er im Kampfe empfangen, erlegen war. Er erparte dieser Reliquie so die letzte Beschimpfung, die dem Körper, die sie einst besetzte, in Marseille widerfahren war, wo die Fiscusbeamten die Eingeweide durchwühlten, indem sie nach Schätzen suchten, die sie in denselben verborgen wühlten.

Wol nie hat die Vorsehung ein deutlicheres Beispiel von der Unbeständigkeit der menschlichen Herrlichkeiten gegeben als hier; denn Sieger und Besiegte begegneten sich einander in denselben Strudel des Unglückes hineingezogen und von ihm verschlungen. Der Marschall Bourmont befand sich zu Palma mit den Ueberresten der Miliz von Algier, während der Marineminister Baron von Haussiez, der diese große Expedition ins Leben gerufen und eine der schönsten Flotten für dieselbe ausgerüstet hatte, unerkannt und verkleidet, jeden Augenblick vom Tode bedroht, aus Paris entfloß und in einem kleinen Nachen über das Meer eilte; endlich schiffte sich an demselben Tage, an dem der besiegte Dei in Neapel ans Land stieg und erklärte, daß er sich unter den Schutz Karl's X., seines Besiegers, stelle, dieser Fürst verjagt und verlassen nach England ein.

Man hat der Restauration oftmals das Verdienst abgesprochen, dieses denkwürdige

\*) Vgl. Alfred Rettelement, „Souvenirs de la Restauration“ und „Histoire de la Restauration“.

Unternehmen entworfen zu haben, und behauptet, daß Karl X. die Eroberung Algiers ganz gegen seinen Willen gemacht habe.

Es sind dies historische Ungenauigkeiten und Fabeln, um uns keines andern Ausdrucks zu bedienen. Man kann dem letzten französischen Bourbonen ganz andere Dinge zur Last legen, als daß man nöthig hat, ihm den kleinen Ruhmesantheil zu rauben, der ihm aus der Besetzung Algiers erwächst, und die Eroberung dieser Stadt als ein Resultat darzustellen, das weder in seiner Absicht noch in der seines Ministeriums gelegen habe. Ferner ist es ungerecht und ungenau, zu behaupten, daß das Ministerium Polignac bei diesem Unternehmen nur engherzigen Absichten gehuldigt habe, daß es nur von dem einen Wunsch befeelt gewesen sei, durch einen glänzenden Waffenerfolg nach außen Stärke für seine reactionären Bestrebungen im Innern zu gewinnen. Dasselbe mußte sehr wohl, was es wollte: es wollte sein Werk mit Festigkeit verfolgen, das Mitteländische Meer ein für allemal von der Seeräuberi befreien und wenn möglich, hierin den Ideen des ersten Napoleon huldigend, dasselbe zu einem französischen See machen; alle Anstalten waren so getroffen, alle Mittel so gewählt, daß an einem günstigen Erfolge kaum ge- zweifelt werden konnte.

Man hätte kaum nöthig, für das soeben Behauptete einen andern Beweis anzuführen als die beharrliche Festigkeit, mit der England, indem es sich der algierischen Piraten annahm, gegen das Expeditionsproject, das ihm officiell mitgetheilt war, protestirte; doch diesem moralischen Zeugnisse steht noch ein materieller Beweis zur Seite, der aus einem, im französischen Staatsarchiv niedergelegten authentischen Actenstück erhellt.

Als England nämlich sah, daß Karl X. fest entschlossen war, seinen wiederholten Pro- testationen keine Rechnung zu tragen, forderte es ausdrückliche Erklärungen und geschrie- bene Versicherungen, daß Frankreich das etwa zu erobernde Territorium nicht definitiv besetzt halten wolle.

Das Tuilerien cabinet begnügte sich ganz einfach, dem von Saint-James folgende ehrenvolle Antwort zukommen zu lassen:

„Die Ehre und die Rechte Frankreichs sind mißkannt worden; nicht ruft es die Hülfe irgendeiner Macht an, um sich Respect zu verschaffen; es wird nicht allein den Dei von Algier mit Krieg überziehen, sondern alle andern Barbarenstaaten; ihm allein wird der Ruhm gehören, der ganzen Welt zum Nutzen das Piratenwesen und die Sklaverei der Christen ausgerottet zu haben; es allein aber wird wissen, wie es die Er- oberung, als Preis seiner Opfer, zu behaupten habe, welche ihm seine Waffen sichern werden. Und endlich, was die europäischen Nationen vergeblich bis heute unternommen haben, das wird es jetzt ausführen.“\*)

Einer so blühdigen und bestimmten Erklärung des französischen Cabinets gegenüber wird es schwer fallen, noch ferner den festen Entschluß Karl's X. in Zweifel zu ziehen, die Regentschaft von Algier definitiv besetzt zu halten.

Die ersten Jahre der Occupation wurden von der Juliregierung in halben Maß- regeln verloren, denn sie schwankte zwischen dem geheimen Wunsche, Algerien aufzugeben, und der öffentlichen Meinung, die sich energisch für die Erhaltung der Eroberung aus- sprach, thatenlos hin und her. Täglich regneten von den Tribünen des Gesetzgebenden

\*) Der französische Wortlaut der Depesche ist folgender: „L'honneur et les droits de la France ont été méconnus; elle ne réclame les secours d'aucune puissance pour se faire respecter; elle ne portera pas seulement la guerre au Dey d'Alger, mais à tous les états barbaresques; elle aura seule la gloire de détruire, au profit du monde entier, la pira- terie et l'esclavage des chrétiens, et elle saura conserver, pour prix de ses sacrifices, la conquête que lui assureront ses armes. Enfin, ce que jusqu'à ce jour les nations euro- péennes ont vainement entrepris, elle le fera.“

Körpers die heftigsten Angriffe gegen die Erhaltung der Colonie, und ein Minister, der spätere Herzog von Broglie, trieb es so weit, zu behaupten, Algerien sei für Frankreich nichts als eine Theaterloge. Erst in den letzten Monaten des Jahres 1841 schritt die Regierung Algerien gegenüber zu einer thatkräftigen, männlichen Politik, und der General Bugeaud, der zum Generalgouverneur ernannt wurde, war der rechte Mann, dieselbe zur Ausführung zu bringen. Diese zweite Periode der Occupation wurde durch die Einnahme und Besetzung von Plätzen im Innern und durch das Vorschieben von Militärposten bis an die Grenzen des Tell bezeichnet und endlich durch die Unterwerfung Abd-el-Kader's.

Die Unterwerfung des Emirs machte einen tiefen, erschütternden Eindruck auf die Gemüther der Eingeborenen; die Sache der arabischen Unabhängigkeit war gebrochen, und von nun an waren es nur noch einzelne Abenteurer und unzusammenhängende Aufstände, die den Franzosen den Besitz Algeriens streitig zu machen suchten. Dieses freudige Ereigniß fand nur wenige Wochen vor dem 24. Febr. 1848 statt, sodaß die vollständige Unterjochung Algeriens nur kurze Zeit dem Sturze Ludwig Philipp's vorausging wie die Eroberung Algiers dem Karl's X.

Doch hiermit war die Aufgabe der Armee von Afrika noch nicht zu Ende; von 1852—57 brachen häufige Expeditionen, eine nach der andern, zahlreiche Brechen in die Linie, welche die Kabylen der Jurjura bilden; endlich 1857, nachdem der orientalische Krieg beendet war, beschloß der Marschall Randon, damaliger Generalgouverneur, in das Herz der Kabylien einzudringen. Die Franzosen gingen jetzt von der den Kabylen gegenüber beobachteten Defensiv zur Offensive über; sie beabsichtigten durch diesen Feldzug den Feind außer Stand zu setzen, seine Angriffe gegen sie wie gegen die bereits unterworfenen Stämme zu erneuern. Das Unternehmen gelang\*) und führte zur völligen Unterwerfung, sodaß man von nun an das ganze Land zwischen Tunis und Marokko bis zum Nordrande der Großen Wüste als der französischen Herrschaft gesichert ansehen durfte.

Mit der Unterjochung der Kabylien schließt die letzte Periode der Eroberung des Landes und es beginnt jene der partiellen Kämpfe und Aufstände, eine Epoche, reich an interessanten Ereignissen, aber noch reicher an Erfahrungen, denn sie lehrt den nicht voreingenommenen Beobachter, daß der Besitz Algeriens noch kein gesicherter ist und Frankreich gezwungen sein wird, will es seine Colonisten nicht großen Gefahren aussetzen und das Land in seiner jetzigen Ausdehnung sichern, nach wie vor eine Armee von 40—60000 Mann dort zu halten.

Das Jahr 1858 verlief fast ganz ruhig, besonders in der soeben erst besetzten Kabylien. Nur in der Provinz Konstantine brach im Anfang April ein kleiner Aufstand aus. Am Vorabende eines Festes versuchten einige Abtheilungen der Stämme der Babor's, in der Kleinen Kabylien, sich des neuerbauten Vordj (Fort) zu Takitut zu bemächtigen, doch von den Franzosen kräftig zurückgewiesen, flüchteten sie in ihre Berge. Gegen das Ende des Jahres machte sich eine ernstere Bewegung in den Dasen der südlichen Sahara bemerkbar, die sich bis zu den Bergen der Aures ausdehnte. Sie wurde durch die aufrehrerischen Predigten Sidi-Sabocq's, eines alten Marabuts und Affiliirten des religiösen Geheimbundes, der den Namen Sidi-Abd-er-Rhman-ben-Azuz trägt, hervorgerufen. Am 10. Dec. verließ einer seiner Anhänger auf dem Markte von Sidi-Ofha, südwestlich von Biskra, einem Orte, der seinen Namen von dem Grabe des arabischen Eroberers von Maghreb erhalten hat, eine Proclamation seines Meisters, die alle Gläubigen zum

\*) Vgl. „Die Heerführer der französischen Armee“ („Unsere Zeit“, Neue Folge, VI, 2., 378 fg.).

Aufstände aufrief. Tumulte und laute Drohungen waren die unmittelbaren Folgen. Auf die Nachricht von diesem Ereignisse concentrirte der Commandant des Cirkels von Biskra vor Sidi-Okba 460 Reiter und 400 Mann Fußvolf\*), welche Streitkräfte einige Tage später bis auf 650 Pferde und mehr als 1000 Mann Fußvolf gebracht wurden. Am 24. Dec. traf der General Desbaur\*\*), der die Subdivision von Batna commandirte, vor dem Dorfe mit 3 Escadrons Chasseurs ein, denen noch einige Elitecompagnien des 99. Infanterieregiments folgten. Obgleich er allen denen, die sich freiwillig unterwerfen würden, einen vollen Pardon anbot, so blieben die Aufständischen doch nach wie vor unter den Waffen und zogen bedeutende Verstärkungen an sich. Sie errangen sogar in der Nähe von Ghabbel über den Raib von Biskra, der ihnen mit seinen Gums\*\*\*) entgegengesandt worden war, einige Vortheile. Der General ließ deshalb seine Streitkräfte in die Schluchten von Tonnegaline einrücken und trieb die Rebellen zu Paaren. Sidi-Sadocq, der sie in eigener Person befehligt hatte, flüchtete, wurde jedoch durch die Gums des Cirkels von Biskra eingeholt und mit seiner ganzen Smala, die aus 96 Personen bestand, gefangen genommen, nach Konstantine gesandt und dort sammt seinen Söhnen durch ein Kriegsgericht zum Tode verurtheilt.

Bei dieser Gelegenheit ist es nöthig, einen Blick auf die geheimen religiösen Gesellschaften zu werfen, die sich durch den ganzen Islam ziehen, besonders aber im Norden Afrikas einen bedeutenden Einfluß haben und während des letzten großen Aufstandes im Jahre 1871 eine hervorragende Rolle spielten. Diese religiösen Bruderschaften haben die Keinerhaltung der Dogmen zur Hauptaufgabe. Der Oberst Neveu in seiner vortrefflichen Studie über dieselben weist in Algerien sieben solcher religiösen Gesellschaften nach, von denen eine, die der Verküas, fürchtbar durch ihre Wuth gegen jede Macht, die es wagt dem Glauben des Propheten zu nahe zu treten, vollständig geheim ist, sich über alle Länder des Islams ausbreitet und einen verborgenen Centralpunkt hat. Die

\*) Diese Streitkräfte waren von den treu gebliebenen Stämmen gestellt worden.

\*\*) Wohlbekannt wegen seines trefflichen Buches über die Kabhlen.

\*\*\*) Ueber diese von den Franzosen im letzten Kriege gegen Deutschland verwandten Horden dürfte folgende Notiz am Platze sein: Mit dem Worte „Gum“ oder „Goum“ bezeichnen die Franzosen eine Abtheilung, Escadron oder Peloton irregulärer algerischer Reiter, die aus Eingeborenen des Landes zusammengesetzt ist. Das Wort, vom arabischen **ك** (hukm), Befehl, Ruf abstammend und von den Franzosen verdreht, deutet an, daß die Truppe sich nur auf den Ruf ihres Häuptlings erhebt. Und in der That ist die ganze algerische „irreguläre“ Reiterei in Gums eingetheilt, eine Eintheilung, welche die Franzosen den frühern Institutionen des Landes entlehnten. Die Gums, aus der niedern Aristokratie, den sogenannten „Reitern“ der Stämme zusammengesetzt, und wie schon angedeutet, nur der Stimme ihrer Stammesobern gehorchend, standen als feudale Miliz während der türkischen Herrschaft dem „Rakhsen“, vom arabischen مغاري (maghazei), Lager, Regierung, gegenüber, der die Macht der Weis in den Provinzen bildete und in seiner Gesamtheit von einem Aga oder General-en-Chef befehligt wurde. Heute wie zuvor stehen die Gums unter dem unmittelbaren Befehl ihrer Stammeshäupter, oder vielmehr unter den Befehlen von Häuptlingen, die von der französischen Regierung eingesetzt sind; sie empfangen keinen regelmäßigen Sold und werden nur bezahlt, wenn sie Dienst thun. Sie fungiren in den wenig bevölkerten Gegenden, besonders in der Sahara als Gensdarmen und begleiten die Postkuriere von einer Station zur andern. Im Kriege, wo sie als Hilfstruppen dienen, schwärmen sie auf den Flügeln der Armee, oder versehen den Dienst der äußersten Vorposten und Plänkler und verfolgen den geschlagenen Feind, ähnlich den nicht zur Linie gehörenden Kosaken der russischen Armee oder den Baschi-Bosuks der türkischen. Ohne Disciplin, sind sie für die europäische Kriegsführung unbrauchbar und haben für die Franzosen in Algerien nur Werth, weil sie eine genaue Kenntniß des Landes besitzen. Das Bindeglied zwischen ihnen und der regulären Armee bildet die durch Decret vom 10. Dec. 1830 errichtete reguläre „eingeborene“ Reiterei, oder Chasseurs algériens, die später den Namen „Spahis“ empfangen.

Derkuas, die sich in Algerien durch eine Reihe heimtückischer Ueberfälle einen gefürchteten Namen erworben haben, bekennen in der Religion einen starren Ascetismus, hulbigen dagegen in der Politik einem absoluten Radicalismus; gleich den Römlingen erkennen sie keine andere legitime Gewalt an als die Gottes, und verwerfen jede weltliche Autorität, die sich nicht auf den Mohammedanismus stützt. Wo sich im Islam auch nur die Spur einer Unzufriedenheit zeigt, da kann man sicher sein, daß schnell ein Derkuas herbeieilt, um dieselbe auszubeuten oder zur offenen Revolte anzufachen. Diesem Princip gemäß haben sie ohne Unterlaß Algerien gegen die Türken, Marokko gegen seine Scherifs aufgewiegelt. Hier nur eine kleine Liste ihrer Thaten: 1784 Revolte der Derkuas zu Tlemcen; 1808 zerstörten sie das Lager des Bei von Konstantine; 1809 Aufstand im Westen und Einschließung des Bei Mustapha-el-Mansali in den Mauern von Dran; 1835 kämpfte ein Marabut der Derkuas unter den Mauern von Miskanaß gegen Abd-el-Kader; 1838 versperrte der gleiche Marabut dem Emir der Mad-Mokliter den Uebergang über den Dzirafelsen. Die Derkuas sind leicht an ihrem Aeußern kenntlich; gewöhnlich tragen sie in der Hand einen am Ende mit Eisen beschlagenen Stock und um den Hals einen dicken Rosenkranz. Ihr Oberleid ist beständig in Fetzen gerissen, doch bedecken diese Lumpen nicht selten reinliche, ja selbst reiche Kleider. Sie affectiren eine singende Aussprache und ein gewisses Schnarren der Gutturaltöne. Die Derkuas haben, ähnlich den Freimaurern, ihre Logen (fonduck) und ihren Großen Orient, der die Djemaa heißt, oder Versammlung der Scheiths, d. h. der alten Häuptlinge. Die Djemaa errennt alljährlich durch geheime Abstimmung ihren Präsidenten und dieser Präsident ist der Großmeister des Ordens. Jeder Fonduck wählt gleichfalls in allgemeiner Versammlung seinen Scheith. Waffen- und Munitionsniederlagen besitzen diese Geheimbündler entweder in ihren Fonducks oder an andern geheimen Orten; ihr Hauptdepot, ihr Hauptquartier in Algerien ist die Provinz Dran, wo sie vorherrschen. Die übrigen religiösen Bruderschaften haben eine nicht minder kräftige Centralisation.

Das in den Annalen Algeriens für immer bemerkenswerthe Jahr 1859 begann mit der definitiven Besetzung des kleinen, zwischen Philippeville und Djidjelli gelegenen Hafens Kollo, der bis da aus unbekanntem Gründen in den Händen der Eingeborenen geblieben war. Obgleich der Ausbruch des italienischen Krieges die Garnisonen des Landes außerordentlich geschwächt hatte, so blieb dasselbe doch bis in den ersten Tagen des August vollkommen ruhig. Doch der unmittelbar nach dem Tode des Kaisers von Marokko, Abd-ur-Rahmân, im Anfang des genannten Monats zwischen den beiden Thronprätendenten, Sidi-Mohammed, dem ältesten Sohne des Verstorbenen, und Mulei-Abd-ur-Rahmân, dem Sohne des vorletzten Kaisers, ausgebrochene Bürgerkrieg, der mit der vollständigen Niederlage des letztern bei Mequinez endete, blieb auch auf den Westen von Algerien nicht ohne Wirkung. Eine der einflussreichsten religiösen Bruderschaften, die ihren Sitz zu Uezan in Marokko hat, auch über ganz Aegypten verbreitet ist, fing ein altes, schon oft angewandtes Spiel zur Aufwiegelung der Araber von neuem an. Man ließ nämlich den Sahib-Madi, den Herrn der Stunde und der Zukunft, den Mule-Saagh, den Messias der Mohammedaner, der das Reich des Koran auf Erden wiederherstellen soll, erscheinen. Unzähligemal hatte man durch diese Vorspiegelung Aufstände in Algerien hervorgeufen, doch trotz ihres steten Fehlschlagens und der Offenkundigkeit der Betrügerei ließen die Eingeborenen derselben wie zuvor Gehör und werden dies thun, solange der Islam ihre Religion ist und die geheimen Religionsgesellschaften bestehen. Im Jahre 1859 war wiederum einmal die Zeit gekommen, wo der Messias erscheinen und die Ungläubigen ausrotten sollte. Die Prophezeiung verlegte dieses große Ereigniß auf 30 Jahre nach der Eroberung Algiers durch die Franzosen; also war jetzt nothwendigerweise die Stunde nahe, wo sich der Messias den Gläubigen offenbaren mußte; ja man mußte so-

gar, daß er schon vor drei Jahren auf die Erde herniebergestiegen und seine Wohnung am Fuße der Berge der Beni-Snassen aufgeschlagen habe. Hier unter diesem mächtigen Stamme, der nahe der algierischen Grenze in Marokko wohnt, waren ihm bereits in einer geheimnißvollen Grotte von Gersaah die Huldigungen vieler Gläubigen geworden, unter denen sich auch einflussreiche Stammeshäupter befanden. Was nun seinen Namen betrifft, so trug er den einzigen, den er tragen konnte, nämlich den, welchen der Koran selbst ihm beigelegt hatte, den zweimal heiligen Namen „Mohammed-Ben-Abd-Allah“. Hadji-Mimum, der Häuptling der Beni-Snassen, hatte sich, wie viele andere, von diesem Betrüger bethören und verführen lassen. Kaum war der italienische Krieg ausgebrochen, als auch der Mule-Saagh aus seiner Grotte verschwand und in den ersten Tagen des August mit 2—3000 auf marokkanischem Gebiete gesammelten Reitern in die Länder der Lalla-Maghrnia einfiel und besonders schlimm unter den Maïas hauste, die südlich von der marokkanischen Stadt Ujba oder Ušba wohnen. Am 10. und 11. Aug. überfielen die von den Beni-Snassen mit fortgerissenen Banden auf französischem Gebiete zwei große Convois, die sich nach den Minen von Char-Kuban begaben, und wenige Tage später warfen sie sich auf die Dörfer der Dui-Yaya und plünderten dieselben. Am 31. Aug. schlug sich der algierische Stamm der Beni-Bu-Said mit den feindlichen Angabs, und Mohammed-Ben-Abd-Allah griff unversehens die bei Sidi-Zaher postirten Zuaven und eine Escadron Spahis an, die fast sämmtlich niedergemetzelt wurden. Nach diesem Erfolge marschirte er mit beträchtlichen Streitkräften am 1. Sept. gegen den kleinen Militärposten von Sidi-Zaher selbst, und am Tage darauf griffen andere Banden die Dörfer der Maziz und der Leu in der Nähe von Djebba an und äscherten dieselben ein, worauf am 3. Sept. Sidi-Miz geplündert wurde. Acht Tage später hatte sich der größte Theil der marokkanischen Stämme am Ufer des Uad-Tiuli, ungefähr 25 Meilen von Nemours, wo der Commandant Beauprêtre lagerte, aufgestellt und griffen mit Anbruch des nächsten Tages die Franzosen in ihrer besetzten Stellung an, wurden jedoch, trotz ihrer zehnfachen Uebermacht, die aus 6000 Reitern und Fußvolk bestand, kräftig abgewiesen. Diese unerwartete Niederlage entmuthigte den Mule-Saagh so, daß er sich schleunig über die Grenze zurückzog und eine Zuflucht bei Hadji-Mimum suchte.

Indessen hatte sich im ganzen Westen von Algerien der Geist der Revolte wie mit einem Zauberstrich ausgebreitet; überall garte es und die Sicherheit der unterworfenen Stämme war sehr in Frage gestellt. Andere Fanatiker predigten an verschiedenen Stellen den Dihad, d. h. den heiligen Krieg, und unter ihnen that sich besonders ein Derwisch, Si-Mohammed-Ben-Zebel genannt, hervor. Wollten die Franzosen sich nicht die Flamme über den Kopf zusammenschlagen lassen, so mußten sie jetzt energische Maßregeln ergreifen. Der Kriegsminister ordnete deshalb die Formirung einer Expeditionscolonne unter dem General Martimpreny an, der damals den militärischen Oberbefehl in Algerien führte. Dieses Corps bestand aus zwei Divisionen Infanterie, unter den Befehlen der Generale Walsin-Esterházy und Yusuf und einer Cavaleriedivision unter dem General Desvaux. Während diese Hauptmacht im Norden operiren sollte, wurden zwei andere Colonnen nach dem Süden vorgeschoben, um die Angabs, die Maïas und die Beni-Guil zu züchtigen, die alle an der Invasion theilgenommen hatten. Eine dieser Colonnen, unter dem Befehl des Generals Durieu, hatte Sebdu zur Operationsbasis, während sich die andere, geführt vom Bataillonscommandanten Colomb, zu Geryville formirte. General Martimpreny's erste Aufgabe mußte nothwendigerweise darin bestehen, die Beni-Snassen zu züchtigen, die auf die Hilfe und den Beistand ihrer Nachbarn, der Kabylen des Rif, zählen konnten. Er wählte deshalb den Uad-Rif als seine Operationsbasis, doch war es ihm nicht möglich, seinen Vormarsch vor dem 20. Oct. zu eröffnen, da man gezwungen war, von sehr entfernten Punkten Truppen heranzuziehen. Ungeachtet der in

seinem Corps herrschenden epidemischen Krankheiten setzte sich Martimprey am 21. Oct. in Bewegung. Seine Absicht war, von vornherein einen entscheidenden Schlag auszuführen und sich des Col und des Plateau von Ain-Tafural zu bemächtigen, wodurch er Herr des strategischen Punktes in den Bergen der Beni-Snassen wurde, dann die ganze Föderation der Hadji-Mimum, wohin der Mule-Saagh geflüchtet war, zu sprengen und seiner Armee einen günstigen Durchbruchspunkt nach der Ebene der Angads zu öffnen. Am 27. Oct. rückte die Brigade Deligny, von der Division Esterházy, gegen den Col vor, während man den Feind durch Scheinangriffe auf andern Punkten zu beschäftigen und seine Aufmerksamkeit von der erwähnten Brigade abzulenken suchte. Doch die Kabylen des Riff, die ihren bedrängten Nachbarn zu Hilfe geeilt waren, ließen sich durch die Taktik der Franzosen nicht irreführen, sondern stellten sich in dichten Massen auf den Höhen, welche den Col beherrschen, auf und eröffneten ein wohlgenährtes Feuer auf die Angreifer, aus den besetzten Dörfern der Ahl-Lagma. Erst nach einem harten und mehrstündigen Kampfe konnte General Deligny die Fahne auf dem Col aufpflanzen, während General Yusuf, von einer andern Seite her, das Hauptdorf stürmte und einen minder wichtigen Paß besetzte. Tiefe Nacht war es geworden, ehe aller Widerstand aufhörte, doch die Franzosen hatten mit verhältnismäßig geringen Opfern einen vollständigen Sieg errungen. Am nächsten Morgen rückten auch die Reserven auf das Plateau von Ain-Tafural. Die Widerstandsfähigkeit der Beni-Snassen war nun gebrochen, und Hadji-Mimum begab sich, nachdem er seine Unterwerfung angezeigt hatte, am 30. Oct. ins Lager des Generals Martimprey und nahm ohne Zögern die ihm vom letztern gestellten Friedensbedingungen an; er mußte eine Menge Geiseln stellen und 120000 Frs. Kriegscontribution bezahlen.

Nachdem der Obercommandirende auf diese Weise die Beni-Snassen gezüchtigt hatte, schickte er sich an, die Ebene von Angad und Ushda hinaufzusteigen, um sich von da aus auf die nördlichen Ausläufer der Bergkette der Zellara zu werfen und die andern schuldigen Stämme seine Hand fühlen zu lassen. Der General Durieu erhielt den Befehl, schnell auf die Ausgänge der Zellara vorzudringen und sie zu verschließen, denn dort mußten sich die von Martimprey hart gedrängten Kabylen replüiren, um die Hochebenen der Sahara zu erreichen. Diese Combination hatte einen vollständigen Erfolg. General Durieu, der am 3. Nov. seinen Vormarsch begonnen hatte, konnte zwei Tage darauf bereits einen wichtigen Schlag ausführen, indem er sämmtlichen Stämmen, die ihm entgegengetrieben wurden, den Weg verschloß. Seine Gums und seine reguläre Cavalerie, die vorausgeeilt waren, schlugen sich mit Bravour und brachten den Angads und Maïas schwere Verluste an Menschen bei, sowie sie denselben eine reiche Beute abnahmen. Die Infanterie ihrerseits traf zur rechten Zeit auf dem Kampfplatze ein, um die Unzingelung vollständig zu machen; noch am Abend desselben Tages erbaten die Häupter der Geschlagenen den Aman und ergaben sich auf Gnade und Ungnade. Der Commandant Colomb, unterstützt vom Kalifa Si-Samza, hatte von Geryville aus mit gleicher Kühnheit, gleicher Energie und gleichem Erfolge operirt und dem unruhigen und räuberischen Stamme der Beni-Ouïl eine harte Niederlage am 3. Nov., etwa fünf Tagemärsche jenseit der marokkanischen Grenze, beigebracht. Hiermit war die Expedition beendet und die Franzosen konnten ihren Rückmarsch auf algerisches Gebiet antreten. Der commandirende General langte am 8. Nov. an den Pässen von Guemfuda an und konnte am 9. Nov. auf dem Schlachtfelde von Isly, angesichts von Ushda, lagern. Der Raïd dieser Stadt, der mit seinen Truppen am Angriff auf Sidi-Zaher theilgenommen hatte, wurde ergriffen, zu Schiff nach Tanger transportirt und dort den marokkanischen Behörden zur Bestrafung übergeben. Das wichtigste Ereigniß dieser Zeit für Algerien war jedoch die Errichtung eines besondern Ministeriums der Colonien und für Algerien, das vom 24. Juni

1858 bis zum 7. März 1859 vom Prinzen Napoleon und dann vom Grafen Chasseloup-Laubat verwaltet wurde. Die durch diese Maßregel hervorgerufenen, für die Colonie höchst nachtheiligen Folgen werde ich im nächsten Abschnitt, in dem ich von der Entwicklung des Landes sprechen werde, behandeln.

Das nun folgende Jahr 1860 war, was kriegerische Ereignisse anbetrifft, ein überaus ruhiges; kein Aufstand, keine Expedition fand statt, dagegen trat in der Verwaltung eine Reaction ein; das Ministerium für Algerien fiel und die Militärherrschaft wurde wiederum unbedingte Herrin des Landes. Ehe jedoch diese Umwälzung eintrat, wurden die Bewohner der Colonie durch den Besuch des Kaisers und der Kaiserin überrascht. Dieser Besuch, auf den alle Welt große Hoffnung setzte, dauerte nur drei Tage; die plötzliche Krankheit der Schwester der Kaiserin, der Herzogin von Alba, und dunkle, drohende Wetterwolken, die sich am politischen Himmel, besonders über Italien zusammengezogen, bestimmten Napoleon III. zu einer schnellen Rückkehr. Kaum hatte er das Land verlassen, als auch schon in Algier, wo am 2. Oct. gleichwie in Oran und Konstantine die Generalräthe ihre Sitzungen begonnen hatten, ein seit der Errichtung des Specialministeriums unter der Asche glimmendes Feuer, ein Streit zwischen den Civil- und Militärgewalten, in helle Flammen ausbrach. Der Präsident des Generalraths von Algier hatte bei der Eröffnung desselben eine Rede gehalten, die dem General Durieu, der den militärischen Oberbefehl führte, beleidigend für seine Offiziere und nachtheilig für die Sicherheit des Landes schien. Er schrieb dem Präsidenten deshalb einen Brief voller Beleidigungen und heftigen Tadel, was eine sofortige Amtsniederlegung von seiten sämmtlicher Generalräthe zur Folge hatte. Der Minister Chasseloup-Laubat, der sich gerade auf einer Rundreise in den Provinzen befand, eilte schnell nach Algier zurück, wo er nach seiner Ankunft nur eine zeitweilige Rücknahme der Dimission der Generalräthe erlangen und so einer plötzlichen Unterbrechung der Sitzungsperiode vorbeugen konnte. Ein ganzer Monat verlief unter geheimen Projecten und Agitationen, bis endlich am 24. Nov. 1860 ein kaiserliches Decret diesem Chaos der Dinge durch Aufhebung des Ministeriums und Wiedereinsetzung eines Generalgouverneurs, in der Person des Marschalls Péllissier, ein Ende machte. Die ganze Verwaltung und Rechtspflege fiel von nun ab wieder dem Offizierstande anheim, mit Ausnahme einer einzigen, am 11. März 1860 erlassenen Verordnung, die den Kriegsgerichten die Aburtheilung der von Europäern und Juden begangenen Verbrechen und Vergehen entzog und diese den Assisenhöfen übertrug. Marschall Péllissier, der sehr wohl wußte, wie sehr die Colonisten der Militärverwaltung abhold waren, gab sich, soweit es seine Stellung erlaubte, alle Mühe, die Civilisten durch eine etwas freiere Gewährung der Presse zu versöhnen und die aufgeregten, um ihre Freiheiten besorgten Gemüther zu beruhigen, was ihm auch theilweise gelang, als plötzlich nach einer dritthalbjährigen Verwaltung eine anonyme Broschüre erschien, die aufs neue große Bestürzung und Aufregung unter den Europäern hervorrief. Es war dies die bekannte, aus der nächsten Umgebung des Kaisers, wenn nicht direct aus seiner Feder hervorgegangene Flugschrift unter dem Titel „L'Algérie française, indigènes et immigrants“. Vom rein arabischen Gesichtspunkte aus geschrieben, war diese Schrift, so gerecht und richtig die darin ausgesprochenen Ansichten auch vom moralischen Standpunkte aus sein mochten, eine höchst gefährliche Aufreizung und Beherrschung der Araber auf Kosten des europäischen Elements. Nicht sobald war die Broschüre von einem Ende der Colonie zum andern gedrungen, als auch schon am 6. Febr. 1863 der Brief des Kaisers an den Generalgouverneur, den Herzog von Malakow, erschien, der das nur in schärferer Weise wiederholte, was die Broschüre zum Schrecken der Colonisten Algeriens bereits fattsam verkündet hatte. Was nun die rein

politische Lage des Landes betrifft, so bietet dieselbe um diese Zeit eine Thatfache von nicht zu unterschätzender Tragweite dar. Henri Duveyrier, zurückgekehrt von seiner Reise in die Sahara, hatte mehrere der großen Häuptlinge der Tuariks bewogen, ihn nach Paris zu begleiten, in der Absicht, dieselben mit europäischen Sitten, aber auch wol noch mehr mit der Größe und der Macht Frankreichs bekannt zu machen.

Kaum waren diese Häuptlinge in ihr Land zurückgekehrt, als auch die Regierung, um die zukünftige Absendung von Karavanen nach dem Sudan zu erleichtern, eine Commission absandte, die aus dem Obersten Mircher als Director, Hrn. Vatonne, Mineninspector, dem Marquis von Pognac und einem Dolmetscher zusammengesetzt war. Sie begab sich am 23. Sept. 1862 von Algier aus auf die Reise, mit dem Vorhaben, durch Vermittelung der in Paris gewesenen Häuptlinge directe Handelsverbindungen mit dem Sudan anzuknüpfen. Der Weg, den die Commission einschlug, führte über Tripolis, Nhadames und Tuggurt zurück über Biskra und Konstantine. Die Hauptchefs der Tuarikconföderation der Abdjer schlossen mit Frankreich einen Freundschaftsvertrag, der am 22. Sept. 1862 vom Generalgouverneur im Namen seiner Regierung unterzeichnet und zwei Monate später im Namen aller Stämme der Abdjer und in dem des Scheikh Akhamken, durch die Scheikhs Omar-el-Hadji und Dihan-Ben-el-Hadji-Bekri, die zu diesem Behufe der Commission entgegengesandt waren, angenommen wurde.

Wir haben gesehen, daß seit der Expedition des Generals Martimprey gegen die unruhigen Stämme jenseit der marokkanischen Grenze vollkommene Ruhe in Algerien herrschte. Doch diese Ruhe war wie immer nur eine trügerische; das 1859 angefachte Feuer, obgleich scheinbar erstickt, glimmte unter der Oberfläche fort und brach, ganz unerwartet für die Franzosen, Ende April 1864 im Süden von Oran wieder aus und zwar unter dem mächtigsten und zahlreichsten aller algierischen Stämme, dem der Uad-Sidi-Scheikh. Es war dies das erste mal seit der Befezung des Landes durch die Franzosen, daß ein Aufstand plötzlich und ohne vorhergegangene Anzeichen entbrannte, noch dazu ehe die Ernte eingebracht war, was ganz gegen die Gewohnheiten der Eingeborenen ist. Die Insurrection im April 1864 mußte also eine besondere Entstehungursache gehabt haben; es mußte ein Windstoß vorhanden gewesen sein, der die glimmenden Kohlen zur hellen Flamme unerwartet und plötzlich ansachte. Eine solche Entstehungursache meinen die Colonisten nicht mit Unrecht in folgenden Umständen gefunden zu haben. Die französische Regierung hat nämlich den eingeborenen Stammeshäuptern eine große Autorität über ihre respectiven Stämme gelassen, sodaß sie, zum großen Nachtheil der Europäer wie Araber, über dieselben einen unberechenbaren Einfluß ausüben. An 566 Raids, 34 Aghas, 9 Kalifas und 8 Basch-Aghas lenken nach ihrem Gutdünken den Geist der arabischen Bevölkerung. Die Functionen eines Basch-Aghas über den großen, den ganzen Süden der Provinz Oran bewohnenden Stamm der Uad-Sidi-Scheikh waren dem Si-Sliman-Ben-Hamza, einem Nachkommen Abu-Beker's, Schwiegerohn des Propheten, Sohn Si-Hamza's und Bruder Si-Bu-Beker's, welcher letztere beide den Franzosen langjährige Beweise ihrer Anhänglichkeit gegeben hatten, anvertraut worden. Si-Sliman schien den Franzosen gleichfalls sehr ergeben zu sein. Reich und habfüchtig, genoß er eine Autorität, die ihm erlaubte, seine Reichthümer noch zu vermehren. Der Fanatismus fiel bei diesem Aristokraten wenig in die Waagschale, aber er war stolz wie ein Ritter des Mittelalters, und man beging französischerseits das große Versehen, ihn in seinem Stolz und seiner Würde zu verletzen. Einer seiner Secretäre, der sich eines leichten Vergehens gegen den Lieutenant des Bureau arabe schuldig gemacht hatte, war zu Stockstreichen verurtheilt worden. Diese Strafe, die entehrendste bei den Arabern, kann der Sitte gemäß an keinem der Aristokratie des Landes Angehörigen vollstreckt werden, und deshalb widersezte sich auch Si-Sliman-Ben-Hamza der Anwendung derselben. Doch das

Militärtribunal bestand auf seinem Willen, und der Vorkitzende desselben vergaß sich sogar so weit, dem großen Araberchef mit einer gleichen Strafe zu drohen. Hierüber aufgebracht beschimpfte er den französischen Offizier und erhielt von diesem während des Wortwechsels einen Schlag ins Gesicht. Nun war das Maß voll; nur blutige Rache konnte einen solchen Schimpf sühnen, und ohne Säumen ruft der Wüstenfürst seine Gums, seine Stämme zu den Waffen. Mit seinen von allen Seiten zusammenströmenden Scharen dringt er auf Geryville vor, wo sein Hauptfeind, der Oberst Beauprêtre, commandirt. Dieser, ein wachsammer, aber harter Offizier, eilt auf die ihm zukommenden Nachrichten über den Aufstand mit einer schwachen Compagnie nach Tiaret und wird dort am 8. April beim Anbruch des Tages von den Aufständischen überfallen. Si-Sliman selbst zerfchmettert seinem Feinde die Schulter in dem Augenblicke, wo dieser aus seinem Zelte tritt, doch wird er von Beauprêtre durch einen Revolverchuß getödtet, und nun beginnt ein Blutbad unter den Franzosen, dem keiner unter ihnen entrinnt. Si-Mohammed-Ben-Hamza, Bruder Si-Sliman's, ein junger fanatischer Mensch, voller Haß gegen alles was Christ heißt, übernimmt nun die Leitung des Aufstandes. Stämme aus dem benachbarten Marokko schließen sich ihm an, doch auch die Franzosen beginnen sich zu rühren und beeilen sich den Aufstand im Süden zu isoliren, um die Araber des Tell vor dem Einflusse desselben zu wahren. General Deligny, mit dem Oberbefehl über die Operationsarmee betraut, setzt sich an der Spitze einer Colonne geraden Weges nach dem Süden zu in Marsch, während die Generale Martineau-Deschènes, Yusuf und Liebert von drei andern Seiten her operiren, um so alle Verbindungen der Aufständischen mit dem Tell zu verhindern. Am 13. Mai schlägt Deligny die Araber und befindet sich am nächsten Tage zu Siten, einem Hauptorte im Norden der Uad-Sidi-Scheikh, an den südlichen Abhängen der Djebel-Temher, wo sich die Stämme der Djebel-Amur, der Uad-Yacub\*), der Uad-Schaid, der Laghuat-R'fel, der Trafi-Uad-Sidi-Scheikh, alles Stämme, die theils den Süden der Sahara von Dran, theils den Süden der von Algier bewohnten und mit den Uad-Sidi-Scheikh verbündet sind, zu einem gemeinsamen Widerstande vereinigt haben. General Deligny, dem es an leichter Artillerie nicht fehlte, greift die Araber ohne Zögern an und bringt ihnen eine abermalige schwere Niederlage bei, worauf sich Si-Mohammed-Ben-Hamza in schleuniger Flucht nach den Dasen im äußersten Süden zurückzieht. Die Franzosen, die ihm nicht folgen können, marschiren, hauptsächlich um der furchtbaren Hitze, die Mai bis Ende August herrscht, zu entgehen, gleichfalls zurück und lagern sich um Geryville, das zur Basis für die Herbstoperationen gemacht wird.

Während dies im Süden vorging, riefen Marabuts der geheimen religiösen Gesellschaften, unter ihnen vorzüglich Si-el-Azeg, auch die Stämme im Norden der Sahara zum Kampfe auf und rissen die Flittas, die Haras und viele andere Stämme oder Quars an den Grenzen des Tell, wie die Beni-Urag, Beni-Mussen, Metressa, Hallya, Matma und andere zum Aufstande gegen die Franzosen hin. Die angebauten Gegenden befanden sich deshalb in großer Gefahr, doch der Oberst Lapasset wußte die Aufständischen durch geschickte Manöver und Streifzüge in Schach zu halten. Um dieselbe Zeit zogen sich auch die Aufständischen, welche „nicht“ die Hochebenen im Norden der Sahara bewohnen, im Süden von Geryville, zwischen Kassul und Drestna zusammen; doch der General Yusuf, der von Laghuat heranrückte, umzingelte zuerst, im Süden der Provinz Konstantine, die Stämme der Uad-Nail und schickte sich dann an, die Bewohner des Djebel-Amur, ihre Nachbarn, in der Sahara der Provinz Algier zu züchtigen und in ihren Bergen festzu-

\*) Es sind dies die Stämme der Uad-Yacub-el-R'aba und Uad-Yacub-Zerata, die nicht mit den Uad-Yacub in der Provinz Konstantine zu verwechseln sind.

halten, wobei er am 24. Mai 400 der Uad-Nail angesichts von Ain-Madhi \*) niedermachte. Während dieser Vorgänge war am 27. Mai der Generalgouverneur Marschall Pélißier zu Mustapha bei Algier gestorben, und General Martimprey hatte provisorisch die Gesamtleitung der Geschäfte übernommen. Si-el-Azreg, dem wir bereits anter den Stämmen auf der Grenze des Tell begegnet sind, entwickelte um dieselbe Zeit eine staunenswerthe, doch erfolglose Thätigkeit. Am 27. Mai griff er Ammi-Mussa, einen kleinen Militärposten, auf der Grenze der Provinz Oran und Algier, zwei kleine Tagemärsche nördlich von Tiaret an, wobei er mehrere hundert Mann verlor. Jedoch beharrlich in seinen Unternehmungen, erneuerte er den Sturm auf den kleinen Ort am nächsten Morgen und wurde wiederum zurückgeschlagen. Zu derselben Zeit führte der General Yusuf mit bedeutenden Streitkräften eine Expedition in der Richtung von Laghuat aus, wo er am 2. Juni anlangte. Es handelte sich vor allem darum, die auf dem Djebel-Amur und an den Abhängen dieses Gebirges gruppirten Stämme zur Unterwerfung zu bringen. Yusuf hatte sich bereits, ehe er seinen Marsch auf Laghuat richtete, in einem Gewaltmarsch auf El-Chrischa geworfen, den Hauptort des Djebel-Amur, der am Fuße einer ausgedehnten felsigen Hochebene liegt, die El-Gada heißt und wohin sich die ganze Bevölkerung der El-Chrischastämme geflüchtet hatte, sammt denen des Djebel-Amur. Dieser Menschenhaufe, Frauen, Kinder, Greise mit ihren zahlreichen Heerden, unterwarf sich bedingungslos. Der Agha Eddin und alle Streiter baten um Gnade und legten die Waffen nieder. Si-el-Azreg seinerseits war durch die französischen Linien hindurch aufs neue in den Tell eingebrochen und die Ebene von Melizane hinabgestiegen, die er schon einmal durchzogen und wo er bereits eine Niederlage erlitten hatte. In den ersten Tagen des Juli schien die Insurrection ihrem Ende nahe zu sein: Si-el-Azreg war während seiner letzten Razzia gefallen und der Marabut Sidi-Abd-el-Azis, der seinen Platz eingenommen, hatte sich am 9. Juli unterworfen; die Flittas erklärten gleichfalls ihre Unterwerfung und die Verbindung zwischen Mostaganem und Tiaret war vollständig wiederhergestellt.

Am 5. Juli richtete der Kaiser von Fontainebleau aus ein Glückwunschsreiben über die Beendigung und Niederwerfung des Aufstandes an den General Deligny und unterzeichnete zu gleicher Zeit ein zwei Tage später veröffentlichtes Decret, das die Colonisten Algeriens in noch weit größern Schrecken jagen sollte als der Aufstand. Dieses Decret, das in Folge eines Rapports des damaligen Kriegsministers, des Marschalls Randon, erlassen wurde, hob auch den letzten Rest der noch von 1859 übriggebliebenen Civilverwaltung auf. Der „Moniteur universel“, allezeit mit chauvinistischen Nachrichten bei der Hand, schrieb am 15. Juli, daß der Aufstand in Algerien zu Ende sei; doch gerade das Gegentheil fand statt. Si-Mohammed-Ben-Hamza, der, wie wir gesehen, nach dem Süden, und zwar unbelästigt, hatte fliehen können, schmeichelte sich noch immer mit der Hoffnung, eine allgemeine arabische Schilderhebung im Tell hervorzurufen. Im Anfang August eilte er nach dem Westen des Landes, setzte sich mit den im Cirkel von Laghuat wohnenden Larbas in Verbindung, die sein Onkel Si-Lala bereits gleich den Stämmen des Cirkels von Boghar zum Aufstande überredet hatte; doch diese Versuche scheiterten und die Larbas erbaten den Aman. Beim Eintritte der kühlnen Jahreszeit, Anfang December, hatte General Deligny neue und wichtige Resultate erreicht. Indem er den Uad-Zergun, der durch die Länder der Uad-Yacub-el-K'aba und der Yacub-Zerara im südwestlichen Theile der Dife von Ksur fließt und nahe an seinem Austritte aus derselben, jenseit des Ortes Selmaïa, den Namen Uad-Seggar annimmt, entlang

\*) Ain-Madhi liegt westlich.

marschirte, drang er bis Tir-el-Habschi vor, die Völkerschaften dieser Gegend, von denen die einen zur Rechten, die andern zur Linken flüchteten, vor sich hertreibend, während die Haufen der Uad-Shaid, der Bu-Misch und Uad-Mocktar aus dem Cirkel von Boghar, sowie die der Uad-Mabhji, aus dem Cirkel von Bussaba nach dem Süden zu flüchten suchten. Doch da sie die Unmöglichkeit einsahen, der Expeditionscolonne, die besonders stark an regulärer Cavalerie und Gums war, zu entgehen, erbaten auch sie den Aman. Bei seinem Rückmarsche auf demselben Wege nahm der General Deligny zu Meschra-Zebara auch die Unterwerfung der Stämme an, die sich zu seiner Rechten und Linken befanden; sie bestanden hauptsächlich aus den Harar, den Uad-Rhellif im Cirkel Tiaret und endlich aus den Hadjelats des Djebel-Amur. Die Völker der Uad-Yacub, die vom Uad-Zergun verjagt, eine Zufluchtsstätte im Wassin von Seua hätten finden können, erhielten auf ihr Ansuchen gleichfalls den Aman. Die Rückkehr der Hadjelats in ihre gewöhnlichen Lagerplätze reconstituirte die Districte des Djebel-Amur wieder vollständig, und der Obercommandirende begab sich zu dessen definitiver Reorganisation in das Herz dieser Gegend, nach Rhadra. Die Stämme im Cirkel von Boghar, mit der Ausnahme einiger Duars, die sich nach Südosten geflüchtet hatten, wurden durch den General Yusuf einer Reorganisation unterworfen. Unterdessen war auch am 19. Sept. der neue Generalgouverneur, Marshall Mac-Mahon, auf seinem Posten eingetroffen und gab, nach Wiederherstellung der Ruhe im Süden des Tell und im Norden der Sahara, den Befehl, auch die Uad-Sibi-Scheith, die noch immer im äußersten Süden unter Si-Mohammed-Ben-Hamza und Si-Lala im Felde standen, zum Gehorsam zu bringen und zu züchtigen. General Deligny, der sie im December in ihren Zufluchtsstätten aufgesucht hatte, schlug sie mit seinen fliegenden Colonnen an verschiedenen Orten, besonders am 5. Febr. 1865, bei welcher Gelegenheit, wie es hieß, Ben-Hamza getödtet worden sein sollte, eine Nachricht, die sich nur zu bald zum großen Nachtheile der Franzosen als unbegründet herausstellte.

Si-Lala dagegen konnte nicht erreicht werden, vielmehr streifte er, den Franzosen überall geschickt ausweichend, im Süden und Südwesten umher und versuchte fortwährend unter den den Franzosen unterworfenen Stämmen Aufstände hervorzurufen. Eine andere, jedoch nicht so bedeutende Insurrection brach im Anfang 1865 im Norden von Algerien aus, und zwar unter den Kabylen. Die Verhaftung einiger Stammeshäupter, über die sich die französischen Behörden zu beklagen hatten, gab Veranlassung zur Unzufriedenheit, die im November 1864 unter den Babors die Gestalt einer revolutionären Bewegung annahm. Die Kabylen zögerten lange, ehe sie sich zu einem offenen Friedensbruche hinreißen ließen, doch Ende Februar 1865 brachen sie aus ihren Bergen hervor, verbrannten einige Dörfer und machten eine kleine Razzia. Die Militärbehörden, lange Zeit gewarnt, überwachten ihre Bewegungen und ergriffen die nöthigen Maßregeln, um jeden ernstern Aufstandsversuch im Keime zu erdrücken. Den Kabylen war jedoch das Aufstandsfieber zu sehr zu Kopfe gestiegen, als daß sie sich, ohne einen Schuß gegen ihre Unterdrücker abzufeuern, hätten zur Ruhe begeben können. Am 22. April stiegen mehrere ihrer Colonnen in die Ebene hinab und griffen, an 400 Mann stark, die französischen Arbeiter des Cap Aofas zwischen den Mündungen des Uad-Djemaa und des Uad-Zetun an; doch der Oberlieutenant der Artillerie Bonvalot, Commandant supérieur des Cirkels von Bougie, war dort mit 1600 Mann zu ihrem Empfange aufgestellt. Der Kampf, wie stets mit den Kabylen, war ein sehr hartnäckiger, doch nach und nach, trotz verzweifelter Muthes, verloren sie immer mehr und mehr an Terrain und wurden schließlich mit schweren Verlusten in ihre Berge zurückgetrieben. Wenige Tage nach der Wiederherstellung der Ruhe traf auch der Kaiser zu einer Inspectionsreise in Algerien auf seiner Yacht L'Égile, begleitet von einem Geschwader von Panzer-

schiffen, am 3. Mai auf der Rhebe von Algier ein, besuchte, nachdem er die Umgebungen der Hauptstadt durchreist hatte, auch noch Oran und Mers-el-Kebir, Relizane, Philippeville, Konstantine, Biskra und Batna und schiffte sich nach einem Aufenthalte von einem Monate am 7. Juni wieder zu Bône nach Frankreich ein. Wenn man den officiellen Federn trauen darf, so war der Empfang des Kaisers in der Colonie ein enthusiastischer, doch muß dies, was die europäische Bevölkerung anbetrifft, bezweifelt werden, denn zu alledem, was diese durch die stets wechselnden, einander widersprechenden Reformen gelitten, kam noch die am 5. März, also unmittelbar vor seiner Reise veröffentlichte Proclamation an die Araber, ein Schriftstück, das unter den Colonisten, mehr als alle frühern, die größte Unzufriedenheit hervorrief. In dieser Proclamation versprach der Kaiser den Eingeborenen die Aufrechterhaltung ihrer Nationalität und gab ihnen zugleich die Versicherung, daß sie für alle Zeit im ungestörten Besitze ihrer Ländereien verbleiben sollten. Dagegen erklärte er aber auch ihre Vereinigung mit Frankreich als unauf lösbar, jeden Widerstand vergeblich, und wies auf den Koran hin, der da sage, daß das, was Gott thue, wohlgethan sei. Nach Rückkunft in Frankreich erließ er an den Generalgouverneur einen langen Brief voller Instructionen über die zukünftige Verwaltung und Stellung der Colonie. Der Brief, auf den ich noch im nächsten Artikel zurückkommen werde, betrachtet es als eine Nothwendigkeit, den Eingeborenen Gleichstellung vor dem Gesetze mit den Colonisten zu gewähren und den Territorialbesitz der eingeborenen Stämme gemäß ihren Gebräuchen zu sichern. Und ferner erklärte der kaiserliche Briefsteller, daß es sehr zweckmäßig erscheine, die Eingeborenen zum Eintritt in die französische Armee für eine bestimmte Zeit zu bewegen, was bedeutend zu ihrer Civilisation beitragen werde.

Doch ich nehme den Faden der Schilderung der im Innern der Colonie vorgegangenen Ereignisse wieder auf. Infolge der beständigen Niederlagen, welche die Marabuts der Uad-Sidi-Scheikh während des Feldzugs von 1864 und 1865 erlitten hatten, waren sie gezwungen worden, sich bis an die Grenze von Marokko zurückzuziehen. Während mehrerer Monate verhielten sie sich ziemlich ruhig, da unter ihnen selbst Zwistigkeiten ausgebrochen waren, doch gegen Ende Februar 1866 begannen sie ihre Feindseligkeiten aufs neue. Am 1. März brach Si-Lala, der sich mit Si-Amed-Ben-Hamza, einem andern Chef der Uad-Sidi-Scheikh, überworfen hatte, aus den Regionen, in die er sich geflüchtet hatte, hervor und überschwemmte mit dem Gros seiner Haufen das französische Gebiet, während eine seiner Columnen bis in die Länder der Schambâas drang und diesen Stamm zum Aufstande hinriß. Ein den Franzosen ergebener Scheikh, Si-Sliman, brach sofort mit seinen Gums und seinem Fußvolke gegen Si-Lala auf, überraschte ihn, brachte ihm nach einem mehrstündigen Kampfe eine schwere Niederlage bei und erbeutete 100 Zelte und 700 Kamele. Die feindliche Abtheilung, die bis zu den Schambâas vorgeedrungen war, mußte sich, um nicht abgeschnitten zu werden, schnell zurückziehen und ihre neuen Verbündeten ihrem Schicksale überlassen. Am 7. März kam der Oberlieutenant de Sonis an der Spitze der Expeditionscolonne von Laghuat bei diesem aufrührerischen Stamme an, unterwarf ihn einer derben Züchtigung und zwang ihn, um den Aman zu bitten. Infolge dieser Ereignisse brachen die alten Uneinigkeiten unter den Marabuts der Uad-Sidi-Scheikh mit erneuerter Heftigkeit aus. Si-Amed-Ben-Hamza begann am Erfolge seiner Sache zu zweifeln und bot den Franzosen seine Freundschaft und ein Bündniß gegen seine frühern Waffengefährten an. Für diesen vorkämpferischen Dienst forderte er jedoch, daß man ihn in der hohen Stellung belasse, die sein Vater früher eingenommen hatte und die nahe an die Stellung und die Privilegien eines Vicelönigs grenzte. Diese Anerbietungen wurden französischerseits ohne weiteres

zurückgewiesen. Nun beschloß Si-Améd, eine letzte, äußerste Anstrengung zu wagen. Unterrichtet, daß sich zu Geryville, Laghuat und Bisra drei Colonnen formirten, in der Absicht, ihn zu umzingeln, faßte er den ebenso energischen wie klugen Entschluß, einer Concentration der französischen Truppen zuzukommen, da diese für ihn verderblich sein mußte. In Eilmärschen rückte er daher bis Ain-el-Drag vor. Auf die erste Nachricht von dieser Invasion brach Oberst Colomb, dem wir bereits während der Expedition im Jahre 1859 als Bataillonscommandanten gegen die Beni-Guill begegnet sind, sofort mit einer fliegenden Colonne von Geryville auf und eilte dem Feinde in Gewaltmärschen entgegen, denn es war keine Zeit zu verlieren. Zu Ain-el-Drag, auf dem Wege zwischen Saïda und Geryville, nahm Si-Améd eine für die Franzosen höchst gefährliche und drohende Stellung ein; er konnte die in diesen Regionen wohnenden unterworfenen Stämme ungestraft plündern und sie durch den Schrecken, den er ihnen einflößte, zwingen, sich ihm anzuschließen. In derselben Zeit aber schnitt er Geryville von aller Zufuhr ab. Mehrere bereits auf dem Wege sich befindende Convois schwebten in großer Gefahr und mußten gesichert werden. Oberst Colomb, der Tag und Nacht marschirte, erreichte in wenigen Tagen die Truppe Si-Améd's, die aus 500 Reitern und 1000 Mann marokkanischer Fußsoldaten bestand. Es war der Feind, der trotzend auf seine Uebermacht den Kampf begann. Die Cavalerie der Aufständischen griff die französische Colonne, sobald sie derselben ansichtig wurde, mit rasendem Ungestüm an; ihr auf dem Fuße folgten die Marokkaner im Sturmschritt, hoffend, durch einen kräftigen Stoß die schon von den Reitern in die Enge getriebenen französischen Colonnen über den Haufen zu werfen; ein mörderisches Handgemenge folgte. Die Marokkaner, darüber sind alle Berichte über diesen Kampf einig, bewiesen hier abermals, daß sie unter allen Arabern die besten Soldaten sind: sie fochten mit einer Hartnäckigkeit und einem Ungestüm sondergleichen, und wahrscheinlich würde es den Franzosen an diesem Tage übel ergangen sein, hätte Oberst Colomb nicht die Vorsticht gebraucht, zwei leichte Feldgeschütze mit sich zu nehmen, aus denen er, nachdem er seine Infanterie in Quarré formirt hatte, mit Kartätschen auf die Marokkaner feuern ließ. Diesem Feuer vermochten weder die Fußsoldaten noch Si-Améd's Reiter zu widerstehen, die sich nun zurückzogen, ihre Todten und Verwundeten mit sich nehmend. Oberst Colomb, der eine Verfolgung versuchte, konnte nur erreichen, daß der Feind seine Flucht beschleunigte; an ein Einholen desselben konnte er nicht denken, da es ihm an Cavalerie fehlte, weshalb er in wenigen Tagen nach Geryville zurückkehrte. Ein Zweck indessen war erreicht: Geryville und die umliegenden Stämme waren von einem lästigen Feinde befreit worden, der nach seiner Niederlage das französische Gebiet verließ und sich in die Wüste zurückzog.

Unsere Aufmerksamkeit wird jetzt wiederum durch Si-Lala, diesem unermüdblichen und intelligenten Gegner der Franzosen, gefesselt. Derselbe hatte sich nach seiner durch Si-Sliman am 1. März erlittenen Niederlage nach den äußersten Punkten seines Stammes, der Ulab-Sidi-Scheïth, zurückgezogen. Dort inmitten der Völkerschaften, die auf festen Wohnsitzen lebten und noch nicht von den Franzosen unterworfen waren, sammelte er aufs neue beträchtliche Streitkräfte, füllte die Lücken in seinen Reihen aus und bereitete sich so auf neue Unternehmungen gegen den Feind seiner Macht. Die Franzosen, die dies wohl wußten, fühlten die Nothwendigkeit, ihren Widersacher mit seinen Anhängern bis an die Große Wüste zu treiben, um ihn von den Stämmen zu isoliren, die ihn fortwährend unterstützten, diese letztern zur Unterwerfung zu zwingen und Si-Lala den fernern Eintritt in deren Territorium zu verschließen. Vier Colonnen, von Geryville, Laghuat, El-Habjina und Bu-Saada, drangen nach dem Süden vor, um Si-Lala zu umzingeln. Oberstlieutenant de Sonis, an der Spitze der Colonne von Laghuat, erfuhr durch einen Spion genau den Lagerplatz des Feindes. Schnell, es war am 22. April

1866, ließ er 300 Zuaven und Chasseurs-à-Pied auf Kamele steigen und langte nach einem forcirten Ritt mit seiner Truppe am nächsten Tage gegen Abend vor dem Lager an, das Si-Lala erst wenige Stunden vorher verlassen hatte. De Sonis setzte deshalb seine Verfolgung fort und erreichte seinen Gegner am 25. an den Ufern des Uad-Namus. Die Niederlage der Araber war eine vollständige. Si-Lala allerdings vermochte zu entfliehen, doch fielen seine Zelte und all seine Habe in die Hände der Feinde. Seine Leute, von allem entblößt, stoben auseinander, und so wurden diese fernen Länder für den Augenblick ganz dem Einflusse der Franzosen unterworfen.

Die furchtbare Dürre, die Verheerungen der Heuschrecken und die durch diese Plagen schon Ende 1866 ausgebrochene Hungersnoth, noch mehr aber die bedeutende Truppenmacht, über 60000 Mann, die Frankreich in Algerien hielt, ließen die Araber vorderhand an keinen Aufstand denken. Die Jahre von 1866—70 waren friedliche; kein militärisches Ereigniß von Bedeutung führte die tiefe, man möchte fast sagen krankhafte Ruhe, in welche das Land getaucht schien; doch dieser Friede war wiederum nur ein tatarischer, der geringste Funken genügte, die unter der ruhigen Oberfläche verborgene Mine zu sprengen, das Feuer der Revolte in hellen Flammen hervorschlagen zu lassen. Ein Umstand vor allem darf bei der Betrachtung des großen Aufstandes von 1870 und 1871, dem wir uns nun zuwenden, nicht außer Acht gelassen werden, nämlich der, daß es den meisten Rebellenhäuptern aus den letzten Aufständen gelungen war, sich in Sicherheit zu bringen und zwar in die fernen Dafen des Südens oder auf das Gebiet von Marokko, wo sie jeden Augenblick zahlreiche und willige Streitkräfte finden konnten. Denn jene Häupter, die durch die Franzosen ihres frühern Einflusses und ihrer Stellung, in der sie nach Herzenslust ihre Untergebenen ausfaugen konnten, beraubt wurden, werden deren unerbittliche Feinde bleiben, solange nur noch einer unter ihnen am Leben ist. Wie werden sie, Männer mit feuriger Einbildungskraft und rastloser Energie, die Hoffnung aufgeben, ihre verlorene Stellung wiederzugewinnen. Um diesen ihren Zweck zu erreichen, werden sie sich der vielen geheimen religiösen Bruderschaften, deren Mitglieder sie größtentheils sind, bedienen, um die armen, abergläubischen Völkerschaften aufzumiegeln und dann in den Kampf zu führen. Einen schlagenden Beweis hierfür liefert das ebenso unerwartete wie plötzliche Wiedererscheinen des todt geglaubten Si-Mohammed-Ben-Hamza, Neffen Si-Lala's, im Monat Januar 1868. Als die Regengüsse die Quellen mit Wasser gefüllt hatten, warf sich dieser talentvolle Wüstensohn auf die französischen Stämme im Süden und Westen der Provinz Oran, um sie auszuplündern und zum Aufstande zu zwingen; doch wurden diese Versuche, die unter den erschöpften und durch Epidemien heimgesuchten Stämmen keinen Widerhall fanden, von den Franzosen im Keime erstickt und so das Wort eines algierischen Journalisten wahr gemacht, der Ende August 1870 schrieb: „In den letzten Jahren des Kaiserreiches war die Colonie so ruhig und unsere Macht so befestigt wie nie zuvor. . . Algerien war ein französisches Land geworden, und im Juli (1870) eilten die Söhne der Berber mit wahrhaft nationalem Eifer in den Kampf gegen die Söhne des Nordens, unsere Feinde.“

Die letzte große Schilderhebung der Eingeborenen Algeriens gegen das Joch der Franzosen zerfällt an sich in zwei voneinander verschiedene Theile; nämlich in den Aufstand der Araber und in die Revolte der Kabylen. Was nun ferner ihre Ursachen betrifft, so muß man unterscheiden zwischen solchen, welche eine unmittelbare Folge des unglücklichen Krieges im Mutterlande waren, und solchen, die aus den Fehlgriffen der neuen Regierung und den Unvorstichtigkeiten der Colonisten und ihrer Haß, die bestehende

Ordnung der Dinge plötzlich und ohne Ueberlegung zu ändern, entsprangen. Eine unmittelbare Folge der Niederlagen der Franzosen im Mutterlande war, daß die religiösen Bruderschaften Nordafrikas, die bereits bei Ausbruch des Krieges durch das Entblößen Algeriens von Truppen aufmerksam auf die sich in Europa vorbereitenden Ereignisse gemacht waren, hauptsächlich von Tunis aus, wo sie sich leicht in Besitz von Nachrichten setzen konnten, Algerien, oder zunächst die an Tunis grenzende Provinz Konstantine aufzuwiegeln suchten. Marabuts und Bu-Mazas durchzogen den Süden der Colonie und wandten, wie stets zuvor, ihre alten Ueberredungskünste und Gaukeleien an. Die Folge davon war, daß sich überall im Süden der Sahara eine ungewöhnliche Gärung zeigte, welche die Autoritäten vor der sie bedrohenden Gefahr warnte. Der interimistische Generalgouverneur, der General Durieu, dem nach dem Abgange Mac-Mahon's zur Uebernahme seines Commandos in Frankreich die Leitung der Geschäfte zugefallen war, ließ es sich deshalb sofort angelegen sein, einen Militärcordon gegen Tunesten zu ziehen, eine allgemeine Bewaffnung der Europäer, mit Ausnahme der rein deutschen Colonien, die somit der Willkür der Insurgenten preisgegeben wurden, anzubefehlen und die Absendung der noch in Algerien stationirten Regimenter sowie der vierten Bataillone der Regimenter, welche zur Theilnahme am Kriege gegen Deutschland bestimmt waren, zu sistiren. Es mag bei dieser Gelegenheit bemerkt werden, daß die Franzosen in ihrer chronischen Furcht vor Spionen glaubten, daß sich in Tunis preussische Agenten aufhielten, um von dort aus einen Aufstand in Algerien zu schüren und so eine Art Diverfion im Rücken der gegen Deutschland kämpfenden Heere zu machen; spricht doch General Ducrot in seiner schon erwähnten Broschüre über Algerien sogar von einer „Agence de révolte des Prussiens“ in Tunis, womit er nur beweist, daß er trotz seines jahrelangen Aufenthaltes in der Colonie entweder nichts von algerischen und nordafrikanischen Zuständen kennt, oder nur eine grobe, aus der Luft gegriffene Unwahrheit in die Welt setzte. Der gefürchtete Kanzler Bismarck und der noch mehr gefürchtete Strategie Molke hatten gar nicht nöthig, Agenten nach Tunis oder nach irgendeinem andern Orte der Nordküste Afrikas zu senden, um die Araber zum Aufstande zu bewegen, denn der machte sich, was besonders den Süden anbelangt, ganz von selbst. Wie die geschilderten Insurrectionen von 1859 und 1864 beweisen, genügt der geringste Anlaß, die Stammeshäupter der Sahara zum Kampfe gegen die Franzosen aufzureizen, wobei man nicht außer Acht lassen muß, daß die Emiffare der religiösen Bruderschaften in Tunis täglich aus englischen Zeitungen genau erfahren konnten und auch erfuhren, was in Europa vorging. Ferner muß man bedenken, daß auch der Dei von Tunis als echter Muselman für die nahe Herrschaft der Franzosen, die für ihn allezeit eine Art von Controle war, wenig Sympathien hatte und deshalb niemals Veranlassung nahm, den von seiner Regentenschaft aus geplanten Insurrectionsversuchen unter den Arabern Algeriens irgendein Hinderniß in den Weg zu legen. Die Marabuts der religiösen Gesellschaften und die ihnen ergebenden Stammesobern, die sich in der ersten Zeit nur mit einer Agitation begnügt hatten, gingen sofort zur Action über, als sie die Nachricht von der Zertrümmerung der französischen Heere und von der Gefangennahme des Kaisers und des ehemaligen Generalgouverneurs, welche sie beide für große, ja unbestegbare Krieger gehalten hatten, erhielten. Wiederum leuchtete ihnen ja die Hoffnung, das Joch der ungläubigen Bedrücker abzuschütteln, und die Gelegenheit schien günstiger als je zuvor zu sein. Es waren zuerst die im äußersten Südosten der Provinz Konstantine und theils in Tunesten, im Djeridlande nomadistrenden Uad-Yacub, welche ihr Haupt im offenen Aufstande erhoben, und als dann einer der einflussreichsten Chefs des Südens, Mohammed-el-Mid, Haupt der Saha-es-Tejani, den heiligen Krieg predigte, da schlossen sich den Aufständischen auch noch die Uad-Toru und die Beni-Amer an, alles mächtige Stämme

im Süden der Provinz Konstantine. Bereint warfen sich die Rebellen zunächst auf die im Süden der Provinz Algier um Laghuat herumwohnenden Völkerschaften, um diese durch Terrorismus zur Theilnahme am Kampfe gegen die Franzosen zu zwingen. Ihren ersten Stoß führten sie gegen die Schambâas aus, die bereits 1866 gemeinsame Sache mit Si-Kala gemacht hatten. Doch sei es, daß sie zu große Furcht vor den Franzosen hatten und daß ihnen die harte von diesen erfahrene Züchtigung noch zu frisch im Andenken war, sei es, daß die soeben erst überstandene Hungersnoth sie allen Aufstandsversuchen abgeneigt gemacht hatte, kurz sie traten nicht nur nicht zu den Rebellen über, sondern ergriffen gegen dieselben die Offensive, als diese ihnen einige Dörfer niedergebrannt hatten. Man ersieht hieraus, daß der Aufstand bis jetzt wenig oder gar keinen gefährlichen Charakter hatte und die Aufständischen selbst in Gegenden, in denen die französische Herrschaft niemals recht gesichert war, kaum nennenswerthe Fortschritte machten. In den andern Theilen der Colonie herrschte sogar infolge der Verluste, welche die algierischen Regimenter im Kriege gegen Deutschland erlitten hatten, eine vollständige Kriegswuth, und die Araber dachten anstatt an Insurrection nur an Rache für die gefallenen Söhne und Brüder. Wenn die Regierung nur mit ein wenig Besonnenheit und mit Verständniß des arabischen Charakters und der augenblicklichen Situation begabt gewesen wäre, so hätte sie aus der Stimmung der Eingeborenen Nutzen ziehen können. Doch der Sturz des Kaiserreiches, die revolutionären Bewegungen in den Städten und europäischen Ortschaften der Colonie und die spätern unüberlegten, voreiligen und überstürzten Maßregeln und Handlungen der Regierungsdelegation zu Tours gaben der Lage der Dinge in Algerien sehr bald eine andere, aber höchst gefährliche Wendung. Die Colonisten, seit Jahren der Militärgewalt von Herzen überdrüssig, benutzten den Fall des Kaiserthums, um das ihnen verhasste Régime abzuschaffen, dachten dabei aber nicht an die Folgen, welche ein solches Gebahren auf die Eingeborenen ausüben mußte. Kaum war die Nachricht von der Errichtung der Republik in Algier eingetroffen, als sich dort sofort eine Commune bildete, welche die Aufhebung der militärischen Verwaltung und Abschaffung der Bureaux arabes decretirte, den General Durieu zur Abdankung veranlaßte, den General Walsin-Esterházy, Bruder des vom Herzog von Isly so hochgeachteten und als Schriftsteller über algierische Zustände so wohl bekannten Obersten und spätern Generals gleichen Namens, und den General Richtlin, die beide unter der Civilbevölkerung sehr unbeliebt waren, zur Flucht zwangen. Ueberall in der ganzen Colonie folgte man dem Beispiele Algiers; die Offiziere wurden ihrer Civilämter entkleidet, Freiheitsbäume wurden gepflanzt, Vive la République! geschrien und das allergrößte Chaos in die Verwaltung der europäischen wie arabischen Districte gebracht. Die zu Tours unter der Dictatur Gambetta's schaltende und waltende Delegation, anstatt diesem für Algerien so gefährlichen Treiben energisch entgegenzutreten, unterstützte dasselbe sogar; „waren ja doch die verjagten Generale, Offiziere und Militärbeamten Creaturen des Kaiserreiches“. Unter dem Einflusse des Justizministers Crémieux wurde der Colonie ohne weiteres eine Constitution gegeben. Die ganze Militärverwaltung wurde abgeschafft und an Stelle des frühern Militärgouverneurs ein Civilgouverneur eingesetzt, welcher wichtiger Posten dem damaligen Procurator der Republik und Deputirten für Algier, Henri Didier, übergeben wurde. Ihm zur Seite stand als Befehlshaber der Land- und Seemacht Algeriens der bei dieser Gelegenheit vom Brigade- zum Divisionscommandeur beförderte General Lallemand, während ein angesehenener Landbesitzer, ein gewisser Hr. Le Basseur, zum Generalsecretär des neuen Generalgouverneurs ernannt wurde. Diesen radicalen Maßregeln folgten noch andere auf finanziellem wie politischem Wege. So wurde z. B. die Colonie in drei Departements, mit je einem Präfecten an der Spitze, eingetheilt, die Generalräthe aufgelöst und deren Neubildung durch Mitglieder anbefohlen,

die aus allgemeinen Wahlen hervorgegangen waren. Ferner sollte in Zukunft jedes der Departements zwei Abgeordnete in die Legislative des Mutterlandes senden. Doch das wichtigste und verhängnißvollste aller von der Delegation zu Tours erlassenen Decrete war das vom 24. Oct. 1870, welches die eingeborenen Juden zu französischen Bürgern machte. Die Araber sahen allen diesen gewaltigen, tiefeingreifenden Veränderungen mit Erstaunen zu; die Bureaux arabes mit ihren schroffen, die Araber allezeit in Furcht haltenden Offizieren in goldgestickten Uniformen verschwanden, an ihre Stelle traten ungeschulte, mit den Verhältnissen der Eingeborenen unbekannt Civilisten ohne Energie und ohne das die Militärgewalt umgebende Schaugepränge; die Juden, die verhafteten und verachteten, geberdeten sich seit ihrer Emancipation den Franzosen wie Arabern gegenüber auf eine ebenso anmaßende wie lächerliche Weise; Versammlungen aller Art wurden gehalten und politische Fragen discutirt, bei denen weit mehr von Freiheit und Gleichheit die Rede war als vom Wohle und der Ordnung in der Colonie; an die Stelle des straffen militärischen Régime der Kaiserzeit trat eine lax, unachtsame Verwaltung.\*) Derartige Zustände konnten natürlich ihre Wirkungen auf die phantastereichen, feurigen, an Macht- und Schaugepränge hängenden Araber nicht verfehlen. Diese Wirkungen machten sich denn auch bald in ernster und gefährdender Weise bemerkbar. Der Basch-Agha der Mehjana, der reiche und besonders in der Provinz Konstantine einflussreiche Chef El-Hady-Mohammed-Bel-es-Mokrani, dessen Familie seit Jahren treue und ergebene Anhänger Frankreichs gewesen waren, reichte seine Entlassung ein. Als echter arabischer Aristokrat kündigte er der neuen von ihm gründlich verachteten Verwaltung in nicht miszuverstehender Weise an: „Ich will keiner Civilverwaltung gehorchen.“ Und hiermit war der erste mächtige Anstoß zu einer allgemeinen Erhebung der Araber gegeben. Andere den Franzosen bis dahin gleichfalls ergebene Stammeshäupter folgten dem Beispiele Mokrani's, besonders als sie die Emancipation der Juden erfuhren. „Was“, so riefen sie entkräftet und verächtlich aus, „die Juden, die Hunde, die keine Steuern bezahlen und nicht den Geruch des Pulvers kennen, werden den Kindern Frankreichs gleichgestellt, während wir, die wir ihnen 20000 der Unserigen zu Hilfe gesandt und all unser Gold dem Beylisch gegeben haben, wie Beslegte behandelt werden!“ Einer der Chefs schrieb sogar direct an Crémieux und kündigte ihm an, daß er nicht verstände aus der Hand eines Juden irgendetwas anzunehmen, er zöge vor, es aus der eines Soldaten zu empfangen, und sei es selbst ein Faustschlag.

Von jetzt griff die Insurrection mit rasender Schnelligkeit um sich: entzündet in der Provinz Konstantine, verbreitete sie sich über den ganzen Süden der Provinzen Algier und Oran. Der bereits oben erwähnte Basch-Agha Mokrani, auf dessen Ruf sich alle Stämme im Süden und Südosten von Konstantine wie Ein Mann erhoben, verbündete sich mit den Scharen, die ein Fanatiker und Emisar einer geheimen Religionsgesellschaft, der sich für den Scherif von Mefta ausgab, aus Tunesten herbeigeführt hatte, und isolirte und blokirte mit diesen Bistra, Bu-Saada, Batna und selbst Konstantine. Die Franzosen, denen nur sehr wenige Stämme treu blieben, sahen sich vorerst auf die Defensiv beschränkt und vermochten nur mit großer Noth die Dörfer und kleinen Städte in den Oasen zu schützen. Wie es bei allen frühern Aufständen der Fall gewesen war,

\*) Ich glaube kaum nöthig zu haben zu bemerken, daß ich im Princip sowol die Abschaffung der Militärverwaltung als wie die Emancipation der seit Jahrhunderten so schwer bedrückten Juden billige, doch dagegen meinen Tadel über das Unzeitige dieser Maßregel nicht zurückhalten kann; in gewöhnlichen Zeiten hätte man den beiden Schritten der neuen Regierung nur ungetheilten Beifall spenden müssen.

so wurden auch jetzt die Stämme, die noch in ihrer Parteinahme schwankten, von den Insurgenten gezwungen, sich ihnen anzuschließen. Auch Si-Mohammed-Ben-Hamza, dieser unermüdbliche Agitator und Führer der Uad-Sidi-Scheikh, erschien wieder auf dem Kriegsschauplatz. Er sandte Unterhändler an Mokrani und den angeblichen Scherif von Nefta sowie an den Scherif Bu-Schuscha von Nargla, um sich mit ihnen zu einer großen gemeinsamen Schilderhebung zu verbinden und dann den Kampf aus der Sahara in den Tell hinüberzuspielen.

Während des ganzen Winters von 1870 bis zum Februar 1871 waren die Insurgenten vollkommen Meister der Sahara, doch mangelte es ihnen, da sie durch die Hungersnoth und den Miswachs 1866 vor allen viel Pferde verloren hatten, an den rechten Mitteln sowie auch an kräftigen Mannschaften zu schnellen und combinirten Actionen, deshalb konnten sie keinen festen Fuß im Tell fassen. Nach der Capitulation von Paris oder vielmehr nach dem Abschlusse des Waffenstillstandes konnte die unter Thiers constituirte Regierung daran denken, Verstärkungen nach der Colonie zu senden und die günstige Jahreszeit zu energischen Maßregeln gegen die Insurrection zu benutzen. General Kustant, der die Division von Konstantine commandirte, ließ sofort zwei Expeditionscolonnen in der Provinzialhauptstadt formiren, von denen die eine vom Obersten Flogny, die andere vom General de la Croix geführt wurde, und welche die Aufgabe erhielten, vorerst den Cirkel von Batna und die Auresberge von den Insurgenten zu säubern und zu gleicher Zeit die in der Subdivision Konstantine empörten Stämme der Kabylenregion zur Unterwerfung zu bringen. General de la Croix entsetzte zuerst den Borhj Arreribj und marschirte dann auf Tebessa, welcher Ort von Mokrani und Sidi-Kaddur-ud-Si-Hamza, dem Chef der Uad-Nail, hart bedrängt wurde. Mit leichter Feldartillerie wohl versehen und kräftig unterstützt von den Gums Si-Sliman's, der sich bereits im Februar 1866 so trefflich gegen Si-Hamed-Ben-Hamza geschlagen hatte, war es der Expeditionscolonne möglich, die Insurgenten bis Bisra zurückzutreiben. Auch in der Provinz Algier und Oran wurden fliegende Colonnen zum concentrischen Vormarsch gegen die Brutstätten der Insurrection zu Saïda, Dassa und Sebdu gebildet, denen es ohne große Anstrengung gelang, vor allem Verbindung mit Geryville herzustellen, das lange Zeit von allem Verkehr mit dem Tell abgeschnitten gewesen war.

Während sich diese Operationen in der Sahara vollzogen und aller Aufmerksamkeit auf den Süden gerichtet war, brach plötzlich ein noch viel ernsteres und gefährlicheres Gewitter über den Häuptern der Colonisten im Norden Algeriens los; auch die Kabylen standen auf und griffen Ende März zu den Waffen. Dieser Aufstand, der für die Colonie, da er mitten im Tell wüthete, viel verderblicher war als der unter den Araberstämmen im Süden, würde Algerien ohne Frage an den Rand des Verderbens gebracht, wenn nicht die Herrschaft der Franzosen für den Augenblick vernichtet haben, wäre derselbe einige Monate früher, ehe Verstärkungen von Europa eingetroffen waren, ausgebrochen. Doch jetzt waren zum guten Glück der Franzosen genügende Streitkräfte vorhanden, welche zwar das Unglück selbst nicht verhüten konnten, doch den Ausgang des Kampfes nicht zweifelhaft machten. An diesem plötzlichen Aufstande der fleißigen, aber heißblütigen Bergbewohner waren gleichfalls die geradezu unsinnigen, von der neuen Civilverwaltung getroffenen Maßregeln schuld, die darauf hinausliefen, alle in der Nähe der Städte des Tell gelegenen Dörfer der Eingeborenen mit diesen zu einer Commune zu verbinden, was mit andern Worten hieß, die Eingeborenen an den municipalen Lasten mittragen zu lassen, ohne in irgendeiner Art von den Hülfsmitteln der Gemeinde Gebrauch machen zu dürfen. Die Kabylen, die unter sich ein stark ausgebildetes Gemeinwesen besitzen und sehr wohl wissen, was es bedeutet, französischen Communen zugetheilt zu sein, begannen zuerst nur über diese neuen Einrichtungen zu murren; einige Stämme,

wie z. B. der Beni-Salah, welcher der Gemeinde von Bliadah zugetheilt worden war, verbrannte seine Wälder. Der wirkliche Aufstand der Kabhlen begann am 15. April 1871 und zwar auf den Ruf des alten achtzigjährigen Scheichs Haddel, der eins der Häupter der Derkuas ist. Die in der Nähe des etwa 100 Kilometer von Algier entfernten, im Herzen der Djurjura gelegenen europäischen Dorfes Tizi-Uzu wohnenden Kabhlen fingen unter sich Streitigkeiten an, bei ihnen allezeit das sichere Anzeichen eines nahen Aufstandes. Zwei Tage darauf hatten die Zustände bereits ein so gefährliches Aussehen angenommen, daß sämmtliche europäische Bewohner des Ortes nach dem 27 Kilometer entfernten Fort Napoléon (jetzt wieder Fort national) flüchteten. Am 18. April befand sich das ganze Land bereits in vollem Aufruhr: die Kabhlen hatten sich in großen Haufen versammelt und begannen unter der Anführung des Raïb-Alli von Tizi-Uzu, der von den Franzosen mit dem Orden der Ehrenlegion geschmückt worden war und dessen Vater man in Tizi-Uzu ein schönes Wohnhaus und eine Moschee gebaut hatte, und des Chefs der Ma-Kuida eine Blokade des genannten Fort. Die Garnison desselben, äußerst schwach und noch dazu nur schlecht mit Munition und Proviant versehen, litt trotz der häufigen und stets siegreichen Ausfälle während der achtundzwanzigtägigen Belagerung große Noth, besonders an Wasser, da der Platz im Innern keine Quelle, sondern nur Cisternen hat. Am 16. Mai traf endlich der General Lallemant mit bedeutenden Streitkräften zum Ersatz ein und begann vom Fort aus die verschiedenen Stämme im Thale von Kiffi und im Lande der Beni-Uagum zur Unterwerfung zu bringen, dabei stets Sorge tragend, den Besiegten schwere Kriegscontributionsen aufzuerlegen, die oft pro Kopf die Höhe von 125 Frs. erreichten. Doch während sich die Franzosen in diesem Theile der Kabylie abmühten, des Aufstandes Meister zu werden, brach ein anderer in einer andern Gegend des Tell aus. Gleich den Beni-Salah und andern Stämmen sollten auch die Beni-Menasser ohne Zwischenstufen den Formen des neuen Communalgesetzes unterworfen und mit Scherschell, in dessen Weichbild sie wohnen, vereinigt werden; sie sträubten sich jedoch, die Milchkuhe der Gemeinde zu werden, und griffen zur Abwehr des Drucks zu den Waffen. Das Land, das sie bewohnen, ist ein von Bergen und Klüften zerrissenes, in welchem sich wenig oder gar keine fahrbaren Wege befinden, infolge dessen militärische Operationen nur langsam und mit Mühe gegen sie auszuführen sind. Als Grund zum Aufstande gaben die Beni-Menasser die Eintreibung der Frühjahrsteuer an, die sie den nach ihrer Ansicht in Europa vernichteten Franzosen fernerhin nicht mehr zu zahlen nöthig zu haben glaubten. Da in diesem westlichen Theile der Provinz Algier nur sehr geringe Truppenkörper standen, so fanden die Aufständischen, als sie aus ihren Bergen hervorbrachen, wenig oder gar keinen Widerstand und konnten deshalb ungehindert die ganze Gegend von Milianah und die Eisenbahnlinie von Medfa nach Orléansville entlang überschwemmen. Die Colonisten, die in äußerster Lebensgefahr schwebten, verließen in aller Eile ihre Wohnstätten und flüchteten theils nach Milianah, theils nach Bliadah. Die Beni-Menasser ihrerseits drangen, nachdem sie eine Menge unvertheidigter europäischer Dörfer und Farmen niedergebrannt und geplündert hatten, bis nach Nobi, Scherschell und Zürich vor, welche Orte sie alle eng einschlossen. Der zu Scherschell commandirende Offizier, der bei Zeiten gewarnt worden war, sandte schnell eine Verstärkung nach Nobi, die in dem Orte gerade in demselben Augenblicke eintraf, als am 13. Juli die Insurgenten ihren Angriff begannen, ein Angriff, der jedoch mit schwerem Verlust zurückgeschlagen wurde. Auf die Nachricht dieses Angriffes hin wurde schnell von Algier ein Kanonenboot abgefannt, um die Stadt und die umliegenden Dörfer gegen alle fernern Angriffe sicherzustellen. Die Garnison von Zürich, durch ein Detachement Zuaven verstärkt, konnte gleichfalls alle gegen den Platz unternommenen Stürme siegreich abschlagen, doch trotz aller dieser Erfolge dauerte es noch

eine geraume Zeit, ehe die Franzosen von der bisherigen Defensiv- zur Offensiv- übergehen und an die Niederwerfung der Revolte denken konnten, ja, am 17. Juli wurde sogar ein Detachement von 450 Zuaven, das einen Convoi von Scherschell nach Zütrich gebracht hatte, auf dem Rückwege überfallen und erlitt nicht unbedeutende Verluste. Gleichfalls war es den Franzosen unmöglich, in diesem Theile Algeriens das Eigenthum der Colonisten gegen die Zerstörungswuth der Kabhlen zu schützen. Nicht nur der Mangel an genügenden Streitkräften, sondern auch die heiße Jahreszeit verzögerten überall ausgedehnte und combinirte militärische Operationen, und nicht eher als bis der Herbst und mit ihm weniger heißes Wetter kam, konnten die Bewohner des Tell sich sagen, daß die größte Gefahr vorüber und die Zeit gekommen sei, wo sie unter dem Schutze der Armee zu den Ruinen ihrer Heimatsstätten zurückkehren konnten. Der Verlust an beweglichem wie unbeweglichem Eigenthum im Tell war ein ungeheurer, kaum zu berechnender, und ohne Uebertreibung darf man behaupten, daß die Franzosen seit der Unterwerfung Abd-el-Kader's keinen so furchtbaren und mit so großen Nachtheilen verbundenen Aufstand der Eingeborenen zu unterdrücken hatten, einen Aufstand, den sie zum größten Theile den falschen und übereilten Maßnahmen von Tribünenhelden und geschäftsunkundigen Beamten zu danken hatten.

Was die Operationen in der Sahara anbetrifft, so konnten auch diese begreiflicherweise während der heißen Jahreszeit noch viel weniger als in den Bergen der Djurjura und im Lande der Beni-Menasser mit Nachdruck ausgeführt werden. Doch schon Ende August hatten der General Cerez und die Obersten Ricot und Ponsard, die beauftragt waren, nach dem Süden der Provinz Algier vorzubringen und von da aus den in den Provinzen Konstantine und Oran operirenden regulären Colonnen und den Contingenten der treu gebliebenen Stämme zum gemeinschaftlichen Handeln die Hand zu bieten, langsam ihren Vormarsch begonnen. General Cerez traf, als er Numale, die Basis seiner Operationen, verlassen hatte, ganz nahe bei diesem Orte, zu Kes-el-Dngab, auf ein Insurgentencorps von 2500 Mann Fußsoldaten und 300 Reitern, das von den Chefs Buhnhenan und Ahmed, Verwandten des mächtigen Mokrani, commandirt wurde. Die Araber, die dem Vordringen der Franzosen hier ein ernstes Hinderniß in den Weg legen wollten, hatten eine Menge felsiger Anhöhen und Schluchten, die im Osten nach der Ebene zu führen, sowie die Anhöhen in der Fronte von Kes-el-Dngab mit gewaltigen Steinbarricaden besetzt. Diesen in einer so starken Stellung sich haltenden Insurgenten hatte der französische General etwa 1200 Mann Infanterie, mehrere Schwadronen regulärer Cavalerie, zahlreiche Gums unter der Anführung eines eingeborenen Capitäns, Namens Abd-el-Kader, und vier Geschütze gegenüberzustellen, mit welchen ansehnlichen Streitkräften er denn auch nicht säumte, die Position anzugreifen. Die Höhen im Osten wurden von dem 4. Zuavenregiment, an dessen Spitze sich der Oberst Noellat befand, mit dem Bajonnet genommen, während die in der Fronte von Kes-el-Dngab durch zwei andere von der Artillerie gedeckte Infanteriecolonnen angegriffen wurden. Zugleich ließ General Cerez die Cavalerie den Fuß der Berge im Rücken des Feindes umgehen und besetzen, um ihm so den Rückzug abzuschneiden. Als die Araber diese drohende Bewegung der Franzosen wahrnahmen, verließen sie, ohne weitem Widerstand zu versuchen, ihre Stellungen und flüchteten in die Berge. Auf der andern Seite hatte eine Infanteriecolonne unter dem Obersten Méric das große besetzte Dorf Melonda, das den Beni-Djellal gehört, angegriffen, genommen und dem Erdboden gleichgemacht, ein Los, das auch Kes-el-Dngab traf. In beiden Dörfern vertheidigte sich der Feind aufs hartnäckigste, indem er Felsblöcke auf die anstürmenden Soldaten herabrollen ließ, dann aber stob er nach allen Richtungen hin auseinander und ließ in den Händen der Sieger 3000 Schafe und 50 Pferde. Als hierauf die unter dem General Cerez, den Obersten Ponsard und

Nicot in der Provinz Algier südlich vorgeschobenen Truppencorps, welche das Centrum der Truppenlinie bildeten, die zu den combinirten Operationen jenseit der Grenzen des Tell bestimmt waren, den Nordrand der Sahara betreten hatten, wurde zuvörderst Fühlung mit den in den beiden andern Provinzen operirenden Streitkräften durch Gums bewerkstelligt und dann Anfang November mit aller Energie an die Niederwerfung des Aufstandes gegangen. Im Osten der Provinz Konstantine wurden zunächst die Nemenschas im Cirkel von Tebessa, die vom vorgeblichen Scherif von Nefta zum Aufstande bewogen worden waren, gezüchtigt und zur Unterwerfung gebracht, die Aures aufs neue durchstreift und die Länder zwischen Batna und Biskra von allen feindlichen Elementen gesäubert. Dann wurden die Uad-Mokran sowie die vom Scherif Bu-Schuschä von Marga geführten Haufen immer mehr dem Süden zugebrängt und von Tuggurt aus, das inzwischen vom Raib Bulathas-Ben-Sanath mit seinen Gums eingenommen war, in der Flanke und im Rücken bedroht. In der Provinz Algier waren jedoch die französischen Colonnen noch nicht so weit vorgedrungen, um eine Ausplünderung des nomadstrenden franzosenfreundlichen Stammes der Saib-Atba, der die Weidegründe bei Laghuat verlassen hatte, um sich nach Tuggurt zu begeben, durch Contingente Bu-Schuschä's zu verhindern.

In der Provinz Dran standen die Sachen um diese Zeit für die Franzosen keineswegs sehr günstig. Si-Kaddur-ben-Hamza, der die Unthätigkeit der Franzosen während der heißen Jahreszeit benutzt hatte, um sich mit den Beni-Snassen auf marokkanischem Gebiete, die den Franzosen bereits 1859 so viel zu schaffen gemacht hatten, zu verbinden, war mit zahlreichen Heereshaufen über die Stämme der Kalla-Maghrina und dann über die Duars der Maïas und Dui-Duyas hergefallen, die er schonungslos brandschatzte. Als sich ihm kurze Zeit darauf auch noch Theile der Hamyan aus der Nähe von Sebdu angeschlossen hatten, marschirte er kühn zwischen den französischen Colonnen hindurch und warf sich auf den Schott-Scharbi und den Schott-Shergui, ja er drang sogar bis nahe an die Grenzen des Tell vor, so eine drohende Stellung im Rücken der gegen den Süden operirenden Colonnen einnehmend. Er benutzte diese Stellung, um die Gums der Dayas anzugreifen, zu schlagen und die Dörfer, denen sie angehörten, zu plündern und zu zerstören; doch gelang es ihm nicht, trotz seines Terrorismus, irgendeinen Stamm dieser Region zur Theilnahme am Aufstande zu bewegen. Von verschiedenen Seiten durch schnell herbeigesandte Streitkräfte bedroht, zog sich der kühne Insurgentenführer auf dem Wege, auf dem er gekommen war, zurück und lagerte sich gegen die Mitte December zu El-Kherana im Südwesten von El-Abiod, während die Franzosen einem erneuerten Einbruche seinerseits durch Truppenconcentrationen zu El-Arischa im Westen von Mtilah, nahe bei Daïsa, zu Tafarua und Saïda, sowie durch Absendung einer fliegenden Colonne von Laghuat nach El-Maya zu, in das Land der Larbas, vorzubeugen suchten. Die Pacification der Provinzen Algier und Konstantine ging indessen rascher von statten. Der General de la Croix, der sich zu Bu-Saaba etablirt hatte, reorganisirte von dort die Provinz, während der Oberst Flogny mit seiner Colonne in die Dase von Negrina drang, die beim Ausbruche des Aufstandes gemeinsame Sache mit dem vorgeblichen Scherif von Nefta gemacht hatte.

Als das Jahr 1871 sich seinem Ende neigte, konnten die Franzosen nach langen und schweren Kämpfen und noch mühseligen Märschen wiederum ein wenig Athem schöpfen, denn der Tell war beruhigt und die Kabysten hatten nicht allein ihre Waffen abgeliefert, sondern auch ohne große Schwierigkeiten 2,674000 Frs. Kriegscontributionen gezahlt. Nur noch der ferne äußerste Süden stand in Waffen. Si-Mohammed-ben-Hamza mit seinen Uad-Sibi-Scheith lagerte bei El-Abiod in der Provinz Dran, Si-Kaddur-ben-Hamza hielt eine starke Position im Lande der Msur, während der Scherif Schuschä und

die Mad-Mokran sich in der Dase Uargla verschanzt hatten. Gegen diese letztern sollte der General de la Croix operiren, während gegen die erstern von Geryville, Daya und Sebdu aus in concentrischer Bewegung vorgegangen werden sollte, um sie vollständig aus dem französischen Territorium zu vertreiben. Diese Operationen, die am 23. Dec. 1871 mit einem glänzenden Siege der Gums über Si-Raddur-ben-Hamza in der Nähe von Megub eingeleitet wurden, dürfen als der Schluß des ganzen zur Unterdrückung des Aufstandes unternommenen Feldzuges angesehen werden, und mit Sicherheit darf man einer vollständigen Pacification der so schwer heimgesuchten Colonie noch vor Anbruch der heißen Jahreszeit entgegensehen.

Wenden wir uns nun am Schlusse der kurzen historischen Skizze der Ereignisse, welche in den letzten Jahren in Algerien stattfanden und die, was besonders den letzten Theil betrifft, aus Mangel an zuverlässigen Nachrichten, indem die Franzosen mit Absicht die Thatsachen verheimlichten, nur höchst mangelhaft und gewiß nicht selten auch ungenau ist, den Maßregeln zu, welche das Thiers'sche Regiment für gut befand der Colonie gegenüber zu ergreifen. Am 29. März 1871 bestätigte die neue Executivgewalt im großen und ganzen die von der Delegation zu Tours erlassenen Decrete und setzte einen Civil-Generalgouverneur ein, welcher wichtige Posten am 4. April dem Viceadmiral Gueydon anvertraut wurde, während als zweithöchster Beamter unter ihm ein Generaldirector für das Civil- und Finanzwesen fungirte. Der neue Generalgouverneur, der es mit seiner Aufgabe ernst zu meinen schien, gerieth gar bald mit den Militärautoritäten, die sich noch immer nicht, im Gefühl ihrer Wichtigkeit während des Aufstandes, in den neuen Stand der Dinge schicken konnten, in Collisionen. Es war besonders der General Lallemand, der, wie wir gesehen, die Land- und Seemacht der Colonie befehligte, welcher dem neuen Generalgouverneur eine systematische Opposition entgegensetzte, die zuletzt so stark wurde, daß sich Gueydon gezwungen sah, den Widerspenstigen aus der Kabylie, wo sich sein Hauptquartier befand, abzurufen. Anstatt, wie es ihm anbefohlen war, allein nach Algerien zurückzukehren, traf General Lallemand, wahrscheinlich um den Generalgouverneur in Furcht zu jagen, an der Spitze von 3000 Mann in der Hauptstadt ein. Doch Gueydon ließ sich nicht einschüchtern, er entthob Lallemand seiner Functionen, übertrug dieselben provisorisch dem General Wolff und setzte es ferner durch, daß der oppositionslustige General nach Versailles zur Verantwortung vor dem Kriegsminister beordert wurde. Diese sich stets erneuernden Zwistigkeiten zwischen den rivalisirenden Autoritäten zeigten der Regierung des Mutterlandes die dringende Nothwendigkeit, die Verwaltung der Colonie ein für allemal definitiv festzustellen. Es erschien deshalb am 12. Oct. 1871 ein Gesetz, das Algerien eine neue, aus drei Artikeln bestehende Constitution gab. Der erste dieser Artikel besagt, daß dem Civil-Generalgouverneur ein Regierungsrath zur Seite stehen soll, der unter dem Präsidium desselben zusammentritt und aus folgenden Personen zusammengesetzt ist: dem Generaldirector der Finanzen, dem ersten Gerichtspräsidenten, dem Generalprocurator, dem Obercommandirenden der Marine, dem commandirenden General des Genie- und Befestigungswesens, dem Generalinspector der öffentlichen Arbeiten, dem Generalinspector der Finanzen, dem Rector der Akademie zu Algier, einem schriftführenden Rath und einem beigeordneten Secretär. Diesem Conseil gehört ferner der Erzbischof von Algier an, der seinen Platz zur Rechten des Präsidenten einnimmt. Weiter heißt es in Art. 3: „Die Generalräthe von Algerien wählen in der Session, in der sie das Budget zu votiren haben, fünf Delegirte für jedes Departement, die vereint mit dem Regierungsrath zu Algier daselbst einen höchsten Regierungsrath bilden, dessen Attributionen denen gleich sind, welche durch das Decret vom 10. Dec. 1860 bestimmt wurden.“

Diese neue Constitution, die im allgemeinen die längstgehegten Wünsche der Civilbevölkerung der Colonie erfüllt, wird hoffentlich, wenn energisch und aufrichtig durchgeführt, dazu beitragen helfen, die so arg erschütterte Macht der Franzosen wieder zu befestigen und das Schicksal aller Elemente Algeriens, wenn auch nicht zu einem glänzenden, so doch wenigstens zu einem erträglichen zu machen.

---

# Wilibald Alexis.

Ein literarhistorischer Essay

von

Ernst Ziel.

Es war eine böse Zeit für die deutsche Literatur, die Zeit, als Deutschland nach den mühsamen Träumen einer jahrzehntelangen Reaction sich zum ersten male wieder aufraffte zu einem Leben der That, welches mit rücksichtsloser Initiative die Institutionen Metternich's und seiner Creaturen über den Haufen warf. Von Schleswig, Eckernförde, Kolbing und Isstedt hallten die Donner der Geschütze durch das aufgeregte Deutschland — und die Musen und Grazien entflohen vor dem stählernen Gewaltschritt der Wirklichkeit. Es war eine böse Zeit für die deutsche Literatur — zumal für den deutschen Roman. Die Lyrik verhallte nicht ganz im Lärm des Tages; sie zog vielmehr ein ehernes Gewand an und vertauschte die Hirtenflöte mit der Tuba; auch das Drama fand hier und da einen Platz in dem Programm der Zeit; oft genug wurde es extemporirt auf Märkten und Feldern und feierte rhetorisch-politische, declamatisch-demagogische Triumphe. Der Roman aber fand in dieser Zeit revolutionärer Bewegungen keine Verwerthung — als alte Scharteke wurde er auf einige Jahre hinaus in die literarische Kumpellammer verwiesen. Sein Schicksal erklärt sich leicht. Wer hatte angesichts einer üppig wuchernden Flugschriften-, Leitartikel- und Kammer- und Volksredenliteratur noch Sinn und geistige Spannkraft genug, um sich in die übrigens schon damals etwas veralteten socialen und psychologischen Conflictte einer an Gutzlow's „Wally“ (1835) und Tied's „Bittoria Accorombona“ (1840) anknüpfenden Romanliteratur zu vertiefen? Wer fand noch Geschmack an den aristokratischen Salongemälden des Fürsten Büdler-Muskau, Sternberg's und der Gräfin Hahn oder dem großen sich an diese Vorbilder anschließenden Troß vornehmer Nachtreter? Wer konnte sich noch an der Wald-, Feld- und Spinnstudenpoesie der einst so beliebten „Dorfgeschichten“ eines Immermann oder Auerbach erbauen? Auch die historischen Romane von Heinrich Roemig und Levin Schücking standen ungelesen in den Käufern der Verleger, von den exotischen Sittengemälden von Charles Sealsfield gar nicht zu reden. „Vormärzlich“ war die Collectivbeife, unter welcher alle diese Erzeugnisse einer von der Zeit schnell überflügelten Literatur ad aeta gelegt wurden. Auf Jahre hinaus entfremdete sich das Publikum gänzlich der Romanliteratur. Selbst solche Arbeiten dieses Genres, welche das tiefste Bewußtsein der Zeit trafen, sei es nun unmittelbar oder mittels geistreicher, zwischen andern Geschichtsperioden und der Gegenwart gezogener Parallelen, gingen spurlos vorüber oder erregten doch nur ein geringes Interesse, welches

zu ihrem innern Werthe in keinem Verhältnisse stand: so Robert Gisele's „Moderne Titanen oder kleine Leute in großer Zeit“ (1850), so Robert Prutz' „Das Engeltchen“ (1851), so Theodor Mügge's „König Jakob's letzte Tage“ (1850) und „Der Vogt von Sylt“ (1851).

Da war es denn ein Schriftsteller von streng realistischen Gepräge, begabt mit einem ebenso scharfsichtigen Auge für deutsche Zustände wie einem warmen Vaterlandsgefühl, welcher mit zwei Sittenromanen großen Stils zuerst das eingeschlafene Interesse des deutschen Publikums für die erzählende Dichtung wiedererweckte: Wilibald Alexis mit seinen Romanen „Ruhe ist die erste Bürgerpflicht“ (1852) und „Fseggrimm“ (1854), zwei Werken von tiefstem Ideengehalt und einer gegen die nationalen Irrthümer der Zeit mit ebenso viel Schärfe des Urtheils wie Adel der Gesinnung polemisirenden Tendenz.

Wilibald Alexis, mit seinem wahren Namen Wilhelm Häring, war kein Neuling in der Literatur, als ihm mit diesen beiden ein einheitliches Ganzes bildenden Romanen der große Wurf einer geistigen That von nationaler Tragweite gelang. Am 23. Juni des Jahres 1797 zu Breslau geboren, erhielt er seine erste wissenschaftliche Bildung auf dem Werder'schen Gymnasium zu Berlin und machte als Freiwilliger den Feldzug von 1815 mit. Namentlich nahm er regen Antheil an den Belagerungen der Ardennenfestungen, bei denen er sich mehrmals durch persönliche Bravour auszeichnete. Nach geschlossenem Frieden widmete er sich auf den Universitäten zu Berlin und Breslau dem Studium der Rechte und bestand mehrere Staatsexamina. Allein schon als Kammergerichtsreferendar vertauschte er, einer innern Stimme folgend, die juristische mit der schriftstellerischen Thätigkeit. Nachdem er im Jahre 1847 mit seiner Gemahlin eine Reise nach Italien unternommen hatte, kehrte er im Sommer 1848 nach Deutschland zurück, wo er in Berlin seinen Wohnsitz nahm und sich längere Zeit an der Redaction der „Voss'schen Zeitung“ mitbetheiligte. Im Jahre 1852 siedelte er sich in Arnstadt in Thüringen an, wo die geistige Störung, der er verfallen war, ihn immer mehr verunsamte, ihm den Verzicht auf die Ausarbeitung seiner Entwürfe unerlässlich machte, bis er am 16. Dec. 1871 seinem langjährigen Leiden erlegen ist.

In die literarische Arena trat unser Autor zuerst mit einer ebenso seltsamen wie glücklichen Mystification. Sein erster Roman „Walladmor“ (2. Aufl., 3 Bde., Berlin 1824) erschien nämlich, wie bekannt, unter dem Namen Walter Scott's und erregte in ganz Europa ein nicht geringes Aufsehen. Man muß gestehen, es ist dem Autor mit bewunderungswürdiger Aneignungsfähigkeit gelungen, die Vorzüge wie die Fehler der Walter Scott'schen Dichtung in diesem Romane nachzuahmen. Originelle und scharf ausgeprägte Charakterzeichnung mit effectvoll aufgesetzten Lichtern des Humors, frappante Situationsmalerei, pittoreske Naturschilderung, großartige, wenn auch wüste Romantik der Handlung und ein seltenes Geschick, auch das anscheinend Dürftige und Unbedeutende in eine bedeutende Beleuchtung zu stellen und es so zu einem wirkungsvollen Hebel der Spannung zu machen — das sind die großen Vorzüge, die der Schlesier dem Schotten abzulauschen gewußt hat und die er auch in seinen spätern Romanen zur Geltung zu bringen verstand. Daneben verleugnet der Roman „Walladmor“ nirgends, wie dies ja auch in der Absicht des Autors lag, die Fehler der literarischen Production des Welfen von Edinburgh: die Charaktere und die Handlung krankten an Bizarrerie, die Darstellung leidet an Längen, die Composition an einem empfindlichen Mangel an Uebersichtlichkeit und Durchsichtigkeit, und so großartig die Verwickelung der Handlung, so überraschend und geistreich ihre Lösung ist, sie geräth denn doch allzu oft mit den Gesetzen physischer Möglichkeit und psychischer Wahrscheinlichkeit in Conflict. Der Roman „Walladmor“ schildert Charaktere von höchstem Interesse. So ist James Nichols eine große Natur

mit einem wilddämonischen Zuge. Sein Geständniß vor dem Friedensrichter klingt wie eine gewaltige im Namen der leidenden Menschheit ergehende Anklage der Besitzenden und Glücklichen. Allzu grotesk und vielfach ins Pathologische verzeichnet ist der Charakter der alten Hexe Gillie.

Von dem zweiten, ebenfalls unter dem Namen des großen Schotten erschienenen Roman unsers Autors: „Schloß Avalon“ (3 Bde., Leipzig 1827) gilt dasselbe, was wir von „Walladmor“ sagten, doch ist das Bizarre in Charakteren und Handlung hier einigermaßen gemäßigt. Auch sind die Charaktere dieses Romans oft mit feinem psychologischen Zügen ausgestattet, als dies in jenem Erstlingswerke der Fall ist.

Wilhelm Häring publicirte in den folgenden Jahren eine Serie von Reisetagebüchern unter dem Namen Wilibald Alexis, ein Pseudonym, welches er für die Folgezeit beibehielt. Es sind dies die durch plastische und farbenprächtige Naturschilderungen und manche zutreffende ethnographische und sittengeschichtliche Bemerkungen ausgezeichneten Werke: „Herkreis durch Scandinavien“ (2 Bde., Berlin 1828), „Wanderungen im Süden“ (Berlin 1828), „Wiener Bilder“ (Leipzig 1833) und „Schattenriffe aus Süddeutschland“ (Berlin 1834).

Eine bedeutende, wenn auch seine spätere Entwicklung nicht sonderlich beeinflussende Wendung trat in dem Leben Wilibald Alexis' ein, als er um das Jahr 1834 von der jungdeutschen Bewegung ergriffen wurde. Diese Wendung unsers Autors muß als eine mehr durch die allgemeine geistige Atmosphäre der Zeit veranlaßt, denn als eine durch das innere Wesen Alexis' bedingte betrachtet werden. Denn in der Art seines Charakters und seiner Begabung kam dieser Wendung in das Fahrwasser der Jungdeutschen absolut nichts entgegen. Die Eigenthümlichkeit seines Talents wies unsern Autor mehr auf die Objectivität der Darstellung, mehr auf eine die Erscheinungen des Lebens dichterisch nachgestaltende, als auf eine dieselben analytisch zersetzende Thätigkeit hin, wie dies letztere die vorherrschende Eigenthümlichkeit der jungdeutschen Richtung war, welche gern mit socialen und psychologischen Problemen und Conflicten experimentirte und sich in excentrischem Sturm und Drang aus der sie bedrückenden Gegenwart in eine erträumte freie Zukunft hinaus philosophirte. Wenn fogar ein Alexander von Sternberg, ein Vertreter der aristokratisch-reactionären Literatur, sich den Einflüssen des ihm diametral entgegengesetzten Lagers der Jungdeutschen nicht entziehen konnte und in seinen „Zerrissenen“ dieser Richtung seinen Tribut zahlte, so wird man begreifen, wie auch ein Wilibald Alexis in diese Zauberkreise einer social-revolutionären Literaturströmung gezogen werden konnte. Nachdem er, mit seinen frühern schriftstellerischen Tendenzen abschließend, seine in Taschenbüchern und Zeitschriften bereits abgedruckten Novellen als „Gesammelte Novellen“ (4 Bde., Berlin 1831) und „Neue Novellen“ (2 Bde., Berlin 1836) zusammengestellt hatte, entrichtete er jener jungdeutschen Richtung in den Romanen „Das Haus Düsternweg“ (2 Bde., Berlin 1835) und „Zwölf Nächte“ (2 Bde., Berlin 1838) den unvermeidlichen Zoll. Diese beiden Romane sind eine wenig erquickliche Lektüre. Sie schildern, ganz im Sinne der Jungdeutschen, die Zustände der Gegenwart in einer crassen und grellen Weise, welche die Wahrheit in vieler Beziehung fälscht. Lag nun bei den Jungdeutschen in Folge der ihnen inwohnenden Neigung zur Reflexion über dem geschilderten Elend des Bestehenden ein gewisser idealer Duft ausgebreitet, und zwar bald in Form kühner Proteste gegen die Gegenwart und pathetischer Apotheosen der Zukunft, bald in Form feinstinniger philosophischer Excurse, so fehlen diese idealen Momente den beiden in Rede stehenden Alexis'schen Romanen, gemäß der mehr objectiv darstellenden als subjectiv speculirenden Natur ihres Verfassers, gänzlich. Was konnte unter solchen Umständen und bei der ausschließlichen Wahl solcher Stoffe, welche der düstern Seite des Lebens angehören, anderes das Resultat der Abschweifungen unsers Autors auf jung-

deutsches Gebiet sein, als die nüchterne, oft höchst peinlich wirkende Schilderung unheimlicher, crasser und verbrecherischer Situationen, welche nur allzu sehr an die berückichtigte Gattung der Criminalnovelle gemahnen?

Nach diesen jungdeutschen Verirrungen lenkte Alexis in die seinem Talent angemessene und seiner einzig würdige Bahn ein, indem er, anknüpfend an seinen früher erschienenen Roman „Cabanis“ (6 Bde., Berlin 1832), sich von nun ab fast ausschließlich dem historischen Roman zuwandte, einer Literaturgattung, zu deren Pflege ihn seine auf das Draftische und Markige gerichtete Gestaltungskraft besonders befähigte. Die von ihm behandelten Stoffe gehören fast ausnahmslos der Geschichte der Mark Brandenburg an, und gerade in ihrer localen Begrenztheit liegt das hauptsächlichste Geheimniß ihrer künstlerischen Wirkung; ihre geschichtliche Specialität ist zugleich dasjenige, was ihren literarischen Werth ausmacht. Mit einer Energie der Zeichnung, welche an Walter Scott's, dieses eifrig studirten Vorbildes, geniale schottische Hochlandsgemälde erinnert, verstand es Alexis, die wüste Monotonie der sandigen Mark Brandenburg mit ihrer sich aus Kiefern- und Buchenwäldern umwachsenen Seen, öden Heiden, sumpfigen Mooren, einförmigen Wiesen- und Forstlandschaften zusammensetzenden Naturscenerie ebensowol zu romantischen Stimmungsbildern auszubilden wie zu einem höchst geeigneten Hintergrunde zu machen, von dem sich bedeutende Charaktere und Handlungen wirkungsvoll abheben. Die sterile Mark Brandenburg scheint, oberflächlich betrachtet, ein ungünstiges Terrain für den vaterländischen Roman zu sein; denn ihr fehlt die landschaftliche Poesie der Rheinlande, Thüringens und anderer deutscher Provinzen — aber dennoch ist sie, wie im Grunde genommen jedes, auch das bescheidenste Stück Land, sehr wohl geeignet, der dichterischen Behandlung mannichfach werthvolle Stoffe zu bieten; denn die poetische Wirkung des Naturgemäldes besteht niemals in dem leuchtenden Colorit oder der üppigen Formenfülle desselben, sondern vielmehr stets in der correspondirenden Uebereinstimmung zwischen ihm und den menschlichen Gestalten, welche es beleben. In den Alexis'schen Romanen aus der brandenburgischen Geschichte herrscht durchgängig eine wohlthuende Harmonie zwischen den dargestellten Charakteren und dem Schauplatze, auf dem sie sich bewegen. Reizlos und nüchtern, derb und solide wie die märkische Natur, sind auch die märkischen Menschen, die Alexis uns schildert; aber sie sind auch energisch, rührig, rüstig und offen für jeden Gedanken des gesunden Fortschritts. Die rauhe Natur der Mark Brandenburg durch Intelligenz den Culturfortschritten dieses Jahrhunderts zu erobern, das ist ein Theil der weltgeschichtlichen Mission der Hohenzollern gewesen. Dieser historische Gedanke ist zugleich der Grundgedanke der brandenburgischen Romane unsers Autors. Er ist in den Hauptfiguren derselben lebendig und bildet in den meisten dieser Dichtungen des märkischen Walter Scott den ethischen Kern, um den sich die Handlung lebendig bewegt. Alle seine brandenburgischen Romane documentiren in Charakterzeichnung und Naturschilderung eine treue Localfarbe, frisch und keck der Natur entnommen. Durch die Kieferngehölze dieser Romane rauscht der echte märkische Ostwind, der uns den Sand der dortigen Heiden prickelnd in die Augen bläst; auf den Wangen der Alexis'schen Junker, Bureaukraten, Bauern und Bürger steht das frische Roth des Lebens, wie es nur auf norddeutschen Gesichtern zu finden ist. Trotzig, aber doch gutherzig schauen diese Menschen uns an; manche haben einen gewissen engherzigen Zug, aber es sind auch große Naturen darunter. Alexis wählt seine brandenburgischen Stoffe mit Vorliebe aus denjenigen bedeutsamen Wendepunkten der Geschichte, welche mannichfache Anklänge an die Ideen der Gegenwart bieten, und da ist es denn ein feiner Zug seiner Romane, daß sie, ohne gegen die Zustände der Jetztzeit in eine ausgesprochene Offensibe zu treten, dennoch mit vieler Subtilität eine ironisch-polemisirende Stimmung gegen manche derselben

durchblicken lassen, eine Stimmung, welche weniger durch die handelnden Personen der Romane in Scene gesetzt wird, als vielmehr nur mittels des durch das Ganze gehenden Tones zwischen den Zeilen zu lesen ist. Schon wegen dieser polemischen Seite hätten die Alexis'schen Romane die allseitigste Verbreitung verdient. Nun ist es aber leider ein mit der bisherigen deutschen Staatlosigkeit und Kleinstaaterei zusammenhängender Fluch, daß gerade da, wo sich unsere Dichtung an die Interpretation und Darstellung des deutschen Culturlebens wagt, ihre Wirkung eine beschränkte zu sein pflegt; denn von den Urzeiten her sind die deutschen Fortschritte in Bezug auf Cultur, Politik und staatliches Leben Errungenschaften nicht der Nation, sondern vielmehr der einzelnen Stämme der Nation gewesen. Brandenburgische Zustände sind nicht deutsche Zustände, brandenburgische Geschichte ist nicht deutsche Geschichte. So wird jedem deutsch-nationalen Werke der durchschlagende Erfolg erschwert. Daher fanden auch die Alexis'schen Romane erst dann eine weitere Verbreitung, als sie, mit den obenerwähnten beiden Werken „Ruhe ist die erste Bürgerpflicht“ und „Siegrium“ aus der engen Sphäre brandenburgischer Localzustände heraustretend, sich der dichterischen Propaganda des großen deutschen Zukunftstaates, d. h. des preussischen Staats, zuwandten.

Die ganze Scala der staatsrechtlichen Entwicklung Preußens, durch Schilderungen mannichfacher Art, durch Anekdoten und chronikenhafte Excurse illustriert, wird in den Romanen unsers Autors vor unsern Augen entrollt: die Zeiten des Mittelalters, des Großen Kurfürsten, des Siebenjährigen Krieges, der Napoleonischen Kriege und der Reaction werden entweder in umfassenden Erzählungswerken selbständig behandelt oder in einzelnen Episoden vorübergehend berührt.

Das erste Werk, mit welchem Wilibald Alexis die lange Reihe seiner pragmatischen Culturgemälde eröffnete, war, wie gesagt, sein im Jahre 1832 erschienener sechsbändiger Roman „Cabanis“, welcher ein treffliches Sittengemälde aus der Zeit des Siebenjährigen Krieges bietet. Die Charaktere dieses Romans sind, wie stets bei Alexis, auf durchaus realistischcr Basis aufgebaut und mit mancherlei psychologisch feinen Zügen eigenartig und fesselnd ausgestattet. Aber sie sind nicht alle gesund; bis ins Krankhafte caricirt ist z. B. der alte Marquis von Cabanis. Ganz lebenswahr ist dagegen der Charakter des Inspectors Bohm. Die Handlung entwickelt sich spannend, aber sie ist nicht frei von romantischen Auswüchsen, welche namentlich in zahlreichen Episoden von einer allzu abenteuerlichen Färbung hervortreten und hierin das Vorbild des schottischen Dichters nicht verkennen lassen. Am fesselndsten ist das erste Buch des Romans, welches die Jugendjahre des Helden schildert und ein scharfes Licht auf die berliner Zustände zur Zeit des Regierungsantrittes Friedrich's des Großen wirft.

Dem Roman „Cabanis“ folgte „Der Roland von Berlin“ (3 Bde., Leipzig 1840). Im Vordergrund dieses vortrefflichen Zeitgemäldes steht die mit markigen Zügen ausgestattete Gestalt des Bürgermeisters Johannes Rathenow. Wir sehen im „Roland von Berlin“ den Kampf für die bereits zum Untergange sich neigende städtische Freiheit in großartiger Weise in Scene gesetzt; Rathenow, welcher diesen Kampf gegen die überhandnehmende kurfürstliche Gewalt und einzelne Parteien der Städtischen kämpft, imponirt durch die eiserne Männlichkeit seines Charakters. Ein ähnliches Interesse stiften die um ihn gruppirten Charaktere ein. Der Roman ist ohne Frage einer der vorzüglichsten aus der Feder unsers Autors; denn er gibt ein fast erschöpfendes Bild der damaligen Culturverhältnisse.

Auf einer weniger breiten Basis der einschlagenden Zeitzustände ruht der Roman „Der falsche Waldbemar“ (3 Bde., Berlin 1842), welchem wir daher nur eine untergeordnetere Bedeutung beimessen können. Die zerrütteten staatlichen Zustände des Mittelalters, die Räubereien der wegelagernden Ritter und das ganze und volle Unwesen der

großen und kleinen Herren jener Zeit wird mit historischer Treue in diesem Romane geschildert. Die interessante Gestalt des falschen Waldemar, dieses aus Belitz oder Hundelust stammenden schwärmerischen Müller- oder Schneidergesellen, ist von dem Dichter mit den feinsten Linien psychologischer Detailmalerei ausgestattet worden; aber die Theilnahme des Lesers wird von dieser einen Figur absorbiert; das geschichtliche Interesse, welches sich der ganzen Zeitconstellation zuwenden sollte, unter welcher der Roman spielt, tritt hinter dem mehr psychologischen, welches der Held erweckt, zurück, sodaß der Eindruck des Ganzen weniger der eines historischen Romans als vielmehr einer interessanten Charakterstudie ist, welche überdies, wenn wir die Summe ziehen, nicht ein rein aufgehendes Facit liefert, sondern bei der einige problematische Brüche zurückbleiben.

In die Zeit der Reformation führt uns Alexis' Roman „Die Hosen des Herrn von Bredow“ (5 Bde., Berlin 1846 und 1848), welcher sich aus den beiden selbständigen Abtheilungen „Hans Jürgen und Hans Jochem“ und „Der Wermwolf“ zusammensetzt und namentlich die Conflictte der Fürsten mit dem märkischen Adel zum Gegenstande hat. Der vielgelesene Roman bekundet einen echt epischen Wurf und die ihn tragenden Charaktere haben die Züge der höchsten Lebenswahrheit; er trug durch seine echt volksthümliche Haltung und patriotische Wärme viel zu dem beginnenden Ruhme des Autors bei und wird in der Reihe der deutschen historischen Romane immer eine hervorragende Stellung behaupten. Er war der Vorläufer des ohne Frage bedeutendsten Romans von Wilibald Alexis, des Romans „Ruhe ist die erste Bürgerpflicht“, eines Werkes, welches durch die ihm innewohnende große culturhistorische Bedeutung, durch seinen Gedankengehalt und die epische Kraft seines Stils zweifellos als eins der vorzüglichsten Erzeugnisse auf dem gesammten Gebiete der modernen Romanliteratur bezeichnet werden muß.

Der Roman „Ruhe ist die erste Bürgerpflicht“ (5 Bde., Berlin 1852), verdankt seinen Titel dem bekannten gleichlautenden Ausspruche des Grafen Schulenburg-Neuhert. Es war eine Zeit der tiefsten Erniedrigung des deutschen Nationalgefühls, als dieses berückigte Wort des genannten Staatsmannes an den Straßenecken Berlins wie eine Verhöhnung der deutschen Ehre zu lesen war; damals lag das halbe Europa in den Banden des ersten Napoleon. So war es denn eine kühne That des Dichters, nun, nach einem halben Säculum, durch die Erneuerung des Schulenburg'schen Wortes die Erinnerung an jene Tage der Schmach zu wecken; denn die Fragen: wo ist die uns verheißene Ernte aus der blutigen Saat einer an Kämpfen und Mühen, an Siegen und großen Errungenschaften reichen Zeit geblieben? Wo sind die Freiheiten, die uns angefaßt der Lorbern von damals garantirt wurden? was hat uns um diese Freiheiten gebracht? was wird weiter aus uns werden? — alle diese Fragen waren die Endpunkte einer sich an jene Worte Schulenburg's unwillkürlich anknüpfenden Gedankenreihe. Wilibald Alexis gab in seinem Roman die Antworten auf diese Fragen. Mit großem Freimuth hält er seinem Volke einen Spiegel vor, in dem es seine Schuld von damals und seine Gefahr von heute anschaut. Er zeigt, wie intellectuelle Unzulänglichkeit und sittliche Verkommenheit in den obern Gesellschaftsklassen, Mangel an Bildung und Thatkraft in den untern und der oben und unten allgemein eingerissene Egoismus und Indifferentismus uns in diese Bahnen der Unfreiheit führten. Diesen socialpolitischen Grundgedanken hat nun unser Autor in einer Handlung incarnirt, welche in geistiger und technischer Beziehung allen Anforderungen gerecht wird, die man an den modernen historischen Roman stellen muß. Auf dem Hintergrunde einer mächtig bewegten Zeit malt sich ein freierfundenes Ensemble von höchst lebenswahren Charakteren ab, welche nach ihrer menschlichen, socialen, politischen und sittlichen Seite hin ein Gesamtbild der Lage der Napoleonischen Fremdherrschaft geben, ein in großen Zügen entworfenes Bild von historischer Treue des Local- und Zeitcolorits. Der Autor hat den Menschen und Dingen

jener Tage die feinsten Züge abgelauscht, um sie in seinem Roman künstlerisch zu verwerthen. Mit dem richtigen Takte eines echten Romanschriftstellers hat es Willibald Alexis verstanden, die historischen Charaktere, welche er in den Bereich seiner Darstellung zieht, so an die Peripherie der Handlung seines Romans zu rücken, daß sie nur das Thun und Trachten der freierfundenen, im Centrum der Handlung stehenden Charaktere und deren geistiges Wesen in das rechte Licht stellen. Zu diesen historischen Gestalten gehören in erster Linie Stein, Prinz Louis Ferdinand, Haugwitz, Lombard und die Kugel. Die freierfundenen Charaktere aber, die eigentlichen Träger der Handlung, sind sämmtlich der bürgerlichen Gesellschaft entnommen und haben alle etwas Typisches, wie es ganze Gesellschaftsklassen kennzeichnet, an sich; aber seiner Aufgabe gemäß, welche hier keine andere ist als die: das Bild einer Zeit der politischen Schmach und der nationalen Ebbe zu schildern, taucht der Dichter seinen Pinsel mehr in düstere als in lichte Farben. Mit einem fast dämonisch dunkeln Colorit werden die verbrecherischen Umtriebe einer gewissen Clique geschildert, zu deren hervorragendsten Figuren die Geheimrätin Urstinus und der Legationsrath Wandel, echte Typen einer durch Laster und Verbrechen in ihrer Tiefe zersessenen vornehmen Gesellschaft, gehören. Aber in die lärmenden Orgien dieser in Nichtswürdigkeiten verkommenen Gesellschaft tönt der hallende Nächerschritt des von Ferne nahenden Geschickes hinein. Am Schlusse des Romans schlägt dieser Nächerschritt in fürchterlicher Nähe an unser Ohr. Wir sehen das Verderben kommen: eine weltgeschichtliche Nemesis bricht herein und sitzt über eine Gesellschaft zu Gericht, welche längst für die Verdammniß reif war. Die künstlerische Wirkung von „Ruhe ist die erste Bürgerpflicht“ ist eine in jeder Beziehung bedeutende.

In dem Roman „Fegrimm“ (3 Bde., Berlin 1854), der Fortsetzung von „Ruhe ist die erste Bürgerpflicht“, läßt der Verfasser wiederum ein bedeutendes Stück deutscher Geschichte an unsern Augen vorübergehen. Das Erhebungsjahr 1813 bildet den Mittelpunkt des Romans, aber seine Handlung reicht bis über das Jahr 1848 hinaus. Das Wort „Tempora mutantur et nos mutamur in illis“ findet auf die Gestalten dieses Romans seine volle Anwendung. Mit großer objectiver Ruhe und Klarheit werden in ihm die Metamorphosen, welche in großen Zeiten an den Menschen vorgehen, zur Erscheinung gebracht. Die geschichtlichen Vorgänge, welche in diesen Roman hineinspielen, geben zu den psychologisch interessantesten Wandlungen der handelnden Charaktere Veranlassung. Wir geben, was die echt realistische Ausprägung der Charaktere und ihre wirkungsvolle Contrastirung zueinander betrifft, dem „Fegrimm“ den Vorzug vor „Ruhe ist die erste Bürgerpflicht“, während in der Composition der Handlung wol der letztgenannte mustergültiger ist. Als einen Mangel in der Composition des „Fegrimm“ müssen wir in erster Linie den Umstand bezeichnen, daß der Träger des Titels, der Major von der Quarbitz, einen zu wenig activen Antheil an der Handlung des Romans nimmt, obwohl er der geistige Mittelpunkt des Ganzen ist. Dieser Fegrimm ist übrigens trotz der mangelhaften Stellung desselben in der Composition des Ganzen vielleicht die glücklichste Gestalt, welche Alexis jemals geschaffen hat. Er ist der wahre Prototyp eines märkischen Junkers, zäh festhaltend an den Ueberlieferungen seines Standes, überzeugt von den unangreifbaren und von Gott selbst eingefetzten Vorrechten des „blauen Blutes“, stets pochend auf seine erimirtete Stellung und den Theorien des Feudalismus treu anhängend, dabei aber geistig und leiblich von kerniger Gesundheit, einer männlichen Geradheit und Tapferkeit und einer chevaleresken Anhänglichkeit an den Staat und den König. Musterhaft gezeichnet ist die im Verlaufe des Romans sich durch die Macht der Zeitverhältnisse vollziehende Umwandlung Fegrimm's vom echten Feudalen zum wahrhaften Patrioten. Ein Pendant zu der Figur des Fegrimm und ebenfalls ein brandenburgischer Stadtkunker ist der Hofmarschall auf Quilitz, eine Gestalt von höchster Lebenswahrheit

und Lebensfülle. Um diese beiden und einige andere Vertreter des Junkerthums gruppirt unser Autor in bunter Mannichfaltigkeit die mehr oder weniger in den Fortgang des Romans eingreifenden Repräsentanten der andern Stände. Da begegnen wir den genialen Staatsmännern der neuen diplomatischen Aera, welche der großen Zeit mit Opfermuth dienen, den in doctrinäre Einseitigkeiten verrannten abstracten Denkern der alten Schule, welchen bei den höchst concreten Vorgängen auf dem Welttheater die Schuppen von den Augen fallen, den märkischen Bürgern und Landleuten, schlichten Leuten, welche in Folge der großen Zeitereignisse zur Erkenntniß ihrer staatlichen Bedeutung und menschlichen Bildungsfähigkeit erwachen. Alle diese sich in lebendigem Durcheinander bewegenden Gestalten sind mit den frappantesten Zügen individuellen Lebens ausgestattet und sprudeln ebenso oft von dem köstlichsten Humor über, wie sie ernste Wahrheiten aussprechen. Gestalten von wirklichem Fleisch und Blut sind unter andern der aus der Schule Kant's und Fichte's kommende Candidat Mauritz, Speggrimm's Hauslehrer, dann Tugendbündler und Landwehrhauptmann und zum Schluß Pfarrer und Speggrimm's Schwiegersohn, ferner der Quilitz'sche Kutscher Lamprecht, eine echt humoristische Figur, kerngesund und urbrandenburgisch, endlich der Marquis d'Espignac, Kürassieroberst in der Großen Armee, welcher sich nach mancherlei Eroberungen unter den märkischen Junkern und deren hochadelichen Töchtern und Schwestern als einer jener Abenteuerer demascirt, welche die buntebewegte Zeit so vielfach erzeugte. Er war Conditor, Kunststreiter und Schauspieler nacheinander gewesen, ehe der Krieg ihn zum Soldaten gemacht hatte. Alexis gibt seinen brandenburgischen Charakteren durchgehends einen gewissen Zug nüchternen Hausbathens und gesunden Phlegmas. Nirgends verrathen sie auch nur einen Schimmer von Sentimentalität; alles Excentrische und Heißblütige in Worten und Thaten liegt ihnen fern. Aber derb und zäh, treu und gewissenhaft, gerade und unverfälscht, bieder und thatkräftig sind diese preussischen Naturen vom Wirbel bis zur Zehe. An ihnen ist alles urwüchsig und ursprünglich und gegenüber den complicirten Verhältnissen, in denen wir leben, hat ihre Einfachheit und Unmittelbarkeit etwas ungemein Wohlthuendes und Erquickendes. Sie alle tragen den Stempel echter und rechter Tüchtigkeit an der Stirn. Sie reflectiren nicht lange, sondern lassen sich von ihrem schlichten Gefühl leiten. Dieses Gefühl läßt sie meistens das Richtige treffen. Höchst charakteristisch ist für sie, was der Kutscher Lamprecht einmal zum Candidaten Mauritz sagt. „Sehen Sie, Herr Candidat“, sagte er, „unser Christenthum ist, daß einer gut sein soll und sich anständig aufführen. Und soll nicht immer besoffen in der Schenke liegen und seine Frau nicht ohne Noth prügeln, und nicht betrügen und nicht Schulden machen, die er nicht bezahlen kann. Un dankbarkeit ist auch unchristlich, und seine Steuern soll man zahlen und seinen Nächsten lieben als sich selbst. Und den Herrn Christus lieben wir auch, denn er ist unser Heiland und Seligmacher. Aber weiter soll man uns nichts daraus machen, und von dem Augenverdrehen und dem vielen Beten halten wir schon gar nichts. Wenn man immer beten soll, kann man nicht arbeiten. Und dies ist auch wol ein Boden danach, daß man faulenzgen sollte! Der liebe Gott dängt den Sand nicht von selbst. Das ist alles bloß katholischer Aberglaube. Ja, drüben, über der Elbe, wo's von selbst zuwächst, da mögen sie ihr apartes Christenthum haben und Fasttage und Erbsünden, soviel sie wollen. Wir aber wollen gar nicht katholisch sein. Das ist gut brandenburgisch.“ Der Roman „Speggrimm“ athmet überall den wärmsten Patriotismus: diesem Gefühle des Dichters dienen alle Gestalten, die er zeichnet, als Folie. Aber trotz dieser Wärme wird er nirgends pathetisch oder rhetorisch. Das ist gewiß ein glänzender Vorzug eines Romanschriftstellers, und doch hat man dieses Maß im Empfinden, diese Objectivität in der Schilderung unserm Autor mehrmals als Kälte, als Mangel an Poesie ausgelegt. Mit Unrecht; denn das volle Auslösen der Empfindung ist Sache der Lyrik, pathetische Er-

güsse gehören dem Drama; der Roman aber soll die epische Ruhe wahren. Wilibald Alexis antwortet selbst auf diesen Vorwurf folgendermaßen: „Wo das Sonnenlicht des Tages, die stürmische Nacht, der brennende Schmerz noch blutender Wunden, das Leiden und die Freuden eines noch blutenden Volkes dem Maler, der ihm angehört, die Farben geben zu einem Gemälde, was ein Theil wird seiner selbst, da reichen die Vorschriften nicht aus, nach denen ein Tom Jones oder Wilhelm Meister gebildet ward, auch nicht die, welche ein Walter Scott sich kunstreich geschaffen, um mit elegischer Ruhe die Zustände eines gewesenen Volkslebens zu schildern.“ Jeder Unbefangene wird diesem Aussprüche des Dichters beistimmen. An außerordentliche Werke muß man eben einen außerordentlichen Maßstab anlegen.

Im Jahre 1856 veröffentlichte Alexis einen Roman unter dem Titel „Dorothe“ (3 Bde., Berlin), ein dem Leben am Hofe des Großen Kurfürsten entnommenes Sittengemälde, welches bei der starken Betonung und Markirung einer von fein angelegten Cabalen und Intriguen zahlreich durchwobenen Handlung und der weniger scharfen Ausprägung der Charaktere, welche diese Handlung tragen, ein mehr stoffliches als psychologisches Interesse erweckt. Die Charaktere des Romans sind von dem Autor nicht so vertieft wie diejenigen in „Ruhe ist die erste Bürgerpflicht“ und „Hegrimm“, auch stellen wir nach dieser Richtung hin die „Hosen des Herrn von Bredow“ und den „Koland von Berlin“ höher als „Dorothe“. Nichtsdestoweniger haben die Kammergerichtspräsidenten und sonstigen Bureaukraten und Hofleute, die Mächtmissten und andern Charlatane und Abenteurer, welche der Roman uns vorführt, plastische Lebenswahrheit genug, um als charakteristische Porträts aus jener Zeit des Aufgangs des preussischen Sternes einiges Interesse beanspruchen zu dürfen. Die Handlung des Romans bewegt sich lebhaft und spannend und läßt es an häufigen Beziehungen auf spätere Zustände Preußens und Deutschlands nicht fehlen. Das Costüm der Zeit ist auch hier mit Genialität wiedergegeben.

Wilibald Alexis hatte, als sein Roman „Dorothe“ erschien, den Höhepunkt seiner schriftstellerischen Entwicklung, welchen er in „Ruhe ist die erste Bürgerpflicht“ und „Hegrimm“ erreichte, bereits hinter sich. Die ethische Größe und historische Bedeutsamkeit in der dichterischen Bearbeitung des Stoffes, die markige Originalität und scharfe Umgrenzung in der Zeichnung der Charaktere und die blühende Lebendigkeit und doch weise Mäßigung in der Darstellung und Sprache, Eigenschaften, welche jene beiden Romane vor andern so vortheilhaft auszeichnen, hat unser Autor in keinem spätern Werke in gleichem Maße wieder erreicht. Auch scheint er seine beste Productionskraft an das Zustandebringen jener beiden Meisterwerke gesetzt und sie bei diesen Arbeiten verbraucht zu haben; denn er hat später nichts von durchgreifender Bedeutung mehr publicirt. Ein großer Theil seiner Kraft wurde in spätern Jahren durch die Herausgabe des „Neuen Pitaval“ (Bd. 1—36, Leipzig 1842—65), bekanntlich einer umfangreichen Sammlung von Criminalgeschichten, absorhirt; er unterzog sich derselben auf Anregung der Verlagsfirma F. A. Brockhaus in Leipzig in Gemeinschaft mit Hitzig. Von Band 31 ab wurde diese Sammlung von Volkert herausgegeben, welcher bekanntlich eine Auswahl aus derselben unter dem Titel „Die interessantesten Criminalgeschichten aller Länder aus älterer und neuerer Zeit“ (Leipzig 1867 fg.) veranstaltete.

Die Stellung, welche Wilibald Alexis in der Geschichte des modernen deutschen Romans einnimmt, ist eine in mehr als Einer Beziehung reformatorische und bahnbrechende. In einer Zeit, wo das sociale und politische Leben der deutschen Nation anfang sich aus den Banden einer unwürdigen Reaction loszurichten, hat er sich das Verdienst erworben, sich als einer der ersten die Aufgabe gestellt zu haben, die vater-

ländische Geschichte seinem Volke in einer Reihe von großen Erzählungswerken vor die Seele zu führen und ihm so, bald anfeuernd, bald abschreckend, den Spiegel der Weltgeschichte vorzuhalten. Er hat sich das Verdienst erworben, später, als die Flammen der Revolution hell aufgelodert und bereits wieder verlöschen waren, ein kraft- und lebensvolles Literaturwerk in die trübe Gärung der Zeit geworfen zu haben, ein Werk, welches die deutschen Zustände in epischer Weise in den Kreis seiner Betrachtung zog, indem es in objectiven Schilderungen die historische Entwicklungssreihe der obwaltenden nationalen und internationalen, staatlichen und häuslichen Verhältnisse durch alle ihre Stadien genetisch verfolgte und so den Zusammenhang der Vergangenheit und der Gegenwart erläuterte und beide durch gegenseitige Beleuchtung in das richtige Licht stellte. Aber durch dieses culturhistorische Verdienst wird die Bedeutung seiner Werke bei weitem nicht erschöpft. Der Künstler und Dichter war in Wilibald Alexis nicht kleiner als der Patriot und Kenner der deutschen Zustände; denn wenn seine Romane, namentlich der Doppelroman „Ruhe ist die erste Bürgerpflicht“ und „Hegrimm“, nach ihrer patriotischen, geschichtlichen und culturgeschichtlichen Seite hin den höchsten Maßstab der Kritik nicht zu scheuen brauchen, so gilt dies in gleichem Maße von ihrem künstlerischen Werthe. Mit einer geistigen Souveränität, welche ihresgleichen sucht, beherrscht unser Autor seine Stoffe. Niemals läßt er zur geistigen Vertiefung, zur historischen Vervollständigung oder zur künstlerischen Abrundung seiner Romanschöpfungen sich ein integrierendes Moment des durch die Geschichte überlieferten Stoffes entgehen. Er weiß auch das Kleinste organisch zu verarbeiten und ihm in dem Rahmen seines Gemäldes den richtigen Platz anzuweisen, wie er denn durch eine dem Ganzen Rechnung tragende Gruppierung jedes einzelnen stets eine künstlerische Totalwirkung erzielt. Die Composition seiner Romane ist, etwa abgesehen von „Cabanis“, in welchem die Linien eines einheitlichen und correcten Aufbaues der Handlung hier und da verwischt sind, eine technisch vollendete; nur wachsen seine Schilderungen mitunter in allzu breite Dimensionen und machen dadurch, besonders wenn sie sich, wie das nicht selten der Fall ist, auf Nebensächliches beziehen, den peinlichen Eindruck des Pedantischen und Geschwägigen, eine Unart, welche man dem Schüler des großen Schotten wol zugute halten darf, wenn man erwägt, wieviel Gutes und Großes er neben diesem allerdings störenden *embarras de richesse* aus der Schule seines genialen Lehrmeisters heingebracht hat. Die Alexis'schen Charaktere haben durchgängig scharfmarkirte Contouren; alles Sentimentale und Weichliche, alles Verschwommene und Haltlose ist ihnen fremd, wie dem Dichter selbst, der das Praktische und Solide liebt und dessen ganze Denkweise sich mit Entschiedenheit und Consequenz, gegenüber allen romantischen Träumereien, auf feste und geordnete Zustände richtet. Darum zeichnet er denn auch seine Menschen, zumal die märkischen, mit präcisen und prägnanten Zügen, wobei auch wol mitunter eine scharfe Ecke, eine schneidige Kante in der Zeichnung zum Vorschein kommt, an welcher eine prübe Aesthetik sich vielleicht stoßen mag. Aber eine einsichtige Beurtheilung wird solche Ecken natürlich und unvermeidlich finden; denn was aus ganzem Holze geschnitzt und nach dem Leben gezeichnet ist, das muß auch hier und da eine scharfe Kante haben. Bei dem größten schriftstellerischen Porträtmaler der Gegenwart, bei Fritz Reuter, ist das auch nicht anders. Mit ihm hat Wilibald Alexis überhaupt in mancher Beziehung Aehnlichkeit: sie sind beide in ihrem künstlerischen Schaffen entschiedene Realisten und haben, was damit zusammenhängt, eine höchst glückliche humoristische Ader; der Stil beider hat etwas Biedereres, Treuherziges und mitunter Trockenes; bei Alexis nimmt dieses Trockene oft eine geradezu chronikhafte Signatur an, dann ist es aber stets auf das Costüm der Zeit zurückzuführen, die er schildert. Lebenswahrheit ist beiden das höchste Ziel ihrer Production; sie haben beide in warmes Herz fürs Vaterland und gießen ihren Patriotismus in das Gefäß der

Localdichtung; der eine ist mecklenburgischer Idyllendichter, der andere brandenburgischer Historienmaler. In dieser letzterwähnten Aehnlichkeit liegt aber auch die Verschiedenheit beider schon angedeutet: bei Neuter, dem Idyllendichter, ist das Gemüth, bei Alexis, dem Historienmaler, der Verstand vorherrschend. Demgemäß liebt der eine mehr ein ruhiges Sichversenken in die engen Verhältnisse der Familie, der andere mehr weltweite Perspectiven in Geschichte und Menschheit.

Der deutsche Geschichtsroman der Zukunft wird, wenn er die nationalen Großthaten der letzten Jahre belletristisch verherrlichen will, ohne Frage in den Bahnen gehen müssen, in denen Wilibald Alexis ihm vorangeschritten ist; eine gesunde Entwicklung der deutschen historisch-politischen Prosa dichtung ist nur in diesen Bahnen denkbar; denn wenn es ihre höchste Aufgabe ist, mit den Farben des edelsten Patriotismus ein realistisch getreues Bild deutschen Lebens und deutscher Geschichte zu schaffen, so wird sie zur Erfüllung dieser Aufgabe die Feder ergreifen müssen, die der Hand eines Alexis entfallen ist.

# Die französische Presse und Deutschland.

Von

Rudolf Gottschall.

II.

Während des Krieges.

Unter den hervorragenden Schriftstellern Frankreichs, welche sich in den ersten Monaten nach dem Beginn des allerdings rasch zu großen Katastrophen fortschreitenden Krieges über die Streitfragen zwischen Frankreich und Deutschland aussprachen, steht Ernest Renan in erster Linie — und das Wort eines Autors, welcher niemals ein Fehl daraus gemacht hatte, wieviel er der deutschen Literatur und Philosophie verdanke, durfte schon im voraus der Beachtung sicher sein. Ernest Renan ist, welche Einwände auch die Fachtheologie gegen ihn auf dem Herzen haben mag, jedenfalls ein klarer, logischer Kopf, ein Denker, der über die Vorurtheile der Massen erhaben sein mußte und von dem man annehmen durfte, daß er auch in der Politik den Wurzeln der Ereignisse nachgraben werde. Ein Brief, welchen David Strauß in der augsburger „Allgemeinen Zeitung“ am 18. Aug. an ihn richtete, rief ihn in die publicistische Arena; die Aufforderung des geistesverwandten deutschen Philosophen war ziemlich direct. Strauß hatte darauf hingewiesen, daß es von einigem Nutzen sein könne, wenn in dieser Krisis zwei Männer, die den beiden kämpfenden Nationen angehören, unabhängig voneinander und jedem Parteihaf fremd, leidenschaftslos, aber mit größtem Freimuth ihre Ansichten über die Ursachen und die Tragweite des gegenwärtigen Kampfes austauschten; ja er bezeichnete den Zweck seines Briefes geradezu dahin, Renan zu einer ähnlichen Auseinandersetzung von dem französischen Standpunkte aus zu bestimmen. Renan erwiderte am 16. Sept. in einem Antwortschreiben, welches das „Journal des Débats“ mittheilte. Gleichzeitig erschien in der „Revue des deux Mondes“ ein Aufsatz von ihm: „La guerre entre la France et l'Allemagne“ (15. Sept. 1870), welcher ungefähr die gleichen Gedankengänge verfolgt. Beide, sowie den zweiten Brief an David Strauß (vom 15. Sept. 1871) hat Renan in sein neuestes Werk: „La réforme intellectuelle et morale“ (Paris 1872) als einen wesentlichen Bestandtheil mit aufgenommen.

Selbstverständlich ist Ernest Renan kein „Deutschenfresser“; er bekennet ja in seinem ersten Briefe an Strauß, daß er Deutschland dasjenige verdanke, woran er am meisten hängt, seine Philosophie, ja er möchte fast sagen, seine Religion. „Ich war im Seminar Saint-Sulpice gegen 1843, als ich anfing, Deutschland durch Goethe und Herder kennen zu lernen. Ich glaubte in einen Tempel einzutreten, und von diesem Augenblick

an machte alles, was ich bisher für einen würdigen Festschmuck der Gottheit gehalten hatte, auf mich nur den Eindruck vergilbter und verwelkter Papierblumen.“ Von der vollen Berechtigung der deutschen Nation zu einer entsprechenden politischen Existenz ist Renan vollkommen überzeugt. „Wenn es eine Nationalität gibt, die ein offenes Recht hat, in voller Unabhängigkeit zu bestehen, so ist dies gewiß die deutsche. Deutschland hat das beste nationale Anrecht, eine historische Rolle von großer Wichtigkeit, Geist und Seele, eine Literatur, Männer von Genie, eine eigenthümliche Auffassung der göttlichen und menschlichen Dinge. Deutschland hat die wichtigste Revolution der neuern Zeiten gemacht, die Reformation; außerdem hat Deutschland seit einem Jahrhundert eine der schönsten geistigen Entwicklungen hervorgebracht, die es jemals gegeben hat, welche, wenn ich es wagen darf auszusprechen, den menschlichen Geist auf höhere Stufe gehoben hat, was Tiefe und Ausdehnung betrifft, sodaß diejenigen, welche an dieser neuen Kultur keinen Theil haben, sich zu denen, die sie durchgemacht haben, verhalten wie einer, welcher nur die elementarische Mathematik kennt, zu einem, der auch mit der Differentialrechnung vertraut ist. Daß eine so große intellectuelle Kraft, vereinigt mit so viel Moralität und Ernst, eine entsprechende politische Bewegung hervorrufen mußte, daß die deutsche Nation berufen ist, in der äußern materiellen und praktischen Ordnung eine Bedeutung zu behaupten, welche derjenigen entspricht, die sie im Reiche des Geistes einnimmt, das war für jeden einleuchtend, der die Verhältnisse genau kannte und sich weder durch herkömmlichen Schlandrian noch durch oberflächliche Parteinahme verblenden ließ.“

Ähnlich wie hier in dem ersten Briefe an Strauß spricht sich Renan in seiner Abhandlung in der „Revue des deux Mondes“ aus: „Wie konnte man Deutschland das Recht streitig machen, bei sich zu thun, was wir bei uns gethan haben, was wir Italien thun halfen? Ist es nicht einleuchtend, daß ein harter, keuscher, starker und ernster Volksstamm wie der deutsche, ein Stamm, der durch die Geschenke und Arbeiten des Gedankens zu einem ersten Range erhoben ist, ein Stamm, der geringen Rang für das Vergnügen hat und sich gänzlich seinen Träumereien und den Genüssen seiner Einbildungskraft hingibt, im Reiche der politischen Thatsachen eine Rolle spielen will, welche seiner geistigen Bedeutung entspricht? Das Recht auf eine Nationalität geben die Männer von Genie, die nationalen Größen, welche den Gefühlen dieses oder jenes Volkes eine originelle Form und dem nationalen Geist seinen großen Stoff geben, etwas zu lieben, zu bewundern — etwas, dessen man sich in Gemeinschaft rühmen kann. Dante, Petrarca, die großen Künstler der Renaissance, sind die wahren Begründer der italienischen Einheit gewesen. Goethe, Schiller, Kant, Herder haben das deutsche Vaterland geschaffen. Sich einer Entwicklung widersetzen zu wollen, die durch so viele Anzeichen verkündet wurde, wäre ebenso thöricht gewesen, als sich der steigenden Flut entgegenzustellen. Ihr Rathschläge geben, ihr den Weg vorzeichnen zu wollen, auf dem wir wünschten, daß sie sich vollziehen möchte, wäre kindisch. Diese Bewegung vollzog sich mit vollem Misstrauen gegen uns; hätte man ihr einen Niegel vorgeschoben, so hätte man einem argwöhnischen und empfindlichen Nationalbewußtsein ein sicheres «Kriterium» an die Hand gegeben und es geradezu herausgefordert, das Gegentheil von dem zu thun, was wir von ihm verlangten.“

Renan ist also im Princip für die deutsche Einheit, und obgleich er die französische Revolution zu ihrer Mutter und Napoleon I. wegen des Druckes, den er auf Deutschland ausübt und den Renan, wie die ganze Napoleonische Eroberungspolitik, aufs äußerste mißbilligt, zu ihrem Vater macht, so kann man sich seine Anschauungen und seine Beweisführung in Bezug auf diesen Punkt wol gefallen lassen. Ja nicht bloß mit dem Princip der deutschen Einheit ist Renan einverstanden; er ist es auch mit den Trägern desselben und mit dem geschichtlichen Gange, wie es ins Leben gerufen wurde. „Wenn

der Gedanke der deutschen Einheit berechtigt war, so war es ebenso berechtigt, daß diese Einheit durch Preußen verwirklicht wurde. Nachdem die parlamentarischen Versuche von Frankfurt gescheitert waren, blieb nur die Hegemonie Oesterreichs oder Preußens übrig. Oesterreich schließt zu viele Slawen in sich, ist dem protestantischen Deutschland zu antipathisch, hat zu sehr Jahrhunderte hindurch seine Pflichten als die leitende Macht Deutschlands vernachlässigt, als daß es dazu berufen sein könnte, in Deutschland von neuem eine derartige Rolle zu spielen. Wenn es dagegen jemals einen historischen scharf ausgeprägten Beruf gab, so war es derjenige Preußens seit Friedrich dem Großen. Es konnte einem feinspürigen Geist nicht entgehen, daß Preußen der Mittelpunkt einer neuen Völkergruppierung war, daß es für die deutsche Nationalität des Nordens die Rolle des Herzens im Embryo spielte, nur daß es später selbst von dem Deutschland absorbiert werden mußte, das es geschaffen hatte, ähnlich wie Piemont in Italien aufgegangen ist. Ein Mann fand sich, der sich aller dieser verborgenen Tendenzen bemächtigte, um sie zu vertreten und sie mit einer Energie ohnegleichen zu verwirklichen. Hr. von Bismarck wollte zweierlei, was der strengste Philosoph nur für berechtigt erklären konnte, wenn auch in der Durchführung der wenig scrupulöse Staatsmann nur gezeigt hatte, daß für ihn die Gewalt das Synonym des Rechtes ist: einmal, Oesterreich aus dem Deutschen Bunde ausschließen, diesen mehr als zur Hälfte fremdartigen Staatskörper, der Deutschland an seiner Existenz verhinderte, dann um Preußen die Glieder des deutschen Vaterlandes gruppieren, welche die Zufälle der Geschichte zerstreut hatten.“

Man muß sich nun allerdings fragen, wo denn die Schuld Preußens namentlich Frankreich gegenüber beginnt, wenn die Tendenzen des deutschen Krieges als vollständig berechtigt anerkannt werden; denn der Racheeschrei für Sadowa muß doch einem Philosophen, der einen so klaren Einblick in die Nothwendigkeit des Entwicklungsganges der neuern deutschen Geschichte an den Tag gelegt hat, als das wüßte Geheul blutdürstiger Wilden erscheinen, denen die Rathschläge der in der Geschichte waltenden Vorsehung verhüllt sind? Und sollte Ernest Renan so verblindet sein, daß er in dem von ganz Europa als frivol anerkannten Grunde des letzten Krieges irgendeine Berechtigung sieht? Wenn das aber nicht der Fall ist, welche logische Schlußverketzung setzt den französischen Philosophen in den Stand, uns Deutschen wegen des letzten großen Krieges eine Strafpredigt zu halten?

Da sind es zuerst die Träume von einer einflußreichen Herrschaft deutscher Nation über ganz Europa, welche ihm Bedenken erregen: die Erinnerungen an das Heilige Römische Reich und seine Machtfälle. Der deutsche Patriotismus soll sich schon oft ungerecht und parteiisch gezeigt haben. Diese Theoretiker der deutschen Einheit, welche durchaus nicht darauf hören, wenn man ihnen davon spricht, ein so rein slavisches Land (!) wie das Großherzogthum Posen aufzugeben, verlangen dagegen, daß Deutschland die Trümmer seines alten Reiches überall zusammensuchen solle. Doch dies war ja zunächst bei dem deutsch-französischen Kriege, als er entstand, gar nicht in Frage und wurde erst durch den Krieg selbst auf die politische Tagesordnung gebracht.

Nur in den Beziehungen Deutschlands und Frankreichs kann für Renan der Grund liegen, auch den Deutschen eine Schuld an dem letzten Kriege beizumessen. Er stellt zunächst Napoleon als den Lord-Protector auch der deutschen Frage hin. Bismarck's Pläne seien ausgearbeitet worden unter der Zustimmung des ins Vertrauen gezogenen Kaisers Napoleon, und man dürfe diesem daraus keinen Vorwurf machen; Frankreich habe in der Welt das Banner der Nationalitäten erhoben; jede Nation, die zu selbständiger Größe heranwächst, solle der Zustimmung Frankreichs und seiner Freundschaft gewiß sein; ein großes freies Deutschland in Freundschaft mit Frankreich, würde eine Hauptmacht in Europa werden, mit Frankreich und England eine unüberwindliche Drei-

einigkeit bilden und das übrige Europa, namentlich Rußland in die Bahnen des Fortschritts drängen. Gegen kleine Grenzberichtigungen dabei, Regulirung der Saardistricte, An eignung von Luxemburg hat Renan weiter keine Einwendungen zu machen; er besfürwortet sie zwar nicht gerade, „aber die oberflächliche öffentliche Meinung legte doch viel Gewicht auf solche Vergrößerung; man konnte, in der Zeit freundschaftlicher Verhandlungen, einige Cessionen festsetzen, in Bezug auf Länder, die zu solcher Vereinigung mit Frankreich geneigt waren, vorausgesetzt, daß diese Vergrößerungen nicht der Zweck der Verhandlungen, daß ihr einziges Ziel die Freundschaft zwischen Deutschland und Frankreich war“. Renan macht indeß dem Kaiser Napoleon den Vorwurf, daß er gar nichts gethan habe, daß seine Politik vollkommen planlos gewesen sei; daher sei es gekommen, daß die Schlacht bei Sadowa, welche, wenn man eine consequente Politik verfolgt hätte, ein Sieg für Frankreich hätte sein können, so eine Niederlage für dasselbe wurde und die französische Regierung schon acht Tage nachher Trauer anlegte für ein Ereigniß, zu dem sie mehr beigetragen hatte als sonst irgendjemand.

Noch immer steht man nicht, von welcher Seite der Windrose der Wind herkommen wird, der Deutschland und Preußen den Staub der Anklagen für die Verschuldung an dem letzten Kriege ins Gesicht wehen wird; man sieht dies um so weniger, als die Anklagen Renan's gegen die französische Regierung so schwer wie möglich sind: „Die Anmaßung und Unwissenheit der Militärs, die Verblendung der Diplomaten, ihr thörichter Glaube an Oesterreich, eine aus den Fugen gegangene Staatsmaschine, auf welche man in keiner Weise rechnen darf, die Abwesenheit ernst-ruhiger Prüfung bei der Regierung, die seltsamen Anfälle eines «intermittirenden» Willens, wie das Erwachen eines Epimenides, haben über die Menschheit das größte Unglück herbeigeführt, das sie seit 55 Jahren getroffen hat. Ein Zwischenfall, den eine geschickte Diplomatie in wenigen Stunden ausgeglichen hätte, hat genügt, die Hölle zu entfesseln.“

Doch lassen wir uns nicht zu früh zum Lobe solcher Unparteilichkeit hinreißen; der Franzose kann seine Nationalität und das Massenbewußtsein nicht verleugnen, mag er auch zu einem noch so hohen Grade philosophischen Selbstbewußtseins sich aufgeschwungen haben. Schon vorher gab Renan deutlich zu verstehen, daß eine Cession von Luxemburg, eines weder deutschen noch französischen Zwitterlandes, wol von seiten Preußens eine nicht unangemessene Belohnung für die Haltung Frankreichs während des deutschen Krieges von 1866 gewesen wäre. In der That ist es der schwärzeste Undank, den er Deutschland zum Vorwurf gemacht. Von diesem Standpunkte aus gesehen wird die Frage über die Urheberschaft des deutsch-französischen Krieges in eine ganz neue Beleuchtung gerückt. „Man muß sich hüten“, ruft Renan aus, „bei derartigen Fragen nur die unmittelbaren nächsten Veranlassungen ins Auge zu fassen. Wenn man sich auf die engherzigen Bemerkungen eines unaufmerksamen Beobachters beschränkte, so fiel die ganze Schuld des Krieges auf Frankreich. Wenn man sich aber auf einen höhern Standpunkt versetzt, so muß die Verantwortlichkeit für das schreckliche Unheil, welches die Menschheit in diesem verhängnißvollen Jahre getroffen hat, getheilt werden. Preußen hat in seinem Auftreten etwas Abstoßendes, Interessirtes, wenig Edelmüthiges. Es fühlt seine Kraft und macht deshalb keine Zugeständnisse. Sobald Hr. von Bismarck seine großen Unternehmungen mit Frankreichs Uebereinstimmung ins Werk setzen wollte, mußte er die Folgen der von ihm gewählten Politik auf sich nehmen. Hr. von Bismarck war nicht genöthigt, den Kaiser Napoleon III. in sein Vertrauen zu ziehen; sobald er dies aber gethan hatte, war er genöthigt, Rücksichten auf den Kaiser und die französischen Staatsmänner zu nehmen, sowie für eine Richtung der öffentlichen Meinung, die man nicht vor den Kopf stoßen dürfte. Das große Uebel Preußens ist der Stolz. Mächtiger Herd des ancien régime wird es unwillig über unser bürgerliches Glück; seine Edelleute kränkt es, Empor-

Kömmlinge zu sehen, die, ich will nicht einmal sagen weniger reich als sie sind, aber doch wie sie das Handwerk ausüben, das sonst für ein Vorrecht des Adels gilt.“ Dieser Stolz, diese Eifersucht, dieser Rauheit des Charakters, mit der sich nicht verhandeln läßt, tragen nach Renan's Ansicht auch die Schuld, daß Deutschland Luxemburg nicht abtreten wollte, obgleich seine Annexion an Frankreich, wenn ihr ein Plebisit vorausging, auch nicht den correctesten deutschen Patriotismus hätte verletzen können. „Die systematische Strenge Preußens bewies, daß es nicht verstand, für die Verhandlungen, welche Sadoma vorausgingen, irgendeine dankbare Erinnerung zu bewahren und daß ihm Frankreich, trotz der wahrhaften Stütze, die es ihm geliehen hatte, immer der Erbfeind blieb.“

Auf diese Unliebenswürdigkeit beschränkt sich indeß die ganze Schuld an dem letzten Kriege, welche Renan der preussischen Regierung aufzubürden vermag; einige kleine Grenzregulirung hätte ja der Aufregung der französischen Nation Rechnung getragen. Sehr eingehend sucht Renan zu beweisen, daß sich dieser Krieg hätte vermeiden lassen, eine so zweifellose Thatsache, daß sie des Beweises gar nicht bedarf. Für denselben bedient sich indeß der Philosoph jener Zwickmühle von „Preußen“ und „Deutschland“, die ihm auch für seine Prophezeiungen der Zukunft von Wichtigkeit ist. Den Vandalen und Barbaren des Nordens, dem kriegslustigen Militäradel stellt er die friedliebenden deutschen Stämme gegenüber. „Der Deutsche hat wie alle Welt ein Recht auf ein Vaterland, er hat kein Recht auf die Herrschaft. Uebrigens sind solche fanatischen Absichten keineswegs die Sache des aufgeklärten Deutschlands. Die vollkommenste Personification Deutschlands ist Goethe. Und was könnte weniger preussisch sein als Goethe? Man denke sich diesen großen Mann in Berlin — wie würde er überströmen von olympischen Sarkasmen, welche ihm diese Steifheit ohne Amuth und Geist, dieser dumpfe Mysticismus frommer Krieger und gottesfürchtiger Generale eingestößt haben würde! Einmal von der Furcht vor Frankreich befreit, werden diese feinfühligten Bevölkerungen Sachsens und Schwabens sich dem preussischen Regiment entziehen; der Süden besonders wird sein frohes, heiteres, harmonisches und freies Leben wieder annehmen. Das Mittel hierzu ist einfach, daß wir uns von jeder Einmischung freihalten. Der große Geschäftsführer Preußens ist Frankreich oder vielmehr die Furcht vor französischer Einmischung in die deutschen Angelegenheiten. Je weniger Frankreich sich mit Deutschland beschäftigen wird, desto mehr wird die deutsche Einheit compromittirt sein, denn Deutschland will die Einheit nur aus Vorsicht, Frankreich ist in diesem Sinne die Hauptstütze Preußens. Preußen, ich meine damit das militärische und feudale Preußen, wird nur eine «Krisis» sein, kein dauernder Zustand; was wirklich Bestand haben wird, das ist Deutschland. Preußen wird nur das energische Mittel gewesen sein, welches Deutschland angewendet hat, um sich von der Drohung des bonapartistischen Frankreichs zu befreien. Die Vereinigung der deutschen Macht in den Händen Preußens ist nur eine durch vorübergehende Nothwendigkeit herbeigeführte Thatsache. Mit der Gefahr wird die Einheit verschwinden und Deutschland wird zu seinen natürlichen Instincten zurückkehren. Am Tage nach seinem Siege wird sich Preußen so einem feindlichen Europa und einem Deutschland gegenübersehen, welches seinen Geschmach an particulären Herrschaften wiederfinden wird. Deshalb sage ich mit Zuversicht: Preußen wird vorübergehen, Deutschland wird bleiben. Deutschland, seinem eigenen Genius überlassen, wird eine freisinnige, friedliebende, selbst im echten Wortsinne demokratische Nation sein; ich glaube, daß die socialen Wissenschaften ihm beachtenswerthe Fortschritte verdanken werden und daß mehrere Ideen, welche bei uns die abschreckende Maske der socialistischen Demokratie angenommen haben, dort in einer wohlthuernden und lebensfähigen Form auftreten werden.“

So schrieb Renan in der ersten Hälfte des Krieges; nach demselben, besonders in

seinem bekannten zweiten Briefe an David Strauß vom 15. Sept. 1871 hat er gänzlich den Ton geändert. Die Annexion von Elsaß und Lothringen an das Deutsche Reich hat ihm die Milch der frommen Denkungsart in gärend Drachengift verwandelt. Er will zwar nicht zum Kriege mahnen, er kann nur schweigen, da die Zeit seines friedlichen Apostolats vorüber ist. Frankreich wird jetzt nur an eine Rückeroberung der verlorenen Provinzen denken und wird als seine Bundesgenossen den Papismus und die Russen gegen Deutschland hegen. Das Slawenthum ist ihm für Deutschland das drohende Gespenst der Zukunft. Aehnlich wie der Trache der Apokalypse, der mit seinem Schweif den dritten Theil der himmlischen Gestirne fortsegt, wird es eines Tages nach sich ziehen die Horden Centralasiens, die alte Clientenschaft von Dschingis-Khan und Tamerlan. Renan macht den Deutschen den engherzigsten Patriotismus zum Vorwurf; er weist sie auf die Nothwendigkeit despotischer Maßregeln in den eroberten Provinzen hin, welche den moralischen Ruin des deutschen Geistes vollenden werden. Renan selbst will nicht den Haß predigen, nachdem er so lange die Liebe gepredigt hatte, aber er würde, wenn er noch länger zu einem edelmüthigen und uneigennütigen Vorgehen rieth, eine Schuld auf sich laden, indem er das Land zu verhindern strebe, die Stimme von zwei Millionen Franzosen zu hören, welche die Hülfе ihres alten Vaterlandes wieder anflehen.

Dies sind die Gedankengänge der zweiten Epistel des Biographen Jesu an seinen deutschen Collegen; wir haben des Zusammenhanges wegen und wegen des Beleuchtungseffectes, den der Contrast der beiden Briefe hervorruft, den zweiten nach dem Kriege geschriebenen bereits an dieser Stelle erwähnt. Aus gleichem Grunde gedenken wir der Vorrede Renan's zu seinem Werke: „La réforme intellectuelle et morale“, indem der Philosoph hier noch entschiedener die neue Wendung der Beziehungen zwischen Deutschland und Frankreich hervorhebt, und auch seinem frühern Lobe des deutschen Genius einige wesentliche Einschränkungen hinzufügt. „Es war“, sagt er, „der Traum meines Lebens, nach dem schwachen Maße meiner Kräfte an dem geistigen, moralischen und politischen Bunde zwischen Frankreich und Deutschland zu arbeiten, ein Bund, der, wenn England mit hereingezogen wurde, eine Macht bildete, fähig die Welt zu leiten, d. h. sie auf die Wege einer liberalen Civilisation zu führen, in gleicher Entfernung von den naiv blinden Uebereilungen der Demokraten, wie von den kindischen Tendenzen, die nach einer, niemals mehr lebensfähigen Vergangenheit zurückdrängen. Mein Traum ist, wie ich betennen muß, für immer vernichtet. Ein Abgrund hat sich aufgethan zwischen Frankreich und Deutschland; Jahrhunderte werden ihn nicht ausfüllen. Die Gewalt, welche dem Elsaß und Lothringen angethan ist, wird lange Zeit eine klaffende Wunde bleiben; die vermeintliche Friedensgarantie, von welcher die Journalisten und Staatsmänner Deutschlands träumen, wird nur eine Garantie endloser Kriege sein. Deutschland war meine Lehrerin, ich hatte das Bewußtsein, ihm mein Bestes zu verdanken. Man denke, was ich leiden mußte, als ich sah, wie diese Nation, die mir den Idealismus gelehrt hatte, jedes Ideal verspottete, wie das Vaterland Kant's, Fichte's, Herder's, Goethe's allein die Tendenzen eines excludierten Patriotismus verfolgte, als das Volk, das ich meinen Landsleuten stets als das am meisten moralische und gebildete gepriesen hatte, sich uns in der Gestalt von Soldaten zeigte, die sich in nichts unterscheiden von den Haudegen aller Nationen, bössartig, diebisch, trunken, demoralisirt, beutlustig, wie zu Wallenstein's Zeiten, kurz als die Nation, die sich im Jahre 1813 so edel erhoben und Europa ins Feld rief im Namen des Edelmutheß, aus der Politik jede Rücksicht auf edle Bestimmung verbannte und als Princip hinstellte, es sei die Pflicht eines Volkes, praktisch und egoistisch zu sein, als sie wie ein Verbrechen die rührende Thorheit einer armen, durch das Schicksal und seine Herrscher verrathenen Nation behandelte, einer Nation, die allerdings oberflächlich und des politischen Sinnes bar ist, deren einziger Fehler aber ist, einen unbe-

sonnenen Versuch gemacht zu haben, denjenigen des allgemeinen Stimmrechts, der aber auch bei keinem andern Volke besser ausgeschlagen wäre. Deutschland, der Welt die Pflicht als lächerlich, den Kampf für das Vaterland als verbrecherisch darstellend — welche traurige Enttäuschung für diejenigen, welche in der deutschen Cultur eine Zukunft der allgemeinen Civilisation zu sehen glaubten! Was wir an Deutschland liebten, den aufgeschlossenen Sinn, die hohe Auffassung der Vernunft und Menschlichkeit — es besteht nicht mehr. Deutschland ist nur noch eine Nation, gegenwärtig die stärkste der Nationen, aber man weiß, wie kurz diese Hegemonien dauern und was sie hinter sich zurücklassen. Eine Nation, die sich auf die bloße Beachtung ihres eigenen Interesses beschränkt, hat keine allgemeine Rolle mehr. Ein Land übt nur Herrschaft aus durch die allgemeinen Seiten seines Genies; Patriotismus ist das Gegentheil von moralischem und philosophischem Einfluß. Wir alle, die wir zeitlichens uns vor den Irrthümern des französischen Chauvinismus in Acht genommen haben — wie sollten wir jetzt die engherzigen Gedanken eines fremden Chauvinismus uns aneignen, der ebenso ungerecht, ebenso unduldsam ist wie der französische? Man kann sich über die Vorurtheile seiner Nation erheben; aber, Irrthum gegen Irrthum, er wird immer die patriotischen Vorurtheile denjenigen vorziehen, welche ihm als drohende Beleidigungen oder als ungerechte Verleumdungen entgentreten.

„Niemand hat mehr als ich stets den großen Eigenschaften des deutschen Volkscharakters Gerechtigkeit widerfahren lassen, diesem Ernst, diesem Wissen, diesem Fleiß, welche fast das Genie ersetzen und tausendmal mehr vermögen als das Talent, diesem Pflichtgefühl, welches ich bei weitem den Triebfedern der Eitelkeit und Ehre vorziehe, in denen unsere Stärke und unsere Schwäche besteht; aber Deutschland kann sich nicht mit der ganzen Arbeit der Humanität belasten. Deutschland thut nicht uneigennützig Dinge für die übrige Welt. Sehr edel ist der deutsche Liberalismus, wenn er sich weniger die Ausgleichung der Klassenunterschiede zum Ziele setzt als die Cultur und Erhebung der menschlichen Natur im allgemeinen; aber die Menschenrechte sind doch auch etwas, und gerade diese hat unsere Philosophie im 18. Jahrhundert, unsere Revolution begründet. Die Luther'sche Reformation war nur für die deutschen Volksstämme durchgeführt; Deutschland hat nie etwas Aehnliches gehabt wie unsere ritterlichen Zuneigungen für Polen und Italien. Die deutsche Natur scheint übrigens zwei entgegengesetzte Pole aufzuweisen: den sanften, gehorsamen, respectvollen, resignirten Deutschen, und den Deutschen, der nur die Gewalt kennt, den harten, unerbittlichen Befehlshaber, kurz den alten Menschen von Eisen: *jura negat sibi nata*. Nichts in der Welt ist besser als der moralische, nichts schlechter als der demoralisirte Deutsche. Wenn die Massen bei uns weniger empfänglich für die Disciplin sind als in Deutschland, so sind die Mittelklassen dafür desto weniger der Schlechtigkeit fähig. Sagen wir es zur Ehre Frankreichs, daß während des ganzen letzten Krieges es fast unmöglich gewesen ist, einen Franzosen zu finden, der die Rolle eines Spions leidlich durchgeführt hätte, so sehr widerstrebt uns die Lüge, der niedrige Schurkenstreich.

„Die große Ueberlegenheit Deutschlands ist im Reiche des Geistes zu suchen; doch auch hier darf es sich nicht einbilden alles zu besitzen. Ihm fehlen der Takt, der Zauber! Deutschland ist noch weit davon entfernt, eine Gesellschaft zu besitzen, wie die französische Gesellschaft des 17. und 18. Jahrhunderts es war, Edelleute wie Larochefoucauld, Saint-Simon, Saint-Evremond, Frauen wie die Sévigné, de la Vallière, Ninon de l'Enclos. Und hat Deutschland selbst in unsern Tagen einen Poeten wie Victor Hugo, einen Prosaiter wie George Sand, einen Kritiker wie Sainte-Beuve, einen so phantastereichen Schriftsteller wie Michelet, einen philosophischen Charakter wie Littré aufzuweisen?“

Wir glauben, daß auch unsere moderne Literatur allen diesen Autoren, wenn nicht gleichartige, doch gleichbedeutende Schriftsteller an die Seite zu stellen hat; ein Littré und auch ein Renan dürften um so mehr von einem Feuerbach und Strauß überflügelt werden, als sie in diesen ja ihre Lehrmeister zu verehren haben. Im übrigen zeigen die Herzergüsse Renan's über unser deutsches Wesen die epidemischen Einflüsse der Volkstimmung auch auf die hervorragenden Geister. Daß das Land der Denker und Dichter eine praktische Politik verfolgt, wird ihm nicht verziehen; warum trägt Renan seine Lehren über die Einseitigkeit einer solchen Politik nicht lieber den Franzosen vor; warum spielt er selbst jetzt den Patriot, wenn der Patriotismus im Widerspruche steht mit moralischem und intellectuellem Einflusse? Wir meinen, daß auch von den Nationen der Rückert'sche Spruch gilt:

Wenn die Rose selbst sich schmückt,  
Schmückt sie auch den Garten.

Wie Ernest Renan hat sich auch eine andere Notabilität der französischen Literatur, George Sand, über den Krieg und die Deutschen eingehend ausgesprochen in den drei Artikeln, welche sie in den März- und Aprilheften des Jahrgangs 1871 der „Revue des deux Mondes“ unter dem Titel „Journal d'un voyageur pendant la guerre“ veröffentlichte. Diese Tagebuchskizzen der geistreichen Frau aus der unglücklichsten Epoche, welche das neuere Frankreich erlebt hat, enthalten viele Betrachtungen von großer Tragweite und von jenem, wir möchten sagen annuthigen Tiefsinn, welcher der Verfasserin eigenthümlich ist.

Der Gegensatz zwischen dem Frieden der Natur, der uns in heitern Bildern von großer Lieblichkeit ausgemalt wird, und zwischen den Schrecken des in der Nähe tobenden Krieges hat einen echt dichterischen Reiz — und wer würde die Begeisterung der hochbegabten Dichterin für den Frieden und die ewigen Interessen einer humanen Cultur nicht theilen? Nur darin, daß sie die Deutschen für diesen Krieg mitverantwortlich, ja in erster Linie verantwortlich macht, theilt sie die durchaus einseitige Anschauung der Franzosen, und die längere Dauer des Krieges mit seinen verwüsthenden Greueln, die fortwährenden Niederlagen ihres Volkes trübten immer mehr die Klarheit ihres Geistes, sodas sie während der Belagerung von Paris schon jenem dumpfen Groll verfallen ist, welcher die Massen beherrschte und in den Deutschen nur Vandalen erblickte.

Aus ihrem Asyl Nohant, wo die Blattern herrschen, flüchtet George Sand in die annuthigen Gegenden der Creuse, deren Horizont die gezackten dustigen Berge der Auvergne bilden. Hier aus den Städtchen La Châtre, Voussac sind ihre ersten Tagebuchblätter datirt, in denen noch größere Unbefangenheit herrscht als in den spätern. Ihre Orientirungsversuche über den Charakter und das Wesen der Deutschen verrathen noch den guten Willen, gegen die fremde Nation, die Frankreichs Provinzen überschwemmt, eine unparteiische Gerechtigkeit zu üben.

„Man schreibt mir“, sagt George Sand, „von verschiedenen Orten und Standpunkten aus: Was wir erleben, ist die Agonie der lateinischen Völker! Sollte man nicht weit eher sagen, daß es ihre Wiebergeburt sei, die sich vollzieht? Einige behaupten sogar, daß die Transmiffion neuen Blutes in die besiegte Masse im Guten und Bösen unsere Instincte umwandeln wird. Ich glaube nicht an diese physische Mischung der Völker. Der Krieg führt keine Sympathie zwischen dem Sieger und dem Besiegten herbei. Factische Brutalität hat in Frankreich kein ungeheuerliches Geschlecht von Mestizen hervorgebracht, welches irgendwie in die Augen gefallen wäre. In Italien haben, während einer langen Occupation durch die Fremden, der Stolz und das patriotische Ehrgefühl nur seltene und für schimpflich gehaltene Verbindungen mit dem Feinde gestattet. Selbst

unsere Courtisänen werden sich's wohl überlegen, ehe sie sich zu «Preussinnen» machen, und überdies erlaubt die Logik der guten Natur den Courtisänen nicht, fruchtbar zu sein.

„Nicht in solcher Weise kann sich die Wiedergeburt vollziehen. Sie wird von einem höhern Princip ausgehen, und der deutsche Volksstamm wird mehr als der unserige umgewandelt werden durch diese heftige Berührung, welche der Friede, wie er auch ausfalle, dauerhafter machen wird als der Krieg. Welches ist der unterscheidende Charakter dieser Volksstämme? Der unserige hat nicht genug Ordnung in seinen Angelegenheiten, der andere zu viel. Wir wollen zugleich denken und handeln, wir streben nach dem normalen Stand menschlicher Kräfte, welcher in der Gleichzeitigkeit des Wollens und Könnens bestehen muß. Wir sind nicht bis dahin gelangt, und die Deutschen überraschen uns in einem dieser Paroxysmen, wo das Fieber des Handelns in Wahnsinn und deshalb in Dummacht übergeht. Sie nahen kalt und hart wie ein Schneesturm, unbeugsam in ihrem Wollen, mild, wenn es nöthig ist, sonst so sanft wie nur möglich in ihren Lebensgewohnheiten. Sie denken nicht, dazu ist jetzt nicht der Augenblick; Reflexion, Mitleid, Gewissensbisse erwarten sie wieder am häuslichen Herd. Im Felde sind sie nur bewußtlose, schreckliche Kriegsmaschinen. Dieser Krieg besonders ist brutal, ohne Seele, erbarmungslos, ohne Wahl; er ist ein Austausch von Wurfgeschossen von größerer oder geringerer Zahl, welcher die persönliche Tapferkeit lähmt, Gewissen und Willen des Soldaten zunichte macht. Es gibt keine Helden mehr, es gibt nur noch Kartätschen. Fragt nicht, wo der Ruhm der Waffen ist; sagt lieber, wo ihre Macht ist; fragt nicht wer den meisten Muth hat, als ob es sich darum handle! Fragt, wer die meisten Kugeln hat!

„So hat man in Deutschland die Macht der Civilisation aufgefaßt. Dies praktische Volk hat bis auf neuen Befehl die Chimäre der Humanität unterdrückt. Zehn Jahre hat es damit verbracht, Kanonen zu gießen. Es ist bei uns, es tritt uns mit Füßen, es richtet uns zu Grunde, es decimirt uns; wir betrachten mit Staunen seinen mechanischen Glanz, seine Disciplin wohlgeordneter Automaten. Es ist dies ein Vorbild für uns; wir werden davon Nutzen ziehen, Ordnung und Zusammenhalt lernen. Wir werden das ungeordnete Streben, die gefährlichen Phantasten aufgeben, die Zwistigkeiten, wo jeder alles sein will. Eine grausame Erfahrung wird uns reif machen; so wird uns Deutschland lehren, einen Schritt vorwärts zu thun. Sollten wir auch, wie es den Anschein hat, von ihm besiegt werden, wir bleiben doch das Volk der Initiative, welches eine Lection erhält, aber sich ihr nicht unterwirft. Die Abkühlung unserer allzu lebendigen Epidenchaften wird daher nicht eine Wandlung unsers Temperaments, eine Herabstimmung der natürlichen Wärme sein, wie das eine rein materialistische Physiologie auffassen würde, sondern ein Wachsthum unserer Denkfähigkeit, unserer Fassungskraft. Wir werden einsehen, daß dies Volk einen Stoicismus des Willens besitzt, der uns fehlt, Ausdauer des Charakters, Geduld, alles umfassendes Wissen, unerschütterlichen Entschluß, eine seltsame Tugend bis in das Böse hinein, das es glaubt begehen zu müssen. Wenn wir einen bitteren politischen Groll gegen dasselbe hegen, so werden wir doch von einem höhern Standpunkt aus ihm Gerechtigkeit widerfahren lassen. Ohne Frage magt es sich in diesem Augenblicke das Recht an, uns zu verachten. Es sagt sich nicht, daß, indem es unsere Bauern mit Schreden schlägt, es der verbrecherische Anstifter von Niederträchtigkeit und Verrath ist; es verachtet diesen Bauer, der nicht lesen kann, der nichts weiß, der alles aus dem Katholicismus geschöpft hat, welcher durch falsche Auslegung des Christenthums ihn zu verdummen strebt. Der Deutsche verspottet gegenwärtig die Unordnung, die Sorglosigkeit, die Dürftigkeit der Hülfsmittel, welche das Kaiserreich Frankreich gelassen hat. Er behandelt es wie eine in Verfall gerathene Nation, die ihre Unfälle verdient, gemacht zum Kriechen, gut zum Zerföhren; aber die Deutschen sind nicht

alle durch den Mißbrauch der Gewalt verblendet. Es gibt in dieser Invasionsarmee Schattirungen des Landes und des Charakters, es gibt in ihr unterrichtete Offiziere, Gelehrte, ausgezeichnete Männer, sonst friedliche und menschliche Bürger, Arbeiter und bei sich zu Hause brave Menschen, voll von musikalischen und träumerischen Neigungen. Diese Million Menschen, welche Deutschland auf uns ausgespien hat, kann nicht die wilde Horde der unzähligen Millionen Attila's sein. Es ist eine Nation verschieden von uns, aber wie wir durch die Civilisation aufgeklärt und unerserglichen vor Gott."

Es gehörte Muth dazu, in einer Zeit des fanatischen Deutschenhasses ein so unbefangenes Urtheil über die Vorzüge der Deutschen zu fällen, wie es George Sand hier gethan hat; noch mehr aber muß die Wandlung des Urtheils auffallen, welches die fremden Nationen über die deutsche zu fällen pflegten. Während diese bisher für ein Volk von Träumern galt, für ein Volk unpraktischer Ideologen, erscheinen sie jetzt auf einmal als „le peuple positif“ und die Franzosen sind das Volk der „gefährlichen Phantasten“. Indes gibt sich George Sand selbst einer phantastischen Laune hin, sie steht drei junge sanfte schöne Gestalten auf den Druidensteinen des Berges Marlot sitzen; es sind deutsche Krieger, ein Preuße, ein Baiern, ein Sachse; sie unterhalten sich von dem überwundenen Gallien, und die Stimme des Steins antwortet ihnen: Fürchtet das überwundene Gallien, es ist das Land, wo die Lebenden die Todten verschlingen. Die alte gallische Drakelstimme verkündet noch allerlei Wunderbares, was George Sand aus dem Märchenhaften in das Prophetische übersetzt. Sie hört die Todtenglocken der absoluten Monarchien läuten. Auch dem mächtigen König Wilhelm, der kräftiger, umsichtiger, besser vorbereitet als Napoleon III. über Europa zu triumphiren scheint, stellt sie kein günstiges Horoskop. Dagegen ist sie überzeugt, daß Frankreich nach 20 Jahren ein großes wiedergeborenes Volk sein wird, wenn es der Freiheit gehorcht, während Deutschland, wenn es unter dem Scepter einschläft, „das sein wird, was wir gestern waren, ein getäushtes, verderbtes, entwaffnetes Volk“. Wir lassen diese Zukunftspolitik von George Sand, welche aus gänzlicher Unkenntniß unserer Verhältnisse hervorgeht, auf sich beruhen; die Ueberzeugung der Republikanerin tritt wenigstens unserer nationalen Ehre nicht zu nahe. Doch schon einen Monat später hat George Sand vergessen, was sie von der gleichen Bildung und Berechtigung der beiden kriegführenden Nationen gesagt hat, und verfällt den Stichwörtern der Masse. Sie schreibt am 16. Oct.: „In diesem Augenblick befestigt sich Deutschland als specifische Schwere, als brutale Gewalt — mit Einem Wort als Barbarei. In welcher glänzenden Weise es immer seine Siege feiern mag, es wird nur Triumphbogen errichten, die seinen Verfall bezeugen. Auf seinen neuen Monumenten wird die Nachwelt die Inschrift «1870» lesen, d. h. Krieg auf Leben und Tod mit der Civilisation! O edles Deutschland, wie besleckt dich dieser Ruhm! Der Deutsche ist von jetzt ab der erste Soldat Europas, d. h. der letzte, der «verthier-tester» unter den Bürgern der Welt; er vertritt das eiserne Zeitalter; er tödtet Frankreich, seine Schwester und seine Tochter; er erwürgt sie, er verachtet sie, und was das Schmachvollste ist, er bestiebt sie! Jeder Offizier dieser schönen Armee, die den Stolz des neuen preussischen Reiches bildet, ist ein Wegelagerer, welcher Pianos und Pendeluhren verpackt und an die Adresse seiner zärtlich geliebten Familie schickt!“

Kann man in solchen Aeußerungen nicht gleichsam das Gras des Fanatismus wachsen hören? Ein Moment hat genügt, um die edeln, schönen, träumerischen Jünglinge, welche ja mit den altgallischen Berggeistern geheime Zwiesprache hatten, in ganz gewöhnliche Spitzbuben zu verwandeln! Und nachdem George Sand diesen Ton einmal angeschlagen hat, fährt sie mit Behagen in demselben fort: „Man sagt, daß sie nicht alle schlecht und habfüchtig sind, daß die echten Deutschen es überhaupt nicht sind und daß sie verlangen, man solle sie nicht mit den Preußen verwechseln, «tous voleurs»!

Ihr protestirt vergebens, ihr guten Leute! Ihr vergeßt, daß es kein Deutschland mehr gibt, daß ihr Preußen seid, verantwortlich für alle ihre Expreffungen, weil ihr davon Nutzen ziehen werdet, und daß ihr in diesem Kriege für uns nicht Badenser, nicht Baiern, nicht Württemberger seid, sondern auf ewige Zeiten, in der Verwerfung der Gegenwart und in der Legende der Zukunft, Preußen, pflichtschulbige Unterthanen des Königs von Preußen. Niemals werdet ihr euern Namen zurückerhalten, um euere Nationalität ist es geschehen wie um euere Ehre. Die Züchtigung beginnt!“ Immer mehr ordnet sich der selbständige Geist der Schriftstellerin dem Aberglauben des Volkes unter, der in solchen Epochen eine epidemische Wirkung ausübt; auch sie erblickt in jedem Deutschen, der Frankreich früher durchkreiste oder sich dort aufhielt, einen Spion und stellt sich ganz auf den Standpunkt der Abergnaten und der Bauern der Creuse. Sie wirft einen elegischen Rückblick auf frühere Zeiten, wo man noch nicht so aufgeklärt war in Betreff der deutschen Tendenzen: „Man dachte bisweilen an die Deutschen, man sprach von ihren Arbeiten, man interessirte sich für ihre geistige Bewegung! Wie weit entfernt war man noch davon, in ihnen Feinde zu sehen! Mit welcher Freude hätte man einem im Felde umherschweifenden Botaniker die Thür geöffnet, die bekannten Orte gezeigt, wo die interessantesten Pflanzen wachsen! Gewiß hätte man nicht daran gedacht, daß dies ein Spion sein konnte, welcher kam, um alle Falten des Terrains zu studiren, damit seine Batterien aufgestellt und die Einwohner überrumpelt werden konnten, denn sie haben Frankreich studirt wie eine Jagdbeute, die man zerlegt, und sie kannten vielleicht ebenso gut wie ich den verlorenen Fußweg im Gehölze, wo ich mir schmeichelte, allein das Aufblühen einer Schlüsselblume zu überraschen.“

Es ist bedauerlich, eine George Sand in solche Trivialitäten verfallen zu sehen. Etwas mehr Sinn und Verstand haben die folgenden pädagogischen Bemerkungen: „Ohne Zweifel sind uns die Preußen darin überlegen, daß sie streng sind gegen ihre Kinder wie gegen sich selbst. Die Wölfe sind noch härter gegen ihre Jungen, ein Vorzug, den sie vor den kriegerischen und erobernden Volksstämmen voraushaben. Freilich muß ich einräumen, daß in mancher Hinsicht wir in Frankreich das Kindische mit dem Bärtlichen verwechselt und uns überhaupt zu sehr verweicht haben. Unsere moralische Feinsichtigkeit hat zu sehr auf die körperliche Erziehung eingewirkt. Die Herren Preußen werden uns für einige Zeit dafür züchtigen, daß wir glücklich, sanft, liebenswürdig gewesen sind. Wir werden bürgerliche Heere organisiren, wir werden unsere kleinen Kinder exerciren lassen, wir werden es gut finden, daß unsere jungen Leute im Nothfalle alle Soldaten sind, daß sie marschiren lernen und auf hartem Lager schlafen, gehorchen und befehlen. Sie werden dabei gewinnen, vorausgesetzt, daß sie nicht dem « Corporalismus » verfallen, welcher für die besondere Natur ihrer Intelligenz tödtlich wäre und welcher auch tiefe Räden in die deutschpreußischen Intelligenzen reißen wird.“

An einer andern Stelle behauptet George Sand, man werde in Deutschland den Cultus der Heiligen wieder einführen. „Ich denke mir, daß Sanct-Schylod und Sanct-Mandrin bestimmt sein werden, den Feldzug in Frankreich und das Bombardement von Paris zu feiern.“ Bei dem Abschlusse ihres Journals besteigt die Schriftstellerin den pythischen Dreifuß, um die Zukunft der beiden Nationen zu verkünden. So wenig ausreichend ihre Kenntniß der deutschen Verhältnisse ist, um unsere innere Entwicklung richtig zu beurtheilen, so wollen wir es ihr doch immerhin hoch anrechnen, daß sie sich gegen den in Frankreich so populären Nachkrieg erklärt: „Auch Deutschland wird seine Wiebergeburt feiern; reich und stolz, wie es heute ist, wird es morgen kränker sein als wir an diesen großen Krankheiten der Nationen, die für ihre innere Erneuerung unerlässlich sind. Es gibt in Deutschland noch große Herzen und große Geister, welche das wissen und abwarten, indem sie zugleich über unser Mißgeschick trauern; diese werden durch den

Gedanken die Revolution hervorrufen, welche die Unterdrückten und die Eroberer stützen wird. Streben auch wir also nicht nach einem Vernichtungskriege, nicht auf eine haßenswerthe Rache, wie diejenige, die uns trifft; warten wir im Gegentheil auf eine republikanische und brüderliche Allianz mit den großen Nationen der Erde. Man räth uns, zwanzig Jahre des Zorns und Hasses sich ansammeln zu lassen, um uns zu neuen Kämpfen vorzubereiten! Wenn wir eine echte, edle, festbegründete und blühende Republik wären, würden wir nur zehn Jahre brauchen, bis man unserm Beispiel folgte und wir gerächt wären, ohne den Degen zu ziehen!“

Die Gegenwart zeigt, daß in Frankreich, wengleich aus gänzlich andern Gründen, für eine solche Republik sowenig der Boden ist wie in Deutschland, und daß diese Träume des ewigen Friedens, mag sie ein deutscher Philosoph in der Stadt der reinen Vernunft träumen oder eine französische Dichterin im Lande der reinen Ubernunft, wie man das Frankreich der letzten Jahre nennen könnte, keinen Boden in der Wirklichkeit finden!

Nicht blos Renan und die George Sand, nicht blos der Schweizer Cherbuliez und der Belgier Labeleye, auch eine große Zahl anderer Autoren hat die deutsch-französische Frage, zur Zeit als sie eine sehr „brennende“ war, den Franzosen auf den Fingernägeln brannte und den Parisern einheizte, zum Gegenstande eingehender Untersuchungen gemacht und den deutschen Volkscharakter auf den Secirisch gelegt. Eine der beliebtesten Einleitungen dieser Untersuchungen war diejenige der geschichtlichen Parallele; der französische Esprit gefällt sich in solchen Parallelen, ob schon sie in vieler Hinsicht nicht mehr als ein müßiges Spiel des Witzes sind. Die Vergangenheit soll die Gegenwart beleuchten, aber die Beleuchtungseffecte sind so angebracht, daß dabei auf das moderne Deutschland und seine Führer die tiefsten Schatten fallen.

Fustel de Coulanges gibt im ersten Januarheft der „Revue des deux Mondes“ von 1871 einen Artikel: „La politique d'envahissement“, welcher eine Parallele zwischen „Louvois und Hrn. von Bismarck“ enthält. Louvois, die Seele der aggressiven Politik Ludwig's XIV., der einzige Staatsmann von Genie, den Frankreich damals besaß, wird als Vertreter einer Eroberungspolitik hingestellt, und zwar in einem Zeitalter des Friedens. Deshalb dürfe man Bismarck nur mit Louvois, durchaus nicht mit Richelieu vergleichen, der zwar in der Mitte eines kriegerisch bewegten Zeitalters gelebt, aber diesen Kriegszustand nicht hervorgerufen habe. Die geschichtlichen Auseinandersetzungen, welche Coulanges über Louvois und seine Epoche gibt, sind nicht ohne Werth; aber die Parallele ist hinkend in jeder Hinsicht. Diese Politik des Louvois sei von den Hohenzollern wieder aufgenommen worden. Frankreich selbst wäscht seine Hände in Unschuld. Selbst Napoleon I. sei zu seiner allzu kriegerischen Politik nur angestachelt worden durch die fortwährenden Aufreizungen der europäischen Monarchen. Die Kriege in der Krim und in Italien seien keine Invasionskriege gewesen. Wenn man das alles dem berechneten Verfasser zugestehen will, so stößt man doch zuletzt auf eine in so hohem Grade sophistische Bemäntelung der letzten französischen Kriegserklärung, daß man über die Raubthat derselben in der That erstannen muß. Will man Hrn. Coulanges Glauben schenken, so war jene französische gesetzgebende Versammlung, welche in einen so tumultuarischen und fast einstimmigen Kriegslärm ausbrach, eine der friedliebendsten, welche die Erde je gesehen hat. „Frankreich wollte keine Eroberungen, man mußte zu den untersten Schichten unserer Gesellschaft herabsteigen, zu den Unbefangenen und Raubsten, um noch Menschen zu finden, welche an einen Invasionskrieg dachten und die Eroberung der Rheinlande wünschten. Alle Abstimmungen durch Plebisците und in den Parlamenten empfahlen eine rückhaltslos friedliche Politik. Kein Jahr ging vorüber, ohne daß der Corps législatif in seinen öffentlichen Sitzungen oder zum wenigsten in

seinen Commissionen die Verminderung der militärischen Ausgaben verlangte. Man wirft ihm allerdings vor, die Kriegserklärung gegen Preußen mit enthusiastischer Zustimmung aufgenommen zu haben, aber man muß wohl beachten, was diese Abstimmung bedeutete. Die Versammlung, die sie aussprach, war sicher eine der friedlichsten, die es in Europa gegeben hat; sie stimmte für den Krieg nur auf das Versprechen hin, dieser Krieg werde eine allgemeine Entwaffnung herbeiführen. Nicht das linke Rheinufer wünschte man, sondern die Reduction der Armeen, ja fast die Unterdrückung des Krieges in der Zukunft. Im Grunde genommen war das Votum der Versammlung ein Friedensvotum.“ Auch die Regierung soll keinen andern Ehrgeiz besessen haben als denjenigen, Preußen zur Entwaffnung zu zwingen und dann selbst zu entwaffnen. „Wenn Frankreich die Ungeschicklichkeit begangen hat, den Krieg zu erklären, so kann man ihm wenigstens nicht die Schuld zuschieben, ihn gewollt und vorbereitet zu haben.“

Kann man in der Sophistik weiter gehen? Eine gesetzgebende Versammlung erklärt sich mit jubelndem Zurufe für einen vom Zaune gebrochenen Krieg, und diese Erklärung soll einen Beweis geben für die friedliche Gesinnung derselben. Die Regierung ist nur so „ungeschickt“, einen Krieg zu erklären, den sie nicht will und nicht vorbereitet, allerdings nur schlecht vorbereitet hat.

Gegenüber diesem Lichtbilde einer von den Tauben Elihu Burritt's umflatterten Versammlung und Regierung steht allerdings die preussische Eroberungspolitik tief in Schatten, denn dieser Krieg war ein Eroberungskrieg, und durch Preußen ist die alte Eroberungspolitik wieder in der Welt erschienen, allerdings mit einigen Modificationen. Man führt den Krieg jetzt nicht für ein persönliches Interesse, nicht wie Ludwig XIV. für seinen Ruhm als König von Gottes Gnaden; man führt ihn für die Größe des Vaterlandes, für die Einheit und Nationalität. Man nimmt Hannover im Namen der deutschen Einheit und den Elsaß und Lothringen im Namen der deutschen Nationalität. Man spricht eine andere Sprache; die großen Principien unserer Zeit lassen sich biegen nach Belieben; die Ideen über die Rechte der Völker können so nützlich werden wie die Krupp'schen Kanonen. Bismarck führt ein ganzes Volk ins Feuer, nicht bloß wie Louvois 120000 Mann. Ueber die Bedenken der Moral setzt die Frömmigkeit hinweg und gibt für das Gewissen ein sanftes Kuhelassen. Wie Louvois für seine Kriege stets gute Gründe zu finden wußte und Juristen, die sie geltend machten, so finden sich vor jedem Kriege, den Preußen führt, Schriftsteller, welche beweisen, daß dieser Krieg gerecht ist, und die berliner Professoren entwickeln in wissenschaftlicher Weise, daß Schleswig das legitime Eigenthum des Königs Wilhelm ist, daß Sachsen und Baiern ihm untergeordnet sein, daß der Elsaß und Lothringen einen Theil Deutschlands bilden müssen. „Louvois wußte mit großer Geschicklichkeit den Anschein zu vermeiden, als sei er selbst der angreifende Theil, und diese Rolle dem Angegriffenen zuzuschreiben. Nichts ist merkwürdiger als in seiner Correspondenz zu verfolgen, welche Mühe er sich gab, Spanien zu bestimmen, daß es ihm den Krieg erkläre. Spanien ging nicht in diese Falle; aber die Feinde des Hrn. von Bismarck sind weniger geschickt gewesen, Dänemark, Oesterreich und Frankreich konnten einen Augenblick die Angreifer scheinen. Der Krieg von Deutschland gegen Frankreich war also in Folge der geschickten oder vielmehr ungeschickten Bolte, die unser Autor schlägt, ein Eroberungskrieg und hatte alle unvermeidlichen Uebel eines solchen zur Folge. Die Grundsätze von Louvois wurden von den Preußen befolgt, ja er wurde in Durchführung derselben noch von ihnen übertroffen. Invasionskriege wollen sicher gewinnen, daher das System der Contributionen in Feindesland, damit der Besiegte den Sieger bezahlt, daher die grausame Behandlung des eroberten Landes. Schon Louvois hat befohlen, die Bauern zu erschießen und die Dörfer niederzubrennen, aus denen heraus auf die Truppen geschossen wurde. Die Preußen thun dasselbe, was Lou-

vois that, und glauben dabei noch in ihrem Rechte zu sein. Die Offiziere von Louvois weigerten sich, seinen Befehlen Folge zu leisten, und derjenige z. B., dem befohlen worden war, das Schloß und die Stadt Heidelberg in Brand zu stecken, ließ nur das Schloß in Flammen aufgehen, welches das Eigenthum eines Souveräns war, und weigerte sich, die Stadt anzustecken, welche Eigenthum der Bewohner sei. Die Preußen würden auf die Mittheilung dieser Thatsache erwidern, daß ihre Kriegszucht eine bessere sei, daß ihre Offiziere und Soldaten ohne Zögern alles in Brand stecken und daß, wenn man ihnen sagt, plündert und stiehlt, sie ohne Murren plündern und stehlen.“

Nachdem Coulanges so das preussische Heer als eine gut disciplinirte Räuberbande hingestellt, und zu beweisen versucht hat, daß es auf einen Vernichtungskrieg abgesehen gewesen sei, denn sonst hätten die Preußen sich mit Elsaß und Lothringen, das bereits in ihrem Besitz war, begnügt und nicht noch Paris bombardirt und sich an der Loire und Somme etwas zu thun machen — eine Anschauung, welche einen etwas kindlichen militärischen und politischen Standpunkt voraussetzt — stellt er dem deutschen Volke das Horoskop seiner Zukunft und bedient sich auch zu diesem Zwecke der Parallele mit Louvois, dessen Politik für Frankreich in keiner Weise heilbringend war. Deutschland wird wol ein oder zwei Provinzen gewonnen, aber alle Freundschaften und Allianzen eingebüßt haben. Sein Einfluß auf die allgemeinen Angelegenheiten wird nicht größer sein als früher; denn dieser Einfluß mißt sich nicht nach der Furcht, die man einflößt, sondern nach der Meinung, die man andern von seiner politischen Einsicht und Mäßigung beizubringen weiß; seine Sicherheit wird nicht besser befestigt sein, denn mehrere Nationen werden es für ihr Interesse halten, sie zu erschüttern. Es hat die am besten organisirte Armee der Welt; aber die militärische Uebermacht ist das Unsicherste in der Geschichte. Der Verfasser verneint die Frage, daß Preußen und Deutschland aus diesen Kriegen reicher, glücklicher, einsichtiger und moralisch besser hervorgehen werden. Die deutschen Tugenden sind verloren gegangen; das alte Deutschland besteht nicht mehr. „Man glaube nicht, daß wir von diesem verabscheuenswerthen Kriege am schwersten getroffen worden sind; denn wir erheben das Haupt sicher unsers Rechts und unsers Gewissens. Diejenigen, die am meisten leiden werden, das werden die Eroberer sein. Es ist nicht unmöglich, daß dieser Krieg der Anfang unserer Wiebergeburt ist, vielleicht ist er der Anfang von Deutschlands Verfall. Hr. von Bismarck hat sich einen großen Namen machen wollen; es ist ihm gelungen, sein Name wird nicht untergehen; aber er hat gewiß eine schwere Verantwortlichkeit übernommen, indem er sich mit den Geschicken einer ganzen Nation belastete, indem er gleichsam das ganze Leben und die ganze Seele dieser Nation in seine Hand nahm; er wird dafür eine schreckliche Rechenschaft geben müssen. Das Uebel, das er uns angethan hat, wird ihm leicht verziehen werden, man wird ihm das nicht verzeihen, das er seinem eigenen Lande gethan hat. Die deutsche Nation wollte den Krieg sowenig wie wir. Wie wir, wie ganz Europa wollte sie in Frieden der Arbeit leben, den Kreis des Wissens erweitern, ihre liberalen Institutionen entfalten. Wenn sie später bemerken wird, daß dieser Krieg sie von ihrem Wege abgedrängt, ihren Fortschritt aufgehalten, sie zu einer Umkehr verurtheilt hat, dann wird sie den Urheber dieses Krieges und seine retrograde Politik verabscheuen. Sie wird Bismarck verfluchen, wie wir Louvois verfluchen, und der Haß, der am meisten auf dem Gedächtniß des preussischen Ministers lasten wird, wird nicht der Haß Frankreichs, sondern der Deutschlands sein.“

Mit der Aussicht in eine Zukunft, welche die Hand zum Fluche über Bismarck ausstreckt, entläßt uns Hr. von Coulanges, der einen Vertheidigungskrieg in einen Eroberungskrieg wie im Handumdrehen zu escamotiren sucht und an dies πρωτον ψευδος wie an eine auf verkehrten Gleisen einhertreibende Locomotive einen von Haus aus der Zer-

träumerung geweihten Transportzug von logischen Argumentationen hängt. Coulanges hat nicht entfernt die Einsicht von Ernest Renan, daß auch Frankreich die Schuld dieses Krieges trägt, mindestens die gleiche Schuld mit Preußen, sondern er taucht das schuldlose friedliebende Frankreich, das den Witzel des Krieges nur aus reiner Ungeheuerlichkeit aus der Hand verloren hat, in einen Glorienschein.

Doch nicht bloß mit französischen Ministern, auch mit den deutschen Philosophen wird Bismarck und der große Krieg in Beziehung gebracht. M. F. Caro, de l'Institut de France, vergleicht im Decemberheft 1870 in einem Artikel: „La morale de la guerre“, Kant und Hrn. von Bismarck; der Philosoph des ewigen Friedens und der Mann einer Politik von Blut und Eisen fordern freilich zu einer Parallele heraus, welche in grellen Contrasten gipfelt. Doch nicht auf jenen Tractat Kant's geht Caro zurück, der einem so kriegslustigen Volke, wie die Franzosen es sind, wahrscheinlich viel Unbegreifliches enthalten würde; er citirt Stellen aus der Rechtslehre von Kant und zwar aus den Paragraphen, welche vom Völkerrecht handeln, um nachzuweisen, wie sehr die Praxis der heutigen deutschen Nation von der Theorie ihrer frühern großen Philosophen abweiche. Kant verwirft einen Strafkrieg, einen Unterjochungs- und einen Ausrottungskrieg; er erklärt sich gegen die Spionage, gegen die Verbreitung falscher Nachrichten, gegen die Plünderung. Caro versucht nun nachzuweisen, daß Deutschland gerade den von Kant verworfenen Krieg mit Frankreich führt, und in seiner Methode der Kriegführung sich gerade der von Kant gebrandmarkten Ausschreitungen schuldig macht. Die Logik des Hrn. von Coulanges steht auch dem Akademiker Caro zu Gebote; Frankreich hat allerdings den Krieg erklärt, aber Preußen hat ihn gewollt. Frankreich hat den Anschein gegen sich und das schlimmste Unglück hat das arme Land getroffen; es erscheint als der angreifende Theil und ist es doch nicht! Wir können hier es uns ersparen, auf die labyrinthischen Irrgänge dieser sich stets wiederholenden Sophistik näher einzugehen. Interessanter ist die Elegie, welche Caro anstimmt über die dahingeschwundenen Illusionen, welche seine Landsleute in Betreff Deutschlands hegten. Es gibt, wie er meint, ein doppeltes Deutschland, ein träumerisches und idealistisches, aber auch ein äußerst praktisches auf der Weltbühne, rücksichtslos auf seinen Nutzen bedacht, gierig und beutlustig. Auch hat die deutsche Nation eine doppelte Moral oder wenn man lieber will ein doppeltes Gewissen zu ihrer Verfügung, das der Universitäten und das der Feldlager, das der Bücher und des Privatlebens, welches zu dem politischen keine Beziehung hat! Wie hoch stehen die wissenschaftlichen Erörterungen Deutschlands, wie fein ist sein ästhetisches und moralisches Gewissen! Liest man seine Philosophen wie Hegel, seine Geschichtschreiber wie Servinus und Mommsen, seine Theologen wie Strauß, so sollte man glauben, daß die ganze Bewegung der Ideen, seitdem die Menschheit denkt, auf sie hinausläuft, daß Deutschland der Endzweck der Menschheit, der Höhepunkt ihrer Geschichte, der im voraus geweihte Altar ist, von dem eines Tages die Verklärung der Welt durch die reine Vernunft, der Civilisation durch die Wissenschaft ausstrahlen wird. Caro versteht es vollkommen, wie viele seiner Landsleute, fast einzig in der berausenden Atmosphäre dieser Bücher und dieser Ideen lebend, der Ansteckung durch den deutschen Idealismus verfielen, und daß sie sich mit vollen Zügen an dem Zaubertank berauschten, den ihnen diese Denker, diese Dichter, Schiller und Goethe, Lessing, Kant, Schelling, Hegel credenzten. Doch nun kommt der Gegenschlag in Gestalt des schrecklichen Krieges: „Ich frage mit tiefer Trauer, wozu dienen denn diese herrlichen Bestrebungen des menschlichen Geistes, diese über ein ganzes Volk in so reichem Maße verbreitete Bildung, wenn dies alles nicht zu einem moralischen Fortschritt, zu einer Befähigung brutaler Leidenschaften, zu einer Umwandlung des Naturzustandes führt, wenn es nicht zur Folge hat, das wilde Thier zu bändigen, das stets in der Brust jedes Menschen

sein Gebrüll zu erheben bereit ist, wenn das erste Resultat nicht gerade darin besteht, daß die Härte der antiken Victoria gemildert und der Krieg humanisirt wird? Was heißt denn die Civilisation, wenn sie nichts ist als ein paar theoretische Kenntnisse, wenn sie nicht zugleich Gerechtigkeit und Milde ist? Und welchen Werth hat unsere menschliche Wissenschaft, wenn das Gewissen nicht davon Nutzen zieht?"

Es sind immer die „pendules“, dieses Stichwort, dessen sich auch eine George Sand nicht zu bedienen scheut, welche alle diese Ergüsse inspiriren. Die Theorie der Deutschen stellt die höchsten Ideale auf; ihre Praxis besteht darin, Pendeluhren zu stehlen. Das ist des Pudels Kern auch bei dieser akademischen Abhandlung. Doch auch Caro unterscheidet zwischen den Deutschen und den Preußen. Der Geist der Eroberung ist der Geist dieses modernen Macedoniens, seiner ehrgeizigen, hinterhältigen, berechnenden und zähen Politik; ja Caro hat die Frechheit, den Preußen die „Ehre“ abzuspochen, die Ehre, welche auch den besiegten Franzosen treu zur Seite steht. Die Spionage, die falschen Nachrichten, die Deutemacherei — das hat die preussische Kriegswissenschaft in ein System gebracht. Die Deutschen sind die Schulmeister der Menschheit, lauter geborene Pädagogen, sie wollen den Franzosen bessere Sitten beibringen — das ist der bellum punctiorum, welchen Kant verdammt! Sie geben sich wie die Werkzeuge der Vorsehung. „Ich bezweifle zwar“, sagt Caro, „daß Hr. von Bismarck einen sehr tiefen Glauben an die Vorsehung hat; sie besteht für ihn in möglichst viel Artillerie.“ Ueberhaupt entwirft er uns ein mit geistreichen Contrasten reich ausgestattetes Porträt dieses Staatsmannes, dem er kaum etwas anderes nachrühmt als lebendige Einfälle und angenehmen Ton der Vertraulichkeit, dem er überdies eine mephistophelische eifige Ironie, die Mischung von Stolz und Biegsamkeit und eine Menge anderer Eigenschaften nachsagt, die wir wegen des injuriösen Tons der Charakteristik hier nicht wiederholen dürfen. Auch das Charakterbild des Deutschen Kaisers hier wiederzugeben, müssen wir uns aus dem gleichen Grunde versagen. Leider ist es ein deutscher Dichter, welcher für den sarkastischen Spott gegen Deutschland und Preußen die schärfsten Waffen hergibt; nicht nur von Caro, auch von mehreren andern französischen Autoren wird Heinrich Heine citirt. Wir sind überzeugt, es würde ihn selbst kränken, wenn er sähe, wie die Franzosen ihn in diesem Kriege zum Bundesgenossen anwerben; seine äßende Satire war doch immer Familiensatire und nicht darauf berechnet, zur Waffe in der Hand fremder Nationen zu werden, mag er sich nun gegen die Teutomanie oder das „scheinheilige Preußen“ wenden.

Das Resultat der Untersuchungen Caro's ist, daß eine dauernde Versöhnung zwischen den zwei großen Nationen, den Werkmeistern der Civilisation, nur möglich ist unter zwei Bedingungen. Einmal muß Deutschland zurückkommen auf die edeln Lehren Kant's und für immer diejenigen verleugnen, die es von Hrn. von Bismarck empfangen hat; dann aber muß die Einheit, die dem deutschen Volke bestimmt ist und welche die Franzosen weder hindern noch stören sollen, durch den deutschen, nicht durch den preussischen Geist vollzogen werden!

Schon Caro hatte angedeutet, daß der Gegensatz Hegel's zu der neuen deutschen Politik bei weitem nicht so groß sei als derjenige Kant's! Er sucht in ihm bereits die zweideutige Tendenz nachzuweisen, der Thatsache immer recht zu geben, die moralische Verantwortlichkeit verschwinden zu lassen in der höhern Ordnung einer sie aufhebenden Dialektik, das Ereigniß durch die Formel seiner Nothwendigkeit zu rechtfertigen, dem Erfolg die unfehlbare Amnestie transcendenten Beweisführungen zu widmen, welche den Einklang des Erfolgs mit dem von Vorsehung oder Schicksal verhängten Entwicklungsgange der Menschheit nachweisen! Hierin erblickt Caro den Keim der schlimmsten Corruption, der Corruption dessen, was das Beste ist, der Philosophie der Geschichte und derjenigen des Rechts.

Dies Thema hat Emile Beauffre selbständig ausgeführt in einem Artikel: „Le centenaire de Hegel en 1870“ (im Januar 1871); er will beweisen, daß das Ziel, welches den Deutschen in diesem Kriege vorschwebt, nur die Verwirklichung Hegel'scher Ideen, daß Bismarck gleichsam ein praktischer Hegelianer ist. Ein theoretischer ist er übrigens gewiß nicht. Beauffre hat recht, wenn er die Hegel'schen Anschauungen den Kant'schen gegenüberstellt. Hegel ist nichts weniger als ein Prophet des ewigen Friedens; er verherrlicht den Krieg in seiner „Rechtsphilosophie“, und die Stellen, welche Beauffre aus Hegel's Werken mittheilt, haben ihr gutes quellenmäßiges Recht für sich; aber haben die Deutschen denn Krieg geführt um des Krieges willen, zur Verherrlichung Hegel'scher Ideen? Sind sie nicht zu diesem Kriege herausgefordert worden? Ueber diesen Punkt gleiten alle diese französischen Philosophen und Publicisten mit bewundernswerther Unbefangenheit hinweg.

Auch Hegel erkennt in Deutschland das moderne Weltreich. Nach seiner Ansicht ist nichts Großes in der Welt seit dem Falle des römischen Kaiserreiches geschehen ohne den Antrieb des deutschen Geistes. Beauffre will zwar die Möglichkeit eines großen Deutschen Reiches nicht geradezu in Abrede stellen; doch meint er, daß nichts in der Vergangenheit Deutschland zu einem solchen Reiche berufe, und daß, wenn es glücken sollte, nach dem von Hegel entworfenen Plan, dessen Ausführung Hr. von Bismarck übernahm, ein solches Reich zu gründen, dies nicht zum Vortheil, sondern zum Nachtheil der europäischen Civilisation gereichen werde.

Zu diesem Zweck entblättert Beauffre die Ehrenkrone des deutschen Genius zunächst an der Hand der Geschichte. Ein früheres Reich, das kein Reich war, ein deutsches Vaterland, das nie erobert wurde, weil es nicht existirte, die furia tedesca des Petrarca, die feudalen Ideen, deren Ursprung dem deutschen Genius zukommt, und deren Verdienst der Autor nicht hoch anschlägt, die Familienreinheit, welche Beauffre für eine Sache des Klimas erklärt, indem er sich ebenfalls auf Heinrich Heine beruft, welcher davor warnt, den schmeichelnden Schilderungen eines Tacitus und einer Frau von Staël in Bezug hierauf zu glauben, die Reformation — das sind ungefähr die Hauptstadien, welche Beauffre verfolgt, indem er die Ueberschätzung deutschen Wesens auf ihren wahren Werth zurückzuführen sucht. Was die Reformation betrifft, so hat Deutschland „nur das Princip der freien Forschung zu wahren gesucht; doch dies Princip lag schon im Geiste der Renaissance, von welcher Deutschland weder der erste noch der hauptsächlichste Herd war. Die Reformation hat dasselbe sie innerhalb der Grenzen der religiösen Fragen gehalten und dadurch allen Gemüthern zugänglicher gemacht; sie verschaffte ihm die naive Zustimmung der Niedern und die eigennützigte Stütze der Mächtigen. Doch hat sie ihr Werk nur in einem Theile Europas vollendet und der Franzose Calvin hat nicht geringere Verdienste um dasselbe als der Deutsche Luther“.

Doch auch die deutsche Philosophie darf in den Augen des Hrn. Beauffre ebenso wenig Anspruch auf Originalität erheben wie die Reformation; sie ist nur die systematische Entwicklung, nicht die freie Production der Ideen. „Obgleich Hegel Jakob Böhme fast in Eine Linie mit Descartes stellt (was selbst in Deutschland Gelächter erregt hat), so gibt es doch vor Leibniz keinen großen deutschen Philosophen. Leibniz aber kommt direct von Descartes her, wie Kant seinerseits von Hume, was die Negationen seiner Metaphysik betrifft, und von Rousseau in Bezug auf das Positive seiner Moral. Die Nachfolger Kant's kommen nicht allein von Kant selbst her, sondern auch von Bruno und Spinoza, und man hat in dem philosophischen Frankreich des 18. Jahrhunderts noch andere Vorläufer von ihnen entdeckt. Alle diese großen Geister sind bewundernswürdige Architekten des Gedankens; aber sie sind nicht schöpferisch im eigentlichen Sinne des Wortes.“

Nicht besser ist es mit unserer schönen Literatur bestellt: „Deutschland hat zuletzt von allen gebildeten Nationen Europas sein «geistiges» Jahrhundert gehabt, indem es auf allen geistigen Gebieten eine Art von Vorrang behauptete; aber in der Literatur wie in der Philosophie bezeugt dieser spät errungene Vorrang mehr eine Anstrengung des Willens, um sich glänzende Vorbilder anzueignen, als die freie Entfaltung eines glücklich begabten Volksstammes. Die Deutschen haben das Bedürfnis einer Nationalliteratur erst in der Nachfolge und Nachahmung anderer Völker empfunden. Sie haben anfangs sich von Frankreich begeistern lassen, dann von England; selbst in der Periode der Originalgenies, wie Servinus sie bezeichnet, in der durch die Namen Goethe's und Schiller's verherrlichten Periode, herrscht der englische Einfluß vor, bis sich die griechische Schönheit zum ersten male dem deutschen Geiste und der deutschen Bildung offenbart, und für einige Jahre alle andern Vorbilder ersetzt. Bald mit der romantischen Schule und mit Goethe selbst beginnen die Nachbildungen der Legenden des Mittelalters und der orientalischen Poesien. Alle neuen Literaturen haben sich durch Nachahmung bereichert; keine hat sich so bereitwillig dazu hergegeben, mit einer so vollständigen, so umfassenden Aneignungsfähigkeit als die deutsche Literatur; daher ihr rasches Verlöschen. Die Männer von Genie haben keine Nachahmer hinterlassen und das literarische Deutschland zählt in der Welt nur durch seine Gelehrten. Die Gelehrsamkeit verlangt aber nur geduldige, scharfblickende, auf die kleinsten Thatsachen aufmerksame Forscher; sie kümmert sich nicht um Ideen und sieht in ihnen selbst eine Gefahr, wie es durch zu viele Beispiele die berühmtesten Gelehrten Deutschlands beweisen.“

Dieser Vorwurf ist gewiß ungerecht, einseitig, aber er gibt zu denken. Daß es möglich ist, ihn mit einem Schein von Berechtigung zu machen — das verschulden jene dilettantischen und epigonenhaften Richtungen unserer Literatur, welche wir stets vom Standpunkte einer modernen, aus dem Geiste der Zeit und der Nation schöpfenden Dichtung bekämpft haben. Nur diese überwuchernden akademischen Aneignungen und Nachbildungen machen es möglich, daß das Ausland an dem schöpferischen Genius des deutschen Volkes zweifelt. Das originale Talent wird ja durch diese fortwährenden Experimente einer gelehrten Allerechtsbildung in Schatten gestellt. Daß aber auch unsere Fachwissenschaft mit ihrer Arbeitsteilung vielfach an jener Grenze angekommen ist, wo die Ideenlosigkeit beginnt, daß jener humane Geist allgemeiner Bildung, der den einzelnen Wissenszweig stets *sub specie aeterni*, im Zusammenhange mit den großen Ideen und ohne einseitige Abwendung von Dichtung und Philosophie betrachtete, immer mehr im Verschwinden ist und das Metier sich auch an den Universitäten häufig in den Vordergrund drängt — das ist eine Thatsache, die wir selber oft genug beklagt haben und um so mehr beklagen, wenn sie das Ausland zu solchen Anschuldigungen des deutschen Genius verführt. Es ist nicht wahr, daß die schöpferischen Kräfte in Deutschland ausgestorben sind; aber es ist wahr, daß in der allgemeinen Geltung die Literatur aus zweiter Hand, die reproducirende, nachbildende, erläuternde, sowie die doch nur mit mäßiger eigener Zuthat an dem Ueberlieferten fortbauende Wissenschaft ihnen den Rang abgelassen hat.

Beaussire, der am meisten fanatische Bilderstürmer von allen Mitarbeitern der „*Revue des deux Mondes*“, der das eigentliche Palladium des deutschen Geistes antastet, läßt auch die deutsche Kunst, Baukunst, Malerei und Musik über die Klinge springen und verdammt auch ihre Leistungen als Nachahmungen des Auslandes; er bestreitet das Colonisationstalent der Deutschen, ja selbst die Originalität ihrer „nationalen Idee“: *Sainte-Beuve* unterscheidet „zwei Sorten von Cäsaren, Cäsaren von Natur und Genie und Cäsaren aus Absicht“. Ebenso gibt es Nationen aus „Natur und Genie“ und aus „Absicht“. Trotz der Einheit des Volksstammes und der Sprache gehört die deutsche Nation zu diesen letztern; es ist eine „gewollte“ Nation und zwar eine solche, die erst

seit gestern „gewollt ist“. Und zwar ist die italienische Einheit das Vorbild der Deutschen geworden.

Doch kann eine nur „gewollte“ Nation sich gleich zu jenen nationalen Welttendenzen emporschwingen, wie sie M. S. Gaidoz im ersten Februarheft des Jahrgangs 1871 der „Revue des deux Mondes“ in seinem Artikel: „Les revendications du pangermanisme“, auseinandersetzt? Gaidoz schreibt einen Essay über das Werk von Richard Böckh: „Der Deutschen Volkszahl und Sprachgebiet in den europäischen Staaten“, und über Heinrich Kiepert's „Völker- und Sprachenkarte von Deutschland“. Das Professorenthum und das Junkerthum haben nach der Ansicht von Gaidoz den Krieg gegen Frankreich langsam in den Gemüthern vorbereitet, einige Aussprüche von Böckh in Betreff der Deutschen des Elsses und Lothringens und zu Gunsten ihrer von Frankreich unterdrückten Nationalität geben Gaidoz den Text zu seiner etwas schläfrigen Nachmittagspredigt gegen den Pangermanismus. Er erkennt die statistischen Verdienste der Schrift von Böckh an, beschuldigt ihn aber, die einseitige Theorie der Sprache und des Volksstammes zu aggressiver Tendenz ausgebaut zu haben: er stelle Holland und Belgien als deutsche Staaten zwischen Baiern und Sachsen, und die Annexion von Holland erscheine ihm nur eine Frage der Zeit. Wie alle diese französischen Autoren sieht auch Gaidoz im „Slawenthume“ den bedeutendsten Gegner des Germanenthums; er verherrlicht die Böhmen oder Tschechen, diese tapfere Avantgarde „der slawischen Welt“! Es ist ihm ein schönes Schauspiel, wie dies kleine Volk mit Energie und Erfolg gegen die Unterdrückungen des Germanismus „ankämpft“. Von den Nationalitätstheorien Böckh's macht er aber die folgende Nutzenanwendung für das Slawenthum: „Die slawischen Bevölkerungen, welche die Deutschen vor einigen Jahrhunderten unterworfen haben, sind seit langer Zeit durch Sprache, Sitten und Empfindungen dem deutschen Volke assimiliert. Danzig und Breslau denken ohne Zweifel nicht mehr daran, daß sie polnische Städte gewesen sind, und nur ein Schrei der Entrüstung würde sich in Preußen erheben, wenn eine slawische Macht, belehrt zum Böckh'schen Princip der Nationalität, Preußen aufforderte, die Rückkehr zur slawischen Sprache denen zu erleichtern, die durch List und Betrug germanisirt worden sind. Diese Theorien sind nur Waffen, deren Deutschland allein sich zu bedienen gedenkt.“ Auch Gaidoz hebt indeß hervor, daß es nicht das Genie Deutschlands, sondern dasjenige Preußens ist, welches gegenwärtig die Schicksale Deutschlands lenkt, und daß der neunthe Theil der preussischen Bevölkerung nicht deutsch spricht. Er bestreitet weder die Tapferkeit noch die Macht Preußens; mit der deutschen Einsicht, dem Fleiß und der Thätigkeit der Deutschen vereinige dasselbe eine ganz besondere Energie, Zähigkeit und Kühnheit, aber wodurch es vor allem charakterisirt wird, das ist die Verachtung der Gerechtigkeit, der Cultus der Macht, des Faustrechts. Preußen stellt das alte Deutsche Reich wieder her. In Wahrheit paßt keine Devise besser für seine Könige als die der alten deutschen Kaiser: Allezeit Mehrer des Reiches. Allezeit das Reich vermehren — heißt das nicht immer seine Nachbarn berauben?“

Im zweiten Februarheft 1871 der „Revue de deux Mondes“ gibt Alfred Maury, Mitglied der Akademie, in einem Aufsatz: „Les guerres des Français et les invasions des Allemands“, geschichtliche Rückblicke auf die frühern Invasionen der Deutschen, wobei er auf die gallischen Kriege Cäsar's und die Zeiten der Völkerwanderung zurückgeht. Dieser französische Gelehrte begnügt sich nicht damit, die Deutschen der gewöhnlichen Eroberungslust anzuklagen und daß sie Kriege aus politischem Ehrgeiz geführt haben, wie Frankreich, um seine Stellung als Vormacht zu sichern, nein, die deutschen Kriege sind Invasionenkriege, die Deutschen, ein sehr praktisches Volk — was ist auf einmal aus der bisherigen deutschen „Ideologie“ geworden? — führen immer Invasionenkriege;

sie wollen für den Ueberfluß ihrer Bevölkerung die Schleusen aufziehen, und wie die Normannen, welche Wilhelm der Bastard nach England führte, werden sie in erster Linie durch die Hoffnung auf Gewinn zu ihren Kriegszügen bestimmt. Frankreich muß also fürchten, „germanisiert“ zu werden; hierin liegt die Gefahr für das europäische Gleichgewicht. Ging doch dieser Invasion des ganzen deutschen Volkes in Waffen eine friedliche Invasion voraus. Maury malt uns mit lebhaften Farben diese deutschen Pioniere: „Paris und eine große Zahl unserer Städte wurde seit zwanzig Jahren und mehr von deutschen Arbeitern, Commis, Industriellen und Professoren überflutet. Die Zahl derselben war täglich im Zunehmen, ohne daß wir es merkten. Weit entfernt, uns über diese Invasion zu beunruhigen, fühlten wir uns geschmeichelt, daß Fremde unser Land dem ihrigen vorzogen und so die Ueberlegenheit unsers Landes und unserer Gesellschaft bezeugten; doch, man hat es nicht vergessen, der Krieg war kaum ausgebrochen, als Deutschland seine ganze Colonie zurückrief.“ Wohl aber scheint Maury es zu vergessen, daß die Franzosen alle Deutschen in der brutalsten Weise aus ihren Städten und ihrem Brote jagten, sodas es gar keiner „Zurückberufung“ bedurfte. Das waren nur die Führer des Invasionsheroes, die ihren Mitbürgern die Häuser auslieferten, deren Gäste sie gewesen sind, die Wohnungen der Familien, bei denen sie früher ein Asyl gefunden hatten. Dankbarkeit ist nach Maury keine deutsche Tugend, er citirt, was Tacitus von den Deutschen sagt: „Gaudent muneribus nec acceptis obligantur“; ja er meint sogar, daß auch Hr. von Bismarck für den Großcordon der Ehrenlegion und König Wilhelm für die Gastfreundschaft in Compiègne und in den Tuilerien sich wenig dankbar gezeigt hätten. Die Ueberlegenheit der Deutschen in Bezug auf Fleiß, Gewissenhaftigkeit u. s. f. gibt auch Maury bereitwillig zu; ja er bekennt, daß sie die Franzosen in den meisten Zweigen menschlicher Thätigkeit übertroffen haben. Darum hat hier das Gespenst des Pangermanismus etwas Drohenbes; wie es dampfartig den Franzosen bereits das Lebensblut ausgesogen hat, so wird es ihnen ein Stück Landes nach dem andern entreißen. Die geschichtlichen Parallelen haben ebenso oft etwas Schiefes, wie sie häufig mit treffendem Licht erhellen. Maury's Blick erscheint allzu sehr umdüstert, wenn er seinen Landsleuten das Geschick Polens vor Augen führt, das, einst ein mächtiges Reich, auch den Deutschen in seinen Städten ein Asyl gewährt habe, bis diese es seiner reichsten Provinzen beraubt hätten. Weit zutreffender ist eine andere Parallele, mit welcher Maury seine Abhandlung schließt: „Das Unglück, das uns trifft, läßt uns noch Kraft und Hülfsmittel genug, um uns wieder zu erheben. Die strenge Lektion, welche Preußen im Jahre 1806 erhielt, war für dasselbe nicht verloren; zu Boden geworfen, nicht entmuthigt, arbeitete es entschlossen an seiner Wiebergebur; seine Zähigkeit in dieser schwierigen Arbeit hat seine jetzigen Erfolge vorbereitet. Hier sehen wir, daß es für ein Volk möglich ist, seine Wunden zu heilen, seine Fehler zu verbessern. Wohl, wir haben unsere Niederlage von Jena und Auerstädt gehabt; ohne in allen Punkten unsere Sieger nachzuahmen, wollen wir von einem Beispiele Nutzen ziehen, das uns so theuer zu stehen kommt. Nur der Zeit bedarf es, wenn wir einen Damm aufbauen wollen, stark genug, um den Strom der germanischen Invasion aufzuhalten.“

In dem ersten Januarheft des Jahrgangs 1871 der „Revue des deux Mondes“ läßt M. A. Mézières einen größern Artikel erscheinen: „L'invasion prussienne en 1792 et en 1870. Goethe et les Allemands d'aujourd'hui“, welchem im zweiten Januarheft ein sich eng anschließender zweiter Artikel folgt: „Goethe et le siège de Mayence.“ Goethe erscheint den Franzosen als der Vertreter jener kosmopolitischen Gesinnung, welche unsere classische Epoche auszeichnete, und immerfort kommen sie gegenüber dem stark betonten Nationalgefühl des heutigen Deutschlands auf jene „geistige Größe“ unserer Dichter zurück,

welche wir keineswegs geringschätzen wollen, die aber den Franzosen weit bequemer war als die jetzige praktische Richtung des deutschen Geistes. Dieser Kosmopolitismus, diese olympische Unparteilichkeit Goethe's, die an das Vaterlandslose grenzt, scheint sich aber in seinen Kriegstagebüchern von 1792 und 1793 am schärfsten auszuprägen; denn eine große Begeisterung für das Emigrantenwesen und die Restaurationspolitik, welche die bestimmenden Mächte des damaligen Krieges gegen Frankreich waren, durfte man bei dem Dichter nicht voraussetzen, und die nationale Gesinnung spielte bei jenen Campagnen durchaus keine Rolle. So beschränkte sich der Dichter auf die unbefangene Beobachtung der Ereignisse, der äußern Vorgänge oft nach ihrer malerischen Seite hin, der innern psychologischen, indem er Studien über den Muth in der Kriegsgefahr an sich selbst machte. Darum stellt Mézières Goethe unsern heutigen Publicisten und Geschichtschreiber als Muster hin in einer Zeit, in welcher die deutsche Nation, das Volk der Theoretiker und Humanitätsphilosophen, über Frankreich die Greuel und Verwüstungen des Dreißigjährigen Krieges heraufbeschwört. Man muß dem gegenwärtigen Deutschland, den Urhebern der methodischen Plünderung, den Theoretikern der Eroberung und des Beutemachens ins Gedächtniß zurückerufen, mit welchem Menschlichkeitsgefühl, mit welcher Seelenadel der große Schriftsteller ihres Landes, wie sie durch die Invasion auf Frankreichs Boden geführt, von uns spricht: „Die Leidenschaften derjenigen, die ihn umgeben, vermögen nicht sein Urtheil oder das Gefühl der Gerechtigkeit zu verbunkeln, das erhabene Gemüth der Menschen schuldig sind und vielleicht noch mehr ihren Feinden als ihren Freunden. Ein Franzose mag das Werk von Goethe an irgendeiner beliebigen Seite aufschlagen, ohne eine einzige Wendung zu finden, welche selbst den Empfindlichsten unter uns zu verletzen vermöchte. Absichtslos, nur durch die Tugend seiner angeborenen Billigkeit und Mäßigung hält sich der Geschichtschreiber jenes Feldzuges in Frankreich auf einer Höhe, von wo er die Ereignisse beherrscht, von wo er zu entdecken sucht, nicht was den Interessen oder dem Ehrgeiz eines Volkes schmeichelt, sondern was am meisten den Rechten der Menschheit gemäß ist.“ Mézières führt nun alle Stellen aus Goethe's Werken an, in denen gegenüber den Schrecken des Krieges ein so humaner Sinn sich ausspricht; er hebt namentlich hervor, was Goethe von der Heuchelei der Kriegführung spricht, wie er das Niederbrennen der Dörfer misbilligt, aus denen auf die Truppen geschossen worden, und ähnliches, was wie eine Misbilligung der neuesten Kriegspraxis der Deutschen aussteht. Dabei erspart er diesen nicht die bittersten Pillen und verweht allerlei scharf zugespitzte Epigramme in seine Darstellung; er stellt die Humanität des Herzogs von Braunschweig dem Verfahren von Moltke und Bismarck gegenüber, und meint, daß das civilisirte Preußen des 19. Jahrhunderts sich rühmen könne, die Barbarei vervollkommenet zu haben, daß Preußen den Franzosen niemals die Epigramme Voltaire's und die Schlacht bei Jena verziehen habe, daß das deutsche Volk wie Marquis Posa spreche und wie Philipp II. handle. Sehr komisch nimmt es sich aus, wenn Mézières in diesem leichtsinnig von den Franzosen vom Zaun gebrochenen Krieg von seinem Volk behauptet, daß es die Principien der ewigen Moral und des internationalen Rechts verteidige.

Die „Revue des deux Mondes“ bringt außerdem eine große Zahl von geschichtlichen und kriegsgeschichtlichen Aufsätzen, in denen gelegentlich auf den Charakter der Deutschen einige Seitenblicke geworfen werden, auf welche wir indeß hier nicht näher eingehen können. Von besonderm Interesse ist es, wie die Franzosen ihre Rechte auf Elsaß und Lothringen gegenüber der deutschen Annexionspolitik und ihrer historischen Beweisführung verteidigen. Charles Giraud suchte in zwei Artikeln nachzuweisen, daß der Besitz von Metz und von den drei Bisthümern ein von Frankreich wohl erworbener,

daß ihm derselbe als Lohn für seine Unterstützung der evangelischen Reichsfürsten damals zugekommen und durch den Westfälischen Frieden bestätigt worden, ebenso wie der Besitz des Elsasses der Preis gewesen sei für die Unterstützung der Protestanten im Dreißigjährigen Kriege; auch gibt er sich Mühe, in seiner ausdrücklich dem Grafen von Moltke — warum nicht lieber dem Fürsten Bismarck? — ertheilten „Rection“ nachzuweisen, daß die germanische Periode der Geschichte des Elsasses erst mit dem 9. Jahrhundert beginne, daß das Land früher den fränkischen Staaten angehört habe, die sich auf dem linken Ufer des Rheins gebildet hätten. Die kriegsgeschichtlichen Artikel behandeln das Bombardement von Straßburg, die Vorgänge bei der Loirearmee und bei der Armee des Nordens; andere Aufsätze der Revue bringen Mittheilungen über die preussische Administration in Lothringen; die Porträts der preussischen Verwaltungsbeamten sind in denselben in feiner und pikanter Weise ausgeführt. Der Artikel von Alfred Rambaut: „La Lorraine sous le régime prussien“, enthält indeß Mittheilungen von Thatfachen, wie die Grausamkeiten vor dem Niederbrennen des Dorfes Fontenoy, von denen wohl zu wünschen wäre, daß sie ausdrücklich widerlegt würden.

Auch die politische Lyrik fehlt nicht in der „Revue des deux Mondes“. Diese Lyrik kann man als eine Lyrik der Wuth und der Invectiven bezeichnen. Sully-Prud'homme redet in Stanzas: „Le siège“, den König als Eroberer an und verherrlicht Frankreich als das Land der Ideen, welches die menschlichen Gesetze selbst in die Herzen derer geschrieben habe, die es bekämpfen; Henri Blaze de Bury schreibt eine lyrisch-dramatische Scene: „La réveille du prince“, deren Held der Kronprinz von Preußen ist, der in seinen Anschauungen von denen des Königs, seines Vaters, abweicht:

Mais je suis de mon temps et mes dogmes sont autres  
Et ce que vous croyez n'est déjà plus ma foi.

Der Prinz fühlt sich verantwortlich für das vergossene Blut und wird von unheimlichen Stimmen beunruhigt. Dann erscheint ihm Frankreich selbst mit einer abschreckenden Strafrede; es hält ihm, mit gewohnter geschichtlicher Kenntniß, die bei dieser Personification als ein seiner charakteristischer Zug zu betrachten ist, das melancholische Schicksal des Kaisers Otto II. vor, dieses jungen und blonden Schwaben (!), der auf dem italienischen Boden geblieben sei, und schließt dann sehr dramatisch:

Le Prince.

Quand te verrai-je encore,  
Fantôme de César?

La France.

La veille de Philippe!

Sully-Prud'homme widmet auch den gefällten Eichen der „Mare d'Autueil“ eine Elegie, die nicht ohne poetische Stimmung ist. Andere Poeten, wie Auguste Barbier, schleudern den deutschen Eindringlingen schwunghafte Oden entgegen; ein solches stacheliges Dreiblatt der Lyrik: „Devant l'ennemi“, besteht aus drei Gedichten: „Les fils des Huns“, „Aux Allemands“, „Macte animo“; sie spielen immer auf derselben Saite; die Deutschen sind eben Hunnen und Vandalen. Das erste Gedicht schließt mit den Versen:

Horreur! et voilà bien des siècles qu'on dépense  
Esprit et coeur pour en arriver là,  
Pour voir recommencer avec plus de science  
L'oeuvre sans nom des hordes d'Attila;

und das zweite hat einen noch zugespitztern epigrammatischen Abschluß:

Mais va, ton châtiment s'avance, car après  
 Cette horrible campagne  
 Le venin de la Prusse en toi reste à jamais  
 Et morte est l'Allemagne.

Barbier hofft, daß Deutschland an Preußen, Menan dagegen, daß Preußen an Deutschland stirbt! Dadurch kommt doch einige Abwechslung in die Monotonie der fortwährenden Wiederholungen, in denen sich fast alle diese Schriftsteller begegnen. Ueber den Anklagen der Barbarei vergessen sie ganz, daß nur Frankreich durch seinen Uebermuth die elementarischen Gewalten des Krieges entfesselt, diese furchtbare Krisis der Geschichte heraufbeschworen hat, und während sie Unparteilichkeit vom Feinde fordern, sind sie selbst in dem dicksten nationalen Vorurtheile befangen.

---

# Chronik der Gegenwart.

## Nekrologe.

Das preussische Abgeordnetenhaus hat durch das nach längerer Krankheit am 27. März 1872 eingetretene Ableben des Dr. Kosch einen empfindlichen Verlust erlitten. Sein Hingang wird in ganz Deutschland schmerzliche Theilnahme finden. Kosch wurde am 5. Oct. 1803 in Lissa, in der Provinz Posen, geboren. Er war seit den ersten dreißiger Jahren als ein sehr gesuchter und beliebter Arzt in Königsberg i. Pr. thätig, wo er, durch collegialische und politische Freundschaft eng mit Johann Jacoby verbunden, in thätiger Wirksamkeit lebte. Seit dem Jahre 1848 hatte er an dem politischen Leben Deutschlands thätigen Antheil genommen. Er wurde damals in die preussische Nationalversammlung für Vereinbarung der Verfassung gewählt, nachdem er schon früher die Jacoby'schen Schritte für die Einführung einer constitutionellen Verfassung in Preußen mannichfach durch Wort und That unterstützt hatte. Mit Energie und Umsicht verfocht er in der Nationalversammlung seine Meinung und erwarb sich durch die Gaben seines Geistes und Charakters schnell die Liebe der Gleichstrebenden, die Achtung seiner Gegner und das Vertrauen aller. Bei der Octroirung des Wahlgesezes im Jahre 1849 legte Kosch, als Mitglied der Zweiten Kammer, sein Mandat nieder. Er nahm seine parlamentarische Thätigkeit erst im Jahre 1862 wieder auf, um von da ab ununterbrochen die Stadt Königsberg im preussischen Abgeordnetenhaus als Mitglied der Fortschrittspartei zu repräsentiren. Wenn er sprach, lauschten alle Parteien seinen Worten; denn seine Meinungsäußerungen wogen oft schwer und gaben nicht selten den Ausschlag. Wesentlich hat sein persönliches Wirken die mancherlei Hindernisse hinwegräumen helfen, welche der politischen Gleichberechtigung der Juden entgegenstanden; seine Bestrebungen haben das Los derselben in mehr als Einer Beziehung verbessert. Aber nicht nur sein politisches Wirken, seine Bestrebungen zum Besten der Juden in Preußen werden untergehen bleiben, auch seine ärztliche Wirksamkeit sichert ihm ein dauerndes Andenken im Kreise seiner eifrigsten Patienten und Collegen; denn als Politiker wie als Arzt war er gleich thätig; in diesen beiden nebeneinander hingehenden Thätigkeiten setzte er seine ganze und volle Kraft stets freudig ein und hatte in beiden stets die edelsten Ziele vor Augen. So diente er mit humaner Aufopferung seinem doppelten Berufe, bis die letzte Krankheit seinem thätigen und mühevollen, aber auch fruchtreichen Leben ein Ende machte.

Am 8. Febr. 1872 endete zu Baltimore das thatkräftige Leben des Primas der katholischen Kirche in den Vereinigten Staaten von Nordamerika, des Dr. Martin John Spalding, Erzbischofs von Baltimore. Er war einer der eifrigsten Kämpfer für die Unfehlbarkeit des Papstes und trat beim jüngsten römischen Concil auf das energischste für dieselbe auf.

Im Jahre 1810 unweit der Stadt Lebanon im Staate Kentucky geboren, erhielt er seine erste Bildung in mehreren geistlichen, vielleicht von jesuitischen Tendenzen beherrschten

Schulen. Zwanzig Jahre alt ging er nach Europa, und zwar nach Rom, wo er Mitglied der Propaganda wurde. Er studirte hier eifrig und brachte es nach wenigen Jahren zu einer solchen theologischen Gelehrsamkeit und Beherrschung der lateinischen Sprache, daß er, nachdem er, wie berichtet wird, in einer siebenstündigen lateinischen Rede 256 Thesen mit einer alles übertreffenden Gewandtheit vertheidigt hatte, sofort durch Acclamation zum Doctor der Theologie gemacht wurde. Fast unmittelbar darauf empfing er die Priesterweihe, worauf er im Jahre 1834 nach Kentucky zurückkehrte. Dort verwaltete er nacheinander eine Reihe hoher Kirchenämter und wurde im Jahre 1848 als Coadjutor des Bischofs von Louisville consecrirt mit dem Titel eines Bischofs von Lengone in partibus. Nach dem Ableben des Bischofs von Louisville folgte er diesem im Amte. Im Jahre 1863 starb der Erzbischof Kenric von Baltimore, und der gefeierte Spalding bestieg den erledigten erzbischöflichen Stuhl, wodurch er höchster Würdenträger der römisch-katholischen Kirche in den Vereinigten Staaten von Nordamerika wurde. Wenn man von der fanatisch päpstlichen Gesinnung Spalding's absieht, darf man seinen Werth nicht gering anschlagen; er hat mehrere, in theologischen Kreisen hochgeschätzte Werke von großer Gelehrsamkeit und seltener Schärfe des Urtheils geschrieben und sich durch Gründung zahlreicher Gotteshäuser um die Kirche, durch Errichtung vieler Schulen und Krankenhäuser sowie anderer wohlthätiger Anstalten um die Menschheit verdient gemacht.

In Stralsund starb am 10. Febr. 1872 der ehemalige Director des dortigen Gymnasiums Dr. Ernst Nizze. Derselbe wurde im Jahre 1788 zu Ribnitz in Mecklenburg-Schwerin geboren und nach absolvirten Studien im Jahre 1811 in Berlin als Collaborator an dem Friedrich-Wilhelms-Gymnasium angestellt. Während der Jahre 1812 und 1813 war Nizze Corrector in Prenzlau am Gymnasium daselbst. Mit dem Ausbruche des großen Krieges von 1813 verließ er diese Stellung; die Feder mit dem Schwerte vertauschend, trat er als Oberjäger in das Rützow'sche Corps und avancirte bald zum Lieutenant. Nach mannichfachen Auszeichnungen im Felde kehrte er, nachdem der Friede von Paris abgeschlossen worden war, nach Prenzlau in seine alten Thätigkeit zurück. Von dort wurde er im Jahre 1821 als Corrector an das Gymnasium zu Stralsund berufen und daselbst im Jahre 1832 zum Director dieses Instituts ernannt. Hatte der tüchtige Schulmann schon in seinen frühern Stellungen sich durch Einsicht, Energie, Wissen und Charaktertüchtigkeit allgemeine Hochachtung erworben, so traten seine vorzüglichen Eigenschaften in seiner Thätigkeit am stralsunder Gymnasium in ein noch helleres Licht, und so war es denn ein Ausdruck des allseitigen Vertrauens und der höchsten Anerkennung seiner Verdienste, als er im Jahre 1848 als Vertreter des Wahlkreises Rügen-Franzburg in das erste deutsche Parlament nach Frankfurt entsandt wurde, wo er, seine Mission würdig erledigend, bis zum Mai 1849 blieb. Während des Conflict's stand er auf liberaler Seite. Wegen der Unterzeichnung eines Wahlauftrages wurde er nebst noch drei andern Lehrern des Gymnasiums und der Realschule zu Stralsund nach Steffin citirt und empfing daselbst von dem Provinzial-Schulcollegium für sein Verhalten einen Verweis. Vorgerückten Alters wegen im Jahre 1865 aus seinem mit Aufbietung aller seiner Kräfte bisher verwalteten Amte als Director des stralsunder Gymnasiums ausscheidend, wurde er durch den Rath der Stadt geehrt, indem ihm als Anerkennung und Dank für seine langjährige segensreiche Thätigkeit eine Pensionirung mit vollem Gehalte zuerkannt wurde. Sein Lebensabend wurde bedauerlicherweise durch eine theilweise Lähmung des Hüftgelenkes, welche aus einem unglücklichen Fall entstanden war, getrübt.

---

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brodhäus. — Druck und Verlag von F. A. Brodhäus in Leipzig.

# Der Krieg Deutschlands gegen Frankreich 1870 und 1871.

Von

Karl Junck.

Vom Beginn des Krieges bis zur Capitulation von Sedan.

## VI.

1) Napoleon's Entschliessungen gegenüber der militärisch-politischen Lage. Uebertragung des Oberbefehls an Marschall Bazaine. Die Rheinarmee soll sich am linken Ufer der Mosel versammeln und hinter die Maaslinie zurückgehen. Demgemäße Befehle Bazaine's. Die Rheinarmee beginnt die Moselufer zu wechseln. Die Stellung der I. deutschen Armee unter General von Steinmetz im Osten von Metz. Das Treffen bei Borny am 14. Aug. Die Verwendung der Artillerie auf deutscher Seite. Bazaine's Befehle an die Corpscommandanten und deren mangelhafte Ausführung. Die Folgen des Kampfes vom 14. Aug. Die beiderseitigen Verluste.

Wir haben die Stellung der französischen Rheinarmee sowie der deutschen I. Armee bei Metz, resp. an der französischen Nied, ebenso die Bewegungen der II. und III. Armee nach der Meurthe und Mosel zu geschildert, und wenden uns nunmehr den ebenso wichtigen als folgenschweren Ereignissen zu, deren Schauplatz vom 14.—18. Aug. die Umgebung von Metz zu beiden Seiten der Mosel war.

Die politischen Vorgänge in dem Gesetzgebenden Körper, deren früher bereits gedacht wurde, mochten dem Kaiser Napoleon zur Genüge zeigen, was er im Falle einer abermaligen Niederlage, noch dazu fern von Paris, zu erwarten habe. Hatte doch schon am 9. Aug. der Deputirte Kératry im Gesetzgebenden Körper dessen Abdankung verlangt, und war das ihm ergebene Ministerium Olivier über Nacht zum Rücktritt genöthigt worden. Vor sich einen starken und stegreichen Feind, hinter sich die in Gärung begriffene Hauptstadt, war Napoleon in der That in eine eigene Alternative gestellt. Ließ er es an der Mosel zur Hauptentscheidung kommen und fiel diese für die französischen Waffen ungünstig aus, so war seine Rückkehr in die Hauptstadt unmöglich. Dazu kam, daß die im Lager von Châlons unter Mac-Mahon's Befehlen zu bildende Reservearmee, auf deren Mitwirken man doch im Falle einer Niederlage an der Mosel und des hierdurch bedingten weitem Vordringens des Feindes so sehr rechnen mußte, Mitte August kaum an den Anfängen ihrer Formation angelangt war, und sich somit noch jeder Berechnung entzog. Keinesfalls aber konnte der Kaiser der feindlichen Invasion einen großen Theil des Landes preisgeben, ohne eine neue Schlacht zu wagen. Das Wann und Wo sowie ob eine solche im Vereine mit Mac-Mahon's Armee geschlagen werden sollte und könne,

war wol in Erwägung gezogen worden, aber zu einer klaren und festen Entschließung war man um diese Zeit im kaiserlichen Hauptquartier noch nicht gekommen.

Die Niederlagen bei Wörth und Saarbrücken an ein und demselben Tage hatten das französische Heer in zwei Gruppen getrennt, und es ist in hohem Grade wahrscheinlich, daß schon damals die Wiedervereinigung beider mit der Reservearmee im Lager von Châlons beabsichtigt wurde. Napoleon schwankte anfänglich in seinen Entschließungen, denn ein Rückzug hinter die Mosel oder wol gar über die Maas hinaus alsbald im Beginne des Feldzuges, und die Preisgebung eines ansehnlichen Theiles des französischen Bodens mußten ihm aus mehrfachen Gründen widerstreben; und dennoch wieder mußte ihn eine reifliche Erwägung seiner militärischen und politischen Lage erkennen lassen, daß ein Rückzug unvermeidlich geworden sei, denn man sicherte so wenigstens die Hauptstadt des Landes und behielt durch die starken Waffenplätze Straßburg und Metz festen Fuß im Osten. So auch nur dürfte es erklärlich sein, daß man die Mosellinie oberhalb Metz, zu deren Besetzung und Vertheidigung man anfänglich das 5. Armeecorps, de Failly, verwenden wollte, aufgegeben hatte.

Marshall Bazaine, dem der Kaiser am 11. Aug. den Oberbefehl übertragen hatte, erhielt denn auch gleichzeitig die Weisung, die Armee auf dem linken Ufer der Mosel zu versammeln und mit derselben den Rückzug auf Verdun anzutreten. Ein Befehl des Marschalls vom 13. ordnete demgemäß an, daß die Truppen vom 14. früh morgens an sich in Bereitschaft halten sollten, um sich jede Stunde in Bewegung setzen zu können. Die weitere Anordnung, daß dieselben für mehrere Tage sich mit den erforderlichen Lebensmitteln versehen sollten, deutet darauf hin, daß es in der Absicht des Marschalls lag, möglichst schnell hinter die Maas zu gelangen. Die Division Labeaume vom Armeecorps Frossard, die bei Saarbrücken stark gelitten hatte, sollte die an und für sich schwache und nicht aus den besten Kräften zusammengesetzte Besatzung von Metz verstärken, wie denn auch alle Reconvalescenten und nicht vollkommen marschfähigen Mannschaften dieselbe Bestimmung erhielten, was wiederum beweist, daß Bazaine sich für die nächsten Marschtage von allen Hemmnissen freimachen wollte.

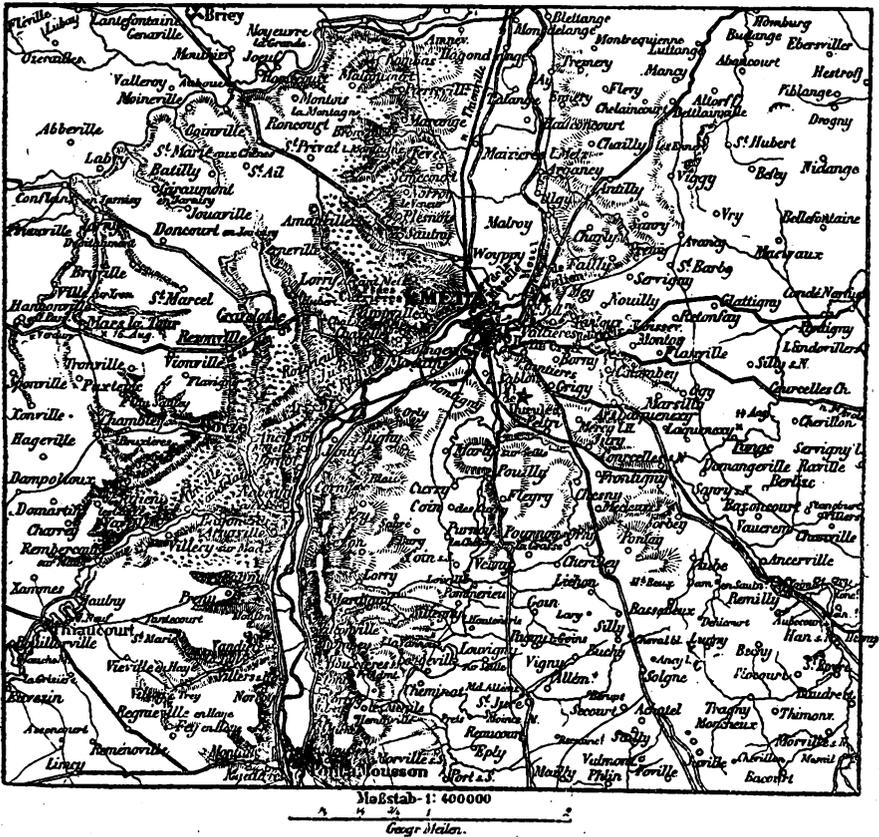
In der Nacht auf den 14. Aug. lagerte die Rheinarmee noch auf dem rechten Ufer der Mosel, rings um Metz. Zuerst sollten in der Frühe dieses Tages die kolossalen Traincolonnen auf das linke Ufer übergehen; es war dies eine um so schwierigere Aufgabe, als diese Colonnen die engen Straßen der Stadt, die Moselbrücken und dann zwei enge Festungsthore zu passiren hatten und somit die Passage für die Truppen und endlosen Artilleriezüge ungemein hemmten und verzögerten, wodurch die empfindlichsten Zeitverluste eintraten. Es war offenbar versäumt worden, sich rechtzeitig von diesem Hemmnis freizumachen.\*)

Nur unter großen Schwierigkeiten gelang es am 14. Aug. dem Gardecorps, dem 2. und 6., zwei Divisionen des 4. Armeecorps sowie den Reserve-Cavaleriedivisionen die Flußufer zu wechseln; der Rest der Rheinarmee dagegen, oder das 3. Armeecorps und die 2. Division des 4. Armeecorps, standen noch auf dem rechten Ufer, als nachmittags die Vortruppen der deutschen I. Armee zum Angriff schritten. Der Kaiser mit seinem Gefolge verließ Metz an diesem Tage, um sich nach Longeville, im Süden und nahe bei

\*) Schon Scipio und Metellus, namentlich aber Cäsar in den gallischen Kriegen, klagten über die den Heeren folgenden „Impedimenta“, worunter sie die immer größer werdenden Trains verstanden. Cäsar ging mit schonungsloser Schärfe dagegen vor; ebenso Napoleon I.; niemand aber wußte mit unerbittlicherer Strenge den Train im Zaume zu halten als seinerzeit General Dort. Die größte Sorge der heutigen Armeen ist es, den Train auf das Maß des Unerläßlichen einzuschränken; daß dies aber noch immer nicht bei allen erreicht ist, hat die französische Armee in diesem Kriege bewiesen.

Metz an der Straße nach Verdun gelegen, zu begeben. Von den Einwohnern von Metz, deren von nun an die härtesten Prüfungen harrten, nahm er in einer nichtsagenden Proclamation Abschied.

Wir wenden uns nunmehr zu der Stellung der Armee des Generals von Steinmetz im Osten von Metz. Am 14. morgens standen die Vorposten derselben von der Straße Saarlouis-Metz bei Sainte-Barbe über Rezonvay, Colligny, Pange und von da an dem Laufe der französischen Nid folgend, bis in die Gegend von Pantay und Drny, also in einer Ausdehnung von zwei Meilen. Hinter dem rechten Flügel dieser Vorpostenstellung, und zwar bei Sainte-Barbe, war die 3. Cavaleriedivision, von der Groeben, aufgestellt; hieran reihten sich in östlicher Richtung die beiden Infanteriedivisionen des 1. Armeecorps, von Manteuffel, und zwar bivouacirte die 2. Division, von Prigelowitz, östlich von Sully, zwischen den von Metz nach Saarlouis und Saarbrücken führenden Straßen; die 1. Division aber etwas weiter südlich an der letztgenannten Straße zwischen Courcelles und Pont-à-Chaussy. Weiter südwestlich standen die beiden Divisionen des 7. Armeecorps, von Zastrow, nämlich die 13., General von Glümer, bei Pange hinter der französischen Nid. Die Avantgarde dieser Division, die 26. Infanteriebrigade, von der Goltz, war bereits über die französische Nid bis Laquenexy vorgeschoben worden; die 14. Infanteriedivision, von Ramecke, dagegen bivouacirte etwas weiter südwestlich von Pange hinter der Nid bei Domangeville an der Eisenbahn Saarbrücken-Metz. Den äußersten linken Flügel bildete die 1. Cavaleriedivision, von Hartmann, die Drny gegenüberstand.



Ein Blick auf die Karte zeigt, daß das 1. und 7. deutsche Armeecorps in einem nach Osten auspringenden Bogen Metz gegenüber aufgestellt waren. Das 8. Armeecorps,

von Göben, die Reserve bildend, stand eine Meile weiter östlich hinter der deutschen Nieder zwischen Bonnav und Varize.

Kurz nach 2 Uhr nachmittags bemerkte man von den deutschen Vorposten aus den Abzug feindlicher Colonnen in der Richtung auf Metz, und wie General von Kamecke am 6. Aug. bei Saarbrücken auf die Meldung hin, daß der Feind seine Stellung auf den Speicherer Höhen räume — welche Meldung sich bekanntlich als eine falsche erwies — sofort zum Angriff schritt, um den Gegner festzuhalten, so auch ging am 14. Aug. General von der Goltz, der dem Feinde am nächsten stand, sofort zum Angriff vor, damit abermals die Selbstständigkeit im Handeln bekundend, welche in diesem Kriege die deutschen Truppenführer so vortheilhaft charakterisirt. Im Hinblick auf die bereits eingeleitete Ueberschreitung der Mosel oberhalb Metz durch die II. Armee, wodurch der Feind in seiner rechten Flanke umgangen und angegriffen werden sollte, war der Entschluß des Generals von der Goltz ein vollkommen gerechtfertigter, denn es handelte sich darum, den Gegner, der im Abzug begriffen war, Zeit verlieren zu lassen, auf deutscher Seite aber Zeit, oder was in diesem Falle dasselbe ist, Raum zu gewinnen, damit die II. Armee die ihr erteilten Dispositionen durchführen könne. Gelangte nämlich Marschall Bazaine zum ungehinderten Abmarsche, so konnte er einen Vorsprung von zwei Tagen vor der Armee des Prinzen Friedrich Karl erlangen, sich mit der Reservearmee unter Mac-Mahon vereinigen und damit die Chancen eines langen und erfolgreichen Widerstandes im freien Felde sehr steigern.

Wie General von Kamecke am 6. Aug., so setzte auch General von der Goltz von seinem Entschlusse, den abziehenden Gegner zum Stehen zu bringen, sofort die nächsten Corpscommandanten in Kenntniß, um sich ihre Unterstützung zu sichern. Von der hohen Wichtigkeit der Aufgabe durchdrungen, die er sich selbst gestellt hatte, formirte von der Goltz alsbald die 26. Infanteriebrigade zum Gefecht und setzte sich gegen den Feind in Bewegung. Das erste Treffen, unter Oberst von Delitz, bestehend aus zwei Bataillonen des Regiments Nr. 15, einer Batterie und einer Escadron des Husarenregiments Nr. 8, bewegte sich längs der Straße Saarbrücken-Metz auf Colombey zu, in seiner linken Flanke unterstützt von dem über Ars-Laquerrière auf Grigny sich vorbeiwegenden Jägerbataillon Nr. 7. Das zweite Treffen unter Oberst von Barby, aus dem Infanterieregiment Nr. 55, dem Füsilierbataillon des Regiments Nr. 15, einer Batterie und drei Escadrons des Husarenregiments Nr. 8 bestehend, nahm seine Marschrichtung auf Marsilly und das etwas nördlich davon gelegene Coincy.

Oberst von Delitz traf gegen 4 Uhr nachmittags auf die feindlichen Vorposten, die zwischen Colombey und Borny aufgestellt waren und alsbald verstärkt wurden. Während sich hier das Schützengefecht lebhaft entspann, eröffneten die auf den Höhen von Colombey aufgefahrenen Batterien dieser Brigade ihr Feuer gegen die feindlichen Colonnen. Die französischen Schützen wichen auf Colombey zurück, das mittlerweile aber zunehmende Artilleriefeuer hatte den Gegner alarmirt, der jetzt überlegene Kräfte in die Gefechtslinie führte. General von der Goltz, dem die Weisung zugegangen war, jedes ernstliche Engagement zu vermeiden (wol nur so lange, bis Verstärkungen angekommen waren), sah sich nun selbst auf das heftigste von Truppen der französischen Infanteriedivisionen Castagny und Metmann des 3. Armeecorps angegriffen und auf den Höhen zwischen Colombey und Coincy festgehalten. Nur der zähen Ausdauer seiner Brigade sowie den halben Maßnahmen des Feindes ist es zu danken, daß dieselbe fast zwei Stunden lang ihre vorgeschobene Stellung bei Colombey zu behaupten wußte, also so lange, bis Verstärkungen eintrafen. Es tritt hier, wie so häufig bei gleichen Veranlassungen, der Fall ein, daß die Franzosen da, wo die Uebermacht momentan auf ihrer Seite ist, nicht den

rechten Gebrauch davon machen. Das 3. französische Armeecorps, das bereits im Uebergange auf das linke Moselufer begriffen war, wurde somit durch den Angriff der Brigade von der Goltz auf dem rechten Ufer festgehalten, wie denn auch die Theile des 4. französischen Armeecorps, welche die Flussufer schon gewechselt hatten, wieder auf das rechte Ufer zurück mußten.

Bis gegen  $\frac{1}{2}$  6 Uhr abends sah sich die Brigade von der Goltz dem weitüberlegenen Feinde gegenüber auf die eigenen Kräfte angewiesen; dieselbe hatte bereits ansehnliche Verluste erlitten, die letzte Reserve war in die Gefechtslinie gezogen worden, als um diese Zeit die erste Unterstützung bei ihr eintraf, und gleichzeitig nördlich von Colombey der Kanonendonner die Annäherung der Avantgarde der 2. Infanteriedivision, General von Pritzelwitz, des 1. Armeecorps und zwar auf der Straße von Saarlouis-Metz verkündete.

General von Manteuffel hatte rechtzeitig das Ansuchen des Generals von der Goltz um Unterstützung erhalten und sich demgemäß mit dem 1. Armeecorps in Bewegung gesetzt. Die 1. Infanteriedivision, General von Bentheim, näherte sich auf der Straße von Saarbrücken in der Richtung auf Noisseville und Montoy; die 2. auf der Straße von Saarlouis gegen Servigny zu. Die Vortruppen beider Divisionen trafen bei Montoy, Noisseville und Servigny auf die vom 4. französischen Corps, Ladmiraux, am rechten Moselufer zurückgelassene 2. Division, General Grenier, und gingen alsbald zum Angriff über, der seitens des Generals von Falkenstein mit einem Theil der 2. Infanteriebrigade gegen Montoy eröffnet wurde. Ein glücklicher Angriff warf den Gegner aus diesem Orte hinaus, der nunmehr in der Richtung auf Launvallier sich unter den Schutz des Fort Les Bottes zurückzog. Rechts von der Brigade Falkenstein schritt die 1. Brigade, General von Gahl, von der 1. Division, über Noisseville gegen Nonilly zum Angriff vor, während gleichzeitig die Artillerie des 1. Corps zu beiden Seiten der Straße Saarlouis-Metz in der Nähe von Montoy auffuhr und aus 78 Geschützen den Gegner aufs heftigste beschoss.

Es ist eine charakteristische Erscheinung dieses Krieges, daß man auf deutscher Seite da, wo man den Kampf mit Nachdruck eröffnen wollte, alsbald starke Artilleriemassen auf einem oder zwei Punkten entwickelte. Ein Augenzeuge, A. von Boguslawski, gibt an, daß diese Massen meist Aufstellung in zusammenhängenden Linien nahmen in der Entfernung von 2—3000 Schritt vom Feinde. Ihre Aufgabe war es, durch ihr Feuer die weitere Entwicklung des Gros zum Gefecht zu schützen und den Feind zu erschüttern. Die zahlreiche Divisions- und Corpsartillerie gestattete derartige Massenverwendung. Bei Weißenburg, Wörth und Dionville ward das Gefecht auf diese Weise begonnen. Im größten Maßstabe aber wurde die deutsche Artillerie bei Gravelotte und Sedan verwendet. Lange Artillerielinien unterhielten ein furchtbares Feuer auf die französischen Stellungen, zerschmetterten die aufgestellten Massen und brachten die Batterien der Franzosen zum Schweigen. Die französische Artillerie, uneingedenk ihrer alten Napoleonischen Traditionen \*), trat dieser Massenentfaltung der deutschen Artillerie meist mit nicht genügender Kraft entgegen; sie operirte mehr in einzelnen Batterien. Während auf deutscher Seite die systematische Entfaltung der Divisions- und Corpsartillerie sich sehr wahrnehmbar machte, konnte man bei den Franzosen einen Mangel an Zusammenhang in der Formirung ihrer Artillerielinien in den meisten Actionen wahrnehmen. Besonders im ersten Abschnitt des Krieges soll sich dieser Mangel an guter, sicherer artilleristischer Leitung offenbart haben, während im zweiten dagegen in den Kämpfen bei Orleans, auch

\*) In den Schlachten bei Wagram, Borodino, Hanau, Waterloo u. a. brachte Napoleon I. die Massenentfaltung der Artillerie zur Geltung.

bei Velfort und vor Paris ihre Taktik eine bessere war, wobei ihnen nun die überreilte Ausbildung der schleunig aufgestellten Batterien hindernd in den Weg trat. Diese Erscheinung könnte eine auffallende genannt werden, müßte man nicht annehmen, daß die Franzosen, durch Schaden klug geworden, sich die bessere Verwendung der Artillerie auf Seiten des Gegners endlich zur Richtschnur genommen hätten.

Wir kehren zurück zu der bei Nouilly im Kampfe befindlichen 1. Infanteriedivision. Aus diesem Orte vertrieben und von der deutschen Artillerie mit einem Hagel von Geschossen überschüttet, wich die französische Division Grenier unter die Kanonen des Fort Saint-Julien zurück, hinter Mey Stellung nehmend. Es wurde bereits darauf hingewiesen, daß das französische Corps Ladmiraullt zur Zeit, als das Gefecht begonnen hatte, im Begriff war, vom rechten auf das linke Moselufer überzugehen. General Ladmiraullt, dem schon der zunehmende Kanonendonner im Osten von Metz sagen mußte, daß die Lage dort ernster zu werden beginne, und der auch seitens des bedrängten Generals Grenier um Unterstützung angegangen sein mochte, entschloß sich, seine bereits im Uebergange über den Strom befindlichen Divisionen zurückzuführen. Zuerst erschien die 1. Division, General Ciffey, in der Stärke von 12 Infanterie-, 1 Jägerbataillon und 3 Batterien auf dem Kampfplatze, auf der Höhe von Mey Stellung nehmend. Ihr folgte alsbald die 3. Division Lorencey, in gleicher Stärke wie die vorige, etwas weiter links sich aufstellend, während die bis dahin im Gefecht gewesene Division Grenier von demselben Armeecorps weiter rückwärts bei Vantoux eine Reserverstellung einnahm. Die Franzosen, dem Gegner jetzt numerisch weit überlegen, alsbald auch die gesammte Corpsartillerie vorziehend, gewannen wieder Terrain, kamen jedoch nicht über die von deutscher Seite festgehaltene Stellung Colombey, Montoy, Noisseville hinaus.

General Ladmiraullt, dem hier im ganzen 3 Infanterie- und 1 Cavaleriedivision, oder 36 Infanterie- und 3 Jägerbataillone, 2 Husaren- und 2 Dragonerregimenter, sowie inclusive der Corpsartillerie 15 Batterien zu Gebote standen, der also eine entschiedene Uebermacht auf seiner Seite hatte, wäre es nicht schwer gefallen, den Gegner noch weiter zurückzudrängen, hätte er dann nicht selbst befürchten müssen, von dem im Anmarsche befindlichen Gros des deutschen 1. Armeecorps in der linken Flanke gefaßt und von Metz abgedrängt zu werden. Auch hatte Marschall Bazaine, nachdem sein Entschluß feststand, am 14. Aug. mit der Rheinarmee auf das linke Moselufer überzugehen, an die Corpscommandanten den Befehl ertheilt: jedes ernstere Engagement mit dem Feinde auf der rechten Seite des Flusses zu vermeiden.

Gleich nachdem das Geschützfeuer in Metz hörbar wurde, war Bazaine selbst auf das Gefechtsfeld geeilt. Er befahl, nach den Aufzeichnungen eines Ohrenzeugen, dem General Decaen (3. Corps): „Die Angriffe des Feindes abzuweisen, aber sich nicht selbst zum Angriffe hinreißen zu lassen; der Rückzug der Armee dürfe nicht gestört werden.“ Hiernach eilte Bazaine nach Metz zurück, um mit dem Kaiser noch eine letzte Besprechung zu halten. Die französischen Corpscommandanten aber führten die Befehle des Marschalls schlecht aus, verwickelten sich in ein gänzlich unnützes Gefecht und ließen sich im Osten von Metz festhalten. Insbesondere General Ladmiraullt, von Kampfeslust hingerissen, ließ sein Corps bei Metz wieder kehrt machen und griff in den Kampf ein, der so mehr und mehr aus einem Arrièregardengefecht zur Schlacht wurde, bei deren Ende die Franzosen doch das thun mußten, was sie fast ohne Kampf auch hätten thun können, sich hinter die Forts zurückzuziehen. General Bourbaki, der von General Decaen um Unterstützung angegangen wurde, schlug dieselbe rund ab, weil er das Gardecorps sonst vom linken wieder auf das rechte Moselufer hätte führen müssen, und voraussichtlich dann bald wieder die ganze Rheinarmee dahin hätte nachfolgen müssen.

Die französischen Corpscommandanten befolgten eben an diesem Tage nichts weniger als die Ideen und Befehle des Marschalls Bazaine, denn sonst wäre es ihnen ja ein Leichtes gewesen, sich hinter die Linie der detachirten Forts sowie der zwischengelegenen Feldwerke zurückzuziehen und alles Weitere dem Geschützfeuer dieser Forts zu überlassen, dessen Bereich der Gegner sicher nicht überschritten hätte. Statt dessen ließen sich die Corpscommandanten, wie es scheint, nur von moralischen Impulsen leiten, ohne genügend zu erwägen, daß durch ihr verbissenes Fühlgelassen am Gegner die Ausführung der Dispositionen für den rechtzeitigen Abmarsch auf Verdun in bedenklicher Weise gefährdet werden mußte. Selbst ein von den französischen Waffen am 14. taktisch erfochtener Sieg wäre immer noch eine strategische Niederlage gewesen, denn an diesem Tage überschritt bereits ein Theil der Armee des Prinzen Friedrich Karl die Mosel oberhalb Metz und stellte damit die Möglichkeit der französischen Rückzugsbewegung in Frage.

Zwischen 5 und 6 Uhr abends war der Commandant des 7. Armeecorps, General von Bastrow, auf dem Gefechtsfelde eingetroffen und hatte den Befehl über die bei Colombey auf das heftigste engagirten Truppen seines Corps übernommen. Die bedrängte Lage derselben erkennend, befohl er alsbald den beschleunigten Anmarsch des Gros dieses Corps. Kurz nach 6 Uhr abends traf die 25. Infanteriebrigade, von Osten-Sacken, des 7. Corps in der Gegend von Colombey ein und verstärkte sofort die Gefechtslinie des Generals von der Goltz, der Rest stellte sich weiter rückwärts als Reserve auf. Dessenungeachtet behauptete sich hier das Centrum des 3. französischen Corps, die Divisionen Castagny und Metmann, mit größter Hartnäckigkeit. Ueberhaupt schlugen sich hier die Franzosen mit vieler Bravour, aber gerade durch das zähe Festhalten ihrer Stellung östlich von Metz gestatteten sie dem Gegner seine Verstärkungen heranzuziehen, bis für sie der Umschlag eintreten mußte. Jedenfalls aber verloren sie im Hinblick auf die Dispositionen des Marschalls Bazaine das Kostbarste, was sie einbüßen konnten, nämlich die Zeit.

Das Gefecht war hier zu einem stehenden geworden und gestaltete sich erst günstiger für die deutschen Waffen, als gegen 7 Uhr abends die Avantgarde der 14. Infanteriedivision des 7. Armeecorps, General von Kamecke, auf dem Schlachtfelde eintraf, bestehend aus 4 Bataillonen und 1 Batterie der 28. Infanteriebrigade, General von Woyna. Dieselbe, unter General von Kamecke's Führung, hatte ihren Marsch über Ars-Laqueux genommen und zwar gegen den rechten Flügel der französischen Stellung, den die Division Montaudon des 3. Corps etwas östlich von Borny eingenommen hatte, ihren äußersten rechten Flügel auf Grigny stützend. General von Kamecke drängte diesen Flügel auf Borny zurück, gleichzeitig ging aber das Gros der 13. und 14. Infanteriedivision zu einem allgemeinen Angriff vor und warf den Feind auf der ganzen Linie über Borny hinaus zurück bis unter die Kanonen der Forts.

Zu spät und am falschen Orte versuchte General Ladmiraull mit dem größern Theil des 4. Corps gegen 8 Uhr abends einen Vorstoß links der Straße nach Saarlouis in der Richtung auf Noisseville zu, stieß hier aber auf das Corps des Generals von Mantouffell, wurde von diesem mit seinen tambour-battant vorgehenden Reserven angegriffen und unter Erstürmung einer Reihe von Abschnitten auch auf diesem Flügel in die Festung zurückgeworfen, wobei die deutschen Truppen bis in den Bereich der neuangelegten Forts vordrangen. Bei einbrechender Dunkelheit standen beide französische Corps hinter der Linie der Forts. Selbstverständlich wurde deutscherseits das Gefecht abgebrochen.

Französische Meldungen und Schriftsteller, ja selbst eine Depesche des Kaisers aus Longeville vom Abend des Schlachttages schreiben den Franzosen am 14. Aug. den Sieg zu. Hierfür liegt, wie der Leser sich bereits selbst gesagt haben wird, auch nicht die

geringste Berechtigung vor. Auf allen Punkten des Gefechtsfeldes geworfen, räumten die Franzosen gegen  $\frac{1}{2}$  9 Uhr abends das Vorterrain und zogen sich hinter die Forts zurück, während General von Zastrow mit seinem Armeecorps und zwar Gewehr im Arm auf dem am Tage gewonnenen Terrain bivouakirte, auf dem die Franzosen einen Theil ihrer Schwerverwundeten liegen gelassen hatten. Nur die Kanonen der Forts hinderten die Generale von Manteuffel und von Zastrow, ihre errungenen Vortheile weiter auszunutzen. Es war endlich, und dies ist denn doch die Hauptsache, der strategische Zweck vollkommen erreicht worden, der auf deutscher Seite am 14. Aug. zum Angriff auf die französische Stellung im Osten von Metz bewogen hatte: nämlich den Abmarsch der Armee Bazaine's solange als möglich durch Festhalten der auf dem rechten Ufer der Mosel befindlichen französischen Truppen hinzuhalten, und dadurch wiederum der Armee des Prinzen Friedrich Karl Zeit zu verschaffen, die Rheinarmee in ihrer rechten Flanke zu umgehen und im glücklichsten Falle auf Metz zurückzuwerfen.

In der That hatte denn auch der deutsche Angriff am 14. Aug. die Dispositionen Bazaine's in der allernachtheiligsten Weise durchkreuzt, denn die beiden Corps Ladmirault und Decaen wurden rechts der Mosel bis in die Nacht festgehalten, hatten ansehnliche Verluste erlitten, trafen erst am 15. Aug. auf den Höhen von Gravelotte ein und befanden sich nicht im schlagfertigen Zustande. Marschall Bazaine verlor dadurch einen vollen Tag, ein unschätzbare Verlust in seiner überaus kritischen Situation, welcher andererseits der in beschleunigter Bewegung begriffenen Armee des Prinzen Friedrich Karl von unschätzbarem Gewinn war.

Ueber das Treffen vom 14. Aug. berichtete der Kaiser aus Longeville an demselben Tage abends 10 Uhr nach Paris: „Unsere Armee beginnt auf das linke Moselufer zurückzugehen. Morgens hatten unsere Reconoscirungspatrouillen die Anwesenheit keines feindlichen Corps gemeldet. Als aber die Hälfte der Armee über die Mosel gegangen war, griffen die Preußen uns mit beträchtlichen Streitkräften an. Sie wurden nach vierstündigem Kampfe mit großem Verluste zurückgewiesen.“

Was das „Zurückweisen“ der deutschen I. Armee anbelangt, so weiß der Leser bereits, welche Bewandtniß es damit hat; dagegen geht bei genauer Erwägung aus dieser — offenbar für die bereits schwierige Stadt Paris berechneten — Depesche hervor, daß die Franzosen an diesem Tage durch den deutschen Angriff überrascht wurden. Trotz der Meldung des Kaisers war es in der That veräümt worden, durch weitausgesendete Cavaleriepatrouillen sich im Laufe des 14. Aug. von dem Anmarsch und den Stärkeverhältnissen des Gegners genügend zu überzeugen, und so ließen sich die Franzosen in dem Augenblicke überraschen, als sie in voller Bewegung waren, durch Metz auf das linke Flußufer überzugehen. Dessenungeachtet aber hätten die französischen Corps bei nur einigermaßen geschickter Führung ohne hartnäckigen Kampf auf dem Vorterrain hinter die Linie der Forts zurückgezogen werden können, wenn deren Commandanten sich, wie es doch ihre Pflicht war, an die Befehle Bazaine's gehalten hätten. Die Fehler, die am 14. Aug. von ihnen begangen wurden, hatten eine ganze Reihe von verhängnißvollen Folgen, die sich nicht nur in den nächsten blutigen Tagen bei Metz, sondern auch über Sedan hinaus bis zur Capitulation von Metz geltend machten, somit auf den ganzen Verlauf des Krieges übertrugen.

Die Verluste des Tages waren auf beiden Seiten sehr beträchtlich; französischerseits werden dieselben auf 4000 Mann angegeben; General Decaen, Befehlshaber des 3. Armeecorps, befand sich unter den Schwerverwundeten und starb bald nachher. An seiner Stelle erhielt Marschall Lebouef das Commando dieses Corps. Auf deutscher Seite dürften die Verluste nicht geringer gewesen sein, denn die 26. Infanteriebrigade, General von der Goltz, allein hatte einen Verlust von über 1000 Mann.

2) Die Bewegungen der II. deutschen Armee vom 14. Aug. an. Recognoscirung der südlichen Straße Metz-Verdun durch die deutsche Cavalerie. Deren Wahrnehmungen bestätigten die Absicht Bazaine's, auf Verdun zurückzugehen. Entsprechende Gegenmaßregeln auf deutscher Seite.

Wir wenden uns nunmehr zur II. Armee, die wir während ihres Vormarsches auf dem Plateau von Lothringen von der Saar bis zur Mosel begleitet haben. Die 5. Cavaleriedivision, von Rheinbaben, bestehend aus der 11., 12. und 13. Cavaleriebrigade und 2 reitenden Batterien, überschritt am Tage des Treffens bei Borny die Mosel  $3\frac{1}{2}$  Meilen südlich von Metz bei Pont-à-Mousson, woselbst an diesem Tage auch Theile des 10. Armeecorps, von Voigts-Rheß, auf das linke Flußufer übergingen. General von Neborn mit der 13. Cavaleriebrigade nahm seine Marschrichtung auf Chamblay und Gorze im Süden der Hauptstraße Metz-Verdun, bis wohin bereits an demselben Tage seine Recognoscirungsabtheilungen streiften.

Etwas weiter südlich von Pont-à-Mousson, bei Dienlouard, sollte das Gardecorps und weiter südlich bei Marbache das 4. Armeecorps, von Alvensleben, die Mosel überschreiten. Das 2., 3., 9. und 12. Armeecorps dagegen sowie die 6. Cavaleriedivision, Herzog Wilhelm von Mecklenburg, blieben der allgemeinen Disposition gemäß am 14. Aug. auf dem rechten Moselufer stehen, um Metz zu beobachten und erforderlichenfalls ein etwa offensives Vorgehen der französischen Rheinarmee gegen die Flanke der nach der Mosel zu in Bewegung gesetzten deutschen Armeecorps zurückweisen zu können. Die für diesen Zweck bestimmten Truppen nahmen am 14. Aug. eine Aufstellung vom rechten Ufer der Seille bei Cheminot (eine Meile nordöstlich von Pont-à-Mousson) über Bigny, Buchy und Solgne bis Han-sur-Ried, eine Linie im Süden von Metz von drei Meilen Länge, welche durch die Straße von Pont-à-Mousson über Puttelange nach Saargemünd bezeichnet wird. Die 6. Cavaleriedivision aber war zur Beobachtung von Metz weiter nördlich von dieser Straße vorgeschoben worden. Selbstverständlich entfiel die Aufgabe der genannten vier Armeecorps nach dem siegreichen Ausgange des Kampfes bei Borny von selbst.

Wie immer, wenn sich die deutschen Heerescolonnen in Bewegung setzten, übernahm nach dem Moselübergange auch jetzt wieder die Cavalerie die Spitze, bis sie auf den Feind stieß. So stand am 15. Aug. früh morgens das Gros der Cavaleriedivision Rheinbaben nur noch zwei Meilen südlich von der Straße Metz-Verdun; die 13. Brigade dieser Division aber war westlich von Mars-la-Tour bis auf eine Meile von dieser Straße herangezogen worden und hatte bereits größere Recognoscirungen bis in die Nähe derselben unternommen. Letztere stießen hier schon auf feindliche Cavalerie, welche im Marsch auf Verdun begriffen war; gleichzeitig aber ging General von Bredow mit einem Theil der 12. Cavaleriebrigade und einer Batterie bis hart an die Straße von Mars-la-Tour vor, um sich näher von der Bewegung des Feindes zu überzeugen. Man hatte hier zahlreiche französische Cavalerie mit einigen Batterien sich gegenüber, die jedoch, statt selbst sofort zur Klärung der Situation überzugehen, sich mehr passiv verhielt. Die drei Brigaden der Cavaleriedivision Rheinbaben bezogen südlich der verduner Straße die Divuaks, sich in strengster Bereitschaft haltend.

Alle Wahrnehmungen, die man bis dahin über die Rheinarmee gemacht hatte, bestätigten, daß sie im Abzuge von Metz begriffen sei; es kam somit jetzt vor allen Dingen darauf an, mit Beschleunigung alle verfügbaren Truppenträfte über die Mosel heranzuziehen und gegen die Rückzugslinie Bazaine's vorzuschieben, um diesem den Abzug auf Verdun zu sperren. Zu diesem Zwecke erhielt zunächst die Cavaleriedivision Rheinbaben Befehl, bis an die verduner Straße vorzurücken; zur Verstärkung wurde ihr die Garde-Drägerbrigade Graf von Brandenburg II. und zwei reitende Batterien zugetheilt.

Diese Cavalerie sollte von einem Theil des zunächststehenden 10. Armeecorps unterstützt werden, dem zugleich die weitere Aufgabe zufiel, auf dem linken Moselufer in der Richtung auf Metz Recognoscirungsabtheilungen zur Deckung der rechten Flanke vorzusenden und eine beobachtende Haltung anzunehmen. Die genannte Cavaleriedivision bivouakirte in der Nacht auf den 16. Aug. dreiviertel Meilen südlich von Mars-la-Tour.

Es wurde vorher schon darauf hingewiesen, daß die siegreichen Resultate, welche die deutsche I. Armee am 14. Aug. erlangt hatte, dem Marschall Bazaine die Möglichkeit entzogen, durch einen Offensivstoß auf dem rechten Ufer der Mosel die deutsche II. Armee in ihrem Flankenmarsche nach diesem Flusse zu gefährden. Es erhielten daher auch alle die Armeecorps, denen vorher die Aufgabe geworden war, diese Bewegung nach der Mosel zu decken, Befehl, sich nun selbst in Marsch zu setzen und auf das linke Flußufer überzugehen. Das 3. Armeecorps und die 6. Cavaleriedivision sollten demgemäß eine Meile nördlich von Pont-à-Mousson bei Champy und Arry auf mehreren Pontonbrücken am 15. Aug. den Fluß überschreiten und andern Tages in aller Frühe ihren Vormarsch in der Richtung auf Mars-la-Tour antreten. Das 9. Armeecorps sollte dem 3. über Arry folgen, das 2. und 12. dagegen erhielten als Uebergangspunkt Pont-à-Mousson angewiesen.

Vom 3. Armeecorps, von Alvensleben II., ging schon am Abend des 15. Aug. und zwar bei Arry die 5. Infanteriedivision, von Stülpnagel, und die 6. Cavaleriedivision, Herzog Wilhelm von Mecklenburg, auf das linke Moselufer über; die 6. Infanteriedivision, von Buddenbrock, etwas weiter südlich bei Champy; die Corpsartillerie dagegen überschritt die stehende Brücke bei Pont-à-Mousson. Diese Divisionen bezogen in der Nacht auf den 16. Aug. am linken Moselufer Bivouaks und schoben alsbald ihre Vortruppen bis Gorze und Onville, also bis auf etwa dreiviertel Meilen südlich der genannten Straße, vor.

Wir haben bereits erwähnt, daß das 10. Armeecorps am 15. Aug. eine größere Recognoscirungsabtheilung am linken Ufer der Mosel entlang in der Richtung auf Metz vorgeschickt hatte, deren Aufgabe es war, den Gegner zu beobachten und die Uebergänge über den Fluß zu decken. Dieses Detachement unter Oberst von Lynker bestand aus zwei Bataillonen, zwei Escadrons und einer Batterie von der 37. Brigade der 19. Infanteriedivision. Der Rest dieser sowie die 38. Brigade war im Laufe des 15. Aug. mehr westlich vom 3. Armeecorps bis Thiaucourt vorgerückt und bezog daselbst die Bivouaks. Die 20. Infanteriedivision, von Kraag-Roschlau, des 10. Armeecorps und die Corpsartillerie blieben am 15. Aug. noch in Pont-à-Mousson stehen, woselbst auch Prinz Friedrich Karl an diesem Tage sein Hauptquartier nahm.

3) Die französische Rheinarmee nach dem 14. Aug. Bazaine's Anordnungen für den Rückzug hinter die Maas. Unvollkommene Ausführung dieser Anordnungen. Napoleon verläßt die Rheinarmee, begibt sich nach Châlons.

Nachdem wir bis zum Vorabend der Schlacht vom 16. Aug. den Bewegungen der Armee des Prinzen Friedrich Karl gefolgt sind, wenden wir uns nunmehr zur französischen Rheinarmee. Der Angriff der deutschen I. Armee auf die Queue der Rheinarmee am 14. Aug. hatte die Ausführung der Dispositionen des Marschalls Bazaine gewaltig alterirt. Dazu gefellte sich aber, um für ihn den Verlust an kostbarer Zeit noch größer und empfindlicher zu machen, die Schwerfälligkeit in den Bewegungen der französischen Corps, vor allem aber die mangelhaften Anordnungen, die bezüglich der möglichst frühzeitigen Fortschaffung des übermäßig großen Trains getroffen waren und noch mangelhafter ausgeführt wurden. Dadurch wurde der rechtzeitige Abmarsch der Armee gehemmt; sie klebte förmlich an Metz. Allerdings waren die engen Straßen dieser Stadt,

die Mosel auf mehreren Brücken und endlich zwei enge Festungsthore zu passiren, doch alles dies waren ja dem Generalstabe bekannte Dinge, die man von Haus aus hätte in Rechnung ziehen müssen. Daß dies unterblieb, hatte einen unschätzbaren Zeitverlust zur Folge, der dem energischen und regsamem Feinde gegenüber für die Rheinarmee verhängnisvoll werden sollte.

Um schneller hinter die Maaslinie zu gelangen, hatte Bazaine die Rückzugsbewegungen derart angeordnet, daß die beiden Hauptzüge der Straße Metz-Verdun benutzt werden konnten. Eine starke Meile westlich von Metz, und zwar bei Gravelotte, theilt sich nämlich die große Straße, welche von da über Verdun und Châlons führt und bei letzterer Stadt in die große Haupttroute von Straßburg nach Paris führt. Die nördliche Abzweigung geht von Gravelotte über Doncourt und Conflans nach Etain und vereinigt sich da mit der südlichen Straße, die von Gravelotte über Rezonville, Bionville und Mars-la-Tour hinführt. Zu diesen Dispositionen des Marschalls mochte auch der Umstand beitragen, daß er für alle Fälle sich sichern wollte gegen die Eventualität eines Angriffes der deutschen I. Armee, falls diese etwa unterhalb Metz auf das linke Ufer der Mosel übergehen würde.

An der Tête beider großen Heerescolonnen sollten die Cavaleriedivisionen den Marsch eröffnen und das Terrain aufklären. Auf der nördlichen Straße hatte somit die Cavaleriedivision Barrail sich dem nachfolgenden 3. und 4. Corps vorzubewegen, während auf der südlichen Straße über Mars-la-Tour die Cavaleriedivision Forton an die Spitze des 2. und 6. Corps gestellt wurde. Das Gardecorps stand vorerst noch zur besondern Disposition des Kaisers. Das 4. Corps sollte am 15. Aug. Doncourt, etwas über 2 $\frac{1}{2}$  Meilen westlich von Metz, erreichen; das 3. Corps dagegen bis Saint-Marcel, nur zwei Meilen westlich von Metz, vorrücken und nördlich der Straße Stellung nehmen, um einem etwaigen Angriff der deutschen I. Armee begegnen zu können.

Diese Dispositionen konnten aber im Laufe des 15. Aug. nur sehr unvollständig ausgeführt werden. Der deutsche Angriff am Tage vorher hatte sowol dem 3. als auch dem 4. französischen Corps große Zeitverluste zugefügt, die noch dadurch vermehrt wurden, daß diese in Metz ihre Munition und sonstigen Bedürfnisse für die nächsten Tage ergänzen mußten. So kam es, daß das 3. Corps erst spät am Abend des 15. bei Marcel stand; das 4. Corps aber gelangte erst am 16. nach Doncourt; der Cavaleriedivision Barrail gelang es dagegen am 15. bis in die Nähe von Conflans vorzurücken.

Bei der zweiten Marschcolonne, die sich auf der südlichen Straße über Mars-la-Tour vorbewegen sollte, ging es nicht viel besser als bei der ersten. Die Ereignisse am 14. Aug. hatten alle Marschdispositionen des Marschalls Bazaine alterirt; die Colonnen kamen nicht in der angeordneten Reihenfolge zum Abmarsch, es wurden daher Abänderungen getroffen, wodurch wiederum Zeitverlust entstand, der noch vermehrt wurde durch die unabhsehbaren Traincolonnen, welche zu spät in Bewegung gesetzt worden waren und nun zum Theil den Marsch der Truppen hemmten. Die Cavaleriedivision des Generals Forton, welche die Tête hatte, war am 15. kaum bis Bionville, also 2 $\frac{1}{2}$  Meilen von Metz, gelangt, als sie schon auf deutsche Cavalerie stieß. Es war dies ein Theil der 5. Cavaleriedivision, von Rheinbaben, die schon am Tage vorher die Mosel überschritten hatte, und zwar die 13. Cavaleriebrigade, von Nedern. General Forton scheint jedenfalls die Stärke seines Gegners überschätzt zu haben, denn anstatt sich sofort volle Gewißheit darüber zu verschaffen, welche feindliche Kräfte ihm gegenüberständen, ließ er sich bei Bionville nur in einen stundenlangen Geschützkampf ein und kam deshalb nicht vom Platze. Selbstverständlich stockte hierdurch die ganze Marschcolonne, deren 2. Corps, Troffard, am 15. bis Mars-la-Tour, das 6. Corps, Canrobert, aber bis Rezonville vorrückte, das Gardecorps, Bourbaki, endlich die Arrièregarde bilden sollte. Erst in der

Nacht erreichten die vorerwähnten französischen Corps ihre Stellungen. Der Kaiser, der die Nacht auf den 16. Aug. inmitten seiner Garden zubrachte, eilte am andern Morgen unter starker Cavaleriebedeckung nach Verdun, die nördliche Straße über Conflans wählend, da er die südliche und zwar mit vollem Rechte für bereits gefährdet erachtete.

Bevor der Kaiser die Umgebung von Metz verließ, telegraphirte er nach Paris: „Alles ist zu einer großen Schlacht vorbereitet, und zwar so, daß ich zunächst für einen Sieg, der vielleicht entscheidend sein wird, garantiren kann.“ Wohl mochte der Kaiser, dem um diese Zeit die militärische Lage der Dinge bei Metz nur zum kleinsten Theile bekannt sein konnte, noch mit Vertrauen auf die Rheinarmee und ihren Feldherrn hinblicken; war doch dieselbe sowol in numerischer als qualitativer Beziehung noch immer eine solche, die noch keineswegs am Siege zu zweifeln brauchte. Freilich fielen die beiden Schlachttage am 16. und 18. Aug., ungeachtet der überaus tapfern Haltung der Rheinarmee, anders aus, als der Kaiser gehofft hatte.

Wie wenig man übrigens um diese Zeit die wahre Lage bei Metz in Paris kannte, dafür spricht folgende Mittheilung des Marschalls Palikao am 16. im Gesetzgebenden Körper. „Die Preußen“, sagte derselbe, „haben darauf verzichtet, die Rückzugslinie unserer Armee zu durchbrechen und die Vereinigung unserer Armeen zu verhindern. Telegramme der Gensdarmarie, die aber nicht officiell sind, melden, daß die Preußen sich auf Commercy zurückziehen. Hieraus folgt, daß sie einen Schec erlitten haben müssen. Die neue Armee, deren Oberbefehl ebenfalls dem Marschall Bazaine, dem alleinigen General-en-Chef, anvertraut wurde, ist jetzt bereit, die Rheinarmee zu unterstützen.“

Wenige Tage später lernte der Gesetzgebende Körper und die französische Hauptstadt den Werth derartiger Mittheilungen nur allzu schmerzlich kennen. Thiers dagegen scheint die Lage der Dinge richtiger geahnt und erfaßt zu haben, denn ihm schwebte bereits die Wahrscheinlichkeit einer Belagerung von Paris vor Augen, weshalb er um dieselbe Zeit im Gesetzgebenden Körper der Hoffnung Ausdruck gab: daß Paris eventuell dem Feinde einen unbesiegblichen Widerstand entgegensetzen werde. Hierzu sei es nothwendig, die Umgegend völlig zu veröden und in Paris einen Ueberfluß von Lebensmitteln anzuhäufen, indem man den Landbewohnern gestatte, sich mit den Ertragnissen von Grund und Boden in die Hauptstadt zu flüchten. Der Minister des Innern erwiderte hierauf, daß er die auf die Verproviantirung bezüglichen Fragen in die ernsteste Erwägung genommen habe und daß die Regierung in der Lage sei, für die Verproviantirung Gewähr zu leisten, namentlich durch das von Thiers vorgeschlagene Mittel. Wenige Wochen später sah die französische Hauptstadt den siegreichen Gegner vor ihren Wällen, deren unüberwindliche Widerstandsfähigkeit Thiers vor 30 Jahren im Gesetzgebenden Körper hervorhob, als er der Befestigung von Paris mit dem ganzen Aufwande seines oratorischen Talents das Wort rebete.

4) Der 16. Aug. vom Prinzen Friedrich Karl ursprünglich nur für eine größere Recognition des Gegners im Westen von Metz bestimmt. Die Schlacht bei Mars-la-Tour (Bionville). General von Alvensleben und das 3. Armeecorps. Die am Kampfe theilnehmenden deutschen Truppen. Die französische und die deutsche Gefechtsstellung gegen Mittag. Zähle Ausdauer der deutschen Infanterie. Das heroische Eingreifen der deutschen Cavalerie in die Schlacht. Die bedrängte Lage der Division Bubdenbrod gegen 3 Uhr nachmittags und das abermalige Eingreifen der deutschen Cavalerie. Das Eintreffen der deutschen Verstärkungen auf dem Schlachtfelde. Die beiderseitige Gefechtsstellung zwischen 4 und 5 Uhr nachmittags. Mistlungener Angriff der Brigade Wedell. Wiederholte Attaken der deutschen Cavalerie. Ankunft weiterer deutscher Verstärkungen gegen Abend. Die beiderseitigen Verluste.

Aus den früher mitgetheilten Dispositionen dürfte schon zur Genüge hervorgehen, daß man am 15. Aug. im Hauptquartier des Prinzen Friedrich Karl kaum darauf rechnete,

andern Tags schon eine Schlacht schlagen zu können. Dazu waren die im Laufe des Nachmittags am 15. Aug. auf das linke Ufer der Mosel übergegangenen Corps der II. Armee noch zu weit entfernt von der von Metz über Mars-la-Tour nach Verdun führenden Straße, sodaß z. B. bis dahin einzelne Truppentheile noch vier bis fünf Meilen zurückzulegen hatten. In der That hatte man denn auch den 16. Aug. für eine Recognition im großen Maßstabe bestimmt, wozu die zunächst zur Verfügung stehenden Corps von Alvensleben II. und von Voigts-Rheze sowie die 5. und 6. Cavaleriedivision verwendet werden konnten. Selbstverständlich mußte es hierbei versucht werden, den in Bewegung befindlichen Gegner nach aller Möglichkeit aufzuhalten, um hierdurch Zeit zu gewinnen für das Heranziehen größerer Truppenträfte links der Mosel gegen die letztgenannte Straße. Die mangelhaften Marschdispositionen und deren über alle maßen langsame Ausführung auf seiten der französischen Rheinarmee, vor allem aber die Energie der deutschen Corpsführer und die überlegene Marschfähigkeit der deutschen Infanterie — welche in diesem Kriege so oft ausschlaggebend hervortrat — gestatteten jedoch, schon am 16. Aug. einen Erfolg zu erkämpfen, der über das Geschick der Rheinarmee entscheiden sollte.

Dieser überlegenen Marschfähigkeit und Ausdauer ist es zu danken, daß die Franzosen bereits am 16. Aug., wo Bazaine den Marsch nach Verdun wieder aufnahm, sich durch das deutsche 3. Armeecorps mit der 5. und 6. Cavaleriedivision unter General von Alvensleben II. von dem Plateau von Gorze her in ihrer Flanke mit so großem Ungestüm angegriffen sahen, daß die Marschbewegung auf Verdun sistirt werden und die Rheinarmee Stellung zum Gefecht nehmen mußte. Bazaine führte alle seine Corps, selbst die Garden ins Gefecht, aber trotz der größten Uebermacht gelang es ihm nicht, die durch herankommende Theile des 10., 9. und 8. Corps und durch die Garde-Dragonerbrigade unterstützten deutschen Truppen zurückzudrängen und sich die eingeschlagene Straße freizumachen. Am Abend des 16. Aug. war Bazaine die directe Straße nach Verdun verlegt, es blieb ihm nur noch der Umweg über Etain im Norden, außerdem waren die Franzosen in dem Maße erschöpft, daß sie erst nach 24 Stunden den Marsch fortsetzen konnten. Wir wenden uns jetzt den Ereignissen vom 16. Aug. selbst zu.

Alle vom 15. auf den 16. Aug. im Hauptquartier der II. Armee einlaufenden Meldungen bekräftigten den beabsichtigten Abzug der französischen Rheinarmee nach der Maas, weshalb entsprechende Befehle gegeben wurden, denselben durch einen beschleunigten Angriff zu hemmen. In erster Linie konnten zu diesem Zwecke zunächst nur das 3. und 10. Armeecorps sowie die 5. und 6. Cavaleriedivision gegen die südliche Rückzugsstraße Bazaine's vorgeschoben werden, und selbst deren Truppentheile trafen zu verschiedener Zeit auf dem Gefechtsfelde ein, während die entfernter stehenden Abtheilungen des 8. und 9. Corps erst gegen Abend in der Gefechtslinie anlangten und zwar nach vorausgegangenen sehr anstrengenden Märschen in größter Hitze, wogegen umgekehrt die Franzosen mit ausgeruhten Truppen den Kampf aufnehmen konnten.

Es wurde bereits erwähnt, daß die 5. und 6. Infanteriedivision sowie die Corpsartillerie am 15. abends auf den Brücken von Novéant, Champy und Pont-à-Mousson auf das linke Ufer der Mosel übergegangen waren. Die Avantgarde dieser beiden Divisionen des 3. Armeecorps war am 16. Aug. bei Tagesgrauen bis Onville auf dem Plateau von Gorze, also eine starke Meile südlich von Bionville vorgerückt; hinter ihr vollzog sich an demselben Morgen der Anmarsch der genannten Divisionen, und zwar hatte sich die 6. Infanteriedivision, von Buddenbrock, gegen 5 Uhr früh in der Richtung auf Bionville in Marsch gesetzt. Von der Avantgarde nach der südlichen Straße von Metz nach Verdun vorgeschickte Patrouillen brachten die Meldung zurück, daß die französischen Vorposten von Rezonville über Bionville theils längs der genannten Straße,

theils über dieselbe hinaus bis Tronville aufgestellt seien; weit ausgedehnte Zeltlager, welche dahinter sichtbar waren, rechtfertigten die Annahme, daß Marschall Bazaine hier bereits ansehnliche Truppenkräfte vereinigt habe und daß er im Begriff stehe, die Mosellinie zu verlassen.

Hatte man deutscherseits vorher die Besorgniß gehegt, daß die französische Rheinarmee schon in voller Bewegung auf Verdun sein und vielleicht schon einen Vorprung gewonnen haben könne, so bestimmten jene Wahrnehmungen den General von Alvensleben alsbald, dem Gegner den Rückzug zu verlegen, um ihn bis zum Herankommen größerer Truppenkräfte vor Metz festzuhalten. Die 6. Infanteriedivision, von Buddenbrock, welche dem Feinde am nächsten stand, wurde daher befehligt, ihr Vorrücken bis auf das Plateau von Gorze fortzusetzen, daselbst aber das Eintreffen der 6. Cavaleriedivision, Wilhelm von Mecklenburg, abzuwarten. Letztere hatte nämlich am 16. morgens  $\frac{1}{2}$  6 Uhr die Mosel bei Novéant passirt und hatte Befehl erhalten, sich über Gorze in der Richtung auf Bionville vorzubewegen; ihr folgte die 5. Infanteriedivision, von Stülpnagel, in derselben Richtung nach. Da einer weitern Meldung zufolge die Franzosen bei Bionville in der Richtung gegen Norden und Westen abzumarschiren schienen, befahl General von Alvensleben der Division Buddenbrock, auf Mars-la-Tour und Jarny zu marschiren, um den Gegner den Rückzug zu verlegen.

Gegen 9 Uhr morgens erreichte die 6. Cavaleriedivision mehr östlich von der Division Buddenbrock die zwischen Flavigny und Gorze gelegenen Höhen, von denen aus man einen Theil der von Metz über Bionville nach Verdun führenden Straße übersehen konnte. Die auf diesen Höhen aufgestellten französischen Reiterposten wurden sofort zurückerworfen und starke Recognoscirungspatrouillen bis an die vorerwähnte Straße vorgesendet, welche die frühere Meldung, daß Bionville und Rezonville vom Feinde besetzt, weiter nördlich aber ausgedehnte Zeltlager sichtbar seien, bestätigten.

Die 5. Cavaleriedivision, von Rheinbaben, hatte in der Nacht zum 16. Aug. bei Konville, eine Meile südlich von Mars-la-Tour, gelagert; sie brach in der Frühe des Morgens in der Richtung nach Mars-la-Tour und dem nahebei gelegenen Tronville auf, wo sie gegen  $\frac{1}{2}$  10 Uhr morgens eintraf und somit um diese Zeit den äußersten linken Flügel der deutschen Truppenstellung bildete. General von Rheinbaben, von der Absicht des Generals von Alvensleben, dem Gegner den Rückzug auf Verdun zu verlegen, in Kenntniß gesetzt, benachrichtigte denselben sofort, daß er dessen Angriff auf Bionville von Westen her unterstützen und daß er dem von Thiaucourt nach Saint-Pi-laire (nahe an  $1\frac{1}{4}$  Meilen westlich von Mars-la-Tour gelegen) um diese Zeit noch im Marsch begriffenen Gros des 10. Armeecorps, von Voigts-Rheg, Meldung von der Stellung des Feindes erstatten werde. Der 5. Cavaleriedivision, oder richtiger gesagt den reitenden Batterien derselben, war es beschieden, gegen  $\frac{1}{2}$  10 Uhr morgens die Schlacht zu eröffnen. Bevor wir jedoch den Verlauf derselben zu schildern versuchen, haben wir noch den Bewegungen des 10. Armeecorps zu folgen.

Dieses Corps hatte am 15. Aug. abends mit der 19. Infanteriedivision, von Schwarzkoppen, und der beigegebenen Garde-Drägerbrigade Thiaucourt,  $2\frac{1}{2}$  Meilen südlich von Mars-la-Tour, erreicht und von da aus die 5. Cavaleriedivision nach Konville vorgeschoben. Die 19. Infanteriedivision hatte aber, wie der Leser weiß, am 15. Aug. ein Detachement von zwei Bataillonen, zwei Escadrons und eine Batterie von der 37. Infanteriebrigade am linken Ufer der Mosel in der Richtung auf Metz vorgesendet; der Rest dieser Brigade aber, nämlich vier Bataillone, zwei Escadrons und eine Batterie, erhielt Befehl, auf Chamblay, eine Meile südlich von Mars-la-Tour zu marschiren, um die Cavaleriedivision Rheinbaben zu unterstützen und die Verbindung mit dem Armeecorps Alvensleben zu erhalten. Oberst Lehmann war mit diesem Detachement kurz vor 5 Uhr morgens von Thiaucourt

aufgebrochen. Während des Marsches drang der Kanonendonner von der Cavaleriedivision Rheinbaben zu der 37. Brigade herüber, weshalb Oberst Lehmann sich derselben über Tronville sofort zuwendete und zur Verfügung des Commandanten des 3. Armeecorps, von Alvensleben, stellte, gegen  $\frac{1}{2}$  12 Uhr vormittags. Etwas später setzte sich von letztem Orte auch General von Schwarzkoppen mit dem Rest der 19. Division, nämlich der 38. Infanteriebrigade, General von Webell II., und zwei Batterien gegen Saint-Hilaire in Bewegung, gefolgt von der Garde-Drägerbrigade. General von Schwarzkoppen hatte somit die am weitesten nach Westen ausgreifende Bewegung zu vollziehen. Erst gegen Mittag traf er bei Saint-Hilaire ein, erhielt daselbst den Befehl, auf das Schlachtfeld zu marschiren, und erreichte gegen 3 Uhr den Abschnitt zwischen Sponville und Burieux, südlich von Mars-la-Tour.

Die 20. Infanteriedivision, von Kraatz-Koschlaw, und die Reserveartillerie des 10. Armeecorps brachen am 16. um  $\frac{1}{2}$  5 Uhr morgens von Pont-à-Mousson auf, um über Thiaucourt der 19. Division zu folgen. Der von Norden herüberhallende Kanonendonner bestimmte jedoch den General, sich nordwärts über Chamblay nach Tronville zu wenden, woselbst die Reserveartillerie um  $\frac{1}{2}$  4 Uhr, die Division aber eine halbe Stunde später eintraf.

Zur bessern Uebersicht der am 16. Aug. am Kampfe theilnehmenden deutschen Truppen erwähnen wir hier alsbald noch der Theile des 8. und 9. Armeecorps, welche während der Schlacht herangezogen wurden und sich an derselben, wenn auch erst später, noch betheiligen konnten. Die 16. Infanteriedivision, von Barnekow, des 8. Armeecorps war gegen Mittag in Arry am rechten Ufer der Mosel eingetroffen, machte hier, wo sie die Nacht auf den 17. Aug. lagern sollte, nur eine kurze Marschrast und überschritt dann, wol dem Schalle der Kanonen folgend, die Mosel bei Novéant, sich auf Gorze dirigirend, woselbst ihre Vortruppen gegen  $\frac{1}{2}$  4 Uhr anlangten. Prinz Friedrich Karl, welcher gegen Mittag die ersten ausführlichen Meldungen von dem Gefechtszuge beim 3. Armeecorps erhalten hatte und sich dann, wie wir später sehen werden, selbst auf das Gefechtsfeld begab, erteilte dem Commandanten des 9. Armeecorps, General von Manstein, den Befehl, das 3. Armeecorps nach Möglichkeit zu unterstützen. Der General entsendete demgemäß von der 25. großherzoglich heffischen Infanteriedivision die 49. Brigade, ein Reiterregiment und drei Batterien ebenfalls nach Gorze, wo ihre Vortruppen erst gegen  $\frac{1}{2}$  6 Uhr abends eintrafen.

Wir haben der bessern Uebersicht halber vorher die Truppentheile angeführt, welche im Laufe des 16. Aug. an dem Kampfe theilnahmen; die angegebenen Marschrichtungen und die Zeitpunkte, wann sie in die Gefechtslinie einrückten, werden dem Leser das Verständniß des blutigen Kampfes selbst, dem wir uns wieder zuzuwenden haben, sehr erleichtern.

Wir verließen die Cavaleriedivision Rheinbaben westwärts von Tronville und Burieux, wo selbe gegen  $9\frac{1}{4}$  Uhr eintraf und die Meldung erhielt, daß das 3. Armeecorps zum Angriff schreiten werde. Alsbald setzte General von Rheinbaben seine gesammte Cavalerie und Artillerie von Burieux auf Tronville in Marsch, seine nächste Aufgabe darin erkennend, den Feind zu recognosciren, ihn zur Entfaltung seiner Kräfte zu nöthigen und im günstigsten Falle durch das Zurückwerfen der feindlichen Cavalerie das Heranrücken der eigenen Infanterie aus den Ravins am nördlichen Fuße des Plateau von Gorze zu erleichtern. Hinter Bionville sah man den Feind sich gegenüber. Bei solcher Lage kam es darauf an, den Moment zu benutzen und durch raschen Anmarsch zu überraschen. Major Körber mit den vier reitenden Batterien der Division Rheinbaben eilte der Cavalerie voraus und rückte bis westlich von Bionville vor, hier alsbald das Feuer eröff-

nend. Man hatte hier die Cavaleriedivision Forton sich gegenüber und sah sich mit deren Artillerie engagirt, doch wurden die westlich von Bionville postirten Batterien des Feindes zum Abfahren genöthigt. Dieses Vorgehen der Division Rheinbaben und zwar zunächst der 13. Cavaleriebrigade von Kebern überraschte die im Süden der Straße von Metz über Mars-la-Tour zur Sicherung der auf dieser vorgehenden Marschcolonne postirte Cavaleriedivision Forton in um so höherm Maße, als die Granaten der vorausgeeilten deutschen Batterien im ersten Augenblicke mitten in deren Lagerräume schlugen. Die hierdurch hervorgerufene Verwirrung mag die Veranlassung gewesen sein, daß die Cavaleriedivisionen Forton und Balabrégue (früher Lichtlin), trotz ihrer numerischen Ueberlegenheit, sich eiligst hinter die Linie des 2. Corps, d. h. bis hinter Rezonville zurückzogen. Wie mangelhaft der Kundschäfts- und Sicherheitsdienst bei den Franzosen geschah, dafür spricht aufs neue dieser Fall, denn während die Division Forton den Abmarsch auf der südlichen Straße nach Verdun decken soll, läßt sie sich selbst überraschen und zwar derart, daß ihr plötzliches Erscheinen rückwärts im Verein mit dem zunehmenden Geschüßfeuer das 2. französische Corps, Frossard, alarmirte.

General Frossard beeilte sich, sofort die für diesen Fall vorherbestimmte Gefechtsstellung einzunehmen. Auf den dem Plateau von Gorze nördlich vorgelegenen Höhen im Süden des Straßenzugs von Metz über Bionville nach Verdun und etwas weiter östlich von Flavigny ließ Frossard das 2. Corps sich zum Gefecht entwickeln, und zwar nahm die Division Bataille mit ihrem rechten Flügel zunächst Stellung auf der genannten Straße; an sie reihte sich weiter südlich die Division Vergé; die Division Laveaucoupet war, wie früher schon erwähnt, als Besatzung in Metz geblieben, dagegen wurde die dem Corps Frossard zugetheilte Division Lapasset in hakenförmig zurückgebogener Stellung weiter südlich von der Division Vergé postirt, um sowol die Lisière der Wälder von Dgnons und Saint-Arnauld als auch die von Gorze kommenden Wege zu beherrschen.

Auch das französische 6. Corps, Marschall Canrobert, war von dem plötzlichen Erscheinen der Cavaleriedivision Rheinbaben und ihrer keck vordringenden Artillerie alarmirt worden und rangirte sich sofort zum Gefecht, indem der Marschall sein Corps nördlich und in der Verlängerung des Corps Frossard zwischen den beiden Straßenzügen Metz-Verdun derart aufmarschiren ließ, daß sein linker Flügel, die Division Lafond de Villiers, vorwärts Rezonville sich an die Division Bataille anlehnte, sein rechter Flügel aber, die Division Tixier, bis nach Saint-Marcel reichte. Zwischen diesen beiden Divisionen wurde das 9. Linienregiment von der nach Châlons abgedrängten Division Bignon aufgestellt. Die Division Levassor-Dorval endlich nahm hinter dem linken Flügel des 6. Corps mit der Front nach Süden eine ganz gleiche Hakenstellung ein, wie wir dies schon bei der dem 2. französischen Corps zugetheilten Brigade Lapasset gesehen haben; offenbar wollte man hierdurch einem Debouchiren des Gegners aus den Wäldern von Saint-Arnauld und Dgnons und einem Angriffe auf den eigenen linken Flügel vorbeugen.

Die linke Flügelcolonne der französischen Armee nahm somit gegen 10 Uhr morgens eine fast nach Westen gerichtete Front ein, deren äußerster linker Flügel sich nach Südenkehrte. Ein ungünstigeres Frontalverhältniß kann für diese Armee gar nicht gedacht werden; beide Gegner nämlich hatten an diesem Tage ihre Front gewechselt, d. h. sie schlugen sich mit umgekehrter Front, indem die deutsche II. Armee sich zwischen den Marschall Bazaine und sein Rückzugsobject Verdun schob. Die Folgen einer verlorenen Schlacht mußten daher für den Geschlagenen geradezu von der ungeheuersten Tragweite sein. Man war sich dessen deutscherseits vollkommen bewußt, aber man schätzte auch im voraus diese Tragweite in allen ihren Konsequenzen richtig ab, wollte und konnte die

Lage, wie sie nun einmal war, nicht ungenutzt vorübergehen lassen, und setzte, der bewiesenen Ueberlegenheit der eigenen Truppen vertrauend, an diesem und den folgenden Tagen alle Kräfte ein, um die Rheinarmee nach Metz hinainzuworfen und da von jeder Verbindung nach außen abzuschneiden. Das Gelingen enthielt ja die erhöhte Bürgschaft für den fernern glücklichen und beschleunigten Verlauf des Krieges.

Längs des nördlichen Straßenzugs Metz-Verdun standen das 3. und 4. Corps; ersteres, oder das Corps Leboeuf, erhielt Befehl, über Saint-Marcel westwärts vorzurücken, um nach Erforderniß nach Süden einschwenken und das 6. Corps unterstützen zu können; das 4. Corps, Ladmirault, dagegen nahm etwas nördlich von dem genannten Straßenzuge den äußersten rechten Flügel der französischen Stellung ein und hatte Doncourt vor der Front. Als gemeinsame Reserve stand die Garde bei Gravelotte, um je nach dem Gange des Gefechtes in dasselbe eingreifen zu können.

Wir haben die 5. Cavaleriedivision, Rheinbaben, westlich von Bionville gesehen, woselbst ihre vier reitenden Batterien den Kampf eröffneten. Während die letztern nach und nach eine überlegene feindliche Artillerie sich gegenüberfanden, befand sich die Cavalerie ohne jede Unterstützung der eigenen noch im Anmarsch begriffenen Infanterie. Um diesen Anmarsch zu erleichtern und auch die Infanterie des 3. Armeecorps, Alvensleben, unterstützen zu können, theilte sich die Cavalerie der Division Rheinbaben so, daß die Brigade Kobern bei der 5. Infanteriedivision, die Brigade Bredow aber bei der 6. Infanteriedivision den Angriff derselben unterstützen sollte; die Brigade Barby dagegen erhielt Befehl, nach Mars-la-Tour hin den äußersten linken Flügel zu decken und hier den Gegner zu beobachten. Die vier reitenden Batterien blieben bis auf weiteres in ihrer Position, Bionville gegenüber.

Gegen 10 Uhr erschien die Tête der 5. Infanteriedivision — welche letztere das Plateau von Gorze überschritten hatte und auf der Straße nach Bionville ihren Marsch fortsetzen wollte — im Westen des Gehölzes von Bionville und südlich von Flavigny. Ungeachtet die deutschen Truppen in Folge des anstrengenden Marsches ermüdet waren, harrten doch jetzt erst ihrer die größten Anforderungen, denn für General von Stülpnagel kam es vor allem darauf an, auf den soeben erstiegenen Höhen mit der Tête möglichst schnell Terrain zu gewinnen, um den nachfolgenden Truppen Raum zur Entwicklung zu verschaffen, denn der nun betretene Terrainabschnitt, der von dem Plateau von Gorze durch ein tiefes Ravin getrennt wird, mußte fortan um jeden Preis behauptet werden. Doch auch auf französischer Seite erkannte man die ganze Wichtigkeit des Moments und bot alles auf, den Gegner zurückzuwerfen. Zunächst entsendete die Division Bergé westlich von dem Gehölz von Bionville mehrere Batterien, denen sofort zahlreiche Bataillone dieser Division und der Brigade Lapasset auf dem Fuße nachfolgten, um den weitem Aufmarsch der Division Stülpnagel zu verhindern. Der Augenblick war äußerst kritisch für die successive in den Kampf kommenden deutschen Bataillone, wobei es sogar zum Bajonettkampfe kam. Von der hohen Wichtigkeit ihrer Aufgabe durchdrungen, standen diese braven Bataillone (Brandenburger) unerschütterlich fest, gewannen sogar nordwärts Terrain nach Rezonville zu. General Frossard, dessen Corps dem Gefechtsfelde im Westen des Gehölzes von Bionville am nächsten stand, hatte hier ebenso wenig Glück und Verständnis des Moments als bei Speichern dem kühnen und gewagten Angriff des Generals von Ramecke gegenüber; sonst hätte es der Division Stülpnagel wol nicht gelingen können, sich in ihrer sehr exponirten Lage der feindlichen Uebermacht gegenüber zu halten. Weidemale verstand man französischerseits nicht einen unschätzbar wichtigen Moment auszunützen.

Die Halbheit der feindlichen Maßregeln ermöglichte es dem General von Stülpnagel, sich auf den Höhen südlich von Rezonville festzusetzen. Während des ebenerwähnten

Unsere Zeit. Neue Folge. VIII. 1.

Kampfes der 5. Infanteriedivision ging General von Buddenbrock mit der 6. Infanteriedivision, die im Marsche auf Mars-la-Tour begriffen war, in Folge erhaltenen Befehls gegen die Höhen von Flavigny vor, nahm dieselben ungeachtet des heftigsten feindlichen Feuers und schritt dann zum Angriff gegen die weiter östlich gelegenen Orte Flavigny und Bionville, die im ersten Anlauf genommen wurden. Die mittlerweile mit aller Beschleunigung auf dem Wege von Gorze nach Bionville vorgezogene Corpsartillerie des 3. Armeecorps fuhr weiter östlich von Flavigny zwischen der 5. und 6. Infanteriedivision auf. Sowol diese Artillerie als die früher erwähnten vier reitenden Batterien der Cavaleriedivision Rheinbaben machten ebenso große als erfolgreiche Anstrengungen, um den deutschen Angriff im Süden und längs der Straße über Bionville nach Rezonville hinaus zu stützen und Offensivbewegungen des Gegners abweisen zu helfen. Unterstützt von diesem gewaltigen Artilleriefener und durch das glückliche Vorgehen der Division Buddenbrock von Westen her mehr Spielraum erlangend, gelang es der Division Stülpnagel um 11 Uhr, gegen Norden nach Rezonville zu die Mitte des Corps Frossard zurückzudrängen, dadurch mehr Terrain zu gewinnen und insbesondere die als Stützpunkte wichtigen Gehölze von Bionville und Saint-Arnauld zu nehmen.

Für die Truppen des 3. Corps, von Alvensleben, mußte jetzt ein Stillstand im Vordringen eintreten, da eigene Infanterieverstärkungen noch nicht eingetroffen waren, während der Gegner mit jedem Augenblicke über größere Truppenkräfte gebot und sie der Division Stülpnagel entgegenwarf. Doch diese, von der ganzen Wichtigkeit ihrer Aufgabe durchdrungen, behauptete sich in den von ihr besetzten Wäldern und wies mit der äußersten Anstrengung alle dahin gerichteten Offensivstöße der Franzosen ab. Auch die Division Buddenbrock befand sich überlegenen Streitkräften, der französischen Division Bataille und Truppentheilen des 6. Corps gegenüber und mußte die größten Anstrengungen machen, um die Orte Flavigny und Bionville zu behaupten. Hätte Marschall Bazaine bei Beginn des Kampfes das Corps des Marschalls Camrobert, dessen Frontstellung in fast westlicher Richtung durch nichts gerechtfertigt erscheint, seinen rechten Flügel (die Division Tixier), eine Linkschwengung nach dem südlichen Straßenzuge Metz-Verdun vornehmen und gleichzeitig das 3. Corps, Leboucq, über Saint-Marcel südwärts vorgeschoben, die Division Buddenbrock wäre dann außer Stand gewesen, ihre Position zu behaupten, denn ihr linker Flügel wäre alsdann in der bedrohlichsten Weise flankirt worden; ihr Rückzug würde aber auch den der Division Stülpnagel zur Folge gehabt haben. Statt dessen sehen wir bei den Franzosen jene verhängnisvolle Langsamkeit der Bewegungen und Entschlüsse, wie sie sich schon seit dem 14. Aug. so auffallend bemerklich machen. Deutscherseits stand zur Beobachtung und zur Deckung des äußersten linken Flügels nur ein Theil der Cavaleriedivision Rheinbaben und vier reitende Batterien zu beiden Seiten der Straße Metz-Verdun zwischen Bionville und Mars-la-Tour; die zahlreiche französische Cavalerie aber befand sich um die Zeit, wo sich ihr die reichlichste Gelegenheit geboten hätte, entscheidende Thaten zu vollbringen, hinter den Infanterielinien. So war namentlich die Cavaleriedivision Forton, überrascht von der reitenden Artillerie der deutschen Cavaleriedivision Rheinbaben, sofort zurückgegangen, verfolgt von der Cavaleriebrigade von Kebern, bis diese selbst in den Bereich der feindlichen Infanterie kam.

Gegen 11 $\frac{1}{2}$  Uhr traf die erste Verstärkung in der deutschen Gefechtslinie ein, nämlich die 37. Infanteriebrigade des Obersten Lehmann vom 10. Armeecorps in der von uns schon früher erwähnten durch Detachirung nur geringen Stärke. Dieselbe hatte ihre Direction nach Tronville, also nach dem am meisten bedrohten linken Flügel der deutschen Stellung genommen und kam links rückwärts der Division Buddenbrock zu stehen. Die andern Theile des 10. Armeecorps, nämlich der Rest der 19. und die 20. Infanteriedivision, waren um diese Zeit noch auf dem Marsche nach dem äußersten linken Flügel;

ebenso die beigegebene Garde-Drägerbrigade und die Corpsartillerie; der von Norden her immer stärker herüberschallende Kanonendonner bestimmte den General von Voigts-Rheg, den Marsch seiner Colonnen nach Möglichkeit zu beschleunigen, denn nur zu wohl mußte man sich sagen, welchen harten Stand das 3. deutsche Corps haben werde.

In der That war das letztere in Folge der stets zunehmenden Uebermacht, welche ihm gegenüberstand, auf die züchteste Defensivse angewiesen und mußte seine Kräfte auf das äußerste anspannen, um sich bis zum Herankommen weiterer Verstärkungen auf dem eingenommenen Terrain zu behaupten. Es war Mittag geworden, und ungeachtet aller Offenstöße des Gegners hatte die 5. Infanteriedivision Stülpnagel die von ihr besetzten Wälder südlich von Rezonville nicht aufgegeben. Die Corpsartillerie des 3. Armeecorps hält noch immer ihre Stellung auf den Höhen südlich von Flavigny, das von Truppen der Division Buddenbrock besetzt ist; hinter ihr steht die 6. Cavaleriedivision, Herzog Wilhelm von Mecklenburg; in deren Verlängerung nach Norden behauptet die Division Buddenbrock den Abschnitt Flavigny-Bionville und hat ihre Artillerie auf dem linken Flügel aufgestellt, hinter sich die Cavaleriebrigade Nedern. Auf dem äußersten linken Flügel nordwestlich von Bionville sah sich die 37. Infanteriebrigade, Lehmann, unterstützt von der reitenden Artillerie des 10. Corps und der eigenen Brigadebatterie, aufs festigste mit dem Feinde engagirt, der hier gegen diesen Flügel allmählich größere Kräfte in Bewegung setzte und sich namentlich an Artillerie überlegen zeigte. Nördlich von der letztgenannten Brigade endlich hatte die 11. Cavaleriebrigade, Barby, von der Division Rheinbaben, Stellung genommen, um das Terrain nach dem nördlichen Straßenzuge Metz-Verdun zu beobachten und die äußerste linke Flanke zu decken.

Die Division Stülpnagel oder der deutsche rechte Flügel hatte sich gegenüber die Division Vergé des 2. Corps, Frossard, sowie die demselben zugetheilte Brigade Lapasset und die Division Lebassor des 6. Corps, Canrobert, deren abwechselnde Offenstöße darauf berechnet waren, die Division Stülpnagel aus den Wäldern von Saint-Arnauld und Bionville zurückzuwerfen und über das Ravin von Gorze zu drängen, hier aber auf den nachhaltigsten Widerstand stießen, sodaß Marschall Bazaine, der sich überall auf dem Schlachtfelde zeigte, schon gegen Mittag Theile der Garde von Gravelotte aus gegen den deutschen rechten Flügel in Bewegung setzte, somit bereits seine Hauptreserve vorzog. Es spricht dies mehr als alles andere für den heldenmüthigen, ja geradezu aufopfernden Widerstand der verhältnißmäßig so schwachen deutschen Truppenkräfte, welche bis dahin ins Gefecht gekommen waren. Die Division Buddenbrock aber, oder das Centrum der deutschen Stellung, hatte sich gegenüber die rechte Flügeldivision des Corps Frossard unter General Bataille und die Division Lafond, oder den linken Flügel des Corps Canrobert, welches letztere seine Linksschwenkung mehr und mehr vollzog, um eine der Straße von Metz über Bionville mehr parallele, also nach Süden gerichtete Front einzunehmen. Vergeblich mühten sich diese Truppentheile ab, das verlorene Dorf Bionville wiederzuerobern. Gegen die Brigade Lehmann endlich und die Cavaleriebrigade Barby waren Theile des französischen 6. Corps und eine überlegene Artillerie in Action.

Alle Waffen hatten bereits erhebliche Verluste erlitten, ganz besonders aber die deutsche Infanterie, welche bis dahin mit der Artillerie das Gefecht fast ausschließlich geführt hatte; aber auch die Franzosen hatten bei ihren häufigen Offenstößen große Opfer zu beklagen, ohne sich bis dahin eines Erfolges rühmen zu können. Da man deutscherseits sich auf die Defensivse angewiesen sah, so erklärt es sich ganz von selbst, daß jedem abgewiesenen Vorstoß des Gegners größere Pausen folgten, in welchen dann ein furchtbarer Artilleriekampf auf beiden Seiten fortwüthete. Obgleich in der Minderzahl, zeigte sich hier die deutsche Artillerie in glänzender Weise überlegen und zwar sowohl in der Kühnheit und Schnelligkeit ihrer Bewegungen als auch in der Wahl ihrer Positionen, vor

allem aber in der Präcision ihres Feuers, das sich auf die gründlichere Ausbildung der Mannschaft und die unbestreitbare Ueberlegenheit des Materials basirte. Oft sahen sich deshalb die französischen Batterien nach kurzem Kampfe genöthigt, aufzuprozen und abzufahren. \*) Man wird behaupten dürfen, daß nächst der Zähigkeit der deutschen Infanterie die aufopfernde Thätigkeit der deutschen Artillerie es überhaupt ermöglichte, sich in den eingenommenen Positionen so unerschütterlich und glücklich zu behaupten. Doch auch der andern Waffe, der deutschen Cavalerie, sollte es nunmehr beschieden sein, einen überaus ruhmreichen Antheil an den Ehren dieses Schlachttages zu erkämpfen.

Die Division Buddenbrock hatte gegen 12 $\frac{1}{2}$  Uhr einige Vortheile über die feindlichen Divisionen Vergé und Bataille vom 2. Corps erlangt; beide Divisionen verloren Terrain; General Bataille, verwundet, mußte das Schlachtfeld verlassen; schon beabsichtigte man deutscherseits den Angriff auf Rezonville fortzusetzen. Um diese Zeit erschien hier Bazaine selbst auf dem Schlachtfelde und ließ sofort zwei Cavalerieregimenter, darunter ein Garde-Kürassierregiment, die feindliche Infanterie attackiren. Energisch abgewiesen, wichen dieselben in wilder Unordnung zurück, eine reitende Gardebatterie im Stiche lassend, welche Bazaine selbst herbeigeführt hatte. Die 13. Cavaleriebrigade, General von Nedern, von der Division Rheinbaben, folgte dem abziehenden Feinde auf dem Fuße nach, wobei einzelne Husarenschwärme in die genannte Batterie drangen, die Bedienungsmannschaft, welche nicht davorritt, zusammenhieben und die Geschütze nahmen. Marschall Bazaine, welcher sich mit seinem Stabe in dieser Batterie befand, entging nur mit genauer Noth der Gefangenschaft und verdankte seine Rettung allein einer starken Abtheilung Husaren, die ihm von Rezonville her noch rechtzeitig zu Hülfe kamen, wobei die verlorenen französischen Geschütze wiedergenommen wurden. Der Marschall sagt selbst in seiner Relation über die Schlacht am 16. Aug.: „Ein bis zwei Escadrons preussischer Husaren verfolgten die Kürassiere und drangen in eine Batterie der Garde, in deren Mitte ich mich befand. Ich mußte selbst den Degen ziehen und ein Kampf der blanken Waffen der Offiziere meines Stabes entspann sich.“

Das 3. Corps, von Alvensleben II., hatte sich bereits seit 9 Uhr morgens gegen einen numerisch weit überlegenen Feind geschlagen, um der im Abzug auf Verdun begriffenen französischen Rheinarmee die Straße zu sperren. Wir haben im Vorstehenden gesehen, daß dies der heldenmüthigen Anstrengung der Infanterie und Artillerie seither gelungen war, aber gegen 1 Uhr nachmittags gingen den tapfern Bataillonen die Kräfte und die Patronen auf die Neige. Bei solcher Lage war nun an der dritten Waffe, der Cavalerie, die Reihe, alle ihre Kräfte einzusetzen und durch todesmuthiges, sich selbst aufopferndes Einbrechen den Gegner in seinem Vorgehen aufzuhalten und Zeit zu gewinnen, welche doch endlich die heißersehnten Verstärkungen heranbringen mußte.

Bei solcher Lage wurde die südwestlich von Flavigny hinter der Division Buddenbrock aufgestellte 6. Cavaleriedivision, Herzog Wilhelm von Mecklenburg, vorgezogen, um der Infanterie Luft zu machen: die 14. und die 15. Cavaleriebrigade, bestehend aus dem Kürassierregiment Nr. 6, dem 3. und 15. Manenregiment sowie dem 3. und 16. Husarenregiment. Zunächst nahm diese Cavaleriedivision die zurückgeworfenen Regimenter der Brigade Nedern auf und ließ nun ihre 14. Brigade, von Diepenbroick, von Flavigny aus in der Richtung auf Rezonville gegen die feindlichen Infanterielinien zum Angriff vorgehen. Ein furchtbares Infanterie- und Artilleriefener empfing diesen Reitersturm,

\*) Boguslawski in seinem trefflichen Werke: „Taktische Folgerungen aus dem Kriege von 1870—71“, sagt: „Wir behaupten, daß die Offiziere der als Erste Waffe betrachteten französischen Artillerie in taktischer Hinsicht bedeutend weniger, im großen wie en détail, wie die österreichischen 1866 leisteten, vor deren Verhalten man nur den Hut abnehmen konnte.“

der bis auf kurze Distanz an den Gegner herankam, aber nach ansehnlichen Verlusten, darunter auch der schwerverwundete Brigadecommandant, sich zurückwenden mußte. Der beabsichtigte Zweck aber war erreicht worden: der heftige Choc brachte den Feind zum Stutzen und hinderte ihn seine Offensive unverweilt durchzusetzen; die eigene Infanterie aber erhielt dadurch Zeit zur Ruhe und Sammlung. Beide Theile benutzten den dadurch eintretenden Stillstand des Gefechtes, um neue Anordnungen zu treffen. Marschall Bazaine hielt es für angemessen, das hart mitgenommene und erschöpfte Corps Frossard als Reserve seines linken Flügels zurückzuziehen, an seiner Stelle aber die 2. Garde-Infanteriedivision, Picard, in die Gefechtslinie rücken zu lassen. Die 1. Garde-Infanteriedivision, Deligny, wurde über Gravelotte hinaus in südlicher Richtung vorgeschoben, um durch Besetzung des Waldes von Dgnons die eigene linke Flanke zu decken und die Zugänge von der Mosel und dem Plateau von Gorze her zu beobachten. Gleichzeitig aber setzten das 3. und 4. französische Corps, welche seither nördlich von Saint-Marcel zu beiden Seiten des nördlichen Straßenzugs Metz-Doncourt-Verdun gestanden hatten, ihre Linkschwenkung nach Süden fort, um den rechten Flügel Bazaine's zu verlängern und zu verstärken; eine Maßregel, durch welche die Division Buddenbrock aufs äußerste bedroht werden mußte.

Wir haben gesehen, daß Marschall Bazaine seinen linken Flügel durch völlig geruhte Truppen und zwar durch die Elite seiner Armee, das Gardecorps, ablösen ließ; deutscherseits war man nicht in gleich glücklicher Lage, man sah sich vielmehr noch immer auf das Armeecorps von Alvensleben II., auf einen Theil der 37. Infanteriebrigade und zwei Cavaleriedivisionen angewiesen, deren Artillerie wol numerisch der feindlichen nachstand. Dem Muth, der Ausdauer und der heroischen Entschlossenheit dieser noch dazu durch vorausgegangene anstrengende Märsche ermüdeten Truppen war es bis 1 Uhr nachmittags vollkommen gelungen, der französischen Uebermacht die Spitze zu bieten und ihre Positionen zu behaupten. Diese Truppentheile hatten bis dahin beispiellose Anstrengungen gemacht und große Verluste erlitten, und doch harrten ihrer in den folgenden Stunden noch größere Anstrengungen und Opfer, denn der Druck des Feindes, der doch endlich zur Erkenntniß gekommen sein mochte, welch numerisch schwache Streitkräfte er sich gegenüber habe, wurde jetzt stärker. Für General von Alvensleben aber blieb nur Eine Wahl: er mußte um jeden Preis die einmal errungene und so heldenmüthig behauptete Position im Norden des Plateau von Gorze behaupten, um den erwarteten Verstärkungen die zu seiner Stellung führenden Débouchés freizuhalten. Hier gab es keinen Zweifel und kein Schwanken, denn gelang es dem Gegner, den General über die Rabins von Gorze zurückzudrängen, so waren der Tag und alle seither gebrachten Opfer für die deutschen Waffen verloren und Bazaine mit dem größten Theil der Rheinarmee konnte noch immer nordwärts ausbiegend sich hinter die Maaslinie zurückziehen. Die heroischen Anstrengungen der bis jetzt in Kampf verwickelten deutschen Truppen erlahmten jedoch keinen Augenblick, ja sie steigerten sich noch, gleichsam als sei jeder einzelne tief durchdrungen von dem Bewußtsein, den eingenommenen Boden bis zum letzten Hauch behaupten und so die Aufgabe des Tages lösen zu müssen. Daß General von Alvensleben hierbei jede Gelegenheit kühn ergriff, durch energische Offensivstöße dem Gegner zu imponiren und über seine eigenen Stärkeverhältnisse zu täuschen, daß er für diesen Zweck auch die Cavalerie in einer Weise mit einsetzte, wie die neuere Kriegsgeschichte etwas Gleiches nicht aufzuweisen vermag, das eben zeigt, daß derselbe bis zum Aeußersten entschlossen war, seine hochwichtige Aufgabe dem strategischen Gedanken des Tages gemäß zu lösen und sie auch darum in glänzender Weise gelöst hat.

General von Buddenbrock mit der 6. Infanteriedivision Flavigny und Bionville als Stützpunkte des linken Flügels noch immer festhaltend, durch den nach Süden vorschwen-

tenden rechten Flügel des Corps Canrobert, die Division Tirier, in seiner linken Flanke sehr lebhaft bedroht, erhielt zwischen 1 und 2 Uhr Befehl, mit einem Theil seiner Division über den südlichen Straßenzug Metz-Verdun vorzugehen, um den im Nordwesten von Bionville gelegenen Wald zu nehmen und dadurch einen geeigneteren Stützpunkt für seinen linken Flügel zu gewinnen. Das brandenburgische Infanterieregiment Nr. 24 bringt alsbald in den genannten Wald ein, ihm folgen zwei Bataillone des Füsilierregiments Nr. 35 und des oldenburgischen Regiments Nr. 91 von der Brigade Lehmann (10. Corps), die sich bald in ein ebenso hartnäckiges als wechselvolles Waldgefecht mit der französischen Division Tirier verwickelt sehen.

Deutscherseits wurde der genannte Wald festgehalten, konnte jedoch nur eine um so geringere Stütze des äußersten linken Flügels bilden, als sich General von Buddenbrod sehr bald überzeugen konnte, daß nun auch das feindliche 3. Corps, Leboeuf, und das 4. Corps, Admirault, in südlicher Richtung, zwischen Saint-Marcel und Bruville, sich gegen seinen linken Flügel in Bewegung gesetzt hatten und ihn mit einer Ueberflügelung und Umgehung bedrohten. Eine gegen 2 Uhr eingehende Meldung von der südlich Bruville zur Beobachtung aufgestellten Cavaleriebrigade Barby (Cavaleriedivision Rheinbaben) bestätigte noch näher die hier über den Feind gemachten Wahrnehmungen.

General von Alvensleben, dessen Lage somit nicht bedrohter gedacht werden kann, sah sich jetzt genöthigt, seine letzten Infanteriereserven, nämlich den Rest der 37. Infanteriebrigade, Lehmann, und zwei Bataillone des Regiments Nr. 20 in den weit ausgebehnten Wald im Norden der Straßestrecke Bionville-Mars-la-Tour vorzuschieben, um den mehr westlichen Theil desselben zu besetzen und seinen linken Flügel soweit als möglich auszudehnen. Die genannten Truppen rückten sofort an die nördliche Kistere des Gehölzes vor, wurden hier aber durch das weiter tragende Chassepotgewehr von einem so furchtbaren Infanterie- und Artilleriefener empfangen, daß sie die ansehnlichsten Verluste erlitten, ohne das feindliche Infanteriefener auf solche Entfernung erwidern zu können. Es waren Truppen des 3. französischen Corps, Leboeuf, namentlich die Divisionen Naxal und Nymar, welche von Saint-Marcel her bis in die Nähe des erwähnten Gehölzes gelangt waren und dasselbe mit ihrem verheerenden Feuer überschütteten.

Es erscheint vielleicht einzig in solcher Lage, daß die vorerwähnten Truppentheile den deckenden und verbergenden Waldsaum verließen, um näher an die französischen Schützenschwärme und damit zum Gebrauche der eigenen, weniger weit tragenden Schußwaffe zu gelangen; jedenfalls aber spricht es für den entschlossenen und richtig erwägenden Geist, der in ihren Reihen waltete und sich bei der Führung geltend machte. Mit wahrer Todesverachtung eilten die deutschen Schützenschwärme den von dem Feinde besetzten Hügeln entgegen und warfen sich, im wirksamsten Bereich des Büdnadelgewehres angekommen, auf den Boden, indem sie nun ihrerseits den Gegner ungemein wirksam beschossen. Eine kräftige Offensive seitens der Franzosen hätte sicherlich diese wenigen Bataillone in den Wald zurückgeworfen, den dann der Gegner mit ihnen gleichzeitig betreten hätte; aber auch hier wie bei dem 6. französischen Corps schien es, als wenn die feindlichen Bataillone am Boden klebten und weder den Werth ihrer Uebermacht noch den der Zeit und des Raumes zu würdigen wußten; wo sie aber Offensivstöße vollführten, da geschah es zumeist mit verhältnißmäßig schwachen Abtheilungen und nicht immer mit dem Elan, dem sie vordem so manchen Erfolg zu danken hatten. Insbesondere aber zeigte sich in der Truppenführung ein Mangel an richtiger Auffassung der Lage und selbständiger schneller Initiative, der die entscheidungsvollsten Momente ungenützt vorübergehen ließ.

Wenn etwas geeignet war, den ohnehin mit großer Vorsicht vorgehenden Feind über die wahre Stärke der Truppenkräfte des deutschen linken Flügels zu täuschen, so war es dieses kühne Vorbrechen der deutschen Schützenschwärme. Der Gegner stutzte in der That,

engagirte sich in ein stehendes Feuergefecht und kam nicht vorwärts. Erst als am Nachmittage gegen 3 Uhr auch das 4. französische Corps, Admiralault, von Norden her sich der Gefechtslinie näherte und durch Verlängerung des französischen rechten Flügels den wenigen deutschen Bataillonen im Walde nordwestlich von Bionville mit einer Ueberflügelung drohte, mußte derselbe größtentheils aufgegeben werden, wozu außerdem die massenhafte Artillerie beitrug, welche die Franzosen im Norden von Saint-Marcel sowie im Osten von den Höhen von Rezonville nächst der alten Römerstraße her gegen den Wald wirken ließen. Dadurch wurden die Verluste durch das feindliche Granatfeuer ungemein groß.

Die mißliche Lage der tapfern Division Buddenbrock hatte gegen 3 Uhr ihren Höhepunkt erreicht. Die letzten Reserven befanden sich in der Feuerlinie, die Infanterie wie die Artillerie waren seit morgens unausgesetzt im Gefecht ohne jede Pause und Ablösung; die Reihen hatten sich in bedenklicher Weise gelichtet, während umgekehrt der Gegner um diese Zeit zwei neue und geruhete Corps gegen den deutschen linken Flügel sich vorbewegen ließ. Diese gewaltige feindliche Uebermacht drohte die unerhörten Anstrengungen, welche in fast stündlichem Kampfe gemacht, die großen Opfer, welche gebracht worden waren, noch dazu in dem Moment in Frage zu stellen, wo die Truppen des 10. Armeecorps jeden Augenblick eintreffen mußten. General von Buddenbrock konnte bei solcher Lage nur die eine Entschließung fassen: auszuhalten im opfermuthigen Kampfe für das Ganze, solange er noch über den letzten Hauch seiner bewährten Infanterie und Reiter gebieten konnte, solange noch seine unermüdbliche und alle Kampfesmühen redlich theilende Artillerie nicht die letzte Ladung dem Feinde entgegengeschleudert hatte.

So war abermals die Stunde gekommen, wo die deutschen Reiter mit Todesmuth für das Gelingen des Tages einstehen mußten. Die Cavaleriebrigade Bredow, von der Division Rheinbaben, welche vorsorglich von dem rechten Flügel nach dem südlichen Straßenzuge Bionville-Mars-la-Tour dirigirt worden war, erhielt den Befehl, sich dem Feinde entgegenzuwerfen und womöglich ihn zum Stehen zu bringen. Das schleswig-holsteinische Dragonerregiment und zwei Escadrons waren von der Brigade detachirt worden, sodaß dieselbe nur noch aus drei Escadrons des Kürassierregiments Nr. 7 und drei Escadrons des Ulanenregiments Nr. 16 bestand, somit momentan etwa 900 Pferde stark war. Diese Reiterschar, man darf bei den obwaltenden Umständen sagen, dem sichern Tode für das Ganze entgegengehend, brach, westwärts von Bionville die Chaussee überschreitend und das Gehölz im Nordwesten des ebengenannten Ortes passirend, in östlicher Richtung längs der alten Römerstraße aus dem Walde hervor, deplahirte und wurde alsbald von den an der genannten Straße aufgestellten Batterien des Gegners mit einem lebhaften Feuer empfangen. Das zuerst entwickelte Kürassierregiment setzte sofort zur Attaque an; ihm folgt wenige Augenblicke später das Ulanenregiment weiter rechts von den Kürassieren. Schuß auf Schuß folgte aus den feindlichen Batterien, doch wie die Windsbraut brechen die todesmuthigen Reiter ein, mit Lanze und Pallasch furchtbar unter der feindlichen Bedienungsmannschaft aufräumend, von der viele unter den eigenen Geschüssen, wo sie Rettung suchen, von Lanzenstößen niedergestreckt werden. Dann ging es, schnell gesammelt in Schwadronen, mit Sturmesflug weiter fort gegen die aufgelösten langen Feuerlinien des vordern französischen Treffens; nur Einen Schuß vermochte dasselbe abzugeben; ehe es noch einen zweiten geben konnte, war es auch schon auf mehreren Punkten in vollster Carrière überritten. Während hier nun das Handgemenge begann und die französische Infanterie theils niedergelassen, theils zusammengehauen wurde, löste sich auch die Ordnung, und vergebens lönte das Signal zum Ralliiren, es wurde im wilden Kampfesgewühl von den Reitern überhört, von denen ein Theil sich vielmehr auf die feindlichen Soutiens wirft, mehrere Bataillone auseinandersprengt und sich auf die näch-

sten Mitrailleurbatterien stürzt, jetzt aber von den benachbarten Infanteriemassen ein furchtbares Feuer erhält. Bis dahin hatten Roß und Reiter über ihre Kräfte hinaus Erstaunliches geleistet und über alles Erwarten ihre Aufgabe gelöst; aber der Ruf zum rechtzeitigen Einstellen der Vernichtungsarbeit war nicht befolgt, die Ordnung für den Rückzug nicht hergestellt worden, und in diesem Moment brechen gegen die ermüdeten Reiter die Schwadronen der französischen Division Forton, welche durch die Intervallen des 6. Infanteriecorps sich vorbewegt hatten, von allen Seiten vor. In solcher Lage, fast umzingelt von feindlicher Uebermacht, mußte der Rückzug unter furchtbaren Verlusten angetreten werden mit erschöpften athemlosen Pferden und zwar durch dieselben Infanteriemassen, welche vorher durchbrochen worden waren und sich nun wieder gesammelt hatten. Nur ein kleines Häuflein kehrte von dieser todesmuthigen Reiterchar zurück; das 7. Kürassierregiment war zusammengeschmolzen bis auf 7 Offiziere und 70 Mann; das 16. Ulanenregiment bis auf 6 Offiziere und 80 Mann.

Doch diese ungeheuern Opfer, in überaus ernster und bedrohlicher Lage für das Ganze gebracht, waren nicht nutzlos gewesen, hatten vielmehr den momentan beabsichtigten taktischen Zweck vollkommen erreichen helfen. Der Gegner, überrascht durch das mit rücksichtsloser Bravour erfolgende Hervorbrechen der deutschen Reiterchar, stellte sein Vorgehen ein; es wurde Zeit gewonnen und diese zu neuen Gegenmaßregeln auf deutscher Seite trefflich benutzt; endlich aber, und hierauf kam es ja zunächst an, brachte dieser Zeitgewinn die Möglichkeit, die nahen deutschen Verstärkungen in den behaupteten Positionen abwarten zu können.

Wir haben bei Beschreibung der Schlacht bei Wörth auf die bewundernswerthen, aber erfolglosen Chargen der französischen Cavaleriebrigade Michel hingewiesen, die gleich furchtbare Verluste erlitten hatte wie die eben erwähnte Brigade von Bredow. Doch diese Opfer waren gänzlich nutzlos gebracht worden und deshalb verglichen wir sie mit dem sogenannten „Todesritt“ der englischen Cavaleriebrigade Cardigan; denn bei Inkjerman (Balaklava) war das Opfer der Cavalerie ein durch nichts gebotenes, bei Bionville aber ein durch die besondere Lage vollkommen gerechtfertigtes und erfolgbringendes. Dieser ganze Krieg bietet kein zweites Beispiel dar, das die Cavalerie in gleich großer und erfolgreicher Action zeigt wie die deutsche bei Mars-la-Tour.

Die auf dem rechten Flügel sowie zum Theil im Centrum verstärkte Schlachtlinie der Franzosen, deren Druck bereits unwiderstehlich geworden war, hatte infolge des heldenmüthigen Reiterangriffes ihr Vorgehen unterbrochen. Doch jeden Augenblick konnten Bazaine und seine Unterfeldherren zur richtigen Erkenntniß der wahren Stärke des Gegners kommen und dann mit erhöhter Energie und mit drei- bis vierfach stärkern Massen derselben nach dem Plateau von Gorze und nach der Mosel zurückwerfen. Doch gerade diese Erkenntniß und Energie wurde auf französischer Seite im wichtigsten, entscheidungsvollsten Augenblicke der Schlacht vermißt. Eine Bedächtigkeit und Vorsicht, die schon an Unentschlossenheit grenzte, hatte auf französischer Seite bei den Corpscommandanten plattgegriffen und lähmte trotz der ihnen zu Gebote stehenden größern Uebermacht jede energische und einheitliche Action, so dem Gegner selbst die alleinige Möglichkeit bietend, auch diesen kritischen Moment des Tages überstehen und bis zu der Ankunft der Verstärkungen ausharren zu können.

General von Alvensleben war bis  $\frac{1}{2}$  4 Uhr nachmittags nur durch die 37. Infanteriebrigade, Lehmann, des 10. Corps verstärkt worden, sodas zwischen 3 und 4 Uhr nachmittags seinem Corps, incl. der eben genannten Brigade und der 5. und 6. Cavaleriedivision sowie circa 100 Geschützen nahe an 10 französische Infanterie-,  $4\frac{1}{2}$  Cavaleriedivisionen und über 400 Geschütze gegenüberstanden. Es standen somit dem Marschall Bazaine noch fünf volle Infanteriedivisionen als Reserve zur Verfügung, während

auf deutscher Seite die letzte Reserve schon vor 3 Uhr in die Feuerlinie gezogen worden war.

Gegen  $\frac{1}{2}$  Uhr langte die Corpsartillerie des 10. Corps, Voigts-Rheze, auf dem am meisten gefährdeten linken Flügel der deutschen Stellung zwischen Mars-la-Tour und Tronville an, also in dem Augenblicke, wo das französische 4. Corps, Ladmirault, von Norden her seine Bewegung gegen Mars-la-Tour zu ausführte, um den äußersten linken Flügel des Gegners zu umfassen. Diese Batterien fuhren sofort nördlich der Straße Mars-la-Tour-Bionville und nordwestlich von Tronville auf und eröffneten ihr Feuer gegen die vordern Truppen des Corps Ladmirault. Ziemlich gleichzeitig mit der Corpsartillerie traf die tête der 20. Infanteriedivision des 10. Corps, von Kraatz-Koschlan, bei Tronville ein; ein Theil ihrer 39. Brigade, von Wozna, überschritt sofort die südliche Chaussee, um den Wald im Nordwesten von Bionville wieder zu besetzen, den die 37. Brigade, Lehmann, früher zu räumen gezwungen worden war. Der 20. Infanteriedivision folgte von Saint-Hilaire her der Rest der 19., von Schwarzkoppen, nahm ziemlich um dieselbe Zeit Stellung im Walde südwestlich von Mars-la-Tour, somit den deutschen linken Flügel verlängern und eine in der Richtung auf Sponville gehende halbkreisförmige Stellung nehmend. Die der 19. Infanteriedivision zugetheilte Garde-Dragoonbrigade, Graf Brandenburg II., mit einer reitenden Batterie, marschirte dicht bei Mars-la-Tour auf. Alle die genannten Truppentheile des 10. Corps hatten bis zu ihrem Erscheinen auf dem Schlachtfelde zehnstündige Märsche bei heißem Wetter gemacht, kamen aber schon nach kurzer Rast in das lebhafteste Gefecht, eine Leistung, welche für die seltene Ausdauer und den trefflichen Geist der deutschen Infanterie spricht.

Um dieselbe Zeit, wo die vorerwähnten Verstärkungen auf dem Schlachtfelde eintrafen, erreichte auch der Oberbefehlshaber der II. Armee, Prinz Friedrich Karl, dasselbe. Schon am Vormittage hatte er die Meldung von dem Beginn des Kampfes erhalten, der später, als bereits das ganze 3. Corps mit dem Feinde engagirt war, eine zweite Meldung folgte, die keinen Zweifel über den Ernst der Lage zuließ.

Mit zeitraubender Langsamkeit und Vorsicht, auf die wir vorher hinwiesen, vollzog sich der Gefechtsaufmarsch des 3. und 4. französischen Corps durch eine allgemeine Linkschwenkung des rechten Flügels der Rheinarmee. Es war  $4\frac{1}{2}$  Uhr, als das rechte Flügelcorps, Ladmirault, in den Gefechtsbereich mit dem also mittlerweile verstärkten und bis Mars-la-Tour verlängerten deutschen linken Flügel kam. Damit aber begann für die Schlacht ein neuer Zeitabschnitt, indem man es von nun an mit dem überwiegend größten Theil der Rheinarmee zu thun hatte.

Die beiderseitigen Gefechtsstellungen zwischen 4 und 5 Uhr nachmittags waren nun folgende. Auf dem äußersten rechten Flügel der deutschen Stellung, mit der Anlehnung an das von ihr behauptete Gehölz von Saint-Arnauld und von Bionville, stand nach wie vor die Division Stülpnagel mit dem ihr zugewiesenen Detachement Lynker, Front nach Norden gegen Rezonville hin. Unmittelbar neben dem linken Flügel dieser Division behauptete die Corpsartillerie des 3. Armeecorps ihre alte Stellung, und zwar zwischen der 5. und 6. Infanteriedivision, welche letztere das von ihr besetzte Flavigny unmittelbar vor der mehr nordöstlichen Front, ihren linken Flügel etwas nach Bionville zurückgebogen hatte. Gleich hinter der Division Buddenbrock stand in Reserve die 6. Cavaleriedivision, Herzog Wilhelm von Mecklenburg.

Von dem durch die Division Buddenbrock besetzten Bionville an über Tronville hinaus bis Mars-la-Tour zog sich dagegen die deutsche Stellung in westlicher Richtung fast gleichlaufend mit dem südlichen Straßenzuge Metz-Verdun, der, wie wir alsbald sehen werden, an mehreren Stellen sogar von den deutschen Truppen überschritten war. Links

von der vorerwähnten Division Buddenbrod standen noch immer die vier reitenden Batterien der 5. Cavaleriedivision, welche sich hier seit Beginn des Kampfes mit so zäher Ausdauer behauptet hatten, bis an die Chaussee bei Bionville heranreichend. Westlich von Bionville, und zwar unmittelbar bei diesem Orte, hatte die Corpsartillerie des 10. Armeecorps Stellung genommen, zu deren Deckung etwas weiter rückwärts die Cavaleriebrigaden Bredow und Nedern von der Division Rheinbaben aufgestellt waren. Bionville, das Centrum der deutschen Gefechtsaufstellung, hatte somit durch die massenhaft placirte Artillerie eine große Vertheidigungsfähigkeit erlangt, die noch erhöht wurde durch die Besetzung des nordwestlich davon gelegenen Gehölzes, in welchem vorher so blutige Kämpfe stattgefunden hatten. Etwas weiter südwestlich hatte die 20. Infanteriedivision, Kraatz, Tronville besetzt, während die Brigade Wedell von der 19. Infanteriedivision und die Garde-Drägerbrigade bei Mars-la-Tour aufgestellt waren und somit den äußersten linken Flügel bildeten, vor sich im Nordwesten des letztgenannten Ortes die Cavaleriebrigade Barbh, die durch Zuthellung des Drägerregiments Nr. 16 sowie je eines Regiments von den beiden andern Brigaden der Cavaleriedivision Rheinbaben auf die Stärke von sechs Regimentern gebracht worden war.

Wir wenden uns jetzt der französischen Stellung zu. Den äußersten linken Flügel, südlich von Gravelotte mit der Anlehnung an das tiefeingeschnittene Thal der Mance, die bei Ars-sur-Moselle sich in die Mosel ergießt, bildete die 1. Garde-Infanteriedivision, Deligny, die den Wald von Dgnons vor sich hatte. Als Reserve dieses Flügels standen weiter rückwärts bei Gravelotte die beiden Divisionen des 2. Corps, Frossard (die 3. Division, Laveaucoupet, war in Metz zurückgeblieben). Dem französischen linken Flügel gehörten ferner an die Division Lebassor des 6. Corps und die letztem zugetheilte Brigade Lapasset vom 5. Corps, beide mit der Front nach Süden und in dieser Richtung am weitesten vorgeschoben, daher dem Walde von Saint-Arnauld gegenüber einen ausstrahlenden Bogen machend. Französische Berichte heben hervor, daß Marschall Bazaine in hohem Maße für seinen linken Flügel besorgt gewesen sei, indem er der Ansicht war, daß der Gegner mit starken Kräften von der Mosel her die nach der Straße Metz-Bionville aufsteigenden Défilés forciren und sich auf diesen Flügel werfen werde. Der Leser weiß, daß die strategischen Absichten des Gegners ganz andere waren, denn nicht darauf kam es an, Bazaine von Metz abzuschneiden, sondern ihm den Abmarsch hinter die Maas zu sperren und die Rheinarmee zum Rückzuge auf Metz zu nöthigen. Wol nur in Folge dieser vorgefaßten Meinung verstärkte denn auch Bazaine seinen linken Flügel noch durch die Division Montaudon des 3. Corps.

Im Centrum der französischen Stellung waren die 2. Garde-Infanteriedivision, Picard, sowie die beiden Divisionen Lafond und Tixier des 6. Corps aufgestellt, und zwar von der Brigade Lapasset im Süden von Mezonville bis in die Nähe von Saint-Marcel im Norden, mit der Front nach Südwesten, also Bionville und dem gleichnamigen Gehölz gegenüber. Hinter der Linie des 6. Corps, Canrobert, standen die Cavaleriedivisionen Balabrégue und Forton in Reserve.

Der französische rechte Flügel, oder das 3. und 4. Corps sowie die Cavaleriedivision Clérembault, ursprünglich zu beiden Seiten des Straßenzuges Metz-Doncourt im Norden stehend, hatte sich im Laufe des Nachmittags in Divisionsstaffeln südwärts in Bewegung gesetzt gegen den deutschen linken Flügel, sodaß in Folge dessen die französische Stellung nachmittags gegen 4 Uhr einen nordwärts, nach Saint-Marcel zu ausstrahlenden Bogen beschrieb, dessen Sehne später im Verlaufe des weitem Kampfes die Straße Mezonville-Mars-la-Tour bildete. Die vorerwähnte Cavaleriedivision Clérembault, der wir bald im blutigen Kampfe mit der ihr weiter südlich gegenüberstehenden Cavaleriebrigade Barbh

begegnen werden, war durch Verstärkungen von 'der Reserve-Cavaleriedivision Barrail und der Garde-Cavaleriebrigade de France\*) bis auf 10 Regimenter gebracht worden.

Um 4 $\frac{3}{4}$  Uhr bewegte sich das Corps Ladmiraull mit seinen beiden Divisionen in der Richtung von Grehère auf Mars-la-Tour vorwärts, rechts neben sich die Cavaleriedivision Clérembault. Marschall Leboeuf mit seinem Corps, anstatt diese Offensivbewegung Ladmiraull's zu unterstützen, verharrete auch jetzt noch in seiner Stellung etwas südwestlich von Saint-Marcel, dem Walde gegenüber im Nordwesten von Bionville. Dieses durch nichts gerechtfertigte Zaudern Leboeuf's scheint wiederum auf die Vorwärtsbewegung Ladmiraull's von schlimmem Einfluß gewesen zu sein, denn er machte, in der starken Stellung von Grehère angekommen, dreiviertel Stunden nördlich von Mars-la-Tour, mit seiner vordern Division, Grenier, halt, wol nur um das Eintreffen des 3. Corps abzuwarten. General Ladmiraull handelte hierbei allerdings mit gebotener Vorsicht, denn das nahe und östlich von Grehère zu beiden Seiten der alten Römerstraße und im Nordwesten von Bionville gelegene Gehölz war, wie wir früher schon erwähnt haben, von der 20. Infanteriedivision des 10. deutschen Corps besetzt worden und von hier aus wurde bei weiterm Vorgehen auf Mars-la-Tour seine linke Flanke bedroht.

Immerhin aber war das Erscheinen der französischen Division Grenier gegenüber dem äußersten linken Flügel der deutschen Schlachtlinie eine Drohung, der man durch einen Vorstoß der Brigade Wedell begegnen wollte. Die tapfern westfälischen Infanterieregimenter Nr. 16 und 57 der ebengenannten Brigade gingen theils durch Mars-la-Tour, theils östlich von diesem Orte gegen den Feind vor, erhielten aber auf große Distanzen ein wahrhaft vernichtendes Chassepot- und Geschützfeuer, hatten eine tiefe Schlucht zu passiren, jenseit deren sie aufs neue von dem feindlichen Feuer niedergeschmettert wurden, und traten, als der Gegner selbst zur Offensive überging, furchtbar gelichtet den Rückzug auf Tronville an. Das westfälische Infanterieregiment Nr. 16 allein hatte einen Verlust von 21 todt und 22 verwundeten Offizieren, unter den erstern seinen Commandanten Oberst von Brixen; ferner 294 Mann todt, 321 verwundet und 726 Mann vermißt. General von Wedell war schwer verwundet worden.

Eine Folge des mislungenen Angriffs der Brigade Wedell war die jetzt erfolgende Räumung des im Nordwesten von Bionville gelegenen Waldes durch die 20. Infanteriedivision von Kraatz, deren bis über die alte Römerstraße vorgeschobene Stellung von dem Moment an als eine allzu exponirte erscheinen mußte, als der Gegner seine Massen zwar vorsichtig und langsam, aber stetig in der Richtung auf Mars-la-Tour zur Umfassung des deutschen linken Flügels vorschob. Es stand somit nur noch die combinirte Cavaleriebrigade von Barby im Norden der Straße Bionville-Mars-la-Tour, um diesen wichtigen Theil des Gefechtsfeldes zu beobachten und zur Sicherung des linken Flügels beizutragen; alle andern Truppentheile befanden sich nunmehr südwärts der letztgenannten Straße.

Übermals trat nunmehr die deutsche Cavalerie in Action, um der geworfenen Brigade Wedell Luft zu machen und den Gegner von schnellerm Vorbringen abzuhalten. Oberst von Auerwald mit dem 1. Garde-Dragonerregiment, das seither die Bedeckung der den Angriff der Brigade Wedell unterstützenden Corpsartillerie des 10. Corps gebildet hatte, warf sich, der Eingebung des Moments folgend, dem verfolgenden Feinde sofort entgegen. Das Regiment stürzte sich mit Todesverachtung auf die dichten Schwärme der feindlichen Schützen, traf dann aber auf die festen Reihen der Infanteriemassen, in eine wahre Feuergasse hineingerathend, hatte furchtbare Verluste und sah sich schließlich genöthigt

\*) Diese Brigade hatte den sich nach Châlons begebenden Kaiser bis Etain begleitet und war von da wieder auf dem Schlachtfelde eingetroffen.

umzukehren. Gleichzeitig attackirte Oberst Graf Fink von Finkenstein mit dem 2. Garde-Drägerregiment den vordringenden Feind. Im Norden von Mars-la-Tour vordringend, prallte dieses Regiment mehrfach an die feindlichen Massen, sah sich aber ebenfalls nach enormen Verlusten zum Rückzuge gezwungen. Oberst von Auerwald fiel schwer verwundet; Graf Fink von Finkenstein fand den Tod inmitten des wildesten Handgemenges.

Der Feind, nämlich die beiden Divisionen Grenier und Cissej des Corps Admiralant sowie die aus 10 Cavalerieregimentern zusammengesetzte Division Clérembault, setzte bald nach dem Abschlagen der heroischen Reiterattacken, deren wir soeben gedacht haben, seine Bewegung in der Richtung auf Mars-la-Tour, den Stützpunkt des deutschen linken Flügels, fort, hatte bereits den früher erwähnten Abschnitt von Greghère überschritten und war mit seinen Teten bei Ville-sur-Prion angekommen, stand somit eine halbe Stunde nordwestlich von Mars-la-Tour. Damit war der Feind in den Bereich der combinirten Cavaleriebrigade von Barby gekommen, deren sechs Regimenter bis dahin in ihrer vom feindlichen Geschützfeuer erreichten Stellung, nordwestlich von Mars-la-Tour, unerschütterlich ausgehalten hatten.

General von Voigts-Rheß, um dem bedrohlichen Vordringen des französischen 4. Corps halt zu gebieten, befahl nunmehr der Brigade Barby, sich ebenfalls dem Feinde entgegenzuwerfen. General Admiralant hatte die Cavaleriedivision Clérembault auf seinem rechten Flügel etwas vorgezogen, sodas sich dieselbe in dem breiten Grunde des Prionbaches, der sich in nördlicher Richtung in die Orne ergießt, über La Orange nach Ville-sur-Prion vorbewegte, links neben sich die Infanteriedivision Grenier. Das Terrain war eben und für den Reiterkampf wie geschaffen. General von Barby setzte sich — es war gegen 6 Uhr abends — mit seiner Brigade sofort in Bewegung und traf bei Ville-sur-Prion auf die Cavalerie Clérembault's, gleichsam die Eliteregimenter der französischen Armee. Es entspann sich hier aufs neue einer der heroischen Reiterkämpfe, durch welche sich die Schlacht bei Mars-la-Tour so sehr bemerkbar macht: Mann gegen Mann wurde im erbitterten Handgemenge mit Schwert und Lanze gefochten; die feindliche Uebermacht mußte der größern Gewandtheit und Ausdauer der deutschen Reiter weichen, die 10 Regimenter Clérembault's wurden geworfen und sammelten sich nach großen Verlusten hinter den Reihen ihrer Infanterie.

Man darf mit vollem Recht behaupten, daß dieser mit Bravour und Aufopferung ausgeführte Reiterangriff von entscheidendem Einfluß war auf das Endgeschick des Tages. Die Franzosen, abermals überrascht durch den Anprall der deutschen Reitercharen, stuzten und stellten ihre weitere Offensive gegen den schwachen, von langen Marschen und Kämpfen ermatteten linken Flügel der deutschen Stellung ein. Diese Unentschlossenheit in der Action der doch numerisch so sehr überlegenen französischen Infanterie erklärt sich wol mit zum Theil daraus, daß Marschall Bazaine von Haus aus die Kräfte des Gegners überschätzte und sich, wie französische Berichte sagen, sogar von der Annahme beeinflussen ließ, daß außer der II. auch ein namhafter Theil der III. Armee ihm gegenüberstehe. Damit aber tritt die durch nichts zu entschuldigende Nachlässigkeit seiner Avantgarde am 16. Aug. um so greller hervor, deren passives Verhalten von Haus aus jede Ausforschung der Stärke und Absichten des Gegners unmöglich machte, was doch jedenfalls, wäre es auch mit noch so großen Opfern verbunden gewesen, hätte geschehen müssen.

Während durch den glänzenden und erfolgreichen Reiterangriff des Generals von Barby die Gefahr für den deutschen linken Flügel beseitigt war, gestalteten sich auch auf dem andern Theile der Schlachtlinie die Verhältnisse günstiger für die deutschen Waffen. Sowol die Infanteriedivision Bubbenbrock im Centrum als auch die Division Stülpnagel auf dem rechten Flügel hatten vom Morgen bis zum Abend gekämpft und dabei enorme

Verluste erlitten, und während der Feind seine hier fechtenden Truppen (das 2. Corps und die französischen Garden) sich untereinander ablösen ließ, also immer wieder ausgeruhete Bataillone ins Gefecht brachte, hatten die wenigen deutschen Bataillone die ungeheuersten Anstrengungen zu machen, um sich nur in ihrer Stellung zu behaupten. Schon versuchten die französischen Garden, nachdem alle directen Angriffe in der Front abgewiesen worden waren, von dem südlich von Gravelotte gelegenen Walde von Dgnons aus gegen die rechte Flanke des deutschen rechten Flügels vorzugehen; doch hier konnten jetzt die glücklicherweise eingetroffenen Verstärkungen dem Feinde entgegentreten.

Letztere gehörten dem 8. und 9. Armeecorps an und erhielten ausschließlich die Bestimmung, den deutschen rechten Flügel zu unterstützen. Die 16. Infanteriedivision des 8. Corps, unter General von Barnefow, stand am 16. Aug. mittags bei Arry an der Mosel und begab sich sofort, als man vom Schlachtfelde her den Kanonendonner vernahm, über Novéant auf Gorze, wo sie zwischen 4 und 5 Uhr abends eintraf und sich mit dem rechten Flügel der Division Stülpnagel in Verbindung setzte, zu deren unmittelbarer Unterstützung sofort drei Batterien und drei Escadrons abgegeben wurden. Die 32. Infanteriebrigade, Oberst von Kex, dagegen, einem Befehle des Prinzen Friedrich Karl folgend, sollte sich gegen den linken Flügel des Feindes wenden, und rückte demgemäß durch den Wald von Saint-Arnauld vor. Die 31. Infanteriedivision blieb vorläufig in Reserve. Nach 5 Uhr hatte die Brigade Kex, der sich das Grenadierregiment Nr. 11 des 9. Corps angeschlossen hatte, den nördlichen Rand des vorerwähnten Holzes erreicht, traf aber bei ihrem Hervorbrechen aus demselben auf überlegene feindliche Infanterie und Artillerie und mußte sich damit begnügen, hier den Gegner zu beschäftigen und festzuhalten, damit der Division Stülpnagel selbst eine große Erleichterung gewährend. Zeitweise Offensivstöße ließen diesen Zweck vollkommen erreichen, indem sie den Feind für seine eigene linke Flanke besorgt machten.

Die 25. großherzoglich hessische Infanteriedivision, Prinz Ludwig von Hessen, des 9. Armeecorps, welche am 16. Aug. in der Nähe von Novéant stand, erhielt gegen 1 Uhr den Befehl des Prinzen Friedrich Karl, auf das Gefechtsfeld zu marschiren. Die 49. Infanteriebrigade ging sofort über die Mosel und wandte sich von Novéant in nördlicher Richtung nach dem Walde von Dgnons, kam somit etwas weiter östlich von der vorerwähnten Brigade des Obersten von Kex zu stehen. Zwei Batterien der 49. Brigade wurden der Division Stülpnagel zugewiesen, bei deren Artillerie bereits die Munition auszugehen begann. Die 50. Brigade der hessischen Infanteriedivision traf erst nach beendetem Kampfe auf dem Schlachtfelde ein. Die 49. Brigade fand bereits den Gegner im Walde von Dgnons, den bei seinem Vorgehen daselbst offenbar die Absicht leitete, die 32. Brigade in ihrer rechten Flanke zu fassen. Es entspann sich alsbald hier ein lange anhaltendes unentschiedenes Waldgefecht, das jedoch die ganze Aufmerksamkeit des Gegners in Anspruch nahm, ihn für seinen linken Flügel besorgt machte und darum seine Reserven dort festhielt.

Die von uns erwähnten, zuletzt in die Gefechtslinie eingerückten deutschen Verstärkungen, so gering dieselben auch der französischen Uebermacht gegenüber erscheinen mochten, ermöglichten es dennoch, den Kampf bis zur Dunkelheit fortzusetzen und die eingenommenen Positionen auch unerschütterlich zu behaupten. Dem Princip, dem Gegner durch offensive Vorstöße zu imponiren und dadurch sich den Erfolg des Tages zu sichern, blieb man bis in die letzten Gefechtsmomente treu. Noch gegen 7 Uhr wurde ein derartiger Vorstoß gegen den linken Flügel und die Reserven des Feindes in nordöstlicher Richtung gemacht, den die Artillerie und Cavalerie einzuleiten hatte. Die 14. Cavaleriebrigade der 6. Cavaleriedivision, von Diepenbroick, ging östlich von Bionville gegen den linken Flügel des französischen 6. Corps vor, war glücklich gegen die Infanterie, wurde dann aber

von der Cavaleriedivision Balabrégue (früher Lichtlin) des 2. Corps mit überlegenen Kräften attackirt und geworfen. Der nun folgende Angriff durch Truppen der Infanteriedivisionen Kraas und Buddenbrock war nicht glücklicher: sie stießen auf feindliche Uebermacht und ein überlegenes Feuer und gingen nicht ohne empfindliche Verluste in ihre frühern Stellungen zurück.

Doch auch jetzt war der Zweck erreicht worden, den man mit diesem Vorstoß ins Auge gefaßt hatte. Marschall Bazaine, in seiner Annahme bestärkt, es mit einem bei weitem stärkern Gegner zu thun zu haben, als es in der That der Fall war, traf in seinem linken Centrum jetzt Anordnungen, die für eine fortan mehr defensive als offensive Haltung sprachen, namentlich wurden bei Rezonville gewaltige Geschützmassen concentrirt. Schon verstummte allmählich längs der 1½ Meilen langen Gefechtslinie das beiderseitige Feuer, die einbrechende Dämmerung beengte mehr und mehr den Gesichtskreis der Kämpfenden, die bis zur Erschöpfung miteinander gerungen hatten — da erfolgte deutscherseits der würdige Schlußact des blutigen Tages.

Es war 8 Uhr vorbei, als Prinz Friedrich Karl, dem ihm eigenen Ungestüm am Schlachttage folgend und der noch unererschöpften Leistungsfähigkeit der eigenen Cavalerie vertrauend, der 6. Cavaleriedivision, Herzog Wilhelm von Mecklenburg, befohl, nochmals zum Angriffe vorzugehen. Die 15. Cavaleriebrigade, General von Rauch, bestehend aus zwei Husarenregimentern, denen sich das Dragonerregiment Nr. 9 von der Infanteriedivision von Schwarzkoppen anzuschließen hatte, gingen östlich von Flavigny in der Richtung auf Rezonville vor, näherten sich in der anbrechenden Dunkelheit unbemerkt den französischen Infanteriecolonnen, ritten mehrere Quarrés nieder, wurden dann aber von dem Schnellfeuer des Feindes, das nun von allen Seiten losbrach, empfangen und stellten jedes weitere Vorgehen ein, welches ohnehin die Dunkelheit der Nacht hinderte.

Mit ihr verstummte der Schlachtendonner. Von 10 Uhr morgens bis nach 8 Uhr abends hatte einer der blutigsten Kämpfe fast ohne Unterbrechung hin- und hergewogt und auf beiden Seiten ungeheuere Opfer verlangt. Die Franzosen hatten einen Gesamtverlust von 16000 Mann, auf deutscher Seite stellte sich derselbe noch um einige hundert Mann höher heraus. Aber diese Verluste vertheilten sich auf die beteiligten Truppenkräfte sehr ungleich, denn den 149 Bataillonen, 111 Escadrons und 64 Batterien der Franzosen hatten deutscherseits und zwar erst gegen Abend 60 Bataillone, 87 Escadrons und 37 Batterien gegenübergestanden; der Verlust der letztern betrug daher gegen 25 Proc. Der Verlust einzelner Truppentheile aber war ein ganz enormer. Es verloren das 3. Armeecorps und die 6. Cavaleriedivision 329 Offiziere und 6700 Mann; das 10. Armeecorps und die 5. Cavaleriedivision 254 Offiziere und 6600 Mann; das 8. und 9. Armeecorps und die Garde-Dragonerbrigade 119 Offiziere und 2466 Mann. Der Verlust an Offizieren stellte sich somit unverhältnißmäßig hoch heraus. Nehmen wir die Stärke der Deutschen in der Schlacht am 16. Aug. auf ungefähr 68000 Mann an, so betrug also ihr Verlust etwa ein Viertel ihres Bestandes, ein Verhältniß, das die Schlacht von Bionville den blutigsten früherer Kriege zur Seite stellt.

Die Franzosen hatten an diesem Tage mit ungebrochener Kraft und großer Bravour um den Sieg gerungen, doch weder Bazaine noch seine Unterfeldherren verstanden es, von ihrer Uebermacht rechtzeitigen und genügenden Gebrauch zu machen; letztere insbesondere entbehrten jeder Initiative, griffen sehr mangelhaft in den Gang des Ganzen ein und ließen die Ereignisse, statt sie selbst zu bestimmen, an sich herantreten. Zeit und Raum und gegenseitige Unterstützung aber, die am Tage der Schlacht so vielbestimmend wirken, scheinen von den französischen Corpscommandanten wenig oder gar nicht

in ihr Calcul gezogen worden zu sein; der Gang der Schlacht zeigt sich daher auf französischer Seite langsam, schleppend, läßt jedes energische Streben und Ringen nach der Entscheidung vermissen. Man wird sagen dürfen: Marschall Bazaine hatte seine Aufmerksamkeit und seine Entschlüsse getheilt zwischen den Maßnahmen für den Kampf und denen für den Rückzug nach Verdun, daher jene Halbheit in allem, was seinerseits am 16. Aug. geschah und nicht geschah, die denn auch in der besten Haltung des Marschalls ihren Ausdruck fand. Er hatte es versäumt, vom 14.—16. Aug. sich um jeden Preis durch seine Cavalerie genügende Nachrichten über die Bewegungen und Pläne des Gegners zu verschaffen, und bewegte sich daher in falschen Voraussetzungen, die wiederum alle seine Dispositionen höchst nachtheilig beeinflussen mußten. Man weiß nicht, was am 16. dem Marschall größere Sorgen machte, ob der Gedanke, von Metz, oder ob die Annahme, von Verdun abgeschnitten werden zu können? In diesem strategischen Dilemma aber befand er sich an diesem Tage, wodurch sich jene Halbheit und Unsicherheit in seinem Thun und Lassen ganz von selbst erklären.

Taktisch war die Schlacht bei Mars-la-Tour für beide Theile eine unentschiedene und mußte es namentlich für die Deutschen sein der französischen Uebermacht gegenüber; strategisch aber müssen die deutscherseits an diesem Tage erlangten Erfolge einem Siege gleichgeachtet werden, denn die directe Straße nach Verdun war der Rheinarmee verlegt, sie sah sich fortan nur noch auf den nördlichen Umweg angewiesen. Aber auch diesen hätte sie infolge der Erschöpfung der Truppen und bei der Nothwendigkeit, die Munition zu ergänzen, wol erst in 24 Stunden antreten können, ein Zeitraum, der ihr bei der entschiedenen Marschüberlegenheit der deutschen Infanterie den Gegner in seiner vollen Stärke auf den Hals gebracht hätte, wie dies denn auch am 18. Aug. der Fall war, wo 200000 Deutsche zur Entscheidung vorrückten. Der Erfolg entsprach somit auf deutscher Seite den großen Opfern vollkommen, die am 16. gebracht worden waren. Man wird mit vollem Recht sagen dürfen, die Fehler und Versäumnisse, die französischerseits vom 14.—16. Aug. begangen wurden, kamen bei Gravelotte erst recht zu ihrer nachtheiligen Geltung, führten dann in ihren Consequenzen zu Sedan und der Capitulation von Metz und zeigten ihre verderbliche Nachwirkung bis zum Schlußacte dieses Krieges.

# Baden im letzten Jahrzehnt.

Von

Wilhelm Müller.

## II.

Die Jahre 1861 und 1862 waren bedeutungsvoll nicht bloß für Preußen, sondern für ganz Deutschland und Europa. Die Thronbesteigung König Wilhelm's von Preußen war für sich ein Programm. Sie bedeutete die Vernichtung der Consequenzen von Olmitz, das Sichemporarbeiten Preußens aus der zweiten Stellung in Deutschland, ein Zurückgreifen zu der Politik des Großen Kurfürsten und des Großen Friedrich. Und als König Wilhelm im Herbst 1862 den Freiherrn von Bismarck-Schönhausen zum Ministerpräsidenten und Minister des Auswärtigen ernannte, hatte er auch den Mann gefunden, der ihm die Mittel und Wege zur Durchführung seines Programms eröffnete. Daß die nächsten Tage für Deutschland nicht mit der schleppenden Ruhe sich hinziehen würden wie die fünfziger Jahre, war jedermann, zumal den eingeweihten Politikern klar. Waren doch schon die Tage von Baden-Baden im Juni 1860 dazu angethan, einen Blick hinter die Coullissen der Napoleonischen Pläne zu werfen. Schon dort fingen jene Machinationen, jene Versuche, Länderstücken zu treiben und den deutschen Nachbar zur Association bei der Etablierung eines großartigen Raubgeschäftes zu vermögen, jene Verhandlungen à la Benedetti an, wie wir sie unter der Rubrik „Bismarck'sche Enthüllungen“ in der Mappe der Historiker der Neuzeit finden. Als Napoleon in Baden-Baden im politischen Gespräche mit dem Prinz-Regenten Wilhelm war, warf er, seine Fühlhörner weit vorstreckend, den Gedanken hin, daß Preußen, wenn es in Wahrheit eine Großmacht sein wolle, nothwendig große Länderstrecken am offenen Meere und ebendamit das Mittel zur Gründung einer Seemacht, wie sie das Ostseebecken nicht gewähre, haben müsse. Er werde nichts dagegen haben, fuhr er nach einer Weile fort, wenn Preußen sich in den Besitz von Schleswig-Holstein setze und dadurch festen Fuß an der Nordsee fasse. Die Schleißen, oder vielmehr die französische Schleiße war geöffnet. Daß der Prinz-Regent an dieser nördlichen Perspective seine Freude haben werde, war doch natürlich. Sobald er dies merken ließ, war Napoleon bereit, näher darauf einzugehen und zum Schluß seine „Compensationsforderungen“, Länder am Rhein, Luxemburg, Belgien, wie eine Gasthofsrechnung zu präsentiren. Aber die preussische Schleiße wurde nicht geöffnet, und Kaiser Napoleon zog seine Fühlhörner wieder ein. Der Prinz-Regent hatte über Schleswig-Holstein seine eigenen Gedanken, wollte diese Herzogthümer jedenfalls nicht aus der Hand Napoleon's bekommen, und wenn es sich um Abtretung deutschen

Gebietes handelte, so schwabte ihm wol schon damals das schöne Wort, das er nachher ausgesprochen hat, auf den Lippen: „pas une cheminée!“ Er gab Napoleon auf sein Anerbieten gar keine Antwort, zeigte sich höchst uninteressirt bei der Aufstellung solcher Projecte und ging auf ein anderes Thema über. Aber die Napoleonische Plauderei wurde nicht unbeachtet gelassen. Es war nun klar, daß Napoleon an der Nordostgrenze von Frankreich gleichfalls ein Savoyen und Nizza suche, und bei der Beharrlichkeit, mit der er seine Pläne verfolgte, ließ sich denken, daß er dieselben, wenn auch das erste mal abgewiesen, bloß vertage, keinesfalls ganz aufgebe und, wenn es sein müsse, bis zum Juli 1870 warte. Um so dringender erschien es dem Prinz-Regenten, das Pulver trocken, die Waffe scharf zu halten. Die Reorganisation der Armee mußte, selbst gegen den Willen und die Zustimmung der preussischen Abgeordnetenkammer, durchgeführt, die Reform der deutschen Bundesverfassung, zum Zweck der festen einheitlichen Zusammenfassung der militärischen Kräfte Deutschlands, selbst gegen den Willen Oesterreichs und der Mittelstaaten, vollzogen werden. Dies war die politische Situation, welche vom Beginn des siebenten Jahrzehnts ganz Deutschland beherrschte. Wenige begriffen sie, viele wollten sie nicht begreifen; aber rechnen mit ihr mußte ein jeder. Von der Stellung, welche der einzelne Staat zu ihr einnahm, hing für diesen und für das Ganze viel ab.

Am günstigsten stellte sich offenbar zu dieser, die künftige Größe Deutschlands in sich schließenden Frage Baden. Das kleine Land hat manche Seite derselben richtig begriffen, war aber über die Ziele nicht gehörig unterrichtet, und als bei dem preussischen Verfassungsconflict die Heiligkeit der Abgeordnetenkammer, die Unfehlbarkeit des Parlamentarismus und Liberalismus angetastet wurde, stieg auch in Baden die sittliche Entzündung in ihrem kleidsamsten Purpurroth auf, das Schimpfen über Bismarck wurde auch dort zur Mode, und wie andere Mittelstaaten, so irrte auch Baden einige Zeit in der Dunkelheit umher. Jedoch ist zu constatiren, daß es den Faden nie ganz aus den Händen verlor. Seine innern Verhältnisse, wie sie sich seit dem Bruche mit der Concordatspolitik gestaltet hatten, waren in mancher Beziehung beneidenswerth. Auf dem Throne saß ein Fürst, welcher den entschiedenen Willen, die Bahn des Fortschritts zu wandeln, ein warmes Herz für die Größe Deutschlands hatte und nicht zurückschonte vor persönlichen Opfern, wenn sie der Erreichung dieses Zieles förderlich waren. Die Leitung des auswärtigen Ministeriums hatte Freiherr von Roggenbach, ein Mann, welcher in seinen Reden und seinen Depeschen zeigte, welch freie und feine Auffassung der politischen Lage er besaß. Die Mehrheit der Abgeordnetenkammer ging Hand in Hand mit der Regierung, der Führerschaft Häußers vertrauensvoll sich hingebend; in der Ersten Kammer waren die feudal-ultramontanen Elemente in der Minderheit. Das Volk, den von Frankreich und der Schweiz herkommenden Windströmungen sehr zugänglich, dabei aber echt deutsch, seit den dreißiger Jahren politisch gut geschult, folgte mit Freuden dem Banner, das mit Deutschlands Farben geschmückt war, und ließ sich, wenigstens nach seiner Mehrheit, durch confessionelle Conflicte, wie sie die päpstliche und erzbischöfliche Curie zumeilen als Erisapfel in das staatliche Leben hineinwarfen, durchaus nicht beirren. So zeigte sich in Baden eine seltene Harmonie der politischen Factoren. Dies verlieh der Regierung, besonders auch in ihren auswärtigen Beziehungen, eine erhöhte Kraft. Die Reformprojecte von 1861 und 1863 wurden nirgends so richtig erkannt und gewürdigt wie in Baden. Es waren deren bekanntlich drei: das Beust'sche, das demselben entgegengesetzte preussische und das auf das erste zurückgehende, aber es noch verschärfende österreichische. Das Beust'sche Project ließ die Bundesversammlung bestehen, ließ sie das eine mal in Regensburg, das andere mal in Hamburg tagen, übertrug dort Oesterreich, hier Preußen den Vorsitz, stellte der Bundesversammlung eine Delegirtenversammlung zur Seite, welche ganz nach dem Belieben jener einberufen, vertagt und aufgelöst werden konnte, aller politischen

Debatten sich enthalten und nur zur Berathung der ihr vorgelegten allgemeinen Gesetze berufen werden sollte. Während der Bundesferien sollten der Kaiser von Oesterreich, der König von Preußen und ein dritter erst noch zu wählender Fürst die Bundesexekutivgewalt bilden. Auf dieses am 15. Oct. 1861 vorgelegte Project antwortete am 20. Dec. der damalige preussische Minister des Auswärtigen, Graf Bernstorff, in einer Depesche, worin er jede sämmtliche Bundesmitglieder umfassende Reform für unausführbar erklärte, die Bildung eines engern Bundesstaates im weitem Staatenbunde, wie er bei den Unionsversuchen von 1850 angestrebt wurde, als den einzig richtigen Reformweg bezeichnete und besondern Nachdruck darauf legte, daß bei jeder Bundesreform die realen Machtverhältnisse zum Grunde gelegt und das Gewicht der Stimmen mehr mit dem Gewicht der Leistung, die Größe der Berechtigung mehr mit der Größe der Verpflichtung in Einklang gesetzt werden solle.

Die in der preussischen Depesche niedergelegte Ansicht stand in Uebereinstimmung mit den von dem Freiherrn von Roggenbach und der badischen Abgeordnetenkammer bereits bei verschiedenen Gelegenheiten kundgegebenen Anschauungen. In seiner Depesche vom 28. Jan. 1862 an das dresdener Cabinet sprach sich der badische Minister ganz entschieden für die Bildung eines engern Bundesstaates, für die Gründung einer einheitlichen Centralgewalt und für die Berufung eines deutschen Parlaments aus. Daß damit die Souveränität der Einzelstaaten unvereinbar sei, gab er nicht zu, glaubte vielmehr, daß auf dem ganzen Gebiete der innern Gesetzgebung und Verwaltung die Selbständigkeit und Souveränität der Einzelstaaten ungestört fortbauern könne. Dagegen verlangte er für alle Staatsfunctionen, durch welche politische Macht im Verkehr mit fremden Staaten entwickelt und bethätigt werde, also für das ganze Vertheidigungswesen Deutschlands und für den diplomatischen Verkehr eine einheitliche, im Namen aller deutschen Staaten zu führende, nicht sowol die Machtstellung des einzelnen als das gemeine Wohl aller berücksichtigende Leitung, eine Centralregierung, welche ganz und allein, mit Ausschließung aller Concurrrenz der Einzelstaaten und der Einzelkammern, alle Staatsfunctionen in ihrer Hand vereinige. Und um die Interessen der Einzelstaaten mit denen der Gesamtheit auszugleichen, bezeichnete Freiherr von Roggenbach als das einzige und geeignetste Mittel die Berufung einer ausreichenden, die Bevölkerungen wie die Regierungen der Einzelstaaten umfassenden Vertretung zu constitutioneller, durch das Recht der Bewilligung der Mittel für die Centralregierung wirksamer Controle dieser höchsten Behörde innerhalb ihrer Competenz. Daß durch die Ausführung dieses Projectes der Bundesvertrag von 1815 aufgelöst werde und der Deutsche Bund auseinanderfalle, davon sei keine Rede; denn es stände nichts im Wege, daß dieser engere Bundesstaat „mit allen den Staaten, welche der Ausbildung des deutschen Staatenlebens im eigenen Interesse nicht zu folgen vermögen, voreerst das Verhältniß wechselseitiger Rechte und Verpflichtungen aufrecht halte, welche den materiellen Inhalt des Bundesvertrages von 1815 ausmachen“.

Wie wenig dieses preussische Project, das denn doch endlich, obgleich erst nach blutigem Kampfe, dann aber auch um so glänzender den Sieg davongetragen hat, nach dem Geschmac der Bundesmehrheit war, konnte man, wenn man je über dieselbe eine zu optimistische Anschauung hatte, aus den identischen Notizen sehen, welche Oesterreich und seine getreuesten Anhänger am 2. Febr. an Preußen richteten. Da aber doch irgend etwas gethan werden mußte, um die Wünsche des Volkes, wenn auch nur zum Theil und mehr zum Scheine, zu befriedigen, so stellten am 14. Aug. 1862 Oesterreich, Baiern, Sachsen, Hannover, Württemberg, Kurhessen, Hessen-Darmstadt, Nassau den Antrag am Bundestage, es möchte ein Ausschuß gewählt werden, welcher der Bundesversammlung über die Art der Zusammensetzung und Einberufung einer aus den einzelnen deutschen Ständekammern durch Delegation hervorgehenden Versammlung nähere Vorschläge

made, welcher Versammlung die Gesetzentwürfe über Civilproceß und über Obligationenrecht zur Berathung vorzulegen seien. Am 18. Dec. erstattete der hierfür gewählte Ausschuß Bericht. Die Mehrheit desselben empfahl die Berufung einer Delegirtenversammlung und beantragte die Ausarbeitung detaillirter Vorschläge. Preußen und Baden sprachen dagegen und zwar letzteres mit der Erklärung, daß den berechtigten Ansprüchen des deutschen Volkes auf eine seine Machtstellung wirksam vertretende und seine Interessen nach außen zur Geltung bringende Centralgewalt durch Einberufung einer Delegirtenversammlung nur schlecht entsprochen werde. Dieser Erklärung ließ Baden in seiner Depesche vom 7. Jan. 1863 einen Vermittlungsantrag folgen. Es wollte die Delegirtenversammlung annehmen, aber nur unter der Bedingung, daß ihre Selbständigkeit gewahrt und ihr Geschäftskreis erweitert werde. Diese mit dem Rechte definitiver Beschlußfassung ausgerüsteten Delegirten sollten das Recht haben, sämmtliche bisher von der Bundesversammlung beschlossenen Matricularbeiträge für Bundeszwecke und die Veränderungen und Erhöhung der Contingentätze des Bundesheeres, woraus den Einzelstaaten finanzielle Lasten erwachsen, zu bewilligen. In der Bundestagsitzung vom 22. Jan. 1863 kam der Antrag auf Einberufung einer Delegirtenversammlung behufs Berathung von Gesetzentwürfen über Civilproceß und Obligationenrecht zur Abstimmung. Es traf ihn das verdiente Schicksal. Mit neun gegen sieben Stimmen wurde er abgelehnt.

Nun trat Oesterreich, welches durchaus dem preussischen Rivalen die Initiative in der Bundesreform entwinden und die deutschen Regierungen und Volksstämme für sich gewinnen, beziehungsweise in seinem Interesse ausbeuten wollte, mit einem umfassenden Vorschlage über die Reform der Bundesgesetzgebung in die Schranken, griff auf das Delegirtenproject zurück, schob aber die übrigen Preussischen Vorschläge beiseite und setzte an deren Stelle die von der habsburgischen Hauspolitik dictirten Anträge. Ein Directorium von sechs Fürsten, worunter die vier mittelstaatlichen, welche sehr weitgehende Befugnisse haben und nach einfacher Stimmenmehrheit Beschlüsse fassen sollten, und eine Delegirtenversammlung mit sehr beschränkter Competenz, in welche Oesterreich, obgleich es kaum halb soviel Deutsche hat als Preußen, doch ebenso viele Abgeordnete schicken durfte als dieses, waren, von andern ganz abgesehen, Einrichtungen, bei welchen die dynastischen Gewalten auf eine mit den Ideen des Jahrhunderts unverträgliche Weise zur Geltung kamen, Preußen durch einfache Majorisirung in den Dienst Oesterreichs und der Mittelstaaten herabgedrückt wurde und Oesterreich nicht bloß an die Spitze Deutschlands gestellt blieb, sondern auch, vermöge seiner engen Beziehungen zu den Mittelstaaten, in allen Beziehungen des nationalen und internationalen Lebens die Kräfte Deutschlands zu seinen particularen Zwecken ausbeuten konnte. Ein solches Reformproject konnte sich weder Preußen noch irgendein anderer Staat, der nicht in Oesterreich aufgehen wollte, am allerwenigsten aber das deutsche Volk gefallen lassen. Dies hieß nicht bloß, wie Freiherr von Roggenbach von dem Preussischen Project gesagt hat, dem deutschen Volke statt des Brotes einen Stein bieten, sondern geradezu eine Schlange.

Am 15. Aug. 1863 reiste der Großherzog von Baden zu dem Fürstencongreß nach Frankfurt. Er hatte an dem Minister von Roggenbach, der zugleich mit ihm abreiste, und an dem badischen Bundestagsgesandten Robert von Mohl ebenso einsichtsvolle als patriotische Berather. Der Großherzog erhob zunächst seine Bedenken dagegen, daß so schwierige und bestrittene Punkte nicht, bevor sie der definitiven Entscheidung der Souveräne anheimgestellt würden, die Prüfung der zu einer Conferenz sich versammelnden Minister zu durchlaufen hätten, was ja sogar gleich in jenen Tagen während der Anwesenheit der Souveräne geschehen könnte. Allein Oesterreich und seine Getreuen, welche es ja von Anfang an auf eine Ueberraschung abgesehen hatten, beharrten auf der sofortigen Berathung der vorgelegten Artikel. Der Großherzog nahm an der Discussion

theil und gab seine Aeußerungen und Abstimmungen jedesmal schriftlich zu Protokoll. Als am 1. Sept. die Berathung zu Ende war, wünschte der Großherzog und andere Fürsten im Interesse des Beitritts Preußens eine bindende Abstimmung vermieden zu sehen. Aber Oesterreich bestand auf einer Schlußabstimmung, und die Majorität erklärte, die Versammlung solle sich so lange an ihre Beschlüsse gebunden erachten, bis die bei dem Congreß nicht vertretenen Bundesmitglieder den ihnen mitgetheilten Entwurf entweder definitiv abgelehnt oder ihre Gegenvorschläge eröffnet hätten. Dem konnte der Großherzog nicht zustimmen. In einer ausführlichen Schlußerklärung sprach er sich sowol über und gegen das Ganze, als auch über und gegen einzelne Punkte aus. Er könne, sagte er, nicht stimmen für Errichtung eines von einzelnen Directorialhöfen zu instruirenden Bundesdirectoriums, welches ohne die Schranke constitutioneller Verantwortlichkeit seine Befugnisse auszuüben habe; nicht für das principielle Aufgeben des in den realen Verhältnissen begründeten und in der bisherigen Bundespraxis beobachteten Grundsatzes, daß die beiden deutschen Großmächte ein vorgängiges Einverständniß unter sich hergestellt haben müssen, bevor ein Bundesbeschluß in bestimmten, speciell zu bezeichnenden wichtigen Fragen gefaßt werden solle; nicht für eine aus Delegirten zu bildende Volksvertretung; nicht für die thatsächliche Vernichtung des Zustimmungrechts der Bundesabgeordneten bei Feststellung des Bundeshaushalts; nicht für Ausdehnung der Befugnisse des Directoriums auf das Recht und die Pflicht der Ueberwachung, daß der innere Friede Deutschlands nicht gestört werde, und er stimme, da nach dem österreichischen Vorschlage diese Schlußabstimmung zugleich einen Verzicht auf fernere Geltendmachung der soeben gestellten Anforderungen mit sich bringen würde, nunmehr auch gegen den vorliegenden Entwurf im ganzen. Zugleich sprach er seine Bereitwilligkeit aus, an etwaigen spätern geschäftlichen Conferenzen über die schließliche Festsetzung eines Grundgesetzes des Deutschen Bundes, falls dazu nach erfolgter Verständigung der deutschen Großmächte eine gemeinsame Einladung beider ergehen würde, theilzunehmen, und behielt sich seinen spätern Beitritt „zu dem verbesserten und auf bundesverfassungsmäßigem Wege in freier Vereinbarung mit den gesetzmäßig berufenen Vertretern der Nation zu vollendenden Werke“ vor. So blieb Baden auf diesem Fürstencongreß der Idee eines deutschen Bundesstaats mit Parlament und der Bundesgenossenschaft mit Preußen treu. Das österreichische Reformproject, welches schon an dem Absagebriefe des Königs von Preußen, der in diesen Tagen mit den Ministern Bismarck, Bodelschwingh, Schleinitz in Baden-Baden verweilte, scheitern mußte, verlief in den nächsten Wochen vollständig im Sande, einen Berg von Actenstößen hinter sich lassend als ein lehrreiches Seitenstück zu Shakespeare's „Viel Lärmen um nichts“. Der Schluß des Jahres 1863 ließ Deutschland keine Zeit, über so unzeitgemäße Entwürfe weiter nachzudenken, im Norden pochte es gewaltig an seine Pforte; nicht Worte, sondern Thaten wollte das deutsche Volk sehen, und derjenige, welcher die größten nationalen Thaten aufweisen konnte, wurde schließlich sein Mann.

Wie sehr der Großherzog im Sinne seines Landes gesprochen hatte, zeigte die Dankadresse, welche ihm am 13. Oct. im Namen des ganzen Landes von den Bürgermeistern der sieben bedeutendsten Städte überreicht wurde und worin er als der „Vorkämpfer für eine wahrhaft volksthümliche Neugestaltung Deutschlands“ gefeiert wurde. Als es sich um die Genehmigung des Handelsvertrags handelte, welchen Preußen im Jahre 1862 im Namen des Zollvereins mit Frankreich abgeschlossen hatte, war die badische Regierung eine der ersten, welche ihre Zustimmung aussprachen. Am 26. Juni 1862 erklärte sie dem Landtage ihren Beschluß, dem Vertrage beizutreten, obgleich sie gewünscht hätte, einige besonders nachtheilige Bestimmungen beseitigt zu sehen. Da aber die preussische Regierung keine andere Wahl als die zwischen Annahme oder Ablehnung gelassen habe, so habe sie sich für Annahme entschieden in der Ueberzeugung, daß die Vortheile, welche der Ver-

trag durch Belebung des Verkehrs, Erleichterung und Verwohlfeilerung der Production, Erweiterung des Absatzgebietes und Steigerung der Arbeitsgelegenheit der Gesamtheit bringe, die zu erwartenden Nachtheile weit überwiegen. In der nun eintretenden Zollvereinskrisis suchte Baden eine vermittelnde Stellung einzunehmen und erließ am 1. Sept. 1862 eine Depesche an die bairische und an die österreichische Regierung. In jener warnte Freiherr von Roggenbach vor unbedingter Ablehnung, forderte die bairische Regierung auf, ihre Modificationsforderungen zu stellen, und schlug als letztes Hülfsmittel, eine Sprengung des Zollvereins abzuwenden, die Berufung eines Zollparlaments, nach Art der auch von Baiern befürworteten Delegirtenversammlung, vor. In der zweiten Depesche erklärte Roggenbach, daß Unterhandlungen mit Oesterreich nicht mehr vor, sondern erst nach Annahme des Handelsvertrags mit Frankreich von seiten des Zollvereins möglich seien. Um aber den Beweis zu liefern, daß seinem Festhalten am Vertrage jeder politische Hintergedanke fern liege, sagte Baden seine Mitwirkung zu, „um für die zum Deutschen Bunde (aber nicht zum Zollverein) gehörigen Gebietstheile die Zulässigkeit wechselseitiger begünstigender Behandlung, ohne Verpflichtung sofortiger Generalisirung dieser Begünstigung zum Besten aller meistbegünstigten Staaten, nachträglich zu stipuliren“. Während Baiern, Württemberg, Hessen-Darmstadt, Nassau einige unausführbare Versuche machten, einen süddeutschen Zollverein in Verbindung mit Oesterreich zu gründen, und bis zum September 1864 von den berliner Zollconferenzen sich fern hielten, nahm Baden schon an der Eröffnung derselben theil, welche im November 1863 stattfand.

Ähnlich ging Baden in der italienischen Gesandtschaftsfrage vor. Während der württembergische Nachbar bis zum Februar 1866 wartete, um erst mit der Annahme des deutsch-italienischen Handelsvertrags sich zu der Anerkennung des Königreichs Italien zu verpflichten, ertheilte Baden schon im Frühjahr 1862 einem Consul der italienischen Regierung das Crequatur. Die kirikale Presse kam außer sich vor Entsetzen und sah darin nur das Bestreben des Ministeriums, „Deutschland im fortgeschrittensten Fortschritt voranzugehen“. In der Sitzung der Ersten Kammer vom 26. März 1862 stellte Freiherr von Stozingen hierüber eine Anfrage an das auswärtige Ministerium, nannte Italien ein durch Verrath, Treubruch und jedes schlechte Mittel factisch zu Stande gekommenes, aber völkerrechtlich nicht bestehendes Königreich und sah in der durch die Ertheilung dieses Crequatur ausgedrückten indirecten Anerkennung des Königreichs Italien eine Kränkung eines deutschen Bundesgenossen und der Katholiken des Landes. Hr. von Roggenbach erwiderte: die italienische Regierung habe den Kaufmann Traumann von Mannheim zum Consul ernannt. Dieser habe sich an die badische Regierung mit der Bitte um Genehmigung gewandt, und jene habe keinen Anstand genommen, ihm das Crequatur zu ertheilen. Darin liege aber noch keine indirecte Anerkennung des Königreichs Italien; denn Consuln hätten keinen diplomatischen Charakter, mit der Regierung des Landes weiter nichts zu schaffen, und Traumann habe blos das Recht erhalten, Handelsbeziehungen zwischen beiden Ländern zu vermitteln. Italienische Legitimationsurkunden würden selbst in Oesterreich anerkannt; nur Mecklenburg und Württemberg hätten sich für Zurückweisung derselben ausgesprochen. Ueber die Anerkennungsfrage selbst müsse sich die großherzogliche Regierung die Freiheit ihrer Handlungsweise wahren. Nur ungern ließen sich die feudalen Herren beruhigen. Roggenbach fügte zu ihrem Troste noch hinzu, daß selbst das turiner Cabinet die Ertheilung des Crequatur nicht als Anerkennung betrachte. Noch verdächtiger wurde die Sache den Kirikalen, als wenige Tage darauf ein vom 30. März datirter Brief des italienischen Handelsministers Marchese Pepoli an den Consul Traumann veröffentlicht wurde, worin jener dem neuen Consul dringend ans Herz legte, seinen Landsleuten zu sagen, daß der Handelsbund zwischen Italien und Deutschland be-

rufen sei, die großartigsten Resultate für die Wohlfahrt beider Nationen sowie für die Sache der Civilisation hervorzubringen, und daß derselbe auch von günstigem Einfluß auf die politischen Fragen von Europa sein werde. „Was uns (Deutschland und Italien) trennt“, sagte der Marchese, „ist die Sympathie einiger Regierungen für die gestürzten Dynastien; was uns verbindet, sind die nationalen Interessen. Auf jener Seite ist das Interesse weniger Leute, auf dieser alle Interessen des Handels und der Industrie beider Nationen.“ Diese Stimme fand ein günstiges Echo in den Kreisen der badischen Industrie. Kaum hatte Preußen das Königreich Italien anerkannt, so verlangte der badische Handelsstand, daß Baden dessen Beispiel befolge und dadurch für Belebung eines freien Verkehrs sorge. Sobald die italienische Regierung die Geneigtheit des badischen Cabinets wahrnahm, so that sie in Karlsruhe Schritte, um die Anerkennung des Königreichs Italien und die Herstellung geordneter diplomatischer Beziehungen zwischen beiden Staaten einzuleiten. Darauf theilte die badische Regierung in einer Circulardepesche an ihre Vertreter bei den auswärtigen Höfen ihre Absicht mit, diese Anerkennung eintreten zu lassen. Dem österreichischen Cabinet gegenüber entwickelte sie ausführlich die Gründe, welche sie zu diesem Entschlusse bestimmen mußten, ohne daß sie dadurch in einen politischen Gegensatz zu der in dieser Frage anders denkenden deutschen Großmacht sich setzen wolle. Aber die Spannung zwischen den Höfen von Wien und Karlsruhe, welche seit der Beseitigung des Concordats eingetreten war und durch Badens Haltung in der Reformfrage zugenommen hatte, stieg dadurch auf eine bedenkliche Höhe. Der badische Geschäftsträger in Wien, Freiherr von Edelsheim, hielt, obgleich selbst Großdeutscher, seine Stellung in Wien nicht mehr für haltbar und kehrte im Herbst 1863 nach Baden zurück, und es hatte nicht den Anschein, daß er sobald wieder seinen Gesandtschaftsposten einnehmen werde, zumal da der österreichische Gesandte in Karlsruhe schon seit zwei Jahren durch seine Abwesenheit glänzte. Dagegen erschien am 15. Febr. 1864 der Marquis Udoin im Schlosse zu Karlsruhe, und der Großherzog empfing aus dessen Händen das Schreiben des Königs von Italien, welches jenen als italienischen Geschäftsträger am badischen Hofe beglaubigte. Auf dieses hin beschloß die badische Regierung die Errichtung eines Gesandtschaftspostens in Turin. In der Sitzung der Ersten Kammer vom 23. Mai 1864 griff Graf Verhingen diese Erigenz an und beantragte den Posten zu streichen: die Regierung treibe eine doppelte Politik, in Schleswig-Holstein vertheidige sie die Legitimität, in Italien gebe sie dieselbe preis. Roggenbach, Bluntschli und andere wiesen den von Rückstichten für den Bundesgenossen Oesterreich überfließenden Grafen zurück und erwiderten ihm, die Legitimität werde im Norden vertheidigt, weil sie auf der Nationalität beruhe. Die Erigenz wurde mit allen gegen drei Stimmen angenommen.

Auch gegen das Gesetz über die bürgerliche Gleichstellung der Israeliten, welches die Regierung dem Landtage vorlegte, agitirten die Merikalen. Zahlreiche lithographirte Bittschriften gegen die Annahme dieses Gesetzes wurden im Lande verbreitet. Die Kammern ließen sich dadurch nicht irremachen. Nachdem den Israeliten die politische Gleichberechtigung gewährt war, konnte die gemeindebürgerliche ihnen nicht versagt werden. Die Zweite Kammer nahm am 25. April 1862 einstimmig, die Erste Kammer am 3. Juni mit allen gegen drei Stimmen den Gesetzentwurf an. Fast einstimmig beschloß die Zweite Kammer am 14. Juni 1862, die Regierung zu bitten, daß sie die Zurücknahme der Bundesbeschlüsse über die Presse kräftig betreibe, die Gesetze über Presse, Vereine und Versammlungen einer Revision unterwerfe und die umgeänderten Gesetze den Ständen zur Genehmigung vorlege. Der badische Bundestagsgesandte beantragte infolge dessen am 10. Juni die Aufhebung der Bundesbeschlüsse von 1854 über den Mißbrauch der Presse und des Vereinswesens, und sprach die Ansicht aus, daß die Ordnung dieser Verhältnisse den Landesregierungen überlassen werden solle. Dieser Antrag war nicht nach

dem Geschmack der Bundestagsmehrheit, da sie die Liberalität der heimischen Regierungen so gern mit einem bundestäglichen Feigenblatt bedeckte. Es wurde daher dem badischen Antrage ein ruhiges, kühles Plätzchen im Archiv ausgewählt. Als am 14. Febr. 1863 die Zweite Kammer nach dem Stande der Sache fragte, wurde ihr von Roggenbach erwidert, die Regierung habe in Frankfurt wiederholt gemahnt und werde, falls der Bundestag noch weiter zögere, sich nicht mehr an den Bundesbeschluß kehren, sondern auf dem Wege der Particulargesetzgebung vorgehen.

Zwei Ereignisse waren es, welche in die zwischen der badischen und der preussischen Regierung bestehende Harmonie störend eingriffen. Dieselbe hatte sich in den letzten Jahren hauptsächlich bei den Verhandlungen über die deutsche Reformfrage, über den deutsch-französischen Handelsvertrag und bei den Beziehungen zu Italien gezeigt. Nun aber trat im Herbst 1862 der preussische Verfassungskonflikt in seiner ganzen Schärfe an den Tag, und der Schluß des Jahres 1863 brachte den schleswig-holsteinischen Streit zum Ausbruche. Am 23. Sept. 1862 erfolgte im preussischen Abgeordnetenhanse die Schlußabstimmung über das Militärbudget, und sämmtliche Ansätze für die Armeeorganisation wurden mit 308 gegen 11 Stimmen abgelehnt. Am 24. Sept. wurde Hr. von Bismarck-Schönhausen zum Ministerpräsidenten ernannt, und dieser zog die Budgetvorlage für 1863 zurück, da wol auch in dieser wie in der von 1862 alle Reorganisationsausgaben von der Kammer abgesetzt werden würden. Darauf beschloß am 7. Oct. die Abgeordnetenkammer, die Regierung aufzufordern, das Budget für 1863 sofort vorzulegen, und machte sie darauf aufmerksam, daß es verfassungswidrig sei, wenn dieselbe eine vom Abgeordnetenhanse abgelehnte Ausgabe verfüge. Dagegen lehnte am 11. Oct. das Herrenhaus das von der Abgeordnetenkammer beschlossene Budget ab und genehmigte das ursprüngliche Budget der Regierung. Diesen Beschluß des Herrenhauses erklärte die Abgeordnetenkammer am 13. Oct. für verfassungswidrig und für null und nichtig; die Regierung könne daher keinerlei Rechte aus demselben herleiten. Am Nachmittag dieses Tages fand der officiële Schluß der Landtagssession statt. Bismarck sagte in seiner Schlußrede: „Nachdem der Gesetzentwurf über den Staatshaushaltsetat für das Jahr 1862 in der von dem Abgeordnetenhanse beschlossenen Feststellung wegen seiner Unzulänglichkeit von dem Herrenhanse verworfen worden, findet sich die Regierung in der Nothwendigkeit, den Staatshaushalt ohne die in der Verfassung vorausgesetzte Unterlage führen zu müssen. Sie ist sich der Verantwortlichkeit im vollen Maße bewußt, die für sie aus diesem beklagenswerthen Zustande erwächst; sie ist aber ebenso der Pflichten eingedenk, welche ihr gegen das Land obliegen, und findet darin die Ermächtigung, bis zur gesetzlichen Feststellung des Etats die Ausgaben zu bestreiten, welche zur Erhaltung der bestehenden Staatseinrichtungen und zur Förderung von Landeswohlfaht nothwendig sind, indem sie die Zuversicht hegt, daß dieselben seinerzeit die nachträgliche Genehmigung des Landtages erhalten werden.“ Damals war es auch (in einer Commissionsitzung vom 30. Sept.), daß Bismarck von der Menge der „catilinarischen Existenzen“ in Preußen, von den für einen gesunden Staatskörper „ungünstigen“ Grenzen Preußens und davon sprach, daß „nicht durch Reden und Majoritätsbeschlüsse wie 1848 und 1849, sondern durch Blut und Eisen die großen Fragen der Zeit entschieden würden“.

Was ist das? sagte man in Süddeutschland. Darf eine Regierung so mit einer Volkskammer verfahren, daß sie, um die Beschlüsse derselben sich nicht kümmernd, nach ihrem Belieben fortwirthschaftet, Positionen, welche von der Volkskammer gestrichen worden sind, als verwilligt ansieht, bloß deswegen, weil sie von der Adelskammer verwilligt worden sind, und so über die Hülfquellen des Landes disponirt, als ob Preußen nicht ein constitutioneller, sondern ein absoluter Staat wäre? Diejenigen Liberalen Stüb-

deutschlands, welche nicht in diesem Sinne sprachen, werden zu zählen sein. Nicht bloß in Berlin und dem übrigen Preußen, sondern auch in Süddeutschland und besonders auch in Baden war Bismarck in wenigen Wochen der bestgeschmähte Mann von ganz Deutschland. Gerade in denjenigen deutschen Staaten, wo der Liberalismus und Parlamentarismus sich schon seit Jahrzehnten festgesetzt hatte, fand man die Handlungsweise Bismarck's unerträglich, und man glaubte, daß ein solches Verfahren eines Ministers in Süddeutschland eine Unmöglichkeit wäre. Das letztere mochte wahr sein; aber was in einem süddeutschen Mittelstaate möglich oder unmöglich ist, ist es nicht eben damit auch in einem norddeutschen Großstaate. Die europäische Politik ging ihren Gang fort, ob die Kammern von Baden oder von Württemberg das ihnen vorgelegte Militärbudget um einige tausend Gulden leichter oder schwerer machten; sie nahm aber ein ganz anderes Tempo an, ob sie ein starkes oder ein schwaches Preußen vor sich hatte. Wenn der Kaiser Napoleon seine Phantasien über die Veränderung der Karte von Europa und über das in Frankreich so beliebte Thema der Compensationen in die profaische Wirklichkeit umsetzte, so war weder die Abgeordnetenversammlung in Berlin noch die in Stuttgart oder Karlsruhe im Stande, dem Eroberer halt zu gebieten; nur ein starkes Preußen konnte dies und konnte es um so eher, je besser und stärker seine Armee war. König Wilhelm, welcher mit Napoleon die Unterredung zu Baden-Baden gehabt hatte, mußte recht wohl, was er sagte, wenn er am 23. Oct. einer Deputation erwiderte: „Die Militärreorganisation ist mein eigenstes Werk und mein Stolz, und ich habe daran gearbeitet nach meinen Erfahrungen und pflichtmäßiger Ueberzeugung. Ich werde fest daran halten und die Reorganisation mit aller Energie durchführen; denn ich weiß, daß sie zeitgemäß ist.“ Und Bismarck, welcher fünf Tage, bevor er zum Ministerpräsidenten ernannt wurde, von seinem Gesandtschaftsposten in Paris zurückgekehrt war, hatte aus seinem halbjährigen Studium der dortigen Personen und Zustände, aus seinem Einblick in die Napoleonischen Karten sich so viel gemerkt, daß er seinem „allernädigsten“ König bei seiner Rückkehr sagen konnte, wie sehr derselbe recht habe, wenn er auf der Reorganisation beharre. König Wilhelm und der Ministerpräsident von Bismarck waren zwei Factoren, vor denen, wenn es sich um die militärische Sicherheit und die politische Machtstellung Preußens handelte, auch das Abgeordnetenhaus sich beugen mußte. Es that dies nicht, und wenn der König und sein Minister trotz bessern Wissens und Willens nicht ein neues Olmütz oder Jena über sich kommen lassen wollten, so blieb ihnen nichts übrig, als es auf einen Conflict ankommen zu lassen und mitten im Conflict an ihrem Programm fortzuarbeiten. Außer wenigen Unverbesserlichen gibt es nach den Erfolgen von 1866 und von 1870 und 1871 niemand in Deutschland, der dieser Auffassung widerspricht. Anders im October 1862.

Das officiöse Organ der badischen Regierung, die „Karlsruher Zeitung“, veröffentlichte am 22. Oct., also unmittelbar nach den soeben angeführten berliner Ereignissen, einen Artikel über den preussischen Verfassungstreit, worin es hieß: „Die nationale Bewegung war seit 1859 geneigt, der preussischen Regierung die Führung nach dem großen Ziele unserer politischen Wiedergeburt anzuvertrauen; heute muß nicht bloß der Liberalismus, welcher jede mögliche Garantie für die Volksfreiheit begehrt, es muß ebenso der unbedingteste Anhänger der deutschen Einheit der preussischen Regierung die Fähigkeit zu jener Führerschaft in Abrede stellen.“ In der Sitzung der Abgeordnetenversammlung vom 14. Febr. 1863 erbat sich Häusser das Wort, um vor der Vertagung der Kammer noch auf einen brennenden Punkt, den constitutionellen Conflict in Preußen, hinzuweisen. Es sei dies keine auswärtige Frage, sagte er, sie berühre uns im Gegentheile ebenso nahe wie Preußen, und wir sind berechtigt und verpflichtet, es offen auszusprechen: „Die Fortdauer des Conflicts gefährdet die Sicherheit Deutschlands, sie gefährdet die

Freiheit noch stärker als die Monarchie, sie schiebt die freiheitliche Entwicklung Deutschlands auf Jahre hinaus, sie schneidet tief ein in das Wesen des Constitutionalismus und zerstört die Hoffnung auf eine ruhige Entwicklung der deutschen Zustände. Alle Parteien des Hauses werden in der Hoffnung auf alsbaldige Lösung des Conflicts übereinstimmen und darin, daß diese Lösung in Anerkennung der Verfassung bestehe. Ganz Süddeutschland ist einig darüber, daß die preussischen Volksvertreter ihre Pflicht gethan haben. Ich bitte die Kammer, daß sie dies öffentlich ausspreche.“ Die ganze Kammer, mit Ausnahme von drei Abgeordneten, erhob sich zum Zeichen ihrer Zustimmung.

Diese Kundgebungen der Presse und der Kammer deuteten auf einen tiefen Riß hin, welcher zwischen derjenigen Regierung, welche die Führerschaft in Deutschland übernehmen wollte und sollte, und demjenigen Volke, das gerade ihr diese Führerschaft übertragen wollte, eingetreten war. Gerade die edelsten und einsichtsvollsten Männer unter dem badischen Volke sprachen sich in einer Weise aus, daß man deutlich sah, wie sie zwar immer noch ihre deutschen Hoffnungen auf Preußen setzten, die Verwirklichung derselben aber von dem Siege des Constitutionalismus, wie ihn das preussische Abgeordnetenhaus auffaßte, erwarteten. Der Sturz des „junkerlichen“ Ministeriums vom 24. Sept. 1862 war ihnen gleichbedeutend mit dem Siege der nationalen Idee. Und damit die Kluft sich noch erweitere, kam zu diesen Verfassungsfragen am Ende des Jahres 1863 noch der schleswig-holsteinische Conflict hinzu, bei welchem sich wiederum bald zeigte, wie so ganz verschieden die preussische Regierung und die badische Volksvertretung (im Einklange mit ihrer Regierung) die Sache auffaßten und behandelten. Es kamen für einen badischen Minister des Auswärtigen, welcher im preussischen Fahrwasser sich halten und seinen Schwerpunkt nicht nach Wien verlegen wollte, schlimme Tage, in denen es ihm, zumal da das Cabinet, was die Fragen der äußern Politik betrifft, nicht sehr gleichartig zusammengesetzt war, sehr willkommen sein mußte, einen gleichgesinnten Mann an seiner Seite zu haben. Es traf sich günstig für den Minister von Roggenbach, daß am 23. Sept. 1862 Karl Mathy wieder in den badischen Staatsdienst berufen wurde. Dieser Mann, welcher zu Anfang der vierziger Jahre zu den Celebritäten der badischen Kammeropposition gehörte, im Jahre 1848 in das badische Staatsministerium, am 5. Aug. als Unterstaatssecretär in das Reichsministerium berufen wurde, war nach Auflösung desselben wieder auf seinen badischen Staatsrathsposten zurückgetreten, aber am 8. Juni 1849 bei der Bildung eines reactionären Ministeriums „unter Vorbehalt weiterer Verfügung“ seiner Stelle enthoben worden. Diese weitere Verfügung bestand darin, daß er im März 1853, genau vier Wochen, bevor er fünf Dienstjahre als Mitglied des Staatsministeriums und ebendamit Anspruch auf Ruhegehalt hatte, vom Minister von Müdt die Meldung erhielt, jene Verfügung vom 8. Juni 1849 bedeute die Entlassung aus dem Staatsdienste, und zu einer Wiederanstellung sei keine Veranlassung, als rückständigen Rest seines Ruhegehalts erhalte er noch die auf den Monat Mai bis Juni 1849 fallende Befoldungsrate ausbezahlt. So behandelte das Ministerium den Mann, welcher am 8. April 1848 durch die Verhaftung Fiedler's auf dem karlsruher Bahnhofe den badischen Staat gerettet, sich selbst aber den tödlichen Haß der Demokratie zugezogen hatte. Nach der Entlassung aus dem badischen Staatsdienste führte er auf's neue, wie in den dreißiger Jahren, ein unstetes Leben. Er trat zunächst in die Wassermann'sche Buchhandlung in Manheim ein, betheiligte sich dann bei der Leitung verschiedener Bankgeschäfte in Deutschland, in Köln, Berlin und Gotha und lebte seit 1859 in Leipzig als Director der Allgemeinen Deutschen Creditanstalt. Hier traf ihn im August 1862 die Nachricht, daß der Großherzog ihn in den badischen Staatsdienst zu berufen wünsche. Mathy erklärte sich bereit, einem Rufe Folge zu leisten, aber unter der Bedingung, daß ihm durch die Art und Weise der neuen Anstellung Genugthuung für das

Unrecht von 1853 gegeben werde. Darauf erhielt er am 3. Sept. eine förmliche Einladung zum Rücktritt in den badischen Staatsdienst und die Zusicherung, daß seine Anstellung als Reactivirung bezeichnet und die Berechnung seiner Dienstjahre vom April 1848 festgesetzt werden sollte. Durch großherzogliches Decret vom 23. Sept. wurde er zum Director der Hofdomänenkammer und zum vorsitzenden Mitgliede des Finanzministeriums ernannt. Mit Roggenbach stand er in intimen Beziehungen. Dieser übernahm im Februar 1863, als Staatsrath Dr. Weizel die Präsidentschaft des Handelsministeriums niederlegte, zu seinem bisherigen Amte interimistisch auch noch das Handelsministerium, wol um dasselbe für gelegene Zeit Mathy zu sichern. Diese Zeit kam bald. Am 30. Jan. 1864 wurde Mathy zum Präsidenten des Handelsministeriums ernannt. Diese Stelle bekleidete er bis zum 5. Juli 1866, wo die politischen Verhältnisse ihn auf nur drei Wochen aus dem Cabinet verdrängten. Als Handelsminister sorgte er besonders für Erweiterung des Eisenbahnnetzes, namentlich auch in der Richtung nach Württemberg, was ihm aus militärisch-politischen Gründen geboten schien. Mit der Abgeordneten-kammer kam er nur einmal, als es sich um die Gründung einer badischen Bank handelte, in Conflict. Einige manheimer Unternehmer, welche mit frankfurter Häusern in Verbindung standen, wollten die Sache in ihrem Interesse ausbeuten und gewannen die Kammer für ihr Project. Mathy, welcher die Abhängigkeit des Silbens von den frankfurter Bankhäusern stets beklagte und ein großes, in Verbindung mit norddeutschen Gesellschaften zu gründendes, nicht bloß locales, sondern auch nationales Geldinstitut im Sinne hatte, bekämpfte mit schneidigen Worten auf dem Landtage von 1864 die Engherzigkeit der manheimer Unternehmer und die Zustimmung der schlecht unterrichteten Kammer. Dem Landtage von 1863 wohnte er auch als Abgeordneter bei, für welche Stellung er im Januar in einem eben frei gewordenen Bezirke mit großer Mehrheit gewählt wurde.

Den dänischen Anmaßungen, wie sie sich in dem Patent vom 30. März 1863 zeigten, trat die badische Regierung und Kammer mit aller Energie entgegen. Durch dieses Patent wurde in Uebereinstimmung mit den Forderungen der eiderdänischen Partei Holstein aus dem Gesamtstaate Dänemark ausgeschieden und Schleswig dem Königreiche Dänemark, mit dem es durch eine gemeinsame Verfassung verbunden werden sollte, vollständig einverleibt. Häusser kündigte eine Interpellation hierüber an. Dieselbe kam in der Sitzung der Abgeordneten-kammer vom 24. April 1863 zur Sprache. Als Zweck des Patents bezeichnete Häusser das, daß „dem constitutionellen Dänemark mit Schleswig ein absolut regiertes Colonialland mit Holstein“ gegenübergestellt werden sollte. Damit habe sich Dänemark von den Vereinbarungen von 1851 und 1852, an die es sich längst nicht gekehrt, losgesagt; seien diese für Dänemark nicht verbindlich, so seien sie es auch nicht für Deutschland. Darum sei er gegen eine Bundesexecution, die sich bloß auf Holstein erstrecke; denn dadurch würde nur die Aufrethaltung des Londoner Protokolls erreicht. Der eigentliche Kernpunkt der Frage liege aber nicht in Holstein, sondern in Schleswig. Die einzig richtige Lösung sei, wie dies schon der Großherzog von Oldenburg in seinem Schreiben an den König von Dänemark offen ausgesprochen habe, die Rückkehr zu den alten verbrieften Rechten der zusammengehörigen Herzogthümer Schleswig und Holstein. Minister von Roggenbach erklärte sich in seiner Beantwortung der Interpellation vollständig einverstanden mit Häusser. Er werde daher bei dem Bunde, der glücklicherweise das Londoner Protokoll nie anerkannt habe, dahin wirken, daß die Vereinbarungen von 1851 und 1852 für unverbindlich erklärt würden und daß Deutschland auf das altverbrieftete Recht der Herzogthümer zurückgreife. „Wir sind verpflichtet, eine Schädigung der deutschen Ehre nicht zu dulden! Wir wollen sie makellos der Nach-

welt überliefern!“ In diesem Sinne lautete die in der Bundestagsitzung vom 9. Juli und vom 1. Oct. 1863 von Baden abgegebene Erklärung. Die Regierung, heißt es darin, erkenne nur noch in den unveränderten alten, in den europäischen Verträgen vielfach sanctionirten Rechten die fernere bestehende Grundlage des Staatsrechts der Herzogthümer und dessen künftiger Entwicklung. Sie betrachte dieses Recht wiederhergestellt in allen seinen Theilen, für das Verhältniß der beiden Herzogthümer Holstein und Schleswig unter sich, für die gegenwärtigen und künftigen Beziehungen derselben zu dem Deutschen Bunde und vor allem in Betreff der legitimen in den Herzogthümern allein geltenden Erbfolgeordnung des herzoglichen Hauses.

Nach dem am 15. Nov. erfolgten Tode des Königs Friedrich VII. von Dänemark verkündigte die „Karlsruher Zeitung“ den Regierungsantritt des Prinzen Friedrich von Augustenburg als des legitimen Herzogs von Schleswig-Holstein; der badische Gesandte von Mohl zeigte am 16. Nov. der Bundesversammlung den Regierungsantritt des Herzogs Friedrich an und erhielt von der karlsruher Regierung die Erlaubniß, die angebotene Vollmacht des Herzogs zur einstweiligen Führung der holsteinischen Stimme am Bundestage übernehmen zu dürfen. Er legte am 21. Nov. seine Vollmacht für Friedrich VIII. der Bundesversammlung vor, welche die Prüfung derselben dem vielbeschäftigten holsteinischen Ausschusse überwies. Die Thronrede, welche der Großherzog am 2. Dec. 1863 bei Eröffnung des Landtages hielt, sprach von dem edeln Bruderstamme im Norden, welcher, lange geprüft und bewährt in vielen Leiden, durch das Recht eines zweifellosen Erbgesetzes sich selbst und seinem großen Vaterlande zurückgegeben sei. „Eine einseitig festgesetzte Erbfolgeordnung, welche weder das Recht der Stände noch die Ansprüche der Nationalität beachtet, droht ihn aufs neue dem Verbanne des gemeinsamen Vaterlandes zu entfremden. Meine Regierung hat nicht gezögert zu thun, was das gute Recht fordert, und sie wird auch fernerhin, getragen von der erhebenden Einmüthigkeit aller Parteien, mit Muth und Entschlossenheit die heiligen, aber ernstern Pflichten erfüllen, welche dem deutschen Volke dort erwachsen sind.“ Die Bevölkerung Karlsruhes brachte dem nationalgestimmten Fürsten als Zeichen ihrer dankbaren Anerkennung am Abend des 2. Dec. einen Fackelzug. Am 3. Dec. eröffnete der Alterspräsident Schaaff die erste Sitzung der Zweiten Kammer mit einer patriotischen Rede: „Jetzt handelt es sich darum, ob Deutschlands Ehre gerettet werden, ob Deutschlands Machtstellung Anerkennung finden soll.“ Am 10. Dec. verhandelte die Erste Kammer über eine Antwortadresse auf die Thronrede und billigte einstimmig das Verfahren der Regierung. In der Zweiten Kammer fand die Adressberathung am 12. Dec. statt. Berichterstatter war Häusser. Die Schleswig-Holstein betreffende Stelle des einstimmig angenommenen Adressentwurfs lautete: „Das unnatürliche Band, das die Herzogthümer an Dänemark gefesselt, ist rechtlich durch den Tod gelöst; sie gehören sich selbst und Deutschland wieder an. So will es nicht bloß das seit Jahrhunderten verbrieft Recht des Landes und die nationale Selbständigkeit eines edeln deutschen Stammes, so will es vor allem auch die Sicherheit und die Ehre unsers großen Vaterlandes. Keine fremde Macht und kein fremdes Interesse vermögen davon etwas abzubrechen und jenem Stamme eine Erbfolgeordnung einseitig aufzudrängen, deren Willkür das heiligste Recht der Selbstbestimmung deutscher Länder vernichten würde. Wohl verkennen wir die Schwierigkeiten nicht, die vor allem aus den deutschen Verhältnissen selbst entspringen; aber wir geben auch jetzt nach den beklagenswerthen jüngsten Vorgängen die Hoffnung nicht auf, es werde bei den deutschen Fürsten und Regierungen die Einsicht durchdringen, daß hier eine gleiche Gefahr besteht für die Throne wie für die Völker. Das badische Volk wird standhaft und treu zu Ew. königlichen Hoheit stehen und kein Opfer wird ihm zu schwer sein, wenn es gilt, durch Thaten deutsche Ehre und deutsches Recht voll und ungeschmälert einzu-

lösen.“ Von mehreren Abgeordneten wurde während der Debatte das Verfahren der beiden deutschen Großmächte einer scharfen Kritik unterworfen. Diese hatten sich miteinander darüber verständigt, die Rechte der deutschen Herzogthümer gegen Dänemark nur innerhalb der Bestimmungen des Londoner Protokolls zur Geltung zu bringen, den weiter gehenden nationalen Tendenzen der deutschen Bewegung gemeinsam entgegenzutreten, und erließen am 4. Dec. identische Noten an die Regierungen der übrigen deutschen Staaten, worin sie es für eine Uebereilung erklärten, gegen Dänemark mit einer Occupation Holsteins, auf welche mehrere Staaten antrugen, vorzugehen, und unter Voraussetzungen, über deren Erfüllung mit Dänemark verhandelt wurde, sich immer noch zur Ausführung des Londoner Protokolls bereit erachteten. Unter dem Drucke dieser identischen Note hatte der Bundestag am 7. Dec. den Ausschufsantrag auf Occupation Holsteins verworfen und die sofortige Ausführung der schon am 1. Oct. beschlossenen Execution beschlossen. „Trotz dieser beklagenswerthen Vorgänge“, sagte Häuffer am Schlusse der Debatte, „welche den Gedanken an die Schande von 1851 und 1852 wecken, wollen wir nicht wanken, bis nichts mehr für uns zu thun ist. Die Regierungen werden sich fügen, wenn nicht das heilige Feuer der Begeisterung zum innerlich fressenden Gifte werden soll; wenn sie nicht wollen, daß das bitter getäuschte Volk ihnen einst im Sturm zuruft: Ihr habt die gute Sache verrathen! Jeder setze seine Kraft ein, als hänge alles von ihm ab; denn mit Schleswig-Holstein ist für Deutschland alles verloren.“ Minister von Roggenbach setzte der Sprache der beiden Großmächte als einzige richtige Würdigung „Schweigen“ entgegen und rief: „Wir müssen unsere Pflicht thun! Nur Thaten helfen jetzt, keine Worte!“ Am Schlusse der Sitzung legte Kriegsminister Ludwig unter allgemeinem Beifallrufe einen Gesetzentwurf vor, wonach in Anbetracht der ernstesten Verhältnisse für den Fall einer Mobilmachung ein außerordentlicher Credit von 2,300000 Fl. gefordert wurde. Beide Kammern genehmigten am 15. und 16. Dec. einstimmig diese Creditforderung.

Die Bevölkerung Badens, für politische Fragen so empfänglich, für die Ehre und Größe Deutschlands so voll Begeisterung, war in fieberhafter Aufregung. In allen größern Städten wurden Versammlungen gehalten, in allen Bezirken Ausschüsse gebildet. Um die Kräfte nicht zu zersplittern, wurde in der von 1200 Männern besuchten Versammlung der Schleswig-Holstein-Ausschüsse vom 13. Dec. beschlossen, daß die einzelnen Bezirksausschüsse einen Gesamtausschuß für das ganze Land erwählen sollten, welcher mit dem Centralausschusse von Deutschland, der aus der frankfurter Abgeordnetenversammlung vom 21. Dec. hervorgehen sollte, in Verbindung zu treten habe. An die Regierung wurde die Erwartung ausgesprochen, daß sie im Einklange mit denjenigen Regierungen, welche den Herzog als rechtmäßigen Regenten anerkennen, alle Kraft und alle militärischen Mittel anwenden sollte, um der Anerkennung dieses Rechts factische Geltung zu verschaffen, und daß sie, falls es nicht gelingen sollte, ein solches Einverständnis zu erreichen, der Bildung eines schleswig-holsteinischen Heeres jede Unterstützung zuthheil werden lasse. Die Versammlung in Frankfurt vom 21. Dec. war von 491 Abgeordneten, darunter 43 Badener, besucht. Sie genehmigte ohne alle Debatte einstimmig eine energische Erklärung, in welche die vollständige Trennung Schleswig-Holsteins von Dänemark, unter dem Herzog Friedrich von Augustenburg, gefordert wurde. Die Wahl eines Centralausschusses von 36 Mitgliedern wurde beschlossen und in diesen Häuffer und Bluntschli aus Baden gewählt. Häuffer war auch Mitglied des aus sieben Personen bestehenden Engern geschäftsführenden Ausschusses. Dieses Vorgehen der frankfurter Versammlung fand in Baden allgemeinen Beifall. Die Ehre Deutschlands fand man nur von den Mittelstaaten gewahrt, nicht von den beiden Großmächten, welche particularistischer Tendenzen, einseitiger Wahrung der heimischen Interessen beschuldigt



jenes etwas thue. Den Bund hielt es für unhaltbar, und als Preußen sich anschickte, demselben eine Stütze um die andere zu entziehen, so war auch dieses nicht recht. Obgleich von der Schädlichkeit des Bundes überzeugt, war Baden doch noch zu sehr Bundesmitglied und von mittelstaatlichen Ideen befangen, als daß es gleich den richtigen Standpunkt hätte einnehmen können. Wäre ein liberales und parlamentarisches Ministerium an der Spitze von Preußen gestanden, so wäre der Fall offenbar ein anderer gewesen. Aber dem Ministerium Bismarck, welches mit der Volksvertretung in Conflict lebte, sollte der Kampf um die Ehre Deutschlands, die „Führerschaft“ nicht anvertraut werden. Aber die Minister und Diplomaten sind weniger nach ihrer Vergangenheit als nach ihrer Gegenwart, weniger nach ihren Reden als nach ihren Handlungen zu bemessen. So dachte der badische Handelsminister Mathy. Ihm war es ganz gleichgültig, ob die Herzogthümer durch den Bund oder durch Preußen wieder mit Deutschland vereinigt werden, ob ein neuer deutscher Mittelstaat unter dem Augustenburger oder eine preussische Provinz daraus werde, ob der Mann, welcher all dieses vollbringe, Bismarck oder Twisten oder Birchow heiße: er sah auf die Sachen, nicht auf die Person, auf die realen Verhältnisse, nicht auf die idealen und eingebildeten, und so sagte er, als der Wiener Friede von 1864 geschlossen wurde, endlich einmal doch noch wieder eine deutsche That zu verzeichnen war und die Einheit und Größe Deutschlands am äußersten Horizont aufzudämmern schien: „Herr von Bismarck gefällt mir immer besser.“

Der österreichisch-preussische Antrag vom 28. Dec. 1863, wonach der Bund Dänemark auffordern sollte, das Grundgesetz vom 18. Nov. für Schleswig definitiv wieder aufzuheben, und im Fall der Weigerung das Herzogthum Schleswig als Pfand militärisch besetzen sollte, wurde am 14. Jan. 1864 von der Bundesversammlung verworfen. Auch Baden sprach sich in einem längern Botum dagegen aus, von der Ansicht ausgehend, daß ein solches Executionsverfahren „eine Präjudizirung der schwebenden Erbfolgefrage, in einem nach der Auffassung der badischen Regierung ungerechtfertigten Sinne, enthalte und unabsehbare praktische Verwickelungen in ihrem Gefolge haben müßte“. Als darauf die beiden Großmächte erklärten, daß sie sich wegen ihrer besondern Stellung und wegen der Sache der Pflicht nicht entziehen dürfen, die Geltendmachung der Rechte des Deutschen Bundes in Bezug auf Schleswig in ihre eigenen Hände zu nehmen, protestirte Baden und die Mehrtheit der Mittelstaaten gegen dieses „einseitige“ Vorgehen. An den von Baiern angeregten Würzburger Ministerconferenzen (Baiern, Sachsen, Württemberg, Hessen-Darmstadt, Nassau, Braunschweig, Weimar, Coburg), welche am 18. und 19. Febr. 1864 stattfanden, nahm auch Minister von Roggenbach theil und stimmte den dort gefaßten Beschlüssen zu. Dieselben waren ganz im Sinne der Augustenburg'schen Ansprüche. Es sollte der positive Ausspruch des Bundes in der Successionsfrage so dringend als möglich beschleunigt und am Bunde auf Einberufung der holsteinischen Stände und Verstärkung der Bundestruppen in Holstein durch weitere unter den Bundesgeneral (nicht unter den preussischen) zu stellende Bundestruppen angetragen werden. Infolge dessen stimmte Baden am 3. März 1864 gegen den österreichisch-preussischen Antrag, den Oberbefehl über die Bundestruppen in Holstein dem Oberbefehlshaber der österreichisch-preussischen Armee zu übertragen und zwei weitere Bundescommissare in Holstein durch Oesterreich und Preußen zu bestellen, und stimmte am 12. März für den von der Pfordten'schen Antrag, den Prinzen von Augustenburg als Herzog von Holstein anzuerkennen und seinen Bevollmächtigten zur Führung der holsteinischen Stimme zuzulassen. Aber die Einigkeit der würzburger Allirten hielt nicht lange stand. Es liegt in dem Charakter kleiner Existenzen, sowol Personen als Staaten, bei der Berührung mit hervorragenden Größen leicht aus der Fassung zu kommen. Baden blieb seinem Botum getreu, aber nicht die andern; der Antrag vom 3. März wurde

an den Ausschuß verwiesen, der vom 12. auf eine unbestimmte Abstimmungsfrist zurückgeschoben.

Der Feldzug von 1864 nahm indessen seinen günstigen Fortgang. Die badische Kammer hatte ein wachsamcs Auge auf alle diplomatischen Verhandlungen. Der ermüdbliche Häuffer interpellirte am 24. Febr. 1864 das auswärtige Ministerium darüber, ob Aussicht vorhanden sei, daß die Anerkennung des Herzogs Friedrich in kürzester Frist vom Bunde ausgesprochen werde. Minister von Roggenbach bat den Interpellanten, sich noch mit einiger Geduld waffnen zu wollen. Die badische Regierung thue zwar alles für die Anerkennung des Herzogs, aber die Angelegenheit sei durch das einseitige Vorgehen der beiden Großmächte in eine unberechenbare Bahn gekommen. Statt der ruhigen gesetzmäßigen Entwicklung, welche die badische Regierung am Bunde empfohlen habe, hätten die Großmächte es vorgezogen, auf unbekanntem Wegen unbekanntem Zielen nachzugehen. Der Fortgang des Krieges könne den Stand der Frage täglich verändern. In der Sitzung vom 12. März kam es gelegentlich der „Beiträge zu den Bundeskosten“ zu einer neuen Debatte. Die Ohnmacht des Bundes wurde beklagt und doch wieder alle Hoffnung in dieser Sache auf den Bund gesetzt, der Regierung auch der Rath gegeben, dahin zu wirken, daß die Mittel- und Kleinstaaten zu einem „Rein-Deutschland“ sich zusammenschließen. Roggenbach verwies diese Schwärmer auf die Misserfolge der bisherigen Versuche, warnte auch, von dem Bunde nicht gar zu viel zu erwarten. Bei seiner Gründung habe es sich nicht darum gehandelt, die beste Form zu schaffen, sondern um das, was den stärksten Bundesgliedern das Entsprechendste schien, namentlich was Oesterreichs Planen am meisten entsprach. Doch stehe die schleswig-holsteinische Sache im Augenblicke bereits besser, als man bei der in Deutschland beginnenden Entmuthigung glaube. Der Plan der Personalunion sei durch Dänemarks Trog bereits aufgegeben, das Londoner Protokoll sei im Cours bereits bedeutend gefallen. Häuffer constatirte, daß der Bund, an welchen die Einzelstaaten Mittel und Kräfte verschwenden, schon in Zersplitterung begriffen sei, und prophezeite sehr richtig, daß schon der nächste Sturm das Gebäude über den Haufen werfen werde. Die Großmächte verfolgten eine unklare Politik, bei der aber das Eine klar sei, daß sie nicht wollen, was das Volk wolle. Die verschiedenen auftauchenden Projecte zeigten die Principlosigkeit der Großmächte, und dem gegenüber bestehe die Stärke ihrer (der Nationalgesinnten) Position darin, daß dieselbe klar im Rechte begründet sei. Die Unmöglichkeit einer Trias habe sich neuerdings wieder bei den Würzburger Conferenzen gezeigt. Eine solche Organisation habe keinen Halt und könne sich nur an das Ausland anlehnen. Wenn aber die Wahl so stehe, so gehe er noch lieber mit Bismarck und Neckberg als mit der würzburger Gruppe, hinter der das schmeichelnde Protectorat Frankreichs stehe.

Der Sieg bei Düppel (18. April) und die Eröffnung der Londoner Conferenzen (25. April) brachte in die bereits überall in Deutschland eingetretene Erschlaffung wieder neues Leben. In beiden Kammern wurde des ersten Ereignisses mit patriotischer Freude gedacht und die Besorgnisse hinsichtlich des zweiten nicht verhehlt. Sämmtliche Mitglieder der Zweiten Kammer unterzeichneten am 19. April einen Protest gegen jeden Beschluß der Londoner Conferenz, welcher die unveräußerlichen Rechte der Herzogthümer, über ihr Schicksal selbst zu bestimmen, und die Ehre der deutschen Nation verkennen und verletzen würde. Die Erste Kammer, ihren Präsidenten, den Prinzen Wilhelm, an der Spitze, schloß sich am 25. April diesem Protest an. Roggenbach machte die Mittheilung, daß nun auch Preußen gegen das Londoner Protokoll stimmen werde; daß Baden die Frage der Befchickung der Conferenz bejaht habe, weil die Abwesenheit immer dem Abwesenden schade; daß Baden bei den Verhandlungen über die Instructionen des Bundestagsgesandten auch für die Geltendmachung der Rechte des Herzogs Friedrich gestimmt

habe, aber in der Minorität geblieben sei; daß der Großherzog in einem Schreiben an die deutschen Fürsten diese gebeten habe, in dieser ernstesten Sache mit dem gebührenden Ernste zu handeln. Die beiden Proteste wurden an den Bundesgesandten von Deust nach London geschickt, und dieser konnte in seiner Antwort vom 19. Mai melden, daß er die ausgesprochene Hoffnung, unsere nationale Ehre werde bei der Lösung der schleswig-holsteinischen Frage nicht verletzt werden, theilen könne. Auch gegen die in Baden zur Sprache gebrachte Theilung Schlesiens protestirten beide Kammern und fanden sie nur dann möglich, wenn etwa die Schleswiger selbst die Theilung, als im eigenen Interesse des Landes liegend, für wünschenswerth erklärten. Als endlich diese Besüchtungen durch die Resultatlosigkeit der Conferenz und durch den vollständigen Sieg der deutschen Waffen beseitigt waren, wurde in Offenburg am 7. Aug. eine Landesversammlung veranstaltet und in derselben die Erwartung ausgesprochen, daß nun die deutschen Regierungen am Bundestage die Anerkennung des Herzogs Friedrich aussprechen und ihm die Möglichkeit verschaffen werden, die Regierung nach den Bestimmungen des beschworenen Grundgesetzes der Herzogthümern anzutreten. In dieser Forderung war Regierung und Volk einig. Doch verlor diese dynastische Frage, nachdem die nationale, die Vereinigung der Herzogthümer mit Deutschland, entschieden war, sehr an Bedeutung und Interesse. Bei dem Festhalten Preußens an dem Wortlaut des Wiener Friedensvertrags, wonach die Herzogthümer nicht an den Deutschen Bund, sondern an die beiden Großmächte zurückgegeben waren, war einer Fortsetzung der augustenburger Agitation kein praktischer Erfolg zu prognosticiren, und diese Personenfrage verschwand nach und nach von der Tagesordnung der Volksvertretungen. Andere Fragen traten in den Vordergrund und nahmen fast alles Interesse in Anspruch. In den Jahren 1864 und 1865 war es, wie erzählt werden wird, die Schulfrage, welche die confessionellen Leidenschaften aufs neue entzündete und alle Gewalten in die Schranken rief. Der französische Handelsvertrag wurde nach seiner letzten Redaction am 29. April und 1. Mai 1865 von der Zweiten und Ersten Kammer genehmigt.

Großes Aufsehen erregte das großherzogliche Decret vom 19. Oct. 1865, wodurch der Präsident des auswärtigen Ministeriums, Freiherr von Roggenbach, auf sein Ansuchen seiner Stelle enthoben und der Gesandte am österreichischen und sächsischen Hofe, Freiherr von Edelsheim, unter dem Titel eines Staatsministers zu dessen Nachfolger ernannt wurde. Die Sache wurde noch auffallender, da durch das nämliche Decret der den Merikalen besonders verhaßte Director des Oberschulraths Dr. Knies als Geheimrath und Professor nach Heidelberg versetzt und der katholische Ministerialrath von Seyfried, welchem übrigens der Ruf eines freisinnigen Beamten vorausging, an dessen Stelle berufen wurde. Da Edelsheim für ultramontan galt und zu den Großdeutschen zählte, so war seine Ernennung, die offenbar mit der Versetzung des Directors Knies zusammenhing, ein wahrer Donnerschlag für die nationalgesinnten Männer Badens, für Mathy, den Präsidenten des Handelsministeriums, nicht am wenigsten. Jedermann, der für das Wohl des Staates besorgt war, hatte viele Fragen auf den Lippen und bekam sehr ungenügende Antworten. Zuerst fragte man sich, was denn wol den treuen Kämpfer für die Verwirklichung der nationalen Ideen, den Freiherrn von Roggenbach, zum freiwilligen Rücktritt veranlaßt habe. Er selbst gab in der Sitzung der Zweiten Kammer vom 9. Dec. 1865, welcher er als Abgeordneter angehörte, in Folge einer ausdrücklichen Anforderung folgende Aufklärung: Im Jahre 1860 habe man versucht, in dem Programm vom 7. April ein bestimmtes System zu gründen, dessen Hauptziel sei: Versöhnung der nationalen Bestrebungen in Deutschland mit der freiheitlichen Entwicklung in den Einzelstaaten. Auf ein solches Programm hin sei er Mitglied der Regierung geworden,

jedoch gleich anfangs mit der erklärten Absicht, wieder auszuschcheiden, wenn jenes Ziel nach seinen beiden Seiten hin auf Schwierigkeiten stöße. Er habe nun schon im Laufe der letzten Session die Ueberzeugung gewonnen, daß der Regierung in einer wichtigen innern Frage die volle und ungetheilte Unterstützung im Lande wie in den Kammern fehle. Daher habe er dem Großherzoge erklärt, daß die nach seiner Ansicht nothwendige Prämissen zur Verwirklichung des Programms von 1860 nicht mehr vorhanden sei, und habe darum um seine Entlassung gebeten. Der Großherzog habe in richtigem Verständnis seine Gründe gewürdigt und seiner Bitte willfahrt. Ueber seinen Nachfolger habe er keine Vorschläge gemacht; dies sei Sache seiner frühern Collegen gewesen; der Großherzog selbst habe eine einrige Verwaltung gewollt. Staatsminister von Stabel fügte bestätigend hinzu, Hr. von Roggenbach habe geglaubt, die Regierung besitze nicht mehr das volle Vertrauen der Kammer; die übrigen Mitglieder seien der Ansicht gewesen, daß keine hinreichenden Gründe zum Rücktritt der gegenwärtigen Verwaltung vorhanden seien, und daß man vielmehr die Haltung des künftigen Landtages abwarten müsse; die Regierung halte übrigens an dem Programm von 1860 fest. Staatsrath Lamey, Präsident des Ministeriums des Innern, versicherte, daß nicht die Neigung am Amte festzuhalten, sondern nur die Pflicht ihn und seine Collegen bestimmt hätte, der Ansicht von Roggenbach's nicht beizutreten. Aus diesen Aufklärungen bekam man noch keine klare Einsicht in die bestimmenden Motive. Uneinigkeit in der Schulfrage oder vielmehr Uneinigkeit darüber, wie die ministerielle Behandlung der Schulfrage von der Kammer und von dem Lande aufgefaßt werde, ob mehr oder weniger zustimmend, sollte Hrn. von Roggenbach, den Minister des Auswärtigen, und nicht etwa Staatsrath Lamey, den Minister des Innern, zu dessen Ressort zunächst diese Frage gehört, zum Rücktritt aus dem Cabinet veranlaßt haben, und zwar in einer Zeit, wo jeder sah, daß die deutsche Frage ihrer Lösung und zwar einer gewaltsamen entgegengehe, und daß das Ministerium des Auswärtigen eine viel größere Bedeutung gewinne als das des Innern. In einer solchen Zeit, zwei Monate nach der Convention von Gastein, acht Monate vor dem Ausbruche des preussisch-österreichischen Krieges, trat Hr. von Roggenbach ab, durchaus nicht aus politischen Gründen, sondern rein wegen der Schulfrage, die er vielleicht anders als seine Collegen behandelt wissen wollte, die aber im Sinne der Mehrheit der Kammer und im Geiste des Programms von 1860 behandelt wurde. Diese Erläuterungen erregten Kopfschütteln. Bluntschli, welcher durch seine Interpellation in der Ersten Kammer die in der Zweiten veranlaßt hatte, war nach den Erklärungen Roggenbach's und Stabel's aufrichtig genug, seine Wahlverwandtschaft mit dem Apostel Thomas zu constatiren. Er erwiderte, „dies“ glaube er nicht; die angegebenen Motive könnten mitgewirkt haben, seien aber sicherlich nicht die entscheidenden gewesen; von wirklicher Entscheidung seien die politischen Verhältnisse. Roggenbach habe jede Phase der schleswig-holsteinischen Frage benutzt, wo sich ein Ineinandergreifen des Volksgeistes mit einer großen Machtentwicklung habe erhoffen lassen, und er habe erst dann die Activität aufgegeben, als sie in ein wesenloses Demonstrieren und Protestiren sich hätte verlieren müssen.

Wir dürfen wol noch etwas weiter gehen als der ungläubige Bluntschli, welcher als Grund des Rücktritts die Erfolglosigkeit aller nationalen Bestrebungen, wie man es damals nannte, annahm. Auch das ist kein ausreichender Grund, da der Minister eines der Mittelstaaten nicht erwarten kann, daß seine Stimme gegenüber der einer Großmacht ankömmt. Aber um sein Verhältniß zu dieser Großmacht wird es sich wol gehandelt haben. Bergegenwärtigen wir uns die politische Situation vom October 1865 und werfen wir zugleich einen Blick rückwärts und vorwärts. Was war von Anfang an das Ziel der schleswig-holsteinischen Politik Roggenbach's? Ganz entschieden nichts anderes

als die Errichtung eines unabhängigen Mittelstaates unter dem Herzoge Friedrich VIII. Wie stand aber damals die Sachlage? Nach Bismarck's Februarbefehle von 1865 und nach der Gasteiner Convention war niemand darüber im Zweifel, daß Preußen es lieber auf einen Krieg mit Oesterreich und dem übrigen Deutschland ankommen lasse, als daß es den Augustenburger als souveränen Herzog anerkenne und dieser schleswig-holsteinischen Regierung und Volksvertretung das Recht zuspreche, die Gewährung der Februarforderungen von seinem eigenen Belieben abhängig zu machen. Was waren also die nächsten Aussichten für Roggenbach? Entweder Zustimmung zu den preussischen Plänen und ebendamit vollständige Verleugnung all seiner Schritte zur Wahrung der Rechte des Prinzen, der Volksvertretung und des Deutschen Bundes, oder Beharren auf diesem Standpunkte und ebendamit Theilnahme an allen gegen Preußen gerichteten Maßregeln, selbst am Kriege. Welche von beiden Alternativen konnte Roggenbach wählen? Keine, und stärkerlich die zweite noch weniger als die erste. Er hatte sich sozusagen mit dem „Herzog“ Friedrich zu tief eingelassen, um ihn nun gänzlich aufgeben zu können, und er war, wie sein Freund Mathy, zu national gesinnt, um Preußen, den Hort Deutschlands, aufzugeben. Somit blieb ihm, wenn er der unerbittlichen Logik der Thatsachen entgehen wollte, nichts anderes übrig als der Rücktritt.

Unerklärlich aber blieb die Berufung des Freiherrn von Edelsheim. Wie konnten die Collegen Roggenbach's jenen Mann dem Großherzoge vorschlagen? Was war von dem ganzen Ministerium zu halten, wenn es durch den Eintritt Edelsheim's, nach dem Wunsche des Großherzogs, ein einiges wurde? Jetzt erst stand man vor einem Räthsel. Die officiöse Presse mochte sagen, was sie wollte: von einem bloßen Personenwechsel war keine Rede. Das zeigte sich bald. Die badische Politik hat schon manche Wandlungen durchgemacht und durch rasche Sprünge die Welt überrascht. Sie schien an einer neuen Haltestation angekommen zu sein, und die Passagiere wunderten sich, daß die Locomotive „Edelsheim“, welche doch hinten angespannt war, den Zug führen sollte. Mathy wurde es von Tag zu Tag unbehaglicher.

# Kurzgerichte.

## Dritter Artikel.

### Weltweine.\*)

So viele verschiedene Sorten und Lagen des edeln Weines es auch geben mag, so sind doch nur sehr wenige davon in den allgemeinen Weltverkehr übergegangen. In der That sind es nur drei, deren Ruf über die ganze Erde verbreitet ist: Portwein, Madeira und Champagner. Diese kennt und trinkt man überall: in Petersburg wie am Cap der guten Hoffnung, in Newyork wie in Yokuhama. Sie verdienen daher allein die ehrenvolle Bezeichnung „Weltweine“, und werden von andern hinsichtlich der Verbreitung bei weitem nicht erreicht. Zunächst kommt ihnen der französische Bordeauxwein, der Claret, wie die Briten ihn nennen, sodann der spanische Sherry und der Malaga; weit nach steht diesen der Rheinwein, der „Sod“, so getauft nach der vielfach mißbrauchten, den Ausländern geläufig gewordenen Etikette „Hochheimer“. Alle übrigen Weine, so edel und werthvoll sie an und für sich sein mögen, haben doch nur einen geringen Verbreitungsbezirk; wenn man auch ihren Namen kennt, so sind sie doch nicht, oder nur ausnahmsweise, im Handel käuflich, während die Weltweine überall zu kaufen sind, gleichviel, ob echt oder gefälscht. Der älteste und am frühesten berühmt gewordene unter ihnen ist der Madeira, der unter dem Namen „Sect“ — unter welchem übrigens sämmtliche Weine der Canarischen Inseln begriffen wurden — schon im 16. Jahrhundert das Festgetränk aller Welt und der bevorzugte Liebling der Feinschmecker war. Der damals blühende portugiesische Handel trug zur Verbreitung des Canariensects in allen Welttheilen vieles bei, mehr aber noch die ihm innewohnende Eigenschaft, daß er alle Klimate verträgt, in der Brüttegut des Aequators sich sogar veredelt, und eine längere Dauer besitzt als jeder andere Wein. Merkwürdigerweise vernachlässigten die Portugiesen, während sie die Nebenschätze der atlantischen Inseln ausbeuteten, das einheimische Product ihres Festlandes; den Portwein haben zuerst die Engländer entdeckt, um nicht zu sagen erfunden. Zwar waren immerhin schon früher die Weine des Dourothales bekannt, sie traten aber erst mit Beginn des 18. Jahrhunderts in den Export und wurden von der Mitte desselben an, seit Bildung der vom Marquis von Pombal gegründeten „Alto-Dourocompagnie“, zum „Wein“ der Briten, welche bekanntlich lange Zeit keinen andern Wein kannten und achteten als das spritreiche Kunstproduct „Port“. Er folgte ihnen in ihre Colonien und gewann so Herrschaft neben dem Madeira, zumal er

\*) Vgl. „Kurzgerichte“, erster Artikel: „Die Auster“, in „Unsere Zeit“, Neue Folge, IV, 2., 177 fg., und zweiter Artikel: „Kaviar und Genossen“, V, 2., 377 fg.

noch mehr wie dieser als ein Stomachicum gilt, welches minder stark und schädlich wirkt als der Branntwein. Der jüngste Weltwein ist der Champagner, allein er hat seinen Genossen weitaus den Rang abgelaufen und bringt selbst in entlegene Gegenden, wo jene nicht einmal dem Namen nach bekannt sind. Die allgemeinere Verbreitung des Champagners hat erst in den zwanziger Jahren des 19. Jahrhunderts begonnen, aber zugleich mit der Production — und der Nachbildung — einen ungemein großen Aufschwung gewonnen. Er ist ein Wein, der den Sinnen mehr schmeichelt als jeder andere; schon die Explosion der Kohlensäure erregt das Gemüth und der süß prickelnde Geschmack sagt den meisten Menschen, und zwar jedem Geschlecht, in gleichem Maße zu, was bekanntlich nicht von den übrigen Weinen gesagt werden kann. Ein besonderes Prestige hat der Champagner dadurch erhalten, daß die Mohammedaner ihn nicht als „Wein“, sondern als eine Art Limonade betrachten und demgemäß herzhast trinken; Verfasser hat in ganz Aegypten, bis nach Nubien hinein, in jedem einigermaßen stattlichen Dorfe Kaufläden angetroffen, in welchen Champagner zu haben war. In China und Japan ist er zum stehenden Einfuhrartikel geworden, in den Shops der californischen Minenbistricte ist er ebenso zu finden wie auf Hawaii oder in den sibirischen Städten, wobei freilich meistens die Flagge die Waare deckt, d. h. die Etikette der Flasche deren Inhalt zum Champagner macht. Die Weltweine sind nur Luxusgetränke und zwar im vollsten Wortsinne. Wo und wie sie erzeugt werden, ihre Behandlung, ihre Natur, ihr Wesen, ihre Stellung in der Volkswirtschaft — das übersichtlich zu erörtern soll Aufgabe der nachfolgenden Blätter sein.

#### 1) Madeirawein.

Ein Kelch guten Madeiras ist eine herzerfreuende Gottesgabe. Französische Weine mögen das Fleisch im Magen einpöckeln, aber der Canariensect ist der wahre Verdauungsbeförderer; er schafft nicht bloß gutes Blut, sondern er nährt auch. Und daher kann auf den Madeira eher als auf alle andern Weine der lustige Syllogismus bezogen werden: „Good wine makes good blood, good blood causeth good humours, good humours cause good thoughts, good thoughts bring forth good works, good works carry a man to heaven — ergo good wine carrieth a man to heaven.“ („Guter Wein schafft gutes Blut, gutes Blut bringt ein gutes Gemüth, ein gutes Gemüth erzeugt gute Gedanken, guten Gedanken folgen gute Werke, gute Werke führen den Menschen zum Himmel — ergo leitet guter Wein die Menschen zum Himmel.“) Diese Lobrede auf den bevorzugten Wein der atlantischen Inseln stammt aus der Feder des alten britischen Geschichtschreibers Howell. Zu seiner Zeit war der Malmsley — das englisch corrumpirte Wort für „Malvasier“, womit gewöhnlich der süße Madeira bezeichnet wurde — das vornehmste Getränk; man kannte in Großbritannien fast keinen andern Wein als den von der Madeiragruppe und den Canarien. Wie sehr eingebürgert er war, beweisen zahlreiche Stellen in Chroniken und Dichtern; nicht die mindestberühmten, darunter jene aus Shakespeare's „Heinrich IV.“, aus welchen wir erfahren, daß die Gallow Sect damals 2 Sh. 10 P. gekostet hat, und daß man ihm öfters Eier und Gewürz, auch Kalk zur Entfäuerung zusetzte; „ich will keinen Hühneramen in meinem Gebräu“, grollt der wackere Falstaff, oder, als Kenner: „In dem Glase Sect ist auch Kalk; es ist nichts als Schurkerei zu finden bei den elenden Menschen.“ Daß zu jener Zeit der atlantische Inselwein ganz allgemein bekannt war und getrunken wurde, bezeichnet auch sein Vulgärnamen „Sack“, wie Shakespeare und andere schreiben. Man liebte im Norden vorzugsweise starke, feurige Weine; das aber sind oder waren vielmehr diejenigen von Madeira beides in hohem Grade. Der echte Madeira ist ein heller oder tiefer braunsteinfarbiger, fast goldig schimmernder Saft von ganz eigenthümlich angenehmem Geschmack,

der Geist, Gewürz, Feuer vereinigt und jenes leise Stechen auf der Zunge und im Gaumen hervorbringt, welches Kenner so sehr zu schätzen wissen. Diejenige Sorte, welche am meisten in den Welthandel kam, war der „trockene Madeira“, „Dry-Madeira“, ein Wein, dessen Zucker sich sämmtlich oder doch annähernd in Alkohol umgewandelt hat. Am höchsten wurde er geschätzt, wenn er einmal oder mehreremal die Linie passirt hatte; man sandte zu diesem Zwecke die Fässer nach Westindien und glaubte nach der Rückkehr das Product höchlich veredelt. Denn in Wirklichkeit konnte die Verbesserung nur in seltenen Fällen und besonders dann constatirt werden, wenn der Wein vor der Reise einen größern Spritzusatz erhalten hatte. Dieser aber wurde dem Madeira regelmäßig gegeben, wie denn überhaupt alle drei Weltweine weit eher Kunstproducte zu nennen sind als reines Naturerzeugniß. Von den trockenen Madeiraweinen hießen die ausgezeichnetsten Sorten Sercial, adstringirend, anfänglich etwas rauh, spät reisend, und Boal; ersterer soll aus rheinischen Rieslingtrauben erzeugt worden sein. Dem Dry-Madeira gegenüber steht der schmalzige, süße Malmsey oder Madeiramalvaster, ein hochgeistiger Liqueurwein, der nur in einer ganz beschränkten Lage an der Südküste der Insel gedeiht und dessen besseres Product niemals in den Handel gelangt, da es der Krone Portugal angehört. Die Rebe, woraus der Malmsey gewonnen wird, soll von der Insel Candia stammen und ist die bekannte griechische Malvasiertraube; der trockene Madeira wird aus der Bidognattraube gepreßt. Zu Weißweinen wurden außerdem noch verwendet die Bagonal-, die Escanagao-, eine Muskateller- und eine Alicantetraube. Die Insel producirt übrigens auch Rothweine, welche den Charakter der gewöhnlichen portugiesischen Weine, der „Consumos“ haben, aber in geringerer Menge und Güte. Aus Chalkpeare wissen wir, daß man schon früher zwischen Sect und Madeira unterschied, außerdem aber auch noch den Inselwein „Batarde“ kannte, welcher heutzutage noch gewonnen wird; derselbe „brown bastard“ war aber kein „Muskatwein“, wie Tiedt kedlich übersetzt hat, sondern ein hellrother, geringer Madeirawein aus der „Bastardtraube“; andere rothen Sorten heißen Tinta, Negramol und Ferral. Die besten Weinelagen der Südküste der Insel sind nach den königlichen Besitzungen diejenigen von Fago de Pereira; sodann folgen die Weinberge von Calheta, Porto da Sol, Arco da Calheta, Ribeira Brava, Cama de Lobos, Estreto, São-Antonio und São-Martinho. Die Weine auf der Nordseite der Insel waren von untergeordneter Qualität und wurden meistens zur Cognacbereitung destillirt; gegenwärtig hat der Weinbau hier gänzlich aufgehört. Damit der Madeirawein seine ganze Vollkommenheit erreiche, muß er zehn Jahre im Fasse und danach zehn Jahre auf Flaschen lagern, dann erst ist er reif. Um diesen Proceß zu beschleunigen, wendet man auch das „Feuern“ an, indem man die Weinmagazine künstlich erhitzt; allein die Naturreife ist immer vorzuziehen. In ihrer Jugend sind selbst die edeln Madeiraweine streng und rauh, die trockenen daneben stark adstringirend, sodaß sie kaum genießbar sind; erst allmählich werden sie, unter Absehung von bedeutendem Niederschlag, milder und harmonischer. Einem jeden für den Export bestimmten Madeirawein wird Sprit zugesetzt, um ihn haltbarer zu machen, doch ist dieser Zusatz nicht bedeutend; er beträgt eine halbe bis eine Gallone auf die portugiesische Pipe ( $2\frac{1}{4}$ — $4\frac{1}{2}$  auf 500 Liter) zum Most — in mosto; ebenso viel nach der Gärung — in limpo — und später bei dem ersten Abzuge; auch vor dem Export pflegt man dem reifen Weine noch eine Gallone Cognac auf die Pipe zu geben. Oft ist die Qualität des letztern eine geringe, sodaß der Wein dadurch einen brenzlichen Angeschmack bekommt. Die Preise der abgelagerten Madeiraweine blieben bei der nicht bedeutenden Production immer ziemlich constant; sie wirtheten sich im Durchschnitte der letzten guten Ernten folgendermaßen: Malmsey oder Malvazia 75—85 Pfd. St. per Pipe; Boal im gleichen Preise; Sercial 70—80 Pfd. St.; Dry-Madeira 25—50 Pfd. St., letzteres, wenn er die Linie passirt

hatte, also „Vino de roda“, „gereifter Wein“ war. Von dem rothen Madeira gelangte nur der Tinta oder Inselburgunder, zum Preise von 60—70 Pfd. St. per Pipe, in den auswärtigen Handel. Danach wäre die Literflasche des besten trockenen Madeira auf 20 Sgr. oder 1 Fl. Silber im En-gros-Handel zu stehen gekommen, während sie im Detailverkauf nicht unter 2 Thlr. echt zu haben war. Uebrigens gab es nur in England, und auch dort selten genug Männer, welche einer ganzen Flasche Madeira auf einen Sitz gewachsen waren. Denn er ist einer der stärksten, schwersten Weine, mit 16—20 Proc. (nach Johnston mit 17—22 Proc.) Alkoholgehalt. Deshalb ist denn auch der Madeira ein sogenannter „Frühstückswein“ oder „Vorwein“; er wird vorzugsweise zur Magenstärkung, zur Stimulirung getrunken. Bei der Tafel wird er in kleinen Kelchen nach der Suppe servirt; als Zwischenimbiß gilt in den höhern Kreisen der Gesellschaft ein Glas Madeira mit Biscuit für ebenso gesund als decent; als coup de l'étrier, auf der Jagd, der Eisenbahnstation u. s. w. ist er stets am Platze gewesen. Er ist einer derjenigen Weine, welche sich leichter kosten als trinken lassen. Die Wirkung des Madeira auf den menschlichen Organismus ist eine entschieden tonische; er wird in dieser Hinsicht nur von dem Portwein übertroffen. Zugleich ist sie sehr rasch, fast augenblicklich fühlbar, sodas er in Schwächezuständen als promptes Weckmittel dient. In solchen Fällen thut ein starker, feurriger Wein oft Wunder; während die erschöppte Natur sich nur ungern zur Annahme von substantiellen Nahrungsmitteln zwingt und davon wenig Erfolg verspürt, bringt sie ein Glas Wein oder auch Branntwein fast immer sofort wieder zur Thätigkeit und Erfüllung ihrer Functionen. Auf die Wirkung des Madeira ist natürlich die Sorte oder das Verhältniß seiner Bestandtheile von Einfluß. Während der Malmsey in der Unze 56—66 Gran Zucker enthält, besitzt der Dry-Madeira höchstens 6—20 Gran; der erstere ist daher ein eigentlicher Liqueurwein oder Süßwein, während der letztere um so trockener erscheint, je geringer sein Zuckergehalt ist. Hinsichtlich seines Säuregehaltes steht der Dry-Madeira in der Mitte zwischen Rheinwein und dem spanischen Xeres, dem mindestsauern unter allen Trockenweinen. Bekanntlich ist kein Wein gänzlich frei von einem veränderlichen Gehalt an freier Säure, welche Weinstein-säure ist, die sich schon in der Traube als Weinstein oder zweifach weinsteinsaures Kali gebildet hat. Der letztere scheidet sich bei dem Lagern in Flaschen oder Fässern allmählich von der Flüssigkeit aus und setzt sich an deren Wänden als Rahm, Schlamm, Kruste oder rohen Weinstein an. Durch längere Aufbewahrung verlieren daher gute Weine viel von ihrer Säure und es wächst demnach mit jedem Jahre ihres Alters auch im Verhältniß ihr Werth und ihre Güte, aber nur bis zu einem gewissen Grade; sobald dieser überschritten wird, verliert der Wein seine lebenswürdigsten charakteristischen Eigenschaften. Der Madeira pflegt sehr viel abzufegen; wenn er auf Flaschen lagert, muß er daher von Zeit zu Zeit decantirt, d. h. so vorstichtig umgefüllt werden, daß der Niederschlag in der Flasche zurückbleibt. Es gehört eine ruhige, geübte Hand dazu; sicherer ist die Anwendung eines Decantirapparates, der einfach und billig genug ist, um seine Anschaffung für einen so kostbaren Wein lohnend zu machen.

Schwerlich gibt es einen andern Wein, welcher so viel verfälscht oder nachgemacht worden ist und wird als der Madeira. Von dem Capmadeira, welchen die Holländer, solange sie im Besitze des Cap der guten Hoffnung waren, vielfach erzeugten und nach England exportirten, soll hier nicht geredet werden; Baron Baerst stellt ihn in seiner „Gastrosophie“ dem besten Inselmadeira gleich und behauptet, früher habe er sich in allen guten Kellern gefunden; das ist jedoch seit lange nicht mehr der Fall, im Gegentheil sind die sehr stark mit Spirit versetzten südafrikanischen Sherrys und Ports geradezu verrufen. Etwas ganz anderes ist es mit dem „Elbemadeira“, dieser ist eine entschiedene Pantscherei, welche in Magdeburg und Hamburg fabrikmäßig ausgeübt wird. Man

verwendet dazu alte Weißweine (die österreichischen eignen sich sehr gut dazu), welche einen Zusatz von Spirit nebst einem weingeistigen Extract aus grünen Nusschalen, vielleicht auch etwas Candisliqueur erhalten und dann gut geseuert werden, um ihnen den Anschein des Alters zu geben. In Frankreich fertigt man Madeira aus Eider, welchen man stark mit Honig versetzt, darauf kocht, abschäumt und filtrirt; die so gewonnene Flüssigkeit wird in ein Faß gefüllt, erhält den gehörigen Spritzzusatz und ist in fünf bis sechs Monaten reif zum Abziehen auf Flaschen. Es gibt noch eine Menge von Recepten zur Anfertigung von falschem Madeirawein, die mitgetheilten mögen aber genügen. Neuerdings ist man übrigens von der reinen Fabrication um so mehr abgekommen, je reichlicher Surrogate zu Gebote stehen. Als solche gingen unter der klingenden Etikette „Madeira“ von jeher vornehmlich die Weine aller übrigen atlantischen Inseln — die „Canariensecte“ von Teneriffa, Canaria, Langerote, Fuertaventura, Palma, Gomera und Ferro, sodann der Vino passado und der Vino seco von den Azoren, besonders der Insel Pico, durch die Welt. Allerdings haben diese Weine ein geringeres Arom und Parfum als der echte Madeira, allein man hilft ihnen theils durch Zusätze, z. B. von Ananasschalen und Spirit nach, theils haben überhaupt nur wenige Menschen in der Welt jemals echten, unverfälschten Madeira getrunken. Da die Weinproduction der übrigen atlantischen Inseln gleich derjenigen Madeiras aber seit 20 Jahren bedeutend gesunken ist, so wurde auch ihr Product von dem Markte verdrängt durch den spanischen Sherry, welcher entweder den Madeira wirklich ersetzt, oder ihm ähnlich gemacht und unter seiner Etikette verkauft wird. Die Sherries, welche die Engländer in „natürliche“ und „künstliche“ theilen (natural Sherry und Sherry schlichtweg, da man jeden Sherry für ein Kunstproduct zu halten berechtigt ist), wachsen in dem District von Cadix und heißen eigentlich Xeresweine, von der Stadt Xeres de la Frontera, auf deren Albariza-Höhenzügen die besten Lagen sind. Es gibt zahllose Sorten dieser Weine, unter welchen die edelsten „Doctores“ heißen. Sonderbarerweise nennt man auch an der Mosel vorzügliche Weine „Doctor“, und von der Mosel brachte notorisch der deutsche Weinbauer Peter Simon (Pedro Ximon, woraus die Tradition den Cardinal Pedro Ximenez gemacht hat) im 16. Jahrhundert die Rebe nach Cadix, welche den Xereswein liefert. Es soll die Weißelben- oder Elblingtraube, diese aber wiederum von Madeira aus an die Mosel gekommen sein; so erzählt wenigstens der valencianische Historiograph Balcercellos. Der Natursherry ist ein trockener Blauwein von tiefer Bernsteinfarbe, voll Geist, mit feinstem Parfum, eigenthümlich gewürzhaftem Wohlgeschmack und von anregender, gesunder Wirkung. Allein selbst dem reinen Product wird vor dem Export nachgeholfen, indem man ihm gekochten, vor der Gärung zur Syrupconsistenz eingedickten Most zusetzt, der ihm brillante Färbung, zugleich Süße und größere Weichheit sowie alle Kennzeichen höhern Alters verleiht. Sämmtlicher für die Ausfuhr bestimmte Sherry bekommt Spirit; da das Product der 36000 Morgen Weinberge, die der Xeresbezirk umfaßt, für die Consumption bei weitem nicht hinreicht, so wird die Fabrication im Großen betrieben. Ihre Sitze sind die Städte Marseille und Gette, besonders die letztere, welche aus den geringern spanischen Weinen überhaupt jeden bekannten Wein der Erde auf Bestellung liefert, und in dieser Branche ebenso unerreicht ist als große Geschäfte macht. Der meiste echte und unechte Sherry geht nach England, wo er gesuchter ist als jeder andere Wein; der Verbrauch beträgt von diesem Artikel daselbst 45 Proc. der gesammten Einfuhr, während auf den Portwein 25 Proc. entfallen. Eingeführt hat den Sherry in Großbritannien erst um das Jahr 1812 oder 1815 der damalige Kronprinz, später Georg IV., bekannt als der „erste Gentleman von Europa“, welcher behauptete, „der verdamnte Madeira bringe ihm die Gicht, er wolle es daher mit dem Xeres versuchen“. Von diesem Ausspruche an begann der Sherry den Madeira, zuerst unter den „obern Zehntausend“, dann allgemein im Vereinigten König-

reiche zu verdrängen. Neuerdings ist ihm dies allenthalben in der Welt gelungen. Denn der Madeira wächst nicht mehr, oder ist doch seit einer längern Reihe von Jahren nicht mehr gewachsen, so daß, was in dem letzten Decennium unter seiner Etiquette verläuft und getrunken worden, sicherlich kein echter Wein gewesen ist. Der Jahresertrag der Weinernte betrug früher gegen 25000 Pipen, von welchen aber blos 7—9000 Pipen zum Export gelangten. Seit dem Jahre 1840 sank aber die Production in auffallendem Maße; sie betrug 1842—43 nur noch 14—15000 Pipen, und der früher mit 2 Mill. Thln. nicht zu hoch bezifferte Durchschnittswerth des Exports war um die Hälfte vermindert. Die Ursache lag sowol in einer veränderten Geschmacksrichtung, namentlich in Großbritannien, wo mittlerweile der Portwein zur Herrschaft gelangt war, als auch in einer eigenthümlichen Verschlechterung des Products selbst in Quantität und Qualität; es gab keine guten Weinjahre mehr auf der Insel, und der Preis sank so rapid, daß man zuletzt die Pipe für 5 Pfd. St. kaufen konnte. Im Jahre 1852 kam endlich das Uebel zum vollständigen Ausbruche; die Traubentrunkheit — der Schimmelpilz *Oidium Tuckeri* — überfiel sämmtliche Weinberge der Insel und vernichtete in beispielloser Weise die ganze Ernte bis auf die letzte Weintraube. Da sie in den nächsten Jahren mit gleicher Heftigkeit auftrat, so griff die Muthlosigkeit so allgemein um sich, daß man den Weinbau in Madeira gänzlich aufgab und sich der Cultur des Zuckerrohrs zuwandte. Mit Ausnahme des Jahres 1856, in welchem bei Ponta del Gaba und Arco de São-Jorge, wo die Reben sorgsam an niedern Spalieren dicht am Boden gezogen und nicht an Pfähle geheftet werden, etwa 200 Pipen Wein gemacht wurden, producirte die Insel bis Ende 1857 gar keinen Wein. Der für Besizer und Weingärtner dadurch erwachsene jährliche Entgang wurde auf mehr als 230000 Pfd. St. angeschlagen. Von 1858 ab begannen schüchternere Versuche mit der Wiedereinführung des Weinbaues und seit 1864 ist ein beträchtliches, stetiges Aufsteigen ersichtlich. War die Ernte 1865 gegen 2000 Pipen, so näherte sie sich 1866 schon 3000, stieg 1867 auf circa 4000, 1868 auf mindestens 6000. Im Jahre 1869 war keine Steigerung zu verzeichnen wegen ungünstiger Witterungsverhältnisse und des Eintritts vieler neuen Ländereien in den Ertrag; dagegen sind 1870 über 8000 Pipen eines sehr guten Gewächses geerntet worden. Im ganzen und großen kann man annehmen, daß die Production der Insel bald wieder ein Drittel, die Exportfähigkeit aber eher mehr als ein Drittel der frühern betragen wird, insofern der Ausfall die geringern, im Lande selbst verbrauchten Weine weit stärker trifft als die bessern. Nach einer vertrauenswürdigen Schätzung wird sich im Laufe der nächsten 10 Jahre Madeiras Weinproduction wieder bis auf zwei Fünftel der frühern heben — aber schwerlich höher. Denn seit ihrem Verfall hat der liberale Umschwung der englischen Zollpolitik den Weinen des europäischen Continents so große Erleichterungen gewährt, daß der stärker belastete Madeira nur schwierig mit ihnen concurriren kann. Sodann trifft auch der enorme Zoll ad valorem, welchen die Vereinigten Staaten von Nordamerika seit dem Bürgerkriege auf Weine gelegt, den werthvollsten Weltwein am härtesten und verhindert seine Einfuhr nach Amerika in irgend bedeutenden Quantitäten. Als natürliche Folge dieser Umstände trat aber die Veränderung im Modegeschmack für Weine und in deren Werthschätzung immer allgemeiner ein, freilich scheinbar unerklärlich, wenn man die unbestreitbare Ueberlegenheit des echten Inselweines in den Augen der Kenner bedenkt, aber doch wiederum leicht zu begreifen, sobald man die, namentlich von Südfrankreich ausgehenden Nachahmungen desselben als Vergleichungsbasis der Consumenten betrachtet. Es wäre aber wirklich schade, wenn dieser Weltwein aus dem Handel verschwände. Der originale, abgelagerte, vollkommen fertige Madeira hat eine milde Fülle, ein köstliches, prickelndes, hochfeines Atom von ganz eigenthümlicher Art, und der beste Xeres ist dagegen weit zurückstehend. Nur nach langer Lagerung aber entfaltet er sich zu seiner ganzen

Größe; dann hat er alle Strenge verloren und jenes bitter-süße Zungenschmeicheln, jenen Reichthum und Geist angenommen, die ihn von jeher in die erste Klasse der Weine gestellt haben.

## 2) Portwein.

„Mein Sohn, lege in deiner Jugend recht viel guten Portwein in den Keller, damit du im Alter habest, woran du dich labest“, sagte der alte Gentleman auf dem Sterbebette zu seinem Erben, der 100 Meilen weit herbeigeilt war, um den letzten Rath seines Erzeugers zu vernehmen. Diese Charge ist weit entfernt, eine Uebertreibung zu sein. In England war die Vorliebe für den Portwein ehemals so groß, daß neben ihm kein anderer Wein aufkommen konnte; wenn daselbst von einem „Glase Wein“ gesprochen ward, so war nur „Port“ darunter verstanden, die übrigen wurden bei ihrem Namen genannt. Nirgends genießt dieses Gewächs oder vielmehr Kunstproduct die gleiche Verehrung, am allerwenigsten in seinem Vaterlande, wo man es nur ausnahmsweise trinkt; dagegen ist es eben durch die Engländer über die ganze Welt verbreitet und überall zu finden, wo sie anzutreffen sind: am Monte-Rosa und am Himalaja, in Canada und in Neuseeland. Es wird keine ordentliche Bahnhofsrestauration in beiden Hemisphären geben, in der nicht auf Verlangen ein Glas Portwein verabreicht würde, keinen Dampfer, kein Kriegsschiff, die ihn nicht in ihrer Bottlerei führten; er ist überall bekannt, aber verbraucht wird er vorzugsweise in kalten oder nebeligen Ländern; unter sonnigem Himmel trinkt man ihn nur als Arznei. Als solche ist er freilich ebenso gut einzunehmen, als in gewissen Fällen wirksam.

Der Portwein, wie er in den Handel kommt, unterscheidet sich von allen andern Weinen durch seine Farbe, welche braunroth, braun bis purpurbraun ist. Sie ist meistens künstlich beigebracht; übrigens durchläuft sie eine ganze Reihe von Nuancen, unter welchen die hellern auf dem Continent, die dunklern in England am beliebtesten sind. Der Geschmack des Portweins ist ein voller, geistiger, mit einem Anflug von Süßigkeit; sobald diese stärker hervortritt, sind die Weine schlecht gemacht. Er ist sehr stark und bringt auf die Nerven der Zunge wie des Gaumens jenes prickelnde Gefühl hervor, welches man den „Alkoholisch“ nennt; ein eigenthümliches Bouquet erhält er durch fremden Zusatz; hat er längere Jahre auf Flaschen gelagert, so nimmt er ein ganz besonderes „Flaschenbouquet“ an, welches sehr geschätzt und theuer bezahlt wird. Unerfälschter, nach den Regeln der Kellerwirthschaft gepflegter Portwein muß drei bis vier Jahre lagern, bevor er seine ganze Stofflichkeit entwickelt hat. Ein solcher besitzt dann eine Blume, welche mit derjenigen des im Handel befindlichen Portweins, namentlich auch mit dessen Spritgeruch, nichts gemein hat; die Farbe ist nicht bräunlich, sondern von hellem, durchsichtigem Purpur, der etwas ins Bläuliche mit Goldschimmer spielt, der Geschmack steht demjenigen eines feinen Burgunders nahe, ist aber süßer und geistiger. Dergleichen Portweine sind aber so selten wie die großen Diamanten; sie werden nicht gemacht, weil sie nicht gesucht und bezahlt werden. Eigentlich ist der Portwein, gleich dem Madeira, ein Frühstückswein und soll nur glasweise getrunken werden. Er erwärmt und belebt, reizt die Magenthätigkeit und beschleunigt den Blutumlauf. Seine diätetische Wirkung beruht vorzugsweise auf seinem Alkoholgehalt. Dieser ist der bedeutendste unter allen Weinen. Er beträgt 21—25 Proc., wohlgeremert aber nur bei den Handelsweinen, welche Spritzzusatz bekommen. Der reine, nicht mit Spiritus versetzte Portwein, wie er jedoch nur selten außerhalb seiner Heimat gefunden wird, enthält nicht mehr als 15 Proc. Alkohol bei einem specifischen Gewicht von 990,6; an freier Säure wurden bis 7 Proc., an gebundener bis 5 Proc. durch die Analyse nachgewiesen. An Zucker enthält der Portwein 16—34 Gran in der Unze, bedeutend mehr als Sherry, Madeira und Champager, weniger dagegen als Malmsen und

**Tokay.** Ein wichtiger Bestandtheil des Portweins ist die Gerbfäure, welche er neben den schwer gedeckten Bordeauxweinen im stärksten Verhältnisse aufweist; bekanntlich gelangt dieselbe in den Wein bei der Gärung als Zerfetzungsproduct aus den Schalen, Kernen und Kernen der Trauben. Sie bewirkt den eigenthümlich abstringirenden Geschmack des Weines, hat Einfluß auf dessen Farbe, ist Ursache des sich bildenden Niederschlages und hat besondern Antheil bei seiner medicinischen Wirkung auf den menschlichen Organismus. Aus der chemischen Zusammensetzung des Portweins geht schon hervor, daß er kein Alltagsgetränk oder Tischwein ist, sondern ein Stomachicum, das weise genossen, niemals misbraucht werden soll. In England war aber der Mißbrauch wirklich eingerissen. Der alte Weinhändler Shaw erzählt in seinem Buche „Wine, the Vine and the Cellar“: „Die Geschichte des Portweins steht in innigem Zusammenhange mit derjenigen der Cultur und der Sitten in Großbritannien. Als er zuerst eingeführt und Mode geworden war, trank er sich leicht, mild und angenehm; so war auch das Leben im allgemeinen, nicht so geistig durchsetzt und abstringirend wie in der Gegenwart. Freilich war es auch nicht so fein und gemessen. Wenn ein halbes Duzend Freunde zusammenkamen, so ging es unter einem Duzend Flaschen Portwein gewiß nicht ab; und waren es ausgepöchte Junggesellen, so setzten sie noch einige Gläser Brandy and Water, letzteres oft in verschwindendem Verhältnisse zugemischt, darauf. In der guten Gesellschaft vom ersten Viertel des 19. Jahrhunderts gehörte der Ruhm, ein «Six bottles man» zu sein, zu den Prärogativen der Aristokratie; man mußte als ein solcher seine sechs Flaschen Portwein auf einen Sig leeren können, ohne sonderlich davon gerührt zu werden, wie dies die Lords Pamure, Blayney, Dufferin u. a. konnten, deren die Annalen der britischen Clubs und Sportwelt heute noch mit Begeisterung gedenken.“

Seinen Namen führt der Portwein von dem Haupthandelsplatze, der ihn exportirt, der Stadt Oporto, oder vielleicht auch von seinem Vaterlande Portugal überhaupt; letzteres ist sogar das Wahrscheinlichere. Er wächst auf den Höhen, welche das Flußthal des Douro begrenzen, von dessen Eintritt aus Spanien in die Provinz Trazos-Montes an bis zu seiner Mündung in das Atlantische Meer. Der Hauptweibau findet statt in dem Dreieck zwischen dem Douro und dem kleinern Rio-Corgo, einem District, welcher der „obere“ und der „untere Corgo“ heißt; ersterer liefert das bessere Product. Die Configuration des ganzen Gebietes hat viele Aehnlichkeit mit dem Rheingau. Der Boden ist durchgängig äußerst steinig und schwer zu bearbeiten. Die Traubenarten, welche den Saft der Weinberge bilden, heißen Verdelho, Mourisco, Batarado und Alvarilhão; die Souzãotraube dient vorzugsweise zur Färbung. Die Cultur ist eine sehr sorgfältige und steht der besten des Rheinlands nicht nach. Die Lese findet statt zwischen dem 29. Sept. und 10. Oct. Außer den Besitzern theiligen sich an derselben auch Unternehmer, meistens englische Häuser, welche das Product am Stocck kaufen. Die Trauben werden in hölzernen Kufen völlig zertreten, worauf der Brei, mit Häuten und Stielen, in cementirte Bottiche (portugiesisch Lagar) gebracht und darin der Gärung überlassen wird. Die Entfernung der Hülfsen wird niemals ausgeführt. Daher besteht denn auch jeder Portwein — namentlich in solchen Jahren, in welchen die Traubenstiele nicht verschrumpfen und eintrocknen — eine bedeutende Abstringenz, welche längere Zeit zu ihrer theilweisen Beseitigung oder Mäßigung erfordert. Sobald die Gärung so weit vorangeschritten ist, daß der entwickelte Alkoholgehalt die specifische Schwere des noch freibleibenden Zuckers so ausgleicht, um das Saccharometer auf den Nullpunkt zu bringen, wird die Gärflüssigkeit tüchtig durchgearbeitet, entweder mit Maischgabeln oder auch durch Männer, welche ganz nackt in die Bottiche steigen. Letzteres glaubt man sogar für das Vorzüglichere halten zu sollen! Die Hülfsen und Stiele werden dadurch so innig mit dem jungen Weine vermischt, daß erstere fast ihren gesammten Gehalt an

Farbstoff ihm abgeben. Sobald dies geschehen ist, wird der Wein unmittelbar durch Heber, Siphons oder Pumpen — deren Saugeschläuche mit einem Filter oder einer Brause versehen sind — abgezogen und in Fässer von 5 — 45 Pipen Inhalt gelagert.

In guten Jahren, wenn der Most mehr Zucker enthält, als durch eine erste Gärung versetzt werden kann, vollendet der Zusatz von Spirit die vorläufige Zubereitung des jungen Weins; in Jahrgängen jedoch, in welchen der Zucker fehlt, wird auch dieser, gleich dem Alkohol und dem Färbstoff, zugesetzt. Neuerdings verwendet man unbedenklich Rohrzucker und Rübenzucker zu diesem Zwecke, die sich, zu rechter Zeit beigegeben, in Traubenzucker umbilden, wenn man nicht den letztern in reiner Waare käuflich zur Hand hat. Sehr häufig setzt man auch statt Zucker Feropiga zu, einen durch Abdampfung gewonnenen Mostsyrup. Nur in den allerbesten, seltensten Jahren bekommt der Dourowein eine natürliche Färbung, namentlich wenn der Saß genug von der Souzao- oder Tintotraube enthielt; aber selbst dann würde der Wein im Auslande nicht als echter Portwein gelten. Von diesem wird eine braunrothe Farbe verlangt, welche nicht anders als auf künstliche Weise geschafft werden kann. Das Verfahren dabei ist das folgende: Ungefähr zwei Monate nach dem ersten Spritzzusatz, bei nunmehr ziemlich vollendeter Gärung, wird der Farbertract hinzugegeben, welcher aus getrockneten Holunderbeeren gewonnen wird, die in grobe, fest zugebundene Hanfsäcke gefüllt, in Kufen gelegt, mit einem Quantum des jungen Weines übergossen und darauf von Männern mit den nackten Füßen so lange bearbeitet werden, bis der gesammte Färbstoff aus den Beeren gewonnen ist. Der solchergestalt erhaltene Extract — zu welchem man auch noch Kirschen und Brasilholz verwendet — wird dann zur Färbung der gelagerten Weine in der gewünschten Nuance gebraucht; durchschnittlich rechnet man auf die Pipe Wein einen Bedarf von 28 — 56 Pfd. Holunderbeeren. Die Cultur der letztern und der Handel damit bilden einen gleichfalls wichtigen und merkwürdigen Betriebszweig des Dourothales; im Jahre 1866 führte der Hafen von Oporto an getrockneten Holunderbeeren (portugiesisch Baga) aus 185217 Kilos, davon 145335 nach Spanien, 19000 nach Frankreich, 18162 nach Brasilien, 1700 nach Newyork, 1020 nach England; diese ganzen 350000 Pfd. werden bloß zur Weinfärbung benutzt, der Consum des Inlandes gar nicht eingerechnet. Auch die Feropiga bildet einen Handelsartikel, sie wird ebenfalls mit Holunderbeeren und Spirit versetzt und heißt dann „Tinta“, während die ungefärbte auch „Vinho mudo“ genannt wird; jene geht meistens nach den Vereinigten Staaten und dient zur Bereitung des Negus und anderer von den tausenderlei Mischgetränken, in deren Composition die Yankee's unermüdlige Erfinder sind. Bei der ersten Abfüllung bekommt der Wein 12 — 15 Gallonen (=  $4\frac{1}{2}$  Liter) Spirit- oder Cognaczusatz auf die Pipe (=  $7\frac{3}{4}$  preussische Eimer; Oporto hat ein eigenes Weinmaß), einen zweiten Zusatz von 4 — 6 Gallonen erhält er nach der Färbung, worauf sich seine Gärung langsam vollendet. Gegen Ende November hat er seinen Trub gewöhnlich völlig abgesetzt; sobald er klar und flacker geworden ist, wird er in Fässer von 115 Gallonen Gehalt abgefüllt. Darin bleibt er in den Kellern und Kelterhäusern des Dourodistricts lagern bis zum nächsten zeitigen Frühjahr. Dann wird er auf Flußboote geladen und den Douro hinabgebracht nach den großartigen Weinmagazinen von Oporto oder dem gegenüberliegenden Villanova. Bei der Einlagerung erhält er gewöhnlich eine abermalige Gabe von 2 Gallonen Spirit per Pipe; alsdann ist er, im Alter von ungefähr neun Monaten, reif zur Verladung für den Export. Nicht selten erhält aber der Wein auch noch vor der Einschiffung eine Gallone Spirit, sodasß nach Forester der Gesamtzusatz sich bis auf 20 Gallonen Brandh per Pipe beläuft. Was in den Docks, in den Kellern der Weinhandlungen und am Schenkische noch alles dazugemischt wird — das wissen die Götter. So wird also der echte, reine Portwein gewonnen. Nach

dem neuesten, sehr vollständigen Werke über Wein von Thudichum und Dupré \*) gelangt nach England kein Portwein, welcher weniger als eine halbe Almuda, d. i. 16 Quartflaschen oder 3 Gallonen auf die Pipe künstlichen Spritzzusatz enthält. Allein die sogenannten reichen, schwergeistigen Portweine enthalten alle von 15 — 17 Gallonen Cognac. Die Hauptursache dieser Verfälschung des Portweins mit Brandy liegt darin, daß dieselbe das rascheste und sicherste Mittel ist, um den Wein marktfähig, an den Consumenten verkäuflich zu machen. Keineswegs wird der Wein dadurch früher trinkbar, im Gegentheil, er kommt ohne Sprit, in seinem natürlichen Zustande, rascher zur Reife. Allein der Brandy verleiht ihm die Eigenschaft der Ruhe; er hat dadurch keine nachträglichen Gärungserscheinungen mehr zu fürchten, kann ohne Gefahr nach heißen und kalten Klimaten exportirt werden; mit andern Worten, durch 20 Proc. Alkohol wird der Portwein haltbar. Dagegen schmeckt er dann auch auffallend nach Weingeist und muß deshalb mindestens sechs bis acht Jahre in Flaschen lagern, bis er diesen Branntweingeschmack verloren und die Abrundung zum Weine wiedergewonnen hat. Wenn der Weinbauer oder Weinhändler in Oporto seinem Product keinen Brandy zusetzen würde, so müßte er es fünf bis sieben Jahre im Keller lagern, ehe er es mit Sicherheit verladen könnte. Der Zusatz aber gestattet ihm, den Wein öfters schon drei oder vier Monate nach der Lese, wenn es nöthig ist, und sodann zu jeder beliebigen Zeit zu verfrachten. Auf diese Weise schieben Producent und Händler das Onus der Nachreise auf den Consumenten. Der Holunderbeerenzusatz gibt dem Portwein einen nicht zu verkennenden Geschmack und Geruch, ebenso eine dunkle Purpurfärbung, welche von dem eigenthümlichen Hellroth des natürlichen Portweins durchaus verschieden ist, mit dem Alter aber in Braun übergeht. In neuerer Zeit kommt man daher, und mit Recht, immer mehr davon ab, zumal die Spectralanalyse ein ganz sicheres Mittel an die Hand gibt, die künstliche Färbung nachzuweisen; die Wissenschaft hat somit in dem Spectroskop dem Weinhändler wie dem Consumenten ein Instrument geschaffen, dessen leicht erlernbarer Gebrauch beide berathen und vor Schaden behüten wird.

Wie schon erwähnt, bedarf der Portwein durchaus des längern Lagerns in Flaschen, um seine Reife zu vollenden. Als Kennzeichen eines echten „Old Port“ gilt ein möglichst durchgefärbter Pfropfen und eine Kruste in den Flaschen; beide lassen sich aber sehr gut nachahmen, sind auch an und für sich kein Beweis für die Güte des Stoffes. Das Gleiche gilt von den dichten Spinnengeweben, mit welchen umspunnen die Flaschen auf die Tafel zu bringen in England zum Stolze des Hauses gehört. In den Schaufenstern der Weinhandlungen sieht man häufig dergleichen „verschleierte“ Flaschen als Lockvögel ausgestellt; natürlich hat auch bei ihnen die Kunst gewöhnlich mehr gethan als das Alter. Wirklich alten, edeln Portwein trinken nur die Kellermeister in den großen Häusern Englands, behauptet „Punch“, und läßt den Bottler des Lords bei dem andächtigen Prüfen eines solchen sagen: „Ach, was gäbe mein Herr darum, wenn er ähnlichen Wein zu trinken bekäme!“ — Die Weinproduction des Dourothales ist nicht mit Sicherheit anzugeben, da die amtlichen Unterlagen dafür fehlen. Denn seit dem Jahre 1557 befand sich der gesammte Weinelexport in den Händen einer Gesellschaft, der Alto-Douro-Compania, welche das ihr vom Marquis de Pombal verliehene Monopol rückwärtslos ausbeutete und sich fremdem Einblicke möglichst verschloß. Die erste Pipe Portwein soll im Jahre 1678 in das Ausland verschifft worden sein. Eine Reihe von mindestens zehn Jahren hindurch stieg sodann der Export nicht über 600 Pipen jährlich, hob sich aber in den folgenden 70 Jahren bis auf 17000 Pipen. Nach der Gründung der Compagnie nahm die Ausfuhr stetig zu; sie erreichte 1799 ihren Gipfel mit 57000

\*) „A Treatise on the origin, nature and varieties of Wine etc.“ (London 1872).

Pipen, sank bis 1810 auf 44000 und betrug von da bis 1833 nur noch 33300 Pipen durchschnittlich im Jahre. Im letztgenannten Zeitpunkte wurde die Gesellschaft aufgehoben, der Export sank von Jahr zu Jahr um 2000 Pipen, bis 1843, wo sich eine neue Compagnie etablirte, welche die Ausfuhr wiederum auf 33333 Pipen per annum brachte, jedoch im Jahre 1867 ebenfalls wiederum einging. Den Gewinn der Alto-Douro-Compagnie veranschlagte man auf jährlich 35000 Pfd. St. im Mittel der Zeit ihres Bestandes. Die Gesammtproduction an Portwein wird auf 107 — 120000 Pipen im Jahre geschätzt. Im Jahre 1870 producirte der obere Corgo, mit dem Centralpunkte Villareal, 411807 Hektoliter, der untere Corgo, dessen Stapelplatz Dporto, 105210 Hektoliter; die Lese war aber eine mindere als mittelmäßige, da sich im Mai das Didium eingestellt, vom Juli ab aber eine excessive Hitze von 60 Centigrad mehr als ein Drittel der Weintrauben buchstäblich verbrannt hatte. \*) Das beste Weinjahr des Douro von 1840 an war 1863, sodann folgen in Güte und Reichthum des Ertrags 1847, 1858, 1850 und 1861. Die höchste Ausfuhr während desselben Zeitraumes belief sich auf 37487 Pipen (nach den Zollhausberichten von Dporto), von welchen 25400 nach Großbritannien, 2085 nach andern europäischen Ländern, 4898 nach den Vereinigten Staaten von Nordamerika, 2755 nach Brasilien und 2349 nach verschiedenen Theilen der Welt gingen. Am meisten Portwein in England wurde eingeführt in den Jahren 1812, nach dem unübertroffenen Weinjahre 1811, und 1854 — nach vier vorzüglichen Jahrgängen — in letzterm betrug der Import 46834 Pipen.

Der Preis des Portweins, so wie er aus der Hand des Erzeugers kommt, variiert von 7—17 Pfd. St. die Pipe; das Bringen bis zum Flusse kostet 3 Pfd., die Verschiffung bis Villanova oder Dporto ebenfalls 3 Pfd. St. Alsdann lagert der Wein im Durchschnitt zwei Jahre lang; es ist also darauf zu schlagen Verlust durch Auslaufen und Verdunstung, zweijährige Kapitalzinsen, die Kosten für das Lager, die Behandlung, das Umfüllen, welche zusammen auf 20 Proc. der Ankaufssumme geschätzt werden können — sodas hiernach der Werth einer Pipe sich auf 27 Pfd. St. stellen kann, wobei jedoch der Zusatz an Spirit, Farbertract, Zucker und Jecopiga nicht eingerechnet ist. Dazu kommt noch der Profit des Weinhändlers, sodas es nicht verwundern kann, wenn der Durchschnittspreis des bessern Portweins im Hafen 22—30 Pfd. St. die Pipe beträgt. Den niedrigsten Preis brachte das Jahr 1852 — nach sechs guten, darunter drei reichen Weinjahren, mit 11—12 Pfd. St., den höchsten das Jahr 1857 — nach drei schlechten Ernten — mit 45—75 Pfd. St. Der nach England übergeführte Portwein wird zum größten Theil in den London Docks gelagert. Dies ist jedoch erst seit dem Jahre 1802 üblich; vordem lag der Wein offen auf den Werften, und oft war ganz Tower Hill mit den Fässern wie übersät; man kann sich denken, welche Verluste bei diesem sorglosen Verfahren durch Beschädigungen aller Art, Auslaufen und Diebstahl vorkamen. In Dporto und Villanova lagern die Weine nur in oberirdischen Magazinen.

In frühern Zeiten wurde auch ein weißer Portwein exportirt, allein nur selten, war daher schwer echt zu beschaffen. Er war ein außerordentlich geschmackreicher, feiner und sehr geistiger Wein, dem nur ein gewisser Mangel an Bouquet vorgeworfen wurde, und er galt als eine besondere Zierde der Tafel. Sein Export hat schon seit geraumer Zeit gänzlich aufgehört; was etwa noch unter seiner Etikette hier und da geboten wird, ist Lisbon, der Weißwein des Tajothes in der Provinz Estremadura. Es gibt davon zwei Sorten, den gewöhnlichen trockenen Wein und einen Muskatliqueurwein, den Carcavellos oder Calcavella, der am vorzüglichsten in der Umgegend des Klosters Belem wächst. In dem höchst ungünstigen Weinjahre 1870 wurden ungefähr 300000 Hekto-

\*) Bericht des Vicomte de Villa-Major im „Moniteur vinicole“ (1871), Nr. 65.

liter Lissbon gewonnen. Der Hauptlagerplatz für diesen Wein ist die Stadt Sacavem am Toja. Es wird wenig davon exportirt, und dann blos mit starker Spritgabe; derlei zugerichtete Ausfuhrweine heißen Ingleszinos, wenn sie nach Europa, vorzugsweise nach Großbritannien, und Palmellas, sobald sie über den Ocean, am meisten nach Brasilien, gehen. Um den Portwein nachzuahmen, wird Lissbon verschnitten mit Colares, einem trefflichen Rothweine aus der Nähe von Beira, der dem Portweine ziemlich nahe steht, unvermischt jedoch zu hart und trocken ist, sich auch nicht lange hält, daher stark mit Cognac versezt werden muß, wenn er exportfähig werden soll. Das Dourothal erzeugt übrigens in den geringern Lagen außerhalb der Corgobezirke noch einen hellrothen, leichten, trockenen und angenehmen trinkbaren Landwein, welcher den Namen Consumo führt. Wird derselbe gut im Keller behandelt, so eignet er sich vortrefflich für den Handel, wie denn auch seit 1869 seine Einfuhr in England sich allmählich Bahn bricht. Sein Geschmack ist dem des reinen Portweins ähnlich; im Alkoholgehalt steht er mit 9—12 Proc. den bessern Burgundern gleich; dagegen steht sein Preis um mindestens ein Drittel niedriger als derjenige französischer Weine von derselben Beschaffenheit. Seine diätetischen Eigenschaften werden gerühmt, er soll sich namentlich für feuchte Climate eignen, ein vorzüglicher Tischwein sein und kräftig tonisch wirken. Es werden neuerdings Anstrengungen gemacht, den Consumo in Großbritannien einzubürgern, man fürchtet sogar schon, Portugal möge nicht genug davon liefern können. Im nordöstlichen Spanien wird ein „Cbro-Port“ gewonnen, welcher vielfach für echten verkauft wird; er ist viel billiger als der letztere, aber auch rauher, minder körperreich und geistig. — Daß der Portwein, der schon an und für sich der künstlichen Aufhülfe bedarf, um zu werden, was er ist, vielfach verfälscht wird, braucht kaum gesagt zu werden; man mag nur daran denken, daß er überall zu haben ist, während noch niemals mehr als etwas über 2000 Pipen im Jahre nach dem europäischen Continent verladen worden sind. Es gibt eine Menge von Recepten zur Darstellung eines künstlichen Portweins, unter welchen dasjenige noch am besten ist, welches den in Portugal beobachteten Vorgang bei der Bereitung nachahmt und durch Cassonade, Sprit und Farbstoffe das Fehlende ergänzt. In Amerika streckt man den Portwein, indem man auf 4 Gallonen echten, 5/8 Gallonen gewöhnlichen Weißwein und 3/8 Gallonen geläuterten Zuckersirup zusezt, das Ganze aber mit Holunderbeereninctur färbt. Im Innern Deutschlands trifft man selten auf echten Portwein; den feinsten Old Port besitzt bekanntermaßen das Hotel Zur Gans in Breslan, gibt aber davon nur mehr an Kranke ab. Das einst weitberühmte, nummehr arg heruntergekommene Hotel Zu den drei Mohren in Augsburg führte folgende Douroweine, im Preise von 2 Fl. 42 Kr. — 4 Fl. per Flasche, in seinem großartigen Keller: Tinto do Val Hermida quinta Mouriscos, do Bocca de Mina Mimosa, de Cazas vinho Touriga (aus der Tourigatraube), do Ducque, Bastardinho do Covas, Ferral bianco do Provesende und Malbazia Vermelha, sämmtlich aus den Lagern der königlichen Weincompagnie des Alto-Douro in Oporto. — In neuerer Zeit hat die Nachfrage beim Portwein abgenommen, der Geschmack wendet sich von ihm hinweg, auch in England, immer mehr tritt der Claret an seine Stelle, und das mit Recht. Nichtsdestoweniger bleibt aber dem Portwein durch seinen Alkoholreichthum und die dadurch bedingte Haltbarkeit, welche seine Verschiffung nach allen Häfen des Erdbodens gestattet, der unbestrittene Rang eines Weltweins sicherlich noch auf lange Jahre hinaus.

### 3) Champagner.

Mag man der gewürzigen Blume des Johannisbergers oder dem feingeistigen Arom des Tokayers, dem süßen Feuer des Chateau-Neuem oder der schmeichelnden Fülle des Malaga die Krone unter den Weinen zuerkennen — so viel bleibt doch immer gewiß, der

Champagner übertrifft sie alle an Beliebtheit, an Verbreitung, an Ruhm; er hat die Dichter zu den feurigsten Gefängen begeistert, ihm sind auch die Schönen hold, er ist, wie der Franzose sagt, „der Wein der Könige, daher auch der König der Weine“. Diesen seinen Thron und Ruhm hat er aber noch gar nicht allzu lange errungen. Zwar erzählt Brillat-Savarin, der berühmte Epikuräer, in seiner „Physiologie des Geschmacks“ die Anekdote, daß der Wein der Champagne schon im 14. Jahrhundert hervorgetreten und binnen wenigen Wochen in den ersten Rang gestellt worden sei. Man habe ihn nämlich durch Zufall kennen gelernt bei den Bankets, welche König Karl VI. von Frankreich dem römischen Kaiser und böhmischen Könige Wenzeslaus, der mit ihm einen Vertrag abzuschließen gekommen war, zu Rheims im Mai des Jahres 1397 veranstaltet habe, und beide Fürsten hätten solchen Gefallen an dem vorher unbekanntem Getränke gefunden, daß sie sich einen vollen Monat hindurch daran sammt ihrem Gefolge Tag für Tag einen richtigen Rausch getrunken hätten. Allein diese fragmentarische Notiz steht so vereinzelt da, daß man sie für apokryph zu halten berechtigt ist, für eine jener Fabeln, welche zur heitern Illustration der ersten Historie so gern erfunden werden. Oder vielleicht war jener verlockende Fürstenwein ein guter Jahrgang gewöhnlichen Weins ohne Schaum aus den Kreidebergen der Marne. Denn so viel ist ganz sicher, daß bis in das 18. Jahrhundert der Gebrauch der Flaschen selten, die Verkorkung aber unbekannt war; letztere ward erforderlichenfalls bewirkt durch einen Pfropfen aus geöltem Hanf. Die erste Anwendung des Korks soll auch zur Erfindung des Champagners geführt haben und wird dem Vater-Kellermeister der Abtei von Haut-Willers, Dom Pérignon, zugeschrieben, dessen segensreiche Wirkksamkeit zwischen die Jahre 1670 und 1715 fällt. Zum ersten male gedruckt erwähnt wird der Champagner im Jahre 1718 mit dem Bemerkten, daß er nunmehr seit 20 Jahren bekannt sei; er bekam das Prädicat „petillant“ und führte den Namen „Pfropfentreiber“ oder „Teufelswein“. Man hielt aber damals noch allgemein die Bereitung für Zauberwerk oder nur durch Zusatz von Geheimmitteln möglich; bloß die Kühnsten wagten sich an den brausenden Trank. Diese Scheu dauerte jedoch nicht allzu lange. Auch das von den Mönchen zu Haut-Willers anfangs ängstlich gehütete Geheimniß der Anfertigung mußte sich enthüllen, sobald der Gebrauch der Glasflaschen mit Korkpfropfen zur Aufbewahrung des Weins allgemeiner in Aufnahme kam, denn jeder in seiner Gärung noch nicht fertige junge Wein wird mouffirend oder entwickelt Kohlenäure, und es ist dann nur Sache der Kunst, ihn in diesem Zustande zu erhalten. Daher ist aber auch der Champagner ein reiner Kunstwein und das Behagen an ihm widerlegt am besten die einseitigen, volkswirthschaftlich ganz verwerflichen Ansichten, welche man hier und da in Weingegenden noch von der Heilighaltung reiner Weine hegt, wobei nebenbei bemerkt werden mag, daß die wenigsten Menschen jemals reinen, d. i. unverschnittenen Wein getrunken haben. Von der Verbreitung des Champagners über die ganze civilisirte Welt und darüber hinaus ist schon in der Einleitung gesprochen worden; er bildet einen Handelsartikel nach allen Häfen des Erdballs und findet unter allen Nationen, unter allen Ständen und Geschlechtern seine Verehrer. Früher war der Consum des Champagners gewissermaßen ein Privilegium des Ranges und Besitzes; heutzutage ist das anders geworden; wenn der Bauer auf dem Markte seine Producte gut verkauft hat, oder sonst in der Laune ist, so bestellt er eine Flasche „Silberhals“; der Bürger spart sich etwas ab, um ein Familienfest, etwa eine Hochzeit, damit zu verschönen; warum geschieht dies nicht mit andern, an und für sich viel edlern Weinen? Warum ziehen diese Leute nicht den substantiellern, nachhaltigeren Genuß einer Flasche Liebfrauenmilch oder Erlauer oder Steinwein vor? Theilweise wol aus dem Grunde, weil der Champagner ein Prunkwein ist, der Aufsehen erregt, dem der Nimbus der feinen Welt und des Reichthums anhaftet, kurz, der ein eigentlicher Luzustrank ist, dann aber doch auch

seiner raschen und liebenswürdigen, jedoch rasch verfliegenden Wirkung halber, der sich selbst robuste Naturen nicht zu entziehen vermögen.

Der Erzeugungsbezirk des Champagners ist ein ziemlich großer, denn er umfaßt nahezu 20000 Hektaren Weinberge, welche in den Gemarkungen von 453 Gemeinden gelegen sind und gegenwärtig (1871) einer Anzahl von 27018 Grundeigenthümern gehören. Die gesammte Provinz Champagne des alten Frankreichs erstreckt sich jetzt über vier Departements: Ardennen, Aube, obere Marne und Marne, aber blos das letztere erzeugt in seinen Präfecturen Châlons-sur-Marne, Eprenay, Rheims, Saint-Ménéhould und Vitry-sur-Marne den beliebten Wein, dessen Gesamtproduction sich auf jährlich ungefähr 700000 Hektoliter beläuft, wovon ein Viertel im Bezirke selbst getrunken wird. Von den genannten fünf Districten produciren nur zwei den guten, zur Champagnerfabrikation geeigneten Wein, Rheims und Eprenay; erstere Stadt auf den sie umgebenden Hügeln des Bois et Montagne de Rheims und in den berühmten Lagen von Bouzy, Verzy und Verzenay sowie auf den Höhen der Marneufer bei Ay, Mareuil, Dizy und Haut-Willers, letztere südlich von der Marne in dem wundervollen Weingebirge, das die Wälder von Anguien, Brigny und Vertus umgrenzen, auf den Hügeln von Cramant, Avize, Oger und Lemesnil. Der Boden der Champagne gehört vorzugsweise der Kreideformation an, der beste zeigt eine glückliche Mischung von Kalk, Thon und Sand. Der Werth der guten Lagen ist ein ungemein hoher, um so mehr, da der Besitz parcellirt und außerordentlich vertheilt ist. Der Preis von 80000 Frs. für den Hektare ist kein seltener; in Verzy werden im Durchschnitt 10—30000 Frs., in Eprenay, Pierry und Haut-Willers 32—42000 Frs. gezahlt; in Avize betragen die Durchschnittspreise 10—20000 Frs. vom Hektare. Die Traubenarten, aus welchen der Champagner vorzugsweise gekeltert wird, heißen Plante dorée, einerlei mit dem schwarzen Burgunder, Pineau, Meunier (Müllertraube), Gros blanc und Petit blanc (weiße Champagnertraube), man zieht auch noch einige andere. Der Hauptweinbau der Champagne ist der Erzeugung von nicht mouffrenden Roth- und Weißweinen gewidmet, auf deren Production 520000 Hektoliter entfallen, während auf diejenige der Schaumweine nur 180000 Hektoliter kommen, also wenig mehr als der vierte Theil. Die Erziehung der Reben ist eine sorgfältige, merkwürdig deshalb, weil alle drei Jahre die Traghölzer in den Boden gesenkt werden, sodas die Weinberge stets ein jugendliches Aeußeres haben. Die Stöbe erhalten Pfähle, alle Schößlinge ohne Blüten werden ausgegeizt, die stehen bleibenden nicht bis zur ganzen Höhe des Pfahls wachsen gelassen, sondern unterhalb gekürzt. Ein Lesezwang herrscht in der Champagne nicht, jedermann kann ernten, wann und wie er will. Gewöhnlich kaufen die Champagnerfabrikanten die Trauben am Stock und lesen sie dann selbst äußerst sorgfältig mit ihren eigenen Leuten. Jede Traube wird untersucht, unreife, welke, beschädigte oder kranke Beeren ausgeschieden und nur ganz gesunde Exemplare unter die Kelter gebracht. In dieser Auslese sowie in der Wahl der Trauben zur richtigen Reifezeit und Zusammenstellung beruht eins der Geheimnisse des unerreichten Erfolgs der französischen Champagnerdarstellung. Der Preis der Trauben stellt sich in guten Jahren auf 12—15 Frs., in mittlern auf 10, in schlechten auf 5 Frs. der Hektoliter. Es werden nur eiserne Spindel- oder Kniehebelpressen zum Kelterern verwendet. Der erste Kelterdruck liefert das feinste Product, selten wird aber dieses isolirt verwendet, sondern es werden gewöhnlich drei Abläufe vereinigt, die folgenden aber abgeseondert behandelt. Früher setzte man von dem letzten Druck, bei welchem schon die Hülsen und Stengel stark mit ausgequetscht wurden, denjenigen Weinen zu, welchen man eine leicht bräunliche Färbung verleihen wollte, um die ehemals beliebte Marke „Oeil de Perdrix“ darauf anbringen zu können; heutzutage weiß man, das diese Nuance ein Fehler ist. Der Most kommt aus den Gärfufen in die Fässer der Magazine, welche, über der

Erde angelegt, mit Thoren und kleinen Fenstern versehen sind; hier vollendet er die Gärung, wird mit Hausenblase geschönt und geht dann seiner weitem Verarbeitung entgegen. Die Champagnerfabrikanten besitzen zwar größtentheils selber Weinberge, kein einziger aber nur annähernd soviel, um seinen Bedarf zu decken; sie sind daher genöthigt, Weintrauben oder seltener Most aufzukaufen. Da dies meistens nur aus verschiedenen Lagen möglich ist, so sind dadurch Mischungen bedingt, welche Cuvées genannt werden. Auf deren richtiger, harmonischer Zusammenstellung, welche Kenntniß und Uebung erfordert, beruht zum großen Theil der Ausfall des Products. Es wird daher eine unglaubliche Sorgfalt darauf verwendet. Die Praxis ist dabei äußerst mannichfaltig; jeder Fabrikant stellt seine Cuvée in besonderer Weise zusammen und bedingt dadurch die eigenthümliche Qualität seines Erzeugnisses. Es ist aber anerkannt, daß durch diese Mischung, sobald sie nur richtig vollzogen wurde, nicht allein die Güte des Weins gewinnt, sondern auch dessen Dauerhaftigkeit und Gesundheit verbürgt wird. Früher hörte man öfter von mancherlei Krankheiten des Champagners, welche jedoch in der Neuzeit immer seltener geworden sind. In den Magazinen lagert der Wein ruhig bis zum Monat März, in welchem das Abfüllen auf Flaschen (Tirage) beginnt. Die letztern, deren Form bekannt ist, sind schon im Sommer vorher beschafft worden und verursachen eine bedeutende Auslage, da die einzelnen Champagnerhäuser wol nicht unter 50000 Stück, häufig aber bis 600000 Stück jährlich beziehen. Jedes besoldet daher auch einen eigenen Flaschenprüfer, einen erfahrenen Mann, der aus dem Tone von zwei mit den Seiten aneinandergeschlagenen Flaschen erkennt, ob dieselben fehlerfrei und stark genug sind, oder im Gegentheil cassirt werden müssen. Sie werden gut mit Wasser ausgepült, sodann mit Spiritus ausgebüttet und mit einem alten Kork verschlossen bis zum Gebrauch, so daß sich darin weder Moder noch Staub ansetzen kann. Von jeder leeren Flasche, welche dem Champagnerfabrikanten in den Hof geliefert wird, bezahlt derselbe 7 Sous Abgaben an den Staat; von denjenigen, welche bei der Probe oder später während der Gärung im Keller brechen, bewahrt er die Hälfte auf, welche er bei der nächsten Taxenzahlung dem Einnehmer vorlegt, der darauf hin eine verhältnißmäßige Rückvergütung bewilligt, worauf sofort die Scherben völlig zer Kleinert werden. Das Hundert Flaschen wird mit 28 Frs. an die Glasmanufacturen bezahlt. Das Füllen geschieht bis auf 2 Zoll Höhe unter dem Flaschenkopf; die gefüllten Flaschen gehen nunmehr in das „Atelier“, in dem fünf Mann beschäftigt sind: einer mit dem Zureichen, der andere mit dem Zupfropfen auf der Korkmaschine, der dritte mit der Umlegung des Bindfadens, der vierte mit derjenigen des Drahts, der letzte endlich mit dem Weglegen der Flaschen. Ein so besetztes Atelier macht im Tage 1200—1500 Flaschen fertig, sodaß in jeder Minute 2 Flaschen durch alle Hände gehen müssen. Da die großen Häuser jährlich mehre hunderttausend Flaschen liefern, so müssen dieselben natürlich verschiedene Ateliers nebeneinander einrichten, um im Zeitraum eines Monats — eine längere Frist ist kaum vergönnt — ihrer Aufgabe gerecht zu werden. Zu den Pfropfen werden die ausgesuchtesten Korke verwendet, von welchen das Tausend mit 80—100 Frs. bezahlt wird. Die „agraffirten“ oder verschlossenen Flaschen werden in den Gärmagazinen in Haufen von 20—50 Fuß Länge und 4—5 Fuß Höhe frei, ohne Lehne oder Gestell, zwei Flaschen tief aufeinandergeschichtet, sodaß jede Flasche mit dem Hals zwischen den Wänden zweier anderer, nur auf einer daruntergeschobenen Holzlatte, ruht; die äußern Flaschen werden durch hölzerne Prismen unverrückbar in ihrer Lage gehalten. Eine solche Flaschenmauer ist eisenfest, und doch kann jede Flasche daraus, unbeschadet der andern, bequem herausgenommen werden, was öfters geschehen muß, um sich zu vergewissern, ob die Gärung sich richtig entwickelt. Dies geschieht mit der steigenden Wärme der guten Jahreszeit. Der Wein beginnt zu arbeiten, stürmisch zu werden, die Kohlensäure dehnt ihn aus,

der leere Raum in der Flasche verschwindet immer mehr, und jetzt tritt die gefährlichste Periode der ganzen Darstellung ein: das Springen oder Auslaufen der Flaschen. Uebersteigt dieses im Monat August, der bedenlichsten Zeit, nicht 8 Proc., so ist der Fabrikant zufrieden; steigt es bis 15 Proc., so muß der Wein mit Eis gekühlt oder in kältere Keller gelagert werden; erreicht es 20 Proc., so bleibt nichts übrig als die Flaschen zu öffnen. Bei diesen Untersuchungen und Operationen kamen früher oft gefährliche Verletzungen der Leute durch das Springen der Flaschen vor, sie sind deshalb jetzt dabei mit starken Drahtmasken und Ledergewandung versehen. In dieser Periode ist es in einem Champagnerkeller wie auf einem Schlachtfelde; ununterbrochen knallt es, fliegen Glassplitter an die Wölbung oder klirren auf den Boden, rauscht es von fließendem Nebenblut. Oft entstehen sehr große Verluste, wenn sich die Temperatur rasch steigert und nicht die nöthige Vorsicht beobachtet worden ist. In den Monaten September und October kommt der Wein endlich allmählich zur Ruhe und der Bruch hört nach und nach ganz auf. Die Magazine oder Keller sind fest geplattet und mit Abflußkanälen versehen, durch welche der ausgeflossene Wein in Behälter zu anderweitiger Verwendung gesammelt wird.

Die nunmehr folgende Operation ist die Entfernung der angesammelten Gese aus den Flaschen. Zu diesem Zwecke werden die Lagerhausen auseinandergenommen, jede einzelne Flasche untersucht, die intact befundenen werden tüchtig durchgeschüttelt, damit der Niederschlag sich darin gleichmäßig vertheile und sodann in Breterstellagen mit eingesechnittenen Böchern in schräger Richtung mit den Köpfen auf die Spitze gestellt (Placement au point.) Mehrere Male wird die Lage der Flaschen verändert, bis sie senkrecht auf dem Kopfe stehen und der gesammte Niederschlag sich zunächst dem Kork abgelagert hat. Alsdann erfolgt die Entfernung durch das Entfehlen oder Degorgiren. Die Flaschen werden vorsichtig aus dem Keller in das Atelier gebracht, der Degorgeur, angethan mit einer Lederschütze, vor sich einen Kübel, darüber ein stehendes Faß mit einer thürartigen Oeffnung, in welchem eine Kerze brennt, löst den Verschuß der Flasche, dreht mit einer gekerbten Zange den Kork heraus, bis er knallend in das hohle Faß springt und die Explosion zugleich den Geseinsatz herausschleudert; rasch wischt der Mann den Hals der Flasche ab, pfropft sie mit einem gewöhnlichen Kork zu und reicht sie weiter. Bei dem Degorgiren, welche Arbeit viel Geschick erfordert und nicht ohne Gefahr ist, weil dabei manche Flasche springt, dürfen nicht mehr als 5—7 Proc. Wein verloren gehen, welcher als „Spahnwein“ gesammelt und zur Essig- oder Cognacbereitung verwendet wird. Neben dem Degorgeur sitzt der „Opereur“, dessen Geschäft das „Dostiren“ ist, die Beigabe des Liqueurs. Jeder Champagner erhält nämlich einen Zusatz, welcher der „Liqueur“ heißt, und bei den hochfeinen Sorten nur aus einer Auflösung von Candis aus Rohr und edelstem Wein, bei den gewöhnlichen aus Candisyrup, Wein und Spiritus besteht. Jeder Fabrikant hat eine andere Methode der Liqueurzusammensetzung, die er als sein Geheimniß betrachtet. Durch den Liqueur wird der Wein stärker oder milder, strenger oder süßer gemacht, je nachdem es der Geschmack an den Absatzquellen verlangt. Zugefüllt wird der Liqueur entweder mittels eines Blechmaßes oder einer sinnreichen Maschine, welche genau dasselbe Maß, ohne einen Tropfen Verlust, in jede Flasche bringt. Soll der Wein eine Farbe erhalten, so wird diese dem Liqueur zugesetzt. Mittels einer andern Maschine füllt sodann der „Recouleur“ die dosirte Flasche mit klarem, undostem mouffirendem Weine derselben Qualität soweit als erforderlich auf, wobei ein statthabender Druck jeden Verlust an Kohlensäure vermeidet. Auf ihn folgt der Korcker, Boucher, der die schon vorher zubereiteten Korkte mittels der Maschine in die Flaschen preßt, worauf der Schnurbinder, Ficeleur, sie kreuzweise mit Bindfaden festschnürt; der Drahtbinder, Ficeleur au fil de fer, legt den geglühten Eisendraht darum, und damit sind die

Operationen der Champagnerfabrikation beendet. Die Flaschen werden säuberlich abgewaschen, wenn sie getrocknet sind noch einmal auf ihre vollkommene Klarheit geprüft und sodann Hälse und Kork mit Staniol oder Pech umlegt. Das Aufkleben der Etiketten beendet die Ausrüstung. Die vornehmsten Häuser führen gar keine Etiketten, sondern begnügen sich mit dem Brand der Kork, dessen Marke vollen gesetzlichen Schutz genießt, und zwar so, daß die Nachahmung in Frankreich ungewöhnlich hart, immer mit Gefängniß und nebenbei hohen Geldbußen bestraft wird. Hinsichtlich der Ausführung der Etiketten hält man mehr auf einfache Noblesse als auf malerische Ausschmückung, welche kein günstiges Vorurtheil erweckt. Die Verpackung der Champagnerflaschen erfolgt, nachdem sie in Papier gewickelt worden sind, mittels Stroh in Kisten oder Körben. Die Usance der Consumplätze bestimmt in dieser Hinsicht das Nähere; nach Deutschland und Oesterreich geht der Champagner meistens in Körben (aus geschältem Weidengeflecht) von 50 und 25 Stück, nach Amerika außerdem in solchen von 75 und 100 Flaschen; England bezieht ihn meistens in Kisten von 3 oder 6 Duzend; China und Japan verlangen Körbe mit nur einem Duzend; in Frankreich selbst werden gewöhnlich 25 Flaschen versendet und als ein „Korb Champagner“ schlichtweg angenommen; für Paris fertigt man Kistchen zu 6 Flaschen ausdrücklich zum Hausgebrauche an. Uebrigens verstehen sich die meisten Häuser zur Versendung in jeder beliebigen Zahl und Form. Gewöhnlich arbeiten dieselben zum größern Theil auf feste Bestellung, sodaß, wie schon vorher erwähnt, der Liqueurzusatz nach dem Wunsche der Consumenten gegeben werden kann, wobei sich herausstellt, daß sich fast in jedem Lande ein ganz besonderer Champagnergeschmack herausgebildet hat. In Frankreich selbst, wo der Champagner nur zum Dessert genommen wird, liebt man ihn weder zu stark noch zu süß, daher auch dort, nach ausländischen Begriffen, mindere Sorten bevorzugt werden. Für Oesterreich und das östliche Deutschland wird er besonders süß verlangt; kein Wunder, sagen die Gastrosophen von jenseit des Rheins, denn in diesen Ländern leben Leute mit so eigenthümlichem Gusto, daß sie sogar süße Compots zu gebratenem Fleische genießen! Auch für Rußland wird der Champagner süß und mild gemacht. England erhält ihn mit dem geringsten Liqueurzusatz, weil daselbst körpervoller, kräftig schmeckender Wein beliebt ist. Im ganzen unterscheidet man drei Qualitäten des Schaumweines der Champagne: Crémant, Mousseux und Grand mousseux. Die erste, der Crémant, ist die leichteste, am mindesten Schaum, sondern nur einen leichten Rahm — daher der Namen — von Schaumbläschen entwickelnde Sorte; der Mousseux hat eine stärkere Effervescenz und quillt, nachdem der Pfropfen gesprungen, über die Flaschenmündung empor; der Grand mousseux schleudert den Kork mit noch stärkerem Knall heraus und überschäumt auch noch leicht im Glase. Versuche mit dem Manometer haben ergeben, daß der Mousseux 4—4½, der Grand mousseux 4½—5 Atmosphärendruck enthalten muß; was unter 4 Atmosphären hält, ist Crémant; das höchste Maß des Luftdrucks darf 6 Atmosphären sein, bei 7 und 8 springen die Flaschen. Gewöhnlich unterscheidet man auch zwischen gewöhnlichem Wein — welcher früher unter dem Allgemeinenamen „Sillery mousseux“ gäng und gebe war — großem Wein, grand vin oder qualité supérieure, und Cabinetwein, auch Vin royal, impérial, fleur oder qualité exquisite. Gefärbter Champagner erhält mittels „Fismes“ — einem in der französischen Stadt Fismes im Großen fabricirten Weinfärbemittel — eine leichte Rosafarbe und erhält alsdann die Bezeichnung „Rosé“; die bräunliche Färbung „Oeil de Perdrix“ ist nicht mehr üblich und, wo sie vorkommt, Zeichen eines fehlerhaften Weins. Ganz rother Champagner wird in seiner Heimat manchmal als Curiosität angefertigt. Die Fabrikation des Champagners beschäftigt eine größere Anzahl von Häusern in Rheims, Epernay, Ay, Mareuil, Châlons, Avize u. s. f., deren Firmen zum Theil weltbekannt sind. An ihrer Spitze steht diejenige der Bewe

Cliquot, deren Trägerin im August 1866 mit dem Ruhme gestorben ist, die beste Kennerin und Erzeugerin des Champagners gewesen zu sein. Die „Witwe“ ist jedenfalls unter allen Frauen der Erde diejenige gewesen, deren Ruf am weitesten verbreitet war; ihr Geschäft wird von ihrem Schwiegersohn Werlé, einem Mainzer, fortgesetzt. Neben dieser Firma excelliren: Louis Réderer, G. G. Mumm et Comp., Heidsieck et Comp., Jules Mumm, Charles Heidsieck, N. S. Schreider, P. A. Mumm et Comp., Ruinart père et fils, Ch. Farr, Krug et Comp., Fiffé, Thirion et Comp. u. a. in Reims; Moët et Chandon, Chanoine frères, de Venoge et Comp., J. Koittel in Epernay; Jacquesson et fils, Chanoine et Dagonet, J. Perrier fils et Comp. in Châlons-sur-Marne; Duc de Montebello, Bruch, Foucher et Comp., A. Sergent et Comp., Boll et Comp., Foucher, B. Olivier et Comp., B. et S. Troy u. a. in Mareuil; Lambry, Gelbermann et Deutz, Renaudin, Bollinger et Comp., Dresel et Aubert u. a. in Ay; Dutemple et Schultheis in Pierry; Giesler et Comp., Koch fils et Dumiller in Avize u. s. w. Die große Anzahl von deutschen Namen unter den französischen Champagnerhäusern muß auffallen; in der That ist der Aufschwung, welchen die Fabrikation in diesem Jahrhundert genommen hat, größtentheils deutschem Kapital und deutscher Intelligenz zu verdanken, welche letztere auch bei den berühmtesten französischen Firmen wesentlich ins Spiel kam. Alle Champagnerhäuser führen ihre besondern registrirten Marken und Etiketten. Letztere geben die Qualität des Weines entweder schon durch ihre Farbe an, z. B. Carte noire, Carte blanche, Carte d'or, oder durch directe Bezeichnung der Qualität und Herkunft. Zuweilen wird auch noch eine willkürliche Tausche beigefügt, wie Perles, Vin des Rois, Monopole, Victoria u. s. w.

Der Hauptunterschied des Champagners von andern Weinen besteht in seinem großen Gehalt an Kohlensäure. Sie ist theils in der Flüssigkeit absorbiert, theils füllt sie den leeren Raum zwischen ihr und dem Kork, welchen letztern sie, indem sie den Druck überwindet, in die Luft schleudert. Dazu gehört keine besondere Menge an Kohlensäuregas. Sobald der Wein von dem Druck befreit ist, beginnt er kleine Blasen von Kohlensäure emporzustoßen. Diese, indem sie an der Luft zerplagen, schleudern kleine Theile ihrer Umgebung mit in dieselbe und bilden so den leichten Dampf, der sich über der Mündung einer frischgeöffneten Flasche zeigt. Man sollte annehmen, daß Champagner, welcher dem Druck von  $5\frac{1}{2}$  Atmosphären unterlag, rasch das Sechsfache seines Volumens an Kohlensäure entbinden müßte. Dies ist aber nicht der Fall, denn die kleberige Flüssigkeit hält das Gas ziemlich lange gebunden und gibt es nur nach und nach frei durch das Bläschenwerfen oder Mouffiren (Petillement, Sparkling). Während dieser ganzen Zeit ist der Wein übersättigt mit der Säure, wie dies aus verschiedenen physikalischen Erscheinungen hervorgeht. So entwickeln sich die Gasbläschen vorzugsweise an den Unebenheiten und Vorsprüngen der Oberfläche des Glases, wenn diese auch dem Gesicht und Gefühl noch so unmerkbar sind. Jeder poröse Körper, wie Brot oder Biscuit, bringt eingetaucht sofort eine lebhaftere Effervescenz hervor. Wird das Glas leicht in der einen Hand gehalten und mit der Fläche der andern darauf geschlagen, so entwickeln sich sofort Schaumblasen an seiner ganzen innern Fläche. Indem nämlich das Glas plötzlich niedergedrückt wird, während die Flüssigkeit dieser Bewegung nicht so rasch folgen kann, wird in der letztern längs des Glases eine leichte Verbünnung erzeugt, durch welche Gas frei wird. Der zweimal in Gärung gebrachte, durch das Degorgiren von der Hefe befreite Champagner hat fast alle seine Eiweißbestandtheile verloren, welche zur Hefenbildung für eine dritte Fermentation dienen könnten. Sollte zu einer solchen noch Neigung in ihm vorhanden sein, so wird dieselbe durch den Zusatz von Weingeist und Zucker völlig unterdrückt. Der meiste Champagner bleibt daher nach geeigneter Behandlung völlig klar und in Ruhe. Die Flasche muß aber immer auf der Seite liegen, sodas

der Kork feucht und geschwollen ist und kein Gas entweichen kann. Dies geschieht unabänderlich, sobald die Flasche aufrecht steht, mag sie auch noch so gut verwahrt sein. Der Alkoholgehalt des Champagners hängt wesentlich von seinem Liqueurzusatz ab, welcher, wie schon erwähnt, verschieden ist nach dem Geschmack der Consumenten; er beträgt für Ostafien nur 9 Grad, für England 12—13, für Frankreich 14—15, für Belgien ebenso viel, aber mit mehr Cognac, für Oesterreich und Deutschland 16—20, für Rußland 20—22, für Scandinavien 24—30 Grad, wobei in Betracht zu ziehen ist, daß dem Liqueur selbst höchstens 5 Proc. Alkohol zugesetzt werden. Im allgemeinen kann man den absoluten Alkoholgehalt des Champagners auf 10—11 Proc. dem Maße nach annehmen. Der dem Liqueur zugesetzte Rohrcandis wird binnen kurzer Zeit in Invertzucker (Schleimzucker) umgewandelt, dessen Gehalt von 6 bis auf 28 Gran in der Unze steigt, daher dem Alkohol gegenüber vorwiegt. Hinsichtlich seines Gehalts an Weinstein-säure steht der Champagner dem Portwein am nächsten, ist demnach nur gering säurehaltig. Seine specifische Schwere ist größer als diejenige des Wassers. Gerbstoff enthält er nur in geringen Spuren.

Die Wirkung des Champagnerweins auf den menschlichen Organismus ist bekannt; sie ist rasch und auffallend. Er erregt, belebt, erfrischt, heitert auf, wie außer ihm kein Stoff; ebenso rasch er die Nerven excitirt, hört auch seine Wirkung wieder auf. Um den Geist in kürzester Frist in heitere Spannung zu bringen, gibt es kein besseres Mittel als Champagner; er wird deshalb auch in vielen Fällen ärztlich verordnet, ist aber dagegen auch bei manchen körperlichen Zuständen schädlich, so bei allen, welche Kohlensäureentwicklung nicht vertragen, wie z. B. Herzkrankheiten u. s. w. Der Geschmack des Champagners wird theils durch seinen Alkohol- und Zucker-, theils durch seinen Kohlensäuregehalt bestimmt, welcher letztere das angenehm säuerliche Prideln auf der Zunge hervorbringt, das sonst nur den unausgegorenen Weinen eigenthümlich, bei diesen aber schädlich ist. Der Champagner soll nur kalt getrunken werden, allein niemals so, daß er den Magen erkältet oder an seinem Geschmacke einbüßt. Häufig glaubt man, das Beste zu thun, wenn man ihn dermaßen in Eis kühlt, daß er halb gefroren in das Glas läuft; dies ist geradezu ein Unsinn, denn da nur das Wasser gefriert, so trinkt man auf diese Weise eine Mischung von Eiskristallen mit einem Syrup aus Wein, Alkohol und Zucker. Was die Franzosen „frappé“ nennen, wird durch ein zehn Minuten langes Umdrehen der Flasche in Eis vollständig erreicht; was darüber, ist vom Uebel. Für Kranke, welchen Champagner wegen geschwächter Verdauung als höchst wirksames diätetisches Mittel verordnet worden ist, darf namentlich die Abkühlung nur eine mäßige sein. Am schönsten entwickelt der Champagner alle seine Eigenschaften, sowie er aus einem hinreichend kalten, erforderlichenfalls mit Eis versehenen Keller kommt. Gewöhnlich glaubt man, die einmal angebrochene Flasche Champagner müsse auch vertilgt werden, weil ein darin verbleibender Rest bis zum nächsten Tage verderben würde; dies ist jedoch ein Aberglaube. Man hat jetzt eigenthümliche Sicherheitspfropfen, welche, nach Entfernung des ursprünglichen Korks aufgesetzt, gestatten, den Wein in jeder Quantität aus der Flasche zu gießen oder zu ziehen, ohne daß der zurückbleibende Rest darunter leidet, welcher im Gegentheil am zweiten und selbst am dritten Tage noch gerade so mouffirt als am ersten. Gewöhnlich wird der Champagner bei dem Diner nach stärkern Weinen zum Dessert getrunken, eine Sitte, die sich von Frankreich aus nach andern Ländern verpflanzt hat. Sobald der Pfropfen springt, ist auch die Rede entfesselt; der Champagner ist der Wein der Toaste, welche bei dem feinern Mahle nur mit ihm gebracht werden dürfen. Vielleicht heißt er auch darum „Wein des Königs“, weil bei den officiellen Zweckessen der erste Trinkspruch dem Landesherren zu gelten pflegt. Neuerdings hat sich aber von England aus die Sitte verbreitet, den Champagner gleich vom Beginne des Mahles an

neben allen Gerichten zu serviren, zunächst wol den Damen zu Gefallen, welche ihn den übrigen Weinen vorziehen. Zu Gunsten dieses Brauches will man anführen, daß auf solche Weise Zunge und Gaumen nicht vorher gereizt würden, sodaß der volle Wohlgeschmack des Brauseweins auf sie wirke; gewichtiger aber ist das Gegenbedenken, daß die Kälte und namentlich die Kohlensäure des Champagners den Appetit beeinträchtigen, indem letztere den Magen ausdehnt und seine Wände spannt, während die erstere seine Thätigkeit vermindert. Jedenfalls sollte in diesem Falle der Genuß nur ein ganz mäßiger sein. Champagner zum Fleisch — hält ein echter Gourmand für Barbarei; nur zu Austern ist er gestattet. Ueberhaupt paßt er weit eher zum Frühstück, zur Zwischenkost oder zu einem feinen Souper als zum substantiellen Diner. Soll etwas dazu genossen werden, so paßt immer ein leichtes, nicht zu süßes Backwerk am besten dazu; ganz vorzüglich sind zu solchem Zweck die Champagnerbiscuits von Rheims, die häufig von den Champagnerfabrikanten ihren Kunden als *don gratuit* offerirt werden, und in der That würdig sind, neben dem flüssigen Hauptartikel der alten Krönungsstadt zu paradien. „Wegen seines leichten und flüchtigen Geistes steht der Champagner“, wie Baerst bemerkt, „bei den Frauen in höchster Gunst. Will Goethe Philinen recht reizend schildern, namentlich im Gegensatz zu einer andern, mehr dem Stoff hulbigenden Schönen, so sagte er: sie nippte nur vom Schaume des Champagners.“ Daß er nicht bloß ein Wein der Frauen und der Könige, sondern auch der Dichter ist, geht aus den poetischen Verherrlichungen hervor, die seiner Wirkung ihr Dasein verdanken. *Béranger* und *Rafontaine*, *Cazanove* und *Muffet*, *Körner* und *Fink*, vor allen aber *Graf Moriz Strachwitz* haben seine „schäumenden Gluten“ gefeiert und zahlreiche andere sind von ihm begeistert worden. Fast alle Lobgefänge preisen das „Schäumen“ des Weins und den „Pfropfenknall“, aber gerade diese Eigenschaften sind bei der guten Gesellschaft etwas in Miscredit oder vielmehr außer Mode gekommen. Man zieht gegenwärtig den *Crémant* dem *Grand mouffoux* vor, und nur im engern Herrenkreise läßt man noch lustig den Kork springen, während dies an öffentlicher Tafel oder in Gegenwart von Damen „shocking“ ist, wie die Briten sagen. Bis zum Verbrauch ist der aus dem Keller gebrachte Champagner in mit Eis gefüllten Kühlgefäßen „kalt zu stellen“; beim Einschenken soll die Flasche nicht mit der Hand berührt werden, weil schon deren Wärme einem feinen Champagner schädlich ist; sie wird daher in eine angefeuchtete Serviette geschlagen oder man bedient sich eines Schenkgriffs oder Flaschenhalters gewöhnlich aus Silber. Die älteste bis heute stereotype Form der Champagnergläser ist die eines umgekehrten hohen und schmalen Kegels. Baerst *raisonnirt* dagegen sehr: „Der ätherische Schaum des Champagners soll nicht aus jenen Spitzgläsern getrunken werden, die ein elender Schwindsüchtiger einem geizigen Wirth zur Freude mit kranken Lungen geblasen hat, da nur wenige Schaumtropfen das ganze Gefäß anfüllen. Solche Gläser sind gut für Storch und Kranich; vielleicht hat sie auch ein humoristischer Trinker in Mode gebracht, der sich nicht mehr nachsagen lassen wollte, er habe die Nase stets im Glase.“ Der Verfasser der „*Gastrofophie*“ hat aber entschieden unrecht wie in so vielem. Es gibt nämlich, nach dem oben Erwähnten über die Gasentwicklung, keine andere Form des Glases, in welchem dem Emporsteigen der Kohlensäurebläschen eine so große Fläche innerer Wandung dargeboten wird wie in dieser, in welcher folgerichtig daher auch das *Mouffiren* stärker und andauernder erfolgt als in jedem andern Glase. Die jetzt vielfach üblichen breiten und flachen, schalenartigen Champagnergläser haben nur das für sich, daß auch die Nase ihren Antheil an der frei werdenden Kohlensäure erhält, während sie ein Absetzen im Trinken kaum gestatten, da in kürzester Frist die *Mousse* bei der großen mit der Luft in Berührung kommenden Oberfläche der Flüssigkeit verrauscht. Ueberhaupt sollen die Champagnergläser keinen größern Inhalt fassen, da derselbe stets rasch, mit je einem bedäch-

tigen Zuge geleert werden muß, wenn er nicht an seinen Tugenden verlieren soll. Das Erregen vielen Schaums beim Eingießen oder durch Aufrühren u. s. w. geschieht immer auf Kosten der eigentlichen Weinsubstanz, die dadurch natürlich an ihrem Kohlenstoffgehalt einbüßt. In der schon früher angezogenen Schrift „Treatise on wine“ ist über die Champagnergläser gesagt: „Ein Grund dafür, daß man gegenwärtig flache den spitzen Gläsern vorzieht, ist nicht gut einzusehen. Ein 7 Zoll hohes konisches Glas ist jedenfalls das passendste. Dasselbe muß hohl bis zu seiner Basis, diese aber massiv und schwer sein, damit es nicht zu leicht umfällt. In solchen Gläsern läßt sich die Mouffe am besten beobachten und diese ist ja gerade die anziehendste Eigenschaft des Champagners. Gefärbte, matt geschliffene, sogenannte Eisgläser, überhaupt alle nicht völlig durchsichtigen sind daher unbedingt zu verwerfen. Auch die oben schalenförmigen Kelche mit bis zur Basis hohlem Fuß sind mehr künstlich als angenehm, zumal sie sich nur schwierig vollständig reinigen lassen. Im übrigen vereinigen sich wol die meisten Stimmen dahin, daß ein guter Champagner aus jedem Glase schmeckt; nicht wenige Zecher behaupten, am besten aus gewöhnlichen Trinkgläsern.“ In Frankreich ist es während der Sommerzeit üblich, geräumige Spitzkelche zur Hälfte mit geraspelttem Eise zu füllen und Champagner daraufzugießen; dieses küßlich erfrischende Getränk heißt „Tisane“ — gerade so wie auch der Champagner familiär „Sect“, „Gift“ u. s. w. benannt wird — und es lassen sich dazu mindere Sorten mit Vortheil verwenden. Als Zusatz zu der Bowle, dem kalten Mischgetränk, verleiht der Champagner vielen Arten derselben die rechte Weihe, den Coup de maître; in manchen, wie z. B. in den sehr verdienstvollen Compositionen „Tigermilch“, „Menschenfreund“, „Fasanenbowle“ spielt er die Hauptrolle. Von dem „kalten Champagnergrog à la Provence“ sagt Guntram de Presles: „Will man mich 24 Stunden nach meinem Tode ins Leben zurückrufen, so braucht man mir nur ein Glas von diesem Grog in die Kehle zu gießen.“ Zu verschiedenen Arten der nordamerikanischen Cobblers, Cocktails, Cups u. s. w. ist Champagner erforderlich. Auch zu Speisen soll er häufig als Zusatz gegeben werden; es existirt ein Recept zu „Kochschilb's Sauerkraut“, nach welchem letzteres 24 Stunden lang gekocht und jede Stunde eine Flasche Champagner zugegossen werden soll; es gibt aber auch eine passende Illustration dazu, einen Kupferstich mit der Unterschrift „Rognons au vin de Champagne“; der Koch rührt gemüthlich die Nieren in der Casserole, während er die Flasche am Halse hat. Natürlich ist gekochter Champagner eine reine Selbsttäuschung, ein Unding. Auch von „Champagnerbädern“ will die Sage wissen, es ist aber nicht recht daran zu glauben; wer möchte sich die Poren der Haut mit Zucker verkleistern oder absichtlich Kohlenstoff in Menge athmen?

Die Größen der Consumtion des Champagners sind ziemlich genau bekannt, soweit es sich um den echten, den französischen handelt, allein es wird noch weit mehr nachgemachter oder anderweitiger Schaumwein, zum Theil unter der Etikette des erstern, consumirt, und diese Mengen haben sich bisher der genauern Ermittlung gänzlich entzogen. Nach guten statistischen Quellen verbraucht die Stadt Berlin jährlich ungefähr 600000 Flaschen sogenannten Champagner, wovon jedoch nur 150000 aus Frankreich stammen; dasselbe Verhältniß darf überall angenommen werden. Der Preis des französischen Champagners ist sehr verschieden; er beginnt mit 5 Thlrn. 10 Sgr. per Duzend Flaschen an Ort und Stelle der Manufactur und steigt bis zu 24 Thlr. per Duzend für ganz ausgesuchte feine Cabinetsweine. Als Durchschnittspreis für einen guten Wein können 13—14 Thlr. gelten. Lange Zeit hindurch waren 2 Thlr. in ganz Deutschland der stereotype Preis für eine Flasche echten Champagner im Wirthshause, daher auch die Zweithalersstücke „Champagnerthaler“ hießen. Seit den letzten zwanzig Jahren sind aber die Preise bedeutend in die Höhe gegangen und sind gute Marken nicht mehr unter

2 $\frac{1}{3}$  — 2 $\frac{2}{3}$  Thlr. per Flasche im Detailverkauf zu haben. Im Korb zu Rheims oder Epernay zahlt man durchschnittlich 4 $\frac{1}{2}$  Frs. per Flasche Crémant oder Mousseux; einzelne Häuser halten aber auch höhere, viele kleine bewilligen niedrigere Preise. Nicht immer ist ein hoher Preis Kennzeichen eines wirklich guten Champagners; in diätetischer Hinsicht sind sogar die mittlern, nicht starken, mehr trockenen Sorten den an Zucker und Alkohol reichern, daher theuerern, vorzuziehen. Hinsichtlich des Alters pflegt man bei Champagnerweinen keinen Unterschied im Preise zu machen; im Gegentheil werden ältere Weine eher billiger gehalten, da nur die jüngern beliebt sind, und mit Recht. Nach der Dostung mit Liqueur muß Champagner allerdings einige Monate auf Lager gehalten werden, damit Wein und Liqueur sich vollkommen amalgamiren und der neue Charakter der Flüssigkeit sich hinreichend zu entwickeln vermag; spätestens in einem Jahre jedoch ist er perfect geworden und wird nun nicht mehr besser. Mehr als zwei, höchstens drei Jahre ist es nicht rathsam, ihn lagern zu lassen; schon in diesem Zeitraum nimmt er oft einen geringen Aethergeschmack an und wird aus Mousseux zum Crémant; je länger er liegt, um so mehr wächst auch die Gefahr eines Lecks der Pfropfen durch den dauernd fortgesetzten Druck.

Die Production des Champagners hat sich seit dem Jahre 1844 ungemein gehoben, ebenso wie der Export. Zehn Jahre vorher, 1835, betrug der letztere ungefähr 5 Mill. Flaschen, von welchem nach Deutschland 500000, nach England 700000, nach Amerika 500000, nach Rußland 500000, nach Schweden und Dänemark 200000, nach Italien 100000 gingen, während in Frankreich selbst etwa 600000 consumirt wurden. Nach den officiellen statistischen Tabellen der Chambre de Commerce in Rheims befanden sich am 1. Jan. 1845 in Frankreich auf Lager 23,285818 Flaschen Champagner, wovon 4,380214 exportirt, 2,255438 im Inlande consumirt wurden. Im Jahre 1860 waren 35,648124, im Jahre 1866 aber 37,608700 Flaschen am Lager und wurden exportirt 11,305016, resp. 10,283866 Flaschen. Gegenwärtig schätzt man den jährlichen Consum auf circa 12 Mill. Flaschen, welche sich auf folgende Länder vertheilen: Deutschland und Oesterreich 1,500000, Rußland 1,600000, Großbritannien mit Asien und den Colonien 2,300000, Amerika 2,100000, Belgien und Holland 500000, die übrigen Länder 1,000000, Frankreich 3,000000. Am meisten erzeugen davon die Weinbezirke der Champagne von Crémant, Avize, Oger und Reimsnil; sodann folgen in der Production: 2) Ay, Mareuil, Avenay, Haut-Willers und Damery; 3) Epernay, Dizy, Saint-Martin, Pierry und Cumières; 4) Vertus, Chouilly, Grauves, Mouffy und Vinay; 5) Sillery, Verzenay und Mailly; 6) Verzy, Willers, Nilly, Chigny und Rudes; 7) Bouzy, Ambonnay und Saint-Basle. — Der Champagner findet überall in der Welt Abnehmer, ist daher ein bedeutender Handelsartikel. Des Beispiels halber sei aus den sachmännischen Ergebnissen der österreichisch-ungarischen Expedition nach Ostasien in den Jahren 1868—70 mitgetheilt: „China. Champagner hat bedeutenden Absatz; die Europäer bedienen sich nur der echten Qualität, während billige, stark schäumende Imitationen bei den Chinesen beliebt sind und zu nutzbringenden Preisen abgesetzt werden. — Japan. Champagner ist gut verkäuflich. Derselbe muß stark schäumen und einen süßlichen Geschmack haben. Nachahmungen sind in größern Quantitäten abzusetzen, wenn sie nicht über 5—6 Doll. per Duzend kosten, schön aufgemacht und stark schäumend sind. Champagner ist die einzige Weinsorte, welche die Japaner für ihren eigenen Bedarf kaufen.“ Die Production der einzelnen Champagnerhäuser ist eine sehr verschiedene. Die großen erzeugen jährlich von 50—600000 Flaschen; ihrer sind aber nur ganz wenige; Veuve Cliquot, Jacquesson et fils, Moët et Chandon, L. Röderer, Duc de Montebello und Rumm et Comp. gelten als die bedeutendsten Producenten. Im Jahre 1780 hatte ein Weinhändler zu Epernay 500 Duzend

Flaschen angefertigt, was damals etwas so Ungeheures war, daß es in den Annalen der Oenologie aufgezeichnet ist.

An vielen Orten Frankreichs außerhalb der Champagne wird noch Schaumwein erzeugt, allein stets unter eigener Etikette, niemals als nachgemachter Champagner. Die vorzüglichsten französischen Schaumweine sind die folgenden: der Saint-Peray, aus dem Departement Ardèche, Languedoc; er wächst auf dem rechten Rhöneufer, ist sehr gewitzig und wohlschmeckend, aber schwer und nicht stark mouffirend; die besten Lagen sind Clos de Gaillard und Côte de Hongrie; sein Stapelplatz ist Tain im Departement Drôme; der Bourgogne mouffeur von Yonne und Tonnerois, ein parfümirter, voller und schwerer Wein; der Vin mouffeur d'Anjou aus Savonnières und Saint-Aubin, fein und höchst angenehm schmeckend, aber viel spirituöser als der Champagner; die Vins blancs mouffeur de Bourgogne von Epineul und Dannemoine, geringer als diejenigen von Tonnerois; die Vins rouges mouffeur von Meursault und Puligny, körperreich und geistig, aber hart, schwer, ohne Delicatesse; der Vin d'Arbois aus dem Departement Jura in der Franche-Comté, der dem Champagner am nächsten steht, allein viel stärker mouffirt, sodas er in den beiden ersten Jahren oft einen Flaschenbruch bis zu 75 Proc. verursacht; außerdem erzeugen noch das Bordelais, die Gascogne und andere Landestheile viele Schaumweine. Auch in Deutschland ist seit Beginn der vierziger Jahre die Schaumweinfabrikation allgemeiner eingeführt worden, nachdem schon früher manche Versuche damit angestellt worden waren. Sie hatte schon ziemliche Bedeutung erlangt, als ihr durch den Abschluß des deutsch-französischen Handelsvertrags, welcher unter andern die Nachahmung französischer Etiketten verbot, die Probe der Lebensfähigkeit auferlegt ward; sie hat dieselbe im ganzen gut bestanden. Merkwürdigerweise hat sie dort besonders festen Fuß gefaßt, wo der Wein schon der Grenze seiner Verbreitung und Trinkbarkeit naht; so in Schlessien, an der Elbe, an der Saale; sie ist ferner am Rhein, am Main, an der Ahr, der Nahe, der Mosel und am Neckar eingebürgert; die rheinpreussischen Schaumweinfabriken allein erzeugen jährlich 1½ Mill. Flaschen. Auch in dem wiedergewonnenen Elsaß werden viele gute Schaumweine producirt. In der Neuzeit schämen sich alle diese mouffirenden Weine nicht mehr so sehr ihrer Herkunft wie früher und nennen sich gern redlich beim Namen; dies hindert aber doch nicht, daß ein überwiegender Theil davon sich noch immer französischer Etiketten bedient, um unter deren Deckmantel Absatz ins Ausland zu finden; nichts ist leichter, als das Gesetz in dieser Hinsicht zu umgehen. Auch in Oesterreich existiren viele Schaumweinfabriken, namentlich in Niederösterreich, Steiermark und Ungarn; letzteres Land liefert die schwersten von allen Schaumweinen, Italien dagegen den leichtesten in seinem Bino d'Asti spumante aus Piemont. Alle diese Schaumweine — von den gepanschten, mit kohlensaurem Natron oder wie die „englischen Champagner“ aus Johannisbeeren hergestellten nicht zu reden — sind öfters vortrefflich und sehr trinkbar, aber — dem echten französischen Champagner reichen sie das Wasser nicht. Dagegen hilft kein Patriotismus und wer da anders behauptet, der hat keine Zunge. Deutschland ist es gewesen, das die französischen Champagner en vogue gebracht hat, es ist auch heute noch eins der besten Absatzgebiete dafür und wird es hoffentlich bleiben, treu dem tausendmal citirten Spruche des Brander im Faust.

Noch bleiben einige Worte zu sagen übrig über den gewöhnlichen Wein der Champagne, den Champagner non mousseux. Er ist ein völlig ausgegorener, geschönter und auf Flaschen abgezogener Wein, welche gerade so verpfpft und verschnürt werden wie diejenigen des mouffirenden Champagners. Diese im Lande seit alters her übliche Methode hat auch jedenfalls zur Entdeckung des letztern Anlaß gegeben. Auf den Flaschen erreicht der Wein seine vollkommene Ausbildung erst nach sehr langer Zeit; für vollendet hält man ihn nach acht bis zehn Jahren. Alsbald ist aber der Sillery sec

non mousseux ein sehr feiner, trockener Wein von eigenthümlichem Arom und Wohlgeschmack. Er wird sowol roth als weiß dargestellt. In den Handel kommt er wenig, namentlich gelangt er selten in das Ausland; daß er im ganzen nicht genug Würdigung findet, daran ist nur die lange Zeit schuld, die er zu seiner völligen Reife braucht, die gewöhnlich aber nicht eingehalten wird. Französische Kritiker sagen von ihm: „Die Rothweine der Champagne stehen im zweiten Range der Qualität, sie haben viel Delicateffe, Feinheit, Esprit und sind seidenartig (soyeux); sie gehen rasch in den Kopf, aber ihre Wirkung zerstreut sich auch wieder schnell; im allgemeinen sind sie sehr gesund.“ Ihre besten Lagen sind Verzy, Verzenay, Mailly, Saint-Basle und der Clos de Thiery im Departement Marne. Im dritten Range stehen die Rothweine der Champagne aus Haut-Billers, Dizy, Mareuil, Pierry, Epernay, Taissy, Rudes, Chigny, Millly, Billers-Allerand und Cumières im Departement Marne mit den bessern Lagen von Ricey, Balnot-sur-la-Laigne, d'Aviray und Bagneux-la-Fosse im Departement Aube. Weißweine ersten Ranges der Champagne sind die von Sillery, Ay und den Clozet-Weinbergen bei Epernay; im zweiten Range stehen die Gewächse von Cramant, Lemesnil, Avize und Saint-Martin d'Ablois; im dritten, außer den geringern Lagen der schon genannten Orte diejenigen von Oger und Graube, sämmtlich im Departement Marne. Es ist eigentlich wunderbar, daß ein an und für sich keineswegs fruchtbares Land, von welchem ein großer Theil die „Laufe-Champagne“ (Champagne pouilleuse) heißt, so ganz vorzügliche Nebenproducte hervorbringt. Allein gerade in dem Umstande der geringen Bodenbedeckung und der ungehinderten Reflexion der Wärme ist der Grund zu suchen, weshalb dort die Sonne den wundervollen Saft kocht, der das Epitheton ornans „Weltwein“ mit mehr Berechtigung trägt als jeder andere Sorgenbrecher. •

# Chronik der Gegenwart.

## Politische Revue.

23. Mai 1872.

In dem Kampfe zwischen dem Fürsten Bismarck und der ultramontanen Partei haben wir einen neuen eleganten Schachzug zu verzeichnen — die Ernennung des Cardinals Fürsten Hohenlohe zum Gesandten bei dem Papst, eine Ernennung, welche nicht die Zustimmung des römischen Stuhls gewann und zu lebhaften Verhandlungen im Reichstage Veranlassung gab.

Der Cardinal ist bekannt als Gegner der jetzt in Rom so einflussreichen Jesuitenpartei, und der Fürst ging von der Ansicht aus, daß gerade von einem Kirchenfürsten selbst am besten den Intriguen derselben entgegengewirkt werden könne, namentlich insofern sie dem Papst entstellende Berichte über die Absichten der preussischen Regierung zutragen. Außerdem glaubte Bismarck gewiß, durch einen solchen Vertrauensact, wie die Wahl eines Cardinals zum Gesandten, der Römischen Curie entgegenzukommen, um so mehr, als es bisher in Preußen Brauch war, sich in Rom nur durch einen protestantischen Gesandten vertreten zu lassen, und noch König Friedrich Wilhelm IV. seinem vertrauten Rathgeber, General von Radowiz, diesen Posten, als er zu demselben in Vorschlag gebracht wurde, nicht verließ, um nicht mit der bisherigen Ueberlieferung zu brechen. So lag in der Wahl eines solchen Diplomaten ein Zugeständniß an die Römische Curie, welches auch von liberaler Seite vielfach angegriffen wurde und abgesehen von der bekannten, für den jetzigen Conflict Vertrauen erweckenden Persönlichkeit des Cardinals wol mit der Thatsache gerechtfertigt werden konnte, daß es im diplomatischen Verkehr mit dem römischen Stuhl, nachdem derselbe der weltlichen Macht entkleidet worden war, sich nur um kirchliche Angelegenheiten handle.

Der Papst erklärte sich indeß gegen diese Wahl — ein Fall, der in der Chronik der Diplomatie zu den größten Seltenheiten gehört, indem solche Ablehnung gegen die übliche Courtoisie der Höfe verstößt. Sollte man in dem Abgeordneten Windthorst ein wohlinspirirtes Organ der Römischen Curie sehen, so würde man den Grund für diese Ablehnung in der Anschauung finden müssen, daß ein Cardinal unmöglich einen fremden Fürsten bei seinem „Dienstherrn“ vertreten könne, von dem er seinen Gehalt beziehe; doch bleibt es fraglich, inwieweit der Abgeordnete für Meppen sich der unmittelbarsten Inspirationen von Rom erfreut, und noch mehr, ob er geneigt sein dürfte, auch im Besitze des Schlüssels zu den geheimen Motiven der Curie diese zu enthüllen, und es nicht vorzieht, ihnen ein Mäntelchen umzuhängen. Bismarck suchte im Reichstage diese Anschauungen durch den Hinweis auf die Verhandlungen, welche Richelieu und Mazarin mit dem römischen Stuhle pflogen, zu widerlegen. Jedenfalls war Fürst Hohenlohe in Rom keine persona grata — ein Cardinal der jesuitischen Partei wäre dort gewiß willkommen gewesen und das Centrum des Reichstages hätte dann keine Veranlassung gefunden, sich über das Unpassende einer derartigen Wahl zu erhitzen. Jedenfalls wird die neue Wahl des römischen Gesandten, wie auch der Reichskanzler in Aussicht stellte,

durch keinerlei Empfindlichkeit bestimmt werden, sondern nur durch das Interesse, welches die Sorge für die Katholiken in einem paritätischen Staate erheischt. Von vielen Seiten wird freilich gewünscht, daß die diplomatische Stelle in Rom gänzlich auf den Aussterbetat gesetzt und über kirchliche Fragen ohne weitere Verhandlungen mit Rom nur durch das Geßetz entschieden werde. Doch schon die wol in nicht allzulanger Zeit in Aussicht stehende Neuwahl des Papstes macht es wünschenswerth, daß Deutschland in Rom die Hand im Spiele behält, um dem Einflusse der Jesuiten die Spitze zu bieten und endlich einmal die Wahl eines jesuitenfeindlichen Papstes durchzusetzen. Der neuernannte österreichische Gesandte, Freiherr von Kübed, der bisher eine zwischen Italien und Oesterreich vermittelnde Gesinnung mehrfach an den Tag gelegt hat, würde gewiß dann in Einklang mit dem deutschen Gesandten vorgehen.

Elfaß-Lothringen ist jetzt durch ein mächtiges Band mit Deutschland verknüpft worden. Die Eröffnung der strasburger Universität fand am 1. Mai statt, unter Theilnehmung zahlreicher Deputationen von Professoren und Studenten aller deutschen Universitäten. Die Reden, welche der Oberpräsident von Möller, Professor Springer, dann Berthold Auerbach auf dem Ottilienberge hielten, athmeten alle einen würdevollen Geist. Der Sieg des Geistes soll den Sieg der Waffen zu einem vollständigen machen und den echten deutschen Nationalstimm in den neugewonnenen Ländern wecken! Als ein erfreuliches Zeichen, daß das Deutschtum in Elfaß nicht einer widerstrebenden Bevölkerung künstlich aufoculirt werde, mochten die Worte gelten, welche der elsässische Graf Dürckheim bei dem Festmahle in seinem Toast auf die Deputirten der auswärtigen Universitäten sprach. Er hob den innerlich deutschen Kern des elsässischen Volkes hervor, das deutsche Wesen sei nur verhüllt durch eine fremde Kruste.

Schwingt den Hammer, schwingt,  
Bis der Mantel springt —

rief er aus in glücklicher Anwendung der Verse aus der Schiller'schen Glocke. Er brief sich auf die wadern elsässischen Bauern, in denen dieser Kern deutschen Wesens noch vorhanden sei.

Bedauerlich waren dagegen die Schlägereien zwischen den deutschen Studenten und den französischen der alten Akademie, bei denen sich auch preussische Manen als Hülfstruppen der deutschen Studirenden theiligten; noch bedauerlicher die patriotische Erregtheit, welche einen deutschen Professor und Gerichtsrath infolge eines Mißverständnisses dazu führte, einen wadern alten Mann, den Begründer des Germanischen Museums in Nürnberg, Freiherrn von Aufseß, zu mißhandeln. Daß der bereits Erkrankte wenige Tage darauf starb, ließ diesen unglücklichen Zwischenfall noch in grellerm Lichte erscheinen.

In Oesterreich selbst haben die böhmischen Wahlen am 22. April ein entscheidendes Gewicht zu Gunsten der Verfassungspartei in die Waagschale gelegt. Alle Bestrebungen der Czechen und Feudalen, durch Gutsankäufe und Gutsheilungen sich in der Vertretung des Großgrundbesizes die Majorität zu sichern, sind vergeblich gewesen — und was von der Gesinnungs- und Straßenpolitik, die in Böhmen das große Wort führt, nicht weniger wird bedauert werden — nicht einmal ein nebenswerther Skandal hat sich in Scene setzen lassen, dank den energischen Vorkehrungsmaßregeln, welche der neue Gouverneur von Böhmen, Baron Koller, getroffen hat. Auch an die Spitze des böhmischen Landesauschusses, an welcher bisher Fürst Georg Lobkowitz, ein Vertreter czechisch-feudaler Gesinnung, stand, ist jetzt ein deutschgesinnter und verfassungstreuer Präsident getreten und zwar kein anderer als der frühere Ministerpräsident Fürst Karl Auersperg. Der am 7. Mai wieder eröffnete Reichstag hat durch das Resultat der böhmischen Wahlen eine wesentlich veränderte Physiognomie angenommen, indem die ministerielle und verfassungstreue Partei durch dieselben einen beträchtlichen, ja entscheidenden Zuwachs gewonnen hat. Bisher gebot sie nur über 95 Stimmen im Reichstage, welchem 63 Föderalisten gegenüberstanden — jetzt, durch 23 Vertreter des böhmischen Großgrundbesizes vermehrt, gebietet sie über 118 Stimmen. Die Czechen hatten vergeblich gegen die Zu-

sammensetzung der Wahlcommission protestirt; die große Mehrzahl enthielt sich dann der Abstimmung. Die Agitation mit Protesten und Demonstrationen, mit Adressen an die Schutzmacht in Petersburg wird wol nach wie vor ihren Fortgang nehmen, aber mit vermindertem Ausblick auf Erfolg; der größere Lärm wird die kleinlaute Stimmung kaum verdecken können. Und was die angekauften großen Güter betrifft, so sind solche politischen Käufe wol nicht in der Absicht unternommen, einen altbeseigten Grundbesitz zu schaffen für Kind und Kindeskind. Der überstürzte Eigenthumswerb, die Finanznoth und die geringe Befähigung mancher Gutskäufer zur Verwaltung eines in der That angeeigneten großen Besitzes werden diese Güter wol bald wieder auf den Markt bringen und den Deutschen in die Hände spielen.

Die Verstärkung der Verfassungspartei in dem Reichstage wird nicht ohne Einfluß auf den galizischen Ausgleich sein. Für die Verfassungspartei ist dieser Ausgleich jetzt keine Lebensfrage mehr; doch wird sie die Zugeständnisse, welche das Elaborat des Subcomité den Polen gemacht hat, keineswegs herabdrücken, die günstigere Situation nicht in solcher Weise ausbeuten. Ebenso wenig freilich ist daran zu denken, daß die weiter gehenden Wünsche der Polen irgendwelche Aussicht auf Erfolg haben. Die Regierung hat einen neuen Actionsplan entworfen, dem zufolge der polnische Landtag zuerst über jenes Elaborat abstimmen soll — eine Entscheidung, die dem Reichstage gegenüber indeß ohne jede Bedeutung bliebe. Auch wäre eine directe Vorlage des Elaborats verfassungswidrig, und nur der einzige Ausweg erscheint möglich, daß ein Abgeordneter des Landtages, der zugleich Mitglied des Subcomité ist, das Elaborat in Gestalt eines Antrages auf dem galizischen Landtage vorbringt. Eine Auflösung des letztern und eine Neuwahl, wie in Böhmen, würde in Galizien, wo der Großgrundbesitz fast ausschließlich in den Händen der Polen ist, durchaus nicht gleiche, der Regierung günstige Resultate wie dort erzielen. Die Ruthenen würden übrigens gegen den Ausgleich stimmen, schon weil sie eine Annahme desselben von seiten der Polen für möglich halten; diese selbst aber sind ebenfalls gegen denselben und würden sich am liebsten überstimmen und gegen ihren Willen den Ausgleich sich octroyiren lassen. Die Vortheile, die er bietet, sind ihnen zu gering, um sie frei zu acceptiren, doch noch immer groß genug, um sie als etwas Unermeidliches ohne Mißstimmung über sich ergehen zu lassen.

Die Feier einer demokratischen Notabilität des Jahres 1848, Hans Kudlich, der nach mehr als zwanzigjähriger Abwesenheit in sein Vaterland zurückkehrte und dem man besonders seine damaligen Anträge auf Abschaffung der ländlichen Dienstverhältnisse zu hohem Verdienst anrechnet, hat in den wichtigsten österreichischen Städten Dimensionen angenommen, welche sie in Regierungskreisen misliebzig machen mußte. Die Begeisterung der Desterreicher bei derartigen Festen, mögen sie nun Persönlichkeiten von politischer Bedeutung oder namhaften Dichtern gelten, hat etwas Warmes und Schwunghaftes, was wohlthuend berühren muß; doch pflegt sie in der Regel über das Ziel hinauszuschießen. Zwar merkte man in den Festreden bei der Kudlich-Feier nichts vom Sporengellir der akademischen Legion von 1848; eine reifere politische Bildung beschwor den Sturm und Drang einer überwundenen Epoche nicht herauf. Doch die allzu lebhaftige Mahnung an eine Zeit, in welcher der Bruch zwischen der Dynastie und dem Volke in Desterreich zu blutigen Katastrophen führte, mochte in der Gegenwart als ein unwillkommener Anachronismus erscheinen. Als daher die wiener städtischen Behörden dem Volksmanne von 1848 das Ehrenbürgerrecht erteilten, wurde dasselbe von der Regierung sistirt, und so einer Agitation, welche eine allzu demokratische Färbung anzunehmen drohte, ein Riegel vorgeschoben.¶

Bei der Reise des Kaisers in Südbungarn hat es unangenehm berührt, daß von seiten der serbischen Regenschast keine Begrüßung des Monarchen stattgefunden hat. Ueberhaupt scheint diese Regenschast, welche bis zu der im nächsten Jahre in Aussicht stehenden Großjährigkeit des Fürsten Milan das Ruder führt, die panslawistischen Tendenzen mit großer Zähigkeit zu verfolgen. Seit dem Jahre 1868 hat die Türkei das Besatzungsrecht in den serbischen Festungen aufgegeben, nur auf der Citabelle von Belgrad weht noch die türkische Fahne neben der serbischen und ein kleines Fort auf dem serbischen Ufer des bosnischen Grenzflusses, der Drina, blieb von etwa 300 Mann Türken besetzt, weil es in militärischer Hinsicht als zugehörig zu der bosnischen Grenzfestung

Zwornik betrachtet wurde. Die serbische Regentenschaft, wie es heißt, russischen Einflüsterungen Gehör schenkend, verlangte vor kurzem plötzlich von den Türken die Räumung dieses Fort. Der Suzerän in Konstantinopel lehnte diese Forderung ab. Seitdem rüsten die Serben, die eine Armee von fast 100000 Mann aufzustellen im Stande sind, und auch die Türken ziehen an der Grenze des Landes 12000 Mann reguläre Truppen zusammen. Gegen eine türkische bewaffnete Intervention ist Serbien durch den Pariser Frieden geschützt, der eine solche ohne Zustimmung der vertragschließenden Mächte nicht gestattet.

Die Zwornik-Frage mag als ein Sturm in einem Glase Wasser erscheinen, höchstens als ein neuer Beweis von der vibrirenden Unruhe des gährenden Slaventhums, welche von Moskau aus geschürt wird. Die türkische Oberhoheit in Serbien kann, nach der Befreiung der Festungen von türkischer Besatzung und nach den Einschränkungen, welche ihr die Verträge der europäischen Mächte auferlegen, nur als eine Scheinsuzeränität betrachtet werden, und dem Freiheitsfinne der Serben ist auch das gelockerte Band und jede nahe Berührung mit der türkischen Macht unerträglich. Doch die Zwornik-Frage beweist nicht nur das rückhaltlose Unabhängigkeitsstreben der Serben; sie veranlaßte auch durch einen Zwischenfall die deutsch-preussische Regierung, in der orientalischen Frage Stellung zu nehmen — und hierin liegt ihre tiefere Bedeutung. Das kleine serbische Fort wurde gleichsam mit dem elektrischen Licht der großen europäischen Politik beleuchtet. Ein Correspondent der augsburger „Allgemeinen Zeitung“ hatte die Ente schwimmen lassen, Fürst Bismarck habe den preussischen Gesandten in Konstantinopel, Hrn. von Radowitz, angewiesen, in dieser Frage zu Gunsten Serbiens zu interveniren. Ein officieller, energischer Protest des „Deutschen Reichs-Anzeiger“ war die Antwort auf diesen tendenziös gefärbten Bericht, ein Protest, welcher über die Stellung des Reichskanzlers in der orientalischen Frage keinen Zweifel ließ. So sehr das Deutsche Reich die freundlichen Beziehungen zu dem jetzigen russischen Herrscher hochhält, so wenig verkennt seine Lenker die Gefahren, welche aus den fortwährenden Umtrieben des Panlawismus drohen und bis zu einer französisch-russischen Allianz anwachsen könnten, wenn ein die Anschauungen der moskowitzischen Partei theilender Herrscher den russischen Thron bestiegen hätte. In der orientalischen Frage steht Deutschland mit Oesterreich auf einem und demselben Boden, eine Bundesgenossenschaft, welche für den Tag einer großen europäischen Krisis im Herzen Europas eine schwer zu überwindende Centralmacht dem vereinigten Angriffe des Ostens und Westens gegenüberstellen würde.

In Frankreich ist die öffentliche Meinung noch immer vorzugsweise mit der Vergangenheit, mit den Ereignissen des unglücklichen Kriegsjahres beschäftigt; die Nation will die Schuld dieser Niederlagen von sich abwälzen, indem sie die Führer der Armee allein für dieselben verantwortlich macht. Die Untersuchungen über die Capitulationen haben sehr oft den Tadel der capitulirenden Commandeure zur Folge gehabt — Dienstentlassung oder die Stellung vor ein Kriegsgericht soll die Folge solchen Tadels sein. Für die große Capitulation von Sedan ist als der einzig Schuldige der Kaiser erkannt worden, der die weiße Fahne aufstecken ließ; er befindet sich nicht in der Macht der französischen Kriegsgerichte. General von Wimpffen ist freigesprochen worden in allen Hauptpunkten; doch hat er sich öffentlich gegen einen minder belastenden Tadel gerechtfertigt, ein Verfahren, welches die schärfste Rüge von seiten der militärischen Autoritäten erfuhr und möglicherweise doch noch seine Stellung vor ein Kriegsgericht zur Folge hat. Das Hauptinteresse dieser Untersuchungen concentrirt sich indes um die Capitulation von Metz; Marschall Bazaine ist hier das Opfer, welches die öffentliche Meinung fordert, so wenig der Präsident selbst, aus begründeter Scheu vor unliebsamen Enthüllungen, in die terroristischen Anklagen der Journale einstimmt. Es ist freilich für Bazaine ein Unglück, in alle unglücklichen Katastrophen des Bonapartismus mit verwickelt zu sein; er ist der Mann der Niederlagen des second empire; die Namen Mexico und Metz haben gleich übeln Klang für französische Ohren. Bazaine hat sich bereits zur Haft gestellt; er wird nicht von feinesgleichen gerichtet werden, da die andern Marschälle, wie Mac-Mahon, zum Theil als Zeugen in dem Proceß auftreten sollen, sondern von Divisionsgeneralen und Admiralen. Als Hauptwaffe seiner Vertheidigung wird er, abgesehen von den Be-

fehlen des Kaisers, anführen, daß er stets nur in Uebereinstimmung mit den Untergeneralen und Corpscommandanten gehandelt habe. Durch diese Art der Defensibe vermehrt er die Zahl der Schuldigen und dehnt die Anklage auf jetzt sehr einflussreiche und hochstehende Generale, wie Admirault, aus. Ueberhaupt werden so viele bedeutende Namen in den Sündenfall des second empire mit verwickelt, daß Frankreich zuletzt gar keinen Stamm von Helden mehr aufzuweisen hat. Die Prozesse vor den Kriegsgerichten haben keinen andern Sinn als diejenigen vor den Revolutionstribunalen zur Zeit, als der Terrorismus in Blüte stand. Das Unglück wurde eine Schuld, die Niederlage ein Verbrechen, welches die Guillotine bestrafte.

Auf der andern Seite sind diese Prozesse auch als ein Act der Nothwehr gegen die bonapartistischen Intriguen anzusehen, die im stillen das Land durchwühlen. Hat doch der Minister Rouher eine große Agitationssache zu seiner Disposition, welche durch die Beiträge der Bonapartisten gefüllt wird; ja er soll sich mit einigen frühern Ministern des Kaisers überworfen haben, welche solche Beiträge zu zahlen sich weigerten. Darum gilt es, den Erbkaiser und die Seinen so zu compromittiren, daß diese Intriguen immer mehr jeden Boden verlieren. Darum konnte auch der Regierung der Republik nichts willkommener sein als die glänzende Rede, in welcher der Herzog d'Audiffret-Pasquier, ein Orleansist, oder noch mehr Fusionist, die Militärverwaltung des second empire mit ihren Unterschleifen und Betrügereien in der Nationalversammlung an den Pranger stellte. Alle Parteien jubelten dieser Rede Beifall zu, und der Herzog ist auf einmal aus seiner bisherigen Verborgenheit hervorgetreten, ein öffentlicher Charakter und der Mann des Tages geworden. War diese Rede ein Ereigniß, so war es nicht minder diejenige des Generals Chauchy, in welcher der ehemalige Führer der Voirearmee, als er das Präsidium des linken Centrums übernahm, ein republikanisches Glaubensbekenntniß ablegte. Er sagte der bestehenden Republik seine aufrichtige Unterstützung zu und verschwieg nicht, daß er früher kein Republikaner, aber stets bereit gewesen sei, derjenigen Partei, welche die innere Ordnung wiederherstelle und eine feste Staatsform begründe, seine Hülfe zu leihen. Der Wunsch, eine politische Rolle zu spielen, ist in dem Auftreten des Generals unverkennbar; die Gerüchte, die das Portefeuille des Kriegsministers aus den Händen des Generals Ciffey in die seinen wandern ließen, waren indeß zunächst unbegründet.

Der greise Präsident, der, körperlich anfällig, längere Zeit das Zimmer hüten mußte, schwebte in Gefahr, daß ohne seine Zustimmung über die wichtigste Frage der Militärorganisation in der Nationalversammlung verhandelt und abgestimmt werde. Als eine bedrohliche Klippe, an welcher die Entracht des Präsidenten und der Versammlung scheitern könnte, erscheint indeß die Frage der Wehrpflicht nicht mehr; es haben Annäherungen und Verständigungen stattgefunden, durch welche jede Krisis vermieden wird. Wohl aber mußte Thiers seine Misstimmung darüber überwinden, daß am 1. Mai bei den Verhandlungen über den Staatsrath eine, wenngleich melancholische Majorität sich dafür entschied, daß die Mitglieder desselben von der Nationalversammlung und nicht, wie Thiers wünschte, von dem Präsidenten erwählt würden. Auch die beiden Prinzen des Hauses Orleans, welche an der Befestigung der Macht des Präsidenten begreiflicher Weise kein lebhaftes Interesse haben, befanden sich unter jener Majorität. Dagegen mochte Thiers aus den Gesprächen mit dem deutschen Gesandten, von Arnim, die Zuversicht schöpfen, daß man, bei einer frühern Abzahlung der drei Milliarden, der Befreiung der sechs Departements von den deutschen Besatzungstruppen nicht abgeneigt sei. Die Commission zur Befreiung des Territoriums beschäftigt sich damit, die Mittel dazu durch eine große Anleihe zu beschaffen. Die mit so vielem Zeitungslärm angekündigte Nationalsubscription der Frauen zu Gunsten der Befreiung des Vaterlandes hat keineswegs die erwarteten Resultate gegeben. Die baar eingezahlten Summen waren nicht der Rede werth und die bedingungsweise gezeichneten (die erst, wenn die Sammlung 500 Millionen erreicht hatte, zahlbar sein sollten) beliefen sich kaum auf 50 Millionen. Die Pariserinnen sind eben keine Karthaginerinnen, welche ihre Kostbarkeiten hergeben und aus ihren Haaren Vogensehnen machen!

Offenbar arbeitet Frankreich rüstig an seiner Wiedergeburt, und die neuen organischen Geseze bezeichnen einen immerhin anerkennenswerthen Fortschritt, obgleich die Ge-

walt des Klerus, welche das Deutsche Reich so energisch gebrochen hat, noch immer auf der Unterrichtsreform lastet und der Cultusminister Jules Simon vielfach durch halbe Maßregeln und fortwährende Zugeständnisse das Selbstbewußtsein des französischen Klerus stärkt. Der scharfblickende Thiers sieht in der Geistlichkeit einen mächtigen Bundesgenossen gegen Deutschland und hofft in der Stille vielleicht, wenn das Deutsche Reich nicht nach Canossa geht, das Canossa einmal auf dessen eigenen Boden zu verlegen.

Die französischen Legitimisten, überzeugt von der Gemeinsamkeit aller Kämpfer für das göttliche Recht herkömmlicher Thronfolge, unterstützen den Aufstand der spanischen Nordprovinzen oder vielmehr den Guerrillakrieg, welchen der junge Herzog von Madrid für sein heiliges Thronrecht führt. Die Don Quijote der Legitimität tragen alle dasselbe Barbierbecken als Helm, es ist nur zu bedauern, daß die Völker dabei immer wieder zur Ader gelassen werden. Zwar läßt der „nino terso“ (der „grüne Junge“) in einem Manifest an die karlistische Centraljunta in Madrid erklären, daß er keinen langen Bürgerkrieg ansahen, in einem kurzen und entscheidenden Kampfe das Vaterland retten und vielleicht den Weg zeigen wolle, der zum Heile der Gesellschaft führt; er will angesichts der ganzen Welt für sich die Ehre in Anspruch nehmen, die Vorhut der großen katholischen Armee zu befehligen, die da ist die Armee Gottes, des Thrones, des Eigenthums und der Familie. Ob der Krieg indeß von langer oder kurzer Dauer sein wird, vermag der neue Ketter der Gesellschaft nicht vorherzubestimmen; die bisherigen Kämpfe verheißen das letztere, aber nicht im Sinne des Prätendenten, der, seitdem er den spanischen Boden betreten, selbst zwei Proclamationen an die Soldaten erlassen hat, in denen er sich mit der Loga des altspanischen Geistes drapirt. In der einen ruft er aus: „Einen wir uns unter dem Rufe: «Nieder mit den Fremden!» und das Gebrüll des spanischen Löwen wird die Männer der Revolution, wird die Schlepenträger Italiens erschrecken“; in der andern erklärt er, daß die Soldaten allezeit seine lieben Kinder sein werden, selbst wenn sie es wagen sollten, auf ihren König Feuer zu geben. Die Insurrection fand vorzüglich in der Provinz Navarra, außerdem in Biscaya und Guipuzcoa Boden, mit dem Schwert bewaffnete Geistliche ziehen den Scharen des spanischen Prätendenten voraus. Die Regierung ging indeß energisch vor; die Mitglieder der karlistischen Juntas in Madrid, Valladolid, Zamora, Burgos und andern Städten waren schon am 22. April sämmtlich verhaftet. An die Spitze der königlichen Truppen wurde der Herzog de la Torre gestellt, und obwol einige isabellistische Generale, wie Roda, zu den Aufständischen übergingen, vermochten diese bisher sich in keinem Kampfe zu behaupten. Am 5. Mai wurde Don Carlos mit seinem Brigadier Aguirre bei Uruquieta von den Regierungstruppen unter Moriones und Palacio in vierstündigem Kampfe geschlagen, mit einem Verlust von 738 Gefangenen, 37 Todten und 54 Verwundeten; es scheint, daß der Prätendent selbst nach Frankreich entflohen ist. Andere Banden wurden bei Segusa von den königlichen geschlagen. Obwol die Insurgenten in den Gebirgen den Guerrillakrieg fortsetzen, so ist doch wenig Aussicht vorhanden, daß auch nur der Traum eines Königreichs Baskonien unter französischem Schutz sich verwirklichen werde.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brodhäus. — Druck und Verlag von F. A. Brodhäus in Leipzig.

# Die französische Presse und Deutschland.

Von

Rudolf Gottschall.

III.

Nach dem Kriege: die Publicisten.

Die nähere Bekanntschaft der Franzosen mit dem deutschen Volke ist in so eindringlicher Weise vermittelt worden, daß jene die Rolle der *Knownothings* in Bezug auf Deutschland für immer aufgegeben haben. Das Interesse der Franzosen für Geographie und Ethnographie ist im ganzen ein geringes; doch die Deutschen sind aus dem Rahmen eines bloßen *Orbis pictus* herausgetreten. Deutschland ist jetzt für Frankreich eine brennende Frage geworden. Daher beschäftigt sich auch nach dem Kriege eine große Zahl von Aufsätzen in den Revuen angelegentlich mit deutschen Zuständen; auch größere selbständige Werke behandeln dieses Thema; die Autoren aber, die mit dem rühmlichen Streben nach Selbsterkenntnis über Frankreich selbst schreiben, können nicht umhin, in den Parallelen mit Deutschland den wichtigsten Commentar für ihre Reformvorschläge zu sehen. Es wird von den französischen Gelehrten — und die Akademiker stehen hier in erster Linie — sehr viel Paradoxes und Unsinniges in Bezug auf Deutschland und Preußen zu Tage gefördert; aber es finden sich in den neuesten größern Werken doch auch viele gebiegene und begründete Anschauungen, welche zum Theil sogar das Streben nach Unparteilichkeit an den Tag legen.

Die „*Revue des deux Mondes*“ bringt nach wie vor so viele Artikel über Deutschland und Frankreich, daß man jetzt glauben könnte, die „beiden Welten“, welche sie vertritt, gingen in diesen beiden Ländern auf. Es ist uns unmöglich, den Mitarbeitern der *Revue* auf allen Wegen zu folgen, wo sie mit Deutschland sich eingehender oder mit verlorenen Anspielungen und gelegentlichen Bemerkungen einlassen; wir wollen nur einzelne entweder durch ihren paradoxen Ton oder durch sonstige besondere Merkmale hervorstechende Aufsätze näher ins Auge fassen.

Ein würdiges Mitglied der Akademie der Wissenschaften, M. A. de Quatrefages, theilt der „*Revue des deux Mondes*“ eine Serie anthropologischer Aufsätze mit unter dem Titel „*Histoire naturelle de l'homme*“; er behandelt in denselben z. B. „*L'acclimatation des races humaines*“, Fragen der Rassenkreuzung u. dgl. m. Dabei kommt ihm der sonderbare Einfall, auch die Preußen einmal „anthropologisch“ zu seciren und vom Standpunkte des Darwinismus zu behandeln, ein Einfall, dem er in einem größern Aufsätze: „*La race prussienne*“ (zweites Februarheft 1871), Folge gibt. Diese anthro-

pologische Politik bringt höchst merkwürdige Aufschlüsse; es kommt nämlich dem Verfasser darauf an, zu beweisen, daß dieses Preußen, auf dessen Ruf sich Deutschland zum Kampfe für den „Pangermanismus“ erhob, eigentlich kaum zu Deutschland gehört. Auch mit dem Nachweise begnügt er sich nicht, daß die Preußen eine Mischung von Slawen und Germanen sind, sondern er bringt in diese Mischung noch ein anderes Element hinein, indem er für die Ureinwohner der Geste des Baltischen Meeres auch in dem heutigen Preußen von der mecklenburgischen Küste ab die „Finnen“ erklärt. Dieser altaische Volkstamm habe sich mit dem slawischen verschmolzen und die deutschen Colonisten und Eroberer seien dann als drittes Mischungselement dazugekommen. Quatrefages sucht die Anschauung zu widerlegen, als ob bei Rassenkreuzungen das Product stets die rechte Mitte zwischen den sich kreuzenden Elementen vertrete. Die Phänomene der Kreuzung seien weit mannichfacher und verwickelter. Jeder der ursprünglichen Typen könne der Reihe nach vorschlagen; oft mache sich noch in späterer Zeit der Atavismus geltend und wecke die ersten Elemente wieder auf. Zuletzt stelle sich denn doch ein mittlerer Typus wieder her. Die Preußen sind ein solches Mestizenvolk, bei dem diese Phänomene hervortreten; von den deutschen Stämmen sind auch die höhern Klassen der Gesellschaft, ist auch die preussische Bourgeoisie wesentlich geschieden. Hin und wieder schlägt also, nach Quatrefages, in dem Preußen nicht nur der Slawe, sondern auch der Lappe als finnischer Stammgenosse durch. Noch sind die Elemente der „preussischen Rasse“ nicht ganz verschmolzen: „Trotz eines Firnisses von Civilisation, der größtentheils von Frankreich geborgt ist, befindet sich diese Rasse noch in ihrem Mittelalter.“ In der Beschreibung des pariser Museums und der strasburger Bibliothek erkennt Quatrefages den finstern Groll des Finnen, den eifersüchtigen Haß des Halbbarbaren gegen eine überlegene Cultur, und schließt seine Abhandlung mit dem zusammenfassenden Ausspruch: „In jeder Hinsicht ist Preußen ethnologisch verschieden von den Völkern, denen es jetzt gebietet unter dem Vorwande der Rassengemeinschaft; seine Instincte sind nicht die ihrigen. Das wirkliche Deutschland wird eines schönen Tages begreifen und fühlen, daß in meinen Worten etwas ganz anderes zu suchen sei als die Erbitterung des Besiegten, aber es wird zu spät sein: grausam wird es den Fehler büßen, den es begangen hat, als es seine Zukunft auf einem «anthropologischen Irrthum» gründete.“

Eine interessante Episode dieses darwinistischen Aufsatzes bildet der Abschnitt, der von den Franzosen in Preußen handelt. Diese befinden sich doch auch, wenngleich mit geringem Procentsatz, in der Retorte, aus welcher der chemische Proceß der Weltgeschichte dieses seltsame Mischungsproduct, die preussische Rasse, hervorgehen ließ. Unser Akademiker weiß sehr viel von den Bildungselementen zu erzählen, welche diese 25000 Eingewanderten den ehemaligen Finnen, Slawen und Germanen zuführten. Jetzt seien sie allerdings mit diesen verschmolzen und hätten als gute Preußen gegen ihre Stammesgenossen gekochten. Er nimmt ihnen dies auch nicht übel; nur merkt man aus seinen Worten das Bedauern heraus, daß es sich nicht gut beweisen läßt, wie eigentlich diese französischen Elemente den Sieg über Frankreich erringen halfen.

Die Quellenstudien der französischen Anthropologen erfreuen sich übrigens keines glänzenden Rufes, seitdem ein namhafter Gelehrter des neuen Frankreichs ein mit Schulknabenskizzen vollgejudeltes Schreibheft für eine interessante indianische Urschrift hielt und dies merkwürdige Document der ältern Völkergeschichte, wir glauben sogar auf Kosten der Akademie, vervielfältigen ließ. Dergleichen Documente zum Nachweis der finnischen Herkunft der heutigen Preußen würden sich in diesem Lande gewiß zahlreich auffinden lassen.

Albert Sorel, kein Akademiker und deshalb weniger tief sinnig als Quatrefages, bringt im zweiten Maiheft der „Revue des deux Mondes“ von 1871 einen Aufsatz: „La discipline prussienne, l'instruction obligatoire et le militarisme en Allemagne“, der

neben sehr vielen Schiefeiten, welche in der Charakteristik Deutschlands mitunterlaufen, doch auch viel Beherzigenswerthes enthält, namentlich in den Rathschlägen, die er der französischen Nation ertheilt; er warnt sie davor, an „Specifica“ zu glauben, die auch in der Medicin veraltet seien, und in der Einführung des Elementarunterrichtes und der allgemeinen Wehrpflicht das alleinige Heil für Frankreich zu suchen. Man kann ihm gewiß nur zustimmen, wenn er sagt: „Nur indem er die gesellschaftliche Disciplin und das geistige Streben entwickelte, welches in der Nation schon vorhanden war, vermochte der obligatorische Unterricht in Deutschland zur Organisation der Militärmacht beizutragen. Bei uns handelt es sich darum, diese erschütterte und ernstlich compromittirte Disciplin zugleich mit dem Geschmack an dem Studium und dem Ernst in den Sitten wiederherzustellen. Es steht bei keiner Versammlung, über solche Reformen abzustimmen, keine Regierung hat die Macht sie auszuführen; sie hängen von allen ab, sie sind die Pflicht eines jeden. Der in weitesten Kreisen verbreitete öffentliche Unterricht — obligatorisch, wenn man es für nöthig hält — wird dazu beitragen, aber unter gewissen, sehr bestimmten Bedingungen, welche die Bedingungen der moralischen Reform der Nation sind. Außerhalb des Glaubens und neben demselben, der sich nicht befehlen läßt und sich durch seine Natur selbst über unsere Hypothesen stellt, bedarf es einer beständigen Erhebung des moralischen Niveau in den leitenden Klassen, in den Universtitäten, den Seminarien, den Normalsschulen; einer höhern Haltung der Ideen in der ganzen Nation; ernstlicher Selbstprüfung, des Opfers der Eitelkeit, welche nur die Frucht frivoler Ignoranz und des Mangels an Kritik ist, einer Literatur, einer Presse, die sich dem Volke annehmbar zu machen wissen, ohne ihm zu schmeicheln oder es zu verderben, der Vaterlandsliebe und des Gefühls von Ehre, die überall von neuem gepflegt werden müssen, der Ehrfurcht in der Religion, im Staate, im Privatleben.“ „La revanche est à ce prix“ — schließt Albert Sorel diese wohlbegründeten Ermahnungen, um sie den Franzosen genießbarer zu machen und die bittere Pille etwas zu verzuckern.

Den Deutschen ergeht es freilich nicht besser; nach der Ansicht von Sorel dient bei ihnen Elementarunterricht und Wehrpflicht nur als ein nationales Erziehungsmittel für Staatszwecke. Das deutsche Volk ist arm an Ideen, strebsam und sehr fleißig, und gründlich hierarchisch. „Die Deutschen sind nicht von Natur edelmüthig, eine derartige Erziehung, auf solche Charaktere angewendet, war nicht dazu gemacht, ihnen menschliche Empfindungen und allgemeine Ideen (les idées générales) zu geben, deren Abwesenheit bei ihnen wir so schmerzlich empfinden mußten. Sie sind nicht grausam von Temperament, nicht ohne eine gewisse «brutale Güte» in ihrem Privatleben; aber sie sind erzogen Ordre zu pariren, und sie gehorchen ohne Rückhalt. Die übertriebene Sentimentalität, die sie oft zur Schau stellen, schließt in der Praxis nicht Gewohnheiten roher Gewaltthätigkeit aus. Sie ertragen die Ruthe in der Schule und den flachen Säbel in der Armee. Obgleich arm, arbeitsam und den Werth der Arbeit wohl erkennend, führen sie ohne Gewissensbisse die Befehle der Zerstörung aus, die sie erhalten, weil man sie an den Gedanken gewöhnt hat, daß dies eine nothwendige Folge des Krieges sei und daß, so wie sie dieselbe über sich selbst ergehen lassen mußten und in Zukunft ergehen lassen müssen, sie auch das Recht hätten, sie über andere zu verhängen. So sah man sie gleichzeitig den Reichthum unsers Landes bewundern, seinen Untergang beklagen und ihn doch mit kaltem Blute und ohne den geringsten Scrupel herbeiführen. Sie sind religiös, aber ihre Religion, wie diejenige der alten Hebräer, ist rauh, eifersüchtig und anmaßend. Der Widerspruch zwischen dem Anschein einer vorgeschrittenen Civilisation in den höhern Klassen und einer solchen Barbarei in den Sitten ist nicht so groß, wie er anfangs scheint. Rom hatte in Kunst und Literatur einen hohen Grad der Verfeinerung erreicht, als man die Christen den wilden Thieren vorwarf: das Jahrhundert Ludwig's des XIV. hatte

der Welt eine der ausgefuchtesten Blüten der Civilisation geschenkt; Racine lebte noch, Bossuet stand in hohem Ansehen bei Hofe, als die Dragonaden der Ebenen und die Verheerung der Pfalz befohlen wurde. Barrère endlich, Robespierre und Carrier selbst, Apostel und Schergen des Terrorismus, gingen aus jener schönen Schule der Humanität hervor, welche dem 18. Jahrhundert zur Ehre gereichte, sie parodirten die Sprache und lästerten die Grundsätze derselben. Das Beispiel Preußens steht nicht allein da; seine Sophismen sind deshalb nur um so verwerflicher und seine Anmaßungen um so unerschämter. Was Preußen hervorgebracht hat, das ist nicht ein moralisches und civilisirendes Volk, sondern ein vollendetes Instrument der Herrschaftsucht und Eroberungslust. Es scheint, daß Tocqueville das geahnt hat, als er von dem Soldaten in den «Aristokratien» schrieb: «Er beugt sich der militärischen Disciplin sozusagen schon ehe er in die Armee eintritt, oder vielmehr die militärische Disciplin ist nur die Vollenbung der socialen Knechtschaft. Der Soldat gelangt leicht dahin, fast unempfindlich gegen alles zu sein, ausgenommen gegen die Befehle seiner Vorgesetzten. Er handelt ohne zu denken, triumphirt ohne Begeisterung und stirbt ohne sich zu beklagen. In diesem Zustande ist er kein Mensch mehr, er ist ein sehr fürchtbares, für den Krieg dressirtes Thier.»

Da haben wir die „verthierte Soldateska“ der Preußen, jetzt der Lieblingsrefrain der französischen Publicisten. Wir sind Hrn. Albert Sorel für die schmeichelhafte Schilderung des deutschen Volkscharakters zu Dank verpflichtet. Hin und wieder ist sein Tadel wohl begründet, wird aber durch den Fortschritt der Zeit entkräftet; so z. B. wenn Sorel sich über die Abhängigkeit der deutschen Volksschulen von der Geistlichkeit beklagt; dieser Wahn, der bisher eine unleugbare und bedauerliche Thatsache war, ist durch die jüngste Gesetzgebung Preußens gebrochen worden.

Mit großem Eifer ergeben sich inzwischen die Akademiker der „Revue des deux Mondes“ geschichtlichen Studien, jedenfalls um einige Lücken in den Kenntnissen ihrer französischen Leser auszufüllen; sie fangen dabei mit dem Ei der Leda an und gehen dem Erbfeind mit eingehender geschichtlicher Analyse zu Leibe. M. A. Geffroy schreibt über „Les origines du germanisme“, zunächst im zweiten Decemberheft 1871 über die „Germania“ des Tacitus, im ersten Januarheft 1872 über die Religion Odin's und die Götter der alten Germanen, im ersten Märzheft über den socialen Zustand und die Institutionen der Germanen, über die Vorstellung der Römer von dieser neuen Welt u. s. f. Daß diese genauen Untersuchungen nicht aus deutsch-freundlicher Gesinnung hervorgegangen sind, darüber lassen die einleitenden Worte keinen Zweifel: „Man hat in jüngster Zeit häufig die «Germania» des Tacitus citirt. Werden künftige Historiker eine Art von Vergleich anstellen zwischen den neuen Triumphen Preußens über Nationen von einer alten und glänzenden Cultur und den Siegen, welche ehemals die Stämme Germaniens über die Völker des römischen Reiches davontrugen? Werden sie behaupten, daß auch in unserer Zeit man einerseits sah, wie das Uebermaß der Civilisation den Verfall nach sich zog, andererseits daß eine junge Barbarei es wegen ihrer Tugenden verdiente, die Gestalt der Erde umzuwandeln? Es hängt von uns ab, daß die erste Ansicht nicht ausgesprochen werde, und was die zweite betrifft, so wird die Nachwelt nicht verfehlen, von den Tugenden der neuen Barbaren sehr erbaut zu sein.“

Eine andere Studie liefert in einer Reihe von Artikeln, die mit dem ersten Januarheft beginnen, der Akademiker M. Ch. Giraud über die „Hohenzollern und das neue Deutsche Reich“. Zunächst wird die Geschichte des Hauses näher studirt; dann soll seine Zukunft vom Delphischen Dreifuß der pariser Akademie der Welt verkündet werden. Das Haus Hohenzollern verdient in Frankreich eine eingehendere Beachtung, als es bisher gefunden hat; wir sind überzeugt, ein großer Theil der Franzosen, der mit der Geschichte auf gespanntem Fuße lebt, wird erstaunt sein über die kleinen Anfänge, aus denen sich

das Haus zu so hoher Bedeutung emporgeschwungen, wenn sie mit Hilfe Giraud's seinen Stammbaum und seine Ahnentafel studiren.

In einem Artikel des zweiten Maiheftes der *Revue* von 1872: „L'invasion germanique au cinquième siècle“, sucht Fustel de Coulanges nachzuweisen, daß das gallische Blut durch diese Einwanderung wenig modificirt worden ist. „Heraus mit jedem Tropfen fremden Blutes“ — ist das Motto dieses geschichtlichen Artikels; es wäre ja für Franzosen beschämend, deutsches Blut auch nur in homöopathischer Mischung in seinen Adern zu haben.

Im ersten Maiheft desselben Jahrgangs der *Revue* veröffentlicht Albert Sorel einen Essay: „La Prusse et les deux empires“, Studien über die Beziehungen Preußens zu Napoleon I. und Napoleon III. auf Grundlage französischer und deutscher Werke, der Sybel'schen „*Revolutionsgeschichte*“ und des „*Lebens von Stein*“ von Perz.

Bei weitem bedeutender sind die Aufsätze von Victor Cherbuliez in dem ersten Februar- und zweiten Märzheft der „*Revue des deux Mondes*“: „L'Allemagne contemporaine, études et portraits“, von denen der erste David Strauß, der zweite die Poeten des neuen Deutschen Reiches behandelt. Der geistreiche Genfer hat den unparteiischen Ton seiner frühern Abhandlungen wesentlich umgeändert; so eingehend er die Persönlichkeiten kennt, die er bespricht, so merkt man doch den Eindruck der Kriegsergebnisse in dem erbitterten Tone, mit dem er Strauß verurtheilt, weil er als Philosoph sich zum Werkzeuge der niedern Leidenschaften des Volkes gemacht habe, weil er wie einer jener von Bismarck benutzten Professoren spreche. In dem zweiten Artikel behandelt Cherbuliez die „*Heroldskrufe*“ von Geibel, das „*Lied vom neuen Deutschen Reich*“ von Redwitz und die „*Neuen Gedichte*“ von Emil Rittershaus. Gegenüber den herabsetzenden Urtheilen deutscher Kritiker über die neue Kriegsliteratur heben wir das Urtheil des Franzosen hervor: „Wahre Poeten, denen es weder an Geist noch Phantasie fehlt, haben sich an diesem lärmenden Concert betheiliget und ihre Stimmen haben die übrigen überdönt. Sie haben in harmonischen und fließenden Weisen den gerechten Stolz ausgedrückt, den ihnen der Triumph der deutschen Waffen einflößte, und mit einer Art von religiöser Begeisterung die Wiederherstellung des Kaiserreiches besungen.“ Die Kritik der drei Dichter, von denen Cherbuliez in Bezug auf das wahre Talent Rittershaus den Preis erteilen will, enthält viel Zutreffendes; so werden namentlich die koketten Grazien der „*mythischen Epopöe*“ von Redwitz mit Geschick hervorgehoben.

Bei weitem den Plaudereien der Gelehrten der „*Revue des deux Mondes*“ überlegen sind zwei größere Werke, von denen das eine Deutschland, das andere Frankreich behandelt und welche beide nicht nur eine genaue und vorurtheilsfreie Kenntniß deutscher Zustände anstreben, sondern auch Deutschland in vieler Hinsicht für ihr Vaterland als Vorbild hinstellen. Es sind dies: „*L'Allemagne contemporaine par Edgar Bourlonton, Exengagé volontaire de 1870 aux Zouaves de la garde*“ (Paris, Baillière, 1872), und das zweibändige Werk: „*La France, nos fautes, nos périls, notre avenir, par le comte A. de Gasparin*“ (Paris, Michel Lévy Frères 1872). Bourlonton erzählt in der Vorrede, daß er durch das Geschick des Krieges in das Innere Deutschlands geführt, dort durch edelmüthiges Wohlwollen in tägliche Beziehung zu den Sitten, Einrichtungen und dem Privatleben der Sieger getreten sei und seine unfreiwillige Mühe dazu angewendet habe, dies alles zu sehen und zu beschreiben. Er will das, was er gesehen hat, genau darstellen, zu vergleichender Werthschätzung, zu Nutz und Frommen für jeden, der, wie er selbst, wünscht, daß die Früchte der schmerzlichen Erfahrung reifen möchten, welche Frankreich erlebt hat. Er sagt: „Um ein nützlichcs Werk zu verfassen, haben wir ein aufrichtiges Werk verfaßt. Wir haben in dem höhern Interesse des zu erreichenden Zieles den Muth einer Unparteilichkeit gesucht, gegen welche

sich unser Patriotismus und selbst das Schicksal erhob, das man uns bereitet hat. Im übrigen hat Frankreich, das in so grausamer Weise von einem zwanzigjährigen Absolutismus befreit und sich selbst wiedergegeben ist, keinen Vergleich zu scheuen. Einen Augenblick in seiner glücklichen Entwicklung aufgehalten, hat es in dieser Probe, außer der Befreiung, die Nothwendigkeit einer energischen Wendung gefunden.“ Bourloton appellirt an den aufgeklärten Patriotismus, der die Spuren der Niederlagen und innern Zwistigkeiten verwischen werde, und zögert nicht, das deutsche Volk seiner Nation als Vorbild hinzustellen, ein Volk, welches im Innern die Freiheit ohne Revolution, die Gleichheit ohne Guillotine, nach außen ein politisches Uebergewicht errungen hat auf einen einzigen Schlag, ohne die Zuckungen, welche die kühnen Experimente charakterisiren, und allein durch die Macht einer starken Organisation. Bei diesem Volke gibt es kein Kind von sieben Jahren, welches nicht lesen und schreiben könnte, keinen Mann, der sich nicht an der Vertheidigung des Vaterlandes theiligte, keinen Angestellten und Beamten, der nicht in der Sicherheit seiner Stellung Würde, Unabhängigkeit und die Mahnung zur Pflichttreue fände.

Bourloton entwirft ein vollständiges Gemälde des heutigen Deutschlands, das, abgesehen von einigen kleinen Uncorrectheiten, als wohlgetroffen bezeichnet werden kann; er schildert Charaktere und Sitten, die religiösen Zustände, den öffentlichen Unterricht, die Literatur und die Künste, den politischen Zustand und die sociale Frage, die Militärmacht, Gesetzgebung, Steuern, die Organisation der Verwaltung, Handel, Industrie und Ackerbau. Der Autor begnügt sich dabei nicht mit Bemerkungen und Beobachtungen; er läßt die Zahlen, die Thatfachen, die Tabellen sprechen. Wenn er z. B. das deutsche Unterrichtswesen darstellt, so entwirft er nicht nur ein genaues Bild der Erziehung in den Fröbel'schen Kindergärten, er theilt auch die Schul- und Lectionspläne der Realschulen und Gymnasien mit, und wenn er das Universitäts- und Studentenleben schildert, so läßt er seine Landsleute nicht über das „Gaudeamus igitur“ und selbst nicht über den „Landesvater“ im Dunkeln, dessen sämtliche Verse er übersetzt. Bei der Besprechung der socialen Frage geht er auf die Schulze'schen Vorschuss- und Darlehnsvereine näher ein, ja er theilt im Anhang neben einem Fragment aus „Nathan dem Weisen“ das Reglement einer deutschen Vorschussklasse in allen seinen Paragraphen in wörtlicher Uebersetzung mit. Auch die politischen Verhältnisse und die Militärorganisation werden durch statistische Tabellen erläutert. Bourloton läßt meistens die Thatfachen für sich sprechen und setzt ihnen in vielen Abschnitten fast gar keine Richter der Reflexion auf. Wir Deutschen erfahren daher aus dem Buche nichts Neues, und nur wo er unsern Charakter und unsere Sitten schildert, wo er über unsere Literatur und Kunst spricht, tritt das Urtheil und die Kritik in ihre Rechte, die allerdings bei allem guten Willen die Färbung französischer Anschauungen nicht verleugnen. Wenn Bourloton die Innigkeit unsers Familienlebens betont, unser Christfest in seiner rührenden Einfachheit treulich schildert, so kann man ihm weder Beobachtungsgabe noch Empfänglichkeit für die Eigenthümlichkeit nationaler Sitten absprechen; sobald er aber die deutschen Volksstämme in ihren Beziehungen zu Frankreich schildert, so verfällt er den landläufigen Declamationen. Er unterscheidet indeß zwischen diesen einzelnen Stämmen. Der Preuße, der Norddeutsche erscheinen ihm schwerfällig, misstrauisch, arbeitsam; er wirft namentlich den Berlinern hochmüthige Kälte und lästigen Stolz vor; die Baiern erscheinen ihm rauschhaft, träge, egoistisch, die schlau und geneigt, in Bezug auf das Gut des Nächsten die leichtsinnigen Grundsätze ihres italienischen Nachbarn auszuüben. Die Nachbarschaft Baierns und Italiens ist allerdings ein geographischer Schnitzer, dessen sich indeß auch einmal eine namhafte deutsche Zeitung schuldig gemacht hat. Am meisten ist Bourloton für die Sachsen eingonnenen. Bei ihnen findet man nach seiner Ansicht die besten Sitten; ihr

Charakter ist sanft, zutrauensvoll, von einer ruhigen Bonhomie, die von der Stille und Einfachheit seines Familienlebens herrührt, zuverlässig und gewissenhaft in seinen Herzensbeziehungen, von peinlicher Genauigkeit im geschäftlichen Verkehr. Der Sachse hält fest an seinen Meinungen, aber diese Neigung ist ganz platonisch und geht in keinen Versuch über, Proselyten zu machen; er theilt wenig mit, hört aber mehr als er spricht und denkt noch mehr als er hört. Bourloton entwirft von einer deutschen Bierstube und ihren Stammgästen ein Bild, das für den französischen Geschmack pikant genug gewürzt ist, und scheut sogar vor dem Wortungeheuer „Mittwochnachmittagscaffeegesellschaft“ nicht zurück, indem er eine derartige Zusammenkunft von Frauen schildert. Er rühmt das deutsche Naturgefühl, die Würde deutscher Ehen, mit der ihm manche in den Zeitungen veröffentlichte Heirathsgesuche nicht recht stimmen wollen. Ebenso erscheint es ihm auffallend, daß diesen ruhigen Empfindungen, aus denen die meisten Ehen hervorgehen, eine große Gefühlsüberschwenglichkeit zur Seite geht, welche das Leben unerträglich erscheinen läßt, ein moralisches Delirium, welchem die Ungläubigen, die hochgebildeten philosophischen Geister verfallen, auch die Frauen, die ihre Existenz verfehlt haben und sich metaphysischen Grübeleien hingeben. Die „Günderode“ führt er als Beispiel an. Zur Charakteristik der deutschen Liebe übersetzt er das Halm'sche Gedicht aus dem „Sohn der Wildniß“: „Zwei Seelen und Ein Gedanke, zwei Herzen und Ein Schlag.“ Dieses civilisatorische Lied der feingebildeten Jungfrau aus Massilia schmeckt indeß sehr nach der Theatergarderobe und ist auch kein Volkslied geworden, sondern nur eine Quelle für Salocitate.

In dem Abschnitt, in dem Bourloton die deutsche Literatur behandelt, begegnen ihm indeß einige Menschlichkeiten, Bei Gelegenheit der dramatischen Schule spricht er von einem „Otto Müller“, welcher viele junge Schriftsteller um sich vereinigt habe und dessen Studien das deutsche Mittelalter aus seinem historischen Dunkel an das Licht des Tages gezogen hätten. Hier liegt offenbar eine doppelte Verwechslung zu Grunde, die indeß wol bei einem Franzosen mit der Schwierigkeit zu entschuldigen ist, den Ruhm der verschiedenen deutschen Müller richtig zu sortiren. Nicht der Romanschriftsteller Otto Müller, der Verfasser der „Charlotte Adermann“ ist gemeint, sondern wahrscheinlich Otfried Müller, aber auch dieser ist kein Forscher germanischen, sondern ein Kenner und Forscher des griechischen Alterthums. Die Tendenzen der Schule Otto Müller's bleiben uns also in Dunkel gehüllt.

Der deutschen Romandichtung rühmt Bourloton das lebendigste Naturgefühl nach, „welches auch das Genre sei, das der Romanschriftsteller bevorzugt, mag er mit Vorliebe, wie Ludwig Bechstein, die heimatlichen Sagen und Legenden behandeln, mag er mit Dskar von Nedwiz die träumerische und künstlerische Richtung der Seelenvorgänge studiren, oder mit Talent und Beredsamkeit wie Gutzkow politische, religiöse, national-ökonomische Betrachtungen erschöpfen oder die neuesten Fragen der Arbeit und der socialen Verhältnisse mit dem volkstümlichen Schwunge Spielhagen's oder mit Freytag's feiner und geschickter Bonhomie behandeln“. Da Gutzkow, von dem mit Recht gesagt wird, daß er die Tendenzen der gegenwärtigen Epoche in sich vereinige, indem er sich sowol in den beiden Hauptformen der Literatur, dem Drama und dem Roman, versucht und die verschiedenen Seiten des socialen Problems ins Auge gefaßt habe, da Fanny Lewald, Auerbach, Freytag, Spielhagen, Hackländer, Otto Ludwig und Reuter von dem Verfasser noch näher kritisiert worden, so darf man wol sagen, daß der neue deutsche Roman in seinen Hauptvertretern die gebührende Rücksicht gefunden hat. Wenn überdies dem Roman „Eritis sicuti deus“ das Lob einer energischen und leidenschaftlichen Schilderung der durch den Hegel'schen Atheismus veranlaßten Verirrungen zutheil wird und derselbe dem Verfasser als Protest des gesunden Menschenverstandes und des öffent-

lichen Gewissens erscheint, so beweist dies nur, daß man in Frankreich die intimere Kenntniß der religiösen Richtungen in Deutschland und namentlich des deutschen Pietismus nicht besitzt.

Etwas bunter und willkürlicher geht es auf dem Gebiete der deutschen Lyrik zu; hier werden Uhland, Tieck, Heine, Freiligrath, Rückert, Arndt, der Verfasser dieser Zeilen, Daumer und Hamerling eingehend besprochen; alle übrigen namhaften Lyriker, besonders Geibel und die Desterreicher, bleiben unerwähnt. Von Uhland und Heine werden einzelne Gedichte in Uebersetzungen mitgetheilt. Die Beurtheilung der erwähnten Dichter ist durchaus einseitig. „Uhland“ z. B. wird „der düstere und gedankenvolle Dichter der Melancholie“ genannt, eine Bezeichnung, die auf Lenau besser passen würde. Von Heine heißt es dafür treffender, daß er oft durch die Frivolität seines Ingrimms und die Reckheit seines Cynismus mehr an das Frankreich des 18. Jahrhunderts erinnere als an Deutschland. Von Freiligrath wird behauptet, daß die preussische Regierung, indem sie den Autor in die Verbannung geschickt, ihm eine Berühmtheit gegeben habe, welche seine wohlklingenden und glänzenden Phrasen, ohne tiefen Gedankeninhalt, ihm nie verschafft haben würden. Der Verfasser dieser Zeilen wird, auf Grundlage seiner Jugenddichtungen, namentlich der „Göttin“, bei einer reichen und mächtigen Phantastie, einer üppigen und wilden Mut angeklagt; die spätere Entwicklung desselben scheint dem Autor unbekannt zu sein. Was dieser dagegen über das neue deutsche Drama und dessen Abhängigkeit von der französischen Bühne sagt, das verdient volle Beachtung, da viele deutschen Bühnenleiter selbst zu einer solchen Unterschätzung der einheimischen Production und Ueberhebung des Franzosenthums ein unleugbares Recht geben: „Die dramatische Literatur erfreut sich natürlich geringer Pflege bei einem Volke, für welches auf dem Gebiete der Kunst die Intention und die Idee über die Handlung vorherrschen. Die Individualität der dramatischen Person, die Energie der ins Spiel kommenden Leidenschaften lassen der Reflexion der Hörer nicht den genügenden Platz, wie ihn der Deutsche braucht; die Dichter selbst entziehen der vagen Form, welche ihre Begeisterung genirt; Gutzkow gibt das Theater auf für den Roman und das Genie von Gottschall und Rückert erlahmt, sobald sie dasselbe in die conventionelle Trümmer des Dramas und der Tragödie einzuschließen suchen. Freytag stellt mit geistreicher Feinsinnigkeit die Regeln einer dramatischen Geometrie fest; der Gang des Dramas wird durch eine gebrochene Linie dargestellt, deren schärfste Winkel das gespannteste Interesse ausdrücken; aber diese merkwürdige Theorie, soviel Beifall sie gefunden haben mag, hat ihrem Urheber nur banale Werke eingegeben, in denen man den geistvollen Romandichter nicht wiedererkennt. Das deutsche Theater lebt in der That nur von Uebersetzungen und Uebersetzungen. Außer von den Stücken des neuen französischen Theaters, ein wenig modificirt durch ihren Uebergang in eine andere Sprache und oft mit erklärenden Erläuterungen, lebt die deutsche Bühne von den classischen Werken des alten nationalen Theaters von Lessing und Schiller, deren lange und lebhaft declamatorische Stellen so viel Reiz für den Zuhörer haben.“

Wenn Bourloton die deutsche dramatische Dichtung der Neuzeit so niedrig stellt, daß sie ihm geradezu nicht nur gegenüber der classischen Production, sondern auch der französischen Nachdichtung zu verschwinden scheint, so trägt wol jene besonders von Laube und seiner Schule gepflegte franzöfrende Richtung die Hauptschuld an solcher für unsern Nationalstolz beschämenden Geringschätzung der neuen dramatischen Dichtung. Wenn unsere Literaturhistoriker wie Julian Schmidt, unsere Dramaturgen wie Heinrich Laube denselben Ton anschlagen, so darf man sich wol nicht wundern, wenn ein Franzose mit Stolz die Abhängigkeit des deutschen Theaters von dem französischen betont.

Auf dem Gebiete der Philosophie, auf welchem Bourloton als eifriger Gegner der

bedauerlichen Konsequenzen des Hegel'schen Systems auftritt, dessen Verwandtschaft mit der altindischen Theosophie er überdies hervorhebt, auf dem der Sprachforschung, der Jurisprudenz, der Naturwissenschaften, der Geographie, nennt Bourloton wol die hervorragendsten Namen, doch ist die kritische Charakteristik eine sehr skizzenhafte. Eingehender bespricht er die Hauptvertreter der Malerei und Musik, Kaulbach und Wagner. Kaulbach nennt er ein düsteres unruhiges Talent voll Kühnheit und Freiheit, von gewaltiger Erfindungskraft und einem echt philosophischen Charakter. Wagner wird eine interessante Erscheinung genannt; ohne Inspiration, d. h. ohne Genie besitze er im höchsten Grade die schwierige Kenntniß der harmonischen Hilfsmittel und Combinationen; er sei nicht bloß Musiker, sondern auch Philosoph und Poet. Beide Künstler als Repräsentanten des nationalen Geistes oder des philosophischen Zuges in demselben sind nicht ohne Glück porträtirt.

Auf einen ungerechten Vorwurf Bourloton's müssen wir noch zurückkommen; er wirft den Deutschen vor, daß sie von der französischen Literatur nur die am wenigsten ernsten und bedeutsamen Autoren, „wie einen Paul de Kock, Scribe, Béranger, Eugène Sue“ kennen, aber Victor Hugo sei unverstanden, Feuillet, Augier, Ponsard unbekannt; selbst den Namen Alfred's de Musset kenne man nicht. Für uns Deutsche bedürfen derartige Behauptungen keiner Widerlegung. Feuillet's und Augier's Stücke sind auf unsern Bühnen heimisch, mehr als es wünschenswerth erscheint; Alfred de Musset ist vielfach übersetzt, allgemein bekannt und hat sogar sehr eifrige Verehrer. Victor Hugo hat in letzter Zeit leider zu oft seinen Gegnern recht gegeben, die ihn zum Hohenpriester eines an Unsinn grenzenden Tiefsinns und mystischen Schwulstes machten; aber gegenüber der flachen akademischen Richtung ist sein Genie stets von der unbefangenen Kritik anerkannt worden, und bekannt ist und wird alles, was er schreibt.

Das Wort von Bourloton über Deutschland ist ein anerkennenswerther und wohlmeinender Orientierungsversuch; es schließt mit einem Hymnus auf die Stärke und Macht Deutschlands, für den der Verfasser am Schlusse durch die Wendung an den banalen französischen Patriotismus Abbitte zu leisten scheint. „Deutschland ist stark“, ruft er aus, „weil ein glühender Patriotismus alle seine Kinder beseelt, und dieser Patriotismus ist nicht, man merke wohl, der Cultus einer Dynastie, der Enthusiasmus für eine Fahne, die Begeisterung für eine politische Ueberzeugung, nein, er ist mehr als dies alles, die Liebe zum Vaterlande, der Cultus der heimathlichen Erde, mit Einem Wort, das was in erhabenster Begeisterung der Hymnus der Freiheit ausdrückt:

Amour sacré de la patrie . . .

Deutschland ist stark, weil es mit Entschlossenheit die sociale Pflicht versteht und auf sich nimmt, welche der Unterricht für alle, die Wehrpflicht für alle, die gute Zucht des Soldaten, die Kenntniß und Hingebung des Offiziers umfaßt . . . Deutschland ist stark, weil es die Freiheit liebt und übt, auf seinen freien Universitäten, in seiner unabhängigen Presse, in seiner gegen die Launen der Macht geschützten Verwaltung, durch seine Gemeindefreihheiten, die so entwickelt sind, daß sie ehemals das Reich mit einem Netz von freien Städten bedeckten; das kann keine zufällige und ohnmächtige Nationalität sein, die sich auf solche Grundlagen stützt und die aus so viel Königreichen eine einzige Nation von 40 Mill. Seelen macht.“

Dieser Verherrlichung folgt auf dem Fuße die Mahnung an Frankreich sich aufzuraffen: „Wir können nicht, ohne daß die Scham uns ins Gesicht steige, sehen, wie Netz durch den preussischen Soldaten entweicht wird und wie der Rhein, den die Großthaten unserer Väter verherrlicht haben, jetzt traurig weitaus von uns fließt.“ Früher oder später, meint auch Bourloton, schlägt „l'heure des restitutions“. Gleichwol sind ihm

die beiden Gestirne der Zukunft der Friede und die Freiheit; wir können den innern Zusammenhang in diesen Gedankengängen nicht verstehen.

Der Graf von Gasparin sucht in seinem Werke „La France“ Deutschland gegenüber einen nicht minder unparteiischen Standpunkt einzunehmen. Zunächst drapirt er sich als Kassandra. Er hat schon oft den Propheten gespielt; man hat auf ihn nicht gehört; so ist das Unglück denn hereingebrochen über Frankreich. Gasparin ist ein Sonderling, ein „weißer Rabe“, einer, der mit Tapferkeit stets gegen den Strom schwimmt; er beruft sich indeß auf die ewigen Principien der Moral und Gerechtigkeit, und Deutschland hat in ihm den glänzendsten Vertheidiger gefunden, den es sich nur wünschen könnte, und der auch die jetzt üblichen Stichwörter der Gelehrten der „Revue des deux Mondes“ und der Zeitungen in ihrer Hohlheit und Nichtigkeit nachweist. Er gehört zu jenen Selbstdenkern, welche nicht ruhen, bis sie den Sachen auf den Grund gegangen sind und alle Illusionen auf den Secirtisch gelegt haben. Er beginnt mit einer Analyse der Begriffe und läßt sie in der Retorte seines zergliedernden Scharfsinns sich auflösen; er hat einen Scepticismus, welcher der Phrase gefährlich ist. Und welche Rolle spielt die Phrase nicht in den französischen Zeitungen und Revuen!

Graf Gasparin theilt uns in der seine Person betreffenden Einleitung zu seinem Werke mit, daß er unter der Julimonarchie, die er liebte, seine parlamentarische Zukunft vernichtet habe, indem er auf die damals herrschende Westschlichkeit hingewiesen und dieselbe getadelt habe. Während der Expedition von Mexico, als man einen Bruch mit den Vereinigten Staaten vorzubereiten suchte, habe er diese schlechte Politik bekämpft in einer Broschüre: „L'Amérique devant l'Europe“; seit dieser Zeit habe er als Freund Amerikas, in den Augen gewisser Leute, für einen schlechten französischen Patrioten gegolten. Als der Krieg an Preußen erklärt wurde, schrieb Gasparin für das „Journal des Débats“ einen Artikel, in welchem er diese verbrecherische Thorheit brandmarkte; aber die Redaction hielt ihn ohne Zweifel für unsinnig und wies den Artikel zurück. „Ich bin trostlos“, fährt er fort, „mein Urtheil über die Kriegspolitik in einer so schrecklichen Weise durch die Resultate des Kriegs bestätigt zu sehen. In Wahrheit, wenn ich nicht meine Meinung vorher ausgesprochen hätte, würde ich es kaum wagen, sie jetzt nachher noch zu äußern. Er nennt sich einen alten Christen und einen alten Liberalen, dessen Ueberzeugungen seit 25 Jahren unwandelbar dieselben geblieben seien.

Der erste Begriff, dem er mit dem anatomischen Messer seiner Skepsis zu Leibe geht, ist der des Patriotismus; er erkennt keinen Patriotismus an, der eine Verletzung der Moral und des Gewissens ist; der Grundsatz, daß, wenn das Vaterland auf dem Spiele steht, es keinen Unterschied zwischen gut und böß gebe, erscheint ihm jesuitisch. Der Napoleonische Bulletinstil, die officiellen Lügen auch während des letzten Krieges sind ihm verhaßt, die nationale Unfehlbarkeit gilt ihm für ein sehr sonderbares Dogma. Mit großer Schärfe erklärt er sich gegen den Patriotismus à la Béranger, diese verworrene Mischung von Napoleonischem Militarismus und liberalen Ideen. „Die wahren Patrioten in allen Zeiten“, sagt Gasparin, „sind nicht diejenigen, die schmeicheln, sondern die, welche misfallen, indem sie schmerzliche Wahrheiten sagen. Demosthenes sagte diese Wahrheiten den Athenern, Cato sagte sie den Bürgern von Rom, die Propheten dem jüdischen Volke, Fox und Burke sagten diese Wahrheiten den Engländern, die Freunde Amerikas sagten ihm dieselben, als sie auf die Erniedrigung hinwiesen, welche der durch die Sklaverei erzeugte Wohlstand zur nothwendigen Folge habe.“ Und Gasparin sagt sie den Franzosen; er sagt sie schonungslos; er entblättert den ganzen Kranz von Feigenblättern, mit welchem Frankreich seine Blöße deckt. Denn nach der höchst lesenswerthen Abhandlung über den Patriotismus wendet er sich den Untersuchungen über den Krieg

von 1870 zu. Wer trägt die Schuld dieses Krieges? Gasparin folgt, bei der Beantwortung dieser Frage, der französischen Sophistik in alle Schlupfwinkel; er weist nach, daß es nicht zum Kriege gekommen wäre, wenn ihn Frankreich nicht erklärt hätte. „Preußen wollte uns angreifen“ — das erste Interesse Preußens bestand darin, niemand anzugreifen. „Das Maß war voll, Frankreich hatte Grund anzugreifen“; sagte doch Rouher: „wir haben vier Jahre Geduld gehabt!“ „Geduld womit, weshalb?“ fragt Gasparin. „Rache für Sadowa“ — heißt es. „Ich habe Leute getroffen, allerdings wenig unterrichtete Leute, welche, weil sie fortwährend von der Rache für Sadowa sprechen hörten, zuletzt zu der Ueberzeugung gekommen waren, daß Frankreich selbst auf jenem Schlachtfelde geschlagen worden war. In der That sind jene Leute nicht so sehr im Irrthum, wie man glaubt. Was bei Sadowa geschlagen wurde, das war ein ganzer Plan, den man auf die Niederlage Preußens gegründet hatte.“ Die Verteidiger der Kriegspolitik sagen: „Ein Tropfen machte das Gefäß überlaufen, es war voll!“ Gasparin meint, es lohne sich wol zu untersuchen, wovon das Gefäß so voll gewesen sei — man werde jedenfalls darin militärische Eifersüchteleien, den ungestillten Wunsch nach Compensationen und die Nothwendigkeit finden, der neu sich erhebenden Freiheit eine Diverston zu machen. „Wir lebten in der Unsicherheit, eine ewige Drohung schwebte in der Luft; es war unerträglich; alle Interessen litten darunter; der Krieg ist denn doch besser, man weiß wenigstens was man hat.“ „Die Meisterschaft der Kriegspolitik“, entgegnet Gasparin, „besteht darin, das Land beständig in einem Zustande unerträglicher Unruhe zu erhalten, daß es leicht wird, ihm den Gedanken annehmbar zu machen, aus diesem Zustande herauszukommen, sei es auch durch eine Explosion.“ Auch tiefe philosophische Gründe werden erfunden, um die in die Augen springenden zu verdecken. „Deutschland“, hieß es, „würde uns schon den Krieg erklären, nicht weil wir es angegriffen haben, sondern weil die keusche Germania des Tacitus sich die providentielle Sendung in Betreff des unsittlichen Frankreichs zuschreiben, weil der König Wilhelm sich für beauftragt halten würde, die Gerichte Gottes an dem neuen Babylon zu vollziehen.“ „Ich leugne gewiß“, sagt Gasparin, „die Gerichte Gottes nicht, aber daß Deutschland sich deshalb erhoben, daß der Sünden dem Norden deshalb seine Hand gereicht habe, daß sich die Landwehren deshalb in Bewegung setzen und Bismarck dafür arbeitet — das zu behaupten heißt doch seinen Spott mit uns treiben.“

Gegen die Anklage, daß Deutschland der angreifende Theil gewesen sei, vertheidigt Gasparin unser Vaterland aufs äußerste: „Niemand wird leugnen, daß ganz Deutschland den Krieg voraus sah. Seitdem wir unsere Nachbarn bedrohten, d. h. seit vier Jahren, gab es in Deutschland keine andere Sorge und keine andere Unterhaltung als diese gewaltige Gefahr, die man mit gewaltigem Schmerz in Auge faßte, aber auch mit dem festen Entschlusse, damit ein Ende zu machen, einmal für allemal, sollte man auch die Hälfte der Jugend des Landes opfern müssen. Unter dem Druck unserer übeln Laune, unsere «schwarzen Punkte» an seinem Horizont sehend und wie ganz Europa das Unbehagen empfindend, welches zu verbreiten uns beliebte, war Deutschland auf alles gefaßt, für alles vorbereitet. Gegenüber unsern Rüstungen, unserer Stellung und unsern Anmaßungen wäre es sinnlos gewesen, anders zu verfahren. Zwischen solchen Vorsichtsmaßregeln und dem Angriffe liegt noch eine große Kluft, nicht mehr und nicht weniger.“

„Wenn man wissen will“, sagt Gasparin weiterhin, „woher der Angriff kommt, muß man beide Länder im Augenblick der Kriegserklärung ins Auge fassen. Dort auf der andern Seite des Rheins ist die Stimmung düster, die Aufregung tief; man nimmt die Herausforderung tapfer auf, man wird den Boden Schritt für Schritt vertheidigen, man rüstet sich muthig, man wird nicht nachgeben, aber man ist ernst, man ist traurig, weil man fühlt, daß der Kampf schrecklich sein und das beste Blut Deutschlands kosten wird. Hier bei uns lacht und singt alles; die Frauen werfen den Soldaten Blumen zu. Die

Soldaten allein sind nicht ohne Sorge. «Und wenn der Preuße uns klopft», sagte der eine von ihnen. — Doch das ist gleich, man ist des Erfolgs sicher, man marschirt ab zur Siegesfeier nach Berlin: muß man nicht diesen Leuten eine Lection ertheilen und ihnen außerdem eine Provinz abnehmen?»

Wenn Deutschland besser vorbereitet war, so beweist dies nach Gasparin's Ansicht nicht, daß Deutschland Frankreich verschlingen wollte, sondern nur, daß es geschicktere Minister und eine bessere Regierung hatte. Weiterhin erörtert Gasparin die Thatfachen, welche die Kriegserklärung zur Folge hatten, die Vorgänge in Ems u. s. f., und ist unbefangenen genug, seinen Landsleuten durchweg unrecht zu geben und das Benehmen des Königs zu billigen; er analysirt die verhängnißvolle Phrase, welche den Krieg im Schoße trug: „Unser Gesandter ist insultirt“, und weist sie in ihrer Lächerlichkeit nach. Herzog von Gramont und Benedetti mögen bei dem Grafen Gasparin ihre diplomatische Maske lüften; er weiß ja, was darunter steckte: man wollte den Krieg, man hat ihn mit Gewalt durchgesetzt. Daß vorher zwischen Frankreich und Preußen diplomatische Verhandlungen über Ländertausch im Gange waren, gibt Gasparin zu. Auf beiden Seiten, sagt er, hat man diplomatische Künste geschmiedet; doch nur von einer Seite ist der Krieg erklärt worden.

Dieser Krieg schillert in einem Farbenspiel der verschiedensten Reflexionen; selbst diejenigen, die ihn auf solche Veranlassung hin nicht gewünscht haben, finden sich doch mit ihm ab, sie sprechen von seiner Nothwendigkeit; sie suchen ihm durch irgendeine Tendenz eine höhere Weihe zu geben. Gasparin verschont keine dieser Illusionen und Selbsttäuschungen. Wenn die einen von „la guerre d'équilibre“ sprechen, so weist er nach, daß solche elastischen Begriffe alle Kriege rechtfertigen würden, daß das wahre Gleichgewicht nur von einem uneigennütigen Frankreich, das mit der Entwaffnung vorausginge, jede Compensation verschmähte, von einem liberalen und friedlichen Frankreich hätte aufrecht gehalten werden können; sprechen die andern von „la guerre fatale“, so sagt ihnen Gasparin, daß der Krieg durchaus nicht unvermeidlich war, daß man im Gegentheil, um ihn nicht zu vermeiden, ihn wollen und um jeden Preis wollen mußte. Er erklärt sich überhaupt gegen den historischen Fatalismus, gegen die Hand des Verhängnisses in der Geschichte. Unvermeidlich war der Krieg nur für die chauvinistischen Illusionen, für eine Regierung, die entschlossen war alles zu thun, um der Freiheit aus dem Wege zu gehen, für eine sklavisch gestimmte Kammer, für einen nichtigen Senat, für eine Opposition von mehr Heftigkeit als Stärke, für die Unfähigkeit zu ausdauerndem Widerstande, für die allgemeine Erschlaffung. Aehnlich analysirt Gasparin die andern Schlagwörter „la guerre dérivative“, „la guerre pacifique“ und „la guerre libérale“. Er will nicht zugeben, daß man den Krieg als ein ablenkendes Mittel, als eine Art von Fontanelle betrachte und daß andere Völker bluten sollen, damit sich Frankreich zerstreue; daß man den Krieg führe um des Friedens willen, ein Stichwort Victor Hugo's und der Friedensliga, daß dieser Krieg liberale Tendenzen gehabt habe; denn um die Freiheit geben zu können, mußte man sie selbst haben. „Um Himmels willen“, ruft Gasparin aus, „welche Freiheit hätte Deutschland von uns erhalten können.“ Und was die Sympathien und Antipathien betrifft, so erklärt Gasparin dieselben für unberechtigt mitzusprechen in Fragen der Gerechtigkeit, und weist überdies nach, daß die Sympathien der europäischen Großmächte auf Deutschlands Seite gewesen seien, daß aber vor allen die erste Großmacht, das öffentliche Gewissen, sich gegen Frankreich erklärt habe.

Eine andere Sorte von Stichwörtern: „das Land war friedlich, aber das Kaiserreich ist der Krieg“, wird von Gasparin ebenfalls auf ihren wahren Werth zurückgeführt. Das Land wollte allerdings den Krieg anfangs nicht, wie die Abstimmungen bei den Wahlen und dem Plebisit beweisen; aber es schwieg im entscheidenden Moment und

ließ sich dann von der Regierung und den Parisern mit fortreißen. Interessant ist es jedenfalls, daß ein Orleansist wie Gasparin den Kaiser gegen die heftigen Angriffe in Schutz nimmt, die jetzt im Schwange sind. Er verurtheilt ihn zwar wegen des Eidbruchs am 2. December, fügt dann aber hinzu, daß der Krimkrieg, der italienische Krieg einen edeln Charakter gehabt hätten und daß die Freiheit des Handels eine große That gewesen sei: „Erkennen wir das Unrecht des Kaisers an, übertreiben wir dasselbe nicht, niemand war weniger chauvinistisch als er; weniger als irgendjemand träumte er davon, den Rhein zu erobern, mehr als irgendjemand acceptirte er ein großes Italien und ein großes Deutschland. Sein Geist, in bemerkenswerther Weise frei von Vorurtheilen, wies bereitwillig das alte System des europäischen Gleichgewichts zurück, wie er die alten Ideen des Schutzhandels verworfen hatte. Seiner Politik fehlt es an allgemeinen, consequent durchgeführten Ideen, mit einheitlichen Zwecken, einheitlicher Richtung. Die einzige allgemeine Idee, die sich klar abzeichnet, ist die einer Wiedergeburt der lateinischen Welt, eines Damms, welcher der wachsenden Ausdehnung der anglosächsischen und protestantischen Welt entgegengesetzt werden soll. Man verdankt sie der Kaiserin und der clerikalen Partei. Abgesehen von der bewaffneten Unterstützung, welche dem Katholicismus die Besetzung von Rom und die Expedition nach Cochinchina gewährte, verdanken wir dieser Politik den Feldzug von Mexico, sie hätte uns fast in einen Krieg mit den Vereinigten Staaten gestürzt, sie hat den Krieg mit Deutschland veranlaßt. Gilt es nicht in ihren Fortschritten, in ihrer wachsenden Machtsphäre diese anglosächsische Welt aufzuhalten, welche in Amerika eine mächtige Nation geschaffen hat, welche in Europa eine andere, ebenfalls sehr mächtige Nation zu schaffen wagt!“ Gasparin erwähnt ferner die parlamentarischen Neuerungen des Kaisers, das Plebiscit, die „Neins“ der Kaserne Prince-Eugène und anderer Regimente, die Nothwendigkeit, selbst noch einmal ein Obercommando zu führen, ehe ein zu hohes Alter daran verhindert, und den Prinzen in das Metier der Bonaparte einzuweihen, und kommt zu dem Schlusse, daß der Kaiser sich wol von seiner Umgebung hat hinreißen lassen, aber dann selbst das Volk mit sich fortgezogen hat. Die Verantwortlichkeit des Krieges lastet gleichmäßig auf der Regierung wie auf dem Volke.

Ein in Frankreich beliebter Gedankengang, den wir auch bei den Weisen der „Revue des deux Mondes“ finden, ist die Darstellung des Krieges nach der Schlacht von Sedan als eines ungerechten Invasionskrieges, eines Krieges von Barbaren. Auch diese Wahnvorstellung wird von Gasparin rückhaltslos angegriffen und aufgelöst: „Die fremdlichste Behauptung, die gleichwol allgemein aufgestellt wird, ist diejenige, daß Deutschland bis Sedan recht, nach Sedan unrecht gehabt habe. Bis Sedan hatte Deutschland mit dem Kaiser zu thun, nach Sedan mit der Nation. Von da ab mußte das herausgeforderte, blutbesleckte, siegreiche Deutschland zu seinem heimischen Herd zurückkehren, ohne seine Vortheile zu verfolgen, ohne Garantien zu fordern, glücklich, uns von unserm Kaiser befreit zu haben, und natürlich auch im Gefühl vollkommener Sicherheit, was seine Grenzen betrifft. Das Kaiserreich, nicht Frankreich hat den Krieg hervorgerufen! So heißt es allgemein. Doch wenn das Kaiserreich ihn erklärt hat, so hat ihn Frankreich angenommen. Ueberdies ist jedes Land solidarisch verhaftet für die Thaten seiner Regierung, und diejenigen Länder, welche eine nationale Vertretung und noch dazu das allgemeine Stimmrecht haben, sind noch weniger berechtigt als andere, sich die Hände in Unschuld zu waschen, wenn es sich um Thaten handelt, die in ihrem Namen und mit ihrer Hilfe ausgeführt worden sind.“ Gasparin weist die Lächerlichkeit nach, von Deutschland nach so großen Opfern einen bedingungslosen Frieden zu verlangen und nach Hause zu ziehen, blos weil es jetzt einer Republik gegenüberstehe; er leugnet, daß der deutsche Vertheidigungskrieg nach Sedan ein Angriffskrieg geworden sei; er weist darauf hin, daß nicht blos die deutschen Fürsten hier entscheiden, sondern auch das

deutsche Volk in dieser Sache mitzusprechen hat. Die Fabel des Invasionskrieges, dieses Lieblingssthema der Historiker der „Revue des deux Mondes“, kritisiert er in dem Kapitel: „Nous sommes envahis“, mit großer Schärfe. War der Krieg, den Frankreich vorbereitete, kein Invasionskrieg? „Die Deutschen kamen nach Paris, die Franzosen wollten nach Berlin kommen, wir wollten die Rheingrenzen fortnehmen, die Deutschen nahmen uns Elsaß und Lothringen.“ Gasparin verspottet: le territoire sacré de la France. „Wir machen den Anspruch, eine ganz aparte Nation zu sein. Was wir andern zufügen, das sollen andere nicht uns zufügen dürfen, ohne einen Frevel gegen das Heiligste zu begehen. Die andern können geschlagen werden, im Grunde sind sie dazu da; wir können es nicht; der Gegner, der uns schlägt, weiß nicht, was er uns schuldig ist. Nie hat man naiver gesagt, oder gedacht: O moi c'est autre chose! Niemals ist besser geantwortet worden als von Bismarck: «Eure Ehre ist nicht von anderer Beschaffenheit.»“

Auch den König Wilhelm nimmt Gasparin in Schutz gegen französische Anklagen und Verleumdungen: „Es wäre ungerecht, bei König Wilhelm die Tügte zu verkennen, welche den ehrlichen Mann, den gottesfürchtigen Familienvater, den Souverän bezeichnen, der sich seiner Verantwortlichkeit vollkommen bewußt ist. Gewiß, er verdient etwas anderes als Vorwürfe, dieser bejahrte König, der in Frankreich wie vorher in Savona mit seiner Person für seine Sache einstand, welcher die glänzendsten Triumphe erringt, ohne sich durch diesen Glanz blenden zu lassen, welcher nach der Schlacht bei Wörth an Fritz eine Decoration zweiter Klasse erteilt, welcher, nach der Schlacht bei Sedan und ohne alle Affection, aufrichtig, alle Ehren in Betreff der Politik auf Bismarck, in Betreff der Armeeorganisation auf Moen, in Betreff der Leitung des Feldzuges auf Moltke häuft.“

Gasparin hebt dann die Frömmigkeit und Gottesfurcht der Deutschen hervor und nimmt sie gegen die Anklagen der Barbarei in Schutz. „Les barbares du Nord“ — das Lieblingsstichwort der französischen Presse, verspottet er mit seiner Ironie: „Die Griechen nannten die Römer Barbaren, die Römer nannten alles Barbaren, was nicht römisch war, und die Chinesen nennen uns Barbaren. Mächtigen wir nicht den Chinesen ähnlich werden: China hat eine große Rolle gespielt: durch eine Menge von Erfindungen ist es den andern Völkern vorangeschritten; aber indem es sich in seiner Ueberlegenheit überhob, durch die Bestechlichkeit und Centralisation seiner Verwaltung, ist es zu einer Art bewegungsloser Versteinerung gelangt. Nichtsdestoweniger wird es unaufhörlich durch Revolutionen beunruhigt, durch fortwährende Bürgerkriege, und vereinigt viel Unordnung mit großer Ohnmacht im Handeln. Nur Chinesen sind im Stande, andere Völker als Barbaren zu behandeln. Von der Höhe ihrer Civilisation, von bestochenen Mandarinen und eiteln Literaten herab, blicken sie mit Verachtung auf diese wilden Barbaren, diese rothhaarigen Barbaren, diese Engländer, diese Europäer, welche sie total aufs Haupt schlagen. Die Horden der westlichen Barbaren sind vorgehritten, während China stehen blieb; sie sind im Besitze aller Erfindungen und Fortschritte, aller Einsichten, ihnen gehört die Jugend und das Leben; doch was liegt daran, sie bleiben einmal Barbaren; sie führen den Krieg nicht wie er auf Bildern geführt wird; es sind ungeschliffene Menschen, die keinen Spaß verstehen! Und der Chineser, zwischen seinen Mandarinen und seinen Gelehrten festgefroren, fährt fort, sich als die große Nation zu betrachten. „Les barbares du Nord!“ Man erkennt die Barbarei der Deutschen daran, daß sie zehnmal unterrichteter sind als wir, daß sie mehr sittliches Familienleben, mehr Philosophie, mehr Frömmigkeit besitzen. Fragt Europa, das unsere Unwissenheit kennt, fragt die amerikanischen Generale, welche der deutschen Armee gefolgt sind oder sie besucht haben, fragt unsere eigenen Ruinen und unsere eigenen Wücher, die vor 1870 veröffentlicht wurden!“

Mit solcher Unerblichkeit verächtet dieser Prebiger in der Wüste die guten Eigen-

schaften deutscher Nationalität; doch er ist dabei ein guter Patriot! Der größere Theil seines Werkes, der uns an dieser Stelle weniger interessirt, ist der Diagnose der Krankheit Frankreichs und der Angabe der Heilmittel zu seiner Genesung gewidmet. Diese Krankheit besteht in allgemeiner Erschlaffung, in Ego, Trug und Prahlerei, in Ruhmsucht, in einer Eitelkeit, welche nicht eingestehen will, daß Frankreich schuldig und besetzt ist, in der Unwissenheit, in der „Unité“, einer Krankheit der lateinischen Rassen, in der religiösen und politischen Centralisation, in dem Kreislaufe der sich wiederholenden Revolutionen, in der Anbetung des Erfolgs. Als echter Orleanist erklärt er das Jahr 1848 für das verhängnißvolle Datum, für das Unglück des neuen Frankreichs. Die Heilung sucht Gasparin nicht in äußern Formen, welche nicht das Wesentliche sind. Frankreich wolle nicht bereuen, aber ohne Neue keine Besserung. Eine Partei des Friedens müsse sich bilden und herrschen. Frieden und Freiheit gehen stets zusammen. Das Programm der Reform beruht auf folgenden Punkten: „Freiheit, Trennung der Kirche und des Staats, Unterricht, Decentralisation, kein Föderalismus, Freiheit des Handels, Ersparnisse, keine Eroberungen mehr, allgemeine Entwaffnung und ein Schiedsgericht, Landwehren, keine Entmuthigung!“ Auch findet sich in diesem Programm der Punkt: „Nous acceptons l'unité allemande!“ Gasparin sucht in ihr eine Bürgschaft des Friedens und hält dem Vaterlande Gutenberg's und Luther's noch die folgende Lobrede: „Nichts Friedlicheres als der deutsche Charakter, nichts Ruhigeres als die zahlreichen deutschen Colonien, welche in Folge der Auswanderung sich auf unserer Erbkugel angesiedelt haben. Dies Volk ist gut und herzlich, es schreitet an der Spitze des Fortschrittes und zieht das Reich der Ideen jedem andern vor; Familiengeist, ehrbare Sitten, Einfachheit, Phantastie, poetische und künstlerische Neigungen, man findet bei ihm alles, was man bei Luther, dem vollendeten Typus des Deutschen, bewundert. Gewissen, Ernst, Frömmigkeit vereinigen sich auf der andern Seite mit den ausgezeichneten Eigenschaften der Gelehrten, die überall Licht verbreiten und, wenn es noththut, eine militärische Tüchtigkeit ersten Ranges entfalten.“

Die französische Eitelkeit wird gewiß geneigt sein, diesen Bußprediger zu steinigen, der sich gegen ihren Ruhm und ihre Herrlichkeit so skeptisch verhält und so begeistert das Loblied einer andern Nation singt; wir aber können diesem in der Wolle gefärbten Protestanten nur dankbar dafür sein, daß er in den Köpfen seiner Mitbürger aufzuklären sucht, mit der Unersehbarkeit und Glaubensfestigkeit der deutschen Reformatoren, deren begeisterter Anhänger er ist. Gasparin greift den Krieg von 1870 und die ultramontanen Tendenzen zugleich an; er kommt mehrfach auf den innern Zusammenhang zwischen beiden zurück. Dieser Zusammenhang ist auch in Deutschland deutlich zu Tage getreten, wo die Ultramontanen glücklicherweise ihre letzte Reichstagscampagne verloren haben. Gasparin nennt Sadowa die Fortsetzung und den Schluß des Dreißigjährigen Kriegs und meint, daß die Ultramontanen sich nicht täuschen, wenn sie in dieser Schlacht einen letzten Sieg Gustav Adolf's über Wallenstein oder Piccolomini erblicken.

Noch wollen wir erwähnen, wie Gasparin sich über die beiden genannten Staatsmänner der Jetztzeit, Bismarck und Thiers, ausspricht. Bismarck ist nicht ganz der Mann nach seinem Herzen; er verzeiht ihm nicht die Verhandlungen mit Frankreich wegen der Compensationen (die ja nur ein diplomatisches Scheingefecht waren); er verzeiht ihm nicht den dänischen Krieg und die Nichterfüllung des Paragraphen des Friedensvertrags von Prag, aber er erkennt an, daß er ein großer Minister ist, wie Cavour eine nationale Politik verfolgt habe und zwar, diesem überlegen, durch eigene Kraft, ohne den Schutz der Fremden, daß er ohne Scrupel, kühn, entschlossen zu Werke gehe. „Niemand ist weniger Diplomat als er in dem Sinne, den man mit diesem Worte verbindet. Kühn durchführend, was er unternimmt, einen Entschluß, den nichts aufzuhalten

vermag, in den Vordergrund stellend, besitzt er nicht die Gewandtheit der kleinen Intriguen und des Details. Er hat dafür die andere, die große, die klar vor sich hinblüht und auf das Ziel losgeht. Die Amerikaner haben einen besondern Reiz für ihn. Diese männlichen Naturen, diese einfachen und starken, unbeugsamen Geister stimmen mit seinem eigenen Instinct. Landadelmann aus alter Familie, geschaffen für thätiges Eingreifen, bereitet er seine Phrasen weniger als irgendjemand künstlich vor, mag es sich um einen diplomatischen Vortrag oder um eine Rede handeln; aber was er will, will er ganz, ausschließlich, aufs äußerste.“

Von Thiers sagt Gasparin ganz in Einklang mit den Anschauungen, die unsere „politische Revue“ vor kurzem ausführte: „Bei uns findet sich in seltenem Maße der militärische Geist, der Geist der Eroberung, der bewaffneten Expedition, der Geist des Ruhms und der Schlachten. Thiers spiegelt in seinen Büchern und Reden getreulich diese Seite unsers Charakters wieder. Niemand hat mehr als er zum Ausbruche dieses Krieges beigetragen, den er kurz vorher bekämpfte. Er hat bei uns den Cultus der Napoleonischen Legende gepflegt, er hat die militärische Größe Frankreichs stets betont, stets starke Heere und eine starke Marine verlangt; er hat aus Sadowa eine französische Niederlage gemacht; er hat unter dem Beifall der Kammer die deutsche Einheit als einen nationalen Feind bezeichnet; er hat sich mit aller Macht der italienischen Einheit widersetzt; er hat im ganzen Lande diese Eifersüchteleien gegen Preußen genährt, die im Monat Juli so gut ausgebeutet wurden; er hat, trotz Jules Favre, die alten Theorien des Gleichgewichts in Umlauf gesetzt, und die Nothwendigkeit für Frankreich behauptet, rings um sich seine Nachbarn in einem Zustande der Schwäche und Getheiltheit zu halten.“

Wenden wir uns von der Schrift Gasparin's zu den andern Werken über Deutschland und Frankreich, welche in letzter Zeit erschienen sind, so sehen wir die unübersteigliche Kluft, welche die Ansichten dieses „Sonderlings“ von den allgemein verbreiteten Anschauungen trennt. Daß die Gattung der „Chinesen“, wie sie Gasparin so treffend charakterisirt hat, in Frankreich nicht ausstirbt, beweist die Schrift des eleganten Feuilletonisten Paul de Saint-Victor: „Barbares et bandits. La Prusse et la Commune“ (Paris, Michel Lévy Frères, 1871), eine Schrift, welche ein Conglomerat während des Krieges geschriebener fliegender Blätter ist, durchweg aber einen fanatischen Haß gegen Preußen und Deutschland athmet. Paul de Saint-Victor ist im Gegensatz zu dem Grafen Gasparin ein sehr unkritischer Kopf, der sich auf Zergliederung der Begriffe nicht einläßt, sondern mit glühender Begeisterung und mit dem Feuerwerk des Esprit die beliebtesten nationalen Phrasen beleuchtet. Er richtet sein Werk gegen die Barbaren der Invasion und die Banditen des Bürgerkrieges. „Preußen erfüllt den größten Theil dieser Seiten: fast alle gelten dem treulosen und grausamen Feinde, dessen Beleidigungen niemals unserm Zorn gleichkommen kann. Doch indem ich Preußen verfluchte, habe ich mich zugleich bestrebt, es zu erforschen; das Studium nimmt in diesem Buche nicht geringern Platz ein als die Entrüstung. . . Zwei Leidenschaften haben diese polemischen Seiten mir eingegeben: die glühende Liebe zu Frankreich und der tiefe Haß gegen unsere Feinde.“

Und womit beginnt Paul de Saint-Victor seine Brandschrift? Mit einem Artikel: „Heinrich Heine und Preußen.“ Es ist bedauerlich, daß der pariser Aristophanes jetzt dazu dienen muß, dem verblendesten Deutschenhaß Vorschub zu leisten. Alle Ausprüche, die er in ledern Uebermuth in Vers und Prosa gegen Preußen gerichtet, werden hier wieder citirt. Würde Heine in diesem Kriege Partei gegen Deutschland und Preußen genommen haben? Gewiß nicht! Warum führen die Franzosen seinen Schatten auf, um ihn für ihre Fahnen anzuwerben? Der zweite Artikel: „L'Allemagne et la Prusse“, besteht fast nur aus Citaten des Werkes von Cherbuliez, ausgeschmückt mit einigen

Robomontaden al fresco besonders gegen Bismarck, vor dessen Angesicht, nachdem er die Maske abgenommen hat, Hobbes zurückweichen und Machiavelli erschrecken würde, der an jene Dämonen in Milton's Pandämonium erinnert, welche die Diplomatie der Hölle spinnen. Im dritten Artikel: „Les trésors de Paris“ (geschrieben im September 1870), stellt der Autor die bevorstehende Belagerung von Paris in Eine Linie mit der Zerstörung von Korinth durch Mummius und der Verbrennung der Bibliothek von Alexandria. „Deutschland rühmt sich seiner moralischen Größe; es verkündet sein geistiges Uebergewicht; es glaubt, daß die Welt bei seinen Philosophen und Denkern in die Schule gehen müsse. Diese ruchlose Belagerung, aufs Aeußerste getrieben, würde es in den Vandalismus zurückfallen lassen. Geiserich würde sich wieder an seine Spitze stellen und Goethe beiseiteschieben. Der mögliche Zusammensturz von Paris würde auf Deutschland mit ewigem Gewicht lasten. Barbarisch und wild würde es aus dieser Verwüstung, aus diesen Trümmern hervorgehen. Dieser Gedanke macht den Geist bestürzt. Man kann sich nicht denken, daß die Söhne Herder's und Kant's die Wissenschaft, das Volk Windelmann's und Otfried Müller's die Kunst verachtet.“

Zwei historische Studien: „Le gros Guillaume“ und „Un prisonnier de la Prusse“, sollen dazu beitragen, den Haß gegen Preußen zu schüren. Der Held des ersten Aufsatzes ist nicht Friedrich Wilhelm II., wie man glauben sollte, sondern Friedrich Wilhelm I., aus dessen Leben alle Anekdoten, die den brutalen Geist der Epoche athmen, mit Begehagen mitgetheilt werden. Selbstverständlich bleibt der Autor die Nußanwendung nicht schuldig; er schließt die Charakteristik mit den Worten: „So beschaffen war «Le gros Guillaume», Begründer des preussischen Corporalwesens, ein so außerordentliches Phänomen auf moralischem Gebiete, wie es auf dem physischen die Riesengrenadiere waren, die er für seine Regimenter anwarb. Seine brutale Gestalt verdiente wieder ans Licht gestellt zu werden; denn gerade ihm verdankt Preußen seine verhängnißvolle Originalität und sein unheilvolles Wachsthum, nach seinem barbarischen Bildniß ist es gemeißelt. Er pflanzte ihm seine Unmenschlichkeit, seine Hoheit, seine Auauferei, seinen militärischen Fanatismus, seine administrative Grausamkeit ein. Er machte aus seinem Volke eine Armee und aus seinem Königreiche eine Kaserne. Die Regierung Wilhelm's ist die Hegira jener wohlgeschulten gelehrten Barbarei, welche Europa vernichten wird, wenn Europa sie nicht bei Zeiten zertrümmert.“

In den Aufsätzen „Némésis“ und „Nos bons Allemands“ beschäftigt sich Paul de Saint-Victor ausschließlich mit dem deutschen Erbfeinde. Die Farben, die er dabei aufträgt, sind von mehr als Rembrandt'schem Colorit; namentlich Bismarck bildet den Mittelpunkt eines wahren Höllen-Breughel und erscheint wie eine jener Gestalten, welche in den untersten Trichtern des Dante'schen Inferno den Vorsitz führen. „Die französische Eitelkeit ist eine Bescheidenheit“, ruft er aus, „verglichen mit dem deutschen Stolz, gepfropft auf den preussischen Hochmuth, auf diesen pedantischen Uebermuth, der den Säbel wie eine Ruthe schwingt und die Welt mit Schlägen zu leiten sich anmaßt. Was ist unser frivoler Chauvinismus gegen jene Teutomanie, die bei ihnen wie eine wahnsinnige Götzendienerei herrscht und für welche der Haß Frankreichs das erste Dogma ist.“ Der Feuilletonist, der sich im bilderreichen, apokalyptischen Stil gefällt, gibt einen Abriss deutscher Cultur- und Literaturgeschichte, welcher die frühere Civilisation, die Ueberlegenheit Frankreichs und die Abhängigkeit Deutschlands von dem französischen Geiste darzustellen sucht. Er läßt nur Goethe, Schiller, Kant, Lessing als große Weltbürger, welche Frankreich ehrten und liebten, gelten! „Diese Aera literarischen Glanzes war ohne Zweifel herrlich, aber nur von kurzer Dauer. Seit vierzig Jahren scheint der deutsche Genius gänzlich erschöpft. Nicht ein Roman, nicht ein Gedicht, welches ruhmvoll den Rhein zu überschreiten und sich bei den fremden Nationen einzubürgern vermöchte. Der letzte große

Dichter Deutschlands, Heinrich Heine, zur Hälfte Franzose durch seinen Geist, war es ganz durch sein Herz.“ Die deutsche Philosophie sei Sophistik geworden und jetzt einem groben Pantheismus verfallen. Auf das so gerühmte Ideal derselben seien der Materialismus Büchner's, die Macht Bismarck's, die vor Recht geht, und die Kanonen der Krupp'schen Eisengießerei gefolgt. „Literarische Ohnmacht, philosophischer Verfall, anzuhängendes und confuses Wissen, das ist die Bildung des heutigen Deutschlands. Da ist kein Poet, seit Goethe und Heine, welcher einem Victor Hugo und Lamartine die Schuirmen lösen könnte, kein Romanschriftsteller, dessen Name man hundert Fuß unter die von Balzac und George Sand schreiben könnte; ein unbedeutendes und unfruchtbares Theater, welches von unsern Abfällen lebt; eine emphatische und hohle Malerei, die nur colorirter Idealismus ist; die erhabene Musik Weber's und Beethoven's wird zur schreienden Feyer, die ihren Sabbath in den Opem von Richard Wagner feiert.“ Die sich wiederholende Anklagen des deutschen Theaters sind leider nicht unbegründet, treffen aber nur diejenigen Bühnenleiter, die ihren Ruhm darin suchen, französische Stücke in Deutschland einzubürgern. Den letzten Strich am Charaktergemälde der Deutschen thut der bilderreiche Feuilletonist mit folgenden Worten: „Die Idealität ist die seltene Ausnahme in Deutschland; im Grunde ist der Volksstamm rauh und wild. Er hat zu jeder Zeit die härtesten Soldaten, die perfidesten Diplomaten, die verschlagensten Bankiers, die verderbtesten und entartetsten Fürsten hervorgebracht. Kein Volk hat so grausam Krieg geführt und Wucher getrieben. Seine blonde Bonhomie ist immer die Maske eines schlauen Machiavellismus; die deutsche Aufrichtigkeit ist ein übertünchtes Grab, seltsame Vision, in dem Lande eines Tilly und Wallenstein, eines Friedrich und Blücher, eines Rauminz und Bismarck ein tugendhaftes Arabien zu sehen. Die Invasion hat uns aufgeweckt, wir wiegen uns nicht mehr in solche Träume ein. Indem wir einem Gretchen hulbigen, mögen wir einem Faust mißtrauen und den tödlichen Giften, die er in seinem Laboratorium bereitet. Wir werden nicht mehr in das Wäldchen der deutschen Idylle gehen, seine Vergiftmeinnicht sind mit Blut besetzt. Wir wissen jetzt, wie Hermann, wenn er unter preussischen Fahnen dient, sich im eroberten Lande benimmt und als welcher in Requisitionen geübter Ullane Werther erscheint, wenn er sich den spitzen Helm (?) aufgesetzt hat.“ Deutschland, meint Paul de Saint-Victor weiterhin, maßt sich an uns zu unterrichten. Eine Tugend wenigstens hat es uns gelehrt, den Haß, den heiligen, den nationalen Haß. Den Artikel „Nos bons Allemands“, in welchem nicht nur von Attila und deutschen Banden viel die Rede ist, sondern auch behauptet wird, die Welt würde in Nacht versterken, wenn die deutsche Wissenschaft das Licht des französischen Geistes auslöscht, schließt er mit folgender Drohung: „Zwischen Frankreich und Deutschland gähnt ein Abgrund des Hasses, ein Rhein von Blut und Thränen, den kein Friede ausfüllen könnte. An seiner Pforte wacht von jetzt ab, das Schwert in der Hand, auf seine Stunde wartend, ein unversöhnlicher Feind. Welches auch der Ausgang dieses Krieges sei (der Aufsatz ist vom 9. Jan. 1871 datirt), Deutschland muß auf Ruhe, auf Muße, auf Sicherheit verzichten. Deutschland, welches Frankreich vernichten wollte, kann wie Macbeth nach der Ermordung Banquo's sagen: «Ich habe den Schlaf gemordet.»“

Gegenüber den phrasenreichen Phantastereien eines schönggeistigen Autors vertritt der Astronom Emmanueliais, Director des kaiserlichen Observatoriums in Rio-de-Janeiro, in seiner Schrift: „Suprématie intellectuelle de la France. Réponse aux allégations germaniques“ (Paris, Garnier Frères, 1872), den Ton einer nüchternen Geltsamkeit, welche mit großer Ruhe die Ueberlegenheit des französischen Geistes über den deutschen zu beweisen sucht. Von Brasilien zurückgekehrt, findet Iiais sein Vaterland von traurigen Schicksalschlägen betroffen, und hält es für nöthig, ehe er seine wissenschaft-

lichen Arbeiten veröffentlicht, sich mit den deutschen Präntensionen geistiger Uebermacht auseinanderzusetzen. Der trunksene Rhapsode des Feuilletons und der nüchterne Mathematiker der Sternwarte begegnen sich in denselben Gedankengängen, und der letztere verleugnet seine „exacte Wissenschaft“ gänzlich in diesem Werke, welches eines jeden Beweismaterials entbehrt. Wo sollte auch Hr. Liais in den brasilianischen Urwäldern Studien über Deutschland machen? Wie Hr. Liais zu beweisen pflegt, davon nur Ein Beispiel. „Ich frage“, ruft er aus, „jeden Unparteiischen, man vergleiche die beiden Belagerungen von Paris; die erste, wo Paris, kaum bewaffnet im Augenblick der Einschließung, nur durch den Hunger besiegt werden konnte, weil der Angreifer, obgleich an Zahl so überlegen, deutsch war; die zweite, wo Paris, mit furchtbaren Vertheidigungsmitteln, mit Sturm genommen wurde, trotz der kleinen Zahl der Belagerer, die aber eben Franzosen waren, und wer wollte leugnen, daß bei diesen neuen Begebenheiten der lateinische Volksstamm sich dem deutschen an Muth und Fähigkeit überlegen gezeigt hat? Ja, man muß bekennen, die Belagerung von Paris ist eine Schmach für die Preußen und diese Belagerung zeigt aufs klarste die Unfähigkeit ihrer Führer, deren Erfolge einem Zusammentreffen glücklicher Umstände, nicht ihrem Talent zuzuschreiben sind.“ Weiterhin sucht Liais nachzuweisen, daß zu dem Aufstande der Commune die Preußen aufgestachelt hätten. Es ist ein merkwürdiges Licht, das dieser brasilianische Leuchtkäfer in der Dunkelheit dieser Ereignisse verbreitet. Man kann ein tüchtiger Naturforscher sein und doch dabei ein schlechter Politiker. Liais liefert den Beweis dafür. Wenn er die großen Namen auf dem Gebiete der exacten Wissenschaften hervorhebt, welche Frankreich aufzuweisen hat, so wird man hierin nur einen berechtigten nationalen Stolz sehen; wenn er aber den Deutschen Mangel an geschichtlicher Kritik, Geschmacklosigkeit in den Künsten, Mangel an Solidität in der Fabrication, der deutschen Sprache Dunkelheit und Mangel an Logik gegenüber der logischen, klaren, eleganten französischen Sprache vorwirft, wenn er von der deutschen Literatur sagt, sie bestände aus Compilationen, und wo die Deutschen der Phantasie freies Spiel ließen, da schüfen sie statt geistreicher, klarer, angenehmer Erzeugnisse, nur zu oft Phantasmagorien und mystische Dunkelheiten: da zeigt sich die Unkenntniß und einseitige Ueberhebung des französischen Pedanten im vollsten Lichte sowie der französische Nationalfehler, mit Beredsamkeit von Dingen zu sprechen, von denen man nichts versteht.

Leider findet sich unter diesem Wust unmotivirter Anklagen auch ein Körnchen Wahrheit. Der französische Gelehrte beschuldigt die deutsche Wissenschaft des Mißbrauchs der Specialität. In der That ist die Zersplitterung der deutschen Gelehrsamkeit in lauter Specialitäten so weit gediehen, daß viele Gelehrte das zusammenfassende geistige Band über einem handwerksmäßigen Treiben ganz verloren haben. Es ist traurig, die Wissenschaft im Lande eines Kant, Hegel, Schelling, Schiller, Humboldt gegen einen solchen Vorwurf nicht vertheidigen zu können. Wir haben hierin seit der großen Epoche unserer Nationalliteratur bedauerliche Rückschritte gemacht.

Wenn Liais dem deutschen Staatsmanne und Feldherrn das Genie abspricht, so macht sich Du Mesnil in seinem Werke „Paris et les Allemands, journal d'un témoin, Juillet 1870 — Février 1871“ (Paris, Garnier Frères, 1872) bei allem oft durchbrechenden Hass gegen die Deutschen doch nicht gleicher Maßlosigkeit des Urtheils schuldig. Das Werk enthält indeß meistens Thatfachen; die Schilderungen der Belagerung sind sehr anziehend, die Reflexionen bieten keinen neuen Inhalt. Dasselbe gilt von dem lebendig geschriebenen Kriegstagebuche von Alfred d'Aunay: „Les Prussiens en France“ (Paris, E. Dentu, 1872). Der Verfasser erklärt sich in der Vorrede für schuldig, auch mitgerufen zu haben „Nach Berlin“, doch er wurde gründlich bekehrt; er sagt: „Die

Soldaten von Forbach und Coulmiers, von Reichshofen und Versailles sollen ruhig bleiben, arbeiten, sich unterrichten, zurückkehren zu den Traditionen ihrer Väter, welche bei Austerlitz und Jena gesiegt haben. Das ist für sie eine leichte Aufgabe. Indem sie dieselbe erfüllen, werden sie dem Vaterlande erlauben, bald seine Tage der Trauer zu vergessen und nur an die Zukunft zu denken. Die Rache, welche die Ungeduldigen verlangen, kann erreicht werden, ohne daß ein Tropfen Blut dabei vergossen wird."

Wir haben gesehen, wie die Akademiker, die Gelehrten, die namhaften Publicisten, und zwar oft im schroffsten Gegensatz gegeneinander, ihr Urtheil über Deutschland fällen; die Tagespresse war natürlich mit ihren Stichwörtern den großen Männern noch voraus. Viele Beweise dafür finden sich in dem besonders für die Geschichte der Commune wichtigen Werke von Firmin Maillard: „Histoire des journaux publiés à Paris pendant le siège et sous la commune“ (Paris, E. Dentu, 1871), namentlich in der ersten Hälfte desselben. Wir erfahren hier auch mancherlei curiose Thatsachen. Das Journal „Le Combat“, dessen politischer Redacteur Felix Phat war, hatte in seinen Spalten eine Subscription zu 5 Centimes eröffnet, um dem französischen Kämpfer, welcher den König von Preußen trafe, ein Ehrengewehr anzubieten. Auf dies Gemehr machte der Arbeiter Ardet folgenden Chanson:

La mitrailleuse tonne et gronde;  
Guillaume a pris le ton moqueur.  
Si le Prussien était vainqueur,  
La nuit régnerait sur le monde.

In dem Journal „Le Tribun du peuple“ veröffentlicht Charles Boinez ein Gedicht, welches die republikanische Völkerverbrüderung feiert und durch folgende Verse charakterisirt wird:

L'Allemagne et la France,  
Sont deux nations sœurs d'idées et de souffrance,  
Quand vous serrerez-vous la main, ô tristes sœurs,  
Victimes de vos rois et de vos empereurs?

Eine große Zahl der Spottverse auf König Wilhelm und seine Kaiserkrönung können wir hier nicht mittheilen.

Noch haben wir eines Werkes zu gedenken, welches die deutsche Presse mehr beschäftigte, als nöthig und wünschenswerth war, des Werkes von Henri Bordier: „L'Allemagne aux Tuileries de 1850 à 1870“ (Paris, L. Beauvais, 1872), eine Sammlung von Actenstücken aus den kaiserlichen Archiven, welche das deutsche Volk an den Pranger stellen sollen, weil sie eine große Zahl von Bettelbriefen jeder Art, Ordensbetteleien, Schmeicheleien, von sonstigen Bitten und Wünschen mittheilen, welche an den Kaiser von Deutschen gerichtet waren. Der Herausgeber will durch diese Sammlung beweisen, daß das Gefühl der persönlichen Würde in Deutschland nicht erloschen, sondern gar nicht vorhanden ist, und daß die Deutschen die bettelhaftesten von allen Nationen sind. Er schiebt die Schuld dieses naiven Servilismus auf die feudalen Sitten. Wir finden in diesem Verzeichnisse, außer directen Bettelbriefen, die wol in ganz gleicher Form an die verschiedensten Souveräne gerichtet wurden, und einigen Ordensbetteleien auch Briefe von Gelehrten und Schriftstellern, die ihre Werke überreichen, von medicinischen Rathgebern, welche den Kaiser zu heilen beabsichtigen, von Erfindern, die ihre Erfindung in Frankreich verbreitet wünschen — alles im ganzen höchst unbedeutend, sodas die Wunden, welche Bordier damit der deutschen Ehre zu schlagen gedenkt, wol leicht zu verschmerzen sind.

# Aus Algerien.

Studien und Skizzen

von

H. Bartling.

II.

Statistik Algeriens. Das Colonisationsystem. Phasen der Colonisation. Das Thiers'sche Regiment in Algerien. Die algerische Sahara und ihre Bewohner.

Obgleich die Franzosen abermals als Sieger aus dem letzten großen Kampfe mit den Eingeborenen hervorgegangen sind und wie zuvor als unumschränkte Herren in Algerien gebieten, so wird es ihnen doch trotz aller Bemühungen auf dem bisher eingeschlagenen Wege weder gelingen, die eingeborene Bevölkerung der europäischen Cultur zu gewinnen, noch die Einwanderung aus Europa zu einer lebhaften zu machen. Sie, die modernen Herren des Landes, haben sich seit 1830 mit Colonisationsversuchen in allen nur möglichen Formen abgemüht, ohne je die rechte gefunden zu haben: civile Colonisation auf Staatskosten, Militärcolonisation, freie Colonisation, beschränkte Colonisation, Gewährung von Concessionen, Länderverkäufe nach amerikanischem Verfahren und nun endlich noch der Versuch, den in den letzten Jahren arg heruntergekommenen Landbau durch Anlockung elssässischer und lothringer Auswanderer zu heben. Es war nicht allein das starre Festhalten an der Militärverwaltung, das einen so überaus hemmenden Einfluß auf das Gedeihen dieser Colonie ausgeübt hat; noch manche andere Mißgriffe der französischen Regierung haben das Ihrige dazu beigetragen. In erster Linie steht ohne Zweifel der Unterschied, den die Verwaltung noch heute zwischen französischen und fremden Einwanderern macht. Die europäische Bevölkerung Algeriens besteht nach dem letzten Census aus etwas mehr als 200000 Seelen, von denen nahe an 100000 Nichtfranzosen sind.\*) Diese Einwanderer aus nichtfranzösischen Ländern, die in den amtlichen Berichten

\*) Nach dem Census von 1866 war die Bevölkerung Algeriens folgendermaßen vertheilt:

|                                  |          |
|----------------------------------|----------|
| Europäer . . . . .               | 217990   |
| Eingeborene (seßhafte) . . . . . | 251050   |
| In den Anstalten . . . . .       | 17232    |
| Summa der seßhaften Bevölkerung  | 486272   |
| Nomadistrende Eingeborene . . .  | 2,434974 |
| Summa der Gesamtbevölkerung .    | 2,921246 |

über die Colonie zum Unterschied von den Franzosen unter dem Namen „Europäer“ figuriren, genießen durchaus nicht dieselben bürgerlichen Rechte wie jene, die aus dem Mutterlande kommen; nur hinsichtlich des Militzdienstes und der Steuern wird kein Unterschied gemacht; also nur da Gleichstellung, wo es sich um das Tragen von Lasten handelt. Es liegt auf der Hand, daß, solange Frankreich nicht die Naturalisation erleichtert, solange es nicht dahin strebt, die feindseligen Elemente der verschiedenen Nationalitäten durch Darbietung gleicher Rechte zu verschmelzen, man in diesem Staate, der doch noch in der Bildung begriffen ist und daher keins der ihm zufließenden Elemente zurückweisen darf, an ein gedeihliches Aufblühen der europäischen Einwanderung kaum denken kann. Es scheint fast, als ob weder die kaiserliche noch die heutige Regierung — das Auftreten der letztern gegen das deutsche Element der Colonie hat dies nur zu deutlich bewiesen — sich das Princip klar gemacht habe, daß gerade in einer noch im Werden begriffenen Colonie alle Menschen gleich sein sollten, denn hier ist ja noch keine Vergangenheit, hier gibt es noch keine eingebürgerten Vorrechte und Standesunterschiede; ein jeder hat hier einen Zweck vor Augen, ein jeder hat hier ein gleiches Interesse zu wahren, ein jeder muß sehen, wie er seinen Kopf am besten über dem Wasser hält, ein jeder muß hier danach streben, für sich und seine Nachkommen eine dauernde Wohnstätte zu gründen.

In Frankreich sind mehrfach, besonders wieder in ganz letzter Zeit, Stimmen laut geworden, in gouvornementalen wie in andern Kreisen, durch eine Masseneinwanderung, oder vielmehr durch das Ueberführen von 1 Mill. Seelen, ungefähr 250000 Familien, die Colonisation zu heben und so die Mittel zu gewinnen, die ungeheuern Ausgaben zu vermindern, welche die Colonie noch heute verschlingt und die durch die Hungernoth in den Jahren 1867 und 1868 und durch den letzten Aufstand fast um das Dreifache gestiegen sind. Doch was wollen 250000 Familien in einem so ausgedehnten Lande sagen wie Algerien? Um die Colonie so dicht wie Frankreich zu bevölkern, selbst wenn man sich nur auf das Tell beschränkte, würde man wenigstens 15 Mill. Einwanderer bedürfen; mit dem funfzehnten Theile dieser Zahl bleibt es doch immer nur eine Wüste, in der nur hin und wieder einige bewohnte Oasen zu finden sind. Und dann, welche ungeheuern Schwierigkeiten treten gerade hier der Urbarmachung und Ansiedelung entgegen; die Stabilirung einer europäischen, ackerbautreibenden Familie ist in Algerien, geradezu gesagt, zu theuer.

Der Anbauer, der im Besitze einer Concession von 10—20 Hektaren ist\*), muß zuvörderst für sich und seine Familie ein Haus bauen, einen Stall für sein Vieh, einen Schuppen für seine Ernte; das Material dazu aber findet er nicht wie in Amerika, Australien und andern Colonien auf dem Plage seiner Ansiedelung; er muß sich dasselbe, sowie die nothwendigsten Möbel, sein Haus- und Ackergeräth für enorme Preise kaufen und herbeischaffen; dann muß er sich Vieh besorgen, und zwar was Ackerpferde und Hornvieh betrifft, europäische, da inländische Pferde nicht zum Ziehen taugen und die

|                                    |        |          |        |
|------------------------------------|--------|----------|--------|
| Von den „Europäern“ sind Franzosen | 122119 | oder 56% |        |
| Spanier                            | 58510  | „ 26%    | } 44%. |
| Italiener                          | 16655  | „ 7%     |        |
| Malteser                           | 10627  | „ 5%     |        |
| Deutsche                           | 5436   | „ 3%     |        |
| Andere Nationalitäten              | 4643   | „ 3%     |        |

Im Jahre 1861 betrug die Bevölkerung Algeriens 2,999,124 Seelen, also bis 1866 eine Abnahme von 77878 Individuen. Diese Abnahme beschränkt sich allein auf die Eingeborenen, und da die Europäer um 26000 Seelen zugenommen hatten, so waren schon vor dem Ausbruche der großen Hungernoth von 1861—66 über 100000 Araber mehr gestorben als geboren.

\*) Wenig bemittelte Ansiedler cultiviren selten mehr als 10—20 Hektaren, ein für eine gewinnbringende Bewirthschaftung viel zu kleiner Flächenraum, denn der ungeheuern, mit der Wirthschaft verbundene Schlete verschlingt allen Nutzen, den der Ackerbauer aus seiner Farm zieht.

Kühe, die klein und schwächlich sind und wenig Milch geben, beim etwaigen Verkaufe einen zu geringen Preis haben. \*) Und dann muß er sich mindestens für drei Jahre mit Lebensmitteln für sich und mit Futter für sein Vieh versorgen, denn früher kann er auf einen Wiederertrag nicht rechnen, in einem Lande, das stets an Dürre leidet, der Heuschrecken nicht zu gedenken; wo der Boden durch Hitze ausgebrüht, mager und vielfach so hart wie Stein ist und wo, das ist wol der Hauptmangel, Wiesen und Wiefengründe selten sind.

Es muß mir hier bei dieser flüchtigen Skizze des Landes fern liegen, auf ökonomische und landwirthschaftliche Fragen erörternd einzugehen; nur ganz oberflächlich wünschte ich die Ursachen zu berühren, denen man es größtentheils beimessen muß, daß nach einer vierzigjährigen Verwaltung sich diese, dem Mutterlande und dem civilisirten Europa so nahe liegende Colonie noch in einem so wenig vorgeschrittenen Zustande befindet. Reisende, die nur die Städte besuchen und im Postwagen durch das Land fahren, werden vielleicht das soeben entworfene Bild zu dunkel, ja übertrieben finden; doch dem ist nicht so. In der Nähe der Städte sind allerdings Gärten angelegt, man pflanzt dort Obstbäume an, man cultivirt in gewissen Gegenden den Olivenbaum, die Maulbeere, Tabak, Wein, Cochenille, Baumwolle. An andern Orten, wo sich außerordentliche Mittel vorfinden und unbeschäftigte Hände, kurz, in der Nähe von Militärposten, legt man große Farmen nach europäischer Weise an, ja Gestütze und zwar sehr gute, Bauanschulen und Kunstgärten; doch man entferne sich nur einige Meilen von diesen Orten, und man wird das von mir oben Gesagte noch weit unter der Wirklichkeit finden. Die eingeborene Bevölkerung ist überall ins tiefste Elend gestürzt, der Ackerbau siecht, und dem aufmerksamen Beobachter springen ganz von selbst die großen Schwierigkeiten der Verwaltung dieses Landes in die Augen, Schwierigkeiten, die aus den Consequenzen der Eroberung selbst hervorgegangen sind und mit dem Vorhandensein zweier verschiedener Elemente, deren Bedürfnisse einander diametral entgegengesetzt scheinen — nämlich das der Araber und der europäischen Ansiedler — zusammenhängen. Meiner Ansicht nach sollte man den Ackerbau den Händen der Eingeborenen überlassen und nur danach trachten, sie sobald als möglich sesshaft zu machen, und niemals wieder daran denken, die jetzt glücklich beseitigten Bureaux arabes wiederherzustellen. Ferner sollte man, statt ungeheure Summen zu verschwenden, um europäische Colonisten herbeizuziehen und zu unterstützen, die Kabylen aus der fast überfüllerten Kabylie in das Tell und die Sahara herabzuziehen suchen. Der industrielle und arbeitsame Kabyle ist der beste Colonist, den Frankreich dem nomadirenden Araber entgegensetzen kann; einmal im gesicherten Besitze eines Eigenthums, das ihn und seine Familie zu ernähren vermag, wird er schon um seines eigenen Vortheils willen ein treuer Bundesgenosse der Europäer; auf der andern Seite aber ist er den Sitten und Gebräuchen der Araber nicht so heterogen wie die Christen, an die er sich ebenfalls durch seine Cultur, seine Gesetze und seine Religion anschließt. Denn der Kabyle, der zur Hauptgruppe jener Verberrasse gehört, welche uns die Geschichte seit undenklichen Zeiten an den Küsten des nördlichen Afrikas wohnhaft zeigt, ist ein robuster, ausdauernder Arbeiter. Wenn der Araber den Eindruck eines ruhigen und nachdenkenden Menschen auf uns macht, so erscheint der Kabyle dagegen thätig, feurig, leidenschaftlich. Auf den Wegen, auf denen er sein Vieh vor sich hertreibt, auf den Märkten, auf denen er sein

\*) Man kann sich einen ungefähren Begriff von dem geringen Werthe und der geringen Güte des algerischen Hornviehs machen, wenn man die Preise vergleicht, die der Centner Schweinefleisch kostet, und die Summe, die man für ein Rind oder eine Kuh erhält. Hundert Pfund fettes Schweinefleisch wurden 1868 in Oran mit 100 Frs. bezahlt, wogegen man Rinder für 80 Frs., Kühe für 60 Frs. und darunter in Maslara kaufen konnte. Während des letzten Aufstandes waren die Preise noch niedriger, ja es kam vor, daß man 14 Schafe für 45 Frs. kaufen konnte, also nicht einmal den Werth des Felles bezahlte.

Getreide und sein Gemüse verkauft, hört man seine tiefe Bassstimme erschallen. Die Vielweiberei, die Untheilbarkeit des Grundeigenthums, die zwei großen Plagen der Muselmanen, haben ihn nicht erreicht. Er hat nur Ein Weib, er genießt alle die Vortheile eines individuellen Besitzes, und diesen verdankt er seine bessere materielle Lage. Sein Haus, sein Garten, sein Feld sind gewöhnlich mit großer Sorgfalt eingezogen und unterhalten. Das Dorf, das er bewohnt, bildet eine Art Gemeinde, die durch einen Chef, der aus Wahlen hervorgegangen ist und dem ein Municipalrath zur Seite steht, verwaltet wird. An seine Scholle durch das Gefühl des Eigenthums gefesselt, verläßt der Kabyle dieselbe nur, um sich während der Erntezeit als Tagelöhner in den Städten oder in den europäischen Farmen zu verdingen. Seine Kraft und seine Arbeitsamkeit machen ihn zu einem ebenso werthvollen als gesuchten Bundesgenossen der Europäer, der, wie ich schon bemerkte, auch für die Araber nichts Abstoßendes hat, da er ihre Sprache spricht und denselben religiösen Glauben hat.

Ich komme nun zur Betrachtung der zwei wundesten Flecken Algeriens, von denen der eine, nämlich die Militärverwaltung, augenblicklich beseitigt ist, wogegen der andere, die eigenthümlichen, aller Civilisation feindlichen socialen Gebräuche und Geseze der Araber, noch bestehen. Der Hungertod von mehr als 250000 Arabern in den Jahren von 1867—69 deckte dem Mutterlande wie dem erstaunten Europa auf schlagende Weise die Mängel und Fehler des Säbelregiments, insbesondere aber die der Bureaux arabes auf. Diese furchtbare Katastrophe, deren herzerreißende, graufige Scenen mir mehr als hundertmal während meines Aufenthalts in der Colonie in ihrem ganzen Jammer, ihrer ganzen Furchtbarkeit entgegentraten, und die auch nur annähernd zu schildern sich die Feder sträubt, brach durchaus nicht plötzlich herein; man konnte vom Jahre 1863 ab deutlich den Zeitpunkt bestimmen, wann der letzte Rest von Getreide aufgezehrt sein würde. Auch hat es keineswegs an warnenden Stimmen gefehlt; doch sei es Unkenntniß der wahren Sachlage, was kaum anzunehmen ist, sei es wissentliche Selbsttäuschung, absichtliches Zudrücken der Augen vor einem Ereigniß, das unabwendbar schien, oder sei es Sorglosigkeit, ein Fehler, welcher den Militärbehörden, die mit Civilverwaltung beauftragt sind, naturgemäß anklebt, es geschah nichts, um der Hungersnoth auch nur einigermaßen vorzubeugen; ich will zur Ehre der französischen Regierung annehmen, daß es nicht in ihrer Absicht lag, sich durch ein so gräßliches, über alle Begriffe unmenschliches Mittel der Eingeborenen zu entledigen. Der große Fehler, den die Regierung beging, lag darin, daß sie, durch die sich überall einmischenden Bureaux arabes und durch die hohen Abgaben, die sie von den verschiedenen Stammeshäuptern forderte, auf der einen Seite die Mittel derselben zu frühzeitig erschöpfte und sie zwang, um ihren Tribut zahlen zu können, die in den Reservestills aufgespeicherten Vorräthe zu verkaufen, sie aber andererseits, eben durch die stete Einmischung der Bureaux arabes in alle die Eingeborenen betreffenden Dinge, an den Glauben gewöhnte, daß dieselben in Hungerjahren die Rolle übernehmen würden, die ihnen früher als patriarchalischen Oberhäuptern zugefallen war, d. h. die Reservestills zu öffnen und dem hungernden Volke zu essen zu geben. Noch ehe die Araber sesshaft geworden, noch ehe sie sich an ein geordnetes, bürgerliches Leben gewöhnt hatten, wollte doch die Regierung sie schon in das allgewaltige Centralisations- und Bevormundungssystem einschließen, das sie im Mutterlande bis zu ihrem Falle handhabte und das von ihren Nachfolgern unverändert gehandhabt wird; um das Unglück noch zu vergrößern, war eben die Handhabung dieses Systems wenig geschickten Händen anvertraut. Was nun den andern wunden Fleck Algeriens, an den noch keine bessernde Hand gelegt wurde, betrifft, nämlich die eigenartigen Institutionen, die socialen Geseze und Gewohnheiten der Araber, so bilden sie ohne allen Zweifel das größte Hinderniß für die gedeihliche Entwicklung der Colonie. Die dem Nomaden- und Hirtenleben zäh

anhängende Araberbevölkerung will nichts von der Arbeit, nichts vom Ackerbau wissen. Kaum daß sie um ihre Gurbis, Hütten, die aus einigen Baumstämmen und Zweigen aufgebaut sind, ein wenig Weizen oder Gerste auf schlecht geadertem, ungedüngtem, und weder von Steinen noch Gestrüpp freiem Felde säen. Sie betrachten den Boden vor allem als Trift- und Weidegrund für ihre Heerden. Diese primitive Art der Bodenbenutzung ist für Algerien wahrhaft verderbenbringend; sie erklärt, warum man in einem Lande auf Waldungen trifft, wo es doppelt nothwendig wäre, einen dichten Forstbestand zu haben: zu allen Zeiten verbrannten die Araber denselben. Ihr Hornvieh, weniger wählerisch im Futter als das europäische, nährt sich hauptsächlich von jungen Baumschößlingen. Sobald die jungen Stauden zu hart für die Zähne der Heerden werden, wenn das Gestrüch in junge Bäume übergeht, dann brennen die Araber es ab. Noch heute sind, ungeachtet der Wachsamkeit der französischen Behörden, Waldbrände in Algerien häufig. Dieselben brechen gewöhnlich in der heißen Jahreszeit aus, wenn der Wind aus der Sahara herweht. Nicht selten wird das Feuer, weit voneinander entfernt, auf mehreren Stellen zugleich angezündet und verursacht beträchtlichen Schaden. Man könnte an ein Einverständnis der verschiedenen Brandstifter denken, doch dazu ist kein Grund vorhanden; die Araber haben nur den Augenblick für günstig gefunden, ihre Weidegründe zu erneuern. Es steht außer allem Zweifel, daß Algerien, als es die Kornkammer Italiens bildete, besser angebaht war als heute. Mit dem Einfall der Mohammedaner ward der Fortschritt der Civilisation nicht nur aufgehalten, sondern zurückgetrieben. Die arabische Agricultur ist eine ganz primitive; sie berührt nur die Oberfläche, ohne Nutzen aus der Tiefe zu ziehen. Mit Ausnahme sehr nasser Jahre vermag sie dem Boden nur 6—7 Hektoliter pro Hektare abzugewinnen, die europäische Bodencultur dagegen erzielt das Dreifache. Ungeachtet dieses geringen Ertrages erschöpft sich der von den Arabern angebaute Acker sehr schnell, weshalb sie zu ausgedehnter Brachlegung ihre Zuflucht nehmen und ihre Felder zwei bis drei Jahre unberührt liegen lassen müssen. Man sollte kaum glauben, daß sie nichts vom Anbau von Futterkräutern, vom Abmähen der Wiesen und vom Heumachen verstehen, daß sie niemals daran denken, ihr Vieh während der rauhen Jahreszeit unter Dach und Fach zu bringen, noch sich der Wagen zum Transport ihrer Bodenerzeugnisse bedienen. Als die Armee, mit der Schaufel und der Hacke in der Hand, die großen, leider nur zu seltenen Fahrstraßen anlegte, welche Algerien heute durchlaufen, gab sie damit dem Colonisten ohne Frage ein unentbehrliches Element zu seinem Gedeihen an die Hand, aber dem Eingeborenen erwies sie nur einen schwachen Dienst. Heute, wie zu den Zeiten des Propheten, kennen sie keine andere Transportweise als ihre Esel, Maulthiere und Kamele. Und nichtsdestoweniger macht der Eingeborene weite Wege, um sein Getreide, seine Früchte und sein Gemüse auf den Markt zu bringen. Eigenthümliche Erscheinung — in den der Küste nahe liegenden Gegenden ist der Preis der Bodenerzeugnisse kaum höher, als in den entfernten Landstrichen, in denen sie angebaut werden: der Araber rechnet seine Zeit, seine Mühe und die Hilfsleistungen seiner Lastthiere für nichts. So veraltet nun auch diese Gebräuche erscheinen mögen, so primitiv auch diese Gewohnheiten sind, so würde die europäische Civilisation sie doch nach und nach umgestalten, wenn ihre Anstrengungen und Beispiele nicht beständig an den socialen Zuständen der Araber zerschellen. Diese Zustände lassen sich mit wenigen Worten beschreiben: es ist reinster Louis Blanc'scher Communismus, gepropft auf das ausgebildetste aller Kastenwesen. Bei den Arabern gibt es, just wie es unsere socialistischen Weltverbesserer anstreben, kein persönliches Eigenthum, alles ist collectiv. Die mit dem Namen „Arsch“ bezeichneten Länder gehören unzertrennbar dem Stamm, die „Mell“ genannten untheilbar der Familie, und diese arabische „Familie“ ist eine patriarchalische, ein hundertjähriger Baum, dessen endlose Verzweigungen man weder zählen noch übersehen

kann. Der Duar, eine administrative Einheit, wie in Europa die Gemeinde, wird aus der Vereinigung mehrerer „Familien“ gebildet und die Vereinigung mehrerer Duars bildet den Stamm. Das Gebiet der Duars umfaßt die Tristen und Weibegrübe für das Vieh, die absolut gemeinschaftlich sind, und die Ackerfelder, die der Raib jährlich mit Hilfe der Djemmaa, oder Versammlung der Gemeindefürstokratie, vertheilt. Diese Theilung findet aber nicht, wie man glauben sollte, unter allen Mitgliedern des Duars statt; nur die, welche einen oder mehrere Pflüge, ein oder mehrere Joch Ochsen besitzen, nehmen daran theil, und ihnen gibt man so viel Land, als sie verhältnißmäßig für ihr Ackergeräth bedürfen. Alle die, welche ein Gespann haben, heißen Fellahs, so bilden gewissermaßen die Mittelklasse des Stammes. Ueber ihnen schwebt unannahbar die Aristokratie, die religiösen und militärischen Chefs, die großen Familien, die Cavaliere; unter ihnen im Staube kriecht die Klasse der Proletarier, bei weitem die zahlreichste in Algerien. Die Proletarier, Rhammes oder Rhammas heißen, sind Pächter im Dienste der Fellahs, aber Pächter, die noch weit übler behandelt werden als weiland die irischen. Sobald die Ernte eingebracht ist, nimmt der Fellah erst einmal das Saatkorn, das er geliefert, vorweg, zuweilen auch noch ein Quantum für die Geldvorschüsse, die er den Rhammes hatte geben müssen, um ihnen die Möglichkeit zu gewähren, sich bis zur Ernte zu erhalten, und endlich — „vier Fünftel“ von allem was übrigbleibt. Also mit einem Fünftel\*), gar häufig mit einem Sechstel, müssen die armen Rhammes und ihre Familien das Leben fristen. Wie sehr er auch an ein Fasten gewöhnt sein mag, wie sehr seine Frugalität auch alle Grenzen überschreitet, obgleich Eicheln und Barbarieisen, erstere ein Schweinefutter, letztere Futter für Maulthiere, Lederbissen für den armen Rhamme sind, so ist doch seine Existenz beständig eine problematische. Obgleich er nur den kleinsten Anteil am Gewinn erhält, so muß er doch die meiste Arbeit thun. Er ist gezwungen, den Acker mindestens zweimal, und wenn es Brache ist, dreimal umzuarbeiten; er ist gezwungen, sich einen Gurbis zu bauen, der, sobald er fertig ist, seinem Herrn gehört, und endlich schuldet er demselben seine Fronarbeit in corpore, d. h. er muß einen Stellvertreter stellen, sobald er sie nicht selbst leisten kann. Die Franzosen haben diese von der Herrschaft der Türken überkommenen Gebräuche unangetastet gelassen, Gebräuche, die sie vom ersten Augenblick ihrer Herrschaft an hätten abschaffen sollen. Sie begingen hierin den gleichen Fehler, wie der unglückliche Kaiser Maximilian in Mexico; anstatt die dortigen Rhammes, die armen, zum Frondienste von der herrschenden Klasse gezwungenen Indianer zu befreien und dadurch eine zahlreiche, willige, arbeitsame, mit kleinem Grundbesitz ausgestattete Bevölkerung zu schaffen, ließ er diese Armsten nach wie vor in den Händen ihrer tyrannischen, ihnen das Lebensblut aussaugenden Herren. Es ist gar nicht zu bezweifeln, daß die Franzosen, wenn sie den Rhamme emancipirt hätten, anstatt der eingeborenen Aristokratie zu schmeicheln, heute bessere Resultate im Ackerbau erzielen und ferner nicht nöthig haben würden, den in dürren Jahren verhungernenden Rhamme zu unterstützen. Der Fellah, der sein Feld auf so billige Weise bestellt sieht, arbeitet selten selbst, er begnügt sich, seine Ernte, wenn sie auf dem Halme steht, zu bewachen und die Bügel zu verschonen; die einzigen unter ihnen, welche arbeiten, waren Rhammes, die, dank einer Reihe günstiger Jahre, eine Stufe aufwärts gestiegen sind und sich Pflug und Zugvieh anschaffen konnten. Was nun die eingeborene Aristokratie betrifft, so ist es von selbst verständlich, daß sie keinen Finger krümmt, es sei denn Pulver zu verpuffen oder ein Roß zu tummeln. Doch seit der großen Hungersnoth haben diese Faulenzer vielfach das Spazierenreiten einstellen müssen, denn die Pferde sind selten geworden: man kann sie mit Leichtigkeit in den Stämmen zählen, und viele Familiensöhne, „Reiter“,

\*) Daher der Name Rhamme, vom arabischen Rhamis, das Fünftel.

wie sie genannt werden, müssen heut zu Fuß laufen. Trotz aller Noth und allen Hungers sind diese Männer der „großen Zelte“ unverbesserliche Nichtsthuer geblieben und hassen die Handarbeit nach wie vor; denn als ihnen während der Hungersnoth der Hungertod nahte, zogen sie es vor, ihr Geschick ruhig zu erwarten, anstatt sich durch Arbeit zu erhalten. Ihre Religion, ihre Sitten, ihre Traditionen führten sie zu dieser stolzen, reservirten Haltung. Die eingeborenen Stammeshäupter sind hinsichtlich ihrer Unmoralität und ihrer Habsucht ganz dieselben geblieben, die sie unter der türkischen Herrschaft waren. Dreißig Jahre enger Verührung mit europäischer Cultur haben diese habfüchtigen, durch und durch verdorbenen Individuen um nichts gebessert: sie verstehen unter der Verwaltung eines Stammes oder eines Duars, was der Landmann bei uns etwa unter der Ausbeutung seiner Ländereien versteht. Doch wenn der Europäer seinen Grund und Boden ausbeutet, so thut er dies mit Vorsicht, der mohammedanische Häuptling aber richtet alles zu Grunde, was er anrührt. Das Eigenthum der Fellahs und der armeilige Besitz der Rhammes schweben beständig in der Gefahr, bei der ersten besten Gelegenheit, wenn es den hohen Herren an Geld mangelt, verschlungen zu werden. Während der türkischen Herrschaft war die Lage der Eingeborenen nicht so schlimm wie jetzt, niemals kamen Zustände vor wie die von 1868, daß menschliche Wesen zu Hunderttausenden verhungerten. Die Ursachen davon waren die schon oben erwähnte Einmischung der Bureaux arabes und Belassung der Aristokratie im Vollbesitz ihrer Macht unter den Stämmen, die noch dazu von den Franzosen gelernt hatte, auf europäische Weise Luxus zu treiben und Geld zu verschwenden. Vor der Eroberung Algeriens durch die Franzosen war der Handel im Innern fast Null, die Eingeborenen hatten keinen Absatz für ihr Getreide und machten sich deshalb Reserverellos, mit deren Inhalt sie in schlechten Jahren trogen konnten. Auf der andern Seite hatten die Häuptlinge nicht soviel Bedürfnisse und zeigten sich folglich nicht so unerfülllich. Heute kann der Araber alles zu Gelde machen, doch das Geld bleibt nicht in seinen Händen: zuerst plündert ihn der Fiscus und die französischen Beamten und dann kommen seine vom Propheten abstammenden Herren und Meister und verschlingen im Namen des Propheten den Rest. Nur Ein Mittel gibt es zur Verbesserung der socialen Lage der Araber und zur Hebung der Bodencultur, und das ist die gänzliche Zerstörung der alten feudalen Aristokratie und Ausrottung des Communismus, dieser socialen Plage, die mehr als irgendeine andere Mißbräuche gebiert und die individuelle Initiative tödtet, den Credit am Wachsen verhindert und alles Sparen unmöglich macht. Das Résumé dieser kurzen Betrachtung läßt sich in die wenigen Worte zusammenfassen: „Amerikanische Freiheit für die Einwanderer, Gleichstellung aller Nationalitäten, Emancipation der Rhammes und Herabziehung der Kabylen aus ihren Bergen in die Ebene.“ Nach Durchführung solcher Reformen überlasse man den Ackerbau zum größten Theil den an ein dürftiges und entsagendes Leben gewöhnten Eingeborenen, die Einwanderer, und mit ihnen vornehmlich die Regierung müssen ihr Hauptaugenmerk von jetzt ab auf das Gedeihen, die Entwicklung der Städte und Etablirung guter Verkehrsstraßen richten, denn jetzt nach der Vollenbung des Suezkanals und bei dem sichtbaren Aufblühen der Colonie am Senegal ist für dieselben eine neue Epoche angebrochen. Hüfen wie Mers-el-Kebir, Arzew, Bougie, Tunis müssen in kurzer Zeit die alte Bedeutung wiedergewinnen, die sie im Alterthum hatten. Und dann liegt nicht an den Grenzen Algeriens jenes ungeheuere, geheimnißvolle Land, dem die Natur durch eine sonderbare Laune, indem sie alle seine großen Flüsse durch Wasserfälle und Stromschnellen versperrte, die Pulsadern zu unterbinden schien, durch welche die Civilisation stets in die Herzen der Länder eindrang? Die Schifffahrt auf denselben ist dermaßen ungesund und gefahrvoll, daß alle Versuche Europas, sich dieselben nutzbar zu machen, bis heute gescheitert sind. Algerien, dem es leicht sein muß, in nicht gar langer

Zeit dem Senegal durch die große Wüste hindurch die Hand zu reichen, ist naturgemäß der Ausgangs- und Mittelpunkt der Verbindungen des civilisirten Europas mit den unzählbaren Völkerschaften von Centralafrika. Es besißt und beherrscht die Wüstenstraßen, die so alt wie die Welt sind, und es ist jetzt wahrlich an der Zeit, dieselben so schnell als möglich sicher und gangbar zu machen.

Möge man mir nun gestatten, eben um meine früher ausgesprochene Meinung, den Ackerbau in den Händen der Eingeborenen zu lassen, in ein noch deutlicheres Licht zu setzen, noch einige wenige Bemerkungen über das Colonisations-system von Ländern hinzuzufügen, in denen sich das Mutterland und die Einwanderung einer zahlreichen eingeborenen Bevölkerung gegenüber befindet. In solchen Ländern sind es nicht die europäischen Einwanderer, die den Reichthum schaffen, es sind die Eingeborenen. Das Mutterland muß daher, indem es der europäischen Bevölkerung die vollste bürgerliche, religiöse und commerzielle Freiheit gibt und sichert, derselben die politischen wie fisciellen Vorrechte knapper zumessen; denn einerseits muß es den Ansiedler gegen die Protestationen und Aufstände des unterjochten Volkes schützen, anderentheils aber die Eingeborenen gegen die habgüchtige Ausbeutung des Einwanderers. Es erzeugt sich so eine doppelte Rolle, die des Herrn und die des Schiedsrichters, welche das Mutterland nur allein ausfüllen kann. Die Colonien müssen kräftig gelenkt und verwaltet werden, und daß dies keine leichte Aufgabe ist, zeigen uns die Gefahren, welche der holländischen Herrschaft auf Java gedroht haben, zeigt uns der große Aufstand in Indien. Philanthropische Geister, erfasst von jenem augenscheinlich von der Vorsehung hervorgerufenen Impuls, der die Fahne der europäischen Civilisation in die unermesslichen Länder Asiens und Africas getragen hat, haben die Theorie aufgestellt, daß die Lösung des Colonisationsproblems in einer Verschmelzung der Rassen zu suchen sei, und zwar so, daß es die Pflicht wie das Interesse des Eroberers erheische, die unterworfenen Nation auf sein Niveau zu erheben, sie nach und nach an allen seinen Rechten theilnehmen zu lassen und sie so in eine große Brüdergemeinschaft zu absorbiren. Diese Assimilationstheorie wurde durch die entgegengesetzte Doctrin hervorgerufen, die nur Verdrängung und Ausrottung der Eingeborenen predigte: dies ist ihr Entschuldigungsgrund. Einem unerbittlichen Todesurtheile setzte sie die verführerische Perspective neuen Lebens gegenüber. Doch unglücklicherweise schließen diese ehrenvollen, edeln Gefühle nur ein Utopien ein. Wohin man auch blicken möge, durch die lange Reihe von Jahren, nirgends wird man auch nur ein einziges Beispiel einer Verschmelzung, analog derjenigen finden, die man erhofft und die man auch versucht hat, anzurathen. Die Horden Asiens haben Europa überschwemmt, sie sind zurückgekehrt von wannen sie gekommen waren und keine Spur von ihnen ist zurückgeblieben. Die Heerschaaren des Islam sind dann zu uns gekommen; verdrängt aus ihren Eroberungen und über das Meer gejagt, haben sie nur einige wenige Nachzügler zurückgelassen, deren Blut sich mit dem von Spanien vermischt und darin verloren hat. Seit vier Jahrhunderten sind die Türken zu Konstantinopel, und nichtsdestoweniger behaupten wir, gewiß mit vollem Recht, daß sie dort nur lagern. Seit Europa in Amerika ist, seit es in Asien ans Land gestiegen, wo hat es sich auch nur mit einem einzigen eingeborenen Volksstamm vermischt? Weshalb daher ein Colonisations-system auf die Hoffnung einer gegenseitigen Annäherung der Rassen aufbauen, die bisher einander antipathisch waren, weshalb dem Traum einer allgemeinen Verbrüderung nachhängen, die weder in den Gesetzen der Natur noch in den Lehren der Geschichte niedergeschrieben ist? Fast ist man gezwungen anzunehmen, daß uns Europäer die Vorsehung mit einer Mission beauftragt hat, indem sie uns zu Herren der ganzen Erde machte; diese Mission besteht darin, nicht etwa auf eine unausführbare Rassenverschmelzung hinzuarbeiten, sondern unter den an-

den Rassen die höhern Ideen, deren Eigenthümer und Wächter wir sind, zu verbreiten und anzufachen; diese Aufgabe ist anziehend genug, um ein großes Centralisationsunternehmen zu verherrlichen, und diese Theorien, die Adam Smith zu ihrem Schöpfer haben, sollten auch der französischen Regierung zur Richtschnur in ihrer Colonialverwaltung dienen.

Es kann nicht geleugnet werden, daß es leichter ist die Mittel anzugeben als sie in Anwendung zu bringen. Daß es nöthig sei, die größte Rücksicht auf die Gebräuche, ja selbst auf die Vorurtheile der eingeborenen Rasse zu nehmen, ihre Religion zu achten, ihr Eigenthums- und Besitzrecht anzuerkennen, das persönliche Eigenthum, da, wo es nicht existirt, zu schaffen und so die Nothwendigkeit und die Gewohnheit zur Arbeit hervorzurufen, ebenso gerecht als fest zu sein und so zu handeln, daß die unterworfenen Nation in dem Eroberer eher einen wohlwollenden Lehrer als einen Meister erblicke, das sind Axiome, die man kaum nöthig hat anzudeuten. In den letzten Jahrhunderten, als man noch Jagd auf die armen Indianer machte, um sie in die Minen zum Goldsuchen zu vergraben, als man sie auf den Molukken zwang ihre Ernten zu verbrennen, um die Gewürze theurer zu machen, als fanatische Mönche sie mit Gewalt zum Christenthum bekehrten, in diesen Zeiten allerdings würden diese Principien als gefährliche Neuerungen erschienen sein, und man würde sie angefochten haben. Heute jedoch, dank den bessern Gefühlen unserer Generation, sind dies nur ganz banale Wahrheiten, von denen man jedoch anerkennen muß, daß sie in ihrer Anwendung schwierig sind, sei es in Folge der Unerfahrenheit des Mutterlandes, sei es in Folge des blinden oder vernünftigen Widerstandes der unterworfenen Rasse; denn obgleich die Colonisation im allgemeinen große Fortschritte gemacht hat, so ist sie doch noch weit entfernt ihren wahren Endzweck erreicht zu haben; wir sehen vor allem Frankreich seit 40 Jahren vergebens nach einem Colonisationsystem für Algerien suchen.

Wenn diese Behauptungen richtig sind, so wird man ferner zugeben müssen, daß man die Ausführung eines solchen Planes nur aufgeklärten und competenten Männern anvertrauen darf. Es ist durchaus nicht genügend, daß die Regierung des Mutterlandes vernunftgemäß die Interessen und Nothwendigkeiten einer Colonialbevölkerung erwäge und würdige; ebenso sehr ist es nöthig, daß seine Instructionen mit Intelligenz verfaßt und mit Voracht ausgeführt werden. Es gibt Mutterländer, die diese Nothwendigkeit sehr wohl begreifen, und die, indem sie die Functionen in den Colonien weit besser als die heimischen bezahlen, solche auch nur ganz gewandten und erprobten Beamten anvertrauen; es ist zweifelhaft ob irgendeine Verwaltung in Europa existirt, die reicher an Talenten und erprobten Männern sei, als jene von Englisch-Indien oder jene von Java. Wieder gibt es andere Mutterländer, in denen der Dienst in den Colonien als eine Verbannung, als eine Entehrung angesehen wird, so wie bisher, um nur Ein Beispiel anzuführen, in Spanien, wo man einen politisch unbequem gewordenen Functionär, den man entfernen wollte, in die Verwaltung der Philippinen deportirte. Dazu sind doch die Colonien sicher nicht gemacht, und leicht begreift man, welche Folgen ein solcher Mißbrauch nach sich ziehen muß. Gute Beamte sind in einer entlegenen Provinz nothwendiger als gute Geseze: jedes Mutterland, das einen unehrlichen oder unfähigen Agenten mit irgendeinem Theil seiner Autorität in einer Colonie beauftragt, begeht einen groben Verstoß gegen sein eigenes Interesse, den Colonisten gegenüber aber fast ein Verbrechen. Dasselbe gilt selbst von dem Gouverneur, dem Vicekönig, der die ganze Colonie unter seiner Hand hält. In England wie in Holland werden diese hohen Machtvollkommenheiten nur den hervorragendsten politischen Persönlichkeiten anvertraut, die man ganz ohne Unterschied entweder aus dem Militär- oder dem Civilstande nimmt. In Frankreich und Spanien werden die Functionen eines Colonialgouverneurs fast immer nur einem höhern Offizier oder General anvertraut; die Verwaltung Algeriens aber war stets und ständig

in den Händen einer militärischen Berühmtheit. Mit Einem Worte, hier gehört die Colonialverwaltung dem Princip nach dem Offizierstande an, dort ist sie vorzugsweise in die Hände von Civilbeamten gelegt. Wir wollen uns hier durchaus nicht zum Echo der Anklagen machen, die man so häufig gegen eine Militärverwaltung hat laut werden lassen, sondern nur ganz einfach die Frage aufwerfen, in welchem Stande der Mensch die Lösung jener Probleme, die wir angedeutet haben und deren Schwierigkeiten in die Augen springend sind, am besten studiren kann? ... Doch warum noch weiter gehen? — Wenn man unter den Militärpersonen Männer von hervorragenden Eigenschaften findet, die mit ihrem soldatischen Verdienst noch administrative Kenntnisse verbinden und in die Colonialfragen eingeweiht sind, dann mag die Regierung des Mutterlandes sie getrost mit einem so schwierigen Posten betrauen; wenn aber die Regierung darauf besteht, nur aus einer einzigen Klasse ihrer Diener den schwer zu findenden Mann auszuwählen, der einer so schwierigen Aufgabe gewachsen sei, statt ihn in der ganzen Nation zu suchen, so ist eine solche Handlungsweise kaum zu begreifen. Ober steht Frankreich vielleicht in dem Militärgouverneur eine blendende und furchteinflößende Macht, die sie unumgänglich nothwendig glaubt, um die Ansiedler und die kriegerischen Nationen Algeriens in Respekt und im Zaum zu halten? Es sind vielleicht die Militärkreise, die eine solche Idee in Umlauf setzen. Ein guter General wird unter einem Civilgouverneur die Araber so gut schlagen, als wenn er der Gouverneur selbst wäre. Um dies bestätigt zu finden, hat man ja nur nöthig auf Indien zu blicken. Ein furchtbarer Aufstand bricht aus. Man findet es durchaus nicht nöthig, Lord Canning abzurufen und ihn durch einen General zu ersetzen, um denselben niederzuwerfen; oder schreckte England vielleicht vor der Ants-entlassung einer einflussreichen, geachteten Persönlichkeit, eines Peer zurück? Nein! Nach Lord Canning ist es Lord Elgin, eine andere Civilperson, den man zum Vicelkönig von Indien ernennt, das noch keineswegs zur Ruhe gebracht war. Unter 54 Gouverneuren, die während der Verwaltung Lord Grey's in den Colonien angestellt waren, befanden sich nur 14, die der Armee oder der Marine angehörten.\*) Man sieht also, daß es in England Princip ist, die Gouverneure in allen Carriären ohne Unterschied auszusuchen, und daß die Wahl der Militärs eine Ausnahme bildet. Frankreich huldigt einem ganz entgegengesetzten Princip. Welches von diesen beiden das bessere ist, das haben uns die mehr als kläglichen Zustände Algeriens und die 2 Milliarden gelehrt, welche die Verwaltung dieser Colonie bis zum Jahre 1869 verschlungen hat.

Um das Bild zu vervollständigen, will ich die Hauptphasen dieser theuern Colonisation, deren Geschichte in fünf Perioden zerfällt, etwas näher ins Auge fassen. Die erste dieser Perioden geht von 1830—40; die zweite unter der Verwaltung des Marschalls Bugeaud endigt 1847; die dritte umfaßt die Jahre von 1847—52; die vierte schließt 1858 und die letzte reicht bis in unsere Tage, und dieser vor allem, in welche auch die auf den Trümmern des Kaiserreichs erstandene neue Republik bereits eingreift, wollen wir unsere Aufmerksamkeit schenken.

Die erste Periode weist neun Generalgouverneure\*\*) in zehn Jahren auf, und sie ist ohne Frage die unglücklichste. In ihr herrscht bei der Regierung fortwährend Unsicherheit, ob sie die Eroberung behaupten solle oder nicht, und dann ein Krieg ohne Aufhören. Dies bezeugt ein dreimaliger Wechsel der Verwaltungsorganisation, Zwistigkeiten

\*) Vgl. Carl Grey, „The Colonial Policy“.

\*\*) Die Namen der neun Gouverneure sind: Marschall Bourmont, General Clauzel, General Berthezene, Herzog von Rovigo, General Avizard, General Voiron, General Graf von Erlon, Marschall Clauzel, Marschall Balleé.

und Mißverständnisse zwischen dem Gouverneur und dem Kriegsministerium und dann voreiliges Ertheilen von Concessionen auf große Länderstrecken, die noch gar nicht im festen Besitze der Franzosen waren, an große Concessionäre. Die europäische Bevölkerung betrug im December 1840 nur 27865 Seelen, von denen 2500 Individuen Ackerbauer oder Landbewohner waren. Die Einnahmen überstiegen nur wenig die Summe von 4,400000 Frs.

Als Marschall Bugeaud im Jahre 1841 nach Algerien kam, herrschte die größte Ruhe in der Provinz Algier. Dies setzte ihn in den Stand, die Kriegsoperationen in der Provinz Oran mit Nachdruck zu verfolgen und in der von Konstantine die französische Autorität zu befestigen, was ein sichtbares Aufblühen der Colonie zur Folge hatte. Die Zahl der Europäer war denn auch am Ende dieser Periode, im December 1847, auf 70860 Seelen gestiegen, von denen allerdings nur 17000 Landbewohner waren. Die Einnahmen konnte man auf ungefähr 20 Mill. Frs. veranschlagen. In diese Periode fallen auch die ersten Versuche der Baumwollcultur sowie die Regierung auch um diese Zeit (1843) die Tabackregie einführte.

Die dritte Periode, die von 1847—52, ist wiederum eine höchst ungünstige. Marschall Bugeaud wird durch den Herzog von Amale ersetzt, der jedoch nur fünf Monate auf seinem Posten verbleibt, von dem ihn die Februarrevolution vertreibt. Diese führt der Colonie in sieben Monaten (vom März bis zum September 1848) nicht weniger als sechs Generalgouverneure zu, die alle im höchsten Grade unerfahren waren. In einer solchen Zeit war natürlicherweise an einen Fortschritt nicht zu denken und die 50 Millionen, die der Gesetzgebende Körper zur Etablierung von Ackerbaucolonien bewilligt hatte, wurden ohne Nutzen für Algerien durch die unpolitische Uebersiedelung von 10450 Arbeitern — meistens Pariser — von denen nur 1850 Ackerbauer von Profession waren, die übrigen dagegen Handwerker in Luxusgegenständen, absorbirt. Die eingewanderte Bevölkerung betrug im December 1851 132928 Individuen, die Einnahmen überstiegen wenig die der vorhergehenden Jahre.

Die vierte Periode, von 1851—58, mit der Verwaltung des Marschalls Randon, ist unter allen, trotz der vielfachen administrativen Bevormundungen und bureaucratrischen Uebergriffe, die der Colonie günstigste. Am Ende derselben finden wir in Algerien 189000 europäische Einwanderer, von denen jetzt 80820 der Landbevölkerung angehören. Die Eingeborenen zählen 2,470000, also eine Gesamtbevölkerung von 2,659000 Seelen in der Colonie. Was die Einnahmen anbetrifft, so erreichen dieselben jetzt eine Höhe von 23,708000 Frs. und auch der Getreideexport hat durch Aufhebung des Ausfuhrverbots einen bedeutenden Aufschwung genommen. Der Handel am Schluß dieser Periode betrug mit dem Mutterlande 161,138558 Frs., mit andern Ländern 32,725506 Frs., also im ganzen 193,864064 Frs. Davon kamen auf die Einfuhr aus Frankreich 132,123805 Frs., aus andern Ländern 21,296801 Frs., im Summa eine Einfuhr von 153,419886 Frs., wogegen sich die Ausfuhr auf 46,075673 Frs. belief. Auch die Viehzucht befand sich in einem guten Zustande: man zählte 213321 Kamele, 136560 Pferde, 1,053084 Stück Hornvieh, 10 Mill. Schafe, 3,498453 Ziegen, 7957 Schweine. Der Ackerbau, der sich besonders auf Oelsamen, Weizen, Gerste und Mais geworfen hatte, der Gemüse in der Provinz Algier nicht zu gedenken, hatte 994416 Hektaren in Benutzung. Diese letzte Angabe stimmt mit den officiellen Berichten aus diesen Jahren, die von 2 Mill. angebaueter Hektaren sprechen, allerdings nicht überein; doch die Angaben der Regierung waren übertrieben und sind nie bestätigt worden, wogegen die hier angegebenen Zahlen sich auf die statistischen Aufnahmen der verschiedenen Ackerbaugesellschaften der Colonie stützen. Auch die Tabackscultur hatte ihren Glanzpunkt erreicht: 5132 Hektaren, die einen Ertrag von 4,765692 Kilogrammen an Blättern geliefert hatten,

brachten den Anbauern derselben, die sich ungefähr auf 3300 beliefen, eine Summe von 4,133501 Frs., was ungefähr 1000 Kilogramme Blätter pro Hektare und 866 Frs. an Geld werth macht. Die Araber lieferten ihrerseits 350000 Kilogramme Tabaksblätter. Nicht nur den Anbau des Tabacks hatte Marschall Randon gefördert, sondern die Aufmerksamkeit der Colonisten auch auf die Anpflanzungen der Baumwollstaude gelenkt. Als er Algerien verließ, befanden sich bereits, obgleich die Baumwollcultur erst wenige Jahre zuvor begonnen hatte, 80 Hektaren in der Provinz Algier, 1082 in der Provinz Oran und 894 in der Provinz Konstantine im Anbau, die eine Ernte von 200000 Kilogrammen abwarfen. Noch eine andere Wohlthat, die Randon der Colonie hinterließ, darf an dieser Stelle nicht unerwähnt bleiben; es sind dies die, 1855 auf Anrathen und auf die Initiative des Generals Desbaux begonnenen Bohrungen Artesischer Brunnen in der Sahara, die Ende 1859 schon über 10 Mill. Kubikmeter Wasser pro Jahr lieferten.

Wir gelangen nun zur fünften und letzten Periode, die mit der Einsetzung eines besondern Ministeriums für Algerien, am 24. Juni 1858, beginnt. An die Spitze dieses Ministeriums trat der Prinz Napoleon, und nach dessen Dimission am 7. März 1859 der Graf Chasseloup-Laubat. Diese Maßregel zog eine Menge wichtiger Veränderungen in der Colonie nach sich, vor allem die Beschränkung der Militärgewalt. Alle Welt meinte, jetzt sei der Augenblick gekommen, wo man das Problem einer richtigen Verwaltung Algeriens zur Zufriedenheit aller lösen werde. Doch man hatte sich getäuscht; auf den Freudenrausch, auf die glänzenden Hoffnungen, denen man sich hingab, folgte eine bittere Enttäuschung. Die Militärgewalt konnte ihre ehemalige alleingebietende Stellung nicht vergessen und arbeitete im geheimen allen Reformen der neuen Autorität entgegen. Handel und Ackerbau, die unter dem Marschall Randon einen so günstigen Aufschwung genommen hatten, begannen zu stocken und zu erlahmen: Bankrotte, Liquidationen, Fehlschlagen von Handelsunternehmungen häuften sich. Die Einwanderung stand still und dumpfe Gerüchte von nahe bevorstehenden Calamitäten erreichten das Ohr des Kaisers. Dieser, der sich damals nach der glücklichen Beendigung des italienischen Krieges auf der höchsten Stufe seines Glückes befand, machte sich im September 1860 auf, die Zustände Algeriens aus eigener Anschauung kennen zu lernen. Sein nur kurzer Aufenthalt genügte, ihm klar zu machen, daß das neue System, das weder ganz mit der Militärgewalt gebrochen noch die Civilgewalt zur unumschränkten Herrin gemacht hatte, nur Unheil über die Colonie bringen könne. Nur Eine Alternative war vorhanden, entweder unbedingte Rückkehr zur Säbelherrschaft oder Einführung einer unbeschränkten Civilverwaltung. Unentschlossen über den Weg, den er einschlagen sollte, kehrte der Kaiser nach Paris zurück; doch kaum dort eingetroffen, erhielt er auch schon die Nachricht von den im ersten Artikel erwähnten Streitigkeiten, die zwischen dem General Martimprey, der sich, wie wir gesehen, vielfach in den Kämpfen gegen die ausständischen Araber ausgezeichnet hatte, und dem Generalrath der Provinz Algier ausgebrochen waren. Angesichts dieses Conflicts war das Staatsoberhaupt zum schnellen Handeln gezwungen, und unter dem Eindrucke der mannichfachen Mißgriffe, welche das algerische Ministerium gemacht hatte, entschied er sich zur Wiedereinsetzung der Militärverwaltung. Durch ein Decret vom 24. Nov. 1860 hob Napoleon III. das Specialministerium für Algerien auf und ernannte den Marschall Péligier zum neuen Generalgouverneur. Durch ein anderes Decret vom 10. Dec. \*) desselben Jahres wurde die öffentliche Verwaltung einer neuen Organisation unterworfen, deren Hauptzüge folgende sind: Einsetzung eines militärischen

\*) Es ist dies das Decret, welches Thiers bei dem seinigen, am Schluß des ersten Artikels bereits angeführten in Erwähnung bringt und das die Attribute des neuen Regierungsrathes bestimmt.

Untergouverneurs und eines Generaldirectors für die Civilverwaltung; Rückgabe der betreffenden Geschäfte an die Minister der Justiz, des öffentlichen Unterrichts und des Cultus; Errichtung eines Berathungscomité (Conseil consultatif) für alle laufenden Geschäfte und besonders für jede Veräußerung von zur Staatsdomäne gehörenden Ländereien; Einsetzung eines höchsten Conseil und zwar gleichfalls zu Algier, zusammengesetzt aus 24 Mitgliedern, gewählt aus den Abtheilungschefs und 6 Delegirten der Generalräthe. Dieses Conseil war beauftragt, das jährliche Budget der Colonie zu votiren und zu vertheilen.

Das Specialministerium fiel, nicht weil es an sich ein Irrthum war, sondern wegen der Schwierigkeiten, die es nicht zu beseitigen, und wegen der Fehler, die es nicht zu vermeiden gewußt hatte. Die von ihm begangenen Fehler waren im großen und ganzen nur ein Ausfluß der im Mutterlande herrschenden Centralisationsucht. Zöglinge des Napoleonischen Régime, hatten Prinz Napoleon wie Chasseloup-Laubat über alles Maß die Attribute des Ministeriums vergrößert, anstatt dem provinzialen Leben in Algerien aufzuhelfen; sie hatten nach Paris eine Menge Geschäfte von rein localem Interesse gezogen, woraus bald eine unentschlossene Initiative, bald eine außerordentliche Langsamkeit in der Abwicklung derselben entsprang. Daher jenes schon erwähnte Erschlaffen des Aufschwungs der Colonie, ein Erschlaffen, das noch durch eine ungünstige Ernte verschlimmert wurde.

Der neue Generalgouverneur, das muß ihm zum Lobe nachgesagt werden, gab sich alle erdenkliche Mühe, eine Besserung der zerfahrenen Zustände herbeizuführen. Vor allem suchte er das durch Decret vom 25. Juli 1860 eingeführte, dem amerikanischen nachgebildete System der Länderverkäufe an Stelle der Gewährung von Länderconcessionen energisch durchzuführen. Auch den Bau der Eisenbahnen, der in den letzten Tagen des Specialministeriums arg ins Stocken gerathen war, beschleunigte er, oder besser, er rettete die ganze Unternehmung vom Verderben. Am 1. Juni 1860 hatte nämlich der Gesetzgebende Körper einer Gesellschaft, an deren Spitze der Graf Branicki und der Bankier Gautier standen, eine Concession zur Anlage von drei großen Bahnlirien, vom Meere bis Konstantine, von Algier bis Blidah, von Saint-Denis du Sig bis Dran, mit einer Verlängerung bis zum Hafen von Mers-el-Kebir ertheilt, zugleich mit der Zusage einer auf vier Jahre vertheilten Subvention von 6 Mill. Frs. Die Regierung übernahm ferner eine Zinsgarantie von 5 Proc. auf 75 Jahre, unter dem Vorbehalte, daß das Anlagekapital nicht 55 Mill. Frs. übersteige. Die Compagnie verpflichtete sich dagegen, dem Staate eine Vergütung für die Auslagen zu machen, die er bereits für den Bau der Linie Algier-Blidah, zu der Soldaten verwandt worden waren, verausgabt hatte und die auf 1,500000 Frs. veranschlagt wurden. Ferner verpflichtete sich die Compagnie unter gleichen Bedingungen Bahnen von Algier nach Dran, von Konstantine nach Algier, von Blidah nach Saint-Denis du Sig, von Bougie nach Setif, von Bône über Guelma nach Konstantine, von Tenes nach Orleansville, von Arzew und Mostaganem nach Relizane, von Dran über Sainte-Barbe und Sidi-bel-Abbes nach Nemcen anzulegen. Nicht ohne Mühe hatte die Gesellschaft auf dem Subscriptionswege das veranschlagte Kapital von 55 Mill. Frs. aufbringen können, und im nächsten Jahre traf sie das Misgeschick, daß der Entrepreneur der Bahnen, Sir Morton Peto, sich weigerte, das zweite Fünftel der von ihm übernommenen Actien, die sich auf mehrere Millionen beliefen und die er an seine Freunde und Mitunternehmer cedirt hatte, einzuzahlen, wodurch sie sich gezwungen sah, ihre Arbeiten nahezu einzustellen und auf das geringste Maß zu beschränken. Da das Zusammenbrechen des ganzen Unternehmens kaum zu vermeiden war, wurde auf die Fürsprache und Bestrebungen Pélistier's hin dem Gesetzgebenden Körper ein Gesetz vorgelegt, um dem Staate einen Credit von 2,500000 Frs. zur Fortführung der Arbeiten an der Bahnstrecke Algier-Blidah zu eröffnen. Doch der

unsere Zeit. Neue Folge. VIII. 1.

Compagnie gelang es, nicht ohne thätige Mithilfe des Generalgouverneurs, sich aus der ihr drohenden, gefährlichen Lage zu ziehen; sie hatte im Januar des nächsten Jahres die Freude, ihrer Actionären die nahe bevorstehende Eröffnung der in Frage stehenden Bahnstrecke anzukündigen, die denn auch am 15. Aug. (1862) stattfand.

Wenn das Jahr 1862 ohne irgendein erhebliches Ereigniß in der Colonisation und in der innern Verwaltung ablief, so war dagegen das Jahr 1863 ein desto bewegteres. In den ersten Tagen des Jahres wurden die Colonisten durch das Erscheinen der schon berührten Broschüre „L'Algérie française, indigènes et immigrants“ in die höchste Bestürzung und Aufregung versetzt. Wie schon im ersten Artikel bemerkt, war dies ein Schriftstück, das die Araber auf Kosten der Einwanderer verherrlichte. Man wußte in der ganzen Colonie nur zu gut, aus welcher Feder dasselbe geflossen, oder wenn man noch irgendeinen Zweifel über die Autorschaft oder doch über die nahen Beziehungen hatte, die zwischen Napoleon und dem Schreiber bestanden, so wurden diese durch die Veröffentlichung eines Briefes des Kaisers an den Generalgouverneur vom 6. Febr. 1863 vollends beseitigt. In diesem Briefe sprach der kaiserliche Brieffsteller ganz dieselben Ansichten aus, durch welche die genannte Broschüre bereits die ganze europäische Bevölkerung der Colonie in Aufruhr gebracht hatte. Der Kaiser beklagte sich, nachdem er den Arabern, ohne jedoch den rechten Punkt zu treffen, das Wort geredet hatte, daß die Europäer die ihnen für die Ansiedelung dargebotenen Vortheile nicht benutzt und die ihnen zu Gebote stehenden Ländereien ungebaut gelassen hätten, woraus er schloß, daß kein Grund vorhanden sei, die Eingeborenen zu cantonniren, d. h. einen Theil ihrer Ländereien zu nehmen und damit die zur Colonisation bestimmten zu vermehren, also mit andern Worten rieth, sie nach wie vor ihrem alten Nomadenleben nachgehen zu lassen. Der Brief, ein echt Napoleonisches Machwerk, voller Chimären, unter denen wir nur die Schöpfung großer Handelsgesellschaften — als ob Handelsgesellschaften aus dem Boden wachsen in einem Lande, wo kein Handel und kein Kapital ist — hervorheben, gipfelte in der tönenden Phrase: „Algerien ist keine eigentliche Colonie, sondern ein arabisches Königreich. Die Eingeborenen haben mit den Ansiedlern ein gleiches Recht auf meinen Schutz; ich bin ebenso sehr Kaiser der Araber wie Kaiser der Franzosen.“ Jedensfalls um einer Agitation von seiten der Colonisten vorzubeugen, brachte der „Moniteur officiel“ einige Tage vor dem Erscheinen des kaiserlichen Briefes ein ministerielles Communiqué, das in folgenden Worten abgefaßt war: „Da der Kaiser die Absicht hat, demnächst dem Senat ein Senatusconsult vorzulegen, das die Fragen über das Eigenthum in Algerien regeln wird, so hat er die Zurückziehung des Cantonnementsprojekts der Stämme angeordnet.“ Diese Anordnung sowol als der Brief des Kaisers ließen die Colonisten alle localen Fehden vergessen und sich zu einem gemeinschaftlichen Handeln zusammenthun. Comités zur „Vertheidigung der algerischen Interessen“ wurden gebildet, Petitionen in Umlauf gesetzt, die sich bald mit vielen tausend Unterschriften bedeckten. Delegirte wurden gewählt, die sich kurze Zeit darauf, 16 an der Zahl, in Paris versammelten und hier jenes Werk der Ueberredung begannen, das nach und nach der von ihnen vertretenen algerischen Sache die Sympathien und die fast gänzlich Einstimmigkeit des Senats und des Staatsrathes gewann. Der angekündigte Entwurf zu einem Senatusconsult wurde dem Staatsrath vorgelegt und sein Hauptartikel lautete dahin, „die Stämme oder Bruchtheile von Stämmen zu unverdränglichen Besitzern der Ländereien zu machen, welche sie als feste Wohnsitze besäßen und von denen sie den traditionellen Nießbrauch in irgendeiner Form nachzuweisen im Stande wären“. Den unermüdblichen Anstrengungen der Delegirten und dem gewissenhaften Rapport des Baron Dupin über die algerischen Petitionen hatten es die Ansiedler zu danken, daß der Text des ersten Artikels des Senatusconsults abgeändert wurde und nur besagte: „Die Stämme

oder Bruchtheile von Stämmen werden hiermit zu Eigenthümern der Ländereien erklärt, deren permanenten und traditionellen Nießbrauch sie durch irgendeinen Titel nachweisen können.“ Diesem Senatusconsult, dessen eigentlicher und löblicher Zweck es war, die Rechte des Individuums an Stelle derjenigen des Stammes zu setzen, folgte ein Decret über das Administrationswesen, zur richtigen Ausführung desselben, und hierauf ein Rundschreiben des Generalgouverneurs an die Divisionsgenerale und Präfecten, aus dem erhellt, daß künftighin die Ländereien des Meß auf civilem Wege erworben, verkauft und mit Hypotheken belastet werden können. Ein anderes Rundschreiben von gleicher Stelle aus berührte Interessen von hoher Wichtigkeit, nämlich die Constitution individuellen Eigenthums in den Waldcantons. Die in dem erwähnten Rundschreiben enthaltenen Dispositionen hatten zum Zweck, die Waldcantons gegen das willkürliche, schon oben erwähnte Abbrennen durch die Araber zu schützen. In diesem Jahre war auch die Gesellschaft, welche die Concession zur Anlage der Eisenbahnen erhalten hatte, aus Mangel an nöthigen Mitteln gezwungen gewesen, die Fortführung ihrer Arbeiten sowie ihre Concession an die Lyon-Paris-Mittelmeer-Bahn abzutreten.

Raum hatte sich die Colonie den Wunden, die ihr der Mißerfolg des Specialministeriums und der Brief des Kaisers geschlagen, ein wenig wieder erholt, als sie ein neuer Schlag durch den unerwarteten, am 22. Mai erfolgten Tod des Generalgouverneurs, Marschalls Péllissier, traf. Das Interim von einigen Monaten, das nun folgte, wurde von der Militärpartei in Paris dazu benutzt, die 1860 aufs neue erlangte Gewalt nach Möglichkeit zu vermehren und die Hoffnungen der Colonisten auf eine freie Verwaltung zu Schanden zu machen. Am 7. Juli 1864 legte der Kriegsminister Randon dem Kaiser einen Rapport über eine Menge administrativer Maßregeln vor, deren eingehendes Studium der Kaiser ihm vor einiger Zeit selbst anbefohlen hatte. Der soeben niedergeschlagene Aufstand der Araber gab den Maßregeln, so sprach sich wenigstens der Minister aus, „einen noch ausgeprägtern Charakter der Zeitgemäßheit, denn die Eingeborenen seien zum Aufstande geschritten in der Hoffnung, eine Autorität zu überraschen, welche sie entwaffnet wähten, da sie die Thätigkeit derselben getheilt gesehen hätten“. Wie im ersten Artikel gezeigt, waren es ganz andere Ursachen, als die von dem Minister angeführten, welche die Eingeborenen zur Revolte trieben. Doch die Regierung, oder vielmehr der Kaiser und sein Kriegsminister, hatten es sich nun einmal in den Kopf gesetzt, die Civilgewalt in allen Stücken definitiv der Militärgewalt unterzuordnen, ungeachtet der tiefen Abneigung der Colonisten gegen ein Régime, das unaufhörlich darauf lossteuerte, die Freiheit zu unterdrücken, und dessen Mangelhaftigkeit, wenigstens was die Colonisation anbetrifft, durch eine lange Erfahrung bewiesen war. Es ist über allem Zweifel erhaben und ganz so wie es der Kriegsminister erklärte, daß die Doppelregierung, charakterisirt durch die Eintheilung des Landes in Militärterritorien und Civilterritorien, große Inconvenienzen darbot. Die öffentliche Meinung war darüber mit dem Marschall Randon in voller Uebereinstimmung, doch sie forderte mit Nachdruck und Beharrlichkeit die Einsetzung der Civilgewalt an Stelle des Säbelregiments, und man machte mit Recht die Einwendung, daß die Sicherheit des Landes dadurch keine Gefahr laufen werde, da der Armee ihre ganze entscheidende Kraft gewahrt bliebe. Diese Ansichten und Wünsche blieben jedoch unerhört und der Minister entwickelte demzufolge in seinem Rapport die Gründe, die seiner Ansicht nach für das Uebergewicht der Militärgewalt sprachen. Mit Nachdruck hob er hervor, daß in Algerien zwei voneinander unabhängige Gewalten beständen, der Präfect und der General, um ganz voneinander verschiedene Völkerschaften zu regieren und ganz voneinander verschiedene Gesetze zur Anwendung zu bringen. Dieser steh Kreuzende Dualismus der Gewalten, in einer und derselben Provinz aneinanderstoßend, führe zu unaufhörlichen Conflicten, die selbst von

den friedliebendsten Personen nicht immer vermieden werden könnten: es fehle also Einheit in den Auffassungen und Ansichten sowie Einheit in der Action. „Ferner“, so fuhr der Minister fort, „befindet sich die wichtige, durch den Senatusconsult vom 22. April ins Leben gerufene Maßregel über das individuelle Eigenthum in den von den Arabern bewohnten Ländereien in großer Gefahr, diese Maßregel, die, um mit Schleunigkeit und Regelmäßigkeit in Ausführung gebracht zu werden, eines einheitlichen Impulses und einer machtvollen Leitung bedarf, durch die Einmischung der Civilgewalt in die Territorien der Stämme, die man zu frühzeitig und zu voreilig in die Grenzen der Departements aufgenommen hat, ohne daß die bürgerlichen Interessen auch nur den geringsten Vortheil daraus gezogen hätten.“ In den Augen des Marschalls gab es nur Ein Heilmittel, nämlich die Erhöhung und Ausdehnung der Machtvollkommenheiten der Generale, welche Divisionen commandirten, indem man ihnen die Präfecten unterordnete und ihnen speciell die Regierung und Verwaltung der Eingeborenen übergab, die außerhalb des Reichthums einer Commune wohnten.

Diese Ansichten hatten schon im voraus die Genehmigung des Kaisers empfangen, der seinerseits von Fontainebleau aus am 7. Juli 1864 ein Decret erließ, dessen allgemeine Bestimmungen ungefähr folgende sind: „Dem Generalgouverneur verbleibt die administrative Amtsgewalt; der Untergouverneur, Chef des Generalstabes, übt die civile Amtsgewalt aus, die ihm vom Generalgouverneur übertragen wird; ihm liegt besonders die politische Leitung und die administrative Centralisation der arabischen Geschäfte ob. Die Generaldirection der Civilgeschäfte ist aufgehoben. Es wird an deren Stelle ein Generalsecretariat der Regierung für Abwicklung der Civilgeschäfte errichtet. Das Berathungscomité (Conseil consultatif) erhält den Titel Regierungsconseil. Der oberste Conseil wird beibehalten und hält seine Sitzungen in vom Kaiser näher zu bestimmenden Epochen, um das allgemeine Budget Algeriens zu berathen. Dieses vom Generalgouverneur, nach den Berathungen des obersten Conseil, provisorisch festgestellte Budget wird alsdann durch den Kriegsminister dem Staatsrath unterbreitet. Innerhalb dreier Monate ist eine neue Abgrenzung des Civilterritoriums und des Militärbezirkes zu bewerkstelligen. Dem Civilterritorium jeder Provinz verbleibt sein alter Titel «Departement», mit seinen Unterabtheilungen in Arrondissements, Districte und Communen, deren Centralpunkte durch Decrete näher bestimmt werden. Die entweder isolirt oder in Stämmen zusammen wohnenden Eingeborenen, die nicht zu einer schon errichteten Commune gehören, sind künftig den Militärautoritäten unterworfen, deren Aufgabe es ist, dieselbe zum Uebergange unter die Herrschaft des gemeinen Rechts vorzubereiten. Die allgemeine Verwaltung des Civilterritoriums und des Militärterritoriums einer jeden Provinz ist dem Divisionscommandeur anvertraut, der den Titel eines Generalcommandanten der Provinz erhält. Dieser General schlägt die Beförderung der Civilfunctionäre oder Agenten der Provinz vor, deren Anstellung vom Kaiser oder vom Generalgouverneur abhängt. Er füllt die Stellen aus, zu deren Besetzung er vom Generalgouverneur berechtigt worden ist. Er ist speciell mit der «Preßpolizei» beauftragt; er erteilt die Autorisation zur Gründung der Journale, hebt dieselbe im Falle eines Mißbrauchs derselben wieder auf und verhängt die zeitweilige Suspension. Die Generalräthe werden beibehalten, aber die Befugnisse der Präfecten gegenüber diesen Generalräthen gehen auf den Generalcommandanten der Provinz über.“

Dies war die letzte Constitution, welche der allezeit experimentirende Kaiser über Algerien verhängte. Die Civilbevölkerung, die ihre seit so manchen Jahren gehegten Hoffnungen nun vollends zertrümmert und den letzten Rest der ihr noch von 1860 gebliebenen Freiheit hinweggefegt sah, war, wie man sich leicht denken kann, tief ergrimmt, und nur die eiserne Gewalt des Säbels konnte sie verhindern, nicht in offene Empörung

auszubrechen: der lange verhaltene Groll brach denn auch später, als die gewaltigen Ereignisse von 1870 eintraten, leider zum großen Nachtheile aller Interessen Algeriens, desto heftiger los. Napoleon III., der wohl von der Unzufriedenheit der Colonisten unterrichtet war, vermeinte, daß sein Erscheinen unter ihnen sie besänftigen, zu gleicher Zeit aber auch auf die phantastischen Araber einen nachhaltigen Eindruck hervorbringen werde. Sein pomphaftes Erscheinen in der Colonie, seine Proclamation an die Araber habe ich bereits im ersten Artikel berührt. Es bleibt nur noch übrig, zu untersuchen, welche Folgen der Besuch des Kaisers für die Colonisten hatte. Das erste Wort, als er den Boden Algeriens betrat, war, den Europäern die Gründung einer großen algerischen Handelscompagnie zu versprechen, indem er dabei in seiner bekannten zweideutigen Weise durchblicken ließ, daß diese Compagnie durch ihren großen Einfluß, den sie unzweifelhaft durch ihren Handel und ihre Kapitalien gewinnen müsse, ein Gegengewicht gegen die Militärgewalt bilden würde. Der Ertrinkende klammert sich an einen Strohalm, und so hofften denn auch die Colonisten alles Gute von der am 18. Mai, d. h. vierzehn Tage nach der Ankunft des Kaisers in Algerien, ins Leben gerufenen Handelsgesellschaft. Das Uebereinkommen, das diese neue Institution mit der Regierung abschloß, bestand in dem Vorstrecken von 100 Mill. Frs. zu  $5\frac{1}{4}$  Proc. an letztere zur Ausführung großer öffentlicher Nützlichkeitsbauten in der Colonie. Kurze Zeit darauf dehnte man die Convention noch weiter aus. Die Compagnie machte sich verbindlich, dem Staate noch andere 100 Mill. Frs. zu großen Colonisationsunternehmungen vorzuschießen, die durch die ersten 100 Millionen fruchtbar gemacht werden sollten; ferner allen Ackerbau-, Industrie- und Handelsunternehmungen Credite in Algerien zu eröffnen, derartige Unternehmungen direct ins Leben zu rufen oder zu realisiren, zu welchem Zweck ihr die Regierung auf 50 Jahre 100000 Hektaren (!) Ackerland gegen einen jährlichen Pacht von 1 Fr. pro Hektare überließ. Im August 1866 eröffnete die Compagnie die Subscription auf ihre Actien und Obligationen. Obgleich mit einem glänzenden Prospect und allen nur möglichen Kunstgriffen auf den Geldmarkt gebracht, konnte sie doch die Deckung des ganzen veranschlagten Kapitals nicht erreichen, nur die zur definitiven Gründung nöthigen Summen brachte sie zusammen und zahlte der Regierung, dem Contract gemäß, gegen Einhändigung der Privilegien  $16\frac{2}{3}$  Mill. Frs., eine Zahlung, die sechs Jahre fortgesetzt, die stipulirten ersten 100 Millionen ausmachen sollte. Wenn indeß die Regierung gehofft hatte, in den Directoren der Compagnie, Fremy und Talabot, willfähige Werkzeuge ihrer Absicht zu finden, so hatte sie sich getäuscht. Diese Männer, die 1867 eine Rundreise durch die Colonie machten, waren von der Militärverwaltung wenig erbaut und konnten nur schwer bewegt werden, von den der Compagnie überlassenen 100000 Hektaren 82544 anzunehmen. Dagegen ließen sie sich auf 50 Jahre den einträglichen Jardin d'Essai zu Algier cediren und kauften die Marmorbrüche zu Tilsila an; auf landwirthschaftlichem Gebiete erwirkten sie nur wenige und nur kleine Nutzungen von Korkeichenwäldungen in der Provinz Konstantine.

Mit der Anwesenheit des Kaisers und der Kaiserin in Algerien, mit den glänzenden, ihnen zu Ehren gegebenen Festen schließt, wenn man will, die Aera des Gedeihens der Colonie, denn von nun an trifft ein Unglücksschlag nach dem andern die schon so oft heimgesuchte Erde des nördlichen Afrika. Schon während des Sommers 1865 hatten infolge des bereits besprochenen Gebrauchs der Araber, die jungen Wäldungen anzuzünden, ungeheure Waldbrände stattgefunden; an 130000 Hektaren wohlbestandene Forsten, die an Privatunternehmer verpachtet waren, waren in Aschenhaufen verwandelt und die Concessionäre an den Bettelstab gebracht. Vergebens reclamirten diese 1866 von der Regierung eine Entschädigung, die sie erst nach längerem Processiren theilweise 1868 erhalten konnten. Doch was das Jahr 1865 verschont hatte, das vernichtete das folgende.

Eine Dürre, wie sie seit Menschengedenken nicht dagewesen, zerstörte im April alle jungen Saaten in der Provinz Oran, zum größten Theil die der Provinz Algier, und nur wenige Länderstriche in Konstantine entzogen dem allgemeinen Verderben. Zu diesem schon so großen Unglücke kam bald noch ein schrecklicheres: furchtbare Schwärme von Heuschrecken kamen aus der Wüste und fielen am 15. April in der Provinz Algier, im Süden des Tell nieder. Meilenbreite und meilenlange Wolken, welche die Strahlen der Sonne verdunkelten, bedeckten, nachdem sie niedergefallen waren, weite Ländersrecken mehrere Fuß hoch. Alle Anpflanzungen der Provinz wurden von diesen furchtbaren, nimmerfatten Fressern erreicht, die, als sie starben, Massen von Eiern hinterließen. Die Localverwaltungen ergriffen sofort energische Maßregeln, um das Auskriechen der jungen Heuschrecken zu verhindern, und die Communen setzten für die ihnen eingelieferten Eier Preise aus, doch gar bald mußten sie ihre Zahlungen einstellen, da die unglaublichen Mengen, die von allen Seiten gebracht wurden, unbezahlbar waren. Ungeachtet aller Anstrengungen, ungeachtet aller Opfer krochen solche Massen junger Heuschrecken aus, daß jede Möglichkeit, gegen sie anzukämpfen, schwand. Die jungen, noch nicht mit Flügeln versehenen Thiere, vom Hunger gepeinigt und nicht so wählerisch wie ihre Mütter, rückten in dichten Linien Schritt für Schritt vor, alles bis auf die Wurzeln der Pflanzen vor sich her verschlingend. In zwanzig Tagen war die Provinz Algier kahl gefressen, nicht ein Blatt war auf den Bäumen, kein Grashalm auf den Wiesen. Dann starben die jungen Thiere und ließen hinter sich Hunger, Zerstörung und Pest. Die Regierung des Mutterlandes eröffnete eine Subscription, um die Betroffenen zu unterstützen, doch dieselbe brachte im Jahre 1866 nicht mehr als 800000 Frs., wogegen sich der Schaden auf mindestens 200 Mill. Frs. belief. So ging das Jahr 1866 mit Schrecken zu Ende, doch noch ein weit traurigeres sollte folgen. Die Dürre des vorigen Jahres dauerte fort und zerstörte diesmal in allen drei Provinzen alle Saaten der Araber ohne Ausnahme, während die Europäer nur höchstens zwei Drittel einer schlechten Ernte hatten. Schon im Monat Mai war es einem jeden klar, daß eine Hungersnoth vor der Thür stand; verschiedene Journale forderten deshalb die Verwaltung auf, die nöthigen Vorkehrungen zu treffen, um die Araber vor dem Hungertode zu retten. Die zu diesem Zwecke vorgeschlagene Maßregel war die Organisation des den Eingeborenen angehörenden Eigenthums in der Gestalt, daß eine Transmiffion möglich war. Auf diese Weise hätten die Araber auf dem Wege des Credits die zu ihrem Lebensunterhalte und zur Saat für das kommende Jahr nöthigen Gegenstände erhalten können. Die Europäer, die beim Araber so ein realisationsfähiges Unterpfand im Falle einer Nichtbezahlung der gemachten Schulden antrafen, hätten Mittel und Wege gefunden, den Bedürfnissen der Araber zu genügen. Doch unglücklicherweise hielten die weisen, mit der Preßpolizei beauftragten Provinzcommandanten diese Mahnungen der Presse für übertrieben und tendenziös; sie knebelten dieselbe und brachten sie völlig zum Schweigen. Anstatt, wie es die Presse ganz richtig angerathen, einer auf Gegenseitigkeit gegründeten Selbsthilfe der Bevölkerung Thür und Thor zu öffnen, griff die Verwaltung zu socialistischen, bevormundenden Maßnahmen. Sie errichtete großartige Werkstätten, begann Wege und Brücken zu bauen, gab eine Million nach der andern her, kurz sie ließ die „Staatshilfe“ im vollsten Maße eintreten und vermeinte, daß die an derartige Arbeiten niemals gewöhnten Araber nun plötzlich ihre Zelte verlassen würden, um zu Handwerkern und Tagelöhnern zu werden. Wie es zu erwarten stand, und wie es ein jeder, der nur ein wenig mit algierischen Verhältnissen bekannt ist, voraussehen mußte, blieben die Araber in ihren Zelten und verzehrten im blinden Vertrauen auf das Geschick nach und nach den letzten Bissen, den sie finden konnten. Bis zum Monat November 1867 vermochten die Behörden noch einen künstlichen Schein über die unter den Arabern wüthende Plage zu breiten, dann aber

erschien sie, alle Fesseln und Dämme durchbrechend, in graufiger Gestalt vor den Augen der Welt. Der Wüthengel, die Cholera, kam dazu, und nun in einem Zeitraume von sechs Monaten starben 20 Proc. der eingeborenen Bevölkerung. Die officiellen Berichte sprechen nur von 150000 Opfern, der Bischof Lavigerie dagegen in seinem berühmten Briefe von 200000, aber man gehe nur einmal selbst nach Algerien, spreche mit den Anstehlern oder den Arabern, und man wird inne werden, daß 300000 elendiglich Verhungerte eine nicht zu hoch gegriffene Zahl ist.

Die menschlichen Hekatomben, die der eigensinnigen und engherzigen Säbelherrschaft geopfert wurden, sind eine furchtbare Anklage gegen dieselbe. Man hätte nun glauben sollen, daß angefaßt dieser Calamität die Militärgewalt etwas nachgiebiger geworden wäre; doch dem war nicht so. Erzbischof Lavigerie von Algier, ein ebenso mutziger wie wahrhaft christlicher Priester, unternahm es, die Tausende von verhungerten Waisen, diese Opfer der Militärverwaltung, die sich auf den Heerstraßen, in den Dörfern und in den Städten der Europäer mit den Hunden um einen Knochen oder ein Stück Nas stritten, in großen Waisenhäusern zu sammeln, dort zu kleiden und zu erziehen. Keine Mühe, kein Opfer scheute der Erzbischof, um das gräßliche Elend, soweit es in menschlichen Kräften stand, ein wenig zu lindern. Doch er hatte seine Rechnung ohne die väterlichen Militärbehörden gemacht. Das Gewissen der Herren Generale, besonders des Marschalls Mac-Mahon, erwachte und heunruhigte sich bei dem Gedanken, daß die Barmherzigen Schwestern, die dem Erzbischofe als treue und muttige Helferinnen in seinem Liebeswerke zur Seite standen, aus den verhungerten Araberkindern Christen machen möchten. Da nun der Hungertod durch kein Gesetz verboten war, wohl aber Befehrungsversuche unter den Arabern, so drohte der Generalgouverneur die neuerrichteten Waisenhäuser schließen zu wollen. Doch er war diesmal an den unrechten Mann gekommen; der Erzbischof nahm den ihm hingeworfenen Fehdehandschuh auf und begann einen heftigen literarischen Feldzug gegen die Bureaux arabes. Während der Marschall trotz der formellsten Gegenerklärungen den Prälaten anklagte, dem Gewissen der Araberkinder Gewalt anthun zu wollen, bewies der Erzbischof, daß die Säbelherrschaft die Araber systematisch von den Colonisten und jeder Idee der Civilisation absondere, die Barbarei und den Fanatismus bei dem verkommenen Volke unterhalte und es so der Entvölkerung durch die Steuern und die Willkür entgegen treibe. Der Conflict nahm zuletzt eine derartige Ausdehnung an, daß kein anderes Mittel übrigblieb, als sich direct an den Kaiser zu wenden. Erzbischof Lavigerie ging nach Paris und stellte dem Herrscher persönlich die ganze Angelegenheit vor, und dieser entschied diesmal gegen die Militärgewalt. Die nun folgenden zwei letzten Jahre, 1868 und 1869, des kaiserlichen Regiments zeichneten sich gleichfalls durch Mißwachs und Sterblichkeit aus, die diesmal auch besonders hart die Colonisten trafen und über hundert Personen der Provinz Dran dahin brachten, nach Brasilien auszuwandern.

Ich komme hier nicht weiter auf die schon besprochenen Umwälzungen in der Colonie, welche der Sturz des Kaiserreichs nach sich zog, zurück, sondern wende mich direct den Maßnahmen der neuen, unter Thiers gegründeten Staatsgewalt zu. Nachdem die Ruhe in Algerien einigermaßen wiederhergestellt war und man sich sagen durfte, Herr des Aufstandes geworden zu sein, suchte die Nationalversammlung zu Versailles die Colonie als Anlockungsmittel für Elsäßer und Lothringer zu benutzen, die abgeneigt wären, sich der Annexion der beiden Provinzen durch Deutschland zu fügen. Sie erließ deshalb ein am 1. Sept. 1871 promulgirtes, aus zehn Paragraphen bestehendes Gesetz\*), das

\*) Der Text des in Frage stehenden Gesetzes lautet in getreuer Uebersetzung: „Die Nationalversammlung hat angenommen: Art. 1. Zu Belfort und Nancy haben sich Commissionen gebil-

den Auswanderungslustigen goldene Berge versprochen, im großen und ganzen aber war dies nichts als eine unwürdige Fabel. Denn nach dem, was die Colonisten in den letzten Jahren in Algerien, ganz unabhängig von den Aufständen der Eingeborenen, gelitten, angesichts des geringen Fortschrittes des Ackerbaues und der gewaltigen Schwierigkeiten, die sich einer jeden Ansiedelung durch Europäer entgegenstellen, hätte sich die Versammlung sagen müssen, daß es eine Grausamkeit, wenn nicht ein an brasilianische Verhältnisse erinnernder Betrug war, ehemalige Landsleute aus einem gesegneten Lande in ein solches zu locken, wo unter den obwaltenden Umständen vollständiger Untergang nur zu gewiß ist. Art. 3 und 4 des Gesetzes, wo der Staat den Auswanderern Acker und Weidegründe mit allem Zubehör verspricht, ist ein geradezu lügenhafter, denn die Regierung kann im Fall eines größern Zustusses von Einwanderern gar nicht über die nöthigen „guten“, anbauungsfähigen Ländereien verfügen und andertheils, wenn sich die Einwanderung nur auf einzelne Individuen oder Familien beschränkt, die an bis jetzt unbewohnten, von Commissionen (!) zu wählenden Orten angesiedelt werden sollen, so müssen diese in der Wildniß unter den von den Autoritäten so edelmüthig geliehenen „Campagnezelten“ elend untergehen. Ich halte es für meine Pflicht, an dieser Stelle alle diejenigen, die nach Algerien auswandern wollen, darauf aufmerksam zu machen, daß begüterte Auswanderer, trotz aller

bet zu dem Zwecke, die Gesuche der Einwohner von Elsaß und Lothringen entgegenzunehmen, welche, da sie die französische Nationalität bewahren wollen, gemäß dem Art. 1 des Gesetzes vom 2. Juni 1871 die Verpflichtung übernehmen, sich nach Algerien zu begeben, um dort die Ländereien zu bebauen und nutzbar zu machen, welche ihnen der Staat umsonst übergibt.

„Diese Commissionen werden beauftragt sein, die Moralität der Emigranten und ihre Fähigkeit, Ackerbaucolonien zu gründen, zu untersuchen, sich zu vergewissern, daß jede Familie über pecuniäre Hilfsquellen von mindestens 5000 Frs. verfügt, und endlich die Familien, welche diese verschiedenen Bedingungen vereinigen, an die Einschiffungshäfen zu dirigiren.

„Art. 2. Der Staat wird Sorge tragen für den überseeischen Transport der Einwanderer zwischen den Häfen von Frankreich und denjenigen von Algier, welche den zu begründenden Colonien am nächsten liegen.

„Art. 3. In jedem der drei algierischen Departements werden durch die Generalräthe Commissionen gebildet werden zum Zwecke, die Einwanderer bei ihrer Auschiffung zu empfangen, sie nach den ihnen zugefallenen Losen zu dirigiren und ihnen alle erforderlichen guten Dienste zu leisten.

„Art. 4. Abgesehen von den individuellen Losen wird jede Colonie ein gemeinschaftliches Terrain erhalten, in Wald, wenn solcher vorhanden ist, und in abwechselnd zu bebauendem Felde, deren Ausdehnung der muthmaßlichen Ziffer der Bevölkerung entsprechen soll.

„Art. 5. Jedes Haupt der Familie wird durch die Fürsorge der Verwaltung gleich nach seiner Ankunft in den Besitz seines Land- oder Stadthofes, mit Titel und Plan, gesetzt werden. Die Auswahl der Lose findet nach der Reihenfolge der Ankunft statt; soviel als möglich soll ihre Ausdehnung im Verhältniß stehen zur Zahl der Familienglieder und zu den Mitteln, über welche sie verfügen.

„Art. 6. Jeder Mittelpunkt der Bevölkerung wird auf Staatskosten versehen 1) mit Wasserbedarf, 2) einer Mairie, 3) einer Schule, 4) einem Gebäude für den Cultus mit den nöthigen Nebengebäuden, 5) mit den nöthwendigen Communicationswegen zur Verbindung mit der Hauptverkehrsader des Landes und den benachbarten Colonien.

„Art. 7. Die Einwanderer werden allen andern Arbeitern vorgezogen bei denjenigen Arbeiten, welche der vorhergehende Artikel der Sorge des Staates anvertraut.

„Art. 8. Bis zur Erbauung von Wohnhäusern wird der Staat sorgen, daß die Einwanderer alles für Feldlager Nöthige erhalten, wie die Truppen im Felde.

„Art. 9. Jede Colonie constituirte sich als Commune in voller Wirksamkeit, sobald zwei Drittel der Einwohner angekommen sind, die sie bilden sollen.

„Art. 10. Für die verschiedenen Ausgaben, die das Gesetz nöthig macht, wird man Sorge tragen mittels offenen Credits im Budget von Algerien, Kapitel: Colonisation.“

Diese Kosten durften aber die armselige Summe von 400000 Frs. nicht übersteigen, da diese den ganzen besagten im algierischen Budget eröffneten Credit ausmachen.

von der frühern Regierung erlassenen Gesetze und Decrete über das Eigenthum der Araber, weder Arsch- noch Melkländereien von den Eingeborenen zu Kauf bekommen können. Erstere sind nicht übertragbar und letztere nur theoretisch verkäuflich, in der Praxis aber gar nicht. Die Melk sind Länder, welche die Beis oder Paschas in frühern Zeiten an gewisse Familien als Donationen verliehen. Im Anfange sicherlich waren die Melk leicht verkäuflich, weil sie nur Einen Besitzer hatten, und weil die Rechte desselben auf einem Besitztitel beruhten. Heute aber nach mehrern Generationen gehören sie einer Unzahl von Personen, da das durch die französische Regierung aufrecht erhaltene mohammedanische Gesetz die Untheilbarkeit gebietet. Das Uebel dieses Gesetzes wird noch durch die Sitten der Eingeborenen, durch die Unredlichkeit der Verkäufer, durch die Verdorbenheit der arabischen Magistratspersonen verschlimmert. Die Europäer, die nur ein wenig von den arabischen Verhältnissen verstehen, hütten sich, Melkländereien anzukaufen, da ihnen ein solcher Ankauf niemals gesichert werden kann und zwar, weil sie die Besitzberechtigten, die oft gar nicht in demselben Stamme wohnen, nicht kennen und nicht wissen, ob sie dieselben, nachdem der Kaufpreis bezahlt, auch alle abgefunden haben. In der Praxis ist man längst von derartigen abenteuerlichen Transactionen zurückgekommen. Marschall Mac-Mahon erkennt in seinem Rapport vom 23. April 1868 selbst an, daß es fast unmöglich sei, Melkländereien zu erwerben; will man aber noch einen schlagendern Beweis für das hier Behauptete, so schlage man nur die officiellen Tabellen der Länderverkäufe von 1863—68 nach und man wird finden, daß in „fünf Jahren“ in allen drei Provinzen nur 7617 Hektaren Melk veräußert wurden.

Was die Ländereien anbetrifft, über welche die Regierung zu verfügen hat, also die algerischen Domänen, von denen im Gesetz vom 1. Sept. zu Gunsten der Auswanderer aus den verlorenen Provinzen die Rede ist, so sind dieselben verschwindend wenig, oder vielmehr existiren gar nicht. Auf einem Areal von 60 Mill., sage 60 Mill. Hektaren, kann nur ein Staats eigenthum von 177000 Hektaren nachgewiesen werden, die über die drei Provinzen zerstreut liegen. Von diesen 177000 Hektaren hat sich bereits, wie schon angeführt, die Algerische Compagnie an 83000 Hektaren, und zwar die besten und möglicherweise die culturfähigen ausgesucht; es bleiben 94000 Hektaren, über welche die Regierung verfügen kann. Wer die algerischen Verhältnisse kennt, ein Areal von 60 Mill. Hektaren ins Auge faßt, auf dem die 94000 in Frage kommenden auf- und ausgesucht werden müssen, wer bedenkt, daß die Waldungen, von denen das neue Gesetz in Art. 10 so pomphaft spricht, wenn sie nicht niedergebrannt sind, sich seit Jahren im Privatbesitz befinden, wer ferner bedenkt, daß der Antommende unter einem „Zelte“, allen Unbilden der Araber ausgesetzt, auf die Anlage von Brunnen und Bewässerungsanlagen und Fahrwegen warten soll, der wird erkennen, daß Jammer, Elend und Verderben das Los derjenigen ist, die sich durch die Versprechungen der französischen Regierung als „Colonisten“ nach Algerien locken lassen. Was bei dem am 1. Sept. erlassenen Gesetz, das in dem Glauben verfaßt zu sein scheint, als ob mindestens eine Million Elsässer und Lothringer in die Wüsteneien Algeriens strömen würden, da es nur die Anlagen von „Communen“ ins Auge faßt, auffallend ist, ja ans Lächerliche streift, das ist die Forderung von 5000 Frs., nach alter hergebrachter Weise, von jedem Einwanderer, dem dabei nicht einmal die Wahl seines Wohnorts überlassen bleibt. Anstatt jeden, welcher den Elsaß und Lothringen verläßt, sich seinen Ansiedelungsort selbst wählen zu lassen und ihm dann von Staats wegen beim Ankauf von Ländereien hypothekarische Vorrechte zu niederm Zins zu machen, wählt der Staat in echt socialistisch-väterlicher Weise selbst und überläßt die Einwanderer den Händen von Agenten, deren Einsicht, Eifer und Redlichkeit er nicht überwachen kann. Ueber alles Mögliche trifft das neue Gesetz Bestimmungen, nur darüber nicht, was mit den Aermsten geschehen soll, die an

einem einsamen, verlassenem Orte, unter Zelten bei Biscuit und Suppe, die Kost der Soldaten, vergeblich zur Formirung einer Commune — denn ehe die Commune gebildet ist, gibt es kein Wasser — auf neue Ansiedler warten? Sind diese Betrogenen, Leichtgläubigen etwa auch dazu verdammt, wie die 300000 Araber Hungers zu sterben? Es ist Zeit, daß der Täuschung und der Lüge ein Ende werde!

Ich wende mich jetzt speciell der algierischen Sahara zu, über die ich meinem Reisebericht einige Bemerkungen vorausschicken will, da es der Raum nicht gestattet, später noch einmal, wo ich hauptsächlich von meinen Touren im Tell sprechen werde, auf dieselbe zurückzukommen.

Die Römer, diese alten Beherrscher des nördlichen Afrika, kannten, was die Wüste anbetrifft, nur das Land der Getulier, was der gegenwärtigen algierischen Colonie entspricht, und das Land Garamaten, das im Süden der Sahara von Tripolis liegt. Diese ungeheuern Sandflächen, von Däsen unterbrochen, sind das wahre Abbild des poetischen Vergleichs Strabo's; sie sind in der That gleich dem fahlen, gefleckten Fell des Panthers.\*) Ich glaube indessen, daß man sich ein deutlicheres Bild von dem südlichen Theil Algeriens macht, wenn ich ihn mit einem Archipel vergleiche, in welchem die Däsen die Inseln bilden, einem Archipel, der den Uebergang zwischen dem Atlantischen Continent und dem Ocean der Großen Wüste bildet. Ich theile durchaus nicht die Meinung des gelehrten Hrn. Escher von der Linth und anderer Naturforscher, welche glauben, daß die Sahara das ausgetrocknete Bassin eines Binnenmeeres sei. Es ist wahrscheinlich infolge des Sandes und der Salze, die man dort findet, und einiger Seepflanzen (salsola, atriplicées), daß man sich zu einer solchen Annahme berechtigt geglaubt hat; doch man hat niemals in der Sahara Fossilien oder Ueberreste von Seethieren gefunden.\*\*\*) Nur in der ungeheuern Ausdehnung des Horizonts liegt eine Aehnlichkeit zwischen der Wüste und dem Meere; dieser unbegrenzte Horizont ermüdet und trübt den Blick durch seine Gleichförmigkeit.\*\*\*)

Die Vegetation, fast Null in diesen Sandflächen, bietet von Zeit zu Zeit das Drin dar, das eine große Hülfquelle für die Fütterung und Erhaltung der Pferde ist. Es ist dies ein ausdauerndes, hartes Gras, das Desfontaine in seiner „Atlantischen Flora“ *Stippa barbata* nennt. Seine Stengel sind ungefähr 30 Centimeter hoch und laufen in eine dichte Dolbe zusammen. Ferner trifft man in der Sahara hin und wieder wilden, verkrüppelten Ginster, einige Sträucher Beifuß (*Artemisia judaica*), dessen Grün dunkel und leblos ist, dann eine Art von wohlriechendem Thymian (*Thymus sarpillum*),

\*) Ἐστὶ δίδοπερ οἷ το ἄλλοι δηλοῦσι, καὶ δὴ καὶ Γναῖος Πελοῦν ἠγεμῶν γενόμενος τῆς χώρας διηγείτο ἡμῖν, εὐκείναια παραδελῆ. (Ετραβωνος Γεωγραφικά, Βιβλ. Β. Κεφ. Ε.)

\*\*) Pomponius Mela sagt zwar in seiner „Geographie von Afrika“, daß man in der Wüste Ueberreste von Austern, Fischgräten finde; andererseits spricht er von Anfern, die man in Höhlen der Sandsteinfelsen gefunden habe, was allerdings ein sicherer Beweis für eine Schifffahrt auf diesem Binnenmeere wäre; man kann jedoch auf diese imaginären Angaben nicht bauen. Es finden sich in den Gegenden der atlantischen Grenze der Sahara fossillische Ueberreste von Muscheln, wie auf allen andern Punkten der Erde, die primitiv mit Wasser bedeckt waren; die großen geologischen Phänomene jedoch gingen der Schöpfung der Menschen voraus, da man bis jetzt noch keine menschlichen Fossilien gefunden hat.

\*\*\*) Ich mache bei dieser Gelegenheit auf das kleine, meiner Ansicht entgegenstehende gelehrte Werkchen des Professors Desor aufmerksam: „Aus Sahara und Atlas“ (Wiesbaden 1865); vgl. auch „Blätter für literarische Unterhaltung“, Jahrg. 1866, Nr. 33. Es liegt mir durchaus fern, in eine Polemik mit dem Begleiter des Hrn. Escher eintreten zu wollen, da mir dazu die nöthigen Kenntnisse fehlen; nur ganz bescheiden wollte ich meine Ansicht über diese wichtige Frage aussprechen.

der von den Gazellen sehr gesucht wird. Nur in der Nähe der Oasen, wahrhafter kleiner, im unermesslichen Sandmeere verlorener Inseln, findet man Vegetation; nur unter dem Schatten der Palmen (*Phoenix dactylifera*) wachsen und reifen in diesen sengendheißen Gegenden gewisse Pflanzen und Kräuter. In diesen Gärten, in denen sich Wasserrinnen (*seguias*) zum Bewässern des sandigen Bodens befinden, werden Gerste, Weizen, Rüben, Zwiebeln und Kohlarten angebaut, dort grünen Mandel-, Granat-, Feigen- und dann die herrlichsten Rosenbäume, die man sich nur denken kann. Die Winde wehen dort während der Nachtgleichen und furchtbare Stürme toben häufig während dieser Zeit. Selten nur regnet es; während zweier Monate, die ich in diesem Lande zubachte, fiel nur zweimal ein heftiger Regen. Der Westwind ist der herrschende; wenn er mit Heftigkeit weht, dann treibt er Sandwirbel, besser gesagt, Sandwolken in die Lüfte, die das Tageslicht verdunkeln.

Dieses Sandtreiben steht zuweilen vor der Oase still, gleichsam wie vor einer unübersteiglichen Barriere, zuweilen aber thürmt es den Sand vor derselben auf und begräbt sie unter seiner grauen, für ewige Zeiten leblosen Decke. Es geschah dies in dem *Uad-el-atefch* (Land des Durstes) mit der Oase von *Djiona*; die von *Sibi-Masched*, in dem District von *Uad-M'rir*, wird einem gleichen Schicksal in nicht gar langer Zeit erliegen. Während der Tageszeit ist die Temperatur sehr warm, dagegen in der Nacht heftig kalt; das Thermometer zeigt beständig 25—30° R. im Schatten und nur 5—10° in der Nacht. Während meines Aufenthalts zu Tuggurt fand ich eines Morgens sogar eine schwache Eisdecke in meiner Trinkflasche; das Thermometer zeigte nur 2°. Die Atmosphäre ist im ganzen *Uad-M'rir* mit großer Feuchtigkeit geladen, die man constatiren kann, ohne nöthig zu haben das Hygrometer zur Hand zu nehmen; während der Nächte sammelte sich auf den Zelten der dort campirenden Soldaten ein so starker Thau, daß man ihn recht wohl für Regen hätte nehmen können. Im Winter fängt die Hitze erst um 9 Uhr morgens an und endigt um 3 Uhr; der Tag ist in der Sahara länger als im Tell; die Dämmerung ist kurz. Obgleich die Wüste eine unermessliche Fläche ist, so muß man doch nicht glauben, daß sie eben sei; sie ist im Gegentheil von wellenförmigen Hügelketten durchzogen, die hohen Wogen gleichen, aufgehalten in dem Augenblick ihres Zerfließens; es sind Dünen, die sich bald abdachen, bald wieder aufsteigen, und die bewirken, daß man, sobald man sich in den Zwischenräumen befindet, die sie trennen, alle Fernsicht verliert. In diesen Dünen, auf denen der Sand mahlt\*), bietet der Boden gar keinen Widerstand dar gegen die Hufe der Pferde, die bis an die Knie einsinken. Wenn die Sonne ihre sengenden Strahlen auf diese gleichförmige, gelbe Fläche niedersendet, so möchte man fast sagen, daß man im Schnee wate, dessen Lichteffect die Augen blendet. Es ist daher gut, sich mit einer blauen Conservationsbrille zu versehen, die den doppelten Vortheil darbietet, daß sie den grellen Lichtschein schwächt und das Auge gegen den vom Winde aufgewehten Staub schützt.

Obgleich die Sahara geologischer Betrachtung schwer, fast gar nicht zugänglich ist, so will ich doch, was ich gefunden habe, hier mittheilen:

Gipsplateaux mit Erde untermischt in horizontalen Lagen, kleine Hügel bedeckt mit gipsartigem Gestein, von fester, compacter Structur, Krystallplättchen von glasartigem Gips, Mergel, Thonerde, und vor allem feiner Sand, der, nach der Analyse des *Hrn. Dubocq*, Ingenieur-en-Chef der Minen von Konstantine, folgendermaßen zusammengesetzt ist:

\*) Der Sand mahlt, wird von den Fuhrleuten gesagt von einem Wege, wo der Sand dem Rade oder den Hufen der Pferde gar keinen Widerstand bietet und wie Mehl wieder von denselben fällt.

|                                  |                  |
|----------------------------------|------------------|
| Kieselartiger Sand . . . . .     | 85,72            |
| Mergel                           | } . . . . . 1,78 |
| Phosphorsaurer Kalk              |                  |
| Eisenoxyde . . . . .             | 1,79             |
| Schwefelsaurer Kalk . . . . .    | 3,76             |
| Schwefelsaures Salz . . . . .    | 1,46             |
| Chlorfalz . . . . .              | 2,11             |
| Chlormagnesia . . . . .          | 0,23             |
| Wasser, organische Bestandtheile | 3,25             |

---

100,00.

Der Boden der Sahara ist durch die große Loscheidung der Kiesel von der festen Kalkerde gebildet worden, welche die Erde bedeckt, sobald man den Boden des Atlas verlassen hat. Diese Zersetzung beginnt an der Grenze der algerischen Sahara, die 75 Meter über der Meeresfläche liegt. Von da ab, in südlicher Richtung, fällt das Terrain nach Uad-N'rir hinzu ab, bis an die Dase von N'rir, die 20 Meter unterhalb des Meerespiegels liegt; dann aber steigt es wieder bis nach Tuggurt, das 54 Meter über demselben Niveau ist. Von Tuggurt nach Uargla steigt man fortwährend bergan bis zur südlichen Kette des Atlas; jenseit derselben fängt die Große Wüste an. Diese wahre Grenze der algerischen Sahara im Süden war den Alten unbekannt.

Der mythologische Atlas, den Hesiod, Homer, Virgil, Ovid und Lucian besingen, war nur der nördlichste Theil dieser Bergkette, d. h. der Kleine Atlas. Vielleicht wollten diese Dichter auch nur von den hohen Spitzen der Jurjura (Djurjura) sprechen, schnee- und eisbedeckte Gipfel, die man von weitem sieht, wenn man zur See nach Algier kommt. Indessen Ptolemäus führt in seiner Geographie, die gegen das Ende des 2. Jahrhunderts unserer Aera geschrieben wurde, zwei Atlas an, einen Großen und einen Kleinen. Dies ist leicht erklärlich, da zu jener Zeit dieser gelehrte Geograph Kenntniß von den Expeditionen hatte, welche die Römer im Süden von Tripolis (Africa propria) unternommen hatten.

Die zahlreichen römischen Denkmäler, die Dr. Barth auf seinem Wege nach der Dase von Fezzan fand, die er im Jahre 1850 in Gemeinschaft mit Richardson und Dr. Overweg durchforschte, bekunden, daß die Unterjocher von Cydanus (Ghad oder Ghadames) und von Garama (Germa), im Süden von Fezzan, sehr wohl die Bergkette kannten, die man übersteigen muß, um zur Großen Wüste zu gelangen. Schon im Jahre 19 v. Chr. unterwarf Cornelius Balbus die Völkerschaften auf jener Bergkette, die wir heute den Großen Atlas nennen, indem er die Benennung „Kleiner Atlas“ den algerischen Bergen, wie jene „Hoher Atlas“ dem Atlas von Marokko ließ, der die höchsten Gipfel der ganzen afrikanischen Gebirge enthält. Auffallenderweise haben die Römer, die bis nach Germa vorgedrungen waren, keine Spuren von ihrem Zuge nach Getulien, das mit dem südlichen Algerien oder der algerischen Sahara übereinstimmt, zurückgelassen. Auf diese Weise kommt es, daß, sobald man Biskra, Bu-Saaba, Laghuat im Süden überschritten hat, man keine römischen Denkmäler mehr antrifft. Ich glaube, daß der General Damas sich in seinem Buche über die algerische Sahara irrt, wenn er meint, daß Tuggurt an der Seite des alten Turaphilum des Ptolemäus aufgebaut sei. In dieser Hauptstadt von Uad-N'rir, die ich besucht habe, finden sich keine Spuren römischer Herrschaft; man findet dort nur Medaillen von Konstantin, die auf dem Handelswege, aus den blühenden Städten des südlichen Numidien, wie Lambessa, Tevesta, dort hingekommen sind, Städte, die fast während vier Jahrhunderten von den zahlreichen Cohorten der dritten kaiserlichen Legion besetzt waren.

Der große Atlas, von dem Ptolemäus spricht, ist von dem arabischen Reisenden

El Achi zuerst durchforscht worden\*); er sagt von ihm, daß er jenseit Marga liege, sowie daß dieses Gebirge die Mutter aller Berge sei (el Hammed-el-Kebir), und die höchste, die er je überstiegen. Dr. Barth erwähnt in seinem Bericht über seine Reise nach Sudan, durch die Sahara hindurch, einer Bergkette, die er im Süden von Ghadames, indem er von Tripolis nach Murzuk ging, durchzog; diese Bergkette kann nichts anders sein als die östlichen Ausläufer des Großen Atlas.

Auf diese Weise liegt die algerische Sahara zwischen dem Kleinen Atlas in Norden und dem Großen Atlas in Süden und breitet sich über eine Fläche von ungefähr 200 Meilen aus, indem sie im Osten Tunis und im Westen Marokko zur Grenze hat.

Die Reise des Hrn. Mac-Carthy und des Barons von Kraft nach Timbuktu, von Algier aus über Marga, hat über eine Menge bisher dunkler Punkte in der Geographie der Sahara Aufschluß gegeben, doch würde es hier zu weit führen, darauf näher einzugehen. Die Oasen des mittäglichen Algeriens, welche den Ländern des Uad-M'zab im Osten folgen, sind die von Marga, Lemacin und Tuggurt; sie nehmen ein ungeheures, fast ununterbrochenes Tiefland ein, unter dem ein Wasserbecken liegt, aus welchem die Eingeborenen, vermittels tiefer Brunnen, das Wasser für ihre Bassins heraufholen. Diese drei Oasen tragen den gemeinschaftlichen Namen von Uad-M'rir. Der Berberdialekt, den man dort spricht, wird mit dem Namen Larua bezeichnet, zuweilen auch mit dem von Niria. Die Bewohner der Ortschaften aber werden unter den Gattungsnameh von Nuara, d. i. Männer von M'rir, begriffen.

Die beiden Rassen wie die beiden Sprachen, arabisch wie berberisch, finden sich dort untermischt. Die Araber leben in Stämmen zusammen, die Berber werden für die Eingeborenen des Landes gehalten. Dies ist übrigens leicht zu erkennen; denn die Araber haben schwarzbraune Haut wie die Leute der weißen Rasse, die lange in heißen Regionen gewohnt haben, wogegen die wahren Nuara oder die Ureinwohner fast schwarze Haut wie die Neger haben und selbst einige Züge dieser Rasse. Sie unterscheiden sich jedoch wesentlich von den Negervölkern, und in den Ländern, die sie bewohnen, kommt es niemals vor, daß man sie miteinander verwechselt. Carotte in seinem Werke „Ueber den Ursprung und die Wanderungen der Hauptstämme Algeriens“ sagt, daß er mehrere Nuara vom Berberstamme angetroffen habe, die kaum von Negern zu unterscheiden gewesen wären, und die es dennoch für eine große Beleidigung angesehen haben würden, wenn man sie mit letztern verwechselt hätte. Sie bezeichnen ihre Hautfarbe mit dem Epitheten Rhomri, was braun bedeutet. Die Urbewölkerung von Uad-M'rir bezeichnet den Uebergang der Farbe und der Gesichtszüge zwischen der weißen und der schwarzen Rasse. Es ist durchaus nicht der mehr oder weniger bronzene Teint der weißen Bevölkerungen des Südens, sondern eine Farbe, die ihnen allein eigenthümlich ist, viel mehr in Schwarz als in Weiß überspielend. Dagegen aber haben sie von der Negerrasse weder die abgeplattete Nase, noch die aufgeworfenen Lippen, noch das wollige Haar, obgleich die Gesichtszüge wieder nicht ganz die der weißen Rasse sind. Es ist eine Zwischenrasse, die von den beiden extremen Rassen gleichzeitig etwas an sich hat, die sie einander näher bringt und die sie scheidet.

Wenn man von der algerischen Sahara nach der Großen Wüste zugeht, so finde man die Benennung Berber für alle Völker afrikanischen Ursprungs beibehalten. Die hauptsächlichsten im Süden von Algerien sind die Tibus — nicht Tibbos, wie es in H. Möller's „Geographisch-statistischem Wörterbuch“ heißt — und die Oase von Fezzan, die Tuareks, und die Oase von Tuat. Sehr häufig bezeichnet man das Ibiom, welches die

\*) „Voyage dans le sud de Algérie, par El-Ajachi-Moula-Ahmed, traduit par Adrien Burberger“ (Paris).

Tuareks sprechen, mit dem Namen Targuia; doch alle Eingeborenen dieser Gegend wissen recht wohl, daß dies die Berbersprache ist, und sie nennen sie auch so; die Sprache, die in der Dase von Tuat gesprochen wird, trägt den Namen Zenatia. Die Tibus und die Tuareks stammen von den Leniten ab, von denen ein Theil, die Lemtunas, Afrika und Spanien unter dem Namen Almoraviden eroberten\*) (1087). Ein einziger Umstand genügt, um alle Zweifel über ihre Abstammung zu verschweigen. Es ist dies der eigenthümliche Gebrauch, den sie beibehalten haben, ihr Gesicht mit einer Binde von dunkeln Stoff zu verhüllen, ein Gebrauch, der den Lemtunas und den Almoraviden den Beinamen „verschleierte Männer“ eintrug.\*\*) Die Tibus und die Tuareks haben noch heute diese Sitte, der sie im Mittelalter huldigten. Sie sind, wie sie es ehemals auch waren, die Piloten, oft auch die Piraten der Großen Wüste. Gar häufig plündern sie die Karavananen, doch noch häufiger dienen sie ihnen als Führer. Aller Verkehr zwischen der Dase von Fezzan und dem nigritischen Reiche von Vernon wird durch die Vermittelung der Tibus bewerkstelligt; aller Verkehr zwischen der Dase von Tuat und Timbuktu aber geschieht durch die Tuareks. Diese letztern bewohnten um die Mitte des 11. Jahrhundert eine Dase auf der äußersten Grenze der marokkanischen Sahara. Diese Dase hieß Uad-Targa. Nach und nach breiteten sie sich nach Süden zu aus und heute bedecken die Tibus und Tuareks mit ihren Horden eine ungeheure Länderstrecke, in der sie fast die unumschränkten Herren spielen. Nicht lange mehr wird es dauern, daß ihr Reichthum und ihr Einfluß noch wächst, dann nämlich, wenn der europäische Handel sie heranzieht, um sich die Häfen und die Straßen von Nigritien zu öffnen. Gleich den Kabylen, den muthigen Bergvölkern Algeriens, sind diese Sahara-Stämme Ureinwohner von Afrika, sie sind die Nachkommen der alten Getulier und der Garamaten, nach und nach zurückgedrängt gegen Süden durch die Eroberer des atlantischen Afrikas. Man gibt ihnen den Namen Berber, aus dem man dann Babarei gemacht hat, was nur eine Verdrehung des Wortes Berberei ist, mit dem man die ganze nördliche Region von Afrika, bis zur Großen Wüste hin, bezeichnet.

Die Ureinwohner von Algerien theilen sich in drei autochthone Ablagerungen: Kabylen im Norden, Chuias in der Mitte, Berber im Süden. Die Sprache der Kabylen heißt die Kabaila, die der Chuias die Chauia, die der Berber bald die Larua, bald die Zenatia.

Die primitive Bevölkerung des nördlichen Afrika, sagt Dr. Barth, scheint im ganzen semitischen Ursprungs zu sein; sie ist mit einem mehr oder weniger analogen, fremdartigen Element vermischt, das von den Urstämmen Aegyptens herrührt, zwischen denen sie gewohnt hat. Dies ist der Grund für das Erscheinen so zahlreicher, verschiedener Rassen, welche die Alten mit den Namen Libyer, Mauren, Liby-Phönizier, Getulier u. s. w. bezeichneten. Indessen hat es den Anschein, als ob das Sbiom und der allgemeine Charakter aller dieser Völkerschaften eine gemeinsame Grundlage hätten, und kaum ist es zu bezweifeln, daß der größere Theil dieser Stämme der Rasse angehört, die man mehr oder weniger richtig mit dem Namen Berber bezeichnet.

Die Berber scheinen in ihren primitiven Wohnsitzen geblieben zu sein, bis sie aus denselben von den Arabern verjagt wurden; von den ersten Eroberern des Landes, den Phöniziern (860 v. Chr.), den Römern (146 v. Chr.), den Vandalen (439), den Byzantinern (534), wurden sie wahrscheinlich mit einer gewissen Milde und Sanftheit behandelt. Einige Stämme unter ihnen nahmen selbst den christlichen Glauben an, während andere beim Judenthum blieben. Als aber die Araber sich der Herrschaft über das

\*) Vom arabischen Worte el-merabtim, die mit Gott Verblindeten.

\*\*) El-Kairouani; vgl. „Histoire de l'Afrique, traduit par Pellissier“ (1847).

nördliche Afrika bemächtigten, da mußten sich die Berber vor ihren mohammedanischen Besiegern zurückziehen, die einen in die hohen Thäler des Atlas (Kabylen), die andern in die heißen Gegenden, im Süden der Wohnstzge, die sie bislang innegehabt hatten (Wüstenbewohner).\*)

Von den Arabern, einem kriegerischen Nomadenvolke, das nur unter Zelten lebt, nahmen die Besiegten nur die Religion an und bewahrten ihre Sprache und ihre sesshaften Gewohnheiten, denen gemäß sie sich auf dem Boden, den sie bebauen, fest niederlassen und sich in feste Städte einschließen, die sie auf den Gipfeln der Berge oder in den Dasen gründen. Bergbewohner, oder Bewohner der Ebene, alle Berber sind entweder industriell oder Ackerbauer. In den Bergen des Atlas ist es die Olive, der Feigenbaum und der Weinstock, die den Reichtum der Kabylen bilden; in den Dasen der Sahara ist die Dattel die einzige Ernte des Landes. Die Industrie der Kabylen besteht in der Fabrication von Waffen und Geld und sehr häufig in Falschmünzerei; der Bewohner der Sahara aber webt aus den feinen Wollen des Djérid Teppiche und Burnusse.

Nachdem im Jahre 960 die arabische Besitzergreifung des Landes ausgeführt war, mußten die Herren des Tell nothwendigerweise mit den Berbern in Handelsbeziehungen treten, die ihnen, im Austausch für Weizen und Gerste, unumgänglich nothwendig zu ihrer Ernährung, von den Bergen Früchte, Del, Eisen, aus der Ebene Datteln und Wollstoffe für ihre Kleider brachten; daher gewissermaßen eine gezwungene Annäherung zwischen dem Araber und dem Berber, vor allem zwischen dem Araber und dem Bewohner des Südens. Der Kabyle konnte leichter mit den Erzeugnissen der Berge leben, auf dessen Abhängen und Ausläufern er Weizen und Gerste baut, während er frei und unabhängig in seinen Städten lebt, die wie Adlernester auf den Felsengipfeln oder verstreut in den Schluchten des Atlas liegen. Mit dem Bewohner des Südens steht es nicht so, dieser ist gezwungen in das Getreideland zu kommen, um sich dort zu verproviantiren. Der General Damas beschreibt die Sitten und Gewohnheiten der Wüstenbewohner (Sahariens) folgendermaßen: „Jede große Dase hat ihre Hauptstadt, um die strahlenförmig die Ksurs (Dörfer) liegen, die unter ihre Botmäßigkeit gehören und dazwischen die Zelte ihrer Bundesgenossen, deren Bewohner im Frühjahr herumschweifen, um ihre Heerden zu weiden, im Sommer aber auswandern, um Getreide aus dem Tell

\*) Henri Duveyrier in seinem Werke über die Sahara gibt folgende wichtige Erklärung über die Abstammung der Tuareks oder Berber: „Welchem Urvolke, welcher Ursprache muß man die Tuareks und den Dialekt, den sie sprechen, zuschreiben? Die Aussage der Tuareks über diese verschiedenen Fragen hat den Vortheil, übereinstimmend zu sein: «Wir sind Smohag, sagen die Adjer; Smoscharh, sagen die Ahagger und die Auelimiden; Smajirhen sagen die Tuareks von Tir. Die Sprache, welche wir sprechen, heißt Lemahag oder Lemasheq, je nach den Dialekten. Die Araber haben unsern Stämmen den Namen Tuarek, und unserer Sprache den von Targuia gegeben, vom arabischen Particip Tarek, im Plural Tuârek, was die Verlassenen (von Gott) bedeutet, da wir uns lange weigerten, die Religion anzunehmen, welche die Araber zu uns brachten; nachdem unsere Väter dieselbe angenommen hatten, haben sie den neuen Glauben oft verneint. Aber dieser Name, der an eine Situation erinnert, deren Name heute belebend für uns ist, war niemals der unserer Rasse. Die fünf Worte Smohag, Smoscharh, Smajirhen, Lemahag, Lemasheq, welches die Namen unserer Rasse und unserer Sprache sind, stammen alle von derselben Wurzel ab, die bedeutet: er ist frei, er ist ungebunden, er ist unabhängig, er plündert.»“

Herodot nannte das nördliche Afrika Libyen und Libyer die Völker, welche es bewohneten, aber er unterschied unter ihnen Ansässige und Nomaden, Ackerbauer und Hirten. Zwei Namen von Eingeborenen stimmen mit dieser Unterscheidung überein: Mazhes und Aufes. Unter der Feder griechischer und lateinischer Schriftsteller verwandelte sich der Name in den von Maziques, was mit dem von Mazigh, Amazigh, Smohagh, Smoscharh, Smajirhen identisch ist: gerade so wie sich die Berber selbst nennen.

herbeizuschaffen und allemal im November zurückkehren, um dasselbe einzuheimsen, um Datteln zu pflücken und sich damit für den Winter zu verproviantiren, den sie im Schoße ihrer Familie unter ihrem Dache von Kamelhaaren zubringen."

Eine Bemerkung stößt uns sofort auf: wie kommt es doch, daß wir in der Sahara so viele sesshafte Bevölkerungen finden? warum wohnt der größte Theil der Menschen in Städten? warum führen sie nicht alle ein Nomadenleben? Ein doppeltes Motiv hat meiner Ansicht nach dazu beizuge tragen, diese Ordnung der Dinge herbeizuführen. Zuvörderst ist es die beständige Sorgfalt, die man dem Palmenbaum widmen muß, welche die Völker um den Baum zusammenscharte, der sie ernährt. Es ist bemerkenswerth, daß dieselben durchaus nicht der arabischen Rasse angehören; ihre Väter lebten einstmal auf dem Boden, in den Städten und den Dörfern des Tell; verjagt durch die wiederholten Invasionen, zurückgedrängt in das Innere, haben sie ihren Instinct zur Sesshaftigkeit mit sich genommen, haben sie sich dort angesiedelt, wo wir heute ihre Kinder wiederfinden, und zwar da nur, wo ihnen zu leben möglich war. Nach diesen ersten Besitzern sind dann die Araber gekommen (zurückgedrängt durch die Türken und die französische Eroberung); auch sie nahmen in die Ferne, wie alle Hirtenvölker, ihren auffallend vagabundhaften Instinct mit, dem sich auf wunderbare Weise die Gestaltung des Bodens anpaßte, den sie für ihr neues Vaterland ausersehen. Sesshaftes Leben und selbst Ackerbau verachtend, bedurften sie zu ihrer Unabhängigkeit eines Raums ohne Grenzen. Was war für sie eine enge Dase, auf der ihre Heerden nicht Raum hatten, oder auf der sie, um leben zu können, zur Gartenarbeit herabsteigen mußten? Einige unter ihnen, aus der Umgebung von Biskra, antworteten dem Herzog von Numale: „Unsere Väter haben niemals die Erde berührt, wir machen es wie sie.“ So kommt es denn, daß sie nicht allein ihre sesshaften Nachbarn, sondern auch ihre entarteten Brüder des Tell verachten. Ein Araber der Zelte glaubt sich herabzuwürdigen, wenn er seine Tochter dem reichsten Bewohner der Ksurs zur Frau gibt. Jedoch gezwungen, nebeneinander zu leben, und zwar ein Leben, das sich durch Association vervollständigt, war es die Folge ihrer steten Beziehungen zueinander, daß die einen wie die andern Besitzer auf demselben eingeschlossenen Raum wurden. Doch der Nomade, der ein Besitzthum hat, bebaut dasselbe nicht, er ist nur der Herr; der Stadt- oder Dorfbewohner ist sein Farmer; dieser dagegen, Eigenthümer von Heerden geworden, vertraut dieselben den Hirten der Stämme zur Hutung an; während der Nomade sie auf die Weide führt, wacht der Hausbewohner über das Getreide in den Magazinen oder er cultivirt die Dattelpalme. Zwischen ihnen besteht im übrigen eine doppelte Solidarität der Interessen; denn die Datteln genügen allein nicht zur allgemeinen Nahrung; nicht etwa, daß man nicht genug davon erntet, sondern weil dieselben, ohne andere Speisenbeimischung genossen, zuletzt schädlich werden. Es fehlen also, wie wir schon bemerkt haben, die Cerealien nothwendigerweise den Bewohnern der Sahara: daher denn auch ihre gezwungene Reise in das Tell, um dieselben von dort herbeizuholen. Diese periodischen Verproviantirungen werden alljährlich zur Erntezeit unternommen. Die Araberstämme, die um die Städte lagern, verlassen ihre Lagerplätze, um gegen Norden zu ziehen, wo ihre Heerden, die in Gemeinschaft mit der alles versengenden Sonne die Kräuter des Südens verzehrt haben, neue Weide finden, und dann, nach Zahlung eines Tributs (agma), begeben sie sich auf die Märkte des Tell, um dort die Producte ihres Bodens und ihrer Industrie gegen Korn umzutauschen: Datteln, Birnüsse, Straußfedern und von Sudan gekommene Gegenstände bilden die Tauschartikel. Die Nomaden indessen führen diese Wanderungen nicht allein aus; die Kaufleute der Städte stellen sich unter ihren Schutz und begleiten sie. Während ihre Brüder aus den Zelten ihre Einkäufe besorgen, begeben sie sich in die Küststädte, um sich mit in Europa gefertigten Waaren zu versehen, und dann kehren sie zusammen in ihre Dase, ihre Städte,

ihre Kfurs zurück, wo das gekaufte Getreide in Magazine gelegt wird, von wo aus die angekauften Gegenstände, sei es im Detail, sei es durch Karavanan, über die ganze Sahara bis nach Sudan hin vertrieben werden.

Das Tell ist die Kornkammer der Sahara, deren Bewohner an dasselbe durch den Hunger geteilt sind; sie wissen das sehr wohl, sie haben es so wohl verstanden, daß sie sich freimüthig darüber durch die zum Sprichwort gewordene Phrase äußern: „Wir können weder Muselmanen, noch Christen, noch Juden werden; wir sind gezwungenermaßen nur die Freunde unsers Magens.“

Ich will diese Skizze der Sitten und Gebräuche des Wüstenbewohners vervollständigen, indem ich sein Porträt nach persönlichen Eindrücken entwerfe. Der Berber der Dase ähnelt sehr dem Kabylen sowol durch seinen Wuchs, der von mittlerer Höhe ist, als auch durch die Magerkeit und Geschmeidigkeit seines Körpers. Sein Kopf ist runder als der des Arabers, doch findet man selten bei ihm die schöne gebogene Nase, die den letztern charakterisirt. Seine Physiognomie hat etwas Wildes, Hartes, Graufames an sich. Dieser Gesichtsausdruck begegnet uns vor allem bei dem Bergbewohner, dessen Hautfarbe nicht ganz so braun ist wie die des Wüstenbewohners.

Ich habe es mehrfach constatirt, daß sich unter den Bewohnern der Großen Kabylien sowol als unter den Kabylen des Aures (große Bergkette im Süden von Batna in der Provinz Konstantine) viel blonde, ja selbst femmelblonde Individuen mit blauen Augen befinden. Muß man vielleicht die Ursache dieser Erscheinung in der Vermischung der Berber des Atlas mit den Vandalen suchen, oder kommt es von dem Einfluß der Sonne und des südlichen Klimas, daß die Haut des Wüstenbewohners braun und seine Haare schwarz geworden sind? Die eine wie die andere Erklärung ist gegeben worden. Doch man muß an den absoluten Einfluß des Klimas nicht allein glauben, um diesen Wechsel der Hautfarbe und der Behaarung bei den Menschen zu erklären. Ich gestehe ganz offen, daß ich ungeachtet der Lektüre der vorzüglichen Werke von hervorragenden Schriftstellern und der fast überzeugenden Artikel des Hrn. de Quatrefages in der „Revue des deux Mondes“ über die Einheit des Menschengeschlechts, im Lager der Polygenisten geblieben bin.

Gerade während meines Ausfluges in die algerische Sahara wurde ich lebhaft berührt durch den Unterschied, der zwischen einem Neger und einem Wüstenbewohner reinen Blutes stattfindet. Der Berber des Südens ist brauner als der Araber, doch er bewahrt gleich ihm den orthognathen Typus, während dem Aethiopier der unauslöschliche Stempel der prognathischen Schädelform aufgedrückt ist. Die Haare des Saharabewohners sind glatt (*leiotric*, nach Dory Saint-Vincent), die der Negerrasse aber kraus (*ulotric*). Wenn mir nur die Berber der algerischen Sahara unter die Augen gekommen wären, so hätte ich vielleicht glauben können, daß der Einfluß des Klimas bei ihnen nicht deutlich genug markirt sei, um sie der äthiopischen Rasse zu nähern; doch ich habe zu Tuggurt Tuareks gesehen, Bewohner der Grenzen der Großen Wüste, die von Timbuktou kamen; diese Tuareks waren bronzefarben, welche Farbe aber ins Weiße hinüberspielte wie bei den Bewohnern der algerischen Sahara, mit denen sie einen gemeinsamen Ursprung haben (*Getulier* und *Saramaten*). „Ihre Frauen“, sagt der General Daumas, „gehen mit unbedecktem Gesicht einher; sie sind sehr schön und sehr weiß; weiß wie eine Christin; einige unter ihnen haben blaue Augen.“ Es ist schwer, in dieser Rasse eine Uebergangsstufe zwischen der semitischen und der äthiopischen Rasse zu sehen, wie es die Monogenisten wollen. Man muß diese Bevölkerung mit halb-schwarzem Blut, diese Quadronen, die man in den Dafen findet, der häufigen Kreuzung der Wüstenbewohner mit den Negern zuschreiben, die von Sudan in die Länder von Belad-el-Djérid kommen. Der

reine Typus des kaukasischen Geschlechts, von dem der Berber sowol wie der Araber die semitische Rasse in Afrika repräsentiren, hat sich ohne Veränderung beinahe bis auf die Hautfarbe unter der Hitze des Aequators erhalten.

Doch mehrere Jahrtausende sind verflossen, seit in Afrika die Einwanderung der verschiedenen Völkerschaften sich vollzog, die aus dem Innern Asiens herabstiegen, diejenigen, die unter dem Namen der atlantischen Völkerschaften die Getulier zu Zeiten der Römer, die Almoraviden im Mittelalter, die Tuareks unserer Tage gebildet haben. Diese letztern, sobald sie dem schändlichen Sklavenhandel nachgehen, glauben sicherlich nicht von demselben Geschlecht abzustammen wie jene Unglücklichen, die sie in die Knechtschaft schiden; sie zeigen ihnen gegenüber eine ebenso souveräne Verachtung wie ein virginischer Pflanz. Ich habe ferner die Bemerkung gemacht, daß die aus der Sklaverei befreiten Neger in der afrikanischen Colonie intelligenter und viel arbeitssamer sind als die Araber. Eine große Anzahl unter ihnen dient in der französischen Armee in den Regimentern der Turcos, und diese sind nicht die am wenigsten muthigen. In der Escadron der Spahis zu Batna fand ich mehrere schwarze Reiter, unter ihnen einen Brigadier (Caporal), der dem Bureau arabe attachirt war. Dieser vorzüglich schön gewachsene Aethiopier mit seinem Ebenholzgesicht sprach ein geläufiges Französisch und diente mir mehrmals als Dolmetscher, wenn ich mit den Eingeborenen zu sprechen wünschte.

Der einfachste Anzug des Wüstenbewohners ist ein Hemde oder eine Tunica von Baumwollstoff mit kurzen Ärmeln und dann der Haik, ein langes Tuch von weißer Wolle, in das er sich gleich den Alten malerisch einzuhüllen weiß. Auf dem Kopf trägt er eine kleine weiße oder rothe Filzkappe (Chachia), und nur wenn es kalt ist, wirft er den Burnus über wie die Araber. Die Frauen tragen einen langen Rock von blauer oder weißer Wolle ohne Ärmel, der unter den Armen aufgeschlitzt ist, sodaß man den Busen sehen kann, dessen Brüste sehr herabhängend sind. Ein Gürtel um ihre Hüften, eine Schärpe um ihren Kopf, von dem die Haare oft frei und bedeckt herabwallen, vervollständigen dieses Costüm biblischer Zeiten. Die Kabylin fügt dieser Toilette noch ein Capuchon hinzu, das sie am Kopf mit einer großen silbernen Nadel befestigt. Ich habe schon erwähnt, daß die Religion der Wüstenbewohner dieselbe ist wie die der Araber, mit denen sie gemeinschaftlich in ihren weißgetünchten Moscheen beten, die im Mittelpunkte der Dase liegen. Zahlreiche Mausoleen, überdacht mit einem weißen Dom, liegen zerstreut unter dem Schatten der Palmen; es sind dies Denkmäler, die zu Grabstätten für die Marabuts dienen und die Kubahs heißen. Sie sind der Gegenstand häufiger Pilgerfahrten von seiten der Dasenbewohner, die im übrigen lange nicht so fanatisch sind wie die Araber.

# Skizzen aus dem Leben der Vögel.

Von

Karl Rusß.

## 1) Züge aus dem Seelenleben der Thiere.

Immer größere Beachtung nimmt jeder hervorstechende Zug aus dem Leben eines Thieres in Anspruch, seitdem man das üble Wort „Instinct“ als inhaltlos und überflüssig erkannt und statt dessen, ebenso wie in der Menschenwelt, auch unter den Thieren den „berechtigten Eigenthümlichkeiten“ eines jeden Individuums mehr und mehr Geltung zuerkennt.

Der Instinct befiehlt dem Fitis (Laubvögeln oder Sommerkönig, *Sylvia fitis*), daß er jedesmal in seinem Neste Rebhühnerfedern haben muß — so lehrte man früher, und wunderte sich nicht wenig über diesen sonderbaren Instinct, der gerade die Wahl dieser Federn forderte. Jetzt erklärt man es sich sehr einfach in der Weise, daß dies liebliche Vögeln regelmäßig in einer Dertlichkeit nistet, in welcher auch Rebhühner sich aufzuhalten pflegen, oder in deren weiter Umgebung doch kaum andere Federn als die jener Hühnervögel zu finden sind, und da er einmal in seinem Neste ein weiches Lager haben muß, so nimmt er selbstverständlich die Federn, welche er am leichtesten findet und welche ihm zugleich am geeignetsten erscheinen. In dieser Weise hat man seitdem noch eine große Reihe anderer Aeußerungen des Instincts glücklich zu lösen vermocht, sodaß der wunderbare Nimbus des Wortes sich allmählich auflöst. Von diesen Gesichtspunkten aus wollen wir wiederum einige Beobachtungen mittheilen.

In jeder Gesellschaft freilebender Thiere wird man bei näherer Beobachtung ein Individuum finden, welches sich zum Wächter oder Führer der übrigen aufwirft und dem alle dann, entweder erst nach Streitigkeiten und Kämpfen, oder auch von vornherein willig folgen. Diese Führer- und Beschützerschaft ist bei Affenheerden, Hirschen, mancherlei Wildgeflügel und vielen andern, selbst bei niedrigstehenden Thieren, wie Raupen u. dgl. auf ihren Zügen vielfach geschildert worden. Sie erscheint immerhin leicht erklärlich, wenn es sich um Familien oder Gesellschaften gleichartiger Thiere handelt. Aber auch sehr verschiedene, in Gemeinschaft oder doch in der Nähe beisammenlebende Thiere wählen in dieser Weise nicht selten einen Führer oder Wächter. In meinem Buche „In der freien Natur“ (Berlin, Böttcher) habe ich erzählt, daß ein großer Würger (*Lanius excubitor*), welcher im dichten Obstbaum nistete und gewöhnlich hoch oben auf der Spitze desselben saß, die Tauben des benachbarten Hühnerhofes regelmäßig warnte, wenn er mit unglaublich scharfem Blick einen Falken in der Entfernung bemerkte. Sein entrüstetes

Täk! täk! galt freilich mehr dem Weibchen oder wurde durch die Furcht vor dem Nahen des Räubers hervorgebracht, allein die Tauben lernten es sehr schnell als einen auch ihnen geltenden Warnungsruf kennen und beherzigen.

Sehr interessant war mir die Beobachtung, daß auch in der verschiedenartigen und vielgestaltigen Gesellschaft meiner Vogelstube jederzeit ein Sicherheitswächter und Warner sich aufwarf. Die ganze Gesellschaft ist harmlos mit ihren verschiedenen Verrichtungen beschäftigt; da macht der Beobachter eine unvorsichtige, schnelle Bewegung, und mit einem schrillen Zit! Zit! jagt das eine Vögeln alle übrigen in die schleunigste Flucht. Als ein solcher Warner zeigt sich vorzugsweise das männliche Drangebäckchen (*Melpoda lippa*), ein sehr hübscher zaunkönigsgroßer Prachtfinke aus Afrika. Ungemein lebhaft und anmuthig in seinen Bewegungen, schweift das Pärchen dieser Vögel den ganzen Tag in der Vogelstube umher und scheint förmlich mit Argusaugen über die Sicherheit der ganzen Gemeinschaft zu wachen. Wenn das Fenster einer vorüberfahrenden Droschke einen plötzlichen Lichtschein an die Decke der Stube wirft, wenn ein Taubenschwarm oder ein Papierdrachen in der Luft sich zeigt, namentlich aber wenn eine Besucherin der Vogelstube ihre Muffe mitgebracht, immer schreut der Warnungsruf des Drangebäckchens diese ganze besiedelte Welt aus ihrer Gemüthlichkeit auf und versetzt sie in stundenlange Unruhe. Dennoch durfte ich diesen kleinen Störenfried nicht entfernen, da ich ja auch ihn gern züchten und seine Brut beobachten wollte. Sobald ich dies Ziel aber erreicht (und seiner außerordentlichen Aengstlichkeit, Lebhaftigkeit und dabei zugleich Borwitzigkeit wegen ist dies Vögeln sehr schwierig zum Nisten zu bringen), wurde das Pärchen aus der Vogelstube entfernt, um die fortwährenden Störungen abzustellen, welche namentlich für die Bruten seltener und kostbarer australischer Prachtfinken sehr schädlich sich zeigten. Aber siehe da, es ward dadurch nichts gebessert. Die in der Vogelstube zusammengehaltenen Vögel mußten sich wol als eine gesellige Gemeinschaft betrachten, in der ein Sicherheitswächter durchaus nothwendig erschien. Sogleich warf sich daher wieder als ein solcher ein weiblicher Schmetterlingsfink (*Mariposa phoenicotis*) auf, welcher mit seinem noch viel schärfern Sjit, Sjit! noch größeres Entsetzen hervorrief, und als dieser in der Brut gestorben, folgte ein Hartlaubzäusig (*Crithagra Hartlaubii*) und so weiter.

Ein vorzugsweise interessantes Beispiel hierher gehörender Beobachtungen theilte mir der Fabrikbesitzer Hr. Peter Veines in Rhehdt mit. Eine Anzahl Enten, welche soeben gelaufen waren, wurden nach einem entfernt gelegenen Wasser gebracht und des Abends wieder zurückgeholt. Diese Bemühung war aber nicht lange nothwendig, denn schon in den nächsten Tagen geleiteten die Enten aus dem nachbarlichen, doch ziem'ich entfernt gelegenen Gehöft die neuen Ankömmlinge des Abends nach deren Stalle und matschelten dann erst querseldüber nach ihrer Heimat zurück. Ja noch mehr; am nächsten Morgen stand ein Erpel aus jener Schar schreiend vor der Thür des Entenstalles und erwartete mit Sehnsucht, daß die neuen Bekannten freigelassen würden, welche er dann auf das Wasser zu den übrigen führte. Das wiederholte sich an jedem Morgen; während die übrigen Enten aus dem Nachbargehöft jetzt immer unbekümmert um diese nach dem Wasser hin und zurück geraden Wegs wanderten, holte der erwähnte Erpel diese Enten regelmäßig des Morgens ab und brachte sie des Abends heim. Und als seine neuen Freunde nach einigen Wochen dem Küchenmesser zum Opfer gefallen, stellte er sich noch geraume Zeit hindurch regelmäßig ein und wartete sehnsüchtig stundenlang auf die Nichtwiederkommenden.

Bei sehr vielen Thieren ist bekanntlich der Schwanz als Gemüthsperpendikel anzusehen, denn jede wechselnde Empfindung wird mit ausdrucksvollen, verschiedenartigen Schwanzbewegungen begleitet. Daher kann man an diesen Bewegungen der Schwänze auch wenigstens mit annähernder Sicherheit die Charaktereigenthümlichkeiten verschiedener

Thiere erkennen. Es ist bekannt, in welchem hohen Grade das verschiedenartige Schwanzwedeln kluger Hunde Freude, Behagen, Verständniß, Zweifel, Furcht, Sehnsucht, Eifer, Zorn u. s. w. ausdrucksvoll erkennen läßt.

Aber auch an meinen kleinen Vögeln konnte ich an den Schwanzbewegungen die Charakterverschiedenheiten, wenigstens im allgemeinen, wohl erkennen. Der ruhig-bedächtige, zutrauliche und kluge Karminfink schwirrt nur mäßig schnell mit dem Schwanze auf und ab; der graue Amsel und das Orangebäckchen, beide pfiffig, aber äußerst ängstlich, geben ihre Empfindungen durch wechselnde Bewegungen kund: bei der Wahl eines Nistplatzes schwippen sie mit den Schwänzen bedächtig seitwärts hin und her; in der Freude darüber, eine passende Niststelle gefunden zu haben, gehen die Schwänze lebhaft auf und nieder, in der Erregung des Liebestanzes wird das Schwänzchen ausgebreitet hoch emporgehalten, und bei Furcht und Angst wird schief seitwärts nach unten geschwirrt; der immer harmlose, fröhliche Tigerfink zeigt wiederum abweichende, schief nach oben gehende Schwanzbewegungen, während der melancholische, auch etwas verbrießlich-zänkische Schmetterlingsfink den langen spitzen Schwanz abwärts gerichtet bewegt; und so könnten wir noch zahlreiche andere Beispiele mittheilen; aber aus denselben wiederum nicht allein auf die Verschiedenartigkeit der augenblicklichen Empfindungen, sondern auch der besondern Charaktereigenschaften stichhaltige Schlüsse zu ziehen, bedarf es einer anhaltenden und höchst aufmerksamen Beobachtung. Obwol ich dieselbe an meinen Vögeln mit großer Vorliebe und auch bereits jahrelang als ein angenehmes und anregendes Studium betrieben, so wage ich doch nicht noch näher darauf einzugehen, sondern wünsche nur, daß diese Mittheilungen als Anregungen auch für andere Beobachter dienen mögen.

## 2) Züchtungen inländischer Vögel.

Seit einer Reihe von Jahren nur mit den Züchtungen und Beobachtungen fremdländischer Vögel beschäftigt, erscheinen mir gleiche Versuche mit einheimischen besiederten Sängern (welche ich früher auch vielfach, jedoch nur aus Liebhaberei betrieben) doch ebenfalls der Beachtung im hohen Grade werth. Einer der namhaftesten deutschen Ornithologen, Dr. Karl Stölker in Sanct-Fiden bei Sanct-Gallen, stellte mir werthvolle Beobachtungen zu Gebote, welche ich im Folgenden mittheile.

Will man einen Vogel von seiner besten Seite kennen lernen, will man seine geistigen Fähigkeiten sowol als auch den höchsten Grad seiner natürlichen Anlage studiren, so beobachte man ihn bei seinem Brutgeschäft. Dieses im Freien zu belauschen, haben aber nicht alle Leute Zeit, welche sich dafür interessiren, da es nicht Stunden, sondern Tage erfordert. Um so angenehmer wird es daher sein, zu erfahren, daß man sich dies Vergnügen auch im Zimmer verschaffen kann, dank der Liebe der alten Vögel zu ihren Jungen.

Um am leichtesten zur Aufzucht junger Vögel zu gelangen, verengt man entweder die Schlupflöcher der Höhlenbrüter durch Nägel, Stäbchen u. s. w., sodas die Jungen nicht heraus können, oder man setzt im Gebüsch stehende Nester in Käfige und hängt diese, nicht zu weit vom ursprünglichen Wohnort entfernt, auf. In beiden Fällen füttern die alten Vögel ihre Jungen groß, wie dies zahlreiche Beispiele gezeigt haben, und wie es Stölker besonders beim Hausrothschwanz, Buchfinken und Wiesenmäher beobachtet. Doch die Anhänglichkeit der Vögel an ihre Jungen geht noch weiter. Wenn die ganze Brut, Alte und Junge zusammen, nämlich eingefangen und in einen Käfig gebracht wird, so füttern die Alten bei zweckmäßig dargebotener Nahrung die Jungen, mit Hintansetzung des Verlustes ihrer Freiheit, in der größten Emsigkeit. In dieser Weise gewöhnen sich oft sogar sehr zarte Vögel, welche ohne die Jungen eingefangen schwer zu erhalten sind,

ganz leicht an die Gefangenschaft. Sie machen keine großen Anstrengungen, sich zu befreien, wie dies sonst der Fall ist, sondern sie sehen sich in der neuen Welt etwas um, suchen Futter und beginnen sogleich das von der Natur ihnen auferlegte Geschäft, die Fütterung der Jungen nämlich. Stölker erzählt einige hierher gehörige Beispiele solcher Erfahrungen, die er meistens an Insektenfressern gemacht hat, denen man in frischen Ameisenpuppen ein sehr willkommenes Futter bieten kann.

Man brachte mir zwei alte Weidenlaubvögel (*Sylvia trochilus*) nebst vier Jungen, welche man einige Stunden weit in einem kleinen, noch dazu in einem Sacke befindlichen Käfig hergebracht und die also während dieser Zeit kein Futter zu sich genommen hatten. Dessenungeachtet schienen sie doch ganz wohl zu sein, und kaum in einen großen Käfig gebracht, begannen die Alten die Jungen sogleich zu füttern; die letztern saßen gewöhnlich alle vier nebeneinander auf einem Zweiglein. Das Füttern geschah von den Alten merkwürdig rasch, oft im Fluge. Als die Jungen selbständig waren, mußten zwei für meine Sammlung ausgestopfter Vögel ihr Leben lassen, die übrigen vier besaß ich bis spät in den Herbst, dann aber starb einer nach dem andern, weil es eben so sehr zarte Vögel sind.

Es erscheint fast als ein Verbrechen, junge und alte Zaunkönige einzusperrn, weil man sicher voraussetzen darf, daß die ganze Gesellschaft zu Grunde geht. Dennoch wagte ich es, eine solche Familie einzufangen zu lassen; kaum waren sie in ihr Local gebracht, begann die Fütterung. Alte und Junge befanden sich sehr wohl, und das Männchen sang sogar. Als die Jungen selbständig geworden, verschenkte ich die Alten. Im Verlaufe des folgenden Winters wurden ihrer zwei von einem dritten vom Kopfe bis zum Büßel vollständig der Federn beraubt und gingen dann, da sie im kalten Zimmer sich befanden, zu Grunde. Die beiden übriggebliebenen schienen ein Pärchen zu sein, da das eine lebhaft sang und das andere leidenschaftlich verfolgte, unter steter Bewegung seines komischen Schwänzchens, welches es oft bis an den Kopf vorschneelte. Von Nest und Eiern zeigte sich jedoch keine Spur. Nach überstandener Herbstmauser sang das Männchen wieder hellauf. Ganz unerwartet fand ich es aber im December bei wohlgenährtem Körper todt. Der letzte Zaunkönig wurde in einen großen Vogelflug gebracht und hielt sich zwei Jahre lang in der Gefangenschaft.

Ähnliche Beispiele erzählt Dr. Stölker noch von dem braunkehligen Wiesenschmäger (*Saxicola rubetra*), dem rothköpfigen Würger (*Lanius rufus*), dem Wiedehopf und der Schneefole.

Ueber die Spechtmeise (*Sitta europea*) theilt er sodann eine interessante Beobachtung mit. Der befreundete Naturforscher Dr. A. Girtanner erzog eine Brut dieser muntern Vögelchen mit eigener Hand. Als dieselben schon beinahe erwachsen waren, wurden sie untereinander so zänkisch, daß man sie trennen mußte, wobei ich zwei erhielt, welche in den Flugkäfig gebracht wurden, in dem sich auch ein Paar alte Spechtmeisen befanden. Eine der letztern setzt sich dann sogleich neben die Jungen, springt um dieselben herum, unter sonderbaren Kopfverdrehungen und mit einem Zischen, welches ich noch niemals von diesen Vögeln gehört. Nach solchen Begrüßungen holt die Alte Futter und äßt die Jungen. Hier nahm sich also eine Stiefmutter der jungen Vögel an.

Noch auffallender erscheint es, wenn ein Vogel die Jungen einer andern Art als seine Kinder aufnimmt. So theilt Dr. Stölker ein Beispiel mit, welches sein Freund Alfred Gehrwiler in Wyhl beobachtet und zwar, daß eine Sumpfmeise im Käfig junge Tannenmeisen großzog. Und selbst im Freien beobachtete er ein solches Beispiel. Er sah einen Sperling, welcher mit Staaren abwechselnd futterm tragend in einen Mistkasten einflog, und vermuthete also die Nester dieser beiden Vogelarten in dieser engen Wohnung beisammen. Zu seinem Erstaunen fand er aber nur junge Staare, welche also auch von dem Sperling gefüttert wurden.

Die merkwürdigste und jedenfalls große Theilnahme einflößende Erscheinung im Leben der Vögel ist wol die, daß junge, kaum selber selbständig gewordene Vögel nicht selten noch jüngere, welche sich noch gar nicht zu helfen wissen, auf ihr klägliches Geschick hin mit Futter versehen. Solche Beispiele beobachtete unser Gewährsmann an Tannenmeisen, ferner an einer grauen Bachstelze, welche von einer etwas ältern, weißen Bachstelze gefüttert wurde. Kaum selbständig gewordene Wiesenmäcker äzten junge Fliegenfänger, doch nicht so ausdauernd, daß sie dem Besitzer die Mühe des Auffütterns ganz abgenommen hätten. Eine junge Singdrossel, welche sich selber noch füttern ließ, äzte junge Goldbammern, als solche ihr futtermittelnd die Schnäbelchen entgegenhielten, und zog dieselben auch wirklich groß. Hierbei darf nicht übersehen werden, daß junge Vögel oft sich noch gern füttern lassen, wenn sie bereits selbständig fressen können, wie dies bei dieser Drossel der Fall war. Auch junge Wachteln vertraten bei noch jüngern Mutterstelle. Ich erhielt solche, welche noch ganz im Flaum waren, und zugleich eine halberwachsene, bei der jedoch Kopf und Hals noch keine Deckfedern besaßen. Dennoch gestattete diese letztere den Kleinen bereitwillig, daß sie bei sinkender Wärme unter ihren Flügeln Schutz suchten. Uebrigens haben wir in einer frühern Skizze: „Mitleid und Mitgefühl in der Thierwelt“\*), ebenfalls bereits eine Anzahl hierher gehörender Beispiele mitgetheilt.

Ein verständnißvoll beobachtender und sehr erfahrener Forscher, Professor Dr. K. Th. Liebe in Dresden, sagt über die Züchtung einheimischer Vögel Folgendes: Die neuerdings oft aufgestellte Behauptung, daß gegenwärtig die Züchtung der Vögel im allgemeinen keine große Schwierigkeit mehr biete, ist allerdings richtig, jedoch einigermaßen zu beschränken. Man hat mit Erfolg bis jetzt unter den Singvögeln hauptsächlich nur solche gezüchtet, welche die Jungen mit Sämereien aufziehen, während es um die glückliche Züchtung solcher, die nur Insekten füttern, sehr mißlich steht. Letztere brüten zwar, lassen aber die Jungen kurz nach dem Ausschlüpfen sterben, jedenfalls weil es an der passenden Nahrung fehlt. Ich nahm mir daher vor, vorzugsweise Insektenfresser in den Bereich meiner Versuche zu ziehen. Dabei hatte ich noch einen andern Umstand im Auge. Man stellt nämlich, und mit Recht, als erste Bedingung für einen glücklichen Erfolg der Züchtungsversuche das Erforderniß hin, daß die Vögel zum Nisten und Brüten eine Räumlichkeit haben, in welcher sie möglichst ungestört und verborgen sind. Leider erschwert aber eine solche stille Verborgenheit die Beobachtung ganz beträchtlich, und überdies sind die Vögel dann gegen eine unvorhergesehene Störung, die im Bereich der menschlichen Wohnung so leicht eintreten kann, um so empfindlicher. Ich habe daher kein Pärchen zur Züchtung zusammengebracht, welches nicht vollkommen zahm war — freilich auf die Gefahr hin, daß man alsdann nur Culturthiere in ihrem Thun und Treiben, keineswegs aber freilebende Naturthiere beobachten kann. Allein einerseits wird ja bei jeder menschlichen Züchtung der Natur einigermaßen Zwang angethan, und andererseits lassen sich die an ganz zahmen Thieren gemachten Beobachtungen doch verwerten — natürlich unter Vorbehalt der Correctur durch Beobachtungen im Freien.

Diese sachgemäßen Bemerkungen erkenne ich auch in Betreff der Züchtungen fremdländischer Vögel aus voller Ueberzeugung und Erfahrung als durchaus maßgebend an.

Dr. Liebe machte vorzugsweise interessante Erfahrungen, welche feststellen ließen, daß die Züchtung insektenfressender Vögel in der Gefangenschaft außerordentlich schwierig ist und nur unter ganz besonders günstigen Verhältnissen in seltenen Fällen befriedigende Ergebnisse liefert.

Ein Pärchen Amseln oder Schwarzdrosseln nistete in einem vergitterten Verschlage

\*) Vgl. „Unsere Zeit“, Neue Folge, III, 2., 292 fg.

zwei Jahre hintereinander, jedesmal in vier bis fünf Gelegen. Obwohl die Vögel aber großen Eifer zeigten und obwohl der Beobachter die verschiedensten Verpflegungsversuche machte, wurde doch keine einzige Brut glücklich aufgezogen. Eine eigenthümliche Erscheinung zeigte sich darin, daß die alten Vögel bei dem Füttern der Jungen jedesmal einen bis drei Tropfen klaren Speichel in die Schnäbelchen der Letztern fallen ließen und daß sie auch den Unrath der Jungen theils selber verzehrten, theils denselben wieder in deren Schnäbelchen steckten. Trotz der Rathschläge des erfahrenen Directors Schöpf vom Zoologischen Garten in Dresden gelang es selbst im zweiten Jahre nicht, von fünf Bruten, deren jede fünf Eier zählte, auch nur ein einziges Junges großzuziehen.

Ein Paar Singdrosseln nistete ebenfalls, erbaute das Nest jedoch nicht normal wie im Freien und ließ auch die Jungen sterben. Ein Pärchen Buch- oder Edelstinken nistete im ersten Jahre, d. h. das Weibchen erbaute in einen hölzernen, halbkugelig ausgedrehten Nistnapf, der an einem Bäumchen befestigt war, aus Laubmoos und Flechten ein hübsches mit Kuhhaaren ausgepolstertes Nest — ein beachtenswerther Zug der Anbequemung an veränderte Verhältnisse. Aus den drei Eiern wurde nichts erbrütet. Im nächsten Jahre nistete dasselbe Weibchen mit einem jungen Männchen zusammen. Es erbaute ein sehr hübsches, kunstfertiges Nest, welches an Festigkeit und Sauberkeit den im Freien erbauten Finkenestern nur sehr wenig nachgab. Spinnenweben, welche ganz frisch und mit vieler Sorgfalt auf die Tannenäste gelegt wurden, wählte das Weibchen gar nicht, sondern nur Laubmoosflechten, zarte Baumwolle und Kuhhaare. Diesmal stand das Nest in einer versteckten starken Astgabel. Das Gelege bestand wieder aus drei Eiern, welche vom 8. bis zum 22. Juni ausgebrütet wurden; von den Jungen waren aber nach zwei Tagen nur noch zwei im Nest. Diese wurden von der Mutter und zwar unter Beihülfe des Männchens großgefüttert. Zur Nahrung dienten Ameisenpuppen, in Milch geweichte Semmelkrumen, Quarkkäse, geriebenes Fleisch, Mehlwürmer u. dgl., also nur theilweise dem Freileben entsprechende Nahrung. Die Jungen wuchsen rasch heran und krochen sehr früh, noch vor entwickeltem Flugvermögen, sobald sie mit Federn bedeckt waren, aus dem Nest auf einen Ast, kehrten zwei Tage hindurch von Zeit zu Zeit und jedesmal des Abends in das Nest zurück und suchten dann einen dichten Tannenbusch zum Aufenthalt aus. Merkwürdigerweise waren sie, obgleich an den täglichen Anblick der Menschen in unmittelbarer Nähe von Jugend auf gewöhnt, doch, nachdem die Schwungfedern gewachsen, weit weniger zahm als die Alten. Sie lernten in kurzer Zeit trefflich fliegen und blieben kerngesund. Dasselbe alte Finkenpaar nistete im nächsten Jahre nicht wieder, wahrscheinlich weil das Weibchen sich einen Flügel verletzt hatte und nicht recht fliegen konnte.

Ausnehmend leicht gelang die Züchtung von Rothkehlchen, und dieser liebliche Waldfänger wird von dem Beobachter daher für solche Versuche auf das wärmste empfohlen. Die Vögelchen hatten anfangs ganz besondere Hindernisse zu überwinden, welche bei einer andern Vogelart gewiß das Scheitern des Versuchs verursacht hätten. Das Pärchen bestand in einem aus dem Nest aufgezogenen Weibchen und in einem eingefangenen Männchen, und zu ihrem Aufenthalt diente ein kleines niedriges Vorgemach, welches zu meinem Studirzimmer führt und durch das fortwährend Menschen ab- und zugehen. Das Männchen war noch sehr wild und hielt sich meistens versteckt; allein das Weibchen suchte sogleich, mit einem Moosstückchen im Schnabel, bald hier und dort nach einem geeigneten Nistplatz umher, bis es endlich, nach Verlauf von fünf Tagen, nicht etwa einen schon behaglich mit Moos ausgepolsterten Nistkasten, sondern vielmehr ein Häuschen mit trockenem Gras gemischten Mooses ausertor, welches am Fußboden neben einer Kammode lag. Dahinein bohrte es ein schräg abwärts führendes Loch, von etwa 4 Zoll Tiefe, legte dies mit feinem Gras aus und begann sofort zu legen. Die fünf Eier

mit bereits völlig entwickelten Jungen wurden zerbrochen und aus dem Neste geschleppt, wahrscheinlich von dem Männchen. Bald darauf begann eine zweite Brut, bei welcher das Männchen daher nach dem Eierlegen abgefordert und in einen Käfig gesperrt wurde. Dadurch ließ sich das Weibchen ebenso wenig als durch die Annäherung beobachtender Menschen im Brutgeschäft stören. Die Jungen wurden glücklich erbrütet, aber nach sechs Tagen erkrankte das Weibchen, sodaß das Nest auf einen Ofen gesetzt und die Jungen von Menschenhand gefüttert werden mußten. Als das Weibchen aber, durch Behandlung mit Baumöl, nach mehreren Stunden bereits wiederhergestellt war und sich gebadet hatte, nahm es sich der Jungen sogleich wieder auf das zärtlichste an und fütterte sie auch glücklich groß. Dabei versah das Vögeltchen sein Amt als Beschützerin der Jungen so eifrig, daß es jedermann, namentlich aber jedem Fremden, der sich dem Neste näherte, mit ungestümmter Tapferkeit und heftigem Schnabelgeklapper in das Gesicht oder in die Haare flog. Die Fütterung wurde durch Ameisenpuppen, Mehlwürmer und andere Insekten und Fliegen der Natur möglichst angepaßt, doch nahm das Rothkehlchen auch süßen Quarkkäse zum Futter für die Jungen an; die letztern erwachsen kräftig und gesund und überstanden glücklich die Mauser, waren aber, ebenso wie die jungen Finken, von vornherein scheuer als ihre Aeltern.

Weitere Versuche wurden mit Spitzlerchen (*Anthus arboreus*), Goldammern, Bachstelzen, Feldlerchen und Feldsperlingen, jedoch ohne Erfolge angestellt; die letztern nisteten sehr gut und wurden nur dadurch gestört, daß das Männchen entschlüpfte und sich nicht zurückfand. Ein Pärchen Schwarzköpfe (*Carruca atricapilla*), von vorzüglicher Schönheit und Gesundheit, wurden in eine, mit Gebüsch reichlich ausgestattete zweifensterige Kammer gebracht; sie machten aber gar keine Anstalt zum Nestbau, obgleich sie sehr einig und unzertrennlich zusammen lebten. Ebenso wenig machten Pärchen von Weißplättchen (*Rubicilla phoenicura*), Heibelerchen, Staaren, Distelfinken, Zeisigen und Hänflingen den geringsten Versuch einer Brut, während die vorhin genannten doch wenigstens Nester gebaut, wol auch schon Eier gelegt hatten. Die Zeisige wurden übermäßig fett, die Stieglitze zankten sich beständig am Futternapf und die Hänflinge saßen unbeweglich immer auf derselben Stelle. Uebrigens waren alle drei Pärchen jung eingefangen; denn ich halte es überhaupt bei allen Vögeln für besser, bei vielen Arten und namentlich bei den meisten insektenfressenden Singvögeln sogar für nothwendig, daß aus dem Neste entnommene und jung aufgezogene Weibchen zur Zucht verwendet werden.

Vergleichen Versuche und Beobachtungen, wie wir sie hier, nach den „Verhandlungen der naturwissenschaftlichen Gesellschaft von Sanct-Gallen“, und nach der Zeitschrift „Der Zoologische Garten“ mitgetheilt haben, werden in neuerer Zeit immer zahlreicher und mit großer Aufmerksamkeit angestellt. Sie werden für die Erforschung des Vogel Lebens zweifellos reichliches wissenschaftliches Material im Laufe der Zeit ergeben. Einen großen praktischen Werth haben sie aber darin, daß sie einerseits die Grundzüge einer naturgemäßen und vernünftigen Behandlung, Pflege und Züchtung aller Vögel in der Gefangenschaft immer mehr feststellen helfen und daß sie andererseits sichere Regeln für die Fügung und den Schutz der einheimischen Singvögel im Freien entwerfen lassen, deren Befolgung allenthalben dringend nothwendig erscheint.

### 3) Charakterzüge der Widahfinken oder Witwenvögel.

Von dem afrikanischen Landstrich Widah trägt eine Gemeinschaft sehr auffallend gestalteter Vögel den Namen, welcher im Deutschen eine ganz eigenthümliche Auslegung gefunden hat. Linné hatte ihn in *Bidua* verwandelt und die deutsche Uebersetzung wurde im Vogelhandel um so leichter eingebürgert, da viele dieser Vögel in dunkeln Farben und mit langen Schlepplschwänzen erscheinen.

Obwol die Widahfinken im allgemeinen in der Lebensweise, Ernährung u. s. w. mit den früher hier geschilderten Prachtfinken\*) übereinstimmen, so zeigen sie doch auch sehr bedeutsame Unterschiede. Außer der Nistzeit tragen sie nämlich sämmtlich ein sehr anspruchsloses graues Federkleid, welches aber durch Farbenwechsel, ohne Mauser oder Ausfallen der Federn, in ein glänzendes Prachtgefieder übergeht und nach dem Verlaufe der Brutzeit sich zugleich in das Grau wieder zurückfärbt, wie wir dies hier bereits, früher mitgetheilt haben.\*\*\*) Zugleich verlängern sich dann ihre mittlern Schwanzfedern um das Doppelte bis Dreifache des ganzen Körpers und nehmen dabei eine dachziegelig gemölbte oder schwertförmige Gestalt und ein marmorirtes Aussehen an; ebensowol diese langwallenden Schwanzfedern als auch die glänzenden Farben verleihen dem Vogel während dieser Zeit eine ganz absonderlich malerische Pracht. Sobald das Gefieder sich entfärbt, fallen diese Schwanzfedern, aber nur sie allein, aus und wachsen in einigen Wochen vorläufig bis zur Länge der übrigen wieder hervor. In ihrem Aeußern, in der Haltung und in den Bewegungen stehen die Widahfinken den Ammern und Lerchen nahe; doch zeigen sie eine abweichende und ganz besondere Eigenthümlichkeit, indem sie nämlich während des Futternehmens auf der Erde mit den Füßen hühnerähnlich scharren. Wenn die Witwe nämlich hin- und hertrippelt, fährt sie plötzlich blitzschnell mit beiden Füßen vor- und rückwärts, und dies wiederholt sich von Zeit zu Zeit, während der Vogel nach den Körnern umhersucht.

In der Freiheit wird die Nahrung der Widahfinken, mit der aller Prachtfinken übereinstimmend, wol in allerlei kleinen Grassämereien bestehen, und in der Gefangenschaft füttert man sie ebenso mit Hirse und Spiz- oder Canariensamen. Wie jene bedürfen sie dabei aber zugleich der Fleischnahrung, als welche man ihnen frische und aufgequollene Ameisenpuppen oder Mehlwürmer gibt; letztere darf man, ebenso wie ein wenig Sepsenschale oder andern Kalk, namentlich in der Mauser, sowie in der Nistzeit, durchaus nicht fehlen lassen.

Die Liebeszeit, in welcher also die Verfärbung zum Prachtgefieder eintritt, fällt bei den meisten Arten in den Beginn unserer Herbstmonate und nur in dieser Zeit können sie auch nisten. Ihre Brut läßt sich daher nicht, wie die der Prachtfinken, durch Entziehung der Nistgelegenheiten in unsere warme Jahreszeit verschieben, sie verfärben sich vielmehr, gleichviel ob sie die Gelegenheit zum Nisten finden oder nicht. In dieser Zeit werden die Männchen, welche allein das Prachtgefieder anlegen, außerordentlich stürmisch. Ihre Liebesstünze führen sie nicht wie die Prachtfinken auf der Erde oder auf einem Zweige sitzend, sondern fliegend in der Luft aus, indem sie über ihrem Weibchen oder auch über andern Vögeln einige Minuten hindurch, schnell auf- und niederhüpfend, flattern. Dabei wird der lange Schwanz malerisch auf- und niedergeworfen, während sie ein lautes, nicht besonders melodisches Geschrei erschallen lassen. Außerdem ist ihr Gesang, welchen sie auch außer der Nistzeit, namentlich aber im Prachtgefieder außerordentlich eifrig hören lassen, für ein nicht zu sehr verwöhntes Ohr ganz angenehm, doch wird er während der Liebeszeit zu viel von gellenden Tönen unterbrochen. Ueberhaupt sind die Männchen jetzt in förmlich sieberhafter Unruhe, fliegen den ganzen Tag mit malerisch wehenden Schwänzen hin und her, und zwar gewöhnlich ein und denselben Strich. Während die Widahfinken, Männchen und Weibchen in gleicher Weise, im grauen Gefieder zu den friedlichsten unter allen Stubenvögeln gehören, zeigen die Männchen einiger Arten im Prachtkleide eine außerordentliche Unverträglichkeit, sodas man sie in einem großen Gesellschaftskäfige, oder gar in der Vogelstube, wo viele Pärchen nisten, gar nicht dulden

\*) Vgl. „Unsere Zeit“, Neue Folge, VI, 2., 629 fg.

\*\*) Vgl. „Die Farbveränderungen der Vögel!“ („Unsere Zeit“, Neue Folge, VI, 2., 114 fg.)

kaun. Schon durch die fortwährende Unruhe, durch das stürmische, hüpfende Fliegen, namentlich aber durch das Wehen und Wallen der langen Schwänze werden alle übrigen Vögel in Furcht gejagt, die kleinern und kleinsten oft in die tödlichste Angst und selbst große mindestens in arge Unruhe.

Unter allen fremdländischen Stubenvögeln hält es nach meinen Erfahrungen am schwersten, die Widahfinken zum Nisten zu bringen. Selbst wenn man das Opfer bringt, es zu dulden, daß ein Pärchen dieser Vögel in der Vogelstube lange Zeit hindurch alle übrigen in den Brutten stört oder wol gar ganz daran verhindert, so hat man doch nur äußerst selten den Erfolg, daß die Widahfinken selber nisten, und selbst wenn dies ausnahmsweise geschieht, so bringen sie noch viel seltener wirklich flügge Junge auf. Ebenso wenig dürfte die Brut dieser Vögel in einem Käfige zu ermöglichen sein, wenn derselbe nicht außerordentlich groß ist, sodasß er dem Männchen völlig freien Raum für seine Bewegung gewährt. Die Ursachen der erschwerten Brut dieser Vögel liegen aber nicht allein in der stürmischen Lebhaftigkeit der Männchen, sondern auch in der außerordentlich scheuen Aengstlichkeit der Weibchen. Mir ist es, trotz jahrelanger Versuche, nur gelungen, zweimal von der Paradies-Witwe und einmal von der Dominicaner-Witwe Brutten flügge werden zu sehen.

Dennoch sind die Widahfinken als Stubenvögel sehr geschätzt; und dies mit Recht. Sie vereinigen mit der malerischen, herrlichen Pracht ihres Gefieders die mühe- und kostlose Ernährung der Prachtfinken und zeigen sich zugleich als viel kräftigere, viele Jahre im Käfige frisch und munter ausdauernde Vögel. Daher ist es sehr zu bedauern, daß eigentlich nur zwei bis drei Arten regelmäßig in den Vogelhandel gelangen und für mäßige Preise käuflich sind, während andere nur selten zu kaufen sind, und dann natürlich sehr hoch bezahlt werden müssen. Nach meinen Erfahrungen wird es jedoch nicht mehr so sehr lange währen, bis der immer regfamer sich entwickelnde Vogelhandel auch diesen Prachtvögeln eine entsprechende, erfolgreiche Aufmerksamkeit zuwendet.

Die am häufigsten in den deutschen Vogelhandlungen verkäufliche ist die Paradies-Witwe (*Vidua paradisea*), welche in einem großen Theile von Ost- und Westafrika heimisch ist. Der berühmte französische Vogelkundige Vieillot benannte diesen Vogel *Veuve à collier d'or*, und unter dieser Bezeichnung wird er noch gegenwärtig in Paris verkauft. Im Prachtkleide ist die Paradies-Witwe an Oberkopf, Oberhals, Kehle und Gesicht, Rücken, Flügel und Schwanz tiefschwarz, Brust, Unterhals und Genick sind glänzend kastanienbraun, und der Unterkörper ist rein weiß. Außer den zwei sehr langen mittelsten Schwanzfedern, welche einander dachziegelförmig zugewölbt sind, ragen noch zwei andere, aber viel kürzere und sehr breite, schwertförmig gestaltete Federn aus dem Schwanze hervor, und alle vier dieser Schwanzfedern zeigen hier und da fadenförmige Verlängerungen, welche das malerische Aussehen des Vogels noch ungemein verschönern. Die Paradies-Witwe ist auch im Prachtkleide nicht bössartig und unverträglich und dabei der ausdauerndste von allen diesen Vögeln. Sie wird deshalb paarweise in Schmutz- oder Gesellschaftskäfigen sehr viel gehalten und läßt es um so mehr bedauern, daß ihre Züchtung kaum zu ermöglichen sein dürfte. Auch über ihr Freileben ist bis jetzt erst wenig oder gar nichts bekannt. Obwol Heuglin sagt: daß sie in vielen Theilen Nordostafrikas zu den häufigsten Erscheinungen gehört, so weiß er über ihr Brutgeschäft doch auch nichts Bestimmtes anzugeben. Die Forscher unterscheiden mehrere voneinander in geringen Abweichungen begründete Paradies-Arten. Aller Wahrscheinlichkeit nach werden dieselben jedoch bei eingehender Beobachtung als völlig übereinstimmend zusammenfallen; für den Vogelhandel haben sie gar keine Bedeutung, denn in ihm ist eben nur eine Paradies-Witwe bekannt.

Kleiner als diese, lebhafter, und wenn auch nicht völlig so schön, so doch immerhin

ebenfalls sehr hübsch gefiedert ist die Dominicaner-Witwe (*Vidua serena* seu *principalis*), ebenfalls aus Afrika. Ihre Farben sind nur Weiß und Schwarz, dazu steht aber das rothe Schnäbelchen, nebst den vier sehr verlängerten und gleichmäßig ganz schmalen, mittlern Schwanzfedern, ihr sehr gut, und die schlankere Gestalt sowie die ungemaine Beweglichkeit lassen den Vogel sehr anmuthig erscheinen. Auch hält er sich ziemlich ebenso gut als die Paradies-Witwe, dabei ist es aber sehr zu bedauern, daß das Männchen im Prachtkleide sich durchaus unverträglich zeigt und leicht zum Tyrannen einer ganzen Vogelgesellschaft wird, sodas es selbst viel größere Vögel in die Flucht jagt. Es sitzt dann auf einem hervorstehenden Zweige und fährt urplötzlich zwischen die kleinen Prachtfinfen, welche durch das stürmische Daherschließen und durch den langen Schwanz in die größte Angst gejagt werden. Dies Erschrecken und Auseinanderjagen treibt der Vogel gleichsam zu seinem Vergnügen tage- und wochenlang. Ueber das Brutgeschäft dieser Witwe ist ebenfalls noch nichts Bestimmtes bekannt. Henglin schreibt ihr zwar ein sehr künstliches Nest zu, welches seine Jäger gefunden haben, hat jedoch keinen sichern Beweis dafür, daß es wirklich von diesem Vogel her stammt. Um so mehr bedauere ich es, daß ich den Nestbau und die Eier beider Arten ebenfalls nicht beschreiben kann, weil ich sie bei der so schwierig erzielten ersten Brut nicht stören mochte, sondern die Untersuchung bis zu der vorausgesetzten nächsten aufhob, welche dann aber ausblieb.

Ohne Bedenken zähle ich zu den Witwen auch den Stahlfinfen (*Hypochera nitens*), von den Händlern Atlasvogel genannt. Seine Schwanzfedern verlängern sich zwar nicht während des Prachtgefieders, doch hat er mit dem Widahfinfen einerseits diesen Farbenswechsel ohne Mauser gemeinsam, andererseits verbleibt er ebenso lange wie jene im Prachtkleide, drittens zeigt er auch jenes hühnerähnliche Scharren mit den Füßen, und viertens hat er dieselbe stürmische Lebhaftigkeit sowie den in der Luft hüpfenden Liebestanz der Paradies-Witwe. Der Atlasvogel gehört zu den gemeinsten Erscheinungen unsers Vogelmarktes. Vieillot benannte ihn *Le Comba-sou*, unter welcher Bezeichnung er auch jetzt noch in Paris verkauft wird. Man hat gewarnt, den Atlasvogel in Gesellschaftsläufigen mit andern zusammenzuhalten, weil er nicht allein durch seine stürmische Lebhaftigkeit, sondern auch durch Unverträglichkeit alle andern Vögel beunruhige. Nach meinen Beobachtungen im Laufe der Zeit an zahlreichen verschiedenen Pärchen fand ich diese Angaben jedoch nur zum geringen Theile bestätigt. Er ist viel mehr durch muntere Redheit, Ruhelosigkeit und Neckerei, als durch wirkliche Bössartigkeit störend; er erschreckt die kleinen Prachtfinfen und namentlich ihre Weibchen dadurch, daß er oft über einem von ihnen minutenlang in der Luft flattert, mit gellendem Geschrei. Seine Züchtung ist ebenso schwierig als die der übrigen Widahfinfen; dennoch hatte ich das Glück, mehrere Bruten in meiner Vogelstube flügge werden zu sehen. Das Nest bestand nur aus einem Haufen grober Stoffe und wurde am liebsten in andere verlassene Vogelnester gebaut; das Gelege enthielt vier bis fünf rein weiße Eier, welche in 13 Tagen erbrütet wurden. Hiernach vermuthete ich, daß auch die übrigen Witwenvögel weiße Eier legen werden. Die Jungen gleichen beim Nestverlassen dem alten Weibchen, nur sind sie viel heller fahlgrau, und die Männchen verfärben sich im ersten Jahre nicht völlig, sondern zeigen ein schediges Aussehen. Im Prachtgefieder ist der alte Vogel einfarbig tiefschwarz, mit stahlblauem oder metallgrünem Schiller, wovon das rein weiße Schnäbelchen und die rosenrothen Füße sehr hübsch sich abheben. Im Vogelhandel sind die grün glänzenden Atlasvogel äußerst selten, und auch in der Heimat, welche sich über das ganze tropische Afrika erstreckt, sind diese nicht häufig, während die blaue glänzenden überall zahlreich gefunden werden. Ueber die Lebensweise im Freien sind widersprechende Angaben vorhanden; nach Henglin vertritt der blaue Stahlfinke dort unsern Hausperling, indem er unter Dachspalten, Strohdächern u. s. w. ein großes unklustliches Nest erbaut.

Alle übrigen Witwenvögel sind im Vogelhandel noch äußerst selten, und dies müssen wir um so mehr bedauern, da sie fast alle ohne Ausnahme sehr schön erscheinen. Die größte und auch wol schönste von allen ist die Epauletten-Witwe (*Vidua castrea*), ein Vogel, welcher im Prachtgefieder tiefsammtscharz erscheint, mit einer scharlachrothen gelben und weißen Binde an beiden Schultern und dessen hahnenartige Schwanzfedern sich zu einer ganz außerordentlichen Länge ausdehnen. Vieillot beschreibt sie als *La Veuve à Epaulettes*, und der hochgeschätzte deutsche Vogelkundige Dr. Cabanis in Berlin benannte sie Schlepp-Witwe (*Chera*). Sie ist in Südafrika heimisch, wo sie insbesondere in den Sumpfigen des Vorgebirges der guten Hoffnung lebt. In den deutschen Vogelhandel gelangt sie aber so äußerst selten, daß Hagenbeck in Hamburg nur einmal, und noch dazu lauter Männchen, erhalten hatte, während andere deutsche Vogelhändler meines Wissens sie noch gar nicht gehabt haben.

Ihr sehr ähnlich, jedoch ganz ohne Verlängerung des Schwanzes und an den Schultern nur roth und gelb gefärbt, erscheint die Stummelschwanz-Witwe (*Vidua axillaris*), welche ich ebenfalls nur einmal im Vogelhandel gesehen habe und die neben der vorigen auch kein weiteres Interesse bietet.

Kürzlich erhielt ich von dem Vogelhändler Gubera in Leipzig eine Trauer-Witwe (*Vidua macroura*), welche im Prachtkleide ebenfalls tiefschwarz, mit schwefelgelben Schultern und Ober Rücken erscheint und nur einen halb lang verlängerten Schwanz erhält. Viel schöner noch ist die Witwe mit braunrothem Halse (*Vidua ardens*), auch große Halsband-Witwe oder Witwe Niobe von den Vogelhändlern benannt. Ebenfalls samtschwarz, trägt sie ein schönes braunrothes Halsband, welches jedoch eigentlich nur über die Gurgel oder den Vorderhals sich erstreckt.

Das schönste von allen diesen Vögeln dürfte jedoch die Königs-Witwe (*Vidua regia*) sein, welche im Prachtgefieder unterhalb schön hellbraun, mit schwarzer Platte auf dem Köpfchen und schwarzem Rücken erscheint, wozu ein rothes Schnäbelchen und rothe Füße sehr schön stehen; den schönsten Schmuck aber bilden vier einzeln aus dem Schwanz sehr weit verlängert hervorstehende, ährenförmig gestaltete Federn. Ganz kürzlich erst erhielt ich leider nur ein Männchen allein vom Handelsmenageriebesitzer Hagenbeck in Hamburg, und da der Vogel so äußerst selten ist, so werde ich wol leider kein Weibchen dazubekommen können.

Alle diese Witwenvögel sind nur in Afrika heimisch. Ihre Größe wechselt von der eines Zeisigs bis zu der eines Staars. Weitere Arten als die erwähnten dürften gegenwärtig gar nicht im Vogelhandel, aber auch kaum nur in den bedeutendsten Zoologischen Gärten Europas vorhanden sein. Nähere Auskunft über ihre Pflege und Behandlung habe ich in meinem „Handbuch für Vogelliebhaber, -Züchter und -Händler“ (Hannover, Karl Rümpler) gegeben.

# Chronik der Gegenwart.

## Retrologe.

Am 2. April 1872, wenige Minuten vor 8 Uhr abends, starb in seiner Wohnung zu Newyork der berühmte Erfinder des amerikanischen elektrischen Telegraphensystems, Professor Samuel Finley Breeze Morse, in seinem 81. Lebensjahre an den Folgen eines Schlaganfalles. Der wohlbekannte Mann wurde zu Charlestown im Staate Massachusetts am 27. April 1791 geboren. Er war der älteste Sohn von Jedediah Morse, Pastor an der dortigen unabhängigen Kirche (Congregational Church). Der ältere Morse war ein wissenschaftlich gebildeter Theologe, er schrieb verschiedene theologische Aufsätze und that sich namentlich in seinen Streitigkeiten mit den Unitariern hervor. Mehr aber noch als durch seine theologischen Schriften erwarb er sich Ruhm und Anerkennung durch verschiedene geographische Lehrbücher, die lange Jahre in den öffentlichen Schulen gebraucht wurden und auch in England im Druck erschienen. Man darf ihn in der That als den Vater der geographischen Wissenschaft in Amerika ansehen, da er daselbst zuerst auf diesem Gebiete eine wissenschaftliche Thätigkeit entfaltete und durch Reisen und selbstständige Forschung Material für seine Werke sammelte. S. F. B. Morse besuchte das Yale College in Connecticut und promovirte daselbst im Jahre 1810. Sein Geschmaek leitete ihn zu den schönen Künsten, und sein Vater ließ sich schließlich bewegen, ihn in seinen künstlerischen Bestrebungen zu unterstützen. So widmete er sich der Malerei und ging im Jahre 1811 mit Washington Allston nach London, um unter dessen und Benjamin West's Leitung sich in dieser Kunst auszubilden. Er zeigte entschiedenes Talent und erhielt sogar für ein Sculpturmodell, welches einen „sterbenden Hercules“ darstellte, von der Adelphi Society of Arts als Ehrenpreis eine goldene Medaille. Nach einem vierjährigen Aufenthalte in Europa kehrte er 1815 nach Amerika zurück und gründete mit seinen Berufsgenossen in Newyork einen Künstlerverein, aus welchem 1826 die National Academy of Design hervorging, zu deren erstem Präsidenten Morse gewählt wurde. Um dieselbe Zeit hielt er am Athenäum zu Newyork Vorlesungen über die schönen Künste. Seine Kunst brachte ihm indessen nur einen geringen materiellen Gewinn ein, obgleich er derselben mit Fleiß und Eifer an verschiedenen Orten, in Newyork, Boston und Charleston in Südcarolina oblag und Landschafts- und Porträtbilder malte. Der Verlust seiner ersten Frau (er war zweimal verheirathet), die im Februar 1825 starb, betäubte ihn sehr; dennoch arbeitete er rüthig weiter und fand namentlich in der Freundschaft, die ihn mit seinem Collegen Charles Robert Leslie verband, Trost und Stärkung. Im Jahre 1829 machte er eine zweite Reise nach Europa, um sich in seiner Kunst zu vervollkommen. Er besuchte diesmal nicht nur England, sondern auch Frankreich und Italien, und kehrte nach einem dreijährigen Aufenthalte in diesen Ländern nach Newyork, wo er unterdessen zum Professor der Kunstgeschichte an der dortigen Universität erwählt worden war, zurück.

Auf dieser Rückreise, die er von Havre aus mit dem Packetboot Sully unternahm, gab ein zufälliges Ereigniß seinem ganzen künftigen Leben eine andere Wendung. Dr. Charles S. Jackson aus Boston, der sich ebenfalls auf dem Schiffe befand, erzählte seinen Reisegefährten von interessanten Experimenten, die man kürzlich in Paris vorgenommen habe und bei welchen der elektrische Strom sofort und mit unglaublicher Schnelligkeit vermittle eines Drahtes weite Strecken fortgeleitet worden sei. Diese Erzählung machte auf Morse, der sich von jeher gern mit Chemie und den einschlagenden Wissenschaften beschäftigt hatte, einen gewaltigen Eindruck, und er kam bald auf den Gedanken, den er auch schon direct auf dem Schiffe aussprach, daß durch die Anwendung des Elektromagnetismus auf die Telegraphie große und neue Resultate erzielt werden könnten.

Mit dieser Idee im Kopfe lebte er nach seiner Rückkehr nach Newyork eifrig seiner Kunst, geehrt und geachtet sowol wegen seiner Fachkenntnisse wie wegen seines humanen Sinnes; seine Mußestunden aber widmete er dem erwähnten wissenschaftlichen Problem. Im Jahre 1835 construirte er seinen ersten, natürlich noch sehr unvollkommenen Apparat, mit dem er zwar einer eine halbe Meile weit entfernten Person etwas mittheilen, aber keine Antwort zurückerhalten konnte; im nächsten Jahre wurde das Instrument öffentlich in Thätigkeit gezeigt. Dies war in seiner rohesten und elementarsten Form der wohlbekannte Morse'sche Apparat, bei welchem das Papier mit einer Nadel durchstochen wurde. Politische Gesetzgeber sehen nicht immer wissenschaftliche Erfinder mit sehr günstigen Augen an; und so kam es, daß Morse ein dem Congreß im Jahre 1837 vorgelegtes Gesuch um Unterstützung bei seinem Unternehmen sehr kühl aufgenommen fand. Er ging darauf nach England, wo ihm ein Patent versagt wurde. In Frankreich erhielt er jedoch ein sogenanntes Brevet d'invention. Nach Amerika heimgekehrt, versuchte er von neuem mit unermüdblicher Zähigkeit den Congreß davon zu überzeugen, daß seine Erfindung eine Unterstützung verdiene, um in der Praxis geprüft zu werden. Endlich, als er die Hoffnung auf Erfolg fast schon aufgegeben hatte, wurden ihm am 4. März 1843 „in der zwölften Stunde der aufgehörenden Session“ 30000 Doll. bewilligt. Im Jahre 1844 hatte er die Linie zwischen Washington City und Baltimore beendet und die erste Depesche über ihre Drähte gesandt. Binnen 16 Jahren waren beinahe 40000 englische Meilen Draht in voller Thätigkeit. Merkwürdig genug waren im Jahre 1837 auch zwei andere Erfinder auf ein neues Telegraphensystem gekommen — Wheatstone in England, der das Instrument mit der deflectirenden Nadel, und Steinheil in Baiern, der einen Notirtelegraphen erfand, welcher indeß zu complicirt war, um allgemein in Gebrauch zu kommen. Ehrenbezeugungen aller Art strömten nun förmlich auf Morse ein. Das Yale College machte ihn zum Doctor der Jurisprudenz, der Sultan der Türkei schickte ihm eine Diamantendecoration, der König von Preußen verlieh ihm die große goldene Verdienstmedaille, in den Deckel einer massiv goldenen Tabatière gefaßt. Auch Würtemberg und Oesterreich schickten Medaillen. Frankreich machte ihn zum Ritter der Ehrenlegion und Dänemark zum Danebrog-Ritter. Auch Isabella II., damals noch Königin von Spanien, sandte ihm 1858 das Commandeurekreuz des Ordens Isabella's der Katholischen; im Jahre 1857 aber traten die Repräsentanten von zehn Ländern, welche durch seine Arbeiten Vortheile gehabt hatten, in Paris zusammen und votirten ihm eine Dotation von 400000 Frs.

Es darf nicht vergessen werden, daß Morse auch auf die Erfindung des unterseeischen Telegraphen Anspruch hat, indem er im Herbst des Jahres 1842, also anderthalb Jahre vor seiner Vollendung des Landtelegraphen, im Hafen von Newyork einen submarinen Telegraphen legte. Man darf dies mit Recht als den ersten Versuch des Unternehmens bezeichnen, welches später durch die Energie von Cyrus W. Field in so großartiger Weise vervollkommen wurde.

Die letzte öffentliche Huldbigung ward ihm im Juni des Jahres 1871 zutheil, indem ihm im Centralpark zu Newyork eine Bronzestatue errichtet ward, bei welcher William Cullen Bryant die Enthüllungsrede hielt. Auch war es ihm noch vergönnt, bei der Enthüllung des Denkmals thätig zu sein, welches am 17. Jan. 1872 dem Erfinder des Blitzableiters, Benjamin Franklin, auf dem Printing House Square in Newyork errichtet wurde.

S. F. B. Morse hat die Welt mit einer der größten Wohlthaten beschenkt, die ihr

seit der Erfindung der Buchdruckerkunst zutheil wurden. Der Gedanke der Solidarität der Menschheit erhielt durch den elektrischen Telegraphen wol das größte praktische Mittel zu seiner Ausführung. Daß die wissenschaftlichen Grundsätze, die seiner Erfindung zu Grunde liegen, schon vor ihm und von andern hergestellt und ausgesprochen wurden, verkürzt das Verdienst des amerikanischen Erfinders wenig oder gar nicht; denn dieses liegt in dem wirklichen Einführen eines neuen zweckdienlichen Befehls zur allgemeinen Bildung in die Welt der Thatfachen und nicht nur in dem ersten Erfassen des Gedankens. Solange die Menschen sich ihrer großen Wohlthäter erinnern werden, wird auch der Name des Professors Morse unter den größten Beförderern der Civilisation genannt und geehrt werden.

Aus den Reihen der preussischen Staatsmänner ist einer der edelsten durch den Tod ausgeschieden: am 3. Mai 1872 starb zu Potsdam nach längerem Leiden Maximilian Graf von Schwerin-Puzar, einer der treuesten und biedersten Männer, welche jemals eine Parlamentstribüne bestiegen haben. Wir verzichten hier auf eine eingehende Würdigung seiner staatsmännischen Laufbahn, da uns eine solche bei der engen Verketzung der Schicksale Schwerin's mit denjenigen des preussischen Staatslebens seit dem Jahre 1847 nur dann gelingen könnte, wenn wir zugleich eine Geschichte der parlamentarischen Entwicklung Preussens schreiben wollten, was hier nicht unsere Aufgabe sein kann. So mögen denn die nachstehend mitgetheilten Personalnotizen über den Grafen von Schwerin-Puzar genügen.

Geboren am 30. Dec. des Jahres 1804, studirte Maximilian Graf von Schwerin-Puzar nach absolvirtem Gymnasialcursus Jurisprudenz auf verschiedenen Universitäten Deutschlands und übernahm dann die Verwaltung mehrerer väterlicher Güter. Zuvor hatte er sich mit einer Tochter des berühmten Theologen Schleiermacher vermählt. Im Jahre 1833 war er Landrath des anklamer Kreises und seit dem Jahre 1840 Mitglied des pommerschen Provinziallandtages. Das Jahr 1846 fand ihn in Berlin, wohin er infolge seiner regen Betheiligung am Gustav-Adolf-Verein vom Könige als Mitglied der Evangelischen Generalsynode berufen wurde. Als Landrath des anklamer Kreises nahm er einen hervorragenden Antheil an dem Vereinigten Landtage und legte auf denselben den eigentlichen Grund zu jener später so bedeutsamen Stellung als eins der hervorragendsten Mitglieder der liberalen Partei. Im Ministerium hatte er vom 19. März bis zum 18. Juni 1848 das Portefeuille des Cultus inne. In der frankfurter Nationalversammlung wirkte er später als Vertreter des Wahlkreises Schlawa. Eine glänzende, bald dornenvolle, bald lorbeerreiche Thätigkeit entwickelte er seit dem Sommer 1849 bis an sein Ende im preussischen Abgeordnetenhaufe. Er war Präsident dieser Versammlung in den Jahren 1849—55 und im Jahre 1859. Als Nachfolger Flottwell's trat er im Juli 1859 in das Ministerium der neuen Aera. Am 17. Juli 1862 legte er das Portefeuille des Innern nieder und wirkte seitdem im Abgeordnetenhaufe und später im Reichstage, anfangs als Mitglied der allliberalen, dann der national liberalen Fraction mit Eifer und Thatkraft. Schwerin ist niemals ein excentrischer Staatsmann, stets aber ein feuriger Verfechter seiner Ueberzeugung gewesen. Stets hat er sich zu genügigten Ideen bekannt, aber auch stets diese Ideen mit rücksichtsloser Logik energisch vertreten. Daß die preussische Hauptstadt ihren tapfern Schwerin zu ehren wußte, das hat sie bewiesen, indem sie ihn zum Stadtrath wählte. Er hat diesem Amte einen Theil seiner Kraft bis kurz vor seinem Ende gewidmet. Eine neue Anerkennung seiner Verdienste empfing er noch wenige Tage vor seinem Tode durch Entsendung einer Reichstagsdeputation an ihn, welche ihn an seinem Krankenlager beglückwünschte zu dem fünfundzwanzigjährigen Gedentage des Zusammentritts des Vereinigten Landtages. Nicht nur seine Partei, das gesammte deutsche Vaterland trauert an dem Grabe des edeln Mannes.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brodhäus. — Druck und Verlag von F. A. Brodhäus in Leipzig

# Inhaltsverzeichnis.

---

|                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                   | Seite |
|-------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------|-------|
| Der Krieg Deutschlands gegen Frankreich 1870 und 1871. Von Karl Junck. Vom Beginn des Krieges bis zur Capitulation von Sedan. I. . . . .                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                          | 1     |
| Alexander Herzen. Von Friedrich Althaus. . . . .                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                  | 21    |
| Der Schlafstrunk. Eine culturhistorische Studie. . . . .                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                          | 57    |
| <br><b>Chronik der Gegenwart:</b>                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                 |       |
| Retrologe: Johann Baptist Walzer. — Karl Joseph Wittschauer. — Hermann Lehnert.                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                   | 68    |
| Politische Revue: Die Parteien in Frankreich, die Bonapartisten und Orleansisten. — Die Herzoge von Nemours und Joinville und die Nationalversammlung. — Präsident Thiers und seine Antecedentien. — Die Botschaft vom 8. December und das Georgsfest in Petersburg. — Die Restitution der Güter der Orleans und die Ueberfiedelung der Nationalversammlung nach Paris. — Deutsch-französischer Conflict und der Belagerungszustand in den occupirten Departements. — Die versailer Kriegsgerichte und ihre Urtheile. — Die Herbstsession des Deutschen Reichstages und ihre Beschlüsse. — Die Sitzung des preussischen Landtags. — Die Steuerreformen des Finanzministers Camphausen. — Die Aufbesserung der Beamtengehälter. — Collisionen zwischen Reichsgesetz und Particulargesetzgebung und Anträge in der bairischen und württembergischen Kammer. . . . . | 70    |
| <br><hr style="width: 10%; margin: auto;"/>                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                       |       |
| Der Alpendurchstich auf dem Mont-Cenis. . . . .                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                   | 81    |
| Der Krieg Deutschlands gegen Frankreich 1870 und 1871. Von Karl Junck. Vom Beginn des Krieges bis zur Capitulation von Sedan. II. . . . .                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                         | 103   |
| Das Passionspiel in Oberammergau. Von Karl Bartsch. . . . .                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                       | 125   |
| <br><b>Chronik der Gegenwart:</b>                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                 |       |
| Retrologe: Thomas Erving. — Robert Anderson. — Immanuel Bekker. — Theodor Gafmann. . . . .                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                        | 140   |
| <br><hr style="width: 10%; margin: auto;"/>                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                       |       |
| Das Königreich Italien. I. Die Session des ersten Nationalparlaments (18. Februar 1861 bis 7. September 1865). . . . .                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                            | 145   |
| Der Proceß der Commune von Paris. I. . . . .                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                      | 180   |
| Das Petroleum. Seine natur-, cultur- und kriegsgeschichtliche Bedeutung. . . . .                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                  | 208   |

**Chronik der Gegenwart:**

- Politische Revue: Der Kampf zwischen Reichsgesetz und Particulargesetz in den deutschen Einzelstaaten. — Der Abgang des Hrn. von Mähler und die Aufgaben des neuen preussischen Kultusministers. — Die neue Aera in Oesterreich; Andráffy und Beust; die Thronrede, die Adresse und die galizische Frage. — Conflict zwischen dem Präsidenten und der Nationalversammlung in Frankreich. . . . . 218

- Baden im letzten Jahrzehnt. Von Wilhelm Müller. I. . . . . 225  
 Der Proceß der Commune von Paris. II. . . . . 244  
 Rudolf Wienberg. . . . . 271

**Chronik der Gegenwart:**

- Nekrologe: Richard von Stutterheim. — Karl Friederichs. — Berthold Seemann. — Bernhard Scholz. . . . . 276  
 Revue der Erd- und Völkerkunde: Neue Nachrichten aus der Polarregion. — Die Colonisation der römischen Campagna. — Das Neueste von Livingstone und andern Afrika-Reisenden. — Muster's Reise in Patagonien. — Vermischte geographische Notizen. — Die Rocky-Mountains, Britisch-Columbia und die Berichte von Francis Poole über die Queen-Charlotte-Inseln. . . . . 279

- Die französische Presse und Deutschland. Von Rudolf Gottschall. I. Vor dem deutsch-französischen Kriege. . . . . 289  
 Slawische Gänge durch die Lausitz. Von Richard Andree. I. Baugen und die Bestrebungen der Wenden. . . . . 307  
 Der Krieg Deutschlands gegen Frankreich 1870 und 1871. Von Karl Furd. Vom Beginn des Krieges bis zur Capitulation von Sedan. III. . . . . 329

**Chronik der Gegenwart:**

- Politische Revue: Der Conflict zwischen Fürst Bismarck, den Ultramontanen und Hochconservativen. Das Schulaufsichtsgesetz im Abgeordnetenhaus. Die Zukunft desselben im Herrenhaus. — Der Sieg über die Ultramontanen und Particularisten in München und Stuttgart. . . . . 363

- Die deutsche Feldpost im deutsch-französischen Kriege 1870—71. . . . . 369  
 Das Testament Peter's des Großen und seine neuesten Wirkungen. . . . . 379  
 Die Tiefseeforschungen der Neuzeit. Von Karl Müller von Halle. I. . . . . 400  
 Zelt und Parade. Von Otto Seyffelder. . . . . 416

**Chronik der Gegenwart:**

- Nekrologe: Bogumil Dawison. — Auguste Joseph Alphonse Gratry. — Dr. Müller-Melchior. — Theodor Kaufmann. . . . . 422  
 Literarische Revue: Hegel's „Chroniken deutscher Städte“. — Schriften zur Geschichte des Mittelalters von Karl Müllenhoff, Felix Dahn, Friedrich von Raumer, Hans Prutz. — L. von Rochau's „Geschichte des deutschen Landes und Volkes“. — Ludwig Geiger, „Leben Neuschkin's“; der zweite Band von G. Droysen's „Gustav Adolf“. — Werke zur Geschichte des Siebenjährigen Krieges und der Revolutionszeit von Ludwig Häusser, Arnold Schäfer, Leopold von Ranke, Friedrich Rapp, Friedrich von Sybel. — Wilhelm Müller's „Politische Geschichte der Gegenwart“. 425

|                                                                                                                                          |              |
|------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------|--------------|
| Franz Grillparzer. Ein literarischer Essay von Rudolf Gottschall. . . . .                                                                | Seite<br>433 |
| Der Krieg Deutschlands gegen Frankreich 1870 und 1871. Von Karl Sund. Vom Beginn des Krieges bis zur Capitulation von Sedan. IV. . . . . | 461          |
| Slawische Gänge durch die Lausitz. Von Richard Andree. II. Streifzüge durch oberlausitzer Wendendörfer. . . . .                          | 479          |
| Die Herbstsession des Deutschen Reichstages von 1871. . . . .                                                                            | 496          |

**Chronik der Gegenwart:**

|                                                                                                                                                                                         |     |
|-----------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------|-----|
| Politische Revue: Das Schulaufsichtsgesetz im Herrenhause und die Rede des Fürsten Bismarck. — Der polnische Ausgleich und die Vorgänge in Pesh. — Die Situation in Frankreich. . . . . | 506 |
|-----------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------|-----|

|                                                                                                          |     |
|----------------------------------------------------------------------------------------------------------|-----|
| Charles Sumner. Ein biographisches Charakterbild von Rudolf Doehn. . . . .                               | 513 |
| Darwin's Auffassung des geistigen und sittlichen Lebens des Menschen. Von Julius Frauenstädt. I. . . . . | 535 |
| Die Tiefseeforschungen der Neuzeit. Von Karl Müller von Halle. II. . . . .                               | 550 |

**Chronik der Gegenwart:**

|                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                |     |
|------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------|-----|
| Retrologe: Giuseppe Civinini. — Pietro Maestri. — Henry Wager Halleck. — Henry L. Luderman. — Johann Bertram Stlwe. . . . .                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                    | 564 |
| Theatralische Revue: „Madeleine Morel“ von S. Rosenthal. — „Der moderne Achilleus“ von Joseph Weilen. — „Die Bluthochzeit“ von Albert Lindner. — „Die Herzogin“ von L. Klein. — Der „Wunde Fleck“ von Robert Ehr. — Neue Lustspiele von Adolf Wilbrandt, Hippolyt Schauffert, G. von Moser, Ernst Wichert, Roderich Benedix, N. Kneisel, Kohlenegg und Friedrich Schütz. — Neue Aneignungen Shakspeare'scher Stücke für die deutsche Bühne. — Französische Stücke in Frankreich und Deutschland. — Laube und das norddeutsche Theater. . . . . | 568 |

|                                                                                                                                         |     |
|-----------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------|-----|
| Das Königreich Italien. Von Otto Speyer. II. Die Vorgeschichte des Krieges von 1866. . . . .                                            | 577 |
| Darwin's Auffassung des geistigen und sittlichen Lebens des Menschen. Von Julius Frauenstädt. II. . . . .                               | 597 |
| Der Krieg Deutschlands gegen Frankreich 1870 und 1871. Von Karl Sund. Vom Beginn des Krieges bis zur Capitulation von Sedan. V. . . . . | 606 |
| Johannes Oppolzer und die moderne Medicin. . . . .                                                                                      | 629 |
| Die Verproviantirung von Paris während der Belagerung. . . . .                                                                          | 636 |

**Chronik der Gegenwart:**

|                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                              |     |
|--------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------|-----|
| Retrologe: Giuseppe Govone. — Joseph G. Cogswell. . . . .                                                                                                                                                                                                                                                                                                    | 647 |
| Politische Revue: Der Entwurf der neuen Kreisordnung im preussischen Abgeordnetenhause. — Rückblick auf die Resultate der letzten Session. — Eröffnung des Reichstages. — Thiers und Gambetta. — Die Kündigung des englisch-französischen Handelsvertrags. — Die französische Armeearganisation. — Der Proceß Trochu. — Die Parteikämpfe in Spanien. . . . . | 648 |

|                                                                                                  |     |
|--------------------------------------------------------------------------------------------------|-----|
| Aus Algerien. Studien und Skizzen von H. Bartling. I. . . . .                                    | 657 |
| Wilibald Alexis. Ein literarhistorischer Essay von Ernst Ziel. . . . .                           | 685 |
| Die französische Presse und Deutschland. Von Rudolf Gottschall. II. Während des Krieges. . . . . | 696 |

**Chronik der Gegenwart:**

|                                                                     |     |
|---------------------------------------------------------------------|-----|
| Retrologe: Dr. Kosch. — Martin John Spalding. — Ernst Rixe. . . . . | 719 |
|---------------------------------------------------------------------|-----|

|                                                                                                                                          |     |
|------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------|-----|
| Der Krieg Deutschlands gegen Frankreich 1870 und 1871. Von Karl Sund. Vom Beginn des Krieges bis zur Capitulation von Sedan. VI. . . . . | 721 |
| Baden im letzten Jahrzehnt. Von Wilhelm Müller. II. . . . .                                                                              | 752 |
| Luzusgerichte. Dritter Artikel. Weltweine. . . . .                                                                                       | 771 |

#### Chronik der Gegenwart:

|                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                |     |
|--------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------|-----|
| Politische Revue: Cardinal Fürst Hohenlohe und die Frage der päpstlichen Gesandtschaft. — Die Eröffnung der strasburger Universität. — Die böhmischen Wahlen und der galizische Ausgleich; die Rudlich-Feier. — Serbien und die Zwornik-Frage. — Die Untersuchungen der Capitulationen in Frankreich; der Proceß Bazaine; Herzog d'Audiffret-Pasquier und General Chancy. — Die Niederlagen der Karlisten in Spanien . . . . . | 795 |
|--------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------|-----|

|                                                                                                                |     |
|----------------------------------------------------------------------------------------------------------------|-----|
| Die französische Presse und Deutschland. Von Rudolf Gottschall. III. Nach dem Kriege: die Publicisten. . . . . | 801 |
| Aus Algerien. Studien und Skizzen von H. Bartling. II. . . . .                                                 | 821 |
| Skizzen aus dem Leben der Vögel. Von Karl Ruß. . . . .                                                         | 851 |

#### Chronik der Gegenwart:

|                                                                                      |     |
|--------------------------------------------------------------------------------------|-----|
| Nekrologe: Samuel Finley Breese Morse. — Maximilian Graf von Schwerin-Puzar. . . . . | 862 |
|--------------------------------------------------------------------------------------|-----|

# Ankündigungen.

(Der Raum einer Zeile wird mit 4 Ngr. berechnet.)

## Delius' SHAKSPERE

III. (Stereotyp-) Auflage

jetzt complet.

2 starke Bände, broschirt: 5 Thlr. 10 Sgr.  
In 2 feinen Halbfranzbänden: 7 Thlr.

Jedes einzelne Stück: 8 Sgr.

[Letztere werden, soweit der Vorrath reicht, zunächst in der 2. Auflage geliefert.]

Elberfeld, Verlag von R. L. Friderichs.

Im Verlage von F. C. W. Vogel in Leipzig erschien soeben:

## AUGUST KOBERSTEIN'S GRUNDRISS DER GESCHICHTE DER DEUTSCHEN NATIONALLITERATUR. FÜNFTHE UMGEARBEITETE AUFLAGE

VON  
KARL BARTSCH.

ERSTER BAND:

a. u. d. T.:

GESCHICHTE DER DEUTSCHEN NATIONALLITERATUR  
BIS ZUM ENDE DES 16. JAHRHUNDERTS.

„DIE ALTE ZEIT.“

gr. 8., 29 Bogen. Preis: 2 Thlr. 15 Ngr.

Koberstein's Grundriss ist als der gründlichste, vollständigste und gediegenste Führer durch unsere deutsche Literaturgeschichte allseitig anerkannt.

Die Neue Auflage des berühmten Buches wird in 5 Bänden erscheinen. Band II (Die Neuere Zeit, bis zum 2. Viertel des 18. Jahrh.) erscheint binnen kurzem, auch werden die 3 letzten Bände (Die Neue Zeit, bis zu Göthe's Tod) in rascher Folge ausgegeben werden.

Ein Prospectus ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

## Biographische Denkmale.

Von

K. A. Barnhagen von Ense.

Dritte vermehrte Auflage.

Erster Theil. 8. Geh. 1 Thlr. 10 Ngr.

(Bildet zugleich den 7. Band von Barnhagen's Ausgewählten Schriften.)

Inhalt: Graf Wilhelm zur Lippe. — Graf Matthias von der Schulenburg. — König Theodor von Corsica. — Freiherr Georg von Derfflinger.

Als Biograph steht Barnhagen bekanntlich unerreicht da, und mit Recht wird ihm der Name des deutschen Plutarch beigelegt. Eine vollständige Sammlung seiner Biographien war aber bisher nicht vorhanden, mehrere fehlten sogar seit geraumer Zeit gänzlich im Buchhandel; die hiermit beginnende, sorgfältig durchgesehene und wohlfeile Ausgabe derselben (die zweite Abtheilung seiner Ausgewählten Schriften bildend) ist deshalb gewiß um so willkommener.

Die erste Abtheilung der Ausgewählten Schriften enthält in 6 Bänden Barnhagen's berühmtes Memoirenwerk „Denkwürdigkeiten des eignen Lebens“ und kostet geh. 8 Thlr., geb. (in 3 Bänden) 9 Thlr.

Verlag von **J. A. Brockhaus** in Leipzig.

Sieben erschien:

# Atlas der Astronomie.

Von

**Dr. Karl Bruhns,**

Professor an der Universität, Director der Sternwarte zu Leipzig.

12 Tafeln in Stahlstich, Holzschnitt und Lithographie nebst erläuterndem Texte.

Separat-Ausgabe aus der zweiten Auflage des Bilder-Atlas.

Quer-Folio. Geh. 1 Thlr. Cart. 1 Thlr. 10 Ngr. Geb. 1 Thlr. 20 Ngr.

Von Professor Bruhns, einem der verdientesten deutschen Astronomen, wird hier ein Compendium der Astronomie geboten, das auf 12 sorgfältig ausgeführten Tafeln in Verbindung mit einem gedrängten leichtfaßlichen Texte die wichtigsten Resultate dieser Wissenschaft dem größern Publikum vorführt. Der außerordentlich billig gestellte Preis empfiehlt das reichhaltige Werk zu weitester Verbreitung.

In demselben Verlage erschien:

**Atlas der Physik.** Nebst einem Abriß dieser Wissenschaft. Von Dr. Johann Müller.

10 Tafeln (mit 455 Figuren) und Text. Separatausgabe aus der zweiten Auflage des

Bilder-Atlas. 8. Geh. 20 Ngr. Geb. 1 Thlr.

**Atlas des Seewesens.** Von Reinhold Werner, Kapitän zur See in der kaiserlich Deutschen

Marine. 25 Tafeln in Stahlstich, nebst erläuterndem Texte. Separatausgabe aus der

zweiten Auflage des Bilder-Atlas. Quer-Folio. Geh. 1 Thlr. 20 Ngr. Geb. 2 Thlr. 12 Ngr.

## Einbanddecken

ZUR

### Neuen Folge von Unsere Zeit.

Vielen Abnehmern des vorliegenden Werks wird die Mittheilung willkommen sein, dass die Verlagshandlung Einbanddecken zu demselben, und zwar in zwei Arten: in Leinwand und in Halbfranz, hat anfertigen lassen.

Jeder Besitzer des Werks wird dadurch in den Stand gesetzt, dasselbe für einen billigen Preis in geschmackvoller Weise sich einbinden lassen zu können.

Der Preis der Decke eines Bandes beträgt

in Leinwand 6 Ngr.,

in Halbfranz 8 Ngr.

Jede Buchhandlung kann die Decken zu diesen Preisen besorgen.